Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Sechsundvierzigster Band.

Drittes Quartal.

Berlin, 1866.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Inhalts-Verzeichniß.

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

(Fortsetzung.)

Noch ist klar geworden, was es eigentlich um dies principale Hauptstück des Imperium (der Obrigkeit, des sich selbstbestimmenden selbstbewußten Herrscher-Willens) sei, dieses Hauptstück, das der falsche Constitutionalismus mit seiner Theilung der Gewalten principiell gar nicht kennt, denn er hat nicht das Imperium als diese Eine souveräne Hoheit, die Ehrfurcht und Gehorsam selbständig um ihrer selbst wegen fordert und nicht blos etwa auf Grund des Gesetzes (hier liegt die Kraft zur Declaration), hat nicht dieses Eine untheilbare Imperium als die Kraft des Entschlusses, als die Kraft der Initiative und des Veto, dieses Eine Imperium, das nur in Beziehung auf seine verschiedenen Thätigkeits-Objecte sich für seine Ausübung, unter selbständiger Mithülfe der Reichs-Glieder, entfaltet als Gesetzgebung, Regierung nach den Gesetzen (Executive), Regierung innerhalb der Gesetze (Verwaltung) und Gericht. Der falsche Constitutionalismus kennt nicht das Imperium, kennt nur — und zwar nach seinem Ideal — Volks-Gesetzgebung und Königs(?)-Regierung nach den Gesetzen. (Executive. Das Volk schreibt den Brief, der König ist Postbote).

Es hat dieser falsche Constitutionalismus die Anschauung von dem verloren, was Göthe: „eine Natur!" nannte. Er hat vor lauter Schnipfeln in dem Papierkorbe seines Kopfes nicht mehr die tiefere Ahnung von der Grundbedingung alles Lebens: „der Kraft und der Herrlichkeit!"

Daß alles Gesetz nur den Werth falschen Papiergeldes haben würde, wenn es nicht uranfänglich und ursprünglich unter die Macht-Autorität gestellt wäre: das lex unter dem rex, die Gesinnung im Menschen unter seinen Thatwillen! daß alles Gesetz ruhend ohne Entwickelung verharren würde, wenn nicht das Formen-Bildungsprincip im Willen herrschaftlich über ihm stände, daß deshalb der rex nicht blos nach den Gesetzen, sondern auch frei innerhalb derselben waltet (unser § 45 macht Miene, aber auch nur solche, als gäbe der König nur für die Gesetze Verordnungen, anstatt auch frei innerhalb der Gesetze, und doch ist all das, was dem Könige nicht durch Gesetz negirt ist, freie Bewegung für den König; in dubio pro rege!) von alle dem hat nun der falsche Constitutionalismus keine Ahnung; nach seinem belgischen Ideale möchte er am Liebsten überall ohne Berufung des Imperiums nach dem Termin-Kalender sich zum Gesetzgebungsgeschäft ver-

sammeln, den König dann beauftragend mit Vollziehung pure nach dem Gesetze!

Ich glaube, daß es völlig durchsichtig geworden ist, wie wir im engsten Anschluß an die göttliche Ordnung und unabkömmliche Institution, sine ira et studio, in keinem anderen Partei-Ton als dem der Gottes-Partei, dem rex wie dem lex das suum cuique widmeten; dabei sind wir nicht gemeint, daß, falls Gott uns den Geist gab und wir das Richtige trafen, dies sofort eingeführt werden müßte; denn die Entwickelung der Völker fordert immer nur das ihm schon Angemessene, und das Ende der Tage möchte noch verziehen, bis daß es komme; aber jedes Höhere bleibt ein Gut für die Anstrebung.

Aber wenn das Mehr-Wahre und Höhere gleichzeitig den Charakter einer conditio sine qua non, einer Nothwendigkeit hat, ohne welche keine hausbackene Gesundheit möglich, dann — zumal wenn die Krankheit acut geworden — dürfte es höchste Zeit sein, jenes Höhere in Anwendung zu stellen, zumal wenn es uns schon vorhanden, nur außer Gebrauch zurückgestellt gewesen ist.

Hätten wir eine richtige Vertretung, so würde ich unsere Verfassungs-Urkunde für eine solche halten, die in den wesentlichsten Bestimmungen (Vieles ist in sie aufgenommen und garantirt, was gar nicht hineingehört, was nur die falsche Doctrin des Liberalismus sich als sein Steckenpferd verassekuriren ließ) mit dem ächten Constitutionalismus große Aehnlichkeit hat, zumal sie ja gar nicht beabsichtigt, zu sagen: Rechte, die hier nicht numerirt sind, hat der König nicht!

Sie sagt nur: das ist es, was der König für das Regelmäßige bedarf! freilich denkt sich der Falsch-Constitutionelle hinzu: wir meinen eben den Rechtsstaat, der nie anders als auf diesem Uhrwerk verläuft.*) — Es ist aber ganz müßig, was er, oder wir, oder Andere sich dabei denken und beabsichtigen, denn es ist eben die bestehende Realität, daß der König von Preußen, aus dem absoluten Imperium herkommend, und ohne jede Theilung der Gewalt, diese nur constitutionell dergestalt in ihre Thätigkeiten entfaltet hat, daß für die tägliche, regelrechte Ausübung eine feste Norm errichtet und unter heilige, moralische Garantie gestellt ist. Es ist nicht so, daß

*) Soll ich die politische Richtung bezeichnen, der ich angehöre, könnte ich sagen: auf deutsch-nationaler Grundlage strebe ich den christlichen Rechtsstaat an. Aber die Gegner verstehen unter Rechtsstaat eine feste Einrichtung, nach welcher der Staat sich nach dem Terminkalender abwickelt. In meinem „Duell" (Schweigger'sche Buchhandlung) habe ich die Grundlage gewürdigt, auf welcher dieser Rechtsstaat fußt, auf der Annahme, daß der Wecken des Personlebens sich abweifen lasse auf eine Spule des Rechts. — Es ist der Automatengedanke, daß der Personengeist, daß das Imperium, der Herrscherwille, der rex sich in lauter lex, in pure Institution, daß also das Subject lauter Object, und nichts als Object werden solle und könne.

Ich unterscheide mich nun dahin, daß das Imperium mir unter den uranfänglichen Hauptstücken von rex und lex das prinzipale ist und daß ich überhaupt nur von Object zu sprechen weiß, insofern und insoweit ein gewahrtes Subject vorhanden ist, und unterscheide mich dadurch, daß ich rex wie lex uranfänglich schon, als unter einer Nothwendigkeit und Institution, also unter göttlicher Ordnung begreife, demnächst bezüglich ihres ewigen Bestandes unter allerhöchste Garantie gestellt! —

Dies die orthodoxe konservative Anschauung.

dem Könige nur die Flasche an Kraft zugemessen sei, welche die Constitution ihm verstöpselt, und daß er den Ausnahms-Erfordernissen absolut nur mit den in der Flasche zugemessenen Rechten begegnen könnte.

Alle deutsche Staatsrechtslehrer fordere ich getrost auf, mir zu sagen, ob ich nicht aus der deutschen, geschichtlich bestehenden Staats-Rechts-Anschauung herausspreche?

Ich frage, ob in Deutschland der fremde Wahnwitz als Rechts-Anschauung bestehe, wonach

> jene Formen, in denen das Imperium, sei es in Gesetzgebung oder sonst, als der sacrosancte Zweck gelten, für welche die einheitliche Substanz des Imperiums als Mittel da ist? oder ob nicht vielleicht das die Anschauung ist:
>
> daß jene Formen um deswillen heilig gelten, weil sie als das geeignete Mittel erscheinen, um das sacrosancte Landes-Imperium in denjenigen Geleisen thätig zu sehen, in denen es sich für das Ganze und die Glieder physisch und sittlich am Gedeihlichsten bewegt?

Wenn dem aber so ist, wie dann, wenn in einem specifischen, verfassungsgemäß nicht vorherzusehenden und nicht vorgesehenen Falle, just diese heilige Form (wir sprechen davon, daß der König ohne die Kammern kein Gesetz geben kann, wollen wir nur gleich sagen, auch keine Deklaration) dafür verwendet wird, daß das Imperium, die Substanz aller sittlichen Staatsgewalt, in seinem eigenen sacrosancten Lager erwürgt werden soll? wie dann, wenn der Staat gegen den Zweck dieser Formen just mittelst ihrer in Geleise geleitet werden soll, in denen sein Imperium nicht mehr thätig sein kann zum Gedeihen des Ganzen und der Glieder?

Präsident Johnson, ci-devant Schneidermeister, der aber nie Flick-Arbeit lieferte, weiß genau, was in einer Republik Hochverrath ist; ich weiß genau, was solcher ist gegen die Königthums-Verfassung.

Gern glaube ich, daß unsere verwaschene Zeit eine große Summe selbst hochstehender Individuen im Treibhaus ge- und überzeitigt hat, die, immerhin gut gesonnen, es für eine interessante Controverse am Theetische halten: was eigentlich Monarchie und monarchisches Princip sei, und gegen welche Verfassungsbestimmungen die Escamotage gerichtet sein müsse, um den hochverrätherischen Dolus an den Tag zu legen.

Hoffen wir, daß diese Erörterungen an wesentlichsten Punkten klar gelegt haben werden, wo die Monarchie pulsirt und wo die Republik, an welchen Punkten daher der Frevler einzusetzen habe, wenn er sich zum Verräther am Bestande des Königthums qualificiren will.

Wer die Mithülfe am Budget ausgesprochen dahin verwendet, um sie aus der Mithülfe in B e h e r r s c h u n g d e s w i l l k ü r l i c h z u s p e c i a l i s i r e n d e n B u d g e t z u v e r w a n d e l n; wer diese Beherrschung will und sie behauptet, ausgesprochen z u r V o l l s t r e c k u n g d e r D o c t r i n, nach welcher das Imperium nur die Executive haben, also ein Imperium gar nicht mehr existiren und nach welcher die Gesetzgebung also in Volks-Hand ruhen soll, wer das will und behauptet gegenüber dem alten Königs-Rechte in Preußen

und vis-à-vis der Constitution, die das volle Imperium in Preußen Paragraph für Paragraph enthält; wer das thut, der hängt für mich nur deshalb nicht am Galgen,*) weil ich nicht König von Preußen bin.

Wer in dieser Art in Amerika versuchen wollte: zu wollen und zu behaupten, daß die Monarchie in Amerika's Verfassung stünde, würde sofort am Galgen passiv die Raben füttern, den der Schneidermeister Johnson lieferte nie Flick-Arbeit.

Jenen doch, die in §. 84 nicht selbstverständlich lesen: „Hochverräther spazieren an den Galgen", welche in §. 29 der Wahlverordnung nicht selbstverständlich lesen: „erklärte Republikaner dürfen nicht gewählt werden", sage ich, daß ihnen an der Vollständigkeit der menschlichen Natur zu viel fehlt, um mit ihnen verhandeln zu können.

Jenen endlich, die Gedanken-Freiheit auch für die Republik fordern, will ich die Kundschaft der Flickarbeit widmen, die Johnson zurückwies. Auch der Blödsinn hat sein Recht, aber just bei politischen Fragen — die ein Urtheil „über Alles in Eins" fordern — sollte er keine Viril-Stimme führen dürfen. Gedanken über die Republik sind frei; aber wer als Königthums-Glied vom Königthum für dasselbe an den Wahltisch tritt, wer in der Kammer als Mithelfer am Königthume . . . . . —, steht ein solcher, frage ich, in einem Salon und treibt Gesprächsfreiheit über Republik?

Mag es sein, daß mein angeborener Rechts-Sinn mächtig verstärkt ist durch meinen ästhetischen Formen-Sinn, sei ihm, wie ihm sei, aber ich habe keinen mir genügenden Ausdruck der Geringschätzung für ein Geschöpf, das mitten in bestimmt umrissener Gestalt lebt und weset, und dennoch nicht weiß, wo es anfängt und aufhört, wo der Umkreis seiner Integrität liegt, wo die Peripherieen liegen, die es vom Mittelpunkt seiner Kraft aus beherrschen sollte.

Gott hat solche Geschöpfe wenigstens nicht geschaffen, und wenn der Mensch in künstlerischer Laune solche Unions-Creaturen aus Dreck und Feuer artificiell dem Schöpfer in's Antlitz hinein hinstellen will, so mag der Ewig-Geduldige auch den Menschen-Pasquillanten ertragen, ich aber werde des schleimigen Quarkes spotten.

Noch entsinne ich mich des Gefühls, mit dem ich Bunsens offenen Adelsbrief in den Zeitungen las. Jetzt bin ich Edelmann worden, sagte er, und er schlug von dem, den Bourgeois anlächelndem, Gesichte das Visir zurück, bin jetzt Edelmann worden, weil wie ihr wißt, ich immer, wie ich es noch heute bin, Bourgeois war und gegen den Adel wirkte — —

Sollte ein Königthum in diesem Sinne Königthum sein, dann freilich mag es nicht mehr wissen, wer gegen es Hochverrath treibt. —

Ueberschauen wir nun noch einmal, mit den in unseren Aufsätzen uns zubereiteten und gewonnenen Mitteln, den Stand der Frage, um die es sich

*) Schon der erste Artikel hat die Bedeutung dieses Galgens näher bezeichnet; Galgen der Gerechtigkeit, doch mit Billigkeit! Die Billigkeit, weil so unterwühlte Zeilen ihr Maß haben. — Wollte der Republikanismus auch nach der Declaration in den Kammern das Spiel noch in einem 4. Akt fortsetzen, würde erst diese tragische Lösung des 5. Aktes erfolgen.

so brennend handelt; so erblicken wir einen in folgender Weise von Schlangen umstrickten Laokoon.

Da steht das Königthum Preußen; die Nation steht da als eine Person und König soll sie heißen und Imperium und Staats-Herrscher-Wille. — Und der Staats-Herrscher-Wille heißt Wilhelm und Wilhelms realer Wille steht auf einem idealen Grund und Boden, und wie heißt dieser Boden? Er heißt: *die nicht gestorbene Nation von vor Alters bis heute heran!* Der kontinuirliche Wille der erlauchten Person Preußens von zartem Kindesbein an bis heute herauf, ist der Boden, auf welchem der heutige Staatsherrscher-Wille Preußens steht.

Fragen wir gleich, auf welchem Boden die Volksvertretung steht? Von der Hand in den Mund lebend, steht sie auf dem Boden der gegenwärtigen Generation, ich darf nicht einmal sagen, auf dem Boden des Geistes und Willens (ich würde lügen, wollte ich es sagen) der heute lebenden Nation, denn la volonté de tous giebt nicht einmal die Rousseau'sche volonté generale, geschweige den Ausdruck für specifisch preußisches National-Bewußtsein in den 1860er Jahren, und nur dieser letztere Geist soll zur Vertretung kommen.

Steht nun die Volksvertretung, und in so verfälschter Vertretung, nur auf dem Boden der Generation, und lebt diese zumal noch in aufgewühlter Uebergangs-Epoche, wie wir dies oben in jener Anmerkung ausführten, nun, so schlägt es in alle Sinne, wie dort Wilhelm unter seinen Mithelfenden als der principielle Träger der Gesetzgebung steht, und sieht man dann schon nur in der Constitution nach, so findet man, daß ihm die Attribute hierfür auch auf das Entschiedenste dort bestätigt sind; aber man wird auch finden, daß Wilhelm beschworen hat, zum Zweck bester Staatsherrschaft und besserer Garantie für *Nationalität und würdige Dauer des Rechts*, sich an eine Form in der Gesetzgebung zu binden, durch welche die Mithülfe der Volksvertretung *unverbrüchlich* geregelt sei.

An dieser Unverbrüchlichkeit wollen wir dich, Wilhelm, dich, Persönlichkeit Preußens von Ur-Alters her bis heute, bestens ersticken machen, sprechen die Mithelfenden; *nicht an dieser durchweg probaten Form*, in der wir mithelfen, sollst du ersticken, *aber sie soll dich wehrlos machen*, denn wenn sie deine freie Bewegung bannet, wie könntest du durch diese Formen uns abschütteln? Diese Formen der Mithülfe machen dich nicht bewegungslos, *wenn sie durch Mithelfende gehandhabt werden, aber gegen Verräther machen sie dich wehrlos.*

Nicht diese Formen erdrosseln dich, *nur wehrlos machen sie dich*; nicht aus diesen Formen entnehmen wir den tödtenden Druck und die Blutaussaugung, sondern nur innerhalb dieser Form üben wir unseren materiellen Druck aus (Budget), durch welchen die Muskelkraft und Athmung genommen wird.

Ging nun der Schwur etwa dahin: unverbrüchlich nicht bei Mithülfe, sondern bei Mord stille zu halten?

Ich denke, Wilhelm, durch dessen Willen jener Mithülfe die unverbrüchliche Form gegeben ist, wird sprechen: und hätte ich nicht die Pflicht, nur

das Recht des Königthums, so hätte ich doch nicht so gewettet, und für die Lebensrettung **werde ich für diesen Einen Akt** mit kräftigem Ruck die wehrlos machende Form wieder in meinen Ursprungs-Willen zurückziehen, **um sie sofort wieder herauszustellen,** doch — durch Erfahrung gewitzigt — um ein Sicherheits-Ventil bereichert, damit möglichst Preußen nicht sobald wieder in die Ausnahme gestellt werden möchte, in welcher das Imperium allein hervortreten muß, sondern möglichst in der Regel beharre, in welcher Imperium und lex wechselwirken.

Mittel nun für diesen Ruck kann nicht ein unwillkürlicher, es muß ein willkürlicher Muskel sein; ich nenne ihn: **die Deklaration!**

Man wird diesem aufrichtigen, alles Recht und alle Freiheit (deshalb auch die der Königthums-Person) liebenden Manne nun selbst Schlangen-Windungen vorwerfen, mit denen er die Aussprache des Staatsstreiches zu umgehen suche. Doch ist er, und er kann sich mit jedem seit 1848 ausgesprochenen Worte decken, des Bezichtigten — vielleicht aus der Schwäche eines Stolzes — völlig unfähig.

Insofern und insoweit die Deklaration, die authentische Interpretation, ein Gesetz ist, insofern und insoweit spreche ich vom Staatsstreich. Spreche um so vergnüglicher vom Staatsstreich, als nur die kuriosefte geistige Organisation die Bewegung des Körpers, mit der er dem Mörder den Dolch aus der Hand schlägt, für einen Staatsstreich würde würdigen können, selbst dann nicht, wenn jener vorher mit sich selbst und Anderen feierlichst übereingekommen sein möchte, seiner Bewegung nie und nie gerade diese Form geben zu wollen, weil dieselbe ungedeihlich für den Körper sei. O, wird der Körper und werden die Anderen urtheilen, o, was waren wir damals dumm, und o, wie ist es dem Gedeihen so noth, und, o, daß wir das erst ex post sehen!

Das „Handbuch der Provinz Schlesien" und das Land Schlesien.

II.

Nächst Steinkohlen und Braunkohlen hat Schlesien einen besonders großen Reichthum an Eisenstein. Daher beschäftigen, nächst dem eigentlichen Bergbau die Eisenhütten und Eisengießereien, deren Anzahl beträchtlich ist, eine Menge von Menschen. Außer den (gegen 250) Eisenhütten, welche, theils königlich, theils das Eigenthum von Gesellschaften oder einzelnen Privatpersonen sind, und Roheisen, Eisengußwaaren, Stabeisen (einschließlich Eisenbahnschienen, Schwarzblech, Eisendraht, Rohstahl und raffinirten Stahl

liefern, giebt es noch 50 Zinkhütten, ein paar Blei-, 4 Kupfer-, 1 Nickel-, 2 Arsenik-, 1 Alaun-, 2 Vitriol- und eine Schwefelhüttte. — Was das Pflanzenreich anlangt, so ist, außer den gewöhnlichen Getreidearten Norddeutschlands, vorzüglich der Flachsbau in Schlesien zu Hause, und neuerdings haben die dort gezogenen Runkelrüben zur Zuckerfabrikation Berühmtheit erlangt, Färberöthe, Tabak und Hopfen wird in einigen Gegenden mit gutem Erfolg gebaut. Auch Wein- und Obstbau werden ziemlich stark betrieben. Die Waldungen der Gebirge versorgen die niederen Gegenden hinlänglich mit Brennmaterial, und außerdem fehlt es nicht an Torf und, wie wir schon oben bemerkten, an Stein- und Braunkohlen. — Das Thierreich befindet sich in Schlesien in vorzüglich gutem Stande. Gleich den sächsischen Stammschäfereien spanischer Zucht erlangten die schlesischen in neuester Zeit eine große Berühmtheit, so daß der Breslauer Wollmarkt die Preise für den gesammten deutschen Wollhandel bestimmt und Kaufleute fast aus allen Ländern Europa's, ja selbst aus Amerika nach Breslau führt. Nicht minderer Fleiß wird auf die Veredlung des Rindviehs verwendet. Der Jagdliebhaber findet in Schlesien gute Reviere, in denen Rothwild in zahlreichen Rudeln steht; Auerhühner, Birkhühner, Rebhühner fehlen ebenfalls nicht, und der schlesische Hasen wird dem besten böhmischen gleichgeachtet. Unter den Flußbewohnern gebührt der Forelle, die sich in allen Gebirgsbächen findet, der erste Rang; die Teiche liefern Karpfen und die Oder vorzüglich Hechte, Schleie und Krebse.

Die gewerbliche Thätigkeit Schlesiens ist sehr bedeutend. Wir erwähnen insbesondere die große Menge von Eisen- und Stahlwaaren-Fabriken, gegen 50 Maschinenfabriken aller Art, 13 Metall-, Bronce- und Kupfer- u. s. w. Waarenfabriken, 20 Glaswaarenfabriken, 9 Porzellan- und Steingutfabriken, einige 60 Fabriken irdener Waaren, gegen 100 chemische Fabriken, insbesondere Knochenmehl-, Compost-, Farbewaaren- u. s. w. Fabriken, gegen 20 große Möbel- und Holzwaarenfabriken, einige 40 Papierfabriken, gegen 20 Steinpapp- und Pappwaarenfabriken, 45 Zuckerfabriken, gegen 40 Tabak- und Cigarrenfabriken, gegen 30 Leder- und Lederwaarenfabriken, einige 70 Wollspinnereien und Tuchfabriken, einige 50 Leinen-, Damast-, Halbleinen-Webereien und Spinnereien, über 110 Baumwollwebereien und Spinnereien, 5 Zwirn-, Strick- und Nähgarnfabriken, 2 Seidenwaaren- und 1 Spitzenfabrik, 20 große Essigfabriken, gegen 40 große Stärkefabriken, einige 120 große Bierbrauereien, einige 40 Spiritusfabriken, über 300 große Branntweinbrennereien, ferner Färbereien und Druckereien, Cementfabriken, Bleichereien, Leimsiedereien, große Mahlmühlen, Oelfabriken und große Oelmühlen, Dampfsägemühlen und Fournirschneidereien u. s. w. — Unter den Erzeugnissen des schlesischen Gewerbfleißes verdienen eine besondere Erwähnung das schlesische Garn und die Leinwand, welche schon seit Jahrhunderten einen europäischen Ruf besitzen, früher dem Lande Schätze gebracht haben und trotz aller Vervollkommnung der englischen Spinnmaschinen noch immer ihren Werth behaupten, obgleich die Ausfuhr allerdings gegen früher sehr abgenommen hat. Eines vorzüglichen Rufes erfreuen sich ferner die schlesischen

Glaswaaren, welche ein Cristallglas liefern, das sich nur wenig von dem böhmischen und englischen unterscheidet. Am berühmtesten sind die Glasschleifereien, in Schreiberau und Warmbrunn, wie denn überhaupt diese Fabrikation den Ortschaften des Riesengebirges und der Grafschaft Glatz eigenthümlich ist. Auch die Runkelrübenzucker-, sowie die Bier- und Branntweinfabrikation erfreuen sich eines bedeutenden Aufschwunges. — Zur Förderung industrieller Unternehmungen aller Art (für den Bau von Eisenbahnen und Chausseen, Feuerversicherung, gemeinnützige Bauten und Zinkhüttenbetrieb u. s. w.) hat sich eine bedeutende Anzahl von Actien-Gesellschaften gebildet.

Der Handel der Provinz concentrirt sich vornämlich in Breslau. Zur Wahrnehmung seiner Interessen bestehen sechs Handelskammern (in Breslau, Görlitz, Hirschberg, Landeshut, Lauban und Schweidnitz). Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind: Wolle, Linnen, Garn, Tücher, Butter, Obst, Wein, Eisen, roh und verarbeitet, Steinkohlen, Zink, Glaswaaren.

Schlesien zerfällt in drei Regierungsbezirke: Breslau, Liegnitz und Oppeln, welche wiederum aus 23, 19 und 16, mithin zusammen aus 58 landräthlichen Kreisen bestehen, enthält 7 Mediat-Fürsten- und Herzogthümer (das Fürstenthum Oels, den preußischen Antheil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, das Fürstenthum Sagan, das Fürstenthum Trachenberg, das Fürstenthum Carolath-Beuthen, das Herzogthum Ratibor, das Fürstenthum Pleß), 7 freie Standesherrschaften (Poln.-Wartenberg, Militsch, Ober-Beuthen, Goschütz, Muskau, Kynast, Fürstenstein), 147 Städte und 3170 Rittergüter. — Schlesien, ursprünglich ein Theil Polens, aber seit 1160 von Polen getrennt und im Laufe der Jahrhunderte germanisirt, ist in Nieder- und Mittel-Schlesien in Sprache und Sitte völlig deutsch, nur in Oberschlesien, das fast ganz katholisch ist, hat sich auf dem Lande großen Theils noch das polnische Element mit seinem Idiom, dem sog. Wasser-Polnisch, erhalten, sowie in mehreren an Mähren und Böhmen grenzenden Ortschaften der Grafschaft Glatz ein czechischer Volksbestandtheil mit böhmischer und mährischer Sprache, und in einigen Dörfer der Ober-Lausitz das Wendische. — In militärischer Hinsicht gehören die Regierungsbezirke Breslau und Oppeln zum Rayon des 6. Armeecorps, während das Liegnitzer Regierungs-Departement zum Bezirke des 5. Armeecorps geschlagen ist. Die 6. Gensd'armerie-Brigade ist in der Provinz stationirt. — Den Mittelpunkt der administrativen Verwaltung bildet der Ober-Präsident. — Die Justizpflege wird von 3 königlichen Appellationsgerichten in Breslau, Groß-Glogau und Ratibor verwaltet, nur der Kreis Hoyerswerda gehört zum Appellationsgericht in Frankfurt a. O.

Die Hauptstadt des Landes ist die Residenzstadt Breslau in Mittelschlesien an der Oder, mit 156,644 Civil-Einwohnern, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gegründet und bereits eine nicht unbedeutende Handelsstadt, als die jetzige Residenz des preußischen Staates an der Spree noch aus ärmlichen Fischerdörfern bestand. Sie besitzt viele großartige Kirchen und Thürme, mit denen Berlins Kirchen nicht im Entferntesten eine Vergleichung

unterhalten, und ist gegenwärtig der Sitz einer Regierung, eines Appellationsgerichts, des katholischen Fürstbischofs und seines Domcapitels, einer Universität, eines Ober-Bergamts, einer General-Commission für Schlesien, einer königlichen Bank, drei evangelischer Gymnasien, eines katholischen Gymnasiums, zweier Realschulen erster Ordnung und vieler Elementar- und Mädchenschulen, sowie mehrerer Hospitäler und anderer wohlthätiger Anstalten und Institute.

Carl.

XIX.

Der Präsident hatte Anfangs den Verein seines Neffen und seiner Tochter nicht ohne Widerstreben kommen sehen. Ehrgeizig, von Rang und Titeln geblendet, auf seine Standesrechte stolz hätte er Virginien gern an einen Mann vermählt, der in der Statsgesellschaft eines hohen Namens und Ansehens genoß; allein die Tochter gewann für Freier dieser Art kein Aufmerken.

Männer, die ihr aus den Kreisen in solcher Absicht begegneten, waren nur Standescharaktere. Sie würde gegen solche Bewerber gleichgültig geblieben sein, auch dann, wenn sie nicht einem frühen Hange nachgelebt, daß der überschwengliche Jüngling sich ihr neige, den sie beim ersten Blick und Wort liebgewann. Der Präsident gab seinen eigensinnig gehegten Plan auf. Je länger, je mehr überzeugt' er sich, daß seines Neffen Denkart aus dem Vollen ging: er konnte einem so treuen und kräftigen Menschen Glauben und Zutrauen nicht versagen. Als das Einverständniß von Carl und Virginie ihm kund wurde, willigte er in ihren Bund mit den freundlichen Worten, daß dieser durchgebildete, feste, in sich entschiedene Jüngling das Glück seines Kindes machen müsse. Er sagte den Liebenden, daß sie selbst den Tag ihrer Verbindung bestimmen möchten, er wäre hinfort mit ihren Willen einverstanden.

Nach den epochischen Geschicken seiner Freunde war eine Reihe von Tagen verflossen, bevor Carl seine Geliebte wiedersahe. In Gang, Geberde und Wort rascher, leichter, belebter als jemals trat er jetzt zu ihr herein; sein Antlitz strahlte von geistigem Vergnügen. — Ich komme, sagt' er sogleich, voll innerer Freude und Freiheit, dein lieblicher Anblick macht mich vollends froh und reich. Daß uns solche Momente gegeben worden, in denen wir voll Liebe und Geist Alles in Eines schauen, ist das nicht Zeugniß genug von der Beschaffenheit unsers einstigen Zustandes in himmlischer Welt, von welchem so Viele, auch die vortrefflichen Menschen behaupten, es sei unmöglich, ihn sich vorzustellen. O Virginie, theilst du die selige Hoffnung einer

Zukunft in dauernder Liebe und Freiheit? Wie frag' ich doch nur, ich Thor!

Virginie entgegnete melancholisch weich: Du Säumiger, seit so vielen Tagen erwarte ich dich vergebens — o du bist weit willkommener als du voraussetzest und weißt. — Gerührt fuhr sie in scherzendem Tone fort: Was hat der unermüdliche Freund seiner Freunde, dieser menschenliebendste, uneigennützigste, überschwenglichste aller Sterblichen, der unter andern auch Virginies Freund ist — was hat der wunderliche und wundersame Liebling so viel, so lang zu schaffen gehabt, daß er ihrer nicht gedachte, der Liebsten, seiner Nächsten?

Von seinem Arm umschlungen bog sie ein Bild Psyche's zurück, lehnte die Hand auf seine Schulter und sahe mit liebeleuchtenden Blicken in diese tiefbeseelten, guten, schimmernden Augen. Er neigte ihr, küßte sie und sprach ächelnd: Du verräthst und weißt alles; dir ist mein Innerstes offenbar, so kenn' ich dich — das, das ist Liebe!

In zärtlichen Namen, Blicken, Liebkosungen freuten sich die Verlobten der Huld des Augenblicks. Carl fand sich zurück, er fragte nach ihrem Thun und Treiben in diesen Tagen und ob sie Elisen gesehen, wie es der Freundin ergehe. Virginie erwiederte: du kennst sie! das liebevollste Herz, ganz aufgegangen in ihr kleines Dasein. Die augenblickliche Noth oder Freude überherrscht Alles. Nur dadurch, daß ich mit ihr litt, vermocht' ich ihr Leiden zu mildern. Von der Zeit kommt ihr Trost. Sie ist eine fromme Frau voll Demuth und Geduld. Eine der vielen, vielen Marthen.

Auch ich, meine Geliebte, sagte Carl, begegnete oft solchen Menschen, die über die Grenz- und Wetterscheide der Erwartung und Sehnsucht nicht hinaus konnten. Meinen Freunden ward eine tiefere, nähere Erfahrung von der Lebenswelt des christlichen Geistes. Hier vernahm ich etwas von jener heiligen Innigkeit, Virginie, die mich immer nach dir zieht.

Das Mädchen, ihm anlehnend, sahe ihn erröthend tief ernst an. Nach einem Schweigen erzählte er ihr die äußern und innern Geschicke seiner Freunde. Virginie sagte nun unbedenklich: Wie sehr verschuldet ist dieser Dichter — wird er nun Treue halten? Ist seine Erhebung nicht wieder nur phantastischer Art? Auch er vielleicht wie so viele seiner Genossen wird durch die Darstellung dieser höheren Freuden sich vergnügen, im Uebrigen jedoch leben wie er gelebt?

Nein, nein, sprach Carl, du darfst ihn denen nicht zugesellen, die alles verstehen und genießen, aber nichts glauben und haben. Er sahe selbst sein schmachvolles Umherirren ein im Bereich dieser falschen Poesie, und nannte sein Leben eine Kette von Lust, Angst und Qual: für einen unfähigen Rausch erklärte er seine Ekstasen, er hat den innigen Zusammenhang mit seiner Kindheit wiedergewonnen. Wo ihn jedoch der Enthusiasmus, mit dem Ernst ein poetisches Spiel zu spielen, wieder in Gefahr bringen sollte, da wird er an Charlottens Hand sich wiederfinden. Charlotte, obwohl sehr affectionirt, ist doch von einer Majestät des Charakters, die nur in der christlichen Sitte

sich heim fühlt. Er ist ihr vermählt. Sie liebt treu und in der dauernden Liebe ist Gott.

Ja, sagte Virginie süß ernst. Doch deinen Dichter bezweifle ich. Besseres Vertrauen erweckt der Philosoph.

Ohne Zweifel, sprach Carl; es ist ihm ein Ernst mit allen Dingen, vielmehr mit seiner heil'gen Herzenserfahrung. Freilich gleicht er dem Dichter in einer Hinsicht, die bedenklich erscheint. Wie Jener nach einem kurzen Verweilen bei seiner eigenen Lebensgeschichte sogleich, von seiner dichterischen Schaffungskraft gedrungen, in Träume und Phantasieen aufging, daß und wie nun seine Poesieen in specifischem Sinne christlich sein und wirken sollten, so gedachte Sebaldus sofort, von dem practisch Persönlichen absehend, des philosophischen Interesses, in dem christlichen Geiste das Lösungswort für das Räthsel der Welt gefunden zu haben. So findet bei beiden das Evangelium seine volle Stätte nicht. Freilich ist es etwas anderes, ob das heilige Wort in das Herz derer eingeht, die weltlich reich selbstthätig denken und anschauen, oder ob es die einfachen himmlischen Seelen trifft, die nur zu sagen haben: lieber Vater! Aber das Christuswort bleibt doch in unbestrittener Gültigkeit, daß, wer das Himmelreich nicht empfängt als ein Kind, nicht hinein kommen könne. — Mit einem plötzlichen Besinnen setzte er gerührt hinzu: solch ein Kind ist meine Virginie! Du hast viel mehr als du weißt, allein ich weiß viel mehr als ich habe. Bleibe du mir nur gut und es wird alles gut sein.

Lieber, sagte Virginie ergriffen, fahre nur fort und lasse mich Theil haben an deinem freien, großen Leben; unsere Zukunft wird schön sein und reich wie die holde Gegenwart.

Die Liebenden weideten sich an dem gegenseitigen Anschauen und verschmolzen in bräutlicher Umarmung. Als sie sich wiedergefunden, fragte Virginie nach den weiteren Bezügen des Philosophen, die ihr der Freund ohne nähere Details als tadelswürdig bezeichnet. Auch jetzt erwiederte Carl nur allgemein, daß die Verhältniße des Sebaldus sich auf das schönste ausgleichen. Sebaldus wollte je nach der Zeit das geliebte, sonderbare Mädchen zur Frau nehmen.

Nun schön, sagte Virginie mit unbefriedigter Neugier. Wie ist es aber mit dem stillen und in sich gekehrten Friedrich? Dir hat er gewiß sich erschlossen. — Carl erwiederte: Von ihm hab' ich dir am wenigsten zu sagen. Daß er den Eindruck eines Menschen gewährt, in welchem ein tiefes Gemüthsleben erwacht ist, der diesem Sichregen und Walten mit herzlichem Genügen Raum giebt, weiß meine Geliebte. Nach innen zu geht der Zug seines Geistes, er läßt den Gedanken kaum zu, er kann nur in Sympathie verstanden werden. Diese Woche in seinem Leben und Treiben weissagt, wenn sie sich lebendig erhält und nicht zur Manier ausartet, die gütigste und seligste Zukunft. Jedoch soll ihn die Gemeinschaft von uns Freunden vor dem Pietismus und Methodismus bewahren. — Diese Gemeinschaft, Virginie, fuhr er lächelnd fort, wird sich an dem heutigen Tage ordentlich einrichten.

Ich habe die drei Freunde zu mir eingeladen, und die Stunde ihrer Ankunft ist da.

Carl wollte gehen, doch zögerte er. Virginie sahe ihn freundlich fragend an. — Liebe, sagt' er, ich möcht die Freunde einladen, Theilnehmer zu sein an unserm Hochzeitsfeste. Dein Vater hat uns die Wahl des Tages frei gegeben, wann soll die Vermählung sein?

Dein Wille ist der meine, sagte Virginie auflächelnd. — Er umschlang und küßte das heilige, schöne Mädchen, so ging er.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Diplomatische Kundgebungen der fremden Mächte über die große Entwickelung, die bei uns vor sich geht, sind in dieser Woche nicht zu registriren. Das Ausland ist erstaunt, verwirrt, geblendet. Die Ereignisse gehen so rasch, daß, selbst wenn die Lust zur Einmischung vorhanden wäre, der Punkt, wo die Intervention einsetzen könnte, sich nicht findet. Preußen erringt auf den Schlachtfeldern Böhmens das Recht, nach seinen Dispositionen die Verfassung Deutschlands zu ordnen, und dies Resultat wird erreicht sein, noch ehe die auswärtigen Mächte Zeit gewonnen haben, sich über das Geschehende klar zu werden. Das eben ist die Kunst der Bismarck'schen Politik.

Das Loos der Dynastien von Kurhessen, Hannover und Sachsen hat Staunen erregt; der Alltagspolitiker findet sich mit seiner Verwunderung ab, indem er den Satz von der Hinfälligkeit jeglicher Kleinstaaterei wiederholt. Hat er mit der gehörigen nachdrücklichsten Betonung betheuert, daß alle Kleinstaaten eben sterben müssen, so besitzt das Schicksal jener drei Dynastien für ihn nichts Unerklärliches mehr. Wie aber, wenn der Kannengießer in diesem, wie in den meisten anderen Fällen, Unrecht hätte? Wie? Wenn das Gegentheil von dem, was er sagt, das Richtige wäre? Wie, wenn die Dynastien von Kurhessen, Hannover und Sachsen nicht deshalb, weil sie kleinstaatlich sind, sondern deshalb, weil sie die Reminiscenzen einer Großmachtspolitik mit sich herumtragen, von einem so herben Loose betroffen wären? Kurhessen, Hannover, Sachsen — sie zählen zu denjenigen deutschen Fürstenfamilien, welche außerhalb Deutschlands eine große monarchische Stellung erwarben, sie haben dies mit einander gemeinsam, daß sie an ihren kleinen deutschen Leib die ungeheuren Fittige einer auswärtigen Macht hefteten.

Im vergangenen Jahrhundert, je mehr das deutsche Reich sich seinem Untergange näherte, trat die von dem Historiker noch nicht hinreichend beleuchtete Erscheinung ein, daß, während der Träger der deutschen Kaiserkrone sich der Gründung einer Hausmacht widmete und somit seinen Gewaltkreis verengerte, einzelne deutsche Fürsten nach außen schweiften und im Norden, Osten, Westen eine Herrschafts-Sphäre suchten. Das war allerdings eine vollkommene Umkehr der früheren Reichs-Politik. In den klassischen Zeiten des deutschen Reiches hatte der Kaiser die Autorität des deutschen Namens nach Außen hin vertreten, er hatte das deutsche Schwert in die fernen Gegenden getragen, und die Fürsten hatten seiner Führung folgen sollen. Nun aber, im achtzehnten Jahrhundert, schrumpft das Kaiserthum ein, die Kaiserkrone verliert nach außen hin die Initiative; einzelne Fürsten übernehmen die Aufgabe, den fremden Völkern die Erinnerung an den deutschen Namen einzuprägen.

Und in dieser Beziehung leisteten die drei Dynastien, mit deren Schicksal wir uns hier beschäftigen, geradezu Exorbitantes. Letzteres im vollsten Sinne des Wortes, da sie aus ihrem natürlichen orbis heraustraten und weit über die Peripherie Deutschlands hinwegschwärmten. Es war, als ob die drei den orbis terrarum unter sich theilen wollten, während der orbis Germanicus eintrocknete. Hannover nahm die britische Welt in Beschlag, die Landgrafen von Hessen warfen sich auf die skandinavische Welt, Sachsen ging in das Polenthum auf.

Die hannöversche Dynastie bestieg den englischen Thron; ein Landgraf von Hessen occupirte den schwedischen Thron, und als Schweden für die landgräfliche Familie nicht festgehalten werden konnte, wandte sich diese nach Dänemark, verband sich mit dem Geschlechte Friedrichs III., und kam in der That dem dänischen Throne so nahe, daß der jetzige Erbprinz Friedrich Wilhelm von Hessen in diesem Augenblicke König von Dänemark sein würde, wenn nicht durch den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 die Erbfolgeordnung der lex regia aufgehoben worden wäre. Ja, falls wir recht berichtet sind, ist der Erbprinz heute noch allen Ernstes ein Prätendent für den dänischen Thron, da er argumentirt, daß seine Ansprüche wieder aufgelebt seien, nachdem der Londoner Vertrag hinfällig geworden.

Die Kurfürsten von Sachsen erwarben den Thron der Piasten, und noch bis vor Kurzem sollen gar sonderbare Wechselbeziehungen zwischen Dresden und den Warschauer Parteien stattgefunden haben.

Alle drei Dynastien haben jedoch verloren, was sie im Norden, Osten und Westen sich angeeignet hatten. Der Mannsstamm Georgs I., der nach dem Tode der älteren Söhne Georg des Dritten in dem Herzoge von Cumberland repräsentirt war, aber sich mit der hannöverschen Krone begnügen mußte, ist durch den Einschnitt, den die Tochter des Herzogs von Kent in die männliche Erbfolge machte, von dem britischen Throne losgetrennt worden. Der Zusammenhang zwischen der landgräflich hessischen Familie und dem dänischen Throne ist durch den Londoner Vertrag soweit gelöst, daß eben nur noch die jetzige Königin von Dänemark die Tochter eines Land-

grafen von Hessen ist, in ihren Söhnen aber sich die Glücksburgische Familie fortpflanzt. Und wie die polnischen Liebhabereien des Kurhauses Sachsen in dem Abgrunde verschlungen wurden, der die Herrlichkeiten Napoleons I. deckte, das brauchen wir wohl nicht in das Gedächtniß zurückzurufen.

Hier haben wir ein Gemeinschaftliches in dem Lebenslaufe der drei Dynastien, welches wahrlich demjenigen, der die Geschichte nicht bei der Oberfläche zu fassen gewohnt ist, Vieles zu denken giebt. Es ist, als hätten die drei den deutschen Boden unter den Füßen verloren, weil sie eine Verpflanzung nach Außen versuchten, und als wäre es ihnen nicht gelungen, sich in Deutschland wieder heimisch zu machen, weil sie mit so viel Eifer in die Ferne schweiften. Auf Deutschland allein beschränkt, fanden sie für ihre Wurzeln nur noch ein widerwilliges Erdreich, welches sich erst dann wieder befruchten will, wenn über ihm die schwarz-weiße Fahne wehet.

Es gab außer jenen drei versandeten Familien noch einen deutschen Fürstenstamm, der seine Zweige über ferne Reiche breitete, der sich aber von den jetzt gesunkenen Dynastien dadurch auszeichnete, daß er die im Auslande erworbene glänzende Krone zu behaupten wußte. Wir meinen den Holstein-gottorpischen Stamm. Der Chef der gottorpischen Familie wurde der Herrscher des Russischen Kaiserreiches. Zugleich aber hat sich die Familie nicht dem Deutschen Boden, den sie ziert, entfremdet. Der Großherzog von Oldenburg ist der Repräsentant der gottorpischen Dynastie in Deutschland. Und gerade er ist in seinem Edelmuthe der Erste gewesen, der sich dem Preußischen Programm zur Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes anschloß.

Als vor wenigen Wochen die Krisis über Deutschland hereinbrach, als der Bund sich auflöste, als durch die Sprengung des Bundesvertrages der Großherzog zu einem unbedingt indepedenten europäischen Souverän wurde, da hätte vielleicht ein minder edeldenkender Fürst sich der durch Familientraktaten verbürgten Solidarität mit dem Kaiser von Rußland erinnert, er hätte vielleicht in Verabredungen, die bei dem europäischen Charakter seiner großherzoglichen Krone vollkommen legitim gewesen wären, diejenige Sicherheit gesucht, die in dem alten Bundesvertrage nicht mehr zu finden war. An Präcedenzfällen für eine solche diplomatische Action hätte es nicht gemangelt. Aber der Großherzog that das Seinige, daß die Entwickelung eine Deutsche bleibe, und Preußen darf ihm hierfür dankbar sein; ja, bei den rechtlichen Beziehungen, die zwischen dem Großherzog und den Herzogthümern bestehen, wird Preußen Gelegenheit haben, seinen Dank kenntlich zu machen.

In der das Bündniß mit Preußen betreffenden Vorlage der oldenburgischen Regierung an den Landtag heißt es nach einer Recapitulation der geschichtlichen Vorgänge:

„Nach der eingetretenen, das Großherzogthum politisch isolirenden Lösung des Bundesverhältnisses mußte die großherzogliche Regierung in der Herbeiführung einer aufrichtigen Verständigung mit Preußen eine Lebensfrage erblicken. Es bedarf das der deutlich genug redenden Situation gegenüber keiner weiteren Ausführung. Die königlich preußische Regierung ist dem Bedürfniß der großherzoglichen Regierung bereitwillig entgegengekommen, in-

dem sie ihr durch den königlichen Gesandten am großherzoglichen Hofe, Prinzen von Ysenburg-Büdigen Durchlaucht, am 18. d. M. ein förmliches Bündniß gegen die kommenden Verwickelungen anbieten ließ. Sie machte dabei die sofortige Mobilisirung des großherzoglichen Truppencorps und die Stellung desselben unter den Befehl Sr. Majestät des Königs von Preußen, sowie die Annahme der preußischen Bundesreformvorschläge, welche bereits früher dem Staatsministerium mitgetheilt waren, und Mitwirkung bei der Berufung eines Parlaments zur Bedingung und erklärte, für den Fall der Zusage im Namen Seiner Majestät des Königs die Gewährleistung der Souveränetät und Integrität des Großherzogthums nach Maßgabe der in Frankfurt übergebenen Grundzüge einer neuen Bundesverfassung übernehmen zu wollen. Eine Abschrift der vom 16. d. M. datirten Note des königlich preußischen Gesandten, sowie des preußischen Bundesreformplanes findet sich hierbei angelegt.

Die großherzogliche Regierung hat die gewichtigen Vorschläge Preußens, deren entscheidende Bedeutung für die Gestaltung der politischen Zukunft des Großherzogthums auf den ersten Blick ins Auge springt, der eingehenden und ernsten Prüfung unterzogen, welche ihnen zukommt, und hat nach gewissenhaftester Erwägung die unerschütterliche Ueberzeugung gewinnen müssen, daß ihre unbedingte Annahme durch das allgemein deutsche Interesse wie durch das Lebensinteresse des eigenen Landes geboten werde. Sie hat demnach am 19. d. Mts. die abschriftlich anliegende Note an den königl. preußischen Gesandten erlassen und ist damit in das Bündniß mit Preußen unter den ihr gestellten Bedingungen eingetreten, die Zustimmung des Landtags, soweit dieselbe verfassungsmäßig erforderlich ist, vorbehaltend. Die Mobilmachung des Truppencorps ist bereits vorbereitet und die Wahlen zum Parlamente werden ausgeschrieben werden, sobald die königlich preußische Regierung ihrerseits hiezu die weitere Anregung geben wird.

Für die allseitige Würdigung dieser Entschließung möchten zunächst folgende Erwägungen ins Auge zu fassen sein.

Nachdem der großherzoglichen Regierung durch die rapide Entwickelung der politischen Situation die fernere Beobachtung einer abwartenden Haltung ohne active Parteinahme zur Unmöglichkeit geworden war, fand sie den Entschluß, den sie gefaßt hat, schon durch die geographische Lage des Landes fast unumgänglich vorgezeichnet. Sie hat nicht unterlassen, dabei die Frage sich vorzulegen und nach allen Seiten zu prüfen, ob sich nicht auch jetzt noch ein Ausweg darbiete, dem Lande die Opfer einer thätigen Betheiligung am Kriege zu ersparen, aber auf dieselbe keine andere als eine verneinende Antwort zu finden vermocht. Vielleicht hätte die Aufrechterhaltung eines Neutralitätssystems der nordwestdeutschen Staatengruppe sich wenigstens für die ersten Stadien des Krieges mit Erfolg durchführen lassen, wenn im Rath der Regierung von Hannover andere Entschließungen die Oberhand gewonnen hätten; aber die Voraussetzungen jener Möglichkeit sind mit dem Entschluß des Nachbarstaats, sich Oesterreich zuzuwenden, weggefallen und jetzt ist dieselbe durch die kategorische Erklärung Preußens selbst abgeschnitten. Ueber

die Folgen, welche aus einer etwaigen Ablehnung des Anschlusses an Preußen oder gar aus einer Anlehnung an die mit Oesterreich verbündeten Staaten für das Großherzogthum unfehlbar und sofort hätten erwachsen müssen, dürfte nach keiner Seite hin der mindeste Zweifel bleiben. Hätte die großherzogliche Regierung den preußischen Vorschlägen gegenüber gleich anderen Regierungen eine feindselige oder zweideutige Haltung einnehmen wollen, so hätte dem Lande schwerlich das Schicksal erspart werden können, unter dessen Druck jetzt die Bevölkerungen der kriegerisch occupirten Nachbarländer seufzen. Die Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld liegen unmittelbar innerhalb des Bereichs preußischer Armeecorps und würden die Consequenzen eines solchen Schrittes der Regierung auf der Stelle zu empfinden gehabt haben, das Herzogthum selbst hätte nach der Occupation Hannovers einer militärischen Besetzung durch Preußen nicht minder offen gelegen. Die Opfer, welche durch eine solche Richtung der Regierungspolitik dem Lande auferlegt worden wären, würden ungleich schwerer auf dasselbe gedrückt haben und bei den damit nothwendig verbundenen Störungen des öffentlichen Rechtszustandes ungleich bitterer empfunden worden sein, als die Opfer, die auch jetzt unvermeidlich sind, aber nach freier Entschließung einer guten Sache gebracht werden.

Denn so schwer jene Erwägungen ins Gewicht fallen, so sind sie doch für die Entscheidung der großherzoglichen Regierung nicht die bestimmenden gewesen. Die großherzogliche Regierung hält es vielmehr nach ihrer Ansicht von der allgemeinen Lage Deutschlands für eine patriotische Pflicht, sich in dem jetzt gegen die norddeutsche Großmacht ausgebrochenen Vernichtungskampfe unbedingt und ohne Rückhalt auf die Seite Preußens zu stellen. Nur von einem Siege Preußens in diesem Kampfe vermag sie nach dem Zeugniß der Geschichte eine große und glückliche Zukunft Deutschlands zu hoffen. Sie hat demnach in vollem Bewußtsein ihrer Verantwortung, aber mit eben so voller Ueberzeugung, daß sie dabei im Interesse Deutschlands, wie in demjenigen des eigenen Landes handle, den Bündnißvertrag mit Preußen abgeschlossen und den daran geknüpften Bedingungen für die künftige Gestaltung der deutschen Verfassung bereitwilligst zugestimmt. Wenn die Vorsehung den Fahnen Preußens und seiner Verbündeten den Sieg schenkt, so darf mit Zuversicht erwartet werden, daß die deutsche Frage ihre Lösung auf Grundlagen finde, welche, indem sie durch einheitliche Zusammenfassung der politischen Kräfte der Nation die Machtstellung Deutschlands nach außen befestigen und dem öffentlichen Leben des ganzen Volkes in der Schöpfung einer parlamentarischen Vertretung eine dauernde Garantie für lebenskräftige innere Entfaltung darbieten, zugleich die mit der Geschichte Deutschlands eng verwachsenen Besonderheiten territorialer Entwickelung schonen und so den Interessen und Wünschen der gesammten Nation wie der einzelnen Staaten übereinstimmend gerecht werden. Für ein solches Ziel, wenn es mit Gottes Hülfe erreicht werden sollte, würden die Opfer, welche die Gegenwart dem Lande auferlegt, nicht vergeblich gebracht sein.

Das Staatsministerium hat hiermit dem Landtage den Standpunkt,

welchen die großherzogliche Regierung der gegenwärtigen gefahrvollen Krisis gegenüber einzunehmen sich verpflichtet gehalten hat, in seinen Grundzügen offen dargelegt und hat nunmehr den Antrag zu stellen, indem die zur militärischen und finanziellen Ausführung der getroffenenen Vereinbarung erforderlichen Anträge besonderen Vorlagen vorbehalten bleiben,

der Landtag wolle der unterm 16./19. d. Mts. mit der königlich preußischen Regierung abgeschlossenen Uebereinkunft seine verfassungsmäßige Zustimmung, so weit dieselbe nach den Art. 3 und 6 des Staatsgrundgesetzes nothwendig erscheint, ertheilen."

Man ersieht hieraus, daß es nicht die kleinstaatliche Rücksicht auf die eigene Existenz gewesen ist, durch welche die großherzoglich oldenburgische Regierung bewogen ward, den preußischen Gesichtspunkten sich anzuschließen, sondern daß die Erwägung der Bedürfnisse und des Wohles von Gesammt-Deutschland den Großherzog bei seinem Entschlusse leitete. Dasselbe erhellt auch aus dem Aktenstücke, mit welchem die oldenburgische Regierung die preußische Depesche vom 16. Juli beantwortete. Es heißt in demselben:

„Je lebendiger und allseitiger das Bedürfniß hervortritt, an die Stelle der nunmehr zerstörten bisherigen Bundesverfassung eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes mehr entsprechende Form der nationalen Einheit zu setzen, um so größeren Werth muß die großherzogliche Regierung darauf legen, in ihrem Streben nach diesem Ziel, von dessen endlicher Erreichung durch die vereinigte Kraft aller Gleichgesinnten die Zukunft Deutschlands abhängt, sich in vollem Einverständniß mit den Intentionen der mächtigen und erleuchteten königlich preußischen Regierung zu wissen. Sie folgt daher nur ihren Wünschen wie ihrer Ueberzeugung, wenn sie das in der geehrten Mittheilung vom 16./18. d. Mts. ihr so bundesfreundlich entgegengetragene Anerbieten eines Bündnisses mit Preußen auf den Grundlagen, welche mit einem baldigst zu berufenden Parlament näher zu berathen und zu vereinbaren sein würden, hiermit anzunehmen sich beeilt. Se. königliche Hoheit der Großherzog werden die Mobilisirung des großherzoglichen Truppencorps mit möglichster Beschleunigung zur Ausführung bringen lassen und es Sich zur Ehre anrechnen, dasselbe zur Verfügung Sr. Majestät des Königs halten, um in Gemeinschaft mit der ruhmwürdigen preußischen Armee für die Vertheidigung der Unabhängigkeit und der Rechte und Interessen Preußens und der mit ihm verbündeten deutschen Staaten einzutreten. Ebenso wird die großherzogliche Regierung an der Einberufung eines Parlamentes gern Theil nehmen."

Publicistische Aphorismen.

1.

In tenui labor.

Virg. Georg.

Wie die Pflanzen in der kalten Zone alles Aroma verlieren und der Moschus in Sibirien fast keinen Geruch von sich giebt, während er in Tunkin so stark riecht, daß eine europäische Nase es kaum ertragen kann, ebenso klar hat es sich herausgestellt, daß die politischen Organisationen der liebenswürdigen Gegner Preußens jedes Staats-Aromas entbehren. Hier bietet sich uns eine Fülle von Stoff des Denkens und der Erkenntniß dar. Aber eines hohen Grades von Einbildungskraft, Scharfsinn und Beobachtungsgabe bedarf es nicht. Das leicht zu findende Resultat des Erkennens faßte einst der königliche preußische Cabinetsminister Ewald Graf von Herzberg in den Worten zusammen: „il est difficile de bien manier un petit sujet.“ (Memoire raisonné 1756.) Ich empfehle hier unseren Freunden ein äußerst selten anzutreffendes Buch: „die Destruction der zu voreilig Triumphirenden“ von Jordanus Bruni (Spaccia della bestia triomfante).

Was sagest du nun jetzt, du Torquemada Beust? Warst du denn, — wie man zu sagen pflegt, — vernagelt und behext, als du Position gegen uns nahmest. Und ihr anderen Minister- und Ministerial-Möpse der uns feindlichen Staaten.*) Wollte man hier an eine wirkliche Vernagelung, Behexung, glauben, so müßte man auch den Gespensterglauben statuiren.**) Hexen und Gespenster sind des Wissens schlimmste Feinde, sagt Herr von Liebig. Wir können daran nicht glauben, weil wir aus der Lehre vom Lichte wissen, daß selbst die körperliche Materie von einem gewissen Grade von Feinheit, wie die atmosphärische Luft zum Beispiel, nicht mehr gesehen werden kann, und weil einem körperlichen Wesen die Eigenschaften Licht zu reflectiren, die Hauptbedingung um gesehen zu werden, nicht mehr zukömmt. Also mit dem Behextsein und den Gespenstern ist es nichts, zum großen Kummer der Ultramontanen in Baden. Wir suchten also nach anderen Gründen und da fanden wir: „in tenui labor“ und eine fabelhafte Eitelkeit, Frivolité und Ostentation; vanitas vanitatum! Selbst mein Famulus, ein im Raketendörfel ohnweit Theresienstadt geborner Oesterreicher, früher bei Schlick im Hause, sah dies sofort ein. Antisthenes, Stifter der cynischen

---

**) Keine Injurien von unserer Seite, Gott bewahre uns davor! Mopsus war ein Gott. Von ihm steht geschrieben: Mopsus deus Cilicum, cui divinos honores habebant (Elucidarius poeticus anno 1543 Francoforti ad moenum.)

*) Einen vernageln, behexen, durch zauberische Mittel verhindern, daß jemand sein wirkliches Wasser oder seine geistigen Wässer lassen kann, nennen die Franzosen: cheviller quelqu'un.

Schule, erschien einst öffentlich wie ein Bettler, einen Quersack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand. Plato's Söhnchen, sechs Jahre alt, erkannte sofort den wahren Grund dieses auffallenden Betragens. „Ich sehe," sagte das Kind, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorscheinen."

Als ich vor einigen Jahren eine frostige Nacht auf dem Rigikulm zubrachte (die Temperatur hatte hier in 24 Stunden um 25 Grade gewechselt), und es mich im Bette so eisig überlief, daß ich, um mit Lenau zu reden, wie ein Wolf bei 15° unter Null, um ein zweites Fell heulte, machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, welcher durch die Trauerfarbe seiner Nägel und durch seinen Geiz allgemein auffiel. Und er war in der That zum Erbarmen geizig, mit Recht durfte man sagen: wie Patroclus (Patroclo sordidior, Erasmus. — Bekanntlich badete Patroclus niemals, aus reiner Sparsamkeit). Als man mich diesem Manne als einen glücklichen Preußen vorstellte, brachte er sofort Politik, d. h. Preußenhaß auf's Tapet. Daß ich ihm sagte: „ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied! Ein leidig Lied!" half mir nichts. Nichts aber war für mich verdrießlicher, als wenn mit Gründen und Auseinandersetzungen gegen ihn streitend, ich mir alle Mühe gab ihn zu überzeugen, in der Meinung es blos mit seinem Verstande zu thun zu haben — und nun entdeckte, daß er nicht verstehen wollte, daß ich also mit seinem Willen zu thun hatte, welcher sich der Wahrheit verschloß und muthwillig Mißverständnisse, Schikane und Sophismen in's Feld stellte, sich hinter seinem Verstande und dessen vorgeblichen Nichteinsehen verschanzend. Da war ihm freilich nicht beizukommen, denn Gründe und Beweise gegen den Willen angewandt, sind wie die Stöße eines Hohlspiegelphantoms gegen einen festen Körper. Dieses haben wir leider bei den Kammerdebatten oft genug erfahren.

Wer war denn dieser preußenfressende Tourist? Nun der freundliche Wirth auf Rigi-Scheideck, Herr Müller, sagte mir, der Mann sei am Staatsruder eines deutschen Nachbarstaates. Er sei früher ein schwarz-roth-goldener Professor im Norden Deutschlands gewesen, daher datire noch die schwarze Farbe seiner Nägelvorderränder. Das glorreiche Jahr 1848 habe seinem schwarz-roth-goldenen Magen einen Mittelstaat Deutschlands gebraten vorgesetzt. Jetzt schwärme er für constitutionelle Rosinen und Mandeln, doch für — — — eröffne dieser Meister vom Kleinstuhl eine ganz andere Lehrlingsloge, sorge für ihre Sicherheit, halte die profanen Schnellläufer entfernt und decke die Loge. — Welch ein Parvenu dieser Mann! 1848 zählte auch ich Icarus zu den Ministersolliciteurs, die täglich das Staatscabriolet in Beschlag zu nehmen gedachten, aber Canarien*) war leider nicht für mich geschaffen, und so blieb ich nolens-volens bei den enthaltsamen Hydropoten, die auf den König David und den Julius Cäsar schimpften und ging mit den Gladiatoren und den Histrionen der Revolution Arm in

*) Die canarischen Inseln wurden von den Alten z. B. von Horaz, als insulae divites, fortunatae insulae bezeichnet.

Arm untergefaßt spazieren, „gaudeamus igitur" singend und meinen Kummer gleich dem lustigen Gesellen „Frosch" abzuleiten suchend:

„Riegel auf! in stiller Nacht,
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh."

G.

2.

Die That.

Mir hilft der Geist! auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: im Anfang war die That!
Faust.

Zur Zeit der Eroberung Algiers durch die Franzosen schrieb ein Schriftsteller des jungen Deutschlands wie folgt: Das Recht der Ueberlegenheit ist ein Recht, was ewig, was der Gott alles Geschehens ist und die Obmacht der Kultur und der Ordnung in sich schließt. Das Recht des Stärkeren heißt nur bei Anfängen das Recht der Faust. Das Faustrecht ist nicht durch Concessionen verschwunden, der Starke weicht nicht zurück, sondern die Concessionen sind entstanden, weil die Faust nicht mehr das Stärkste war. Also der Starke weicht nicht zurück, denn thäte er's, wo bliebe seine Selbstständigkeit? Die unglückliche Phrase — ein Invalide, aber keiner aus dem maison des invalides zu Paris — vom Zurückweichen des Hercules, welche einst ganz Preußen zum stutzigen Lachen brachte, und eine versteckte Aengstlichkeit verrieth, war einst mit einer gewissen frivolen Keckheit, unbedachtsam in's Land hineingeschleudert worden, in welchem es aber kaum Einen gab, der sich nach politischer Gemeinschaft mit ihr sehnte. Eine solche Entsagung war in der Weltgeschichte kaum vorgekommen und sie wurde eine Quelle des Mißvergnügens, die reichhaltig strömte. Aber „pas trahir la vérité" sagte Talleyrand; wir bitten um Absolution für diese Phrase! Es lag darin durchaus keine ministerielle Hofmeisterei, kein böser Wille war dabei im Spiele, kein philisterhaftes Stellen auf die Fußspitze, um seine Größe zu zeigen, keine alberne Wachsfiguren-Komödie; keine Verherrlichung des Vice-Schimmels von Bronzell. Es war damals eine Art von Entschuldigung für den Erfinder vorhanden. Man wußte nämlich nicht recht mehr, wo aus noch ein. Der preußische Staat war damals gleichsam nestelgeknüpft. Die Türken nennen dies Marbud, d. h. gebunden sein, eine abgezwungene Mäßigung seiner Kraft. Es giebt nämlich ganz niederträchtig-barocke, eigensinnig-schelmische Situationen, in welchen Einem, wie man zu sagen pflegt, die Puste ausgeht. Solche Situationen, in welchen man bittere Pillen hinunterzuschlucken gezwungen ist, von den Franzosen mit „étrange position" bezeichnet, giebt es im Staatenleben eben so gut als in dem individuellen. Betrachten wir zuvörderst die menschliche Organisation. Nichts ist eigensinniger als unsere Organe. Sie sind ausreichend mit Albumin, Fibrin und den zur Blutbildung nöthigen Salzen geschwängert und trotzdem sind sie eigensinnig und versagen den Dienst. Oft ist der Mensch gerade

dann am wenigsten Herr derselben, wenn er es am meisten sein will. Er will z. B. über eine Sache sprechen, die er genau zu kennen sich eingebildet, ganz wie er vermeint durchdacht hat; seine Zuhörer, die Herren Stadtverordneten z. B., sie sitzen schon mit hohen Augenbrauen, gelassen da und möchten gern erstaunen: er beginnt, er stottert wie der Athener Demosthenes als er noch jung an Jahren war — die Worte fehlen ihm und mit ihnen bleiben alle wohleinstudirten Phrasen aus, und er fällt bei der Wahl eines unbesoldeten Stadtrathes durch — und der Durchgefallene wird jetzt — conservativ. Ihr seid ein Virtuos auf irgend einem Instrument: tausend Hände harren gespannt, um loszubrechen in schallendem Beifall — ach! Euere Finger sind, so wie ihr beginnen wollt, wie gelähmt, und erst nach und nach verlöscht ihr den unangenehmen Eindruck, den die getäuschte Erwartung bei euerem Auftreten machte! Der Herzog der Normandie seufzt nach Alicen. Wenn seine Phantasie geschäftig ihm ihr Bild vorzaubert, so umflattern ihn tausend Bilder und Träume der Freude — er kennt kein Glück als in ihrem Besitz — endlich gefällt er, und sie giebt nach — aber — — Dieses Mißgeschick ist eine Folge der allgemeinen Gesetze unseres Organismus. Nicht nur unser Verstand, auch unsere Organe machen zuweilen dumme Streiche wider unsern Willen. Was nun das Staatenleben und seine Organe, die Staatsmänner, betrifft, so lehren viele Beispiele daß ein zu bureaukratischer Zolleinnehmer, Armenpfleger, Polizeipräsident — und Lieutenant, Konstabler, Rechnungs- und Canzleirath, Geheimsecretarius und Staatsminister zuweilen leider vor lauter Eifer in die Brüche geräth, marode wird und dann Paris nicht mehr wie der Franzose sagt: „le grand bureau des merveilles" ist. — Hier ist es nun, wo Abergläubische so leicht an Zauberei oder Behextsein glauben. Dieser Glaube an einen Zauber der Art war im Alterthum ungemein verbreitet und der Zauber ward für so mächtig gehalten, daß selbst Götter und Könige ihm unterworfen wären. „Quis neget et magicas nervos torpere per artes?" Wer wohl läugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren? Selbst der potente Jupiter, der wie bekannt sich ganz meisterhaft auf die ars amandi verstand, dieser deorum summus war einst verzaubert und Juno — O dea certe! — wußte davon zu erzählen. Eben so behext war der Amasis, der König von Egypten, und Laodice wußte davon zu erzählen. Ferner erging es dem König von Burgund Theodorich eben so traurig und Hermenberga wußte davon zu erzählen. Selbst die Kirchenväter glaubten an diesen Zauber; sie sagten der spiritus rector sei davon geeilt. Es darf aber das Unglück, was der Lais beim Philosophen Xenocrates arrivirte hier nicht beigezählt werden. Dieser Philosoph war apathisch und kalt. Es war dies jene Kälte (frigidus et maleficus), deren sich namentlich die Philosophen der griechischen Stoa so vorzugsweise rühmten, daß man seitdem den Begriff stoische Apathie als Kunstausdruck in die Philosophie aufgenommen hat. Solch ein Stoiker oder Ascet ist eine lebendige — Null, welche bekanntlich Arthur Schopenhauer, einst ansäßig zu Frankfurt a. M., so fanatisch anpreist.

C'est l'Eunuque au milieu du Serail. Piron. G.

3.
Frankfurt a. M.,
und was werden sie jetzt thun in der großen Eschenheimer Gasse, die schwankenden Gestalten?

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So ward des Bundes Trank gebraut."
Faust.

Fünf Jahre aß ich Gefrornes am Götheplatz zu Frankfurt a. M. und fünfmal sagte ich den Lakaien: die Einigkeit Deutschlands und das einige Deutschland wird und kann nicht in Bierstuben und Clubs noch in den Kammern zusammengesalbadert werden — die wird nur auf einem Schlachtfeld zusammengedonnert und gehauen, und bevor nicht Einer — Zollern oder Habsburg — alle Anderen hinter sich herremorquirt, wie weiland Herr von Bajazed that, wird Nichts! Dann die Hecatomben! (wo dann aber mehr denn 100 Ochsen zu opfern sind). Ob ich es aber erleben werde das Ende vom baierschen Bierkrawall, der von Tetzel begann, bezweifelte ich. So sprach ich auch zu Officieren des Regiments „Deutschmeister" in der Restauration „Westendhall" und ich erntete ihren Beifall. Nun danke ich Gott tausend und abermals tausend Mal, daß ich mich seit dem Ministerium Bismarck wie ein Fisch im Wasser befinde. Auch werde ich es ihm mein Leben lang danken, daß am heutigen Tage 8000 gefangene Oesterreicher (von der „eisernen Brigade" eine Art tinctura nervina Bestucheffii der österreichischen Armee) in die fast uneinnehmbare Festung Posen unfreiwillig einquartirt wurden. — „Gesegnete Mahlzeit" nun, mein guter Schmerling! — Wahrhaftig, ich muß mich heute in Acht nehmen, daß ich nicht unter die Erz-Bachanten gerathe und aus mitleidigem Herzen, noch dein Wohlergehen trinke (vide Herr Professor Drohsen).

Was nun aber werden sie jetzt thun in der großen Eschenheimer Gassen? Leicht möglich, daß Procrustes Atticus, der uns die Beine zu amputiren gesonnen war, sich hinter der „schlimmen Mauer" zu Frankfurt a. M. das Leben nimmt. Denn mit den vertraulichen Consultationen ist es ganz und gar vorbei; über Nieten, die man gezogen hat, ist nicht mehr zu deliberiren und Heinrich Heine hat Unrecht, wenn er behauptete, daß überall, wo ein großer Geist seine Gedanken ausspricht, Golgatha sei. — Grämet euch darob nicht, ihr vornehmen, bedrängten Herren, euere Zeit war längst um! Mein College Paracelsus sagte: „wider die Prädestination und angebornen Termin ist kein Präservativ zu gebrauchen." — Wer aber wird die Begräbnißkosten zahlen, ihr fanatisch wie Marabuds, Fakirs oder Derwische für Wien schwärmende Frankfurter? Nun, die Tambour-Majore Frankfurts, eure Banquiers. Keine Frage! O ihr geldstolzen Frankfurter, es ist vorbei mit euren gnädig-monarchisch-republicanischen Wirthshausrechnungen und unverschämten Miethspreisen — wer in euere Rechnungen sah, der sah in euer Herz — sagt euer Landsmann Börne. — Zerstoben ist das prächtige Gedränge des freundlichen Bundestag-Personals. Dunst und Nebel, irrt es

jetzt zerstreut im Kosmos herum und euer Sehnen nach ihm wird euch noch viele schlaflose Nächte bereiten. Gute Nacht, ihr Bewohner der „Zeil", gute Nacht Hermann, gute Nacht Dorothea, gute Nacht ihr Kunstgärtner Sachsenhausens, die ihr die Flora für die Bundestagsgesandtinnen liefertet u. s. w. — Unterschätzt uns künftig nicht, werdet brav, zeigt euch musterhaft und machet nicht wieder so viel in österreichischen Effekten. Ich werde alsdann, um mit Göthe's Mutter, der „lieben Frau Rath" zu reden: „meine Feder frisch abknipsen lassen und das vertrocknete Tintenfaß bis oben vollgießen," um euer Lob in der Berliner Revue zu verkünden.

Die „Frau Rath" schrieb einst dem Kinde Bettina (Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde): „ich hab' recht meine Freud' am Napoleon, er ist doch einmal derjenige, der der ganzen Welt den Traum vorzaubert." Ich hab' jetzt auch recht meine Freud' am Neffen Napoleon, und an meinen Preußen, sie sind ja doch einmal diejenigen, die der ganzen Welt den Traum vorzaubern, und mit welcher Virtuosität und Eleganz!

Ihr könnet von uns viel, sehr viel profitiren, ihr Frankfurter a. M. Kaufet künftig statt der wiener Effekten preußische — Zündnadelgewehre. — Exaltirte Köpfe bei uns und in Paris behaupten: jedes Zündnadelgewehr sei ein Vulkan, somit wären jetzt eine halbe Million Vulkane in der Eruption begriffen — und schickt euere Kinder auf unsere Kriegsacademien. Auf also, heraus aus den Betten! Die preußische Sonne steiget immer höher über den preußischen Horizont. Guten Morgen! Unsere National-Zeitung vom Sonntag den 1. Juli 1866 schreibt: Wie von einem hohen, überall sichtbaren Heerde lodert jetzt in Berlin die prächtige Lichtflamme des Vaterlandsstolzes empor. Beglückende Gefühle erheben das Herz, die der Freistädtler nicht kennt, denn nicht nur die Unsterblichkeit, die der ruhmbegierige Jüngling für sein Land ersehnte, auch ein großes Staatswesen, das ein Volk beherbergt, auch ein mächtiges Vaterland

ist ein hoher Gedanke,
ist des Schweißes der Edlen werth.

Also frisch drauf los! Annektirt euch uns und ihr werdet in der allerkürzesten Frist an unserem großen Staatswesen participiren. Um euch rapide zu gewinnen könnte ich euch jetzt mit drei Dutzend preußischer Heroenthaten aufwarten, wie sie das alte Rom kaum, wenigstens nicht besser, aufzuweisen hat, doch da Einen oder den Anderen von Euch der Schlag dabei rühren könnte, und da ich ein Christ bin, so will ich es bestens unterlassen. Nur bitte ich und warne euch: lasset die wiener Nachrichten ungekostet; sie sind der reine „Daubitz", vollends lebensgefährlich bei 25 bis 30° Hitze in der Nachmittagssonne. — Auch ihr Frankfurter, ihr durch Oesterreichs Staats-Effekten hart katastrophirten Kolonisten Wiens, ihr habet unter euch Individuen, die die hypochondrischen Raupen anderer Kleinstaatler ebenfalls im Kopfe tragen: wir Preußen nämlich würden euch zerreißen; wir aber, wir zerreißen euch mit Nichten; ich versichere es euch; und thäten wir es, so wollt ihr euch doch gewiß lieber von einem Löwen zerreißen als von Slaveno-Horwaken fressen lassen. — Solltet ihr jetzt schon einer ärztlichen Hülfe

bedürftig sein in euerem argen Jammer, so kommt zu mir; ich, wie alle Brandenburger, besitze einen gutmüthigen Humor; ich will euch Camillenthee kochen lassen und euch die Zündnadelgeschichten aus Tausend und eine Nacht erst dann erzählen, wenn euere Uebelkeit oder euer Schlimmsein vorüber sein wird. G.

4.

Mais je les trouve trop jeunes!

Als dem Fürsten Paszkewicz zu Ehren Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm III. eine Parade seiner Truppen veranstaltet hatte, sagte Sr. Durchlaucht von den Preußischen Truppen, sie seien vortrefflich eingeübte Soldaten, aber er fände, daß sie zu junge Leute wären, als daß er mit ihnen kämpfen möchte; mais je les trouve trop jeunes! Und diese zu jungen Leute, jeder von ihnen ein Hercules juvenis, haben so eben die mit Immortellen oder Lorbeeren bekränzten Regimenter: Martini, Deutschmeister, König von Preußen und König der Belgier, die sogenannte eiserne und schwarzgelbe Brigade, den Stolz Oesterreichs niedergeschmettert und total vernichtet. Ach, wäre doch der Russische Fürst noch am Leben! G.

5.

Wien lügt, daß die Balken brechen möchten. Mixtura dementiae! oder: Wenn der Gaul nicht gehen will, trinkt der Fuhrmann einen Schnaps.

Die Franzosen bezeichnen solche Gasconaden: il ment comme une oraison funèbre. Sich Siege zuzuschreiben und dabei aber so barbarisch zu lügen als man barbarisch zusammengehauen und geschossen wird! C'est la bile, sagt der Pariser. Ich habe eine passirte Dame gekannt, welche einen kostbaren Splittgerber-Trumeau in tausend Stücke zertrümmerte, weil er ihre Runzeln zu naturgetreu wiedergab. Was hatte sie durch diesen Rache-Coup gewonnen? Nun konnte sie ihr Contrefei in zwanzig und mehr Auflagen genießen. Ihr wiener Zeitungsschreiber, ihr habt die Wahrheit entsetzlich verstümmelt und was habt ihr dadurch gewonnen? Jede krasse wiener Lüge bezeugt euere gänzliche Niederlage à la Leuthen, (la déroute étoit grande, sagte unser alter Fritze nach der Bataille bei Leuthen). So eben erhielt ich ein Schreiben aus dem lieben Frankfurt, einen Brief dumm bis zur Genialität. Nachdem man sein tiefes Bedauern über unser kolossales Unglück und das tragische Ende des großen Hohenzollerhauses ausgesprochen, fragt man mich, ob es gegründet sei, daß 73 Frauen ihre Trauringe nebst obligaten Fingern durch die Messer der Croaten verloren; ob es wahr sei, daß alle zahmen Hausthiere Berlins, die Hunde, Katzen, Kanarienvögel und Droschkenpferde, sodann die prächtigen Löwen im zoologischen Garten und sechs Dutzend possierliche Affen und Papageien geschlachtet, gebraten und verschlungen wurden; ja, daß man sogar bei diesen Diners und Soupers die Krokodille und Klapperschlangen nicht verschont habe. Auch erzählen sich die Frankfurter, daß die wilden Völkerschaften unser Universitätsgebäude mit

Sturm genommen und die in Spiritus aufbewahrten dreihundert Stück Präparate des anatomischen Museums allda, mit Haut und Haaren (?) verschlungen haben. En ce genre là ist der ganze Brief abgefaßt; doch wohl zu prosaisch-kühn?! Wir haben darüber herzlich lachen müssen. In meiner Antwort versicherte ich nun, daß unsere stolzen Löwen noch sains et saufs, unsere 300 Stück Fötusse noch in Spiritus schwimmen ꝛc. und wolle ich mir anbei die unterthänige Freiheit nehmen mitzutheilen, daß über 12,000 Gefangene so eben in die Festungen vertheilt werden, daß ein in Görlitz eingetroffener Gefangener, ein österreichischer Hauptmann, äußerte, daß er selbst und die mit ihm gefangenen 16 Jäger der Rest eines ganzen Bataillons seien; alle übrigen seien ein Opfer des fürchterlichen Zündnadelgewehres geworden; daß das 8. und 10. österreichische Armeecorps, die Regimenter Hannover, Namming, Martini, das 18. Jägerbataillon total écrasirt und ihr ganzes Heeresgeräth in unseren Händen sei, daß eine ganze österreichische Kürassier-Brigade, 16 Schwadronen stark vom 8. preußischen Dragonerregiment total in die Pfanne gehauen wurde und ihre beiden Standarten verloren; daß die Stimmung in der österreichischen Armee eine sehr gedrückte sei und die Leute nicht mehr in dies fürchterliche Zündnadelgewehrfeuer hinein wollten u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Nicht wahr, ihr Kinder zu Frankfurt a. M., es war doch endlich einmal Zeit ein preußisches Wort über Krieg und Frieden zu sprechen? G.

Nachschrift. Die Verluste der Oesterreicher in den Schlachten bei Skalitz und Trautenau betragen an Todten, Verwundeten und Gefangenen über 25,000 Mann, 24 Geschütze, 5 Fahnen und 2 Standarten. Es ist dies das Ergebniß der Action der unter den Befehlen des Kronprinzen stehenden Armee.

In den Kämpfen gegen die Armee des Prinzen Friedrich Carl haben die Oesterreicher an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 15,000 Mann verloren. Der Gesammtverlust der österreichischen Armee beträgt sonach 40,000 Mann.

In der Schlacht bei Königingrätz war der Verlust noch größer, dazu 42 Kanonen.

Correspondenzen.

Chur, 22. Juni. Die Schweiz trifft Veranstaltungen, um ihre Neutralität zu bewahren, und wir Graubündener sind die Nächsten, welche für die vertragsmäßigen Pflichten der Alpenrepublik einzutreten haben. Aber

glauben Sie nicht, daß es bei uns, an deren Grenze die Kampfeswogen, die hier und da eine Welle hinüberwerfen möchten, anschlagen — daß es bei uns, sage ich, gerade sehr kriegerisch aussehe. Die Waffenvorräthe, die bis jetzt sichtbar sind, bestehen aus einigen confiscirten Büchsen, die durch unser Territorium geschmuggelt werden sollten. Wir überstürzen uns eben nicht, und indem die Völker um uns her nach neuen besseren Formen suchen, erinnern wir uns gern der Kämpfe, durch die wir unsere alte Freiheit verloren und wiedergewonnen haben.

Auf einem Territorium von kaum 100 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von ungefähr 90,000 Seelen, zeigt Graubünden uns eine Geschichte, in welcher es weder an Gestalten urkräftig wie die des Tell, noch an Thaten wie die der 300 Spartaner unter Leonidas fehlt. Die That des edlen Camogaskers hat ebenso sehr Anspruch auf Unsterblichkeit, wie der Heldentod der 30 Männer auf der heiligen Wiese der Aquasana der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. Obgleich an der Wiege dieser Thaten das Andenken an dieselben noch nicht erloschen ist, so sind sie es doch werth, auch anderwärts bekannt zu werden, und das ist der Zweck dieser Zeilen.

Ehe wir die Geschichte Graubündens näher betrachten, wollen wir erst versuchen, uns ein möglichst klares Bild der geographischen Verhältnisse des Landes zu entwerfen, da, wie wir sehen werden, die Bedeutung derselben es ist, welche das kleine Ländchen in so viele unheilvolle Verwickelungen gestürzt hat. — Graubünden oder Rhätien liegt von hohen Bergen umgeben und durchkreuzt von dem oberen Laufe des Rheins, wird ebenso durchflossen vom Inn, welcher im Osten seinen Lauf durch den unwirthsamen Gebirgszug des hohen Rhäticon nimmt, und unterhalb Finstermünz nach Tyrol hinübergeht. Im Süden und Westen wird das Land getrennt durch hohe Gebirgszüge, die vom Stocke des Gotthardt ausgehend, das Land sowohl gegen Italien als gegen das alte Helvetien schützen. Wenn auf der einen Seite das Land reich mit hohen, über die Pflanzenregion hinausragenden Felsen versehen ist, wenn diese mit unwirthbaren Eis- und Schneefeldern bedeckt, für ewige Zeiten jeder Kultur entzogen sind, so sind wiederum die Thäler mit reicher Fülle bedacht; in ihnen gedeiht der trefflichste Wein, reift die edle Kastanie und röthet sich die herrliche Pfirsiche. Durch verschiedene natürliche Straßen über die sonst unwegsamen Höhenrücken, ist das Land mit dem Auslande, sind die einzelnen Thalschaften unter sich verbunden. Unter den ersteren nenne ich vor Allem den Septimer, Lukmanier, Bernhardin und Splügen gen Italien, den Finstermünzpaß gen Oesterreich, unter den letzteren, den Scaletta und Julier zwischen Engadin, Davos u. s. w.

Wie das Land gleich einem Netze vielfach in sich getheilt ist, weshalb es nicht mit Unrecht von Theodorich d. Gr. „Retia" genannt wurde, so sind auch seine Bewohner nicht nur tellurischer Verhältnisse halber, sondern auch wegen ihres ungleichen Ursprungs von einander verschieden.

Die Urbewohner des Landes gehörten, wie die Italiens, zu dem Stamme der Hetrusker und nannten sich selbst Rasennen. Ihre Anführer hießen Lukumonen. Frühzeitig schon wanderten sie aus Italien, getrieben von der

Grausamkeit ihrer aus Asien gekommenen Besieger, der Galen hierher. Noch erinnern viele Namen an den Ursprung des Volkes, so der Lukmanier an Lukumonen 5—600 v. Chr., so Tosana an Tuskein oder Toscana. So aus ihrer sonnigen Heimath vertrieben, nahmen sie aald, um sich zu acclimatisiren, die Gewohnheiten des rauhen Landes an; sie wiesen den grimmigen, sogar noch heutzutage gar nicht selten vorkommenden Bär in seine Höhle zurück, sie lernten die auf den Eishöhen wohnenden Gefahren besiegen, und so im ununterbrochenen Kampfe mit den Elementen erstarkte der Sinn des Bewohners und wurde ebenso stark und fest und frei, wie sein Boden, dessen Product er jetzt geworden war.

So vergingen Jahrhunderte! Längst schon war Rom's Allmacht von der Welt anerkannt, längst schon waren die Alpen von Roms Kriegern überschritten worden, nur noch die Rhätier trotzten. Aber auch sie unterlagen der Kriegskunst römischer Heere unter Drusus und Tiberius im blutigen Streite, der, wie uns erzählt wird, mit solcher Erbitterung geführt wurde, daß selbst, gleichwie bei unseren Vorfahren, den Cimbern und Teutonen, die Weiber in den Kampf gingen, und nach der Niederlage sich tödteten, um nicht Sclaven gebären zu müssen.

Geschlagen waren die Rhätier, besiegt nicht; sehr bald fingen sie an, an dem sie drückenden Joch zu rütteln, so daß Constantin alle seine Macht aufbieten mußte, das hohe Alpenthor gegen die mit den Unterdrückten vereinten Allemannen, seinem Reiche zu erhalten. Was unter ihm nicht gelang, geschah unter seinen Nachfolgern. Die Allemannen drangen herein und vertrieben die Römer, zugleich aber auch den Rhätiern ein schweres Joch aufbürdend. Wie während der Zeit der Völkerwanderung so häufig ein Volksstamm den andern unterdrückte, selbst von vielen nur der Name in der Geschichte aufbewahrt wurde, während keine Kenntniß von ihren socialen Verhältnissen auf die Nachwelt hinübergekommen ist, so wechselte auch das hohe Rhätien seine Herren, ohne daß wir etwas genaueres über sie hätten erfahren können. Das Land kam, nachdem die Ostgothen es längere Zeit besessen hatten und die Allemannen bei Zülpich geschlagen worden waren, in die Hände der Franken, zu denen die Einwohner romanischen Stammes in ein dienstbares Verhältniß traten, während die Allemannen als „Freie“ nur zum Kriegsdienst verpflichtet waren.

Da die Franken dem Zeitgeiste Rechnung tragend, das Christenthum annahmen, und es namentlich dazu benutzten, die unterworfenen Völker dadurch mehr an sich zu ketten, so gelangte auch in Graubünden das Christenthum zur Geltung, nachdem auch hier, schon um das Jahr 250, Märtyrer, wie der heilige Lucius und Gaudentius den Tod für das Evangelium erlitten hatten.

Roh und arm wie die Zeit war das Christenthum. Der Glaube an den Erlöser, vermengt mit so vielen heidnischen, sagenhaften Gestalten, trug natürlich nicht dazu bei, das Volk aufzuklären, und erst als die Geistlichkeit mächtiger wurde, namentlich im 8. und 9. Jahrhundert, und Klöster entstanden, geschah es, daß manch edles Reislein den Wissenschaften des Alter-

thums aufgepfropft wurde. Den weltlichen Herren erwuchs eine furchtbare Macht in den „armen Hirten", die, nur mit dem Kreuz in der Hand, da geboten, wo selbst das Schwerdt nichts vermochte; da half nichts gegen den Bann, welcher den Mächtigen aus seinem Bergschloß heraus warf und vogelfrei machte.

So bekriegten sich die geistlichen und weltlichen Herren, beide Theile ihre Macht schwächend. Als nun die Kreuzzüge die Gewalt des Adels gebrochen und seinen Reichthum verzehrt hatten, da war der geeignete Zeitpunkt gekommen, um ihn allen Einflusses zu berauben. Und wo hätte sich wohl dieses Bedürfniß eher regen sollen als bei den Männern der Berge. Wohl waren auch schon in Rhätien die Thaten eines Tell bekannt geworden; wohl war es nicht mehr unbekannt, daß die einfachen Hirten von Uri, Schwyz und Unterwalden die Blüthe der Ritterschaft bei Morgarten vernichtet hatten.

Man fing an, auch in Churwalchen sich zu rühren. Ursache dazu hatten die Burgherren durch ihre Bedrückungen genug gegeben. So hauste unter andern im Engadin auf Schloß Gardowall ein Ritter, dessen Name nicht auf die Nachwelt gekommen ist. Grausam und wollüstig, zwang er die Männer des Thals, ihm ihre Weiber und Töchter zuzuführen. Unter anderm trug er auch Verlangen nach der schönen Tochter Adams des Camogaskers. Dieser, von ihm gedrängt, versprach ihm seine Tochter am nächsten Tage auf das Schloß zu bringen. Während der Nacht berieht er sich mit seinen Genossen und man schwur das Land von seinem Bedrücker zu befreien. Am nächsten Morgen brachte der Vater seine Tochter festlich geschmückt zur Burg. Der Schloßherr eilt herab, schließt sie in seine Arme, aber im selben Augenblicke sitzt ihm auch schon das Schwert des erzürnten Vaters in der Brust. Die Männer aus dem Brautgefolge besetzen das Thor, und mit Hülfe der schnell herbeieilenden Mitverschworenen wird die Besatzung niedergemetzelt und die Werke zerstört. Noch heute sieht man die Trümmer der Burg in das Thal hineinragen, ein schreckliches Zeichen einer gerechten Vergeltung.

Immer aber war die Bedrückung noch eine allgemeine. Die Geistlichkeit sowohl wie die weltlichen Herren knechteten das Volk in beliebiger Weise. Die That des Camogaskers hatte aber allen gezeigt, was eigene Kraft vermochte, und so versammelten sich denn die Besten des Volkes oft Nachts, aus Furcht vor den Spähern der Zwingherren, um zu berathen, auf welche Weise am besten diesen Uebeln abgeholfen werden könne. Man versuchte erst in Güte durch Abgesandte, welche die Lage des Volkes vorstellten, die Herren zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Viele derselben opferten freiwillig, viele aus Furcht vor ähnlichem Schicksal, wie es die Schweizer Zwingherren erlitten hatten, ihre durch Gewaltthätigkeiten erlangten Rechte. Auf diese Weise gelang es den Bewohnern der Thalschaften des Rheins sich im Jahre 1424 zu befreien. Zur Sicherheit und Gerechtigkeit war der Bund geschlossen worden, Sicherheit und Gerechtigkeit haben sein 400 jähriges Bestehen möglich gemacht. Geschriebene Gesetze gab es freilich nicht; der Richter entschied nach Recht und Billigkeit, ganz wie er es vor Gott und

dem versammelten Volke glaubte verantworten zu können. Das Volk war sein Souverain und unerbittlich und streng handhabte es seine Macht ihm gegenüber. Auf diese Weise entstand der obere oder graue Bund, so genannt wegen der Kleidung, welche die Bewohner des Landes trugen, zum Unterschiede von den Unterthanen des Gotteshauses und Bisthums zu Chur, die in schwarzer Kleidung daher gingen. Die Unterthanen des Bischofs zu Chur, die „Gotteshausleute", wie sie meist genannt wurden, stifteten den sogenannten Gotteshausbund erst im Jahre 1429. Dieser Bund bestand aus 11 Hochgerichten und auch er war geschlossen zur Wahrung der Sicherheit und Gerechtigkeit. Es bildeten hier ebenfalls wie im grauen Bunde die einzelnen Familien des Dorfes ein freies Gemeinwesen, dessen Gesetze je nach den Umständen geändert werden konnten. Mehrere Ortschaften zusammen bildeten eine Gemeinde, in welcher der Ammann mit Beirichtern und Geschworenen Gericht führte. Zur Beurtheilung bedeutenderer Streitigkeiten vereinigten sich solche Gemeinden zu Hochgerichten, deren jedes seinen Landammann wählte, und in sich abgeschlossen einen kleinen Freistaat bildete.

Am spätesten von allen rhätischen Landschaften vereinigten sich die, welche früher unter der Herrschaft der Freiherrn von Vatz gestanden hatten. Sie bestanden aus den 10 Hochgerichten Davos, dieses als Vorort, Klosters, Kastels, Seewies und Schiers, Malans, Mayenfeld, Bellford, Churwalden, Außer- und Inner-Schaffik, weshalb dieser sich den „Zehn-Gerichtsbund" nannte. (1436).

Es war natürlich, daß den Rittern und geistlichen Herren solche Macht gegenüber, eine ungemeine Gewalt hatte und erstere ihr deshalb so viel wie möglich Abbruch zu thun suchten. Alle derartigen Versuche aber scheiterten an der Aufmerksamkeit womit das Volk seine alten Rechte bewachte. Es bildete sich sogar der sogenannte „Schwarze Bund" der Ritter, der obgleich von bedeutender Stärke, bald geschlagen und aufgerieben ward. Von gleichem Interesse mußte es natürlich den 3 Bünden sein, gegenseitig bei einander Schutz und Hülfe zu finden, und so bildete sich dann der „vazerolische Bund" im Jahre 1471. Er ist eigentlich als das erste staatsrechtliche Band zwischen den 3 Bünden anzusehen. Einer solchen Macht gegenüber konnten sich einzelne Ritter nicht halten. Entweder gingen sie über, oder entflohen aus dem Lande, hauptsächlich nach Innsbruck, wo gerade zu jener Zeit Kaiser Maximilian I., Kaiser von Deutschland, residirte. Schon längst auf eine günstige Gelegenheit wartend, die früher dem deutschen Reiche zugehörigen Provinzen den Besitzungen des Hauses Habsburg anzureihen, kamen ihm die Streitigkeiten in Graubünden sehr gelegen. Da er wie gewöhnlich von Geldmitteln sehr entblößt war, so benutzte er den schwäbischen Bund zu seinen Zwecken, weshalb dieser Krieg auch oft der Schwabenkrieg genannt wird. 8000 Mann kaiserlicher Truppen gingen hinauf durch das Engadin und lagerten sich auf der Malser Haide. Quer durch das Thal hatten sie Schanzen errichtet, — sie wurden erstürmt, Allen voran Benedict Fantana. Sterbend, mit der einen Hand die klaffende Wunde zuhaltend, öffnete er mit dem Schwerte in der anderen seinen Brüdern eine Gasse. Schmachvoll war die Niederlage

der Kaiserlichen. Alles floh durch das Finstermünz hinab nach Tyrol. Als der Kaiser diese Nachricht vernahm, eilte er selbst herbei mit 15000 Mann, um von neuem den Versuch, Rhätien zu unterjochen, zu wiederholen. Bald mußte er selbst einsehen, wie fruchtlos seine Anstrengungen waren. Wenn er seine Feldobersten gescholten hatte: „hinter Bollwerken, wie Ihr gehabt, mit Geschütz und Heeresmacht wie ich euch gegeben, hat nur Eure Unklugheit mir so großen Schaden gebracht," so sollte er bald selbst erkennen lernen, was es heißt, mit Lanzknechten freie Männer besiegen zu wollen. — In drei Heereshaufen rückte seine Armee in dem Engadin hinauf. Als sie über die Eishöhen des Scaletta steigen wollte, da stürzten die Lawinen herunter, da wurden Massen von Kriegern im Eise begraben. Oben standen die Bündner und schleuderten, unsichtbar von unten, Felsen in die Tiefe hinab, alles zermalmend, zerschmetternd. Was der Menschen Arm nicht vollendete, vollbrachte die Natur. Hunderte der Feinde starben vor Frost und Hunger. Noch heute künden bleichende Gebeine von dem furchtbaren Kampfe, deren Zeugen jene eisigen Höhen waren. —

Wie draußen in der Welt, namentlich in England und vor Allem in Deutschland die Glaubensstürme anfingen die Gemüther zu erregen, so griff auch in Graubünden die neue Lehre um sich, nicht durch Gewalt, wie in manchen deutschen Ländern, wo die Fürsten häufig nur des Eigennutzes halber zur protestantischen Kirche übertraten, sondern friedlich, durch die Macht der Ueberzeugung, und nicht hadernd und unduldsam. Nur wenige unbedeutende Zwistigkeiten brachen in einigen Thalschaften aus, die aber bald durch den gewohnten Rechtssinn der vermittelnd dazwischen tretenden Nachbarn geschlichtet wurden. Zu einem eigentlichem Religionskampfe ist es in Bünden nie gekommen, obgleich hier wie überall es nicht an Leuten fehlte, die alles mögliche thaten um einen solchen herbei zu führen.

Wenn bis jetzt die Bündner mächtig waren durch ihre eigene Kraft, groß durch die Reinheit ihrer Sitten, so beginnt jetzt eine Zeit, wo diese Tugenden, die bisher Allgemeingut waren, seltener, wo sie die Zierde Einzelner werden. — Tapferkeit hatte die Bündner berühmt gemacht, durch diese hatten sie, die armen Hirten, das fruchtbare Veltlin unter ihre Herrschaft gebracht, zu gleicher Zeit im Westen im Bunde mit Genf siegreich gegen Savoyen gefochten, während sie im Osten der Eroberungspolitik des Hauses Habsburg wirksam entgegen traten. Der Arm und die Hülfe solcher Tapferen war nicht zu verschmähen. Oesterreich-Spanien, Frankreich und Venedig bestrebten sich die Erlaubniß zu erhalten, in Bünden Truppen anwerben zu dürfen. Alle suchten sich durch das Anerbieten vortheilhafter Bündnisse der Gunst der 3 Freistaaten zu versichern. Im allgemeinen war man Frankreich wegen der drohenden Nähe Oesterreichs am meisten zugethan, und man räumte daher ersterem mehrere Vorrechte vor den anderen Staaten ein. Die katholische resp. österreichische Partei verlangte dieselben Vorrechte für die österreichisch-spanische Monarchie, und so sah man zum ersten Male wie Zwiespalt und Neid sich unter die einfachen Bewohner Hohen-Rhätiens gesellte. Was physische Macht nicht gekonnt, das geschah durch Arglist und Habsucht. Vor

spanischem und französischem Gelde schwand die Tugend der Rhätier dahin; mehr als die Ehre für das Vaterland zu fallen, galten die Ehrenbezeugungen fremder Potentaten. Draußen im Kriege da war leichte Beute, da zog man hin. Kraft und Tugend nahm man mit hinaus, entnervt und lasterhaft kam man heim; heute kämpfte man für Frankreich, bot Oesterreich höheren Lohn, so zog man morgen gegen die Landsleute zu Felde, an deren Seite man heute gefochten. Wohl wenige Länder haben so viele herrliche Thaten aufzuweisen wie die Schweiz, aber selten ist es wohl auch vorgekommen, daß die Enkel so großer Männer so verkommen waren, daß sie so oft ihre Führer verriethen, wenn sie von deren Feinden besser bezahlt wurden.

Früher hatte, wie wir sahen, die Tapferkeit der Bündner ihre Besiegung unmöglich gemacht; jetzt war die Grundlage derselben, die moralische Kraft, untergraben, jetzt waren sie reif für die Pläne Oestreichs.

Sengend und brennend, ohne vorherige Kriegserklärung zogen am 17. October 1621 die kaiserlichen Truppen im Engadin ein. Nicht lange, so war das ganze Land erobert, bis Chur drangen die Kaiserlichen unter Baldiron fast ohne Widerstand vor, und nur dem Umstande, daß der Kaiser in Deutschland zu sehr beschäftigt war, hatten es die Bündner zu danken, daß sie mit leichter Mühe den Feind los wurden. Bald aber drangen, nachdem in Deutschland der Kaiser durch Tilly's Siege freie Hand erhalten hatte, neue, bedeutend stärkere Heerschaaren unter Baldiron in Rhätien ein, diesmal mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit wüthend. Nur wenige tausend Mann von dem bündischen Heere, von denen die meisten, ehe es zum Kämpfen kam, das Heer verließen, boten dem Feinde die Stirn. Nicht einmal vermögend, den Scaletta-Paß erfolgreich zu vertheidigen, zogen sie sich bis hinter Davos zurück. Hier in der Nähe, in der Richtung nach dem Prättigäu, auf den Wiesen der Aquasana kam es zur Schlacht. So mancher von den Kaiserlichen fiel, das Haupt von dem Morgenstern der Prättigäuer zerschmettert, aber die Uebermacht war zu gewaltig; fast von allen Seiten eingeschlossen, und um den Fall des Vaterlandes nicht zu überleben, stürzten sich 30 von ihnen mitten in die feindlichen Reihen, ihren gewissen Tod furchtbar schon im Voraus rächend.

So ging die Freiheit in Hohen-Rhätien wenigstens mit einer großen, ruhmvollen That unter, die bewies, daß der heldenhafte Sinn im Volke noch nicht ganz erloschen war. Noch manches Jahr blieb Graubünden den Wechselfällen des Krieges unterworfen, noch lange Zeit litt es nach wiedererlangter Freiheit an inneren Wirren; aber das Volk hatte gelernt, daß nicht Reichthum, nicht äußerer Glanz dazu gehören, um glücklich zu sein, — und ihrer großen Väter würdig, zeigen uns noch heute die Graubündner, daß man auch durch hohen, einfachen Sinn glänzen kann.

Möge sich dieses Völkchen seinen kräftigen Sinn, seine hohe Vaterlandsliebe bewahren, denn länger als zeitlich günstige Vortheile und Verhältnisse wird die Tugend des Volkes seine Freiheit beschirmen, und so lange die Liebe zum Vaterlande der Impuls aller seiner Handlungen ist, unbesiegbar sein.

J.

Bivouak bei Skalitz, den 28. Juni Abends 8 Uhr.

Liebe Mutter!

Umgeben von zahllosen Leichen und Verwundeten, liege ich im Bivouak bis auf's Aeußerste ermattet. Mir fallen immer die Augen zu, allein ich will es mir nicht nehmen lassen, Dir doch noch zu schreiben und Dir mitzutheilen, daß ich auch in der heutigen großen Schlacht glücklich unverwundet davon gekommen bin. Ich stand im heftigsten Flinten- und Granatfeuer. Eine Granate platzte über meinem Kopfe in drei Stücke, schlug neben meinem Fuße in die Erde. Mit einer Tapferkeit sondergleichen sind unsere Truppen vorgegangen. Wir haben uns von früh 7 Uhr bis Abends 7 Uhr geschlagen. Die Oesterreicher sind abermals furchtbar gezüchtigt; — ein furchtbar schreckliches Bild um mich her! Brennende Dörfer und Städte, Hunderte und aber Hunderte von Todten mit ihren stieren offenen Augen; abgeschossene Glieder und verstümmelte Pferde.

Ich kenne jetzt den Krieg mit allen seinen Schrecken und appellire immer von Neuem an mein Herz, um nicht gleichgültig und unempfindlich zu werden und nach der Schlacht die Pflichten der Nächstenliebe auszuüben. Das habe ich heute wieder gethan. — Unser Regiment hat heute geringeren Verlust als gestern (3 Offiziere aber todt); dagegen unser Schwester-Regiment No. 7 massenhaft. Was aber will das sagen gegen die geradezu zahllosen verwundeten und todten Oesterreicher. Ich übertreibe nicht, wenn ich versichere, daß sich das Verhältniß wie 1 : 10 gestaltet.

Als meine Compagnie in Skalitz mit Sturm eindrang, fielen aus den Häusern Schüsse auf uns, und es begann ein furchtbares Morden; wir machten Alles nieder und nur mit Mühe gelang es, Gefangene zu retten. Rings um uns her brach Feuer aus und aus einem Hause, in welchem durch eine Kanonenkugel Feuer entstanden war, stürzten halbbrennend meherere Oestreicher heraus. Die Bedauernswerthen waren durch eine im Hause stattgehabte Petroleum-Explosion in Flammen gerathen — laufende, 10 Fuß hohe Flammen, ein furchtbarer und mir unvergeßlicher Anblick! — Dann stürzten sie plötzlich zusammen. Heute haben wir Benedek selbst geschlagen, und zwar wir allein (V. Armee-Corps) zwei österreichische Corps, und zwar gänzlich. Hurrah, Gott ist mit Preußen!

Bis jetzt haben wir, d. h. das Posensche 5. Armee-Corps, den Krieg in Böhmen ganz allein gemacht und in zwei Tagen zwei glänzende Siege erfochten. Ein großartiger, in der Kriegsgeschichte selten dastehender Erfolg.

Endlich ist auch das Garde-Corps herangekommen, so daß wir morgen bis Mittag 11 Uhr ausruhen können, da jenes den Feind verfolgt.

Mein Gott! Ich habe so viele gute Freunde, mit denen ich noch vor einigen Tagen mich heiter unterhielt, unter den Todten. Ich bin aufs Innerste betrübt und ergriffen, und nur der Gedanke: Vorwärts für's Vaterland!. läßt mich Alles vergessen.

Ich kann nicht mehr schreiben vor Müdigkeit, die Stiefel habe ich Tage lang nicht mehr von den Füßen bekommen und mein Rock ist von Kugeln zerrissen.

Lebe wohl, l. M., und vertraue Gott auch ferner. Diesen Bogen habe ich einem getödteten österreichischen Offizier aus seiner Tasche genommen; dicht dabei liegt ein österreichischer General todt unter seinem Pferde.

Max.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Letzte Rathschläge eines österreichischen Ministers.

Zu den Curiositäten, welche Geschichtsprofessoren allein zu kennen und wie Zunft-Leckerbissen für sich zu behalten pflegen, gehört das sogenannte Hocher'sche Testament. Johann Paul Hocher, geboren 1616 zu Freiburg im Breisgau, wurde 1665 erster Hofkanzler in Wien und bekleidete diese Stelle bis zu seinem beinahe zwanzig Jahre später erfolgenden Tode. Die Redaction seiner letzten Rathschläge, die sich auf den folgenden Blättern nach Häberlin's Staats-Archiv wieder abgedruckt findet, ist nicht die ursprüngliche; Hocher hatte lateinisch geschrieben, konnte nichts gegen den Papst gesagt haben, den er verehrte, nichts von dem spanischen Erbfolgekriege, den er nicht erlebt hatte. Seine Originalarbeit findet sich nur in seltenen, im gegenwärtigen Augenblick schwer zugänglichen Werken. Dem Zweck dieser Veröffentlichung thut es aber keinen Eintrag, daß die Abschrift, welche Häberlin aus dem gräflich Degenfeld'schen Archiv erhalten hatte, mit Zusätzen von dem Fürsten Mansfeld und dem Propst Rummel versehen war, also nicht eines, sondern dreier habsburgischer Rathgeber Gedanken enthält.

1.

Ehe der König der Könige mich vor seinen Richterstuhl stellt, und von jedem Augenblicke meines Lebens Rechenschaft von mir fordert (die Krankheit, welche mich verzehrt, sagt mir, daß es bald geschehen werde), halte ich es für meine Pflicht, Eurer Kaiserlichen Majestät meine Gedanken über die Vermehrung der Ehre und der Größe des Reichs, die Frucht der Nebenstunden, welche mir das Amt, wozu E. K. M. mich gnädigst riefen, und die Verwaltung der Staatsgeschäfte ließen, vorzulegen.

Jene Muße und alle die Zeit, worin ich von Geschäften frei war, wandte ich schon lange dazu an, den Zustand Ihres Durchlauchtigsten Hauses, die politische Lage sowohl Europens überhaupt, als des Reichs insbesondere, aufmerksam zu betrachten, und die Mittel zu untersuchen, wodurch unter E. K. M. Regierung des seligen Stribonius Vorhersagungen erfüllt werden könnten. Denn dergleichen Vorhersagungen halte ich mehr für Rathschläge und Aufmunterungen, wodurch Gott Männer vom ersten Range und außerordentlichen Anlagen zur Uebernehmung und Ausführung großer Geschäfte erweckt, als für zuverlässige Versprechungen und deutliches Vorherwissen der Zukunft, deren Kenntniß er ohne Zweifel sich allein vorbehalten hat. Daher rathe ich E. K. M. ernstlich dahin zu sehen, daß Sie nicht die bequeme Zeit zur Ausführung verfließen lassen, noch ruhig erwarten, daß Gott das voll-

führe, was er durch den heiligen Mann versprochen hat; Sie müssen im Gegentheil mit eifriger Thätigkeit dahin streben, die Erfüllung des Ausspruches zu befördern. Dieses liegt mir so am Herzen, daß ich jeden Augenblick der mir noch übrigen Lebenszeit nicht besser zu meinem Heile anwenden zu können glaube, als wenn ich E. M. die Mittel anzeige, wodurch Sie Ihr unsterbliches Haus auf den verheißenen Gipfel der Ehre erheben können, wovon es dem Osten und Westen der zwei vereinigten Reiche, Gesetze vorschreiben möge.

In Spanien ist zwar das österreichische Haus erloschen, aber hier stützt es sich auf zwei Säulen, welche die neue Grundlage seiner Größe sein müssen. Dem jüngern durchlauchtigsten Prinzen Carl hat Gott selbst ein Erbtheil angewiesen, indem er E. K. M. den Weg zur spanischen Erbfolge öffnete, und Sie bewog, diese jenem zu überlassen, damit er von den übrigen Erbländern des österreichischen Hauses weiter nichts fordere. Denn ihr Wohl erfordert, daß diese nie getrennt werden, sondern daß alle ungetrennt dem künftigen Kaiser zu Theil werden, damit, wenn einst eine Uneinigkeit in der österreichischen Familie entstehen sollte, Ihr Haus in Deutschland dadurch keinen Schaden leide. Denn hier muß es seinen Mittelpunkt und gleichsam sein Rüsthaus haben; hier müssen, wenn der Bau des deutschen Staatskörpers vollendet ist, Fesseln für andere Völker geschmiedet werden.

2.

Was auch die vereinigten Mächte sagen mögen, dürfen E. K. M. doch keine Friedensvorschläge hören, noch irgend einen Vertrag eingehen, ehe nicht der durchlauchtigste Prinz Carl alle spanischen Länder in Besitz genommen hat. Sollte etwa die Sache dahin kommen, daß E. K. M. in eine Theilung Spaniens willigen müßten! so müssen Sie, sobald die Ermattung vorüber ist, und neue Kräfte gesammelt sind, den Krieg erneuern, damit Sie das, was Sie aus Noth, um den Frieden zu erhalten, abgetreten haben, mit den Waffen und offenbarer Gewalt wieder erobern. Denn, wenn Sie einen Theil der spanischen Länder sich entreißen, und einen Andern besitzen lassen, und die von Gott angebotenen Mittel, ihn wieder zu erlangen, versäumen: so werden sie schwerlich in kurzer Zeit zu der Ihnen vom Himmel bestimmten Ehre und Macht gelangen. E. K. M. müsse daher keine Arbeit muthlos machen, noch Schwierigkeiten, die Sie nothwendig antreffen werden, abschrecken; nicht die Gefahren eines schweren Krieges, noch Uneinigkeiten, welche unter Ihnen und den verbundenen Mächten entstehen werden, müssen Sie erschüttern, bleiben Sie fest und standhaft bei Ihrem Vorhaben; verwerfen Sie jeden Friedensantrag; unterhalten Sie den Krieg in Europa überall, wo er angeregt ist, und erregen ihn, wo er nicht ist. Einen andern Weg, das große Vorhaben zu vollführen, giebt es nicht.

Frankreich wird endlich ermüden, und, wenn es auch überall siegte, erschöpft werden. Dann werden die verbundenen Mächte vergebens sich von E. M. losreißen, und Sie zu Friedensbedingungen nöthigen wollen; vergebens mit Frankreich ein Bündniß zu schließen suchen. Denn sie werden weder den entkräfteten Staat wieder heben und aufrecht erhalten, noch Ihnen

widerstehen können, da sie selbst durch den langwierigen Krieg entkräftet sind. Daß der Krieg E. M. auf gleiche Weise schwäche, ist nicht zu fürchten, weil Ihre Macht, die in der unerschöpflichen Menge der zu Kriegern gebornen Menschen, welche das fruchtbare Deutschland liefert, besteht, nie, wenn das Glück der Waffen günstig ist, abnehmen wird.

3.

Der Zustand Europens ist jetzt so, wie er sein muß, wenn E. K. M. dasselbe, wider sein Vermuthen, und, fast möchte ich sagen, ohne daß es davon etwas merkt, Ihrem Scepter unterwerfen wollen. Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit, und den Schwindel erregt er unter denen, welche er einer neuen Herrschaft unterwerfen will. E. K. M. haben glücklich die Mittel angewandt, welche die göttliche Allmacht Ihnen bereitete: ehemals war Oesterreich gefürchtet; Sie haben den Haß von Ihrem Hause auf Ihre Feinde hingelenket; Ihre erhabene Weisheit hat den König von Frankreich allein in Europa verdächtig gemacht. Er hat in Frankreich ausgeführt, was weder Ihre durchlauchtigste Vorfahren, noch E. K. M. selbst durch unermeßliche Arbeiten und Blutvergießen in den österreichischen Staaten haben erlangen konnen; er hat die Ketzer aus seinem Reiche vertrieben; er hat dem katholischen Glauben wieder aufgeholfen, so daß jetzt die Streitigkeiten der verschiedenen Sekten dort aufgehört haben. Die Ketzer haben von ihm viel weniger gelitten als von Ihnen; doch hat er den Sieg erhalten, welchen Sie so eifrig wünschten und bis jetzt noch nicht erkämpfen konnten. Undurchdringlich sind Gottes Rathschläge, und unerforschlich seine Wege; selbst der Ruhm Ludwig des Vierzehnten, den Sie mit Recht beneiden, wird Ihnen als ein Mittel angeboten, Ihre Absichten zu vollführen, und alle Reiche sich zu unterwerfen; Sie haben Haß gegen diese That erregt, nach deren Glanze Sie doch streben werden; Ihr mit Recht gegen die Ketzer gefaßter Haß, und die Strafen, womit Sie dieselben belegt haben, um Sie zur Kirche zurückzuführen, ist aus ihrem Gedächtnisse verlöscht; sie glauben an den österreichischen Fürsten Beschützer, an dem bourbonischen Hause unversöhnliche Todfeinde zu haben. Hätte Gott nicht ihre Augen verblendet, um sie gänzlich zu verderben; hätte er E. K. M. nicht die Vernichtung derselben, und den Ruhm ihrer Ausrottung vorbehalten; sie hätten gewiß gewiß gesehen, daß der König von Frankreich ihre Brüder nicht sowohl aus Religionseifer, als aus politischen Absichten vertrieben hat, und daß er, aus eben den politischen Gründen, dennoch mit auswärtigen Ketzern im alten Bündnisse bleiben, und sie als alte Freunde und treue Bundesgenossen vertheidigen werde. Hätten sie dieses aufmerksam überdacht: so würden sie sich nie von dem getrennt haben, bei dem allein sie Schutz gegen das österreichische Haus finden konnten. Aber diese Verwirrung ihres Verstandes war nöthig, um den Namen E. K. M. zu verherrlichen; Gott hat sie damit geschlagen. Die Ketzer in Deutschland traf zuerst diese Blindheit; ermuntert durch die Reden der französischen Flüchtigen: „daß die Macht ihres Vaterlandes durch durch die Flucht so vieler Calvinisten erschüttert und geschwächt sei; daß es jetzt ihrer Partei leicht sein werde, sich zu rächen, und die Ver-

triebenen durch die Hülfe der Waffen wieder einzuführen"; ermuntert durch solche Reden, vergaßen sie ihren alten Freund und Beschützer, und es entbrannte bei ihnen Haß und Rachsucht gegen ihn; E. K. M. bestärkten diesen Eifer und nun überließen sich jene ganz Ihrem Schutze. Nachher ergriff aber der Sturm die Engländer und die Holländer, und alle Ketzer flohen wetteifernd zu Ihren Fahnen. Auf den Gedanken verfiel keiner, daß er für den Ruhm eines Feindes streite, der unerbittlicher war, als irgend ein anderer. Denn E. M. werden, wie ich hoffe, nie von der Frömmigkeit Ihrer Vorfahren, und der Liebe zu dem angenommenen Glauben abweichen; Aussprüche der Wahrsager versprechen Ihrem durchlauchtigsten Hause eben so unzweideutig die Vertilgung der Ketzer, als die gänzliche Ausrottung und Vernichtung der Ottomanen.

4.

So ist der Zustand, worin Gott Europa gesetzt hat, damit es freiwillig sich Ihren Gesetzen unterwerfe. Fahren E. K. M. daher fort, und bedienen sich glücklich dieser Umstände, so lange die Feinde, von dem Herrn eingeschläfert, schlummern. Immer suchen Sie es dahin zu bringen, daß Frankreichs König den Katholiken, wegen seines Ehrgeizes und seiner grenzenlosen Macht, furchtbar, den Ketzern aber wegen seiner Liebe zur katholischen Religion verhaßt sei. Werden Sie dieses bewirken: so können Sie, von dem Feinde, welcher allein Ihren Unternehmungen Hindernisse entgegensetzen könnte, befreit, die Ketzer und Katholischen unterjochen. Sobald aber E. K. M. merken, daß Frankreich durch die um Spanien übernommenen Kriege genug entkräftet und erschöpft ist; sobald Sie glauben, daß es durch so viele Unternehmungen hinlänglich ermattet ist, und keine Ursache mehr finden, seine Erholung zu fürchten: so bedenken Sie doch ja, wie viel Sie der Frömmigkeit und Religion verdanken: daß die österreichischen Fürsten den Besitz des Reichs der außerordentlichen Ehrfurcht verdanken, welche der Graf von Habsburg der erste Regent dieses Stammes, gegen das hochheilige Sacrament des Abendmahls hegte, und daß Ihr Haus diese Frömmigkeit zum Erbtheile von ihm empfangen hat. Wenn Sie also keine fernere Gefahr von Frankreich zu fürchten haben: so wagen Sie es, die Ketzer, ehe sie zuvor Athem schöpfen können, aus dem Reiche zu vertreiben; greifen Sie sie an, sobald der jetzige Krieg geendigt ist. Lassen E. M. sie zur Ruhe kommen; so werden sie die Augen öffnen, und sehen, in welchem Irrthum, in welcher Gefahr sie sich befinden; sie werden die alten Bündnisse mit Frankreich erneuern, mit ihren eigenen Händen den Schaden, den sie Frankreich zugefügt haben, wieder ausbessern, und ihre alte Schutzmauer gegen E. M. wieder errichten. Uebrigens erfordert die Sache die größte Geheimhaltung und Vorsicht. Wenn jene solche Absichten bei Ihnen nur vermuthen: so wird alles vergeblich sein; sie werden sich verwahren, und in dem zu schließenden Frieden Ihnen neue Hindernisse entgegensetzen, neue Fesseln anlegen, die vielleicht schwerer zu zerbrechen sein möchten als die, womit die feindseligen Rathschläge und Kunstgriffe der Franzosen, und ihre Vereinigung mit den deutschen Ketzern in dem westphälischen Frieden die Kaiser belegt haben. Vorzüglich verhüten E. M.,

daß in den Friedensunterhandlungen die Ketzer zu mächtig werden, weder durch ihre eigene Stärke, noch durch die Unterstützung Schwedens, welches E. K. M. daher nicht als Friedens-Vermittler zulassen dürfen. Noch vorsichtiger verhindern E. M., daß in den Unterhandlungen etwas von der Religion oder Verfassung des Reichs erwähnt werde. Es wird den Parteiliebenden, den Neidern Ihrer Größe, und allen denen, die sich Evangelische nennen, welche schon lange die Reichstage durch ihre Klagen über die Religion beunruhigen, zu der Zeit, da man vielleicht Europen eine neue Gestalt geben muß, eine bequeme Gelegenheit scheinen, der Macht, die E. M. besitzen, engere Grenzen zu stecken, und Sie auf die Bedingungen des westphälischen Friedens, von denen Ihr Vortheil sich loszusagen befiehlt, wieder zurück zu führen; sie werden diese Gelegenheit begierig ergreifen, wenn E. K. M. nicht durch Ihre Klugheit ihren Unternehmungen zuvorkommen sie von den Friedensunterhandlungen entfernen, oder machen, daß sie nicht gehört werden. Und das werden Sie leicht können, wenn Sie den Frieden plötzlich ohne ihr Mitwissen schließen. E. M. Vortheil erfordert es, alles dieses sobald als möglich zu betreiben. Den Holländern und Engländern wird Ihre Absicht leicht verborgen bleiben, weil Sie nie dergleichen gethan, sondern immer zuletzt in den Frieden gewilligt haben, und diese werden daher Ihre Fallstricke nicht vermuthen. Sich so gegen die Ketzer zu betragen, ist, wie ich glaube, nicht nur zur Ehre Gottes erlaubt! sondern auch zu Ihrem Vortheile durchaus nothwendig. Wenn E. M. nicht die Herrschaft und Macht derselben in Deutschland vertilgen, werden Sie nie etwas Großes ausrichten, und weder das Reich Ihrem Hause erblich machen, noch die von dem seligen Stribonius verheißene Größe erreichen.

Mit den Katholischen werden E. M. weniger Schwierigkeiten haben, vorzüglich wenn Sie die angebotene Gelegenheit das baiersche Haus zu unterdrücken, nicht ungenützt verfließen lassen. Die übrigen katholischen Fürsten werden leichter bezwungen werden; denn da die meisten unkriegerische und unwissende Geistliche sind, so werden sie sich gegen E. M. vereinigen, und zur Zerstörung ihrer eigenen Länder beförderlich sein; nur belohnen E. M. die Verwandten und Bruderkinder derselben, auf welche sie ihre Besitzungen nicht übertragen noch vererben können, mit den Würden, welche Sie ihnen verleihen können.

Jene hartnäckige und kriegerische Rotte, die Ketzer, unterwerfen sich selten dem Joche; sie werden eher entkräftet als zum Weichen gebracht; sie haben dem siegreichen Kaiser Carl dem Fünften immer Hindernisse entgegengesetzt; sie haben immer den Absichten Ihrer Durchlauchtigsten Vorfahren entgegengestanden; es herrscht in ihnen der Geist der Freiheit und der Demokratie; E. K. M. bedenken, daß von den deutschen Schriftstellern, welche ungeziemend und mit anhaltendem Trotze gegen das Ansehen der Kaiser geschrieben und behauptet haben, das Reich sei eine Art von Republik, worin der Kaiser zwar das Haupt, aber dem ganzen Körper untergeordnet sei, daß von diesen, sage ich, die mehresten entweder Lutheraner oder Calvinisten sind. Nie werden Sie ihnen diese gefährliche Meinung entreißen, und eben des-

wegen nie unumschränkt herrschen, wenn Sie nicht die Ketzer vertilgen und ausrotten. E. M. betrachten nur das Beispiel Frankreichs; so lange Rochelle und die calvinische Sekte dauerte, war die Macht der Könige schwach, und stand gleichsam unter der Vormundschaft des Volks; nur erst dann wurde sie zwanglos und im eigentlichen Sinne monarchisch, da Rochelle stürzte, und die Calvinisten unterdrückt waren. Ludwig der Vierzehnte wollte also für sein Ansehen sorgen, eine unbeschränkte Macht seinem Enkel überliefern, und verhindern, daß das Volk seine vergegebenen Rechte zurückfordere, indem er die Ketzer, diese dem Staat gefährliche und der Religion tödtliche Pest, aus dem Reiche vertrieb.

5.

Europa's Zustand haben wir kürzlich betrachtet; wir wollen jetzt auf das deutsche Reich unsern Blick werfen. Eure Majestät werden sehen. daß Sie die Umstände nicht glücklicher wünschen können, um eine That zu unternehmen, die den Ruhm ihrer bisherigen Thaten weit übertreffen wird. So günstig dürfte wohl nie wieder die Beschaffenheit der Zeitumstände werden.

Jetzt ist keine Verbindung, keine Einigkeit unter den Gliedern des Reichs; sie verkennen das gemeinschaftliche Wohl oder vernachlässigen es; selbst das wissen sie nicht einmal, worin es besteht, und wie sehr das gemeinschaftliche Wohl mit dem Privatglücke jedes Einzelnen verbunden ist; jeder hat an seinen Geschäften genug, sorgt nur für diese und denkt nur darauf, wie er seinen Nachbar an Reichthume und Macht übertreffen könne; was man ehmals gemeinschaftliches Wohl nannte, ist ganz vergessen. Dieses ist ein wunderähnliches Kunstwerk Ihrer Weisheit: Ihre Mäßigung hat allen Argwohn eingeschläfert; Ihre Gnade Aller Herzen unwiderstehlich hingerissen; Ihre Freigebigkeit sie an sich gezogen, und Ihre Klugheit sie getrennt und gegen einander erbittert. Es ist gar keine Gemeinschaft unter den Fürsten; sie berathschlagen sich nicht über die Reichsgeschäfte; keiner kömmt zu den Reichstagen; nur Gesandte, Rechtsgelehrte und Räthe besuchen sie, die es nicht wagen, etwas auf eigenen Antrieb vorzubringen, denen keiner die Beschwernisse und Klagen gegen E. M. anvertraut; denn sie wissen Alle, daß Ihnen die Mittel, sie Sich zu Freunden zu machen, nicht unbekannt sind; daher trauen ihnen die Fürsten nicht. E. K. M. werden klug handeln, wenn Sie die Reichstage nie besuchen, und nie mit Ihrer Gegenwart beehren. Begeben Sie sich dahin, so werden die Fürsten folgen; wenn sie aber versammlet sich und ihre Kräfte übersehen, und sich durch ihre Menge und Gespräche bei Gelegenheit ihrer Zusammenkunft aufmuntern, so ist der Ausgang gefährlich: es möchte leicht irgend ein Beherzter Sie an Sachen erinnern, die E. M. sehr schaden könnten; es möchten Gesellschaften entstehen, die nachher keine Bemühung trennen könnte. Den größten Brand verursacht oft der kleinste Funken.

In Kurzem wird Baiern kein Mittel, keine Macht haben, Ihren Absichten zu widerstehen. Den Untergang dieses Hauses muß demnach der mit ihm geschlossene Vertrag nicht hindern. Dieses ist immer die Stütze der Katholischen gewesen, dieses hat andere Katholische vereinigt, und hat lange

dem gemachten Bunde vorgestanden, der mehr als die Macht der Ketzer den Kaisern geschadet hat. Reiben E. M. demnach dieses stolze Haus auf; dann wird den Katholischen ein Anführer, der sie gegen ihre Macht schützte, fehlen. Der beschworne Vertrag muß, wie schon gesagt, E. M. nicht davon abhalten; hören Sie den weisen Rath des tapfern römischen Königs; er spricht nicht aus Neid oder Haß, wenn er sagt: einem so gefährlichen Feinde dürfe man kein Wort nicht halten; dies räth ihm seine Liebe zu Ihnen, ja das Glück und die Ehre Ihres Hauses selbst heischen dergleichen Grundsätze. Befehlen Sie Ihren Räthen solche zu befolgen, und überlassen Sie ihnen dann die Sorge für das Uebrige. Es wird Ihnen nicht fehlen, der Unterdrückung Baierns einen Anstrich von Billigkeit zu geben. Wer geringe Einwendungen achtet darf nicht hoffen große Thaten zu vollführen.

6.

Der Pfalzgraf und die Geistlichen, welche der Eifer für das Haus des Herrn verzehrt, werden E. K. M. nicht nur nach Gefallen gegen die Ketzer verfahren und alles unternehmen lassen, ohne sich vor dem Ausgange zu fürchten, oder die daraus entstehenden Folgen zu ahnden: sondern auch Ihre Unternehmungen mit aller Macht unterstützen.

Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg haben genug zu denken und zu betreiben: die Ehrsucht, welcher sie fröhnen, beschäftigt sie, hält sie, von den gemeinschaftlichen Reichsgeschäften ab, und verhindert sie E. M. Absichten zu untersuchen. Machen Sie, daß dieses Feuer des Ehrgeizes immer stärker und stärker wird, bis es in lichte Flammen ausbricht. Wenn Beide ihre Kräfte und ihr Vermögen erschöpft haben: so werden E. K. M. sie nach Gefallen mit einem Schlage zu Boden werfen können.

Der Kurfürst von Brandenburg strebt nach der preußischen Königswürde; er macht überdies Ansprüche auf die Erbländer des Königs Wilhelm, um sich in die Holländischen Angelegenheiten mischen zu können, wo er durch seine Kunstgriffe, durch Geld, Waffen und Ihre Hülfe Statthalter und Dictator zu werden hofft; er glaubt, er werde diese Würde mit der Königlichen vereinigen, und, weil er einige an der Niederlande gränzenden Länder besitzt, die Republik umwerfen, und in Preußen und Holland zugleich regieren können. Er theilte dieses große Vorhaben E. M. mit; es war Ihrer Weisheit gemäß, ihn zur Ausführung eines solchen Unternehmens anzureizen, welches man, im Falle daß er nicht darauf gefallen wäre, ihm sogar hätte eingeben müssen. Jetzt bindet ihn diese Beschäftigung an E. M.; hat er die Sache erst einmal angefangen: so werden ihm die angehäuften Geschäfte keine Zeit lassen, an Deutschland zu denken, und ihn nöthigen, Ihnen freie Hand zu lassen. Ueberwinden ihn die Niederländer: so befreien sie E. M. von einem furchtbaren Feinde; besiegt er sie: so straft er die alten Feinde des Oesterreichischen Hauses, und wird, da er mit der Einrichtung der neuen Regierung beschäftigt ist, und aller seiner Truppen zu Begründung seiner Macht bedarf, an das gemeinschaftliche Wohl Deutschlands nicht denken, noch sich in die Deutschen Angelegenheiten mischen können.

Der Kurfürst von Sachsen hat es so weit gebracht, daß er zum pol-

nischen Könige gewählt ist, und so durch den Rath des Bischoffs von Jmar und die List derer von seinen Hofleuten, die E. K. M. glänzendes und beständiges Glück auf Ihre Seite gezogen hat, das gethan, was E. M. wünschten. Da er die Polen durch seine verstellte Bekehrung zur katholischen Religion betrogen hat, so hat er die Feindschaft der Republik auf sich gezogen; durch sein Bündniß mit den Russen den König von Schweden beleidigt, und dieses jungen Helden Waffen, die E. M. vielleicht in Deutschland beunruhiget hätten, gegen Polen gewandt.

Begünstigen E. M. die beiden Kurfürsten, diese Theaterkönige; schmeicheln Sie ihren ehrgeizigen Absichten; treiben Sie den Kurfürsten von Brandenburg an, daß er sich mit den Holländern einlasse und sich zum Statthalter aufdringe, noch ehe die Friedensunterhandlungen angehn; schicken sie dem Kurfürsten von Sachsen Hülfsvölker; verhindern Sie, daß der Schwede Zeit habe sich zu erholen, reizen Sie gegen ihn die Russen, schließen mit diesem, wenn es nöthig ist, ein Bündniß, unterstützen ihn mit starker und schneller Hülfe. Endlich richten E. K. M. die Angelegenheiten, und lenken die Gemüther so, daß, wenn Frankreich hinlänglich unterdrückt ist, der Friede auf jeden Fall so gemacht werde, daß er weder die Unruhen, welchen Sie in den Niederlanden erregen müssen, noch den in Polen angesponnenen Krieg beilege. Es ist allerdings vortheilhaft, daß Sachsen, Preußen und Schweden, in einer weiten Entfernung von Deutschland beschäftigt sind, wenn Sie nach dem mit Frankreich geschlossenen Frieden, die Ketzer in Deutschland plötzlich und unvermuthet angreifen.

(Fortsetzung folgt).

Unser Finanzrecht.

Von einem preußischen Juristen.

In einem Augenblicke, in welchem der Ausbruch des Krieges mit einem mächtigen, übermüthigen Feinde jedem Preußen mit gewaltiger Stimme die Mahnung zurief, ohne grollenden Rückblick auf die Vergangenheit opferfreudigen Muthes zu seinem König zu stehen, verweigerten patriotische, für die Größe Preußens warm fühlende Männer die Mitwirkung zur Unterstützung einer Regierung, deren Unentbehrlichkeit zur erfolgreichen Durchführung des Kampfes sie anzuerkennen gezwungen waren, einzig und allein aus dem Grunde, weil das durch die Verfassung gewährleistete Budgetrecht dem Abgeordnetenhause widerrechtlich entzogen sei.

Dieselben Männer aber, welche in so entschiedener Weise Gewicht legen auf die ihrer Ansicht nach richtige Lösung der Budgetfrage, haben nur zum

kleinsten Theil den Versuch gemacht, durch eigene Prüfung der Thatsachen und rechtlichen Bestimmungen eine Grundlage für ihr Urtheil zu gewinnen. Es genügt, daß das Leiborgan nun schon seit 4 Jahren der Regierung Verfassungsbruch vorwirft, daß die Helden der Tribüne mit kecker Dreistigkeit die Gewährung des angeblich verweigerten Budgetrechts verlangen, daß die „öffentliche Meinung" laut die Theorie von der Lücke verurtheilt hat. Wie sollte unter diesen Umständen noch gezweifelt werden können an der Verwerflichkeit des von der Regierung in der Finanzfrage vertretenen Standpunktes? Man nennt sich einen liberalen Mann und kann als solcher sich beruhigen bei der vorausgesetzten Uebereinstimmung der „großen liberalen Partei," deren Spaltung zu befördern man ohnehin das größte Bedenken würde tragen müssen.

Dabei sind diese Männer nichts weniger als Demokraten. Sie verwahren sich auf das entschiedenste gegen die Annahme, als wollten sie die Selbständigkeit der Krone gegenüber dem Abgeordnetenhause gefährden, sie verlangen mit Nachdruck für Preußen ein starkes monarchisches Regiment und sind ausgesprochene Feinde eines Parlamentarismus, welcher die Regierung der schwankenden Majorität eines in seiner Zusammensetzung von tausend Zufälligkeiten abhängigen Abgeordnetenhauses unterwirft. Selbst darüber besteht bei den meisten kein Zweifel, daß diejenige Macht, welche im Staate endgültig über die Finanzen zu verfügen das Recht hat, selbstverständlich in allen Gebieten das entscheidende Wort spricht, da sie nur die Genehmigung einer unumgänglich nothwendigen Ausgabe von der Unterwerfung der andern Gewalten unter ihren Willen abhängig zu machen braucht, um jeden Widerspruch verstummen zu lassen. Deßhalb räumen sie auch wohl ein, daß die finanzielle Allgewalt nicht dem Abgeordnetenhause zustehen dürfe, daß weder die regelmäßigen Steuern jährlich neu zu bewilligen, noch die laufenden Ausgaben ausschließlich von dem Abgeordnetenhause festzusetzen seien. Wenn sie dann aber darauf aufmerksam gemacht werden, wie der Landesvertretung von der Regierung niemals das Recht bestritten sei, neue Steuern zu verweigern oder die Zustimmung zu neuen Ausgaben zu versagen, wie nur das Abgeordnetenhaus durch seine unselige Rücksichtslosigkeit gegenüber von thatsächlichen Verhältnissen, zu deren Herbeiführung es wiederholt die Hand geboten hatte, des gesetzlichen Einflusses auf die Feststellung des Budgets zeitweise selbst sich beraubt habe, wenn man ihnen durch zahlreiche Aussprüche der die bisherige Kammermajorität leitenden Persönlichkeiten den Beweis führt, wie diese mit klarer Entschiedenheit die Demokratisirung Preußens erstrebt und deßhalb ein Budgetrecht in Anspruch nimmt, das, weit entfernt, verfassungsmäßig zu sein, die Aufhebung des Art. 109 der Verfassung zur Voraussetzung hat; so zeigt sich auf der einen Seite eine staunenswerthe Unkenntniß der thatsächlichen Vorgänge, verbunden nicht selten mit großer Unklarheit über die Bestimmungen der Verfassung, auf der andern eine nicht minder wunderbare Vertrauensseligkeit gegenüber den vermeintlichen Parteigenossen. Mögen diese noch so unzweideutig für Parlamentarismus, unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Revision der Verfassung im demokratischen

Sinne in die Schranken treten, der Liberale, welcher für ein monarchisches Regiment einzustehen erklärt, vermag nicht einzusehen, weshalb er in dem Augenblicke, in welchem der König seinem Volke die Worte zuruft: Das Vaterland ist in Gefahr, sich lossagen solle von dem gemeinsamen Kampf gegen eine Regierung, die das Finanzrecht, welches er selbst als das allein zuträgliche herbeiwünscht, wiederholt feierlich anerkannt hat.

Bei dieser traurigen Unklarheit der Begriffe kann nicht oft genug auf den wahren Inhalt unseres Finanzrechtes, wie er sich für jeden objectiv Prüfenden aus der Geschichte der einschlagenden Verfassungs-Artikel klar ergiebt, hingewiesen werden. Sollte sich zeigen, daß dasselbe einer Verbesserung dringend bedarf, so erwächst daraus für alle Vaterlandsfreunde die Aufgabe, zur Herbeiführung einer solchen nach dem Maß der eigenen Kräfte thätig zu sein. Nur dann aber kann einem Mangel sicher abgeholfen werden, wenn die Natur desselben richtig erkannt ist. Durch unbegründete Anschuldigungen kann die Heilung nur erschwert werden.

Vielleicht, daß diese Zeilen in der gegenwärtigen Gestalt auch in die Hände von Männern gelangen, denen ihre Zeit nicht gestattet, durch regelmäßige Lectüre von Organen verschiedener Parteistellung das Material zur selbständigen Beurtheilung der streitigen Tagesfragen sich zu vergegenwärtigen. Möchte so die Wichtigkeit der Frage veranlassen, dem Verfasser für eine kleine Stunde Gehör zu schenken. Er glaubt mit Zuversicht hoffen zu dürfen, daß Mancher, der in der Finanzfrage, dem Kern und Ausgangspunkt des zu Preußens Unheil immer weiter um sich greifenden Conflictes zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus unbedingt auf die Seite des letzteren glaubte treten zu müssen, zu einer billigeren Beurtheilung der rechtlichen Stellung jener sich gedrungen sehen wird.

In der letzten Sitzungsperiode des Abgeordnetenhauses hat der Abgeordnete Reichensperger den Antrag gestellt, in einer Adresse Se. Majestät den König zu bitten, er möge durch ein königliches Wort die Besorgniß zerstreuen, daß das verfassungsmäßige Recht der Landesvertretung in Betreff der Ausgabebewilligung seitens der Regierung verkannt werde.

Mit diesem Antrage ist dem Hause eine Denkschrift eingereicht, in welcher der Versuch gemacht wird, auf Grund eines geschichtlichen Ueberblickes über die Entstehung der Art. 99 und 109 der Verfassung und die dabei gepflogenen Verhandlungen das wirklich geltende Recht zu klarer Darstellung zu bringen. Der Antrag ist bekanntlich von dem Abgeordnetenhause in der Sitzung vom 22. Februar d. J. abgelehnt worden. Dem Antragsteller aber bleibt das Verdienst, das zur Interpretation der fraglichen Verfassungsartikel erforderliche Material in einer besonnenen, leidenschaftslosen Ausführung mühsam zusammengestellt zu haben.

Die folgende Untersuchung stützt sich im Wesentlichen auf die Zusammenstellung, kommt jedoch zu dem Resultate, daß den rechtlichen Deduktionen des Herrn Reichensperger an entscheidenden Punkten widersprochen werden muß.

Dies gilt nicht rücksichtlich des Prinzips, welches Herr Reichensperger an die Spitze seiner Denkschrift stellt, daß der erkannte Wille des Gesetzgebers so lange als der wirkliche Inhalt eines Gesetzes anzusehen sei, als der publicirte Wortlaut desselben es irgend gestatte. Kein Fürst wird an der Gültigkeit dieses Satzes zu rütteln wagen. Er verliert auch nicht seine Bedeutung durch die Erwägung, daß in constitutionellen Staaten seiner Durchführung häufig sich große Schwierigkeiten entgegenstellen werden, weil im Kampf der verschiedenen Richtungen die Parteien möglicherweise über eine Formulirung eines Beschlusses sich einigen, durch welche eine jede ihre besonderen Ziele für gesichert erachtet. Hieraus folgt nur, daß, wenn im einzelnen Falle der übereinstimmende Wille der bei der Gesetzgebung betheiligten Faktoren sich nicht erkennen läßt, der Richter ausschließlich an den Wortlaut des Gesetzes sich halten muß, um aus demselben ein Resultat zu gewinnen, das in den gesammten Rechtszustand harmonisch sich einfügt. Wo jedoch die Tendenz, die schließlich Anerkennung erlangt hat, unzweifelhaft feststeht, da darf sie bei der Interpretation des Gesetzes nicht unberücksichtigt bleiben. Deshalb haben auch wir mit Herrn Reichensperger großes Gewicht darauf zu legen, daß die Partei, welche in dem Rechte der Steuerbewilligung und Verweigerung bei der jährlichen Budgetberathung die wesentliche Voraussetzung und Consequenz des constitutionellen Verfassungssystems erblickte und deshalb den Wegfall des Artikel 109 (damals 108) verlangte, bei der Verfassungsrevision schließlich unterlegen ist, weshalb nur die von den Vertheidigern des Art. 109 im Interesse der Krone entwickelten Gründe und Gesichtspunkte das eigentliche positive Material zur richtigen Würdigung des Sinnes und der Bedeutung der betreffenden Verfassungsbestimmungen sein können. Es läßt sich daraus von vornherein der Schluß ziehen, daß das geltende Verfassungsrecht der heutigen Demokratie nicht zusagen könne, da selbst die sog. Liberalen, welche in den Jahren 1849 und 50 bei der schmollenden Unthätigkeit der Demokratie allein Opposition bildeten bei der definitiven Feststellung der Verfassung ihre Wünsche nicht durchzusetzen vermochten. Hat doch auch in diesen Tagen Herr Rodbertus in seinem bekannten Brief an Herrn Ziegler ein gewichtiges Zeugniß dafür abgelegt, „daß im Jahre 1848 Niemand in der Demokratie die Rechte in die Verfassung hineinzulesen vermochte, die jetzt so Mancher aus ihr herauslesen zu können wünscht."

Sollte nicht dies Wort eines entschiedenen Demokraten, der den Ereignissen zur Zeit der ersten Verfassungskämpfe nahe genug gestanden hat, um aus eigenster Erfahrung reden zu können, den verfassungs- und königstreuen Liberalen endlich die Augen öffnen über ihre Verblendung, in der sie ihr vertrauensvoller Anschluß an die Führer der Fortschrittspartei lange genug gehalten hat? Wäre nur halb die Ehrlichkeit, mit welcher Herr Rodbertus den Inhalt des geltenden Rechts constatirt, von der Opposition in den letzten Jahren gewahrt worden, der Conflict hätte nie den Grad der Bitterkeit erreicht, der ihm durch den widerrechtlich der Regierung entgegen-

geschleuderten Vorwurf der Verfassungsverletzung nothwendig gegeben werden mußte.

Sind also die Gründe und Gesichtspunkte der zur Zeit der Verfassungsrevision schließlich siegreich gewesenen sog. conservativen Partei ganz vorzugsweise in Erwägung zu ziehen, wenn das wirklich geltende Recht ermittelt werden soll, so ist es von Wichtigkeit, dieselben zuvörderst festzustellen. Wir werden schwerlich auf Widerspruch stoßen, wenn wir das Ziel der auf dem Boden der Verfassung stehenden Conservativen dahin formuliren: Wahrung eines zwar beschränkten, dennoch aber selbständigen, kräftigen Königthums, das seine Machtfülle nicht aus einem Auftrage des für souverän erklärten Volkes herleitet. Daß zu diesem Zwecke vor Allem die finanzielle Allgewalt des Abgeordnetenhauses ausgeschlossen werden mußte, ist von den Vertretern conservativer Anschauungen in den Kammern nie verkannt worden. Herr Reichensperger citirt selbst aus einer Rede des Abg. von Kleist-Retzow die Aeußerung, daß der Staat keinen Tag ohne Einnahmen und Ausgaben bestehen könne. Wenn man deshalb den Kammern das Recht der jährlichen Steuerverweigerung geben wolle, wodurch das Königthum gezwungen würde, dem Willen der Kammer sich zu unterwerfen, so könne man nicht mehr von einer Monarchie reden, sondern nur noch von einer Republik. Auch einen Ausspruch des Abg. Stiehl führt er an, welcher den Kammern nicht die Befugniß einräumen wollte, dem Ministerium durch Versagung der zur Fortführung der Staatsverwaltung nothwendigen Mittel die Möglichkeit der Existenz zu entziehen.

Wir verzichten darauf, aus den damaligen Reden noch weitere Belege dieser allgemeinen Tendenz zusammenzustellen. Nur auf die Rede Stahls in der Ersten Kammer vom 16. October 1849, welche ganz vorzugsweise die Beibehaltung des Artikel 109 bewirkt hat, soll noch hingewiesen werden. Sie führt von Anfang bis zu Ende den Gedanken durch, daß die Regierung nicht durch das Finanzrecht der Kammern dem Willen derselben unbedingt dürfe unterworfen werden. „Ohne das, wurde gesagt, sind die Anträge der Kammern bloß Petitionen. Das heißt doch eben, die Regierung muß sie nicht absolut gewähren. Es ist also die Absicht, daß die Regierung die Anträge der Kammer absolut solle genehmigen müssen, und was bleibt dann der Regierung noch als Recht und Macht übrig? Das, was man damit anstrebt, ist in der That nicht ein Einfluß der Kammern, sondern die Dictatur der Kammern; es ist nicht das Gleichgewicht der Gewalten, sondern die Alleingewalt der Kammern." Und weiter: „Das Resultat würde das sein, daß die Krone in Folge des Steuerverweigerungsrechts zuletzt den Wählern dienstbar würde (was übrigens noch gar nicht dasselbe ist mit dem Volke). Anstatt durch eine selbstständige Macht andauernden Widerstandes die Volkswünsche und die Volksirrthümer zu erproben und zu läutern, muß sie dieselben danach auf der Stelle erfüllen; sie wird der Knecht aller Leidenschaften und Aufregungen, für welche die Tagespresse und die Wühler die Majorität der Wahlcollegien gewonnen haben, und vermag den besseren Theil der Bevölkerung dagegen nicht mehr zu schützen; und da frage ich, ob das recht,

ob es heilsam, und vor Allem, ob es noch monarchisch sei." „Es handelt sich darum, wo die Gewalt im Staate ihren Sitz haben soll, wer die Minister zu ernennen, wer das Regierungssystem zu bestimmen habe, ob König oder Kammern? Das ist die einfache Frage." „Wollte man das Steuerverweigerungsrecht formuliren, so müßte man — einen neuen Artikel in die Verfassung aufnehmen, des Inhalts: „Wenn die Kammer es beschließt, so muß das Ministerium abtreten und das Regierungssystem geändert werden. Aber die Krone hat den zweimaligen Appell an das Volk." „Aber gewähren Sie auch der Krone die Stellung, die ihr gebührt, die Stellung einer erhabenen Macht, die nicht von jährlicher Bewilligung abhängt. Machen Sie nicht aus dem König von Gottes Gnaden einen König von Gnaden der Kammern. Es wird die Frucht haben, daß die Krone nicht, wie in andern constitutionellen Staaten, in den Fall kommt, die Kammern zu corrumpiren."

Dahin ging das Streben der conservativen Partei in den damaligen Kammern, und diese Partei hat nach Herrn Reichenspergers eigener Erklärung auf die schließliche Gestaltung der Verfassung den entscheidenden Einfluß ausgeübt. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß selbst einzelne Redner der conservativen Partei, denen vor Allem die Sicherung des Art. 109 am Herzen lag, den Art. 99 als das Mittel bezeichneten, durch welches die Kammern ihren Einfluß selbst bis zur Erzwingung eines Wechsels im Regierungsystem zur Geltung bringen könnten, ohne das man sich irgendwie über die Grenzen, welche bei der Versagung von Ausgaben inne gehalten werden müßten, verständigt hätte. Doch beweißt dies nur, einerseits, daß man bei dem Mangel praktischer Erfahrung alle Consequenzen eines anerkannten Princips sofort sich zu vergegenwärtigen nicht im Stande war, anderseits, daß auch unter denjenigen, die für dieselben Bestimmungen kämpften, verschiedene Schattirungen sich unterscheiden ließen.

Darüber freilich herrschte volle Uebereinstimmung sowohl unter den Rednern der Kammern, als unter den Vertretern der Regierung, daß als gesetzliche Grundlage aller Ausgaben in Zukunft nur das jährlich zu vereinbarende Budget angesehen werden könne. Auch muß dem Verfasser unbedingt zugestanden werden, daß die Ansicht des damaligen Abgeordneten v. Bismarck Schönhausen, welcher die Fortdauer des alten Budgets bis zur Feststellung eines neuen behauptete, gesetzlich keine Anerkennung gefunden hat. Je entschiedener man aber die Nothwendigkeit eines jährlichen Staatshaushaltsetats anerkannte, um so mehr fühlte man auch das Bedürfniß, Vorsorge für den Fall zu treffen, daß eine rechtzeitige Vereinbarung nicht sollte erreicht werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

(Fortsetzung.)

Daß die Deklaration ein Gesetz ist, folgt logisch aus dem Begriffe, sodann liegt (so viel ich erforschen konnte, nur) ein Präcedenz-Fall, seitdem die Constitution in Kraft ist, vor, in welchem die Deklaration halb und halb, vielleicht nach starker Hälfte, in dem Charakter eines Gesetzes verwendet wurde. Gerade der, mit dessen Anschauung ich mich fast ganz decke, der selige Stahl war es, der am 3. März 1854, in seiner Rede über eine Deklaration der Verfassung zu Gunsten der vormals reichsständischen Häuser, dafür sprach, die Deklaration als ein constitutionelles, d. h. der Zustimmung beider Häuser bedürftiges, Gesetz gelten zu lassen.

Eigentlich schwankten damals Regierung und Kammern, wie die Sache rechtlich anzusehen sei.

Zunächst wollte die Regierung in der Deklaration nur das „Resultat der Verhandlungen", nichts aber den Kammern für eine „legislative Anordnung" vorlegen. Es schwankte dahin: ob nicht die Deklaration eine Verordnung sei mit Gesetzeskraft, die jedoch der Genehmigung der Kammern nicht bedürfe.

Schließlich legte die Regierung vor: eine Deklaration als Verordnung, unter Zustimmung der Kammern, doch offenbar mit dem Ansinnen, daß diese Zustimmung erfolgen müsse, also schon gegeben sei, wenn sie auch nicht gegeben werden möchte.

Was also? — Eine Finesse in der Form!

Stahl sagte: „Diese Zustimmung ist ein ganz unentbehrliches Moment; die Kammern können die Zustimmung nicht versagen, aber um ihre Zustimmung angegangen müssen sie dessenungeachtet werden, und ohne Erwähnung ihrer Zustimmung kann ein darauf bezügliches Gesetz nicht erlassen werden. Das ist das formelle Recht der Kammern. Es ist ein ungeheuerer Unterschied zwischen dem, daß die Zustimmung nicht versagt werden darf (NB. es handelte sich auf Grund des Bundesrechts um Wiederherstellung von Rechten) und dem, daß die Zustimmung überhaupt entbehrlich ist!"

Wir fragen nun: was also lag vor? Aus einem föderativen Verhältnisse her eine Nothwendigkeit für den Einzel-Staat! —

In unserer brennenden Frage liegt die Nothwendigkeit aus Verfassungs-Existenz des Staates vor für ebendiesen.

Ich meine nun, daß die Nothwendigkeit dieser eminent-rechtlichen und zugleich Daseins-Frage schwerer wuchte, als jene blos juridische aus dem Bundes-Verhältnisse.

Die Parallele der Lage liegt in der Nothwendigkeit. Was ferner nun lag damals vor? Die große Neigung des hochgesetzlichen Stahls, bei

Kammern, die nur irgend loyal stehen, so viel Terrain als möglich für die Legalität zu gewinnen.

Da wirklich Mithelfende bei der Gesetzgebung vorhanden sind, meinte er, so können wir Formen-Mücken seigen und des Rechts J-Tippelchen verzehnten.

Er schloß daher seine Rede, und glücklich das Preußen, wenn dies der beständige Redeschluß sein könnte:

„Ich kann schließlich nicht unterlassen, meine Befriedigung auszusprechen über die Art, wie nun die königliche Regierung diese Angelegenheit zu ordnen unternommen hat. Wenn dieser Entwurf nach unseren Vorschlägen, wie ich nicht zweifele, die Annahme in beiden Kammern findet, so wird er ein Zeichen sein, von der Legalität Preußens, er wird ein Zeichen sein, daß der Staat Preußen immer mehr vorwärts geht auf der Bahn zu dem Ziele, welches die beiden Parteien des Hauses, obwohl jede vielleicht in einem anderen Sinne (ich bemerke hierzu Euphemismus für: im entgegengesetzten Sinne), als das vorgesetzte erkennen, nämlich auf dem Wege, ein Rechtsstaat zu werden!“ *)

Wie aber nun, wenn die Majorität der damals Mithelfenden nicht loyale in der Verfassung stehende Männer gewesen sein möchten, sondern Umstürzler, welche dem Königthum jene Species der Republik unterschieben wollen, welche man parlamentarische Regierung nennt, würde Stahl auch dann noch dem ungeheueren Unterschiede haben Rechnung tragen wollen zwischen dem,

„daß eine Zustimmung nicht versagt werden darf, und dem, daß sie überhaupt entbehrlich sei!“

Das ja ist es just, daß unsere Linken die Zustimmungen, die nicht versagt werden dürfen, versagen!

Auch ich bin der Meinung, daß die Nothwehr für Selbsterhaltung sehr entbehrlich sein würde, wenn das Königthum der republikanischen Mörder entbehrte.

Auch ich bin der Meinung, daß es durchaus unentbehrlich ist, daß die am Gesetz Mithelfenden ihre Zustimmung zu den questionirten Deklarationen des Königs nicht versagen dürfen, daher also auch ihre Zustimmung abgeben müssen.

Wie sehr es noch im Zweifel lag, in welcher Weise jetzt eine Declaration zu behandeln sei, dafür führe ich noch folgende Stelle aus jener Rede an: „— . . . . —, denn erstens haben wir noch kein Precedent einer solchen Deklaration der Verfassung; es ist deshalb angemessen, daß man sich über die Form derselben verständige, zweitens herrscht über die Rechtsauffassung selbst Unklarheit und vielleicht Verschiedenheit . . . . —“

So hat denn die Sache selbst noch ihre Krümmungen, und wenn der Verfasser sich windet, so liegt es in der Sache, nicht in seiner Person.

Das Gesetz kann verändert werden, kann Zusatz erhalten, kann im Falle

*) Siehe meine Anmerkung zu Seite 2.

Zweifels auf richtigen Inhalt gebracht werden, sogar so, daß in die Deklaration mit Bewußtsein und Absicht ein Neues authentisch hineininterpretirt wird, denn deren Stamm-Wurzel ist nicht juristische Richtigkeit, sondern die Autorität des Gesetzgebers.

Aber mit alle dem kommen wir nicht weiter, als daß wir nur verschiedene Formen ein und derselben rechtlichen Natur, nämlich der des Gesetzes vor uns haben.

Ich sagte schon früher: daß die Deklaration ein Gesetz sei, folgt logisch aus dem Begriffe; aber damit ist ja nicht entfernt gesagt, ob rechtlich der Staats-Person Preußen die Deklaration ein Gesetz sein müsse, nicht vielmehr eine Verordnung mit Gesetzeskraft, die der Zustimmung der Kammern nicht bedarf.

Es steht verfassungsmäßig keineswegs fest, daß die Deklaration ein Gesetz sei. Bei jenem ersten Precedent stutzte man deshalb und befragte sich. — Sie gehört eben zu dem geschichtlichen Besitzstande des Königthums, dessen Einschränkungen verfassungsmäßig nicht festgestellt sind. In dubio pro rege ist der deutsche staatsrechtliche Grundsatz.

Wenn im gepriesenen England die Rechtszuständigkeiten nur in dem bestehen sollten, was logisch abfolgt; es würde schier keine geben!

Daß die Deklaration ein Gesetz sei, steht aber ebenso wenig aus jenem einen, weichen, schwanken Precedent fest.

Wenigstens glaube ich nicht, daß ein Königthum schon an dem Scrupel gestorben sei: es sei doch aber eigentlich ein Recht, das es dennoch besitzt, nicht logisch! — —

Ich aber bin ein famoser Deutscher und Logiker, und winde und krümme mich deshalb und nur deshalb, als kneipte mich ein Schmerz in den Eingeweiden des Denkens. — Diese logische Richtigkeit ist aber doch nur ein theoretisches Interesse und Interesse staatsrechtlicher Zukunft; mit Fraktur schreibe ich es, daß in staatsrechtlicher Gegenwart der König aus dem Zeughause seines Königthums geruhig die Deklaration hervorlangen kann, um mit ihr zur Sache zu schreiten; Basta!

Es ist verständlich, daß mich Alles zur Deklaration drängt, obschon ich sie — nach Vorlage dieser ganzen Abhandlung — gar nicht meine. Auch hier habe ich so ein Dieses und ein Nicht-Dieses, und durch die Bewegung vom Einen zum Anderen den Schein einer Krümmung.

Ich habe und meine die Deklaration, weil sie, wenn ein bestimmtes Material im Unklaren und Zweifel liegt, der gewiesene Weg zur Lösung ist; ich meine sie, weil sie sogar bei der Feststellung ein Neues hineintragen darf, da sie nicht auf doctrineller Richtigkeit, sondern auf des Gesetzgebers Autorität beruhet; ich meine sie, denn wenn der Streit im höchsten Lager der Gesetzgebung selbst entbrannt ist, wenn er zwischen dem König und den Kammern verläuft, alsdann kann der Austragende absolut kein Dritter (nicht das Gericht, vergleiche den 2. Artikel; denn prima sedes a nemine judicatur; über höchster Autorität giebt es nicht noch eine), sondern nur der deklarirende König sein; oder sind etwa die Kammern König? — Ich habe

und meine die Deklaration, weil sie immer den Charakter eines Nothwendigen, Unabkömmlichen trägt. — Ja, ich meine sie, weil sie nach positivem Gesetz noch rechtlich angewendet werden kann als königliche Verordnung mit Gesetzes-Kraft und ohne daß die Kammer darüber beschließt, auch herzlich gern mit Zustimmung der Kammern in der Ueberschrift, doch ohne daß dieselben über die Zustimmung beschließen, oder daß sie diese versagen dürften.

Wenn der Staatsrechtslehrer von Kaltenborn in seinem constitutionellen Verfassungs-Recht sagt:

„Die Interpretation von wirklich zweifelhaften Satzungen in Verfassungs-Gesetzen muß aber stets eine authentische sein. Dieselbe kann also organischer Weise nur in gemeinschaftlicher Thätigkeit von denen ausgehen, welche als die Factoren der Gesetzgebung durch ihren übereinstimmenden Willen das Gesetz zu Stande gebracht haben, also von Regierung und Kammern, mithin niemals einseitig von den Landständen oder gar von der einen Kammer, auch nicht von einzelnen Beamten und Beamtencollegien, selbst nicht von den Richtern.

„Wenn dann Regierung und Kammern über die Interpretation sich nicht einigen können (NB. Herr v. Kaltenborn nähere sich!), so wird überall der deutsche Landesherr mit seiner Regierung (Ministern) als Träger der gesammten Staatsgewalt und hier insbesondere der gesetzgebenden Gewalt (NB. Gesetzgeber ist schließlich der König allein!), da die deutschen Kammern nur an der Ausübung der Staatsgewalt theilnehmen, so wie aus Gründen staatlicher Ordnung für befugt gehalten werden müssen, einstweilen seine Interpretation aufrecht zu erhalten und allen Unterthanen, auch den Richtern, Beamten und selbst den Kammern zur alleinigen Richtschnur vorzuschreiben. Auch liegt dies Recht des deutschen Fürsten und seiner Regierung schon in der fides publica des Staates begründet. Und es ist nicht blos Anmaßung, sondern Umkehr der ganzen Staatsordnung, wenn eine Kammer, oder eine Partei, welcher diese Interpretation nicht zusagt, nun von Verfassungswidrigkeit zu sprechen wagt."

Was in Vorstehendem gegeben ist, ist das praktische Recht in deutschen Landen, speciell noch in Preußen, und nach den Principien, aus welchen von Kaltenborn spricht, intendirt er dasselbe, wie ich.

Nur in der Fassung dessen, was von Kaltenborn will, hat er den gekrümmten, leisen, seiner Zeit Rechnung tragenden Ausdruck.

Schließlich giebt von Kaltenborn, bei Nicht-Zustimmung der Kammern, die Deklaration pure von Seiten des Imperiums, und wenn er „Umkehr der ganzen Ordnung" und „von Verfassungswidrigkeiten nur zu sprechen wagen," und „das Recht des deutschen Fürsten" und „nur an der Ausübung theilnehmen" erblickt, so ist es nur „eine Windung und Krümmung", wenn er trotzdem von einem „einstweilen" spricht, und das Imperium voll erst eintreten läßt, nachdem man die Zustimmung, die nicht versagt werden darf, dennoch versagte.

Herr von Kaltenborn hat sich in ein logisches Dilemma, in das des

Begriffes der Deklaration gestellt; er hatte so, nach Art liberalistischen Denkens, das die Specifica nicht kennt, alle möglichen Fälle der Deklaration getrost unter diesen einen Begriff subsumirt, sowohl den Fall, der in der Verfassung vielleicht die Lehne, oder einen ihrer Monologe betrifft, als auch den Fall, daß Verräther, auf die feigste Weise der Unterschiebung, dem Königthum die Republik unterstellen wollen, daß Verräther also die Existenz des Imperiums in Frage stellen.

Und insofern meinen wir die Deklaration nicht, denn wir sind nicht gesonnen, all das, worauf sich eine Deklaration anwenden läßt, der Willkür des Imperiums, dem lit de justice der Krone zu überantworten.

Einem Manne, der das lex für so ursprünglich hält als den rex, kann wahrlich nicht in Sinn kommen, der Krone das Gesetz auf Gnade und Ungnade zu überantworten.

Er läßt nicht die Standarte Oriflamme aufstecken, nicht deren Marsch schlagen, wenn die Majestät sein Haus betritt, und er spricht nicht: schalte über Haus und Hof, Frau und Kind, so lange du im Hause weilst.

Er schreitet nicht à la Louis XIV. mit der Reitgerte in das lit de justice!

Aber für Fälle des äußersten muß es ein jus eminens geben, und der König allein muß über diese Fälle befinden können, da eine Casuistik über dieselben eine Unmöglichkeit ist, ein jus eminens, das formelle Schranken nicht hat, nur die materiellen Schranken, daß der Staat nichts fordern kann, was unmöglich ist, daß er sich stark hüten muß, seine sittlichen Pflichten, gar nun seine Rechts-Pflichten zu verletzen. Wir sprechen hier von der Omnipotenz des Staats, des Staats-Königs, nicht blos des Dynasten; wir sprechen aber nicht vom Absolutismus des Staats (wobei nicht an den des Dynasten zu denken ist), denn der Staats-Absolutismus würde eben behaupten, daß auch solche materielle Schranken nicht existiren, daß er, beginge er selbst Unrecht, dennoch keines begehen könne, da er das Schicksal auf Erden sei.

Wir sprechen von der wahrhaftigen Omnipotenz, die völlig jene materiellen Schranken anerkennt und sich wohl hütet, sich von der gleich ursprünglichen lex*) abzulösen, wenn auch die Einrichtungen Gottes ihn zwingen (und diese, die Noth zulassend, haben jedes selbständige Individuum in jenes jus eminens für Abwehr der Noth gestellt), wider Neigung von diesem seinen Rechte Gebrauch zu machen.

Wir meinen also insofern die Deklaration nicht, da deren eigener Begriff nicht fordert, daß von einem Herrscher-Willen des Staates die Rede sei, der formell unbeschränkt sein muß; die Logik gestattet wohl aprioristisch im Begriffe Deklaration diese Schrankenlosigkeit, wohingegen dieselbe Logik

*) Hier verwechseln die Stuart's die Wahrheit und den Trug. — Sie hatten Recht, daß der Staat zu ihnen werden müsse, sie hatten Unrecht, da sie nicht zum Staat werden wollten. Sie hatten Recht, die Staats-Omnipotenz in einem jus eminens zu fordern; aber sie hatten Unrecht, indem sie diese nicht, sondern den Staats-Absolutismus forderten, der nicht Unrecht thun kann — (vorher die Wortbrüchigkeit und Verlegenheit der Stuarts: der Staat konnte nicht Unrecht thun). — Hatten doppelt Unrecht, indem sie diesen Staats-Absolutismus aus vorstehend erwähnter Verwechselung stammend, oder nichts als solchen, sondern als Fürsten-Absolutismus in Anspruch nahmen. —

auch jede Schranke zuläßt und jetzt, aposteriori nach unserer Constitution, nach dieser Schranke hin gravitirt.

Wir aber meinen im Herrscherwillen dasjenige Moment, dessen eigene Logik die formale Unumschränktheit fordert, ganz wie wir oben sagten:

„denn das ist kein ächter Rechtsstaat, der dem principalen Hauptstücke des Staates, dem Imperium, sein principales Recht nicht zuerkennen will!"

Für unser letztes Wort haben wir also zurückzuverweisen auf die grundlegenden, früheren Erörterungen dieser unserer Schrift, wobei auch der zweite Artikel in aufmerksamen Anbetracht zu nehmen ist.

(Schluß folgt.)

Stanislaus Augustus, König von Polen.

(Fortsetzung.)

Ein Fürst muß, wenn er gerecht wägt und dem gemäß nimmt oder giebt, keinen Feind fürchten, von keinem Freund Dank erwarten: denn er that seine Schuldigkeit. Der Unwille der unzufriedenen Staatsbürger fällt auf das Gesetz, der Dank der Zufriedenen auch auf das Gesetz, wenn er nach demselben entschieden hat. Kann dies ihn gegen die Unzufriedenen nicht schützen, wird es selbst von ihnen vernichtet, so muß er für dasselbe zu sterben, oder der Stelle, die es ihm gab, zu entsagen wissen, um als Privatmann, von allen Verfolgungen befreiet, bequem weiter zu leben.

Stanislaus sahe, bei seiner Geburt und seinen persönlichen Vorzügen, den Weg zu jeder Ehrenstelle im Staate für sich offen; und daß er jede, auf die er rechnete, erreichen würde, dafür bürgte ihm der große Einfluß, den damals seine Verwandtschaft im Staat hatte. Sein Onkel, der Großkanzler von Lithauen, Fürst Czartoryski, der mit allen glänzenden Familien in Polen verwandt, der, bei einem festen, unternehmenden Charakter und bei viel Schlauigkeit und Kenntniß seiner Nation, ungewöhnlich unterrichtet und arbeitsam war, hatte sich an die Spitze aller Staatsgeschäfte geschwungen, und war durch diese Vorzüge sowohl, als durch seinen Reichthum und die daraus fließenden Hülfsmittel, die Seele derselben geworden. Die Verbindung, in die er sich mit Rußland zu setzen gewußt hatte, befestigte ihn auf diesem Standpunkte, den man eine Diktatur nennen kann. Sein Neffe Stanislaus hielt sich an ihn und ward von ihm sehr geschätzt. Kein Wunder, wenn er in kurzer Zeit zu einer der höchsten Staatswürden, zum Truchseß von Lithauen, hinan schritt. Auf dieser Stufe hatte er eine nur kurze Zeit gestanden, als er von derselben auf den Thron selbst erhoben wurde.

Zwei Drittheile der Nation hatten ihr festes Vertrauen auf ihn gesetzt, die Erfüllung ihrer angelegensten Wünsche von ihm erwartet. Er schien ihr der einzige, der Polen wieder zur Blüthe erheben könnte, und er war auch der einzige, der es gekonnt hätte, wenn es überhaupt noch politisch möglich gewesen wäre. Einige Winke über seine damalige Lage werden dies anschaulich machen und zugleich beweisen, daß vielleicht Vorzüge und Kräfte übermenschlicher Art hier gescheitert sein würden.

Er war vorzüglich durch die Unterstützung Rußlands und durch die Mitwirkung Preußens auf den Thron gehoben worden. Wer darf nach den Grundsätzen der Politik erwarten und verlangen, daß diese Unterstützung und Mitwirkung ohne Plan und Zweck gewesen sein sollte? Seine Person entsprach den politischen Berechnungen dieser beiden Mächte am meisten, mithin ward er allen übrigen Suchenden vorgezogen. Beide, äußerlich verbunden, innerlich eifersüchtig auf einander, verlangten seinen Dank, das heißt, nicht nur Billigung ihrer Ansichten, sondern thätiges Mitwirken zu deren Erreichung. Was beide Mächte wollten, haben wir schon oben eine Vormundschaft genannt; eine Vormundschaft über „ein Volk, das," wie sich ein geistreicher polnischer Schriftsteller ausdrückt, „ein Kind ist, mit einem zweischneidigen Schwerdt in den Händen, Freiheit genannt, womit es sich verwunden und andere verletzen kann." — Bei der innern Eifersucht dieser Mächte hatte er noch darüber zu wachen, daß er der einen nicht mehr Anhänglichkeit beweise, als der andern. So unmöglich dies war, so klar fiel es in die Augen, daß er sich beide zu Feinden machen würde, wenn er beiden nur gleiche Bereitwilligkeit bewiese; und daß sich beide in diesem Falle, ihre Eifersucht so lange beiseite gesetzt, gegen ihn und sein Land verbinden und sich den Ersatz nehmen würden, den sie von ihm und von jenem zu fordern zu haben glaubten.

Diese dornigte Lage worin er sich von außen befand, ward durch die Ansprüche der Familie Czartorysky auf seine Dankbarkeit und Folgsamkeit; durch die Forderungen desjenigen Theils der Nation, der ihn zum Könige gewählt hatte; und durch die Widersprüche desjenigen der ihm die Krone streitig mach e, und, wegen der Dazwischenkunft der russischen Truppen, seine Wahl für gezwungen erklärte, auf den höchsten Grad von Verwickelung getrieben.

Der Großkanzler Czartorysky, der, nach Stanislaus Thronbesteigung, immer noch an der Spitze der Geschäfte stand und sich in seinem Einflusse erst recht festgesetzt hatte, nahm an, daß der neue König thun müsse, was er für gut fände. Einwendungen von seiner Seite beantwortete er mit Härte und Stolz, Vorschläge unterstützte er nur in sofern, als sie mit seinen eigenen Planen übereinstimmten; und doch mußte der König ihn schonen, weil Rußland das unbedingteste Vertrauen auf seine Ergebenheit und Talente setzte.

Die Forderungen desjenigen Theils der Nation an ihn, der ihm seine Stimme gegeben hatte, waren den Absichten Rußlands, Preußens, Czartorysky's und seiner eigenen gradezu entgegen gesetzt. Die Nation verlangte ihre Rechte und Vortheile in ihrer ganzen Ausdehnung; sie verlangte die

Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit, und drang leidenschaftlich auf die Entfernung der russischen Truppen, die doch Rußland, um seine Entwürfe durchzusetzen, in Polen eben so nöthig brauchte, als die Czartoryski, um ihren Einfluß, und der König, um seine Krone, gegen seine Widersacher, zu behaupten. Sie bestand auf die fortdauernde Ausschließung der Dissidenten von allen Staatsstellen, und den König drang sein Herz eben so sehr, als sein Verstand, diesen Theil seiner Unterthanen wieder zu heben, die auch an Rußland, Preußen, England und Dänemark mächtige Fürsprache hatten; sie lehnte sich gegen jede Veränderung in der Verfassung auf, und doch brauchte sie einen Schatz, eine Armee, ein Gerichtswesen, wenn sie einen Grund zur Verbesserung ihrer Umstände hegen wollte; sie verlangte ihren einzelnen Mitglieder nach, Dinge, die diese nur auf Kosten des Ganzen erhalten konnten; mit einem Worte, sie forderte mit der gewöhnlichen Selbstsucht und setzte voraus, daß ihr König, seine Minister, ihre Bundesgenossen und deren Truppen nur da seien, ohne daß sie ihnen freien Willen, Rathschläge, eigene Plane, Aufenhalt in ihrem Lande und Zehrung zu gestatten schuldig sei.

Die Mißvergnügten, deren Zahl nicht klein war, und die aus den Größesten und Mächtigsten des Reichs bestanden, forderten ganz nach denselben Grundsätzen. Sie haßten die Czartoryski und den König aus Eifersucht, gaben aber vor, es geschehe aus Vaterlandsliebe, weil jene und dieser fremde Truppen in das Land gezogen und die Freiheit der Nation nicht bloß bei der Königswahl unterdrückt hätten, sondern sie noch ferner unterdrückt halten wollten, um ihre Sucht nach Neuerungen zu befriedigen. Ihr Wille war, Czartoryski zu stürzen, und den König abzusetzen, den russischen Minister aus Warschau und die Russen aus Polen zu verjagen.

Mit allen diesen Fesseln denke man sich einen König belastet, der seinerseits auch seinen Willen und seine Plane hatte; der wohl sahe, daß ein König, der so beschränkt ist, wie die Nation ihn verlangte, nichts zu ihrem Besten thun kann; der den sehr erlaubten Ehrgeiz hat, die Erwartungen zu erfüllen, die seine Vorzüge in ganz Europa erweckt haben; der dies nicht anders als durch kluge und wohlthätige Verbesserungen bewirken und dennoch keinen Schritt thun kann, ohne Beistimmung eines mächtigen Onkels, der am Ruder des Staats steht und seinen ganzen Ehrgeiz in diesen Standpunkt setzt; und ohne Billigung des Ministers einer freundschaftlichen Macht, die jenen aufrecht erhält, ihn selbst zwar bei der Königswürde schützt, aber ihn auch als König nicht eigenwillig und zu mächtig werden lassen will; Man denke sich die Lage dieses Königs, wenn er allein, wenn er nach einem eigenen Plane, der ohne Rücksicht nur auf das ging, wahres, allgemeines Wohl seines Landes war, hätte handeln wollen. Es wäre, außer ihm, kein Wesen in und um Polen gefunden worden, das Theil daran genommen hätte! Er würde allein, ohne Geld, ohne Heer, ohne Unterthanen, ohne Bundesgenossen, ohne Land, da gestanden haben.

Wenn er demnach, indem er diese Lage überblickte, sich nicht entschließen konnte, die Krone niederzulegen, so mußte er erwarten, daß ihm begegnete, was allen seinen Vorgängern, selbst den besten, den entschlossensten und

Fürsten, den Siegmund August, den Stephan Batori, den Johann Kasimir, den Johann Sobieski, begegnet war: er mußte darauf rechnen, von dem ersten Jahre seiner Regierung an, bis in sein letztes, ein Gegenstand des Mißtrauens und des Despotismus seiner freien Nation, der Habsucht und Anmaßungen seiner Großen und der Eifersucht seiner mächtigen Nachbaren zu sein. Hielt er es mit dem größern Theil der Nation gegen den kleinern, so war er diesem ein unumschränkter Usurpator; hielt ers mit diesem, so setzte ihn jener, als einen Abtrünnigen von der Republik, ab. Vereinigte er beide und stellte sich an ihre Spitze und traf, mit Aufopferung seiner selbst, wohlthätige Anstalten für das Ganze, so erregte er die Eifersucht seiner Nachbarn, und zog dem Lande Krieg zu. Dieser Krieg fiel einer egoistischen Nation zur Last, die immer nur gewinnen, nichts aufopfern wollte, die sich also theilweise zu den Nachbarn schlug, unter ihrem Schutz Konföderationen und durch diese die Souverainität der Nation auf sich verpflanzte, mithin den Rest derselben zugleich mit dem Könige lähmte. Hielt dieser sich hingegen an seine Nachbarn, so war er seiner Nation ein Staatsverräther, und seine Person und sein Leben war vor einzelnen meuchelmörderischen Anfällen in Gefahr, wenn ihn auch die Soldaten seiner Freunde gegen offenen Krieg schützten. Wiederum hielt er es mit einem dieser Nachbarn mehr, als mit den beiden andern, so verbanden sich diese letztre aus Eifersucht gegen ihn und den Dritten, und auf ihn und das Land fiel abermals die Last des Krieges und, wenn sich die drei Nachbarn, ohne ihn, ausglichen, auch die Last des — Friedens. So schwebte er also unausgesetzt zwischen innerlichen und äußerlichen Kriegen, zwischen der Habsucht einzelner Unterthanen und der ganzen Nation, zwischen der Freiheitswuth dieser, und der Eifersucht ihrer Nachbarn, zwischen dem Königthum und der Sklaverei: und in diesem unordentlichen Gedränge mußte er und seine Nation nach und nach von den Mächtigern zerrieben werden, ohne daß beiden auch nur der Trost blieb, daß dies Schicksal sie ohne ihre Schuld getroffen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Dem Kaiser der Franzosen scheinen bereits im Beginne des Rettungswerkes, in das er sich hat hineinlocken lassen, einige Bedenklichkeiten zu kommen. Napoleon dürfte sich erinnern, daß es nicht so ungefährlich sei, als

der Retter Oesterreichs aufzutreten. Er weiß, daß bei einer solchen Arbeit das hauptsächliche Augenmerk darauf gerichtet sein muß, den Geretteten im Zustande einer solchen Schwäche zu erhalten, daß man später nichts von seiner welthistorisch gewordenen Dankbarkeit zu fürchten habe. Wenn wir seine jetzigen diplomatischen Bewegungen richtig verstehen, so tragen dieselben eher den Character vorsichtiger Pulsfühlung, als den des energischen Einschreitens an sich. Möglich, daß Napoleon anfänglich hochfliegendere Pläne hegte, aber bei dem politischen Instinct, der ihn auszeichnet, dürfte er gemerkt haben, daß die Zeit vorüber ist, wo die Geschicke Europas durch einen Wink von Paris aus gelenkt wurden.

Die Mission, die er sich vor acht Tagen aneignete, entsprang also mehr aus einer Reminiscenz, als aus dem Besitze wirklicher Macht. Damals sprach der Constitutionnel noch sehr keck von der ausschlaggebenden Gewalt, die in den Händen Frankreichs liege. „Die öffentliche Meinung, sagte dieses Blatt, die in großer Aufregung war, als der Krieg nahe bevorstehend erschien, zeigt sich jetzt, wo uns jede Stunde die Nachricht von furchtbaren Kämpfen überbringt, ruhiger und vertrauensvoller. Dies ist ein gutes Zeichen; es beweist, daß die in dem Briefe des Kaisers entwickelte Politik jeden Tag besser verstanden und gewürdigt wird. Frankreich hatte keinen Grund, sich den Leidenschaften anzuschließen, welche den Krieg wollten. Es konnte aber auch bei einem so großen Kampfe nicht vollständig theilnahmslos bleiben und vorher erklären, daß ihm seine Endresultate gleichgültig sein würden. Der kluge Rückhalt der Regierung des Kaisers macht Allen seinen doppelten Entschluß bekannt: sie hat die Gelegenheit zu einem Kriege für Frankreich nicht gesucht, nicht einmal angenommen. Aber sie läßt nicht zu, daß eine der kriegführenden Parteien nach den Erfolgen, die sie haben könnte, sich Vortheile zueignet, welche die Lage der Dinge in Europa ändern und neue Ursachen zu Unordnungen creiren würden. Dies muß für alle sehr klar sein. Indessen drücken einige Journale immer noch Zweifel und Befürchtungen aus, und verlangen zu wissen, was eine wachsame Neutralität sei. Warum Erklärungen für Worte, welche sich von selbst erlären? Alle aufrichtigen Geister wissen sehr gut, an was sie sich Betreffs der Politik zu halten haben, von welcher der Brief des Kaisers der so klare und schlagende Ausdruck war. Wozu nützen also so viele Bemühungen, um denen, welche freiwillig die Augen schließen, Licht zukommen zu lassen. Wenn der Kaiser den Krieg gewollt hätte, um Befriedigungen oder Vortheile zu suchen, welche er für Frankreich nothwendig erachtet hätte, so würde er von Anfang an intervenirt haben; er würde „seine Verbündeten" nicht haben schwächen lassen, um nicht genöthigt zu sein, später ihrer Sache wieder zum Siege zu verhelfen. Es müßten also ernste Umstände, solche, wie sie der kaiserliche Brief bezeichnete, in Folge des gegenwärtigen Krieges eintreten, um den Kaiser zu bestimmen, sich einzumischen. Dieser Krieg kündigt sich aber nun in einer Weise an, der voraussetzen läßt, daß beide Theile sehr große Bemühungen machen und sehr große Opfer bringen müssen. Wer auch derjenige kämpfende Theil sein mag, den das Schicksal der Waffen begünstigt, er wird aus einem solchen Kampfe

so heimgesucht hervorgehen, daß man nicht zu fürchten braucht, er werde sich einem neuen Kampfe aussetzen. Er wird nicht in den Friedensbedingungen eine jener Beschwerden creiren, welche die gerechte Empfindlichkeit Frankreichs hervorrufen könnte."

So sprach das Pariser ministerielle Journal an demselben Tage, wo in Paris die Botschaft anlangte, daß der Kaiser Franz Joseph Venetien an den Kaiser der Franzosen cedirt habe, und wo Napoleon die Intentionen Franz Josephs vervollständigte, indem er seine Vermittelung in dem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen anbot. Jetzt dürften die Combinationen des „Constitutionnel" nicht mehr so weitfliegend sein und wenn irgend etwas dazu beigetragen hat, die Berechnungen des Pariser Cabinets zu durchkreuzen, so ist es die Action Italiens gewesen, welches die ihm entgegengehaltenen Verdächtigungen durch den Marsch über den Po widerlegt hat. Die Vorwürfe, die man wider Victor Emanuel richtete und welche ein geheimes Einverständniß zwischen diesem Monarchen und dem Kaiser der Franzosen annahmen, gründeten sich auf folgendes Raisonnement: Victor Emanual war in den ersten Tagen des Kampfes bemüht gewesen, den Eindruck, als ob sein Schwert neben dem unsrigen die Luft durchfurche, hervorzubringen. Dem herrlichen Aufrufe des Preußenkönigs an sein Volk folgte die Kriegserklärung Victor Emanuels wider Oesterreich auf dem Fuße. Der König Victor Emanuel ging über den Mincio und schien uns somit ein Pfand zu bieten, daß im Süden der Alpen ein ebenso heißer Kampf entbrennen werde, wie auf den blutig bestrittenen Schlachtfeldern Böhmens. Kaum aber hatte er den Grenzfluß überschritten, als er sich sofort schlagen ließ, um sich zurückzuziehen und einer tiefen Ruhe hinzugeben. Er ließ sich schlagen; — nicht als ob er dies mit voller bewußter Absicht gethan hätte. Kein Mensch holt sich gern Prügel, und wir wollen ihm zutrauen, daß Victor Emanuel lieber einen eiligen Triumphzug durch Venetien gehalten und in ein paar Wochen die hübsche Provinz in die Tasche gesteckt hätte. Aber er war seiner Sache unsicher, er kannte seine eigenen Mittel nicht, da so viel phrasenhafte Schönfärberei darüber lag. Er vermochte nicht seine Waffen zu zählen, oder ihre Schneide zu prüfen, weil sie mit den patriotischen Blumen, die schon vor der Schlacht über sie geschüttet worden, verdeckt waren. Er fühlte ferner ein Bangen in Betreff der Meinungen seines Herrn und Kaisers Napoleon, denn eigentlich war der Krieg um Venetien zugleich ein Freiheitskrieg gegen Napoleon, von dessen Herrschaft Italien vermittelst der vollständig errungenen Einheit befreit werden sollte; und da mußte Victor Emanuel fürchten, daß wenn er seine Schwingen gar zu kühn entfalte, sein Herr und Kaiser ihm plötzlich über den Kopf kommen möchte. Er drückte sich also, da die obigen Gründe zusammenkamen, um die echte Fechterstimmung von ihm zu verbannen, schleunigst über den Mincio zurück und legte sich auf die Bärenhaut, nur beschäftigt, für seine fabelhafte Ruhe noch fabelhaftere Motive aufzufinden. Bald hieß es, die fünften Bataillone müssen erst formirt werden, bevor man wieder angreifen könne, dann waren die Freischaaren noch nicht hinlänglich eingeübt, dann hegte man das drin-

gendste Bedürfniß nach vorläufiger Vereinigung der Armee des Königs mit derjenigen des General Lamarmora. Mittlerweile rührte sich die italienische Flotte ebenfalls nicht, obwohl sie kein „fünftes Bataillon“ zu formiren hatte. Sie spielte lieber gleich das fünfte Rad am Wagen. Die Niederlage bei Custozza war nicht auf Ordre geschehen, aber diese Faulenzerei geschah auf Ordre aus Paris. Dies ahnte man denn hier ebenfalls und darum ist man nicht überrascht gewesen, als vor wenigen Tagen Napoleon in Person die Bühne betreten hat.

Diese Anschauung, welcher man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen durfte, ist glücklicherweise durch den Uebergang Lamormora's über den Po widerlegt worden. Und wenn man bedenkt, was für den König Victor Emanuel auf dem Spiele stand, falls er seine Action nicht von Neuem aufnahm, so wird man in der Fortführung des Krieges von Seiten Victor Emanuels doch wohl etwas mehr als eine Handlung des Trotzes erblicken müssen. Vor dem 4. Juli hatte Victor Emanuel nichts vollbracht, wodurch er Venetien verdient hätte. Sein Heer war besiegt worden, und die Triumphe Preußens in Böhmen waren nöthig gewesen, um für ihn Venedig disponibel zu machen. Führte er einen Stoß, nachdem unsere tapferen Truppen ihm die freie Armbewegung verschafft, so konnte er sicher sein, daß Venedig ihm wie eine reife Frucht zufalle; ließ er es aber geschehen, daß Napoleon III. das Eigenthumsrecht über Venedig antrete, so wäre seine Vasallenschaft unter Frankreich stabilirt worden. Selbst wenn er späterhin Venetien aus den Händen Napoleons erhalten hätte, so würde diese Provinz immer nur ein Symbol seiner Abhängigkeit gewesen sein. Und dann die Bedingungen, die Napoleon an die Cession Venedigs geknüpft haben würde? Als der Kaiser der Franzosen den Befreiungskrieg für Italien im Jahre 1859 unternahm, war er nicht gewillt, südlich der Alpen ein Reich herzustellen, welches einen eigenen Willen besitze und unter Umständen auch einmal gegen Frankreich auftreten könne. Schon einmal war Venetien, indem er dies Land vermittelst des Friedens von Villafranca dem österreichischen Scepter conservirte, der Daum gewesen, den er dem „befreiten“ Italien auf das Auge drückte. Diesmal würde Venetien der Pariser Staatsweisheit zu gleichem Zwecke gedient haben.

Für Victor Emanuel war es also die höchste Zeit, seine Selbständigkeit zu bewähren. Der kritische Moment war erschienen, wo es sich in der That für ihn um seine Existenz als unabhängiger Souverain handelte. Den Augenblick benutzend und der Bundesgenossenschaft mit Preußen treu bleibend, ist er jetzt erst in Wahrheit in den Kreis der geschichtlicheu Fürsten eingetreten, welche würdig sind zu existiren.

Man frägt sich, was Napoleon im Angesichte der Emancipation Italiens thun werde. Nach unserer Meinung ist er nicht im Stande, etwas Wirksames zu verrichten. Es macht sich hier der Satz geltend, daß das Werk stärker ist als der Meister. Napoleon hat theils mit Willen theils widerwillig das Königreich Italien geschaffen, ja das Königreich Italien ist der Eckstein in dem Bau der Napoleonischen Herrschaft. Unmöglich kann

der Kaiser das Gebäude umstürzen, zu welchem der Ruhm der französischen Waffen die Elemente geliefert hat. Wollte er dies, so würde er gezwungen sein, Reaction zu machen und die alten Verträge wiederherzustellen. Diese Politik würde aber nur dem österreichischen Kaiserthum zu Gute kommen.

Dies ist der Grund, weshalb Napoleon trotz seiner Interventionswünsche, die wir keineswegs abläugnen wollen, den Punkt nicht finden wird, um in die Entwickelung der deutschen Dinge einzugreifen. Als er im Laufe des 4. Juli das Anerbieten des Kaisers Franz Joseph, welches nur auf die Herbeiführung eines Waffenstillstandes zwischen Oesterreich und Italien hinauslief, dahin completirte, daß er auch zwischen Preußen und Oesterreich vermitteln wolle, handelte er zum Theil aus Motiven der Ehrenhaftigkeit, welche sich nicht dazu hergab, ein Oesterreichisches Heer freizumachen, ohne daß sie zugleich bei demjenigen Monarchen, wider den jenes Heer disponibel werden sollte, ein freundschaftliches Wort einlegte. Zum Theil aber auch ward er von einem Gefühl des Stolzes geleitet, welcher sich einbildete, durch seinen Machtspruch ein Drama beendigen zu können, in welchem zum großen Kummer der französischen Eitelkeit die grande nation nur die Rolle der Zuschauerin spielte. Er glaubte den Franzosen zeigen zu müssen, daß er immer noch der Schiedsrichter Europas sei. In einem Anfluge von Machtbewußtsein, das jedoch eher eine Erinnerung als eine Thatsächlichkeit ist, schmeichelte er sich wohl auch mit der Meinung, daß er, wenn seine Mediation verworfen würde, im Stande wäre, das Schwert in die Wagschaale zu werfen.

Und die letztere Meinung ist es, in welcher Napoleon III. sich irrt.

Denn der Kaiser der Franzosen besitzt kein positives Programm. Eine conservative Politik kann er nicht einschlagen, da er ein Feind der Verträge ist: — den Aufbau nach Maßgabe neuer Principien muß er demjenigen überlassen, der mit starkem Arme die morschen Gestaltungen der Vergangenheit niederwirft. Napoleon hielt sich für den Revisor der Karte Europas; er muß aber in den Hintergrund weichen, sobald ein stärkerer Revisor auftritt. Unter solchen Umständen bleibt ihm nichts übrig als abzuwarten, welche Veränderungen der gründlichere Reformator vornehmen werde, und nachträglich sich hiernach zu arrangiren. Napoleon muß schon deshalb warten, weil weder England noch Rußland seine Intervention dulden würden — das letztere aus dem Grunde, da es dem Polenfreunde nicht gestatten darf, in das östliche Deutschland vorzudringen.

Die Anrufung der französischen Vermittelung war eben ein Capitalfehler, den Oesterreich seinen unzähligen Verstößen gegen eine gesunde Politik hinzufügte. Oesterreich hatte den Krieg im Namen des alten Rechtes begonnen; es konnte daher nicht mit der geringsten Aussicht auf Erfolg an denjenigen Herrscher appelliren, der, wie er noch kurz vorher seinem Volke erklärt hatte, die Verträge verabscheut. Wie wir aus dem letzten Manifeste Franz Josephs ersehen, hat Oesterreich wirklich schon wieder den Boden verlassen, den es am 4. Juli betreten. Franz Joseph proclamirt den Kampf auf Leben und Tod; er wendet sich also von der Vermittelung ab. Er zeichnet den Inhalt

der Friedensbedingungen vor, auf welche er allein eingehen könne; er erkennt also keinen Schiedsrichter mehr an, der ihm das Maaß seines Wollens vorzuschreiben hätte. Die Worte des Manifestes klingen verzweifelt, aber sie verkünden uns wenigstens das Eine Gute, daß Oesterreich uns wiederum allein gegenüber steht. Somit sind nur noch zwei Dinge möglich:

Entweder Oesterreich vergißt seine desperaten Betheuerungen, sobald die Preußen vor Wien stehen, und schließt mit uns einen Frieden, der die Reconstruction Deutschlands unserer Führung überläßt.

Oder der Kaiser zieht sich nach Pesth zurück, opfert uns seine deutschen Länder, und macht in radicalster Weise das Wort des Grafen Bismarck wahr, daß der Schwerpunkt der Habsburger fortan in Ungarn liegen müsse.

Im ersteren Falle wird Preußen das deutsche Reich mit staatsmännischer Kunst auferbauen, und mit heldenhafter Festigkeit gegen jeden äußeren Feind vertheidigen.

Im anderen Falle wird mit dem Umkreis der deutschen Kräfte, den wir zu umspannen haben, auch die concentrirende Macht wachsen, und König Wilhelm wird das sein, wozu sein Heroismus ihn geschaffen: der echte deutsche Kaiser!

Publicistische Aphorismen.

1.

Der doppelte Flügelangriff in der Schlacht bei Sadowa oder voces morientes.

> Jamais les champs de Zama, de Pharsale,
> De Malplaquet la campagne fatale,
> Célèbres lieux couverts de tant de morts
> N'ont vu tenter de plus hardis efforts.
> „La pucelle d'Orléans."

Alle österreichischen Stränge sind zerrissen. Die deutsche Freiheit und Venetien ist in Sadowa nebst 150 gezogenen Kanonen und allem Heeresgeräth erobert worden. Ueber 19000 Gefangene*) wurden gemacht u. s. w. Benedek der prächtigste Mann Oesterreichs und die Crême seiner Offiziere ist zertreten, zermalmt, zerquetscht; c'est un homme écrasé schreibt der Siècle. „Das arme Wurm" (sagt der Berliner Dienstmann) erwartet vielleicht, trotz 1866 nach Christi Geburt, das Schicksal Wallensteins. Deutschland, du machst mir keine Sorgen mehr, Europa, du ebenfalls nicht. — Die Hottentotten interessiren mich nicht; ich zähle Gott Lob nicht zu den Cosmopoliten wie der Botanicus Dr. . . . allhier. — Glückliches, wunder-

*) Wir besitzen bis jetzt 45,000 Gefangene.

bares Preußen; o wunderbares preußisches Volk! Was wollen jetzt alle Schlachten der Welt, was Murten, was Sempach u. s. w. besagen? Aber nicht die aus Gottes Arsenal uns gelieferten Zündnadelgewehre allein thaten es, Gott bewahre! Die Begeisterung eines jeden Soldaten, ohne Ausnahme, aus seiner Geistescultur hervorgegangen, vollbrachte dies Meisterstück. Wahre Kraft muß auf Cultur gegründet sein, sonst ist sie eben so wenig möglich, wie die Auferweckung des „tapferen Ritters", des Prinzen Eugenius, damit er statt Benedek sich ebenfalls jetzt schlagen lasse. Nicht wahr meine Freunde? Jeder Preuße besitzt eben so viel Ehrgeiz als er Humanität besitzt und dieser Ehrgeiz ist das Bewußtsein seiner Kraft. Zählt nun noch das Zündnadelgewehr mit, so gehe ich mit 1000 Preußen siegreich bis an's Ende der Welt. Nun, ihr reichen épiciers, parfumeurs, tablétiers, Wechsler, Börsenphysiciens, ihr Philosophen aus dem Ghetto, ihr Republikphtisiker, und du chétifer Senat zu Frankfurt a. M., was sagt ihr dazu? Schrecken partout. Ach wär' ich doch jung und Dragonerrittmeister, wie wollte ich euch l . . . . und zausen, denn euere Wänste waren sehr aufgeblasen und euere Mäuler schnauzten jeden Christen an; ihr glaubtet, ihr trüget die Welt auf dem Rücken, nichts war recht und gut, als was der Herr Frankfurter selber thut. Fand es verflucht, daß ohn' ihn zu fragen, die Sonn' sich auf und ab kann wagen u. s. w.

Der vornehmste Franzose, der in Berlin weilt, rief mir soeben entgegen: Ah monsieur c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Und der Herr hat Recht; himmlisch haben wir uns geschlagen, himmlisch die Batterien mit Sturm genommen, zum Küssen und Malen schön! Möge sich nun Oesterreich noch einige Tage hinhalten, sterben muß es doch. Die Trauer in Wien, so schreibt man uns, soll ungeheuer sein; so tiefe Empfindung hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Mit jeder Stunde soll die Angst steigen. — Le père au grand cordon Rauscher soll vor der Hofburg hin und her rennen wie weiland der unberittene Richard III., zähneknirschend, die Hände ringend soll er ausrufen: O Fortuna Dea Coeca! Josephus castus saxo Tarpejo dejectus! Als hierauf der Jesuitengeneral Joannes Arnoldus Bex aus Rom, geboren zu Brüssel, welcher seit Wochen mit einer colonia sancta in Wien verweilt, sich die Hofburgtreppe hinunter und auf den Cardinal mit thränenden Augen stürzt, sprach dieser: O carissime Bex, Sieger blieb Wilhelmus rex. Ja, lieber Bex, l'état n'est plus toi! Der Vorhang im Tempel ist von oben bis unten entzwei gerissen; die Erde bebt, die Felsen spalten. — Sie losen jetzt um Oesterreichs Gewand. Und du outrirter, outrirender, verblendeter ketzerischer Militairdictateur (unser Unglück!) Benedek, weg von uns in's ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. Als nun Bex seinen Zeigefinger — so erzählt man — bedeutungsvoll gen Himmel erhoben, habe Herr Rauscher ganz vernehmlich die Worte gesprochen: ja, ja schon recht, Ehen werden im Himmel geschlossen, aber die Menschen unten müssen sie aushalten, kein unschuldiges Kinderspiel! Aber ach, jetzt weiß es

Gott, möchte ich lieber ehegepaart zu Stambul leben, als hier jede Secunde von Neuem gekreuzigt zu werden. —

Ja, ihr Oesterreicher, wie konntet ihr eueren Staat, einen ausgestopften Bucephalus, für lebendig halten? Jetzt in angstzitternden Entschuldigungen flehet ihr den Himmel, die Erde und den Kaiser der Franzosen in euerer Noth an und macht vor jedem kaiserlichen Gartenhaus zu Paris tiefe Knixe, ihr Nicht-Conferenzbeschicker. „Ach Sire, welches Haus wollen Sie uns jetzt bauen? Ach erlauben Sire allergnädigst, daß wir Ihnen Venetien vor die hohen Füße legen („nouvelle possession française").“ Welche tumultuarische Eile, welche Niederlage! Moribundi salutant. Die Sterbenden thun einen Fußfall vor der Julischen Familie und ihrem großen Caesar! „pater peccavi!“

Also du glaubst Wien, Caesar werde dich retten. Glaube mir, du spuckest jetzt in den Brand der Hofburg. Ich will dir vor Notar und Zeugen die Versicherung geben, daß dein Hineinspucken den Brand nicht löschen wird, denn dein Demüthigungsprozeß ist in den Sternen beschlossen worden. Du entscheidest Deutschland's Schicksal nicht mehr und solltest du auch noch Monate lang auf allen Vieren das pariser Publicum amüsiren. Ja, „sauer ist's so sein Brod erwerben! Es geht aber nicht anders wenn man Verstellung als Handwerk treibt und verschenket an hunderttausend Stück Pistolen und hat nicht die Schuh' zu besohlen“ (Göthe). Und nun Gott befohlen Wien, du komisches deutsch-langweiliges, tugendhaftes, gemüthliches, universelles, lehrreiches, einst bundesartikelndes, jedes Preußenherz empörendes, in Paris jetzt bettelndes Wien. Wir aber wissen, daß Napoleon weiß, daß eine gerechte Würdigung vollbrachter Thatsachen die Grundlage des Kaiserthums ist. En comparaison mit seinem Onkel, beobachtet Louis Napoleon eine weise Mäßigung, die ein gewaltsames Verfahren weit hinter sich zurückläßt und jener übereilten Habsburger Ueberspannungen spottet, welche tödtliche Entkräftigung nach sich ziehen. (Also weise Mäßigung, Herr College Virchow, hören Sie?!, damit nicht alle Staatszellen in tolle Bewegung gerathen.) Wien, wir machen keinen Waffenstillstand; dieses Wort steht jetzt nicht in unserem Wörterbuch und wir werden dir einen Besuch abstatten, es ist alles gar geworden und in Wien ist der Tisch für uns gedeckt, ganz Europa hat jetzt die Augen auf Berlin gerichtet und wünschet uns eine gesegnete Mahlzeit. Ich bin gerührt, du jetzt wie das Mädchen von Portici stumm gewordenes Wien! O, was bist du dumm gewesen. Einer meiner Freunde glaubte, du habest nur die Maske der Dummheit vorgenommen als du diese Mordpoule arrangirtest, es müsse dahinter etwas stecken; aber jetzt sieht er ein, daß die Dummheit ernstlich gemeint war, und daß nichts dahinter steckte, als, wie Göthe spricht, eine noch größere Dummheit.

N. S. Vor einer Stunde erhielt ich ein neues Schreiben aus der gedemüthigten, voreilig illuminirenden Kaiserstadt folgenden Inhalts: le père au grand Cordon Rauscher habe den Romantiker Bex auf die nahende Hülfe der baierschen graulichen Höllenmaschine aufmerksam gemacht und ihn damit zu trösten gesucht. Er wisse sicher und gewiß, daß es unter den

baierschen Chevauxlegers Kerle gäbe, die mindestens 2—350 Pfund wiegen. Darauf habe die römische Pyramide der eclesia militans, dieser Kamin-Verbesserer des Christenthums, ein schlauer Fuchs, dessen Vater einst Karl X. auf dem Wege nach Rambouillet begleitete, geantwortet: sententia puerile est; Kinderei! Vierdick sei niemals gefährlich, Julius Caesar habe das genau gekannt, denn er sprach von dem Cassius als einem blassen magern, ihm feindlichen staatsgefährlichen Menschen, rühmte aber sehr den feisten Crassus, sein Biergesicht, seinen entzückenden Bauch, der ihm schon lange die Aussicht auf seine Füße versperrte (Shakespeare, Julius Cäsar). Er habe überhaupt jetzt zu den Baiern alles Vertrauen verloren. Ihr atomistisches Hin- und Herziehen sei aequal einer absichtlichen Verschleppung und bedeute, daß ihr Kontrapunkt stark nach Berlin hin gravitire. Vielleicht aber auch gravitire er nach Oberpollinger hin, am Carlsthor zu München, denn dort fände man die schönsten Märchen und das beste Bier und Händel von der besten Sorte. Unläugbar! Man könne zu dem Glauben verleitet werden: daß das vom Grafen Bismarck entworfene Entwickelungs-Schema Deutschlands, im Himmel oben genehmigt sei. — Was für sauere Mühen, was für Schweiß werde es nun nicht der societas publicanorum (den Generalpächtern) kosten, ihre persönliche Welt wieder ausschließlich zur Geltung zu bringen. G.

2.

Offenes Sendschreiben an einen gewissen Fra Andrea in Wien, welchen ich bei den Benedictinern in Rom kennen lernte.

O, Bruder Andreas warum hat dein Wien Leucht- oder Johanniswürmer für Laternen verkauft? Warum habt ihr Deutschland betrogen? Warum zu Frankfurt a. M. Böcke zu Gärtnern eingesetzt? Jeder Augenblick in der Weltgeschichte ist das Resultat einer vorhergegangenen Zeit. Dies wirst du nicht verneinen, denn ich habe dich einst als einen gelehrten und umsichtigen Beichtvater kennen gelernt. Sancte Hannibal! ora pro vobis; welche Resultate habt ihr so eben erlebt! Hu! es ist in Wien gar nicht mehr heimisch, denn der preußische Grenadiermarsch von Leuthen macht keine Pause und unsere Dragoner greifen doppelt so derb zu als euere Buttlerschen im dreißigjährigen Kriege. Die Fenster in der Hofburg zu Wien hören wir klingen und rasseln, euere Lichter erblicken wir erschrecklich flattern bei Nacht und ein sonderbares Gerassel geht durch alle Säle, so daß man glauben könnte, es führen ein Dutzend preußischer gezogener Gußstahlkanonen im Galopp das Burgthor herein. Nimm also deine Zuflucht, lieber Fra Andrea, zum neuen Testament; schlag einmal den Grundtext auf. Geschrieben steht: Vater Abraham habe seine Freunde und sein Vaterland Chaldea verlaßen und sei den Fluß Haran durchwatend mit all' seinem Rindviehzeug und allen seinen Sclaven nach Canaan gezogen und habe seinen Wohnsitz zu Sichem in der Provinz Moreh aufgeschlagen. Muth also, lieber Bruder, nimm dir den gehorsamen Patriarchen zum Muster, überrede deinen Gönner Franz Josephus infelix, das Hypomochlion Oesterreich's pas à pas nach Pesth zu verlegen, wie es unser Komet (il trace sa route par des flammes, sagt Arrago,)

der Graf Bismark ohnlängst euch gerathen hat. Sei nicht feige, Bruderherz, sprich mit deinem Freunde, dem Kaiser. Nicht feige, dreist. „Hol' die Pest alle feige Memmen", sagte Sir John Fallstaf. Dein Kaiser hat, weiß Gott, mit Unrecht des Herrn Grafen Rath übel vermerkt. Wenn ein Palais-royal oder impérial in Asche gelegt ist, hat da nicht jeder gute Architect das Recht den Plan eines Neubau's einzureichen? Graf Bismark ist nun anerkannt vor ganz Europa ein kolossal-begabter Architect und gegen seinen Neubau hat selbst Napoleon der Weise nichts einzuwenden. — Dixi et salvavi animam meam. Ich zeichne hochachtungsvoll in der schönsten Laune. G.

3.

Die preußische Regierung hat Dokumente in Händen, aus denen hervorgeht, daß die hannoversche Regierung zu derselben Zeit, wo sie mit Preußen über die Abschließung eines Neutralitätsvertrages verhandelte, mit Oesterreich wegen Anschlusses der hannoverschen Truppen an die Brigade Kalik und wegen Unterordnung dieser Truppen unter österreichischen Befehl in Unterhandlung stand. Die Verhandlungen mit Preußen waren also nur ein Scheinmanöver der hannoverschen Regierung, um Zeit für ein Abkommen mit Oesterreich zu gewinnen. Durch das rasche Vorgehen Preußens wurde dieser Plan vereitelt.

Einäugig zu sein ist gar kein Unglück. Schon bei Plutarch kann man im Leben des Sertorius lesen, daß die tapfersten und geschicktesten Feldherren einäugig waren, Philippus, Antigonus, Hannibal, Sertorius. Weiterhin kamen Ziska und Andere hinzu. Selbst der Schönheit thut solcher Mangel kaum Eintrag. Prinzessin Eboli, die Geliebte Philipps des Zweiten, war mit Einem Auge verführerisch genug geblieben. Aber auf beiden Augen blind sein (Gott Amor macht keine Ausnahme) ist ein großes Unglück, zumal für einen König. Wer nie die unendlichen Gestirne des Himmels aufgehen sieht, der sieht auch nicht die Physiognomien seiner Minister und Bedienten, wenn sie lügen und schwindeln. Schlimm! Sehr schlimm! G.

4.

Der Commandant vom Königsstein verweigert den Verwundeten-Transport auf der Elbe, wodurch vielleicht Hunderte zu Grunde gehen. Nun, der Herr v. Nostiz denkt: Gott ist nun doch einmal im schrecklichsten Zorne gegen die Nachteule Torquemada-Beust, ob wir ihn ein Bischen mehr, ein Bischen weniger ärgern, das kann unseren Zustand nicht verschlimmern. G.

5.

Der König von Würtemberg Carl beschäftigte sich während der Schlacht bei Königgrätz, dem schönsten und großartigsten Siege der Preußen, den die Geschichte zu berichten hat, mit dem in Nebel gehüllten Erkennungsbande am gelähmten Arme seiner Soldaten. Es soll zeigen, daß seine Soldaten für Deutschlands Ehre (sic!) und Wohlfahrt (sic!) kämpfen. — An ihren Thaten,

heißt es, sollt ihr sie erkennen. Plutarch hätte mit diesen Königen sich gewiß nicht beschäftigt.

„Als Insekten sind wir da
Mit kleinen stumpfen Scheeren,
Satan, unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren."
(Faust.) G.

6.
Naiver Scherz oder Schneckeschnickeschnack!

Der Farrenbuhler hatte uns bekanntlich ein vae victis in Aussicht gestellt, wenn wir erst niedergeworfen seien. Gedächtniß, Witz und Phantasie müssen ihre Blüthen beim Minister längst schon verloren haben, oder er hat davon niemals einen Gran besessen.

„Was ich begreife, das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur — Reise. (Faust.)

Da kommt ja wohl ein preußisches Chor? Ich höre ferne Trommeln. Geschwind fort! Verfluchte Dilettanten, die Preußen! G.

7.
Execution.

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Deutschland gesteh, ich weiß zu leben.
Sybel.

Ein ganz neuer Cholera morbus herrscht oder grassirt jetzt in Wien, seit dem 25. Februar 1634 (damals morbus Walter de Ebrox — Hauptmann Deverour — genannt) nicht da gewesen.

Während Franz Joseph in seiner Opferwilligkeit so weit gegangen, daß er dem Kaiser der Franzosen Venetien als Opferkuchen mit Mann und Maus geschenkt hat, hat er gleichzeitig den großen Generalstab des verunglückten großäugigen (großnasigen?) Großschwertträgers Benedek in's Loch werfen lassen oder wie der Criminal-Commissarius sagt: dingfest gemacht. Ein Polizei-Meisterstück! Ja, in Wien geht Alles gleich in's Große!. — Es ist aber zum Todlachen. Cela fait rire à gorge déployée sagt Herr von Voltaire. Wien hat sich selbst arretirt! Eigentlich hätte die allergnädigste Majestät, wenn sie hätte gerecht sein wollen, sich selbst arretiren müssen. Wenn ich einmal einen Criminal-Codex mache, würde ich die schweren Verbrecher verurtheilen, in österreichische Dienste zu treten. G.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Die Abtretung Venetiens.

Man theilt niemals ein Glied von einem Körper, ohne daß der Körper noch lange zuckt und das Glied noch lange zuckt. Möglicherweise leidet in Folge dessen der Körper dauernd, und was das Glied anbetrifft, so wird es schwerlich den erhofften neuen Anschluß mit jener Raschheit finden, die der Theilende und auch das Glied selbst erwarteten. Das dürfte selbst von Venetien gelten.

Niemand kann dem großen Fluge der Ideen, welche dort an den Lagunen die Köpfe erfüllen und die Herzen erwärmen, eine größere Sympathie entgegenbringen, als wir. Wir kennen die Venetianer, dieses stolze, alte, auf eine große Vergangenheit begründete, durch die infamsten Politiken um seine Zukunft betrogene Volk, welches so oft dem Muhamedanismus mit dem Kreuze entgegen trat; wir verstehen es, daß auch in der Armuth noch die großen Erinnerungen und das ganze Bewußtsein alter Siege aufrecht erhalten blieben; wir wissen endlich, daß Oesterreich niemals etwas gethan hat, um diesen Anschauungen echt venetianischer Natur zu Hilfe zu kommen. Hier sehen wir also ein Glied des österreichischen Staatskörpers vor uns, welches gegründete Ursache hat, sich zu gestehen, daß es in einem atomistischen Zusammenleben mit den übrigen, fast ebenso unzufriedenen Nationalitäten des Reichs um seine Bestimmung betrogen ward und wird. Und so können wir es diesem Gliede nicht verübeln, daß es sich nach einer Vereinigung mit einem Machtcentrum sehnt, welches vielleicht den Ansprüchen gerechter wird, die die großen Dogen des Mittelalters nicht blos erhoben, sondern zum Vortheile der ganzen Westseite Europas durchgesetzt hatten.

Wir sind hiermit den gegenwärtigen Gefühlen dieses bereits halb losgerissenen Gliedes Oesterreichs gerecht geworden.

Wird es erreichen, was es hofft? Wir wünschen es von ganzem Herzen, obgleich wir meinen, daß die Wege der Revolution sich fast noch immer im Sande verlaufen haben, und daß die unzweifelhafte Mission Venetiens auch auf jenen Bahnen zu verfolgen und zu vollführen sei, welche in dem auch von verständigen österreichischen Staatsmännern gebilligten Plane einer confederazione italiana vorgezeichnet sind.

Würde Venetien diesem Plane ernstlich huldigen, so würde dieses hochachtbare und stolze Gemeinwesen einerseits Alles erreichen, was es von Italien erwünschen könnte, Alles befriedigen, was Italien von ihm fordern könnte, und endlich drittens — mit Hülfe zweier Nationen, der deutschen und der italienischen — wieder jenes große Emporium werden, welches es

im Mittelalter nicht blos für den Zwischenhandel mehrerer Völker, sondern für den Geistesverkehr zweier Welten war. Venedig ist eine italienische Stadt. Keine italienischerere als Venedig. Aber Venedig ist noch mehr. Wie es eine Weltstadt war, soll es wieder eine werden. So soll es also bei voller Berücksichtigung seines nationalen Characters jenen erhöhten Beruf nicht vergessen und vernachlässigen, den ihm seine Vergangenheit, seine geschichtliche Größe, seine geographische Lage und die Folgen derselben vorzeichnen.

Es ist nicht blos unsere Meinung, sondern die Ansicht großer Geschlechter Venedigs und bedeutender Geister im übrigen Italien, daß Venedig noch etwas mehr zu bedeuten habe, als eine italienische Stadt zu sein, von der Bedeutung etwa wie Turin, Florenz, Mailand ꝛc., Venedig wäre, so sagen sie mit Recht, durch lange Jahrhunderte — seitdem die Säulen, die unser Herr Jesus Christus selbst mit Seiner Hand berührt hat, aus dem Tempel von Jerusalem durch einen Dogen in die Markuskirche gestellt worden — der große Verkehrsort für die verschiedensten Interessen abendländischen und morgenländischen Christenthums geblieben. Auf diese Höhe es wieder emporzubringen, könne unmöglich einer einzelnen Nation zugemuthet werden, und so sei es wohl erlaubt zu sagen, daß Venedig mehr als blos italienische Interessen zu verfolgen, sondern sich zu bemühen habe, seinen alten Character als Weltstadt mit wohlgeordneten Verbindungen nach rechts und links wieder zu gewinnen.

Dies in Bezug auf das Glied und die Bedeutung seines Entschlusses sich vom Körper abzulösen.

Was indeß den Körper und die Bedeutung anbetrifft, die er dem ihm theuren Venetien zuerkennt, so ist das eine andere Frage.

Im Besitze Venetiens befand sich Oesterreich allerdings erst seit dem Jahre 1815, indeß hatte dieser Besitz gegenwärtig, wo die meisten Fäden durchrissen sind, die Oesterreich dereinst an Italiens verschiedene Theile knüpften, eine ganz eminente Bedeutung gewonnen.

Wichtig mochte der Besitz Venetiens jedem österreichischen Minister schon darum erscheinen, weil die Küste dieses Landes die Hälfte der gesammten Meeresbegränzung des ganzen Kaiserstaates ausmachte; viel wichtiger indessen sollte jedem wirklichen österreichischem Staatsmanne Venetien als Brücke zwischen dem eigentlichen Reiche und jener classischen Halbinsel werden, deren weltbeherrschende Einflüsse durch die ganze Zeit unseres deutschen Kaiserthums wohl gewürdigt wurden.

Wir unterschätzen Oesterreich nicht, wir dürfen es am wenigsten in diesem Augenblicke thun, wo Kaiser Franz Joseph gegen uns seine letzten Kräfte, edle, von uns hochgeschätzte Kräfte, aufbietet, und wo uns also die sorgsamste Erwägung aller seiner Machtmittel geboten ist; wir dürfen darum heute vor Allem nicht schweigen über jenen universalistischen Zug, der die ganze Politik Oesterreichs immer noch traditionell durchdringt und zu Folge dessen es, wie nach verschiedenen anderen Seiten, so auch in Italien eine große Mission in Anspruch nimmt.

Preußen war niemals abgeneigt, diese Mission anzuerkennen, soweit dieselbe zugleich den wohlverstandenen deutschen Interessen diente. Noch im Jahre 1859 zeugte die Haltung Preußens davon, und gerade heut, wo unsere Siege bereits das Herz des Kaiserstaats, die Hauptstadt Wien beunruhigen, wollen wir recht nachdrücklich Oesterreichs Bedeutung anerkennen. Die deutschen Interessen collidiren indeß mit denen des einigen Italiens nicht, und schon im Mittelalter finden wir Spuren des Beweises hierfür.

Oesterreich hätte also ein gutes Recht zu sagen, daß es aus Gründen einer hohen politischen Nothwendigkeit seinen Einfluß in Italien, das heißt unter den gegenwärtigen Verhältnissen seine Ansprüche auf Venetien nicht aufgeben könne, ohne die Ueberlieferungen und das eigentliche Fundament seiner Politik zu verstümmeln, aber er hat dies gute Recht nur insoweit und insofern, als es in Itatien wahrhaft deutsche und nicht blos habsburgisch-lothringische Interessen vertritt.

Nicht die Wiedereinsetzung kleiner Fürsten ohne politische Tendenz und ohne geistigen Zusammenhang weder mit Italien noch mit Deutschland; nicht die Unterstützung oder doch nachträgliche Deckung einer römischen Politik, welche vorgestern unionistisch, gestern legitimistisch war und heut in Bezug auf die Dynastenrechte Italiens gleichgültig ist; nicht die Beförderung des Polizei-Absolutismus gegenüber dem freien Municipalwesen (und damit die Vorbereitung des eigentlichen revolutionären Centralismus) sondern vielmehr Begünstigung eines wirklichen Monarchismus in Italien, der die großen Aufgaben anerkennt, welche dem classischen Lande seine geschichtliche und geographische Lage gestellt haben, Aufgaben, die sich sowohl auf den Orient, als auf die täglich wichtiger werdeuden Colonien Nord-Afrika's wie auf manche andere hervorragende Punkte des Mittelmeers beziehen. Deutschland ist an diesen Aufgaben in gleichem Maße wie Italien betheiligt und darf der Natur der Sache nach ruhig auf eine gerechte Vertheilung des Gewinnes hoffen, wie denn ohne Deutschlands Hilfe Italien auf einen definitiven Gewinn gar nicht rechnen darf. Die römische Politik, von wechselnden Zielen angezogen, kann solch' einem energischen, fest am Plane haltenden italienischen Monarchismus natürlich auch heut nicht eine besondere Gunst schenken, und sie zieht ihm den Polizei-Absolutismus, der stets allen Ideen, auch den berechtigtsten Feind war, vor.

Vermag es Oesterreich, den Anforderungen einer wirklich deutschen Politik in Italien gerecht zu werden, so hat es sich seine Brücke nach Italien gerettet, so kann es Venetien frei geben — und doch gleichzeitig behalten, so vermag es nämlich in die neue confederazione italiana einzutreten und wird dort als der durchlauchtigste Mandatar der deutschen Interessen und der dann leicht mit ihnen in Parallele zu setzenden seiner übrigen — ebenfalls nach einer positiven orientalischen Politik Oesterreich's verlangenden — Völker ohne allen weiteren Groll begrüßt werden. Es kehrt damit zu dem Grundgedanken unsrer alten Kaiserpolitik, welche ihre große Partei in Italien hatte, zurück. Vermag es Oesterreich aber nicht, seine italienische Politik den

Bedürfnissen jener Völker, als deren Vertreter es so lange gewohnt war aufzutreten, gerecht zu werden, so würde es recht bald genöthigt seien, nicht blos Venetien, sondern auch sein ganzes lombardisches Festungs-Viereck, und nicht blos dieses, sondern das Princip, auf welchem der Zusammenhang seiner vielgestaltigen Monarchie beruht, aufzugeben.

Man sagt von den Gewölben, daß sie einen Schlußstein haben, und daß in dem Augenblick, wo der eine Schlußstein herausgenommen wird, das ganze Gewölbe zusammenstürzt: die österreichische Monarchie, dies Reich der Reiche, diese Krone aus Kronen, besitzt in der alten deutschen Tendenz und Begründung seiner Politik diesen Schlußstein. Getragen von echt deutschen Ideen, wird es sowohl rasch seiner inneren Wirren, die es leider mit Erfolg versuchen, es auf einen einseitig czechischen oder magharischen Standpunkt herabzudrücken, Herr werden, als auch seinen großen Aufgaben in Italien wie im Oriente gerecht werden können, aber nur in dem Maaße, als es offen anerkannt, es habe von Deutschland, dem deutschen Geiste und der deutschen Politik, mehr zu empfangen, als ihm zu bieten und als es in Folge dessen dem eigentlichen Pfleger des deutschen Wesens, dem mit dem übrigen eigentlichen Deutschland eng verbundenen Preußen eine überragende Stellung in Deutschland zuerkennt. Der staatsrechtliche Ausdruck hierfür ist eine engste Allianz zwischen Oesterreich einerseits und dem unter Preußens Leitung neu organisirten Deutschland andrerseits, eine Allianz, welche in Wien bisher mit Unrecht ganz einseitig als ein Act, der Oesterreichs Machtsphäre verändern und einengen würde, aufgefaßt ist, während sie doch nur den eigentlichen universalistischen Beruf Oesterreichs nach Süd und Ost zur freien Entfaltung bringen und den deutschen Grundgedanken der österreichischen Politik kräftigen würde.

Letzte Rathschläge eines österreichischen Ministers.

7.

Ich übergehe den Kurfürsten von Hannover. Die noch zu vollziehende Bestätigung seiner neuen Würde zieht ihn ganz auf E. M. Seite; überdies giebt es noch andere Mittel, wodurch man ihn schwächen und für die Ketzerische Parthei unnütz machen kann. Er suchte für seinen Sohn die englische Krone; der Herzog von Marlborough hat ihm, wenn er gleich in England eine ganz andere Sprache führt, versprochen, sie ihm zu verschaffen; kühn und durch der Königin Anna Gunst aufgeblasen, hat er oft gerathen, alle Hannöversche Truppen nach England herüber zu schaffen, mit dem Versprechen, er wollte es durch diese dahin bringen, daß der Hannöversche Prinz von den

Ständen aller drei Reiche als König anerkannt würde; er hat die Englische Flotte zur Ueberbringung der Truppen und die Anstellung einiger neuen Generale, die er über sich nehmen wollte, damit sie alle auf seiner Seite wären und gänzlich von seinem Befehle abhingen, vorgeschlagen. E. M. haben bis jetzt diesem kühnen Unternehmen sich entgegen gesetzt; Sie haben befürchtet, er möchte zum Vortheil der Feinde den Krieg nach einem andern Schauplatze ziehn; und dieses aus weisen Absichten. Nun aber, da der letzte Sieg bei Hochstädt Sie so überlegen gemacht hat, daß Sie ihre Einfälle in Deutschland nicht befürchten dürfen; muß man es nicht mehr verhindern. E. M. also lassen den Herzog nach seinem Willen handeln; er wird Sie von den Hannöverischen Truppen und aller Furcht für denselben befreien, und ich bedenke mich nicht zu versprechen, daß, so lange er sie in England beschäftigt, sie Ihnen keine Hindernisse in Deutschland entgegensetzen können. Der Herzog von Marlborough ist zu kühn zu ehrsüchtig; er macht nur außerordentliche und große Entwürfe; sein Glück blendet ihn, und schwellt die ihm natürliche Kühnheit. Doch muß man gestehn, daß der Entwurf die Hannöverischen Truppen nach England herüberzuschiffen, nicht so unüberlegt ist. E. M. erinnern Sich noch der Ladung des Prinzen von Oranien in England, und des ganzen Feldzugs wozu Sie durch Ihre Rathschläge so viel beigetragen haben. Sie wissen, daß er mit einer Armee, die an Stärke, an Geschicklichkeit und Erfahrenheit mit den Truppen, welche der Hannöverische Prinz anführen würde, nicht zu vergleichen war, und mit einer, weder so vereinigten, noch so mächtigen Parthei, als die ist, welche Marlborough verspricht, alles an sich gezogen hat. Und dieses war die erste Furcht von den langwierigen und vortheilhaften Anordnungen, die E. M. heimlich getroffen hatten.

8.

Ich darf E. M. nichts verhehlen, da mir zu wenige Tage des Lebens übrig sind, als daß ich die Entdeckung irgend eines Vortheils, den E. M. wissen müssen, und den ich einsehe, verschieben dürfte. Marlborough lenket England nach seinem Willen, oder beherrscht es vielmehr allein unter dem leeren Namen der Königin Anna, bei der er sehr in Gnaden steht; er muß befürchten, durch irgend einen Zufall von der Art, wie sie am Hofe sich täglich ereignen, von seiner glänzenden Höhe herabgestürzt zu werden. Wenigstens wird er unter einem andern Regenten von seiner Stufe herabsinken, es sei denn, daß er dem neuen Könige zur Herrschaft verholfen, England eine neue Regierungsform gegeben, und so sich auf einen Posten geschwungen hätte, der des Ansehens, wozu ihn sein Glück erhoben hat, und des Glanzes, worin er sich stolz Europen zeigt, würdig wäre. Weniger vortheilhaft war das Verhältniß der Umstände, das Cromwelln zu seiner Unternehmung bewog, als das jetzige. Doch wir wollen England aus den Augen lassen. Ganz Europa schwankt so unter den kämpfenden Stürmen der Zwietracht, daß jeder mit einer ihm nur etwas ergebnen Armee, wenn er Kühnheit und Muth hätte, zu dem glücklichsten Erfolge, ja zu Thronen selbst sich Hoffnung machen könnte. Die Erfahrung selbst, und Ragotzky's des verwegnen Re-

bellen, Glück hat E. M. dies bewiesen. Daher ist es beinahe so gut als gewiß, daß Marlborough, bewogen durch seine Größe und Macht, geschmeichelt von trüglichen Erwartungen, entweder für sich oder den Thronfolger der Königin Anna etwas Unerhörtes beabsichtige und übernehmen werde. Aber er mag nun einen vorsichtig entworfenen Plan haben, oder sich mit leerer Hoffnung nähren: so hintergeht er entweder den Hannöverischen Prinzen, oder meint es redlich. Was schadet das E. M., wenn er nur die Hannoveraner nach England bringt, und Ihnen in Deutschland freie Hand läßt? Wiegeln also E. K. M. ihn auf durch Rathschläge und Versprechungen; treiben Sie das Hannöverische Haus an, daß es so bald als möglich die Truppen herüber schicke. Warten sie damit nicht, bis der allgemeine Krieg geendigt ist; es kömmt viel darauf an, daß alle Unruhen, sowohl die, welche E. K. M. in Holland erregen müssen, als die, welche in Polen schon erregt sind, und die, welche Marlborough in England machen wird, unterhalten werden, damit daß Hannöverische Haus, Sachsen, Preußen und Schweden in einer weiten Entfernung von Ihren Ländern beschäftigt sind, wenn Sie die letzte Hand an Ihr großes Vorhaben legen. Während der Zeit aber, daß jene Triebräder Ihrer Staats-Maschine, deren jedes zu einer bestimmten Stunde sich drehen soll, in volle Wirksamkeit gesetzt werden, vergessen E. K. M. nicht die Sachsen, Brandenburger und Hannoveraner auf die entferntesten und gefährlichsten Posten zu stellen. Doch werden E. M. daran denken, daß, da jene, auf die gehörige Zeit bestimmten Zurüstungen Gewalt verrathen, Sie die Sachsen, Brandenburger und Hannoveraner in die entferntesten und gefährlichen Posten zerstreuen müssen; schicken Sie sie darum nach Italien und Ungarn, und veranlassen Sie, daß sie da umkommen; tragen Sie Ihren Generalen auf, die Truppen durch Arbeiten, gefährliche Treffen, durch Mangel an Zufuhr und Getreide, durch Vorenthaltung des Soldes, und durch alle Arten der Noth zu quälen und aufzureiben. Kurz, E. M. müssen alles anwenden, sowohl um die drei Häupter der Ketzerischen Sekte zu unterdrücken und zu schwächen, als um das Bairische Haus, die einzige Vormauer der Katholischen in Deutschland, zu zerstören.

9.

Wenn ich dies einem Fürsten schriebe, der nicht, wie E. M., tief eindringenden Verstand mit erhabener Seelengröße vereinte, so würde ich verlegen sein und nicht wissen, mit welcher Kunst und unter welchem Anstriche der Plan ihm so vorgelegt werden könnte, daß er nicht dessen Schwierigkeiten, die Langwierigkeit der Ausführung, und die Mühseligkeit der Anstrengung erblickte: aber ich kenne die Größe Ihres Geistes, der den ganzen Erdkreis und die entferntesten Zeiten der Zukunft umfaßt. Ich habe E. M. oft sagen hören, es sei in jedem Stande vortheilhaft, große, unsere Kräfte übersteigende Entwürfe zu machen und muthig die Ausführung anzufangen; wenn auch nicht alles vollführet würde, so könnte doch wenigstens ein Theil glücken; man erlangte dadurch immer den Ruhm, nichts unwichtiges, nichts mittelmäßiges entworfen zu haben, und hinterließe der Nachwelt glänzende Erwartungen, große Beispiele der Nacheiferung, Proben außerordentlicher Unter-

nehmungen, und einige Wege und Mittel zur Ausführung derselben. E. M. haben diese edlen Gedanken aus den Jahrbüchern Ihrer unsterblichen Vorfahren geschöpft. In Ihrer Durchlauchtigsten Familie sind immer die Grundlagen großer Gebäude gemacht worden, welche von den künftigen Regenten, die sie Europa gab, in kommenden Jahrhunderten sollten vollendet werden, und welche oft erst das dritte oder vierte Geschlecht aufgeführt sah. So trachtete der erste Oesterreichische Kaiser nach der Böhmischen Krone; der zweite nahm sie fast in Besitz, verlor sie aber gleich darauf wieder; der zwölfte hat sie endlich sich erworben und auf beständig seinem Durchlauchtigsten Hause zugeeignet. So suchte Ferdinand der Erste glorwürdigsten und siegreichen Andenkens seinem Hause die Erbschaft Ungarns zuzueignen, und E. M. haben es nach so vielen Jahren erst glücklich ausgeführt.

10.

Die Heftigkeit der Krankheit verhindert mich, meine Gedanken mit hinlänglicher Klarheit und deutlicher Ordnung vorzutragen; ich fühle meinen Geist sinken, und unter dem Drucke seines einstürzenden Kerkers ermatten. Doch will ich alle meine Kräfte sammeln, und in möglichster Kürze jeden Gedanken, der mir wieder in den Sinn kommt, nach der Ordnung zusammenstellen, da das bisher Gesagte vielleicht zu abgebrochen und zerstreuet ist in dieser Schrift, die ich mein politisches Vermächtniß nenne und für das Nützlichste und Wichtigste halte, was ich je leisten konnte. Ich glaube, ich werde noch Kräfte und Muth genug haben, das niederzuschreiben, was ich E. M. noch vorzutragen habe.

11.

Die Hauptsache in dieser Schrift, worauf E. M. vorzüglich sehen müssen, ist, wie Sie Frankreich stürzen, oder wenigstens so unterdrücken und entkräften, daß es die Deutschen nie unterstützen kann, wie es bis jetzt immer gethan hat, so oft Ihre erhabnen Vorfahren ihnen das Joch auflegen wollten. Wegen der spanischen Erbschaft, der Veranlassung dieses Krieges, bekümmern E. M. sich weniger, als wegen der Vernichtung der Franzosen. Doch müssen Sie jene Erbschaft Frankreich entreißen, und Ihrem Durchlauchtigsten Hause zueignen; sie wird E. M. das Gold beider Indien zubringen; und wenn Sie Indiens Schätze mit Deutschlands Waffen vereinigen: so werden Sie über den ganzen Erdkreis herrschen. Obgleich E. K. M. nach der ganzen Erbschaft trachten müssen: so dürfen Sie Sich doch einer Theilung nicht zu sehr widersetzen; wenn der Frieden mit Frankreich geschlossen werden soll, so bedenken Sie Sich nicht, einen Theil der spanischen Länder ihm abzutreten. Denn im kurzen, sobald Sie Ihre übrigen Absichten befördert haben, wird es Ihnen leicht sein, das, was ihm vorher überlassen war, wieder an Sich zu reißen; Frankreich ist sorgsam in der Erwerbung, aber sorglos in der Erhaltung des Erworbenen. Wenn also Frankreich so entkräftet ist, daß es E. M. keine Schwierigkeit mehr machen kann: so müssen Sie Frieden mit ihm machen, und das plötzlich, ohne Mitwissen der Bundsgenossen; die Ursachen, warum man so verfahren muß, habe ich oben angeführt. Die Zeit wird bald kommen; denn nach der Schlacht bei Hochstädt kann, meiner Mei-

nung nach, Frankreich den Krieg kaum noch zwei Jahr aushalten. E. K. M. müssen verhindern, daß die Bundesgenossen nicht merken, daß Sie seinen Fall befördern. Es ist zu fürchten, daß sie einsehen, wie sehr es ihr Vortheil heischet, jenes nicht sinken zu lassen, und daß sie aus dem Grunde von E. M. sich trennen. Daher muß der Frieden mit Frankreich um so eher geschlossen werden, je weniger sie es vermuthen; wie das geschehen könne, habe ich vorhin gesagt. Ehe aber die Friedensunterhandlungen anfangen, müssen E. M. den Kurfürsten von Brandenburg nach Holland schicken, und ihn bereden, die geworbene Parthei und heimlichen Verbindungen, die er dort, um das Amt als Generalstatthalter an sich zu reißen, gemacht hat, nicht länger verborgen zu halten. Sie müssen den Kurfürsten von Hannover antreiben, Marlborouh'n Gehör zu geben, sich seinen Rathschlägen und seiner Klugheit zu überlassen, und nach England herüberzugehn. Noch mehr müssen E. M. die Polnischen Unruhen vergrößern, der schon ausgebrochenen Flamme immer neue Nahrung geben, und die Geschäfte dieses Reichs immer mehr verwirren, damit Schweden und Sachsen zu thun haben. Sie müssen des Baierschen Hauses gänzlichen Einsturz und mit Eifer betreiben, damit die Katholischen, wenn sie vielleicht zur Beschützung der gemeinschaftlichen Freiheit sich rühren, und den Ketzern zu Hülfe kommen wollen, weder Kräfte noch ein Oberhaupt haben. Bei dieser Lage der Sachen müssen E. M. Frankreich den Frieden geben; dies wird ihn auf keine Weise ausschlagen, und glauben, daß man auf das redlichste mit ihm verfahre, wenn Sie ihm einen Theil der spanischen Länder anbieten, der seinen Schaden ersetzt, und seinen Stolz und Ehrgeitz befriedigt. Wenn aber der Frieden den Franzosen die Waffen aus den Händen genommen hat, so greifen E. M. während der Zeit, da Schweden, Brandenburg, Hannover und Sachsen mit den Händeln, die Sie ihnen erregt haben, beschäftigt sind, plötzlich die Ketzer im Reiche an. Auf Veranlassung der Religion müssen Feuer und Schwerdt mit der möglichsten Stärke und Geschwindigkeit wüthen. Zwei Dinge lassen E. M. Sich hiebei vorzüglich empfohlen sein, Verschwiegenheit und Vorsicht; der Ausgang des Krieges wird nicht zweifelhaft sein, wenn der Streich den Drohungen zuvorkömmt; Bestürzung und Staunen werden alle Völker zu Ihren Füßen legen, und Sie werden eher triumphiren, als jene sich nach Hülfe umsehen können.

Dieses betrifft die Entwürfe, die ich in dieser Schrift auseinander gesetzt habe. Noch andere habe ich E. M. zu entdecken, ehe ich aus dieser Welt scheide; jene sind groß, und eines Helden würdig, doch zu klein, als daß E. M. sich darauf einschränke. Der glückliche Fortgang jener Unternehmungen muß Sie zu andern ermuntern, die ich hiernächst vortragen will, und die aus jenen nothwendig folgen.

12.

Zu der Zeit, als E. M. mit den Türken Frieden schlossen, schien Gott Sie durch so viele Siege nach Constantinopel zu rufen. Viele glaubten, des seligen Stridonius Vorhersagungen wären offenbar falsch; aber der blinde unverständige Haufe irrte. Wenn E. M. die Türken ferner verfolgten und bekriegten: so überließen Sie den Occident der Macht eines furchtbaren Fein-

des, der Ihnen diese Beute ohne Zweifel würde entrissen haben, dann den Türken zu Hülfe gekommen sein, und Sie, in seinen und jener Länder eingeschlossen, unterdrückt, und die mit ihm verbundenen Türken befreiet haben. Es war daher nöthig, daß E. M. sie, als sie hinlänglich entkräftet und in die äußerste Noth gebracht waren, eine Zeit ihrer eignen Wuth überließen, und Ihre Waffen gegen ihren alten furchtbaren Feind wandten, durch dessen Bezwingung Sie sich den Orient und Occident unterwerfen werden. Diese Sorge rief Sie aus dem Laufe Ihrer Siege an den Rhein zurück, und vermochte Sie den vorigen Krieg wieder anzuregen, dessen Schuld Sie doch gänzlich auf die Franzosen geschoben haben. Den jetzigen Krieg hat Gott dadurch, daß er Carl II. aus dieser Welt rief, erweckt, damit E. M. Frankreichs gänzlichen Umsturz vollenden, und mit ungetheilter Kraft auf den Weg, wovon Sie ablenken, zurückkehren könnten; jetzt sind E. M. zurückgekehrt, bringen eifrig auf den Feind, gehen mit Riesenschritten vorwärts. Unter der Zeit, daß Sie Frankreich aufreiben, und allmählig umstürzen, kriegt Gott für Sie im Orient, und zerstört das Mohametanische Reich; E. K. M. betrachten, wozu er das übermüthige und wilde Volk gebracht hat: kaum vermag es sich zu rühren und zu stellen. So groß ist jetzt die Schwäche der Türken! so groß ihre Verblendung! Sie legen einander Faüstricke; sie sehen Ragotzky's Kühnheit, hören ihn sie um Beistand bitten; werden aufgemuntert durch Rath und Zuredungen von den Feinden E. K. M., und wagen es doch nicht den Rebellen Beistand zu leisten, noch diese Gelegenheit zur Rache und zum Ersatze des Schadens zu ergreifen. Sie werden eben so, wie sie angefangen haben, fortfahren, beständige Empörungen werden unter ihnen wüthen, innerliche Uneinigkeiten werden zunehmen, sie werden ihre Kaiser und Staaatsminister täglich verändern und absetzen, sich selbst aufzehren, in ihrer Trägheit und Dummheit bleiben, bis E. M. sie ihnen durch diesen Streich benehmen; und bald werden Sie das Volk kraftlos sehen, und ohne Mühe besiegen. Unter der Zeit hüten E. M. Sich, Ragotzky'n völlig zu Grunde richten, noch ein Bündniß mit ihm zu errichten; die Sache werde immer aufgeschoben; auch machen E. M. den Holländern und Engländern allerlei Aufenthalt und Hindernisse; sie haben viele und billige Ursachen den Brand in Ungarn zu löschen; hören E. M. alle Vorschläge, stellen Sich, als wenn Sie einen Vergleich wünschen, aber geben nie Ihre Einwilligung zu einem Frieden mit den Ungarn, wenn sie sich auch selbst ohne alle Bedingungen sollten ergeben wollen. Ew. K. M. Vortheil beruht darauf, daß die geschlagenen und geschwächten Türken, einen Eingang in dasselbe haben, wodurch sie auch wider Willen ins Feld zurückkehren können, und daß Sie selbst eine gerechte Ursache sie zu bekriegen haben, und alle Kräfte der Christen gegen sie wenden können, um sowohl diese immer mehr zusammenzuschmelzen, als jene gänzlich zu zerstören.

13.

Wenn E. M. mit Frankreich Frieden geschlossen, und in dem Vorwande eines Krieges gegen die Türken einen trefflichen und scheinbaren Grund der Beibehaltung oder Vermehrung der Armee gefunden haben: so greifen Sie zu der Zeit und unter den Umständen, welche ich angezeigt habe, die Ketzer

an; ihr Verderben ist ganz gewiß; wenigstens werden E. M. sie dahin bringen, daß sie alles nach Ihrem Gefallen eingehen, wenn sie nur einen Schein der Religionsfreiheit beibehalten können. Dann aber dürfen E. M. nicht zaudern; sondern müssen die Hand an die Ausführung der beiden Entwürfe legen, die Ihren Ruhm auf den höchsten Gipfel heben, und ihm unerschütterliche Festigkeit geben werden, nämlich der Abschaffung des Rechts und der Gewohnheit der Kaiserwahl, und der Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und Einkünfte. Ueber das erstere habe ich nur wenig zu sagen, da E. M. einen langen Commentar drüber haben schreiben lassen, worin alles das weitläufig enthalten ist, wodurch diese Ihrem Ruhm unentbehrliche Abschaffung zu Stande gebracht werden kann. Diesen Commentar haben E. M. selbst dem Durchlauchtigsten Römischen Könige in die Hände gegeben, ihm jeden Tag die vornehmsten Gründe der darin enthaltenen Vorschläge erklärt, und ihn überführt, wie nöthig es sei, ein solches Werk zu unternehmen, und wie leicht es auszuführen, in der Absicht, diese Ehre Ihrem Sohne vorzubehalten. Doch hofft mein Geist, daß E. M. zum Glück der Welt so lange von Gott werden erhalten werden, bis Sie Selbst dieses große Unternehmen anfangen und geendigt haben, ehe der König der Könige Sie aus der Hütte des Leibes, in das himmlische Reich, mit ihm zu herrschen ruft.

14.

Wenden E. M. nun Ihre Augen wieder auf Frankreich. Dieses hatte ehmals zwölf Pairs, alle mächtiger und seinen Königen weit furchtbarer als die Kurfürsten des Reichs, alle im Stande, ihnen im Kriege Widerstand thun. Nur ein Theil der Länder, welche einer von ihnen besaß, war die Grundlage und der Anfang des Oesterreichischen Hauses. Frankreich war in jenen alten Zeiten schwach, wenn man es mit den Oesterreichischen Erbländern, wie sie jetzt sind, vergleicht; doch hat es jene stolzen Nebenbuhler der Königlichen Würde gestürzt, und ihnen nur eine Theaterrolle gelassen, indem sie nur bei der Krönung des Königs ein eitles Gepränge machen, und den alten Triumph über jene Unterdrücker der Könige erneuern. Dieses Beispiel setzen E. M. Sich zur Nachahmung vor. Ew. M. Kräfte sind jetzt größer als damals Frankreichs Stärke war; Ihre Feinde schwächer als die, welche Frankreich überwand; der mächtigste unter allen, die stärkste Stütze der Kurfürstlichen Würde, der Bayer ist beinahe schon zu Boden geschlagen. Bedenken Sich E. M. daher nicht, der Uebrigen Macht zu untergraben, und so bald als möglich Hand an das Werk zu legen; bedenken Sie aber, daß es schwerer gewesen ist, die Wahl einzuschränken, und gewisse Formalitäten dabei einzuführen, als sie ganz aufzuheben, daß es mühseliger gewesen ist, das Wahlrecht allen Fürsten und Städten des ganzen Reichs zu nehmen, um es sieben allein zu geben, als es sieben zu entreißen, um es allen, dem Scheine nach, wieder zu geben.

15.

Carl IV., welcher die ehemals übliche Art zu wählen änderte und die Kurfürsten einsetzte, war in Ansehung der Macht mit E. M. nicht zu ver-

gleichen; alle Fürsten, alle Städte des Reichs, welche von ihm ihrer Gerechtsame beraubt wurden, waren ihm entgegen; nur die sieben Fürsten, welchen er jenes Recht bewilligte, waren seine Gehülfen. Ew. M. aber werden nur die Kurfürsten, von welchen einige theils schon gestürzt, theils entkräftet sind, gegen Sich haben; alle Völker, nach Neuerungen begierig, alle Fürsten, welche der Vorzug der Kurfürsten schon lange neidisch gemacht hat, werden auf Ihrer Seite sein. Die langjährige Erfahrung aller Zeiten, und E. M. eignen Lebens hat sie belehrt, daß es leichter ist, dem ganzen Reiche etwas entreißen als sieben oder acht Fürsten ein Recht, das sie als ein erbliches Eigenthum ansehen, zu nehmen. Ist das Recht zu stimmen allen Fürsten und Reichsstädten wiedergegeben, so wird es bald nur in einer Präsentation bestehen, wodurch die Kaiser den, welchen sie zum Nachfolger auserlesen haben, den Reichsständen vorschlagen, und die Wahl wird in Deutschland das werden, was in Rom ehmals die Annahme zum Gehülfen oder zum Sohn war. Zu dem erwünschten Ausgang dieser Veränderung ist Muth, der an der glücklichen Ausführung nicht zweifelt, und Unternehmung hinreichend. Nur angefangen und das Uebrige Ihrem Ruhm und Glücke, von deren Willkühr die Veranlassung und der Ausgang großer Begebenheiten abhängt, überlassen! So verkehrt sind die Menschen, daß Liebe zum Neuen, Ehrgeitz, Furcht, gedankenlose Betäubung und Sorglosigkeit die Unbedachtsamen dem, der diese Gemüthsbewegungen als Maschinen in Thätigkeit setzen und lenken kann, überliefern. Ew. M. werden Macht und Klugheit damit verbinden; bedenken Sie Sich daher nicht, jetzt gleich das Werk anzufangen. Könnte ich doch zum Lohn meiner Treue und Liebe zu Ew. M. die Hoffnung mit ins Grab nehmen, daß Sie diesen großen Entwurf nicht länger aufschieben werden!

Unser Finanzrecht.

(Fortsetzung.)

Die Maßregeln, welche zur Ausschließung der Gefahr eines budgetlosen Zustandes in Vorschlag kamen, waren verschieden. Die Zweite Kammer, welche die Streichung des Art. 109 beschlossen hatte, wollte nur eventuelle Fortdauer des alten Budgets auf die Zeit von vier Monaten. In der Ersten Kammer, wo auch der Finanzminister v. Rabe die Nothwendigkeit einer verfassungsmäßigen Vorsorge für den Fall betonte, daß vor Ablaufe des Jahres die Feststellung des Staatshaushaltes verhindert werden sollte, da ohne dies auch keine Gehalte rechtlich würden ausgezahlt werden können, wurde unter andern vom Grafen Alvensleben der Antrag gestellt, das alte

Ordinarium solle bis zu der nur durch Uebereinstimmung beider Kammern zu bewirkenden Abänderung bindende Kraft behalten. Man beschloß jedoch unter Wiederaufnahme des Art. 109 die eventuelle Fortdauer des alten Budgets für die Zeit von höchstens 12 Monaten, indem man sich der Hoffnung hingab, daß innerhalb dieser Frist stets ein neuer Staatshaushaltsetat würde vereinbart werden können. Da die Zweite Kammer bei ihren früheren Beschlüssen stehen blieb, so war eine Verständigung zwischen diesen beiden Körperschaften nicht zu erzielen. So mußte denn die Krone den Ausschlag geben, welche mittelst der Königlichen Botschaft vom 7. Januar 1850 die im Wesentlichen noch gegenwärtig gültigen Bestimmungen in Vorschlag brachte und dieselben nach erlangter Zustimmung der Kammern am 31. Januar 1850 definitiv publicirte. In den Motiven zu der Königlichen Botschaft wurde aber ausdrücklich hervorgehoben, daß eine nähere Feststellung der Befugnisse der Zweiten Kammer und der Garantieen, welcher das Land bedürfe, um den regelmäßigen Fortgang der Regierung gesichert zu sehen, erst später mit allseitigem Verständniß werde getroffen werden können, daß demnach eine weitere Entwickelung der Verfassung der Zukunft vorzubehalten und anzunehmen sei, daß inzwischen die Regierung durch den Patriotismus der Kammer vor dem Lande schädlichen Verlegenheiten bewahrt sein werde. Herr Reichensperger selbst macht darauf aufmerksam, wie danach die Motivirung der Königl. Botschaft ausdrücklich constatirt habe, „daß durch die ohne jede Prorogation des alten Budgets erfolgte Beibehaltung des Art. 99 der regelmäßige Fortgang der Regierung nicht gesichert sei, diese Sicherstellung vielmehr der Zukunft vorbehalten werden müsse."

Bei diesem allseitig als unvollständig anerkannten Rechtszustand ist es bis auf den heutigen Tag verblieben, obschon sich gleich für das Jahr 1851 die im Finanzrecht belassene Lücke praktisch fühlbar machte. Der Etat für das Jahr 1851 hatte nicht rechtzeitig festgestellt werden können. In Folge dessen wurde von dem Abgeordneten Simson der Antrag eingebracht, die Kammer möge die Nichtberechtigung der Regierung zu ferneren Ausgaben aussprechen. Nachdem aber der Finanzminister die Erklärung abgegeben hatte, daß dem Ministerium bei dem Mangel eines Finanzgesetzes nur übrig geblieben sei, auf alleinige Verantwortlichkeit diejenigen Anordnungen zu treffen, welche zur geregelten Fortführung der Staatsverwaltung erforderlich seien, und nachdem von dem Abgeordneten Grafen Arnim-Boitzenburg ausgeführt war, daß zwar die Minister nach Art. 99 nicht ermächtigt seien, die Ausgaben vom 1. Januar ab zu leisten, daß sie sich aber der höchsten Verantwortlichkeit ausgesetzt haben würden, wenn sie die Ausgaben nicht fortgeleistet hätten, ging die Kammer in Erwägung, daß durch die Erklärung des Ministeriums jede Besorgniß gegen eine die Rechte der Kammer beeinträchtigende Interpretation des Art. 99 der Verfassungs-Urkunde beseitigt, und demnach der Antrag des Abg. Simson und Genossen in seinem wesentlichen Zweck als erledigt zu betrachten sei, über den Simson'schen Antrag zur Tagesordnung über.

Im Jahre 1852 stellte Graf v. Alvensleben in der Ersten Kammer

den Antrag, zu dem Art. 99 den Zusatz aufzunehmen, daß zur Abänderung des ordentlichen Ausgabe-Etats die Uebereinstimmung der Staatsregierung und der beiden Kammern erforderlich sei, und die in demselben enthaltenen Ausgaben bis zu dieser Einigung fortgeleistet werden sollten. Er wies darauf hin, daß nach dem bestehenden Recht die Zweite Kammer formell berechtigt sei, die Staatsmaschine durch Herabsetzung der Gehalte oder des Soldes der Armee in Stillstand zu bringen, in welchem Falle die Regierung sich gezwungen sehen würde, zu Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, die außerhalb der Grenzen der Verfassung liegen und nur durch den Drang der Umstände gerechtfertigt sein würden. Dieser Antrag wurde, nachdem ihn auch die Regierung befürwortet hatte, von der Ersten Kammer angenommen, konnte jedoch bei dem Widerstande der Zweiten Kammer nicht zum Gesetz erhoben werden.

Auf die gleiche Weise sind auch spätere Versuche, die Verfassung zu ergänzen, gescheitert; jedoch beruhigte man sich bis zum Jahre 1862 thatsächlich bei der Praxis, wie sie für das neue Finanzjahr, für welches der Etat noch nicht vereinbart war, im Jahre 1851 durch den erwähnten Beschluß der Zweiten Kammer Genehmigung erhalten hatte.

So kann denn noch immer trotz des Art. 109, der mit der ausgesprochenen Absicht in die Verfassung aufgenommen ist, die Regierung sicher zu stellen gegen die Omnipotenz der Kammern, das Abgeordnetenhaus mit formeller Berechtigung, jede beliebige Ausgabe, mag ihre Nothwendigkeit auch noch so lange von allen Seiten anerkannt gewesen sein, einseitig im Budget streichen. Die nothwendige Folge ist, daß, wenn die beiden andern Faktoren einem solchen Beschlusse sich nicht unbedingt unterwerfen, vielmehr von ihrem durch den Wortlaut — Art. 62 — und den Geist der Verfassung gewährleisteten Recht des Widerspruchs Gebrauch machen, eine Verständigung über das Finanzgesetz nicht erzielt wird.

Dann fehlt es an jeder gesetzlichen Grundlage für die Fortführung der Staatsausgaben; die Lücke der Verfassung, welche für einen solchen Fall keinerlei Bestimmungen enthält, läßt dann über ihr Vorhandensein keinen Zweifel mehr aufkommen.

Aber, so wird man fragen, worin weicht denn der Verfasser der Denkschrift, aus welcher das Material für obige Darstellung entnommen ist, von dem Resultate derselben ab? Giebt Herr Reichensperger etwa ein durch unsere Verfassung sanctionirtes Mittel an, durch welches die Vereinbarung über das Budget mit Sicherheit herbeigeführt werden kann? —

Fast scheint es, als halte er den folgenden Hergang für den rechtlich gebotenen: Die Regierung hat sich den Streichungen des Abgeordnetenhauses unbedingt zu fügen, hat das Budget, wie es von dem Hause der Abgeordneten festgesetzt ist, zu dem seinigen zu machen, und das etwa widerstrebende Herrenhaus durch unbeschränkte Pairscreirung zur Fügsamkeit zu zwingen. Doch steht ihr, bevor sie sich den Beschlüssen der Abgeordneten unterwirft, das Recht zu, durch Auflösung der Kammer an das Volk zu appelliren.

Daß dieses Verfahren dem Princip absoluter Volkssouveränetät, wie es die heutige Demokratie vertritt, entsprechen würde, kann Niemand läugnen; daß es aber durch die Preußische Verfassung geboten sei, muß auf das Entschiedenste bestritten werden.

Was zunächst die Stellung der Regierung gegenüber dem Hause der Abgeordneten anbelangt, so liegt auf der Hand, daß ihr durch die Annahme jenes Satzes jede Selbständigkeit entzogen wäre, daß sie, im direktesten Widerspruche mit den Intentionen der bei der Entwerfung der Verfassung concurrirenden Gewalten, in ein absolutes Abhängigkeits-Verhältniß gegenüber der Majorität des Abgeordnetenhauses gebracht sein würde.

Freilich will der Verfasser eine Beschränkung der Kammer-Allmacht in sofern eintreten lassen, als er bei „bereits rechtlich begründeten Ausgabe-Verbindlichkeiten" die Abstriche der Abgeordneten für wirkungslos erklärt. An einer andern Stelle weist er auf den Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 Art. 2 hin, wonach Landstände dem Souverän „die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel" nicht verweigern dürfen.

Wer aber soll denn zum entscheidenden Richter darüber gemacht werden, was zur Führung einer der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlich sei? Müßte sich die Regierung fügen, wenn im Abgeordnetenhause die Ansicht die Majorität gewönne, daß eine Armee von 100,000 Mann für den Preußischen Staat mehr als genüge? Von bereits rechtlich begründeten Ausgabe-Verbindlichkeiten würde den neu auszuhebenden Rekruten gegenüber keine Rede sein. Oder dürfen die Kammern — da allgemeine Dienstpflicht in Preußen durch die Landesverfassung angeordnet ist — die zur Durchführung dieses Grundsatzes erforderlichen Mittel nicht versagen?

Und wenn nun die Abgeordneten die von Herrn Reichensperger anerkannten Grenzen ihrer Machtvollkommenheit nicht respectiren, wenn sie sich auf den Wortlaut der Verfassung, die von jenen Schranken nichts weiß, berufen und, um der Regierung ihre Fortexistenz unmöglich zu machen, nothwendige Ausgaben nicht bewilligen, — ist auch dann noch das Zustandekommen des Finanzgesetzes gesichert?

Und wie verhält es sich mit der Stellung des Herrenhauses? Es mag zugegeben werden, daß die Regierung in Fällen, in denen sie eine von ihr und dem Abgeordnetenhause gebilligte Maßregel wegen des hartnäckigen Widerstandes des Herrenhauses nicht durchzusetzen vermag, thatsächlich zu einer Pairscreirung ihre Zuflucht nehmen wird, wenn wir auch nicht mit Herrn Reichensperger die Berufung auf ein „gemeingültiges Verständniß des constitutionellen Staatsrechts in Europa" als bindend für den Preußischen Staat anzuerkennen vermögen. Offenbar aber wird die Maßregel widersinnig, wenn, wie in dem Falle, der Veranlassung zum Ausbruch des Conflictes gegeben hat, die Regierung mit dem Herrenhause übereinstimmt, wenn sie mit diesem der Ueberzeugung ist, daß die von dem Abgeordnetenhause genehmigten Ausgaben nicht ausreichen, um das Staatswesen in genügender Weise vor Schaden zu wahren. Sollte Herr Reichensperger, ganz ab-

gesehen von der unwürdigen Stellung, welche er durch die Befürwortung einer schrankenlosen Pairscreirung dem Herrenhause anweisen würde, ernstlich der Ansicht sein, daß die Regierung zu Hunderten Pairs hätte ernennen sollen, um einen von ihr selbst als verderblich bezeichneten Beschluß Gesetzeskraft zu verschaffen? —

Hierbei mag noch darauf hingewiesen werden, wie zur Zeit der Verfassungsrevision eine Erste Kammer bestand, die gleichfalls aus Wahlen hervorging, somit also der direkten Beeinflussung durch die Regierung entrückt war. Es ergiebt sich daraus von selbst, daß unmöglich die verfassungsmäßige Ausgleichung einer Differenz zwischen den beiden Häusern in einer Umgestaltung des Einen durch unmittelbares Eingreifen der Krone gesucht werden kann.

Zur Zeit, als zum ersten Mal das vom Abgeordnetenhaus rücksichtslos verstümmelte Budget die Genehmigung des Herrenhauses nicht zu erlangen vermochte, ist von manchen Seiten die Behauptung aufgestellt worden, das Herrenhaus dürfe von dem ihm in Art. 62 der Verfassung zugesicherten Recht, das Budget im Ganzen zu verwerfen, nur dann Gebrauch machen, wenn das Abgeordnetenhaus zu viel, nicht aber wenn es zu wenig bewilligt habe. In ähnlicher Weise scheint auch Herr Reichensperger das Herrenhaus einer Ueberschreitung seiner Machtvollkommenheit anklagen zu wollen, indem er in seiner Denkschrift die Behauptung aufstellt, daß eine Verwerfung des Budgets seitens der Ersten Kammer im Interesse der Regierung und mit deren Zustimmung bisher in der Theorie und Praxis nur dann als denkbar angenommen sei, wenn nach der betreffenden Verfassungsurkunde beim Nichtzustandekommen eines Staatshaushaltsgesetzes das zuletzt zu Recht bestandene dauernd oder mindestens auf einen bestimmten Zeitraum in Kraft bleibe.

Bekanntlich lautet nun aber Absatz 3 des Art. 62:

> Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst der zweiten Kammer vorgelegt; letztere werden von der ersten Kammer im Ganzen angenommen oder abgelehnt.

Wahrlich der Respect vor dem „gemeingültigen Verständniß des constitutionellen Staatsrechts in Europa“ muß in hohem Grade die Fähigkeit unbefangener Gesetzesauslegung getrübt, und den selbstverständlichen Satz, daß das preußische Staatsrecht der preußischen Verfassung zu entnehmen sei, verdunkelt haben, wenn einem unzweideutigen Wortlaut des Gesetzes gegenüber der Versuch gemacht wird, den Einfluß des Herrenhauses auf die Feststellung des Budgets thatsächlich vollkommen zu beseitigen!

Wollte man aber selbst einer derartigen Interpretation des Art. 62 das Wort reden, so würde, wenn dennoch das Herrenhaus einem verstümmelten Etat seine Genehmigung versagte, diesem damit nur die Verantwortlichkeit für den budgetlosen Zustand zugewälzt werden. Es würde noch immer der Weg nicht gefunden sein, wie die zur Herstellung des Finanzgesetzes erforderliche Uebereinstimmung der drei Factoren herbeigeführt werden solle.

Die Möglichkeit, daß eine gesetzliche Grundlage für die Ausgaben des Staates nicht gewonnen werde, bleibt also auch für denjenigen, der sich rück-

haltlos auf den Standpunkt des Herrn Reichensperger stellt. Dieser findet sich deshalb auch selbst veranlaßt, auf die Folgen einzugehen, welche in solchem Falle eintreten müssen. Er selbst schließt nicht aus dem Mangel eines Etatsgesetzes auf die Nothwendigkeit, daß alle Ausgaben für den Staat sistirt würden. „Denn eine solche Sistirung würde nicht blos einen Rechts- und Vertragsbruch gegenüber den dem Staate obliegenden Verbindlichkeiten constituiren, sondern würde mit den Lebensfunctionen auch das Leben des Staates in Frage stellen, wozu Niemand, weder eine, noch zwei, noch alle drei Staatsgewalten berechtigt sind, weil alle diese Gewalten eben nur Rechte im Staat und durch den Staat, nicht über demselben und seine Existenz hinaus haben, weil der Staat das absolute Rechtssubject ist, das nicht in Frage gestellt werden kann." Und weiter: „Die Regierung hat nicht das Recht, irgend welche Ausgabe zu leisten, sie hat nur Pflichten hinsichtlich der von ihr anzuordnenden Ausgaben und Leistungen. Sie hat, so lange sie im Amte bleibt, die Pflicht, das Staatswesen aufrecht zu halten und vor Schaden wahren; sie hat zugleich die mit der vollen Verantwortung verbundene Pflicht, keine Ausgabe anzuweisen, welche nicht eventuell der gerichtlichen Anerkennung ihrer Nothwendigkeit sicher ist; sie hat endlich die Pflicht, kein verfassungsmäßiges Mittel unbenutzt zu lassen, welches geeignet ist, den vorhandenen, verfassungswidrigen Stand der Dinge zur Lösung zu bringen." .... „Die Königliche Staatsregierung hat die Pflicht, die Existenz des Staates sicher zu stellen, also die Kassen nicht zu schließen, vielmehr die zu jener Sicherstellung der Staatsexistenz absolut nothwendigen, sowie die im positiven Rechte begründeten Ausgaben auf ihre persönliche Verantwortlichkeit zu leisten."

Dennoch fühlt sich Herr Reichensperger gedrungen, Einsprache zu erheben gegen die Erklärungen, welche der Minister-Präsident Graf Bismarck in den Sitzungen der Budget-Commission vom 29. und 30. September 1862 und in der Adreßdebatte am 27. Januar 1863 abgegeben hat, und glaubt in seiner Darstellung der geschichtlichen Entwickelung unseres Verfassungsrechtes die umfassendste sachliche Widerlegung derselben geliefert zu haben.

Man wird nach obigen Ausführungen gespannt sein, auf die Aeußerungen des Grafen Bismarck, um aus ihnen den Unterschied zwischen seinen Anschauungen und denen des Hrn. Reichensperger kennen zu lernen. In der Budgetcommission führte Graf Bismarck aus, daß das Abgeordnetenhaus kein ausschließliches Steuer- und Ausgabe-Bewilligungsrecht habe, daß deshalb die einseitige Streichung einer Ausgabe durch dasselbe die Regierung noch nicht definitiv binde, da vielmehr, wenn ein Budgetgesetz nicht zu Stande komme, ein Nothrecht der Staatsregierung zur Weiterführung der Verwaltung eintrete. Bei der Adreßdebatte aber hob er hervor, daß die Verfassung das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Factoren auch in der Budgetgesetzgebung anerkenne und keine Bestimmung darüber enthalte, welcher von ihnen, wenn eine zur Feststellung des Finanzgesetzes erforderliche Uebereinstimmung nicht stattfinde, zum Nachgeben verpflichtet sei. Schon bei der Verfassungsrevision sei darauf hingewiesen, daß in dieser Beziehung die Ver-

fassung eine Lücke habe, die man damals durch verschiedene Theorien auszufüllen bemüht gewesen sei. Er, Redner, wolle diese Theorien nicht weiter verfolgen; es reiche für ihn die Nothwendigkeit hin, daß der Staat existire, und daß er es nicht darauf ankommen lasse, was daraus werde, wenn man die Kassen schließe.

Wir setzen voraus, daß mancher Leser ebenso erstaunt, wie wir bei dem Lesen jenes Berichtes es waren, nach der Differenz zwischen Hrn. Reichensperger und dem Grafen Bismarck fragen wird. Wohlgemerkt, Graf Bismarck hat weder die von ihm als Abgeordneten vertretene Theorie von der Fortdauer des alten Budgets, noch die Lehre, daß bei dem Mangel eines Etatsgesetzes die Machtvollkommenheit eines absoluten Regiments wiedereinzutreten habe, als richtig anerkannt. Er hat sich ausschließlich auf ein Nothrecht des Staates berufen, das selbstverständlich nur da zur Geltung kommt, wo das formelle Recht nicht ausreicht. Wo ist da noch ein principieller Widerspruch zwischen seiner und der Theorie des Herrn Reichensperger zu ermitteln. Wenn dieser gegen die Annahme einer Lücke in der Verfassung polemisirt, so scheint uns diesem Widerspruch kaum noch die Bedeutung eines Wortstreites zuzukommen. Besagt doch die Theorie von der Lücke nichts weiter, als daß die Verfassung, welche als gesetzliche Grundlage für die Staatsausgaben ein Budget voraussetzt, keine Bestimmungen für den Fall enthält, daß das Budget nicht vereinbart sein sollte. Selbstverständlich ist deshalb die von Herrn Reichensperger aufgeworfene Frage, ob man auch dann noch eine Lücke behaupten würde, wenn die Prorogation des alten Budgets auf irgend einen Zeitraum ausdrücklich in der Verfassung verneint wäre, mit ja zu beantworten.

Wenn Herr Reichensperger auszuführen versucht, daß bei dem Nichtzustandekommen des Staatshaushaltsgesetzes eben so wenig eine verfassungsmäßige Lücke bestehe, wie wenn ein Anlehens-Antrag abgelehnt worden sei, oder irgend ein anderer Gesetz-Entwurf die Zustimmung beider Häuser nicht erlangt habe, so beruht seine Argumentation auf einer kaum begreiflichen Ignorirung des Umstandes, daß der Staat zwar wohl ohne ein neues Ansehen oder eine neue Gesetzesbestimmung, nicht aber ohne Ausgaben bestehen kann, so daß bei dem Mangel einer gesetzlichen Norm für dieselben eine sehr fühlbare Lücke auf der Hand liegt.

Daß die offene, freimüthige Anerkennung der thatsächlichen Mangelhaftigkeit unseres Finanzrechtes die Verantwortlichkeit der Minister nicht aufhebt, wenn diese bei dem Mangel eines vereinbarten Budgetgesetzes die zur Fortführung der Staatsverwaltung nothwendigen Ausgaben veranlassen, bedarf so wenig einer Auseinandersetzung, daß wir diesen Punkt gar nicht erwähnen würden, wenn nicht Herr Reichensperger in seiner Denkschrift dies in auffallender Weise verkannt hätte. Während er mit Befriedigung Aussprüche anderer Minister hervorhebt, welche den Mangel einer gesetzlichen Grundlage für die gemachten Ausgaben und die daraus sich ergebende Verantwortlichkeit der Regierung ausdrücklich betonen, will er einen schroffen Gegensatz zu dieser Auffassungsweise in den oben mitgetheilten Erklärungen des Grafen Bismarck

erblicken. Den Beweis eines solchen zu erlangen, ist Herrn Reichensperger freilich nicht gelungen. Wer mit ihm den Aussprüchen des Finanzministers sowie des Ministers des Innern principiell zuzustimmen vermag, kann in den Reden des Ministerpräsidenten keine Veranlassung finden, eine Verkennung der verfassungsmäßigen Rechte der Landesvertretung seitens der Regierung zu befürchten, und nichts hindert ihn, als offener Vertheidiger des von der Regierung eingenommenen Standpunktes aufzutreten.

Doch man wird einwenden, daß das Gesammtministerium die Consequenzen des von ihm anerkannten Princips thatsächlich nicht gezogen habe, indem Ausgaben trotz der verweigerten nachträglichen Genehmigung der Kammern auch ferner geleistet seien. Zur Würdigung dieses Einwandes muß die Frage beantwortet werden, wie weit bei dem Mangel eines Budgets die Pflicht der Regierung reicht, auf eigene Verantwortung hin die Mittel des Staats zu verausgaben. Es ist dabei zuvörderst die Rechtsfrage ganz in abstracto zu entscheiden, da eine voreilige Herbeiziehung der in Preußen gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse wegen der thatsächlichen Verwickelung der auf die Armee-Reorganisation bezüglichen Umstände nur zur Verdunkelung des Rechts führen könnte.

(Fortsetzung folgt).

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

(Schluß.)

Bei der declarirenden Geltendmachung des von uns geforderten Herrscherwillens ist mit **möglichster Gerechtigkeit** zu verfahren, aber die Gerechtigkeit selbst ist nicht der absolute Zweck, für den eingeschritten wird.

Mit möglichster Gerechtigkeit sagten wir, und der erste Artikel hat schon den Grundsatz ausgesprochen, nach welchem der deklarirende Herrscherwille zu verfahren hat. — Beschränkung auf das nach dem Königthums-Begriff Selbstverständliche; keine Veränderung, möglichst nichts Neues; Erhebung nur des Alt-Bestehenden in die Klarheit; das Recht der Kammern ist nur auszugleichen nach dem schon bestehenden Rechte des Imperiums, und das Recht des Imperiums ebenso auszugleichen nach dem schon bestehenden Rechte der Häuser; festes Maaß, an welchem beiderlei Rechte verglichen werden, liefert der Königthums-Begriff, also die Grenzlinie, welche das monarchische Princip vom republicanischen, näher von dessen Species, vom Princip der parlamentarischen Regierung scheidet. Als secundäres Maaß gilt der bisherige statutarische Wortlaut der Verfassung. Endlich auch hier keine Codification, nur Deklaration derjenigen Punkte, an denen die Republik schon brannte. —

Dies der Grundsatz: mit möglichster Gerechtigkeit! wohl zu unterscheiden davon, daß die Gerechtigkeit selbst das Ziel sei.

Die Gerechtigkeit hat ihr Theil dahin, wenn sie vollstreckt ist; sie bezielt nicht weitere Erfolge; hier aber ist der weitere Erfolg bezielt, daß eine Person (das Königthum) Gesundheit gewinne und Leben für die Actionen des Lebens. Nun mag es befremden, daß unser erster Artikel sich so gar nicht in's Imperium zu stellen, gegentheilig dasselbe so sehr abzuwehren schien, daß der König nur als amtlicher Vollstrecker auftrat von wem?? — von einem Begriff, Vollstrecker des Königthum-Begriffs!

Aber gleich der erste Artikel sagte, daß dies nicht das Princip, sondern die Gunst der Lage sei. — Damit hatten wir dort nur schlagend bezeichnen wollen die Differenz, die ungeheuere, zwischen dem, ob ein Dynast als Mensch sich in die Omnipotenz stellt, und dem, ob ein Fürst als Staat diese Omnipotenz betritt; der ungeheuere Unterschied: ob dem Volke verständlich ist, daß nicht dieser Mensch, der just König ist, sondern dieser König, welcher der Staat ist, spricht! — —

Es ist die Gunst der Lage, daß der Verräther nackt da steht als der Begriff der Republik, so daß die Action des Königs — man verzeihe mir den Ausdruck — im Bewußtsein des Volkes nur zur verfluchten Pflicht und Schuldigkeit des Königs wird. Diese Selbstverständlichkeit ist die Gunst der Lage. — —

Hiermit schließen wir einen Aufsatz, welcher — da der Ausweg der Gewinnung eines conservativen Hauses durch Neuwahl, Dank unserem Wahlgesetz, eine Unmöglichkeit ist — nach unserer langjährigen Ueberzeugung das einzige Mittel angiebt, durch welches unsere innerstaatsrechtliche Lage wieder gesunden kann. Aber dieses Mittel und was es bedeutet, entnimmt seine Wahrheit nicht blos aus der Zweckdienlichkeit, vielmehr ist es mit den Zusammenhängen, in denen ich es darreichte, eine ewige Wahrheit in sich, und würde deshalb seine und seiner Zusammenhänge siegreiche Durchführung überhaupt den Abschluß der subversiven (falsch-)constitutionellen Bewegung in Deutschland und weiter hinaus bedeuten, würde bedeuten den Sieg des ächten, im Gesetz und durch Aufnahme des Volks eingeschränkten, dennoch aber freien, selbständigen Königthums, des Schirmherren aller Unterdrückten und Minoritäten und Klassen gegen Vergewaltigung aller bloßen Uebermacht.

Hätte Graf Bismark, statt dieses zersprengbaren Conglomerats, das sie ist, eine homogene conservative Partei von diesen unseren Anschauungen vorgefunden gehabt, er würde sich in sie, als in eine Macht haben stellen können, und hätte, da er Liberalismus und falschen Constitutionalismus selbstredend nicht gebrauchen kann, sich nicht ledig in den älteren Pragmatismus zu stellen brauchen.

Unseres Berufes kann also heute nur sein, Beitrag zu liefern zur Heranbildung homogener Ueberzeugungen in der conservativen Partei, auf daß ein dereinstiger Minister sich in sie als in eine Macht stellen könne.

Es hat sich die Situation so schwunghaft schnell umgestaltet, daß ich füglich noch einige Worte hinzuzufügen habe über das Verhältniß meines Aufsatzes zum Moment.

Nie kann eine conservative Kammer aus unserem Wahlgesetz hervorgehen, wohl aber aus einem etwaigen Eindrucke, unter welchem gewählt wird. Wie dieser nicht vorher gewußt werden kann, so konnte ich ihn bei Lösung der innerstaatsrechtlichen Kalamität nicht mitberechnen. — Der Eindruck, unter dem jetzt gewählt wird kann besten Falls eine Kammer von Anti-Oesterreichern und von solchen ergeben, welche gesonnen sind, sich in das Bismarck'sche Genie getrost einzuschiffen, eine Kammer, die ad hoc gute Dienste leistet, nicht aber eine conservative Kammer im Sinne jenes Conservatismus, wie er bisher bestand, noch viel weniger im Sinne meiner Aufsätze, welche fast nirgends von „der Idee Stahl" differiren.

Es ist ersichtlich, daß ich im entschiedenen Gegensatz zum Pragmatismus, zu diesem System stehe, welches Zweck und Mittel nicht erst aus göttlichem Willen entnimmt und der Idee dienstbar macht, sondern welches die Ziele sich willkürlich im Umkreis der Bedürfnisse steckt und mit kluger Berechnung der Mittel für sie operirt. Indem ich aber den Grafen Bismark für seinen Pragmatismus entschuldige mit der Beschaffenheit der conservativen Partei, diese aber nicht entschuldigen kann für ihren Conglomerat-Zustand, so richtet sich langjährig und jetzt verstärkt in dieser unserer Lage mein Grimm gegen die eigene Partei selbst. Mit dem Herrn Rundschauer gemeinsam hege ich seinen Grimm nicht blos völlig, sondern auch noch den Grimm gegen ihn selbst dazu.

Aber, wahrlich, nicht jetzt ist es Zeit, irgend welchem Zorn nachzugeben, weder dem gegen den Grafen, noch dem, der bei uns untereinander tobt.

Den Fehlgriff des Herrn Rundschauers habe ich bedauert. Jetzt gerade werden die höchsten Pflichten der Selbstüberwindung von uns gefordert. Der König hat die Führung; wie Ein Mann versammeln wir uns um ihn; die Noth hat ihre schwarze Fahne aufgesteckt! Nie Felonie; jetzt ist sie unmöglich! — Ich selbst bitte, mich nicht zu wählen, denn ich habe keine Ader vom Grafen Bismarck; aber ich wähle nur solchen, der in den Adern des Grafen pulsirt. — Ich habe in den Reihen der Conservativen auch nicht Einen gefunden, der so sehr kein Fünkchen von seinen Principien aufgiebt, als ich; aber „in meinem Duell" habe ich nachgewiesen, was das geschichtliche Handeln zu bedeuten hat. Ich verkünde die richtige Lehre, das ewig Gültige in diesen Aufsätzen, meine Action aber ist geschichtlich.

Schon sagte ich, daß wir besten Falls nur Bismarckianer, unter dem heutigen Eindrucke erreichen können.

Ich wähle pro patria besten Falls, nachdem ich öffentlich vorher verkündigt habe, daß dieses „besten Falls" nicht entfernt mein bester Fall ist. So gehöre ich der Noth der Gegenwart an, und bereite gleichzeitig die bessere Zukunft vor.

Ich fordere Alles auf zur Nachfolge! Es muß die feurigste, lebhafteste Hingabe laut werden für des Königs Programm.

So wird es sittlich gut sein und auch — — klug! Der Graf Bismarck hat den Kampf nach Innen aufgenommen und gleichzeitig nach Außen. O, o, o! — —

Aber jetzt kein Wort der Kritik; nur jetzt nicht!

„Wächst ihm ein Saatfeld in der flachen Hand?"

Wo findet er die Extra-Unterstützung, deren er bedarf?

Möchte die Hingabe der Conservativen so laut werden im Lande, daß das Volk durch sie electrisirt werden möchte! Versteht man mich nicht? — Ich spreche jetzt lügnerisch als Liberaler: „wer hat das Königthum Preußen 1813—15 gerettet? war es nicht das liberale Volk, das für eine freie Verfassung kämpfte?"

— Hat man etwa den von der alleräußersten Linken, den Ziegler in Breslau nicht verstanden gehabt?

Ich spreche jetzt wieder lügnerisch: „Dieselben, die von 1813—15 für eine freie Verfassung kämpften, streiten heute dafür: sie werden auch heute sich nochmals erheben, um das Königthum zu erretten, und diesmal muß es dankbar sein!"

Die perfidesten und klügsten Liberalisten werden den mehr nur Halben bald den Sieg abgewinnen, und dann wird der Liberalist nicht agitiren als Friedenskrämer, sondern als kriegerischer Königs-Erretter und Geld-Bewilliger. — Aber dem Grafen, wenn die Conservativen unbeweglich verharren, oder opponiren:

„wächst ihm ein Saatfeld in der flachen Hand?"

Wird der Pragmatiker im Umkreis der Bedürfnisse sich nicht Ziele stecken müssen, wird er im drängenden Momente die Hülfe nicht nehmen, wo er sie findet, ja, wo sie sich ihm erbietet?

Möchte der Conservative, das Volk electrisirend, dem Grafen Bismarck bald zeigen, daß er es ist „der Hülfe bietet, daß er den Groll zu verstunden weiß."

Denn bleibt auch nur so viel Boden für den Liberalisten, daß er jene lügnerische Phrase darauf ansäen kann, dann dürfte das Königthum wirklich am Ende sein und im Parlamentarismus ersterben! —

Wie es sich aber wende (unberechenbare Kriegserfolge außer Ansatz gelassen), immer wird jetzt Folge sein, daß „der liberale Gedanke" wieder an Chancen gewinnt; er wird neu urgirt, neu bekämpft werden, und da wird es für das conservative Lager das Wichtigste sein, einen treuen Eckart zur Seite zu haben, der dem Berechtigten an diesem Gedanken beifällt, das Unberechtigte an ihm weit zurückweiset. Diese Aufsätze leisten Eckart-Dienste.

Ilsenburg, den 17. Mai 1866. Herrmann v. Gauvain.

Carl.

(Schluß.)

XX.

Carl hatte in seinem Bibliothekzimmer ein feines Mahl für den Abendbesuch seiner Freunde vorrichten lassen; er empfing dieselben auf herzgewinnende Art. — Wie überhaupt so auch im Benehmen war er allein sich wesentlich gleich geblieben; mit der Freiheit des höheren Menschen bewegte er sich unabhängig in den hergebrachten Formen, die er je nach dem Ermessen des Augenblicks annahm oder überschritt. Die Repräsentation seiner drei Freunde, einigermaßen durch ihre Berufsthätigkeit charakterisirt, nahm auf Kosten des rein Menschlichen mehr historische Farbe an. Selbst jetzt vermochte anfänglich der Professor einen gewissen Cathederernst, der Dichter eine nonchalente Chevallerie, der Legationsrath die feierliche Beamtenmiene nicht ganz zu verleugnen. Es war ihnen sogar bequem, ihre bürgerlichen Rollen nicht aufzugeben, weil seit ihrer letzten gemeinsamen Zusammenkunft so Vieles sich ereignet hatte, dessen ausdrückliches Gedächtniß nicht ohne Selbstverleugnung möglich war. Kaum aber, daß sie um den Tisch sich niedergelassen, begann Carl mit Jovialität, doch in einem Tone, der nicht minder weh als freudig klang: Es geschahe vor geraumer Zeit, daß unter glücklichen Auspicien vier junge Männer über ihr Lebensziel und über die Art, dasselbe zu erreichen, sich wie es recht mit Liebe, Feuer und Geist unterredeten. Dieselben Vier haben sich nach Jahren eines unausgesetzten Ringens und Treibens wiederversammelt und mögen einander frei Rechenschaft ablegen von dem, was sie erreicht und wie sie das erreicht. Ach diese Menschen haben viel gestrebt, geirrt und viel erduldet und erlebt. Voll Ahnung, ganz Wunsch und Glück, fröhlichen, überschwenglichen Blicks, trotzender Gestalt traten sie das Leben an; nun sehen sie einander wieder festen Auges, ruhiger Haltung, leidenschafts-durchstürmten Antlitzes, aber mit klarem Selbstbewußtsein und bescheidener Resignation. Eins blieb ihnen, die Jugend ihrer Herzen, ihr gegenseitiges Vertrauen, ihr Herzensbund. — Der Freundschaft, die uns trägt, weitet, kräftigt, hebt — unserer Freundschaft ein Lebehoch!

Durch diesen Zuruf war die Schranke gestürzt, der Ton der Gemeinschaft angeschlagen, das Wort freigegeben. — Das Erwägen und Vergleichen von Jetzt, Sonst und Dereinst hat etwas sonderbar Ergreifendes, sagte Friedrich. Doch kann ich denen nicht zustimmen, die jede spätere Lebensperiode gegen die frühere an Fülle, Freiheit und Wohlsein verarmt wähnen oder das Glück der Hoffnung weit über den Besitz der Stunde stellen. Den „gegenwärtigen" Gott behauptet das Christenthum: heut', heute! ist sein Schlagwort, Christus heute, gestern und in Ewigkeit. Die Liebe ist unsterblich, des idealen Schimmers sind Erinnerung und Hoffnung entkleidet,

die wirkliche Existenz schließt den Himmel ein. Nicht in die Zeit fällt die Geburt des Christen, er kann nicht altern; alle Epochen seines Lebens sind des Geistes voll, er ist frei.

Ja, frei, erwiederte Sebaldus. Unter dem eisernen, hart zur Einheit zwingenden Scepter des Gesetzes liegen Vernunft und Sinnlichkeit, Wille und Trieb, Gut und Bös im nie innerlich versöhnten Kampfe; die Vereinigung der ursprünglich Einsgewesenen kann nur in einem neuen Dritten geschehen, das von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt. In diesem Dritten ist Freiheit, in Christus ist Gebot und Neigung eins, ist Wahrheit Leben.

Mir däucht und ahnet, nahm Wolfgang Friedrich's Wort wieder auf, daß der Christ wie überall, so auch darin im Gegensatze mit dem Naturmenschen webt und lebt, daß je mit seinem Altern und Zureifen zum Tode die himmlische Berauschung in Kraft und Liebe steigt und zunimmt! im Tode dann wächst er mit allen befriedigten, ahnenden Kräften in das selige Geheimniß hinein.

Mit etwas andern Worten, sagte Carl, dadurch daß im Christenthum der Geist seine Welt gefunden, können die Menschen Götter werden, kann Poesie und Philosophie in eins aufgehen. Dies Ineins sei verneint nicht die zur Entwickelung nothwendige historische Trennung, aber es soll bezeugt werden durch Wort und Schrift, damit sich der Mensch nicht in das Einseitige und um deßhalb immer leer Formale verliere. Meine Freunde, ihr wißt, daß ich von meinem Genius getrieben, dies prophetische Zeugniß mit allen Mitteln, die mir je und je zu Gebote sind, darlege und bekräftige. Meine Stellung zu Literatur und Leben, wie sie nun sind, erscheint um deßhalb eben so fremdartig als wohlberechtigt. Meine Schriften behaupten die Persönlichkeit, die Wirklichkeit der Wahrheit, das leibhaft Unschöne, die sitliche Würde im christlichen Geist. Die Anschauung des Vollendeten schließt nicht die Unfähigkeit ein, es sei denn, daß sie einseitig sich feststellen wolle und dadurch in Quietismus und Schwärmerei ausartet. Freilich will der Geist rein vernommen sein, und in den Momenten höchster Weihe und Seligkeit hat der Mensch nichts zu thun und zu schaffen; aber aus diesen Momenten nährt und beschwingt sich nur das Treiben und Dringen des Menschengeistes, in allen Vermittelungen heim zu werden, den Reichthum des Lebens zu erfahren und zu bilden. So darf ich auch mich als einen Menschen der That und des Lebens geben. Sogar einen eigenen Heerd gedenk' ich mir zu bauen. Seid zu dem schönsten Feste meines Lebens eingeladen, in kurzem werde ich mich vermählen.

Die Freunde begrüßten herzlich, ja begeistert das Ereigniß. Carl fuhr in seinem Bekenntniß fort: Mich darf nicht jene dunkle Leidenschaft der Liebe verblenden, die das Herz in dem tiefsten Verständniß des Lebens traumgewaltig aufschließend uns mit dem Versprechen eines vollendeten Wesens täuscht, wofern sie nicht recht verstanden wird und empfunden, jene Leidenschaft, die vorüberrauscht, die uns aus einer Scheinbefriedigung, aus dem überschwenglichen Leben der Gattung alsbald in das Gefühl des ganz einzelnen, abgerissenen, vergänglichen Daseins

zurück fallen läßt, wofern sie der Geist nicht verherrlicht — sie darf mich nicht sklaven und vernichtigen. Ich erwarte nicht von dem ird'schen Besitz eine Befriedigung; nach der ewigen Gestalt und Schöne meiner Geliebten zieht es mich, so bin ich wiedergeliebt, unser Verein hat die Gewähr dauernden Glücks und die Verheißung völligen Genügens. — Freunde, in meiner rückhaltlosen Aussprache selbst über dies Mysterion erkennt mein großes, heiliges Vertrauen zu euch, das ich um alles erwiedert wünschte. — Absichtlich brach Carl hier ab, und fragte Wolfgang und Sebaldus, ob sie seine Gäste sein würden. Sebaldus antwortete in seiner kernigen Weise: Ich komme gewiß, mein Freund, ich gedenke dir des Nächsten den heiligen Pas nachzuthun. — Daß mein Affect für das wilde, tiefe und seltene Kind mir mehr Leid und Lust eingetragen, als die angestrengteste Phantasie nachzubilden vermag, bekenn' ich. Der gemeine Kopf begreift das nicht; ihr aber hoff' ich versteht euch auf Höhe und Tiefe, von welcher die Schrift redet. Mich fiel jene bis dahin gänzlich verleugnete dämonische Macht wüthend genug an; darüber empörte sich meine Lichtphilosophie. Das Dilemma war hart und freilich unerträglich. Im Geiste gottgewillt, in Herz und Trieb gottempört, mußte auch ich an dem Dualismus scheitern, den die exclusive Vernunftphilosophie von den Alten herauf bis jetzt nicht hat überwinden können. In allen seinen prachtvollen Formen trotzt er unbesieglich den im Uebrigen wackern Waffen des Menschengeistes; es ist ihm mit unserer Kraft nicht beizukommen, der Monismus bleibt ein pium desiderium. Denn daß der Pantheismus sollte die Brücke über die Kluft von Geist und Materie gefunden haben, daß er die Jacobsleiter zwischen Himmel und Erde aufgerichtet, beruht auf einer grausamen Illusion; der Begriff ist nie die Sache, Alles ist immer Nichts, wie das Scheinwesen der Objecte und Existenzen genugsam darthut; hier giebt es keinen Inhalt. Die Philosophie an sich geht folgerecht wie ihr Gegenstand die Welt in den Nihilismus aus, Geist und Natur sind an sich wesentlich atheistisch, Lüge, Verzweiflung und Tod ist das Geschick Aller. Grundphilosophisch, philosophisch im prägnanten Sinne ist nur diese Ansicht der Dinge. Mein Fulcrum Philosophie zerbrach mir in der Faust, ich stürzte wie weiland die Titanen häuptlings in den Abgrund. Lieben Freunde, es wäre mir eine große Genugthuung gewesen, wenn ich von Anfang mit innerer Entschiedenheit, nicht nur logisch, mich fragend und forschend dem Vereiniger angeschlossen haben sollte; mein Geist und mein ganzes Leben hätte von vorn herein sich richtig bestimmt und gestimmt — es ist meinerseits des Irrens und Fehlens fast zu viel geworden. Doch vorwärts sei gelebt. Ich sage, die christliche Wahrheit allein individualisirt, sie nur; alles Forschen außer ihr, an sich auf das Nichts gestellt, hat nur propädeutischen Werth in Beziehung auf sie, der corporirte Logos ist der Quell- und Strebepunkt wahrer absoluter Philosophie. — Von diesem Stirnsatz in meiner Sphäre den Nachweis gegeben zu haben brennt mein Geist. Versehet euch einer guten Zukunft zu mir. Auch dessen versehet euch, meine Freunde, daß ich im Bunde mit jenem lieben, eigentlich sehr ernsten Geschöpfchen werde geistwürdig leben.

Obschon ich, theurer Sebaldus, begann Friedrich, immer eine innige Einsicht in dein Wesen und Treiben gehabt, so stand ich doch formal jederzeit im Extrem dir gegenüber wie eben jetzt. Meine Lebenshistorie lautet sehr anders als die deine, ist ihr aber nahe verwandt. Wie elend es mir ergangen, wißt ihr, es konnte nicht anders gehen. In meiner Hingabe an die Welt der Pflichten ohne Weiteres, denn die christliche Sitte verknüpfte mich nur leise mit dem Wesen, empfand ich zwar einen Mangel, doch der sich mir regende Geist wurde von Geschäften, Freuden des Augenblicks und persönlichem Glücksgefühl, auch durch Kunst und Wissenschaft überwuchert und niedergehalten. Mein genächtigtes Verlangen nach innerer Mündigkeit und wahrhaftem Freigesprochensein blieb ohne Energie, erlosch beinah und hatte natürlich keinen Erfolg. Durch den ersten Schmerz meines Lebens ward ich aus der falschen Einschränkung und leeren Werkthätigkeit aufgeschreckt. Ich hatte, verliebt in meine Lust, selbstisch unfrei gelebt. Gedankenlos mich von Neuem der ausraubenden Zeit dahinzugeben, das konnt' und mocht' ich nicht; sklavische Unterwerfung oder freche Widersetzlichkeit war jetzt mein Loos. — Christus befreite und rettete mich. Er allein hat willigen Gehorsam geübt, durch ihn ward die Versöhnung vollbracht. Ueberwunden werf' ich mich vor seiner Huld und Größe nieder, und — ich bin zu den Seinen gezählt. Seine Verheißung klingt voll mir in der befreundeten Seele wieder, mit frischem, hellem Muthe darf ich in Liebe weiter streben, und die Hoffnung wird auch in meinem Tode nicht mich zu Schanden werden lassen. Es ist ein köstliches Gut um die christliche Freiheit; das Leben und Weben im heiligen Geiste hat auf Erden seines gleichen nicht an Kraft, Sicherheit und ätherischem Glück.

In Wahrheit, sagte Wolfgang einstimmend, die Ueberwindung der Welt in Liebe und Frieden wohnt nur in dem Herzen derer, die Christus annimmt und heiligt. Doch das Christenthum ist nicht ein Zungenreden nur, es ist That. In seinem Lichte unsere Gaben und Kräfte zu verstehen, zu gestalten und geltend zu machen, ist Eiferwerk des Geistes in uns; das Wort zu treiben ist unser Beruf und Geschäft. Sebaldus thut wohl und ist richtig bestrebt, im Gebiete der Forschung als Christ zu ringen und zu streben, mir auf meinen Wegen soll es als Dichter in demselben Geist auch gelingen. Die ideale Weltansicht ist hohl, die realistische geistlos, die moralische ohne Leben und die pantheistisch ironische Weisheit ein verfehlter, nur formaler Sühneversuch. Welt, Welt! Trümmerball Erde! Unseliges Geschlecht auf deinen Gräbern! In Verfluchung bliebst du ein Raub des Abgrunds, wenn dir das Heil nicht erboten worden. Das Wort ward Person, Christus ist das Leben der Welt und um deßhalb das Leben wahrer Poesie. Ich darf von seiner Einwohnung erzählen in dem ganzen Umfange meiner Herzenswissenschaft. Wie ich den Pfaden der Natur und Geschichte nachgehe, erzeugen sich mir unwillkührlich neue und ernste Bildungen in dramatischer Form. Die Gleichgültigkeit der Zeit wider große Interessen hat unser Theater für jetzt in Unbedeutenheit gestürzt, allein der Versuch kann doch gemacht werden, ob ihm auf neuen Wegen nicht seine wichtige Stelle wiederzuerobern wäre.

In der jüngsten meist fratzenhaft politischen Erweiterung hat sich das pure Familienleben nicht befreit fühlen können; die Menschen sind schnell wieder in ihre nichtigen Privatinteressen zurückgeflohen — doch ist die Macht des religiösen Geistes nicht gänzlich in ihnen erstorben. Die Kirchen, wie sie sind, pflegen und gestalten diese Macht nur schwächlich — wie, wenn in seiner Weise das Theater die wunderbare Flamme nährte! — Ihr seht, wohin ich will. Laßt mich ein Apostolat in diesen Sphären versuchen. Immer aber ausgehend von dem einen und tiefsten Leben in mir sebst werde ich Dichten und bezeugen, daß die wahre, allumfassende und das Einzelnste durchdringende Poesie die Poesie des christlichen Geistes ist.

Hier stand Carl auf, die andern folgten und er sprach in hoher Bewegung: Lieben Freunde, weil wir denn gemeinsam bekennen, daß unsere Geister nicht gesättigt von der Milch der Erkenntniß und Gemüthserfahrung, sich nicht beruhigen durften bei den allgemeinen göttlichen Gütern in Wissen, Leben und Kunst, vielmehr Nahrung und Kraft nur in der starken, männlichen Kost des persönlich ewigen Lebens gewannen, so wollen wir wie es uns Recht ist zusammenhalten, in christlicher Gemeinschaft uns gegenseitig ergänzen, in der Summe unserer Existenz uns tragen und heben: damit wir siegreich streiten wider Trägheit und Willkühr, wider die Fesseln eines Dogmas und ungerechtfertigtes Belieben in unserer Lebensführung. Wir wollen allbeweglich, leicht, hoch, hell und frei die Prosa und Sünde unversöhnlich verfolgen, wir wollen der Gefühllosigkeit und dumpfen Begierde, dem Blödsinn und Aberwitz nichts nachsehen. Nach innen und außen sei die Schattenmacht der bloßen Formel, wie sie auch heiße, vernichtigt und das Panier der christlichen Freiheit bewahrt. Durch das Kreuz des Hiesigen und Irdischen über uns hinausgetrieben und geläutert seien wir wohlbereit, Theilhaber zu werden an der Erfüllung unserer herrlichen Hoffnung. Das Verborgene wird die ewige Gestalt gewinnen, alles Aeußere wird ein Inneres werden — Sühne, Wahrheit und Leben in Christus soll gänzlich unser Theil werden an jenem Tage. Brüder, bleiben wir eins im Geiste, wie wir es sind.

Carl verstummte in Rührung, und — daß er ein volles Verständniß in der Brust seiner Freunde fand, bedarf des weiteren Wortes nicht.

Stanislaus Augustus, König von Polen.

(Fortsetzung.) Warschau 1793.

Die Theilung Polens im Jahre 1773 war die Krise der gewaltsamen Krankheit, die dies Land seit dem Regierungsantritte Stanislaus Augusts

erschütterte. Eine völlige Ohnmacht hatte die Nation zur Ruhe gebracht, aber nicht beruhiget; ein gänzlicher Verlust alles wirksamen Einflusses im Staate hatte dem Könige die Hände zu Veränderungen und Verbesserungen gebunden; seine jetzige Hülflosigkeit war sogar die Folge vorgehabter Veränderungen und Verbesserungen gewesen. Aus dieser Begebenheit hatte er den Grundsatz gezogen, sich von nun an zu dem Stärkern zu halten, um das zu retten, was ihm von der königlichen Würde, und der Nation von ihrem Lande, noch übrig war.

Die Art von Ruhe, die er von der Zeit an, wenigstens von außen, genoß, verwandte er als Mensch zu seinem Genusse und als Fürst zu solchen Anstalten, die ihm zu unternehmen erlaubt waren. Er bauete sein Schloß aus, verschönerte, verzierte es mit Werken der Kunst. Die Zimmer und Säle, die seine Wohnung bilden, sind nach seinen eigenen Angaben und Rissen erneuert und eingerichtet. Sein großer Gesellschaftssaal, der Saal für seine Bücher-, Münz- und Kunstsammlungen, sind Muster in ihrer Art. Sie tragen einen Charakter von Einfalt, der da, wo es schicklich ist, in eine geschmackvolle Pracht übergeht, welche nirgend das Auge blendet, aber überall anmuthig beschäftigt. Die kleinern Zimmer und Kabinetter, die er bewohnte, sind mit einfachen Teppichen bekleidet, mit geschmackvollen Mobilien besetzt, und nehmen diejenige Seite des Schlosses ein, die eine angenehme Aussicht über die Weichsel gewährt. Das Ganze athmet einen reinen Geschmack, Anspruchslosigkeit und sanfte Würde; und man wird wenig königliche und fürstliche Zimmer unter so angenehmen Empfindungen betreten und durchwandern. Ueber seinem Bette hängt eine reizende Magdalene, von dem Batoni'schen Original abgenommen.

Stanislaus war, als ich ihn das erstemal sah, in seinem einundsechzigsten Jahre, aber sein Aeußeres verrieth dieses Alter nicht. Zwar hat sein Farbe nicht mehr das Frische des männlichen Alters, sondern fällt ins gelbliche, und sein Haar greiset; aber seine Haut zeigt noch keine Furche, sein Gesicht ist gefüllt, sein Auge lebhaft und voller Geist, mit einer auffallenden Mischung von Sanftmuth und Güte. Stärke und Heldenmuth sind nicht das Unterscheidende seiner Bildung und seiner Person, aber desto unverkennbarer blickt Abgeschliffenheit, Witz und Grazie aus ihnen hervor. Man kann keinen feinern Mund sehen. Seine Stimme ist überaus rein, zart und biegsam im Gespräch; verliert aber, wenn er sie mit Anstrengung öffentlich brauchen muß.

Von Person gehört er zu den männlichen Mittelfiguren, ist ohne Tadel gewachsen und neigt zur Wohlbeleibtheit. Schenkel und Fuß sind überaus fein. Er hat die schönste und zarteste Mannshand, die ich je gesehen habe. Er trägt sich noch jugendlich aufrecht, und ich habe an ihm keine von den Linkheiten im Anstande und Gange bemerkt, die man sonst häufig an Fürsten sieht, deren sklavische Unter- und Oberhofmeister ihnen, als Prinzen, nicht bemerkbar zu machen wagten, daß sie einmal, als regierende Fürsten, auch durch ein Aeußeres, das nicht lächerlich auffällt, ihrem Volke Ehrfurcht einprägen müssen.

Stanislaus trägt sich französisch seit frühen Jahren. Am Konvokations-Reichstage im Jahre 1764 benutzten seine Gegner diesen Umstand, um die Frage auf die Bahn zu bringen, wie sich der künftige König tragen sollte? Man drang sehr ernsthaft auf die Nationaltracht und füllte eine ganze Reichstagssitzung, unter großem Geräusch, damit aus. Der Primas, als Zwischenkönig, verlor endlich die Geduld, und erklärte, man würde sich vor ganz Europa lächerlich machen, wenn man diese gehaltlose Frage noch länger behandelte. — „Mit nichten!" rief ein Reichsbote von Podolien: „Man erlaube mir, die großen Vortheile darzuthun, welche die weise, von unsern Vätern gebilligte und aufrecht erhaltene Tracht mit sich führt! Die Geschichte aller Zeiten lehrt uns, daß die Gebräuche und die Kleidung des Auslandes zugleich dessen Verderbniß und Sittenlosigkeit mitbrachten. Die Summen, die man für prächtige Kleider in fremde Länder schickt, sind ungeheuer, die reichsten unsrer Landsleute erschöpfen sich dadurch, und was haben sie dafür? Eine Tracht, die den Wuchs des schönsten Mannes entstellt! Wir machen Schulden, um diese Thorheit zu befriedigen, und bringen uns überall um unsern Kredit! Aber ich dringe nicht weiter auf den Nutzen, den die Großen selbst von der Beibehaltung unserer eigenthümlichen Kleidung haben würden; ich gebe ihnen nur noch zu überlegen, was sie den minder wohlhabenden ihrer Mitbrüder, die nicht so, wie sie, mit Aemtern und Staatswohlthaten überhäuft sind, für einen Gefallen damit erweisen könnten! Es mag eine Kleinigkeit sein! Desto besser! Um so leichter wird es ihnen werden, ihren Mitbürgern den Gefallen zu thun und sich wie sie zu kleiden. Tragen wir uns wie Polen, so kann man uns unterscheiden, zwängen wir uns aber wie Ausländer in drei Ellen Tuch, so verwechselt man uns mit Kammerdienern und Köchen und dergleichen fremden Gesindel. Es ist nicht meine Absicht, die Gemüther zu erbittern, aber ich fordere euch auf, euch, meine Brüder, die ihr, obwohl nicht durch prächtige Equipagen ausgezeichnet, doch von dem reinsten Adelsblute entsprossen, hier eine Zeitlang zubrachtet — ist es euch nie begegnet, daß man euch Thüren verschlossen hat, die jedem Abentheurer, wenn er nur wie oben erwähnt gekleidet war, mit ausgezeichneter Achtung geöffnet wurden? Ich selbst, der ich jetzt zu euch rede, ich hätte neuerlich fast die Schande erlebt, an der Oper abgewiesen zu werden, wenn nicht ein Haarklauber, der bei einem Starosten, Meinesgleichen, dient, und der mich am Eingange fand, sich verbürgt hätte, daß ich ein Mann von Stande sei. Wenn viele unter uns nicht die väterliche Tracht abgelegt hätten, so würde vielleicht ich diesem Menschen, aus besonderer Gnade, den Eintritt zur Oper verschafft haben. Demnach trag ich darauf an, daß unsre väterlichen Gebräuche wieder hergestellt werden." —

Er verlangte, daß gestimmt würde. Man schob es unter dem Vorwande, daß es zu spät sei, auf. Es wäre um die französischen Kleider [illegible] gewesen, wenn man nicht diesen patriotischen Boten zu gewinnen [illegible] hätte*).

---

*) Correspondance sur les affaires politiques de Pologne, in Büschings Magazin, [illegible]3, S. 43—44.

Das Wahre in der Rede dieses Boten fällt in die Augen. Wenn er durch ein Gesetz, daß der künftige König sich polnisch kleiden sollte, zu bewirken hoffte, daß Stanislaus seine Bewerbung um die Krone aufgäbe, so war dieß in der That lächerlich. Da ihn ganz andre, unendlich wichtigere, Rücksichten nicht darauf abhalten konnten, die Verbindlichkeit, sich den Kopf scheeren zu lassen, hätte es nicht gethan. Indessen ist gewiß, daß er, als er sich nachmals mit fliegendem Haar krönen ließ, das Vertrauen und die Liebe seiner altmodischern Landsleute gegen sich nicht vermehrte.

Gewöhnlich trägt Stanislaus eine blaue Uniform mit rothen Aufschlägen; seltener eine grüne, und noch seltener die Hofuniform, die weiß ist und rothe Aufschläge hat. Einer oder Zwei Orden machen den Anzug vollständig. Man sieht ihn selten zu Pferde; meist fährt er. Ich sahe ihn zu Fuße, den Hut unter dem Arm, in Strümpfen und Schuhen, einen Theil der Nationalreiterei mustern.

Sein Haar ist beständig mit großer Sorgfalt gekräuselt und stark gepudert. Der Putztisch kostet ihm zwei Stunden. Ist er aber auch angekleidet, so findet daß schärfste Auge an seinem Anzuge nichts zu mäkeln.

Seine Zeit hat er regelmäßig vermessen, und den größesten Theil derselben verwendet er auf die Geschäfte. Er macht eine Menge Dinge selbst, die sonst Fürsten ihren Ministern, und diese den Räthen, überlassen. Selbst von Schriften, die weniger wichtig sind, läßt er sich die Entwürfe vorlegen und verbessert sie mit eigener Hand. Vielleicht stört aber diese Aufmerksamkeit auf das Kleine, den Blick ins Große.

Seine Vergnügungen sind höchst einfach. Wissenschaften, Künste, Spatzierfahrten, kleine erlesene Gesellschaften, die Freuden einer zärtlichen Verbindung sind alles, was er bedarf. Vor dem Revolutions-Reichstage gab er Gelehrten, Künstlern und Liebhabern wöchentlich einmal zu essen; und diese Tischgesellschaften sollen in einem hohen Grade anziehend gewesen sein; aber während desselben wurden sie unterbrochen, da sich seine Geschäfte mit jedem Tage immer mehr häuften. (Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Eines der großen Ergebnisse des Krieges ist die Klarheit, die über die Situation des Kaisers Napoleon und über das Maaß der politischen Kraft,

welche dem Kaiser zu Gebote steht, verbreitet worden ist. Vielleicht war Napoleon III. bisher sich selber ein Geheimniß, so daß der deutsche Krieg erst kommen mußte, um ihn zu belehren, wie weit seine Gewalt reicht, wie weit er frei ist in seinen Entschlüssen, wie weit er unter dem Bann der Ideen steht, die er zu den die moderne Welt beherrschenden Gedanken erheben wollte. Vielleicht auch beschleicht den Kaiser jetzt ein stiller Mißmuth, daß er sich so tief in die deutsche Verwickelung hineinwagte, und daher selber den Anlaß bot, um sowohl den Umkreis als den Kern seiner Macht für die Prüfung Europas offen zu legen. Vielleicht bedauert er jetzt, daß er nicht vollständig in dem neutralen Dunkel geblieben, welches seinen Thron und seine Pläne umgab.

Ja die Deutschen sind gründliche Kritiker, und sie haben an dem Grafen Bismarck einen Führer, der es versteht, den Erfolg an sich zu fesseln, indem er das Verschleierte enthüllt und die Ansprüche auf ihren wahren Werth zurückführt.

Bisher hatte es den Anschein, als ob der Kaiser der Franzosen im Stande sei, das Werk seiner Waffen, das einige Italien, von Paris aus zu lenken. Jetzt muß es ihm deutlich geworden sein, daß das Geschöpf der französischen Action ein selbständiges Leben in sich habe, daß Italiens Bewegungen einem Instincte folgen, welcher von den pariser Machtsprüchen unabhängig ist, daß er, der Kaiser, das Wort vergessen hat, welches die von ihm gerufenen Geister wieder seitwärts in eine bescheidenere Stellung verweisen könnte.

Was Deutschland angeht, so war hier in einzelnen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß Napoleon im Hintergrunde seiner Combinationen ein Project besitze, welches an die Stelle der aufgelösten deutschen Vertragsverhältnisse eine neue Organisation setzen und ihm, dem Imperator, zum Dank für die constituirenden Wohlthaten, die er den Deutschen aufbewahrt habe, ein Paar Grenzprovinzen „unter Zustimmung der Bevölkerungen“ eintragen solle.

Diese Ansicht war in sofern berechtigt, als der Kaiser in der That sich eine solche organisatorische Fähigkeit zutraute. Napoleon hatte ja zu verschiedenen Malen den Anlauf gemacht, um seinen Constructionsplan zu offenbaren; die Congreßeinladungen dienten immer nur dem Zweck, daß Napoleon III. endlich mit seinen Vorschlägen für die Beglückung Deutschlands, die ihn bekanntlich unausgesetzt beschäftigt haben, ans Licht kommen wollte.

Im ersten Momente, wo der Kaiser Franz Joseph in Paris die Cession Venedigs anbot und wo Napoleon an diese Eröffnung den Vorschlag, die Vermittelung zwischen Preußen und Oesterreich ebenfalls übernehmen zu wollen, knüpfte, war wohl in dem Geist des Kaisers der Franzosen der Gedanke vorherrschend, daß er die Situation benutzen könne, um im Bunde mit den Resten Oesterreichischer Schlagfertigkeit und mit Aufbietung der eigenen militärischen Hilfsmittel den Deutschen das Gesetz seiner Mediation auferlegen und die so lange vergebens erwartete „Krönung seines Werkes“ durch eine auswärtige Action vollziehen zu können.

Daß Napoleon es anfänglich versuchte, sich auf einen solchen hohen Standpunkt emporzuheben, ist ein öffentliches Geheimniß und die Berichte aufrichtiger, unbefangener Staatsmänner liegen als Beweis hierfür vor.

Aber um die Rolle eines vermittelnden Reorganisators zu spielen, hätte er ein Körnchen conservativer, positiv schöpferischer Potenz in sich tragen müssen. Dies scheint ihm zu mangeln. Der Conservatismus ist bei ihm, wie bei allen negirenden Existenzen, nur ein Gegenstand peinigender Sehnsucht, eine vor den Augen schwebende Frucht, nach welcher der verneinende Geist mit tantalischer Qual greift, ohne sie je erhaschen zu können. Während der ersten Tage nach dem 4. Juli zauderte daher der Kaiser zwischen der Anerkennung des Geschehenen und seiner Sehnsucht nach einer creatorischen That. Er gelangte zu keinem Entschlusse; er, der Zauberlehrling, wäre noch heute zu keinem Entschlusse gekommen, wenn nicht der Meister aufgetreten wäre, der seinen Schwankungen durch ein entschiedenes Wort ein Ende gemacht hätte.

Dieser Meister war Rußland, das Petersburger Cabinet durchschaute die Interventionsanwandelungen Napoleons; es erkannte daß dieselben nur die Unerquicklichkeit der Situation verlängern, nur die Ziehung des auf alle Fälle unvermeidlichen Resultats verzögern würde.

Rußland rettete den Kaiser aus seinen Kümmernissen, indem es in Paris die Erklärung abgab, daß es gegen eine bewaffnete Einmischung Frankreich's sofort einschreiten und sich auf die Seite Preußens stellen werde.

Nun hatten die moralischen Bedrängungen Napoleons sofort ein Ende. Dem Kaiser der Franzosen leuchtete die Erkenntniß ein, daß ihm nichts übrig bleibe als sich der Thatsache zu fügen, daß das Schlußurtheil über die Verträge von 1815 an einer anderen Stelle und durch einen kühneren Mund gesprochen sei; und daß er am weisesten handele, wenn er, den Wink Rußlands würdigend, bei der diplomatischen Formulirung des den Ereignissen entspringenden Facitmitarbeite.

Auf die letztere Arbeit hat sich denn auch seine Mediation beschränkt, und man thut der historischen Erndte Preußens Abbruch, wenn man etwa der Meinung Vorschub leistet, daß der Vermittler-Arbeit Frankreichs eine Initiative beigewohnt habe.

Trotzdem, wenn wir richtig in die Zukunft blicken, wird Napoleon auch fernerhin versuchen, mit Berufung auf die Mediation, die er im preußischen Hauptquartier ausgeübt zu haben glaubt, bei der Reconstruction Deutschlands Rathschläge zu geben. Es wird dies dem Ehrgeize seiner Nation, welche am 5. Juli so goldene Ruhmesberge vor sich erblickte, schuldig zu sein glauben. Seiner Weisheit wird es obliegen, seine diplomatischen Operationen innerhalb so enger Schranken zu halten, daß ihnen keine Verwickelungen entspringen.

In dem Augenblick, wo wir dies schreiben, ist die letzte Scene des Drama's, welches sich binnen weniger Wochen in Böhmen abwickelte, noch unvollzogen. Der Kaiser Franz Joseph sträubt sich noch, wie es scheint, dem richtigen Takte des Mediators nachzuahmen. Aber mag er es geschehen lassen, daß die preußischen Heere vor Wien rücken, mag er, bevor die Schaaren

des Königs Wilhelm in Wien einziehen, die Hand zum Abschlusse bieten, oder mag er noch einen kurzen Kampf an der Donau wagen, der etwa mit dem Uebergange nach Alsen parallel wäre, so bleibt das Resultat des Kampfes, über welches Preußen und Rußland und daneben auch Frankreich einig sind, fest bestehen, es bleiben die Kriegsergebnisse und die Friedensbedingungen, welche den preußischen Waffen nicht vorenthalten werden können, unwiderruflich. Die Ereignisse an der Donau tragen keinen Zündstoff mehr in sich, es kann sich an sie unmittelbar keine neue und große Complication anknüpfen.

Oesterreich ist besiegt, weil es keinen conservativen Gedanken zu erzeugen vermochte. Seine deutsche Politik war in Augustenburgerthum aufgegangen, gleichwie der Bundestag geschlagen werden mußte, weil er sich zu einer augustenburgischen Nebensonne herabgewürdigt. Möge sich Oesterreich nicht beklagen, daß ihm während der Tage der Entscheidung der Geist des Kossuthianismus entgegengehalten ward! Der Augustenburger in Holstein ist nichts besseres als Kossuth in Ungarn. Im eigenen Lande und an der deutlichsten Consequenz mußte dem Kaiser von Oesterreich bewiesen werden, was er gethan, indem er in Holstein mit dem Augustenburgerthum coquettirte. Es war das Augustenburgische Phantom, welches, bei Königgrätz zerschlagen, in den versprengten Stücken seines Gespensterspiegels das Bild Kossuths reflectirte. Oesterreich ward geblendet und gelähmt, indem die unnachahmliche Kritik der preußischen Staatskunst vor seinen Augen die richtigen Folgen seines Verhaltens emporsteigen ließ. Wäre Oesterreich noch ernstlich conservativ gewesen, so würde es sich in Holstein auf die Rechtsbasis des Warschauer Protokolls gestellt und es würde sich gefragt haben, wer gegenwärtig Inhaber der im Warschauer Protokoll reservirten und auf der Londoner Conferenz noch einmal anerkannten Rechte sei — eine Basis, welche zu beseitigen Preußens Klugheit sich stets gehütet hat. Oesterreichs Scheinconservatismus konnte nicht die Sympathien Rußlands erwecken. Vielmehr mußte der moralische Beistand Rußlands demjenigen Cabinet zu Gute kommen, welches auf dem Schlachtfelde den Kaiser von Oesterreich über die Gebrechen seiner Politik aufklärte.

Der Verfasser der publicistischen Aphorismen ist durch die gefährliche Verwundung seines Sohnes nach dem Kriegsschauplatz gerufen worden, doch hoffen wir, da er auch von dort aus seine Mitarbeiterschaft zugesagt, in der nächsten Nummer die Fortsetzung der Aphorismen zu bringen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Die Verschuldungen Oesterreichs gegen Deutschland.

Eine große und erschütternde Ueberraschung hat Oesterreich in den letzten Wochen erfahren, — eine Ueberraschung, wie sie gewöhnlich die gealterten Staaten erleben müssen, wenn neue Kräfte und Mächte, deren Ebenbürtigkeit sie nicht anerkennen wollen, ihnen in voller Reife entgegentreten.

Schon vor zwei Jahrhunderten hat Oesterreich die aufstrebende deutsche Großmacht in Preußen erkannt und Alles gethan, um dieselbe zu fesseln und niederzuhalten.

„Es gefällt dem Kaiser nicht, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erheben will," sagte der kaiserliche Minister Hocher, als der Friedensschluß zu Nimwegen zur Benachtheiligung Deutschlands ohne Vorwissen des großen Kurfürsten Friedrich Wilhem und gegen ihn erfolgte. Der Kurfürst war es gewesen, der, als Ludwig XIV. 1672 den Vernichtungskrieg gegen Holland eröffnete, im Untergang der Niederlande eine Gefahr für Deutschland wie für ganz Europa erkannt hatte. Er hatte, indem er Frankreichs Anerbieten, ihm die Provinzen Geldern und Zütphen zu gewähren, zurückwies, die Coalition mit dem Kaiser, dem Reich und Spanien zu Stande gebracht. Er kämpfte im Elsaß, als die mit Frankreich verbündeten Schweden seine Lande verwüsteten; er trieb dieselben später in unwiderstehlichem Siegeszuge aus dem nördlichen Deutschland und mußte dann, vom Kaiser und Reich verlassen und der Uebermacht Frankreichs anheimgegeben, 1679 den Frieden unterzeichnen, welcher die von ihm vertriebenen Schweden wieder in ihre Herrschaft über Norddeutschland einsetzte.

Dreimal fühlte Oesterreich die Wucht und Kraft, mit welcher der Rächer, um dessen Erstehung aus seinen Gebeinen der große Kurfürst bei der Unterzeichnung des Nimweger Friedens mit den Worten des römischen Dichters (exoriare aliquis etc.) gefleht hatte, in den drei schlesischen Kriegen seine europäische Stellung neben ihm einnahm und befestigte. Trotz eines dreimaligen Friedensschlusses, zu dem es sich verstehen mußte, sah es in ihm nur einen Eindringling.

Nicht einmal die Waffenbrüderschaft, zu der es sich 1813 mit Preußen verband, war im Stande, die Verstimmung, die es gegen den ehemaligen Gegner hegte, zu besänftigen und zu heben. Es war schon bereit, den Wiener Friedenscongreß zu zersprengen und im Bunde mit England, Frankreich, Hannover, Baiern, Sardinien und den Niederlanden Preußen und das mit diesem einverstandene Rußland zur Entsagung auf eine genügende Entschädigung für die von ihm gebrachten Opfer zu zwingen, als Napoleon's Rück-

kehr von Elba die geheimen Verbündeten in die Nothwendigkeit setzte, von Preußen neue Anstrengungen und Opfer zu fordern.

Je mehr Preußen in den funfzig Friedensjahren seit 1815 innerlich erstarkte und durch die Pflege, die es den Künsten und Gewerben des Friedens widmete, ferner durch die Gerechtigkeit, die es den kirchlichen Bekenntnissen angedeihen ließ, endlich durch die Verschmelzung seiner verschiedenen Stämme zu einem politischen Ganzen, die Sympathieen Deutschlands gewann, um so mehr suchte Oesterreich den Rivalen zum Vasallenstand herabzudrücken. So sollte Preußen ihm im orientalischen Krieg zur Deckung für seine Festsetzung in den Donaufürstenthümern und für sein Bündniß mit den Westmächten dienen; im italienischen Krieg von 1859 sollte es ihm lehnspflichtige Heerfolge leisten; aus dem schleswig-holsteinischen Kriege sollte es als der Dupirte hervorgehen und das brennende Denkzeichen einer diplomatischen Niederlage davontragen.

Das erste ernstliche Zusammentreffen mit der preußischen Armee hat nun Oesterreich die Einsicht gegeben, daß es sich verrechnet hat. Die Sicherheit und Präcision, mit welcher die Armee die Anordnungen ihrer hohen Befehlshaber ausführte, die Unwiderstehlichkeit ihrer Bewegungen, der vernichtende Schlag, den sie in der Entscheidungsschlacht den Gegner fühlen ließ, — Alles das hatte im feindlichen Lager einen mächtigen Verbündeten. Dieser Alliirte war das böse Gewissen und die niederdrückende Ueberzeugung, welche Allen im österreichischen Lager — Allen von oben bis unten sagte, daß der vermeintliche Vasall ein Ebenbürtiger sei. Man machte zugleich die Entdeckung, daß der Ebenbürtige noch mehr, — daß er ein Ueberlegener sei. Die Siegesgewißheit, die sich im Zusammenwirken der Führer und Krieger unserer Armee aussprach, gab dem feindlichen aus malcontenten und verstimmten Völkerschaften gezogenen Heere das Bild einer einigen nationalen Armee und dieses Bild ward zum Medusenhaupt, welches das disharmonische Völkergewühl auf der feindlichen Seite zum Erstarren brachte und niederwarf.

Kein Reich ist so oft und so jählings wie das habsburgische aus großen und verwegenen Unternehmungen zu Enttäuschungen und Niederlagen herabgeschmettert worden. Keines hat, indem es vernichtende Blitze auf seine Nachbaren schleudern wollte, gleiche Unwetter und Stürme auf sich herabgezogen. Keines hat, auch unter den verändertsten Umständen, — den ererbten Plan, den ererbten Gedanken — den der Universalherrschaft und der Erneuerung einer mittelalterlichen Idee (das heißt in diesem Fall: der Kaiseridee) so starr festgehalten. Keines hat sich mit gleicher Stätigkeit auf Kosten der Schützlinge, als deren Oberherr es Verehrung und Anerkennung verlangte, (das heißt in diesem Fall: auf Kosten des deutschen Reichs und der deutschen Stände) zu erweitern gewußt. Keines hat mit gleicher Zähigkeit am Absolutismus zur Umspannung seiner Völkerhaufen festgehalten. Keines hat aber auch mit gleicher Stätigkeit immer denselben Gegner sich gegenüber gehabt: die Gewissensfreiheit, die Gedankenfreiheit, die Freiheit der nationalen Entwicklung.

Der stärkste Ausdruck des österreichischen Absolutismus war Joseph II.

Nichts scheint zwar entgegengesetzter zu sein, als sein Gebot, daß die verschiedenen Völker seines Reichs einen Staat mit gleicher Sprache, gleichen Gesetzen, gleichmäßigem Regierungsmechanismus bilden sollen, und die Schonung, mit welcher seine Vorgänger und Nachfolger den dem Kaiserhaus unterworfenen Völkern ihre eigenthümlichen Institutionen, Herkommen und Privilegien ließen. Allein der Unterschied ist nur scheinbar; auch die schonendsten Kaiser gaben nicht zu, daß die Völker mit diesen Institutionen Ernst machten und sich volksthümlich und national entwickelten; immer sollte die Nationalität nur eine unschuldige Unterhaltung sein, die der kaiserlichen Oberhoheit das Regiment nicht zu sehr erschweren durfte. Auch Joseph's Versuch, die katholische Kirche in seinen Staaten seinem Machtspruch zu unterwerfen, ist von seinen Nachfolgern nicht aufgegeben. Sie sind stolz auf den ererbten Titel der Schirmherrn der Kirche; aber es lebt noch so viel josephinischer Geist in ihnen, daß sie sich durch kein Concordat davon abhalten lassen, die Kirche, wenn es im Interesse ihres weltlichen Regierungsmechanismus liegt, die Macht des Staats fühlen zu lassen. Franz II. war der Kirche gegenüber ein noch consequenterer, kälterer und darum glücklicherer Absolutist als Joseph.

Preußen hat jetzt diesen Kampf mit dem Absolutismus aufgenommen, entschlossen, ihn zu Ende zu führen.

Ueberblicken wir nun den früheren Verlauf in seinen bedeutendsten Phasen und mit seinen auffallendsten Ueberraschungen! Er ist soweit gediehen, daß man auf die Nähe des Abschlusses schließen darf.

Der Kampf begann unter Kaiser Karl V. Der Absolutismus schien durch die Niederlage der lutherischen Reichsstände und durch die Schlacht bei Mühlberg (1547) für immer befestigt und das protestantische Bekenntniß der Verfügung des Kaisers unterworfen zu sein. Aber schnell folgte die Ueberraschung. Der siegreiche Zug des Kurfürsten Moritz von Sachsen nach Insbruck zerschmetterte den Kaiser dermaßen, daß er sich zum Passauer Vertrag vom 16. Juni 1552 verstehen und den Bekennern des augsburgischen Bekenntnisses die Gleichberechtigung neben den Katholiken zuerkennen mußte.

Im dreißigjährigen Krieg hatte das Haus Habsburg seine Erblande fast vollständig von den mächtigen Einwirkungen der Reformation gesäubert. Böhmen verlor nach der Schlacht am weißen Berge (1620) seine politischen und religiösen Freiheiten und wurde durch einen blutigen Terrorismus dem jesuitischen Katholicismus unterworfen. Das Kaiserliche Decret vom 21. Juli 1627 vertrieb alle Dissidenten aus Böhmen und Oesterreich. Die Siege Wallenstein's und Tilly's im nördlichen Deutschland bahnten Ferdinand II. den Weg zur Ausbreitung seines Schreckens-Systems über das ganze Reich. Das Restitutionsedict vom 6. März 1629 zeigte, was der Habsburger unter der Beruhigung und Einigung Deutschlands verstand. Nach jenem Gesetz sollten der katholischen Geistlichkeit alle Rechte und Güter, welche sie seit dem Paussauer Vertrage von 1552 eingebüßt habe, zurückerstattet werden. Unter diesen zurückgeforderten Besitzungen befanden

sich zwei Erzbisthümer, Magdeburg und Bremen, zwölf Bisthümer, eine Menge von Klöstern mit reichem Grundbesitz und eine ansehnliche Anzahl wohlhabender Städte. Dieser Staatsstreich sollte zugleich zur Erhöhung der Habsburgischen Hausmacht dienen. Dem zweiten Sohne Ferdinand's, Leopold Wilhelm, ein fünfzehnjähriger Knabe, der bereits Bischof von Straßburg, Passau, Breslau und Olmütz war, wurden die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen und das Bisthum Halberstadt zugesprochen. Die Kaiserlichen Truppen, über die ketzerischen Reichskreise vertheilt, erstickten jede Regung des Widerstandes und zwangen die lutherischen Fürsten zur Unterwerfung. Der Habsburgische Absolutismus schien für ewig gegründet zu sein. Selbst der Papst zitterte und sah in dieser Art, für die Religion zu streiten, die Profanation alles Heiligen. Um sich gegen eine Macht, die ihn selbst mit Entehrung bedrohte, zu schützen, hatte er sich mit Frankreich und Bayern, die gleichfalls über diese Aufrichtung eines profanen Absolutismus sich entsetzten, gegen den Kaiser verbündet. Die profane Frivolität, welche die kirchliche Religiosität nur als Aushängeschild für die Zwecke und Gelüste der weltlichen Macht benutzte, gab Wallenstein zu erkennen, als er sich erbot, gegen Rom zu ziehen und den Papst zu demüthigen. „Die Stadt," sagte er, „ist seit einem Jahrhundert nicht geplündert worden und muß gegenwärtig reicher sein." Auf der einen Seite das Reich zum Standquartier der Kaiserlichen Truppen erniedrigt, die es verwüsteten, mit willkürlichen Auflagen erdrückten und die Klagen der Sädte und Stände mit Hohn und Spott beantworteten, — auf der andern Seite eine starre Leidenschaft zu herrschen, die, wie der damalige Wahlspruch lautete, „lieber Bettler als Empörer in Deutschland" haben wollte, — da war der Quell der Hülfe im Reiche versiegt, die Vereinbarung unterm Druck des Absolutismus ausgeschlossen. Die Hülfe mußte von außen kommen; selbst der Papst war im Geheimen ein Mitglied der Coalition, die den König von Schweden, Gustav Adolph, zur bewaffneten Intervention herbeirief.

Zwanzig Jahre lang mußte der Krieg nach dem Erlaß des Restitutionsedicts noch wüthen, um das Haus Habsburg zur Vereinbarung mit den lutherischen und reformirten Ständen und zur Anerkennung der politischen und bürgerlichen Gleichberechtigung der drei Confessionen des Reiches zu zwingen.

Und wer mußte im westphälischen Friedensschluß für die Niederlage der Habsburger, für das Mißlingen ihres absolutistischen Planes büßen? Wer mußte die Kosten dafür tragen, daß die Habsburger sich so lange dagegen sträubten, die Hand zum Frieden zu bieten? Wer mußte die Abfindung und Genugthuung für Frankreich und Schweden und für ihre Dienstleistungen bei der Herbeiführung des Friedens auftreiben? Das Reich. Zwar mußte auch das österreichische Haus eine Beisteuer zur Befriedigung der Fremden liefern, nämlich Alles, was es bisher vom Elsaß besessen hatte, an Frankreich abtreten. Allein es fand sich schnell und leicht in der neuen Situation, welche der westphälische Friede für das Reich geschaffen hatte, zurecht. Daß die Kaiserliche Macht beschränkt, der Reichsverband geändert, den Reichs-

ständen eine fast unbeschränkte Souveränität eingeräumt war, benutzte das Haus Habsburg zur Stärkung seines specifisch österreichischen Interesses, welchem der Grundsatz jenes Friedens, daß die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und den fremden Mächten auf Kosten des Reichs beigelegt werden könnten, rücksichtslos und consequent benutzt, eine große Zukunft versprach.

Der Friede von Nimwegen, welcher 1679 den ersten unter Kaiser Leopold I. mit Frankreich geführten Reichskrieg beendigte, war zwar für Kaiser und Reich so unglücklich, daß jener aus dem Letzteren kein politisches Capital schlagen konnte. Der Kaiser mußte sogar außer der Franche-Comté und Lothringen, sein Freiburg im Breisgau an Frankreich abtreten. Dagegen brachte ihm der Ryswicker Friede (1697), zu dessen Erringung besonders die vereinigte Macht Englands und Hollands das Ihrige beigetragen hatte, jene Perle des Breisgaus zurück und dem Herzog von Lothringen, dessen Vater dem österreichischen Heere angehört hatte, sein Land.

Aus dem spanischen Erbfolgekriege ging Oesterreich 1714, während für das deutsche Reich lediglich der Besitzstand vor dem Kriege wieder hergestellt wurde, um die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und die Insel Sardinien bereichert hervor. Das Reich blieb, wie es war — Oesterreich wuchs.

Das Reich verlor aber und Oesterreich arrondirte sich in Italien, nachdem jenes in den polnischen Successionskrieg verwickelt war, den der Habsburger Karl VI. nur in seinem Hausinteresse entzündet hatte, um von August III., König von Polen, für seine Unterstützung gegen Stanislaus Lasczczynski den Beitritt zur Pragmatischen Sanction zu gewinnen. In den Wiener Friedensschlüssen von 1735 und 1736 mußte das Reich Lothringen aufgeben, wogegen dessen Herzog Franz Stephan, der Gemahl der Kaiser-Tochter, Maria Theresia, in den Besitz von Toscana trat. Oesterreich verlor zwar Neapel und das gegen Sardinien ausgetauschte Sicilien, vermehrte aber seinen Besitz in Oberitalien durch Ravenna und Piacenza.

Zehn Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution glaubte endlich Oesterreich der Erfüllung seiner Absichten auf die Annexion eines großen Theils der Bayrischen Lande gewiß zu sein. Der letzte Wittelsbacher vom Mannsstamm, Kurfürst Maximilian Joseph lebte noch, als es mit dessen Erben, Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, wegen der Theilung der Erbschaft unterhandelte. Dieser, der ohne eheliche Nachfolge war, ging auf die Vorschläge Oesterreichs ein. Kaum hatte Maximilian die Augen geschlossen, als österreichische Truppen in Bayern einrückten und die Gebiete, welche nach dem mit Karl Theodor 1778 abgeschlossenen Theilungsvertrag Oesterreich zufallen sollten, besetzten. Der Plan wäre gelungen, wenn nicht Friederich der Große für die Rechte des präsumtiven Erben, des Herzogs Karl von Zweibrücken, eingeschritten wäre. Maria Theresia rief, als es darüber zum Kriege kam, die Vermittelung der Kaiserin Katharina an; dieselbe dictirte zwar darauf den Teschener Frieden (1779), sprach aber Oestereich einen Theil des

bayrischen Gebiets, das Innviertel mit Braunau, zu, und genoß mit Frankreich den Triumph, das Arrangement unter ihre und französische Garantie gestellt zu sehen. Das Ausland war somit durch Oesterreich zum Regulator und Garanten des deutschen Besitzstandes erhoben, das Unglück des westphälischen Friedens durch den Teschener vervollständigt worden.

Noch einmal versuchte es Joseph II., die österreichische Absicht auf Bayern im Einverständniß mit Rußland zur Ausführung zu bringen. Bayern sollte gegen die Niederlande ausgetauscht werden; der Kurfürst hatte schon seine Einwilligung gegeben; da ward das Project von Friedrich dem Großen durch seine Schöpfung des Fürstenbundes (1785) in der Geburt erstickt und der Besitzstand wie die Freiheit der Reichsstände unter Preußens Protectorat sichergestellt.

Das wichtigste Ereigniß inmitten der Niederlagen und Verluste, welche Oesterreich in dem langen Kriege von 1792 bis 1815 erlitt, war für das Haus Habsburg die Niederlegung der deutschen Kaiserwürde von Seiten Franz des Zweiten (6. Aug. 1806), nachdem derselbe sich zwei Jahre vorher (11. Aug. 1804) zum erblichen Kaiser von Oestereich erklärt hatte.

Oestereich ward mit den werth- und bedeutungslosen Ehren auch die Pflichten des deutschen Kaiserthums los. Wie wenig es die Letzteren zu erfüllen gedachte, hatte es in seinen letzten Plänen gegen Bayern gezeigt. Schon ehe die französischen Revolutionskriege das zum Phantom gewordene deutsche Kaiserthum stürzten, selbst ehe Friedrich der Große die bedrohten Reichsstände zum gegenseitigen Schutz ihrer Freiheit und Sicherheit verband, war die Mißstimmung und das Mißtrauen der Stände gegen den Kaiser Joseph II. wegen der Rücksichtslosigkeit, mit der er das Reich und dessen geistliche Hochstifter zur Versorgung seiner Hausangehörigen benutzte und den Regensburger Reichstag lahm legte, zu einer Höhe gestiegen, daß jeder moralische Zusammenhang zwischen Ständen und Kaiser so gut wie gelöst war.

Jetzt, da der deutsche Kaiser verschwunden und an seine Stelle der Kaiser von Oesterreich getreten war, konnte dieser das Hausinteresse, welches seinen Vorgängern immer schon über ihren Verpflichtungen als Reichsoberhäuptern gestanden hatte, in ganzer Schroffheit verfolgen. Jetzt war es ihm erlaubt, ganz nur Oesterreicher zu sein und Deutschland, soweit es die Verhältnisse erlaubten und die Kunst der Politik möglich machte, für die Zwecke seines Hauses auszubeuten. Nach dem Fall der deutschen Kaiserkrone erhoben sich die österreichischen Interessen über die deutschen.

Die Verhandlungen des wiener Congresses leitete Oesterreich in diesem Sinne. Es ging aus den Beschlüssen des Congresses, während es Preußen aus getheilten Stücken zusammensetzen und Deutschland nach demselben Gesetz der Zerstückelung organisiren ließ, als eine wohl arrondirte Macht hervor. Von Galizien bis nach Venetien und der Lombardei lagerte es sich im Süden Deutschlands und erstreckte sich mit seinen Secundo- und Tertiogenituren bis tief nach Mittelitalien hinein. Außerhalb dieses Lagers erhielt es das Präsidium am deutschen Bundestage.

Und wozu hat es nun in den letzten fünfzig Jahren diese günstige Stel-

lung, in der es Deutschland in seiner ganzen Ausdehnung von Osten bis nach Südwesten umschließt, und in seinem Herzen, zu Frankfurt, die Leitung der Bundesangelegenheiten führt, benutzt? Um den Absolutismus, den es für die Beherrschung seines Völkerconglomerats nöthig hat, auch in Deutschland zu verewigen.

Gegner der nationalen Entwickelung bei sich zu Hause, hat es diese auch in Deutschland niedergehalten. Sich selbst mit allen seinen Völkern hat es gegen Gedanken- und Gewissensfreiheit wie mit einer chinesischen Mauer umgeben und seit den Tagen des Karlsbader Congresses hat es daran gearbeitet, auch jeden der deutschen Staaten mit einer unübersteiglichen Mauer einzuschließen. Unwiderruflichen und unzerstörbaren Reformen, wie der unter Preußens Leitung vollzogenen Zolleinigung, hing es sich mit Vorschlägen an, welche den ökonomischen Fortschritt mit seinen Prohibitiv-Traditionen ausgleichen sollten, bis es zur Einsicht kam, daß Ausgleichung ebenso unmöglich wie Anschluß sei. Eigene Reformvorschläge, wie die Idee eines mittel-europäischen Zollbundes (in den Jahren 1851 und 1852) waren phantastisch, eigentlich nur die durchsichtigen Hüllen für die politische Absorption Deutschlands und zugleich darauf berechnet, das 70 Millionen umfassende österreichische Universalreich durch das Prohibitivsystem gegen den Welthandel abzuschließen.

Als es mit dem Stillstandssystem (seit 1848) nicht mehr ging, als darauf die phantastischen Projecte nach kurzem Auftauchen zusammenfielen, kam über Oesterreich (seit 1859) die Periode der „Verjüngung.“ Auch sie hat sich schnell genug erschöpft. Ihr kurzer Verlauf ist durch das Andenken eilig verfertigter und kurz darauf begrabener Verfassungen bezeichnet; constitutionelle Centralisation der Völkerschaften des Kaiserstaats und Zersprengung des Reichs in Nationalitäten und Völkergruppen mit eigener Constituirung folgten in Sturmeseile aufeinander, ohne daß es zur Ausführung eines der beiden Systeme gekommen wäre. Deutschland sollte endlich durch die Bundesreform-Acte des Jahres 1863 mit derselben Verjüngung beschenkt worden, ein Geschenk, welches schon deshalb keine Annahme finden konnte, weil jeder Versuch einer vorhergehenden Vereinbarung mit dem König von Preußen versäumt und sogar gemieden war.

Deutschland will weder im Sinne des Karlsbader Congresses um seine Güter der Geistes- und Gewissensfreiheit gebracht, noch im Sinne der Schwarzenbergischen Politik in phantastische Projecte verlockt, noch auch im Geist der letzten „Verjüngungsperiode“ mit ephemeren constitutionellen Experimenten gemartert und geschwächt werden und noch dazu alles das nur, um zuletzt den österreichischen Interessen zu dienen. Es will seine Freiheit aus dem „ureigenen“ nationalen Geiste und auf dem Grunde einer maßvollen Freiheit gewinnen.

Das ist der Sinn des jetzigen Kampfes.

Oesterreich sehe auf seine centralisirten und bald wieder sich selbst überlassenen Völker hin und es wird sich gestehen müssen, daß die Experimente, die es mit ihnen seit 1849 anstellte, ihnen eben nur noch so wenig Kraft

gelassen haben, als sie in den letzten Schlachtenwochen beweisen konnten. Noch hat es vielleicht Zeit, sich zu besinnen, zu sammeln und mit sich zu Rathe zu gehen.

Ein so schleuniger Fall und Zusammenbruch aber, wie ihn Oesterreich soeben erfahren hat, wird Deutschland zur Mahnung dienen, den Neid, Argwohn und die Scheelsucht zwischen seinen einzelnen Staaten, auf welche Oesterreich seine Obergewalt über sie alle seither gegründet hatte, zu tilgen und sich zum nationalen Zusammenwirken zusammenzuschließen.

Unser Finanzrecht.

(Schluß.)

Als leitendes Prinzip muß der Satz hingestellt werden, daß die Regierung das Staatswesen vor Schaden zu wahren, die zur Sicherstellung der Staatsexistenz nothwendigen Ausgaben zu leisten habe. Ueber die Frage aber, ob eine einzelne Ausgabe nach diesem Principe gerechtfertigt war, kann einzig und allein der Richter entscheiden. Vermag der einseitige Widerspruch eines Hauses die Ausgabe im Voraus nicht zu verhindern, so kann auch die nachträgliche einseitige Mißbilligung nur die Wirkung haben, daß ein Richterspruch den letzten Ausschlag geben muß. Eine Parallele aus dem Privatrecht wird den Gedanken weiter erläutern und seine Richtigkeit darthun. Ist ein Budget vereinbart, so erscheint die Regierung als Mandatar, der nicht verantwortlich gemacht werden kann, wenn er die Mittel seines Auftraggebers dem erklärten Willen desselben entsprechend verwendet. Hat aber die Uebereinkunft der drei bei der Gesetzgebung concurrirenden Factoren zur Bildung des im Budgetgesetz dargestellten Willens des Staates nicht erzielt werden können, so findet sich die Regierung in der Lage eines unbeauftragten Geschäftsführers (negotiorum gestor), der die Nützlichkeitit seiner Geschäftsführung darzuthun verpflichtet ist. Von dieser Nothwendigkeit wird er entbunden, wenn der Geschäftsherr nachträglich zu seiner Handlungsweise die Zustimmung ertheilt, wenn er die gestio ratihabirt. Einer solchen Ratihabition würde die nachträgliche Decharge der Regierung durch die beiden Häuser entsprechen. Kann diese nicht erzielt werden, so tritt eine Befreiung von der Verantwortlichkeit nicht ein. Diese kann dann nur durch den Spruch des Richters erfolgen, der allerdings bei der Entscheidung über die Nützlichkeit der Geschäftsführung eine eminent politische Stellung einnehmen muß.

Ein solcher Spruch läßt sich allerdings nur herbeiführen, wo die Bedingungen für die Anklage der Minister geregelt sind. In Preußen hat bekanntlich ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz bisher noch nicht vereinbart werden können. Man

mag mit uns diesen Mangel beklagen. Unmöglich aber führt er dahin, daß der Spruch eines Gerichtshofes durch das Votum des Abgeordnetenhauses ersetzt wird, daß dieses definitiv die Wirklichkeit einer gemachten Ausgabe festzustellen das Recht hat. Er bewirkt eben nur, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Regierung bei dem Mangel eines vereinbarten Budgets ausschließlich auf ihr eigenes gewissenhaftes Ermessen angewiesen ist.

Wir sind weit davon entfernt, diesen Rechtszustand für einen befriedigenden zu erklären. Auch uns erscheint es unerträglich, daß auf diese Weise mit oder ohne Schuld der Regierung das Recht der Volksvertretung, bei der Regelung des Finanzwesens ein entscheidendes Wort mitzusprechen, vollständig vereitelt werden kann. Diese Einsicht darf uns aber nicht bestimmen, das wirklich geltende Recht durch einseitige Interpretation zu fälschen; sie kann nur den Wunsch in uns erregen, daß der bestehende Rechtszustand durch angemessene Thätigkeit der Gesetzgebung abgeändert werde.

Zu diesem Zwecke bedarf es zunächst eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht eine Maßregel befürworten, die in ihrem Resultat die Minister des Königs zu Dienern der Kammermajorität umzugestalten vermag. Nachdem aber einmal der Satz rechtliche Geltung erlangt hat, daß der Wille des Königs nicht mehr als alleinige Quelle des Rechts angesehen werden kann, scheint uns die Consequenz zu verlangen, daß die höchsten Diener der Krone nicht schon durch die Berufung auf die Zustimmung des Königs, von der Verantwortlichkeit für ihre Handlungen befreit sein können. Da selbst bei höchster Genehmigung die Möglichkeit eines widerrechtlichen Handelns nicht ausgeschlossen ist, so müssen diejenigen Organe, welche zur Wahrung des Rechts berufen sind, auch in den Stand gesetzt sein, die Thatsache einer Rechtsverletzung durch ihren Spruch außer Zweifel zu stellen. Durch sorgfältige Festsetzung der Bedingungen, unter denen ein Minister angeklagt und verurtheilt werden kann, und durch Sicherung eines unparteiischen, zuverlässigen Gerichtshofes mag die Gefahr beseitigt werden, daß die Verfolgung der Minister als Handhabe gebraucht werde zur unbedingten Unterwerfung der Regierung unter den Willen der Kammermajorität.

Eine zweite wesentliche Verbesserung unseres Rechtszustandes wäre die gesetzliche Scheidung der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben und zwar in der Weise, daß die einmal als dauernd nothwendig anerkannten Ausgaben so lange fortgeleistet werden könnten, als nicht eine Abänderung durch vereinbartes Gesetz stattgefunden hätte, während die außerordentlichen Ausgaben von einer jährlichen Bewilligung abhängig gemacht sein müßten. Wenn durch die eventuelle Fortdauer des alten Ordinarium die ordnungsmäßige Fortführung der Staatsverwaltung gesichert, so ließe sich ohne Gefährdung des Staatswohles Ernst machen mit dem Satze, daß ohne gesetzliche Grundlage keine Ausgabe geleistet werden dürfe. Bei der großen Bedeutung, welche in jedem Staate die außerordentlichen Ausgaben haben müssen, und bei der Nothwendigkeit, auch die ordentlichen Ausgaben den veränderten Bedürfnissen des Staates entsprechend zu modificiren, wäre damit noch immer ein gewich-

tiger Einfluß der Landesvertretung auf die Gestaltung des Finanzwesens gewährleistet, ohne daß sich derselbe bis zu einer vollständigen Unterwerfung der Krone unter das Abgeordnetenhaus ausdehnen ließe. Die Gefahr, daß durch ein derartiges Recht der Landesvertretung auch vortheilhafte, selbst nothwendige Ausgaben vereitelt werden können, ist nicht in Abrede zu stellen. Soll aber die Stellung einer Landesvertretung nicht zu einer unerträglichen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden, so muß jede Veränderung in dem bestehenden Rechtszustand und jede Belastung des Staates mit neuen Steuern und Ausgaben so lange unterbleiben, als die Landesvertretung von der Nützlichkeit der Maßregel nicht hat überzeugt werden können.

Die Herbeiführung dieser beiden als wünschenswerth bezeichneten Verbesserungen unseres Verfassungsrechts ist bekanntlich durch die gegenwärtige Regierung bereits versucht, durch den Widerspruch der Landesvertretung aber vereitelt worden. Während der vorgelegte Entwurf eines Minister-Verantwortlichkeitsgesetzes die weitgehenden Anforderungen der Majorität im Abgeordnetenhause nicht befriedigte, wurde der am 18. December 1863 eingebrachte Gesetzentwurf, welcher eine Ergänzung des Art. 99. der Verfassung in dem oben befürworteten Sinne bezweckte, von dieser Majorität unbedingt zurückgewiesen. Man wollte in demselben nicht eine Ergänzung sondern eine Aufhebung des Art. 99 erblicken, und erklärte ihn deshalb für unvereinbar mit dem verfassungsmäßig dem Abgeordnetenhause zustehenden Rechte.

Es ist von Wichtigkeit, auf diesen Beschluß nachdrücklich hinzuweisen, da er auch den Vertrauensseligsten darüber aufzuklären vermag, daß es der bisherigen Majorität des Abgeordnetenhauses nicht um die Sicherung eines die Selbstständigkeit der Krone wahrenden, sondern um die Eroberung eines die Herrschaft der Kammermajorität begründenden Finanzrechtes zu thun ist.

Nach diesen rein theoretischen Erörterungen mag noch ein Blick geworfen werden auf die thatsächlichen Verhältnisse, welche die Veranlassung des schwebenden Conflikts geworden sind. Darüber wird nach obigen Ausführungen Uebereinstimmung leicht zu erzielen sein, daß die Regierung die Verantwortung für den gegenwärtigen budgetlosen Zustand treffen würde, wenn sie das Zustandekommen eines Staatshaushaltsetats deshalb verhindert hätte, weil die Einführung der von ihr beabsichtigten Armeereorganisation von vorn herein entschiedenen Widerspruch im Abgeordnetenhause fand, die Mittel zu ihrer Ermöglichung also verweigert wurden. Die Armeereorganisation war im Jahre 1859 eine neue Einrichtung, welche bedeutende Mehrausgaben des Staates voraussetzte. Eine solche durfte ohne Genehmigung der Landesvertretung nicht in's Leben gerufen werden, mochte sie auch aus politischen, technischen, praktischen Gründen noch so sehr sich empfehlen.

Aber das Sachverhältniß ist ein wesentlich anderes. Als im Jahre 1862 zum ersten Mal die Kosten der Armeereorganisation gestrichen wurden, handelte es sich nicht mehr um die Herbeiführung eines neuen, sondern um die Wiederaufhebung eines bestehenden, mit großen durch die Landesvertretung genehmigten pekuniären Opfern geschaffenen Zustandes. Freilich waren die Mittel für die Armeereorganisation bis dahin noch nicht im Ordinarium be-

willigt worden, und wenn auch bis jetzt unser Finanzrecht eine gesetzliche Trennung von Ordinarium und Extraordinarium nicht kennt, so war damit doch nach der bisher beobachteten Praxis ausgesprochen, daß eine definitive Anerkennung der neuen Einrichtung noch nicht erfolgt sei. Mag deshalb immerhin die Regierung der sg. neuen Aera der Vorwurf treffen, daß sie sich auf Grund einer vorläufigen Bewilligung der Kosten im Extraordinarium zur Vornahme einer dauernden Umgestaltung der Armee entschloß — derselbe Vorwurf trifft mit gleicher Stärke die Landesvertretung, welche wiederholt interimistisch die Mittel gewährte zur Begründung eines Zustandes, dessen auf die Dauer berechneter Charakter ihr nicht unbekannt sein konnte. Von beiden Seiten nahm man eben an, daß eine definitive Einigung gar nicht mehr abhänge von einer Verständigung über die Grundprincipien der Reorganisation, deren Richtigkeit man vielmehr als bereits festgestellt ansah, sondern nur durch die Nothwendigkeit hinausgeschoben werde, gewisse Nebenfragen zuvor zu regeln, und die Quellen für die erforderlichen Mehreinnahmen mit Sicherheit zu bestimmen. Auch mag auf die Entscheidung des Abgeordnetenhauses der Wunsch eingewirkt haben, dem der Armeereorganisation entschieden günstigen Herrenhause gegenüber einen Drücker zur Erzwingung der Grundsteuerausgleichung in der Hand zu behalten.

Der schlagenden Erwägung gegenüber, daß man eine Armee nicht umgestaltet, um nach Verausgabung vieler Millionen im folgenden Jahre den alten Zustand wieder eintreten zu lassen, können Aeußerungen der damaligen Minister, welche die formelle Berechtigung der Kammern anerkannten, trotz der extraordinairen Geldbewilligung die Mittel für die Armeereorganisation später zu versagen, nur wenig in's Gewicht fallen. Zum Ueberfluß stehen ihnen andere Ausführungen, sowohl vom Ministertisch, als aus den Reihen der Abgeordneten entgegen, welche auf das nachdrücklichste darauf hinweisen, wie man sich durch die extraordinaire Bewilligung der beanspruchten Gelder thatsächlich für die Zukunft die Hände binde.

Als deshalb 1862 einer neuen Regierung ein neues Abgeordnetenhaus gegenübertrat, das, ohne auf die gegebenen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, einseitig sein Recht betonte, Ausgaben verweigern zu können, da blieb jener nichts übrig, als nunmehr auch ihrerseits auf den formellen Rechtsstandpunkt sich zu stellen. So machte sie denn, als das Herrenhaus ein Budget verwarf, dessen Durchführung, soweit sie überhaupt noch möglich war, Preußens Armee im Augenblick allgemeiner Gährung und Kriegsbesorgniß in Verwirrung und Auflösung gebracht, und die bedeutendsten Opfer nutzlos gemacht haben würde, mit Recht geltend, daß gesetzlich ein Unterschied zwischen Ordinarium und Extraordinarium nicht bestehe, sie also bei dem Mangel eines vereinbarten Staatshaushaltsetats die Ausgaben allein nach dem practischen Bedürfniß zu bemessen verpflichtet sei. Hatte doch auch das Abgeordnetenhaus in seinem Bestreben, die Leitung des Staates durch energisches Vorgehen an sich zu reißen, die Schranke nicht respectirt, welche ihm durch gesetzliche Trennung des Ordinarium und des Extraordinarium hätte gezogen sein müssen. Wir erinnern beispielsweise an jenen Beschluß, durch welchen es die von jeher

im Ordinarium angesetzten Summen für die geheimen Fonds einfach strich, obgleich ein liberaler Minister warnend ausgeführt hatte, daß keine Regierung in der Welt ohne derartige Mittel existiren könne.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daß die Regierung niemals principiell der Landesvertretung das Recht abgesprochen hat, ihre Zustimmung zu neuen Ausgaben zu versagen und diese damit zu verhindern. Sie hat nur in einem concreten Falle dem gegen die thatsächlichen Verhältnisse rücksichtslos sich verschließenden Abgeordnetenhause gegenüber auf bestehende, wenn auch mangelhafte Verfassungsrechte sich berufen, ohne übrigens das Bedauerliche des dadurch herbeigeführten Zustandes in Abrede zu stellen.

Wem also mit uns ein freies, öffentliches Leben und rege Theilnahme der Glieder am Gedeihen des Ganzen ebenso am Herzen liegt, wie eine kräftige, einheitliche, den schwankenden Kammermajoritäten gegenüber selbstständige Regieruug, der hat keine Veranlassung, sich in der Kardinalfrage unseres Staatsrechts als principiellen Widersacher der gegenwärtigen Räthe der Krone zu fühlen. Hohe Zeit aber ist es, daß ein Jeder, der seinen Irrthum über das Wesen und die Bedeutung des Budgetstreites einsehen sollte, offen und ehrlich seine bessere Erkenntniß zugestehe und mannhaft vertrete. Erst wenn das wüste, kritiklose Geschrei über Verfassungsverletzung auf Grund einer unbefangenen, gewissenhaften Prüfung des geltenden Rechts verstummt sein wird, kann eine Heilung der wirklich vorhandenen Schäden in befriedigender Weise angebahnt werden.

Der glorreich begonnene Kampf gegen den Landesfeind einigt gewaltsam alle Elemente des Staates, die in wilder Parteileidenschaft bisher einander befehdeten. Möchten, wenn die Waffen des Krieges nach erfochtenem Siege wieder ruhen, die parlamentarischen Kämpfe alle Diejenigen geeinigt finden, welche den monarchischen Character des Preußischen Staatswesens einer constitutionellen Theorie zum Opfer zu bringen nicht gesonnen sind.

Letzte Rathschläge eines österreichischen Ministers.

16.

Ehemals hatte das Reich der Kaiserlichen Majestät würdige Einkünfte: unter der Regierung Friedrich des II. hatte es 18 Millionen Pfund, eine Summe, die in jenen Zeiten, da Indiens Bergwerke Europa noch nicht bereichert hatten, zum Erstaunen groß war. Aber die Wahlen zerstreuten allmählich die Kaiserlichen Güter: die Deutschen Fürsten, deren Macht furchtbar war, sagten ihre Stimmen für große Preise zu; wer Kaiser werden wollte, erkaufte, wenn er kein Geld hatte, die Stimmen damit, daß er Bedingungen

einging und Versprechungen that, wovon er sich nachher durch Abtretung der Kaiserlichen Rechte und Veräußerung der Krongüter losmachte; überdies verkauften, oder verpfändeten die erwählten Kaiser, wenn sie entweder zu arm oder zu schwach waren, um hoffen zu können, daß sie die Kaiserwürde auf ihre Söhne bringen würden, die Domainen zu ihrem Vortheile, oder ließen sie sich entreißen, um ihre Familie zu bereichern, und machten das Glück ihrer Nachkommen durch den Verfall der Kaiserlichen Macht. Keine andere Ursache bewog den Grafen von Habsburg, den unsterblichen Stifter Ihres Durchlauchtigsten Hauses und der Größe desselben, dem Pabste das Exarchat von Rom und Ravenna abzutreten, und fast ganz Italien den Räubereien der Fürsten und Völker zu überlassen, als die Erfüllung seines Versprechens und der Wunsch sein Haus, dem er Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und andere sehr reiche Länder gegeben hatte, auf die festesten Stützen in Deutschland zu bauen.

17.

So lange das Glück ihres Hauses noch gewissermaßen zweifelhaft war, und die Oesterreichischen Fürsten befürchten mußten, sie möchten auf den Wahltagen die Oberhand verlieren, war es heilsam, das Reich in seiner Schwäche zu lassen, und die Deutschen in der Meinung zu erhalten, daß das Oesterreichische Haus mächtiger und wegen seiner Erbländer reicher, als alle andren sei, und daher allein die Kaiserwürde mit Ehren behaupten könne, damit sie nicht außer demselben wählten. Daher pflegte der Cardinal Granvella zu sagen: daß Carl der V. keinen Vortheil vom Reiche hätte, daß die Deutschen glücklich wären, da sie an ihm einen Kaiser erhalten hätten, der mit den Einkünften aus andern Ländern das Ansehn des Reichs aufrecht erhalten könnte. Der kluge Staatsbediente wußte wohl, daß das Reich, wenn es die verlornen Güter wieder gewänne und gehörig verwaltete, seinem Herrn größere Reichthümer als irgend ein anderes in Europa einbringen könnte; er hatte sich oft mit Carl'n über die Mittel, den Kaisern das, was die Unterthanen an sich gerissen hatten, wieder herzustellen unterredet, und auch Carl wünschte nichts eifriger als dem Reiche seine Macht wieder zu verschaffen; dieses auszuführen, mußten sie ihre Absichten und Mittel verbergen. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Unter Carls Regierung war das Reich durch Partheien getheilt: alle waren höchst mißtrauisch; jeder dachte darauf, seine Freiheit zu schützen; es waren einige verhaßte Verordnungen gemacht, wodurch die Wahl des Römischen Königs eingeschränkt, und auf Regeln gebracht wurde, deren Gültigkeit und Beobachtung dem Oesterreichischen Hause die Kaiserwürde genommen haben würde; es kam damals viel darauf an, daß die Deutschen nicht wußten, oder wenigstens nicht darauf achteten, welches die Vortheile der Kaiserlichen Würde, und wie groß sie wären. Jene Zeiten der Furcht und Unruhe sind vorüber; Deutschland liegt gleichsam in tiefen Schlaf versenkt. Ihr kaiserliches Haus hat den höchsten Gipfel seines Ansehens und seiner Macht erreicht. Wenn daher E. M. die Gewohnheit der Wahl auch nicht ganz abschaffen wollen, so haben Sie doch keine Ursache zu fürchten, daß irgend einer die Kaiser-

krone Ihnen streitig mache; ferner können Sie immer die Truppen zum Kriege fertig halten, um auf jeden Fall die Stimmen, die Ihre Vorfahren kaufen mußten mit Gewalt Sich zu verschaffen; je mehr unter Ihrer Regierung die Reichthümer des Reichs wachsen, desto mehr vermehren E. M. Ihre Stärke, wodurch Sie, wenn es nicht anders geschehen kann, wenigstens mit den Waffen die Wahl entscheiden können. Es mögen daher E. M. und der Durchlauchtigste Römische König, entweder den Namen und die Feierlichkeit der Wahl ferner dauern zu lassen, oder ganz abzuschaffen beschlossen haben, so schieben Sie doch dies nicht auf, sondern bemühen Sich sogleich, die Einkünfte des Reichs auszuforschen und wiedereinzufodern.

18.

Man hat jetzt nur eine verworrene und dunkle Kenntniß von jenen Einkünften; man weiß nicht, wie groß sie waren, noch worin sie bestanden. Es ist wahrscheinlich, daß die Städte und Herrschaften in Deutschland und Italien, welche zu dem Reiche gehörten, ehe sie die Freiheit erkauften, oder an sich rissen, oder an andre Herren kamen, den Kaisern einen Tribut bezahlten welcher dem ähnlich war, den der König von Frankreich bekömmt; es wurde Zoll, Geleitsgeld und Abgaben gefordert, theils als Schutzgeld, theils als Beisteuer, und mehr dergleichen Gebühren, welche durch alte nach Carls des V. Zeit geschlossene Verträge, veräußert oder verloren sind.

19.

Diese Verträge und Schlüsse, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Capitulationen sind ungerechte, beleidigende, gehässige Bedingungen, welche die Unterthanen den erwählten Fürsten, ehe sie die Regierung antreten, vorschreiben. Ihre ersten Erfinder befürchteten, daß Carl der V. da er durch seine Fähigkeiten und Besitzungen schon mächtig, schon einer der ersten Helden, und ein Herr von großem Geiste war, wenn er das Kaiserthum erlangte, es als eine Pflicht und ein Geschäft seiner Würde ansähe, dieses in alle seine Rechte wiedereinzusetzen; um das zu verhindern, legten sie ihm diese Fessel an, womit sie auch seine Nachfolger eingeschränkt haben. Zur Erfüllung dieser, wie gesagt, ungerechten, ungültigen mit Wohlstand und Sittlichkeit streitenden Verträge sind Ew. Majestät weder durch die Gesetze der Ehre noch durch Ihren Eid verpflichtet, und die daraus entstandenen Concessionen sind, wie die Verträge selbst, ungültig: alle so genannten freien und Reichs-Städte haben die Freiheit entweder durch offenbare eigenmächtige Anmaßung, oder durch Erpressung eines Diploms erhalten, und daher ist der Rechtsgrund eben so wenig gültig als der Vertrag; die einträglichen und ehrenvollen Rechte, fast alle Regalien, deren die Kurfürsten und andere Fürsten sich bemächtigt haben, stützen sich auf einen ähnlichen Grund. Die große Menge Kaiserlicher Briefe, Bestätigungen, und neuer Bewilligungen beweiset, daß die vorhergehenden Diplome ungültig sind. Doch müssen E. M. die Frage über Zurückforderung der Kaiserlichen Rechte nicht in Deutschland anregen ehe die Sache ausgeführt ist, sondern in Italien, wo die Hülfe der Deutschen durchaus nöthig ist.

20.

Erinnern Sich doch E. M. des Ausspruchs, welchen ein gewisser vornehmer Franzose bei der Belagerung von Rochelle unter Ludwigs des XIII. Regierung that: Rochelle, sagte er, werden wir wohl einnehmen, da es Unbesonnenheit ist. Eben so werden die Deutschen denken, und dennoch eilen Italien zu verwüsten, und E. M. die Kräfte darbieten, wodurch Sie gegen die Deutschen selbst eben das gewaltthätige Vorhaben ausführen können, zu dessen Ausführung gegen Italien Ihnen die Hülfe derselben beförderlich war. Ew. M. wissen, daß das Reich große, ja unendliche Rechte auf Italien hat: ich übergehe hier die Länder, die zu der Spanischen Krone gehören, welche einen Theil der Erbländer Ihres Durchlauchtigsten Hauses ausmachen, aber nicht mit den Kaiserlichen Krongütern zu verwechseln sind, jene also ungerechnet, ist das Gebiet der Republik Venedig auf dem festen Lande aus Stücken, welche dem Reiche geraubt sind, zusammengesetzt; das ganze Herzogthum Savoyen gehört zum Reiche; das Gebiet von Ferrara und Mantua ist fast noch zu unserer Zeit vom Reiche getrennt. Um einen mäßigen und geringen, ja beinahe um gar keinen Preis haben Lucca, Genua, Florenz ihre Freiheit in Unruhen des Reichs oder in bürgerlichen Kriegen erhalten, und die meisten anderen Völker haben sie eigenmächtig genommen; das Römische und Ravennische Exarchat hat, wie ich schon gesagt habe, der Kaiser Rudolph dem Reiche vergeben, um den gegen den König von Böhmen, Ottokar, unternommenen Krieg nicht unterbrechen zu dürfen. Durch ein unüberlegtes Gelübde hatte er versprochen, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu thun; um sich davon zu befreien, schenkte er, nach der Leichtgläubigkeit und Einfalt seines Zeitalters, diese Länder dem Papste. Einer von E. M. Durchlauchtigsten Vorfahren hat auf einem allgemeinen Reichstage auf die Zurücknahme dieser schädlichen und ungerechten Schenkung angetragen. Die Geschichte anderer ähnlicher Schenkungen finden E. M. erzählt in einem weitläufigen und genauen Commentar, den der Graf von Landsberg mit äußerst wichtigen Anmerkungen versehen hat. Wie schwach alle Mächte Italiens sind, wie viel weniger sie für das gemeinschaftliche Wohl sorgen, wie viel uneiniger sie unter sich sind, als die deutschen Stände, und wie viel leichter sie zu unterdrücken sind, da sie unbewaffnet, furchtsam, und durch lange Muße erschlafft, keinen Widerstand leisten können, hat er weitläufig darin gezeigt. Ich sage also hier nichts von der Gerechtigkeit Ihrer Sache, nichts von den Mitteln, sie geltend zu machen, die Sie hinlänglich wissen, sondern will nur zeigen, womit man hierbei anzufangen hat.

Die Stimmung in Süddeutschland.

Ein unpartheiisches Wort von einem Süddeutschen.

Es kann wohl kaum ein schärferer Gegensatz zwischen den verschiedenen Stämmen eines Volkes gedacht werden, als der, welcher zwischen den Bewohnern der norddeutschen Tiefebene und denen des süddeutschen Hochlandes herrscht. Wie oft habe ich Deutsche versammelt gesehen, mit dem Willen, die Zeit ihres Beisammenseins zur Feststellung gemeinsamer Ziele, gemeinschaftlicher Operationen, zu benutzen; vergebens, der Contrast war zu scharf, der Bayer hatte andere Interessen als der Hannoveraner, dieser andere als der Rheinländer u. s. f. Diese Verschiedenheit der Meinungen, dieses Entgegenlaufen von particularistischen Bestrebungen und Hoffnungen, ist es gewesen, die mich nie an eine Einigung unter einem Hut glauben ließ. Viel eher war es denkbar, eine Republik zu construiren, als das von der Fortschrittspartei aufgestellte Programm „Einheit durch die Freiheit" durchzuführen. Schafft mir erst ein deutsches Volk, das kann sich frei machen; aber so lange der Süddeutsche seinen nördlichen Landsmann nicht versteht, und dieser wieder, nicht ganz mit Unrecht, auf den weniger gebildeten Bayer und Würtemberger herabsieht, so lange ist kein Volk vorhanden, sondern eben nur Stämme gemeinschaftlichen Ursprungs. Der Norddeutsche ist der ungleich thätigere von Beiden, er ist Protestant und wenn auch häufig orthodox, so doch nicht so glaubensselig wie die Menge des niederen Volkes im Süden; es ist unverkennbar, daß so groß und gewaltig das Werk der Reformation dasteht, sie für Deutschland den Nachtheil gehabt hat, daß sie dasselbe in zwei Lager spaltete. — Der Friese wie der Sachse (d. h. vom Stamme der alten Sachsen, also nicht der heutzutage sogenannte) leben in der Familie, die Familienerziehung ist eine weit gesündere als bei uns, wo die Weiber mit in die Kneipe laufen.

So viele Vorzüge, wie gesagt, ich den Norddeutschen auch einräume, so ist die Verächtlichkeit, mit welcher man sehr häufig, namentlich in Preußen auf uns herabsieht, durchaus ungerechtfertigt. Der Süddeutsche, wenn man ihm die Bildungsmittel geben wird, wird zeigen, daß was geistige Spannkraft anbelangt, er mindestens dem Preußen und Hannoveraner gleichsteht, ja ich kann mit Recht sagen, daß er, was die schnelle Fassungskraft und Leichtigkeit mit welcher er sich in alles Fremde zu finden weiß, anbetrifft, ihn sogar überflügelt, denn wenn der Norddeutsche auch tiefer und gründlicher ist, so ist er doch auch häufig lasciv.

Dieser verachtende Standpunkt namentlich ist es, was den Preußen im übrigen Deutschland verhaßt gemacht hat, obgleich ich recht gern zugebe, daß der Preuße mehr Recht hat, als der Waldecker oder Würtemberger, stolz auf sein Vaterland zu sein; es ist Kern in dem nicht gerade sehr liebenswürdigen

Bewohner der Mark, gleichviel ob es ein Heubauer oder unverschämter Berliner Bummler ist. Noch erinnere ich mich des Typus, welcher dem letzteren eigen ist, recht wohl und wenn der Kerl dasteht mit zerrissenem Rockärmel und seiner Galgenphysiognomie, und sagt „Icke bin een Preiße, ick habe jedient", so klingt das ganz anders, als wenn die biederen Münchener beim Bieraufschlag über Vaterlandsverrath schreien.

Die vollständige Gleichstellung des Reichen mit dem Armen in Preußen im Betreff der Dienstzeit erregt mehr Sympathie im Volke für den Waffendienst, für den Krieg und für das Vaterland, als wenn bei uns ein Millionär seinen Sohn vom Militair loskauft und das Kind seines Nachbars, der ein Bettelmann ist, seine Haut allein zu Markte tragen muß; in Preußen dienen beide in derselben Compagnie, und das hebt das moralische Selbstgefühl des Armen, der so schon genug gedrückt ist.

Daß unter solchen Verhältnissen der Preuße auf seine überlieferten Güter hinweisen kann, namentlich wenn er sich sagt, daß er die Deutschen von dem uns auf niederträchtige Weise aufgebürdetem schwedischem Joche befreit hat, daß er es ist, der nach Osten hin gegen das slavische Element germanisirend vorschreitet, er einen großen Friedrich, der die Macht Oestreichs zu brechen begonnen, sein nennen kann, und wiederum seine Väter es waren, die die Franzosen hinauswarfen aus Deutschland, so sage ich, darf uns ein gewisser Stolz, den wir wahrnehmen, nicht verwundern. Gerechtfertigt ist er gewiß, aber er darf nicht in Hochmuth ausarten. Durch Schroffheit und Selbstüberhebung gewinnt man keine Sympathieen und diese zu erobern muß die Aufgabe der preußischen Politik sein.

So wenig also, wie gesagt, ich diese preußische Schroffheit liebe, so gestehe ich recht gern zu, daß niemals eine Regierung gerade wie die preußische es so verstanden hat, die von ihr acquirirten Provinzen untereinander zu assimiliren, daß schließlich die sogenannten Neupreußen spezifischer preußisch gesinnt sind, als die der alten Provinzen; man gehe nur hin nach Schlesien und frage, ob die Bewohner wieder österreichisch werden wollen, oder man erkundige sich bei dem Sachsen der Provinz, ob er wieder „e kuter Sechser" werden will! Was den Rheinländer betrifft, so sagte einmal der Professor Gneist, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, sehr richtig, daß die Vorliebe für manche französische Institution ihren Grund in den den französischen Verhältnissen annähernd ähnlichen socialen Bedürfnissen habe, daß aber der politische Sinn und die politischen Bestrebungen durchaus nichts mit denen der östlichen Departements Frankreichs gemein haben.

Schwierig aber bleibt das Verhältniß Baiern und Würtemberg gegenüber. Wie schon oben angedeutet, ist der hier waltende Gegensatz ein bei weitem stärkerer. Hier sind es sociale, wie politische Gegensätze, die einer Vereinigung widerstreben. Aber die Furcht vor allzu großem Einflusse Frankreichs, wie einer durchaus nicht unwahrscheinlichen und fernliegenden Eroberungspolitik der Habsburger treiben trotz Pfaffen- und Casinomtrieben die größere und vor Allem intelligentere Klasse des Volkes in das norddeutsche Lager, denn das muß sich jeder nur einigermaßen Vernünftige sagen

daß von Oesterreich nichts zu hoffen und zu erwarten steht. Aus diesem Grunde allein ist es auch zu erklären, weshalb schon die Siege Friedrichs des Großen und auch die jetzigen Triumphe Preußens als deutsche Siege bezeichnet wurden. War jetzt Preußens Sache verloren, dann lebt wohl Errungenschaften der letzten hundert Jahre.

Ich will durchaus hiermit nicht gesagt haben, daß man jetzt schon die ganze emancipirende Bedeutung Bismarcks würdigt, aber das wird und muß man ihm ewig Dank wissen, daß er Oesterreich besiegt und ihm seine Stellung außerhalb eines regenerirenden Deutschlands angewiesen hat. Ob seine Excellenz diesen Plan, Oesterreich zu zertrümmern, schon vor einem Decennium gefaßt, oder die Absicht mit dem Kaiserreich zu brechen, erst in der letzten Zeit in ihm aufkeimte, ist hierbei ganz gleichgültig, sicherlich ist er der Mann der langangelegten Pläne, wie auch sein Petersburger Brief vom Jahre 1859 beweist.

Die Hauptsache also bleibt, daß man sich nach Einigkeit sehnt, und es denn doch lieber einmal mit dem Herrn Grafen Bismarck versuchen, als unter der bisherigen Pfordten-Beust'schen Wirthschaft fortleben will, die es allein möglich gemacht hat, daß die Mittelstaaten, die recht gut eine Armee von 300,000 Mann hätten in's Feld stellen können, so schmähliche Niederlagen — als Vasallen und „Söldner" Oesterreichs erlitten haben. Wozu, frägt man sich, haben wir eine so colossale Friedensarmee seit 50 Jahren gefüttert, damit sie schließlich ohne ordentliche Ausrüstung, ja ohne jegliche vernünftige Leitung vor einer Handvoll Preußen davon laufen. Wie würde es im Falle eines Krieges mit Frankreich gekommen sein? Nun, man hätte wieder französische Vasallen in den deutschen Kleinfürsten und Fürstchen gehabt und den Preußen wären allein wieder die Lasten und das unendliche Befreiungsvergnügen für Andere zugefallen, wie das schon seit 200 Jahren der Fall gewesen ist.

Aus diesen Gründen lassen sich denn auch die preußisch-freundlichen Kundgebungen in Nürnberg und anderen Orten erklären, wo Rufe wie „was Mainlinie?! Unsinn, Donaulinie!" deutlich zeigten, wie es mit den Sympathien für Alt-Baiern in Franken steht. Es ist das durchaus nicht so unwichtig, denn der Franke ist es hauptsächlich, der entschieden die meiste Intelligenz von den Baierschen Provinzialen besitzt und auf den Alt-Baier möchte ich das in dieser Beziehung oben gesagte durchaus nicht angewendet wissen, wohl aber auf den Allemannen, Schwaben und Franken.

Das beste Mittel, um einen ganz engen Anschluß der Mittelstaaten an Preußen herbeizuführen, wäre ein Krieg in nicht allzuferner Zeit nach Westen zu. Jetzt, wo durch die Siege Preußens das Vertrauen zu der militairischen Tüchtigkeit desselben, sowie die Zuversicht auf die Energie der betreffenden Leiter gewachsen ist, hat in Süddeutschland entschieden das Gefühl und das Bedürfniß der Unterordnung in dieser Hinsicht um sich gegriffen. Uebrigens bin ich außer allem Zweifel, daß ein so durchaus organisatorisches Talent, wie der Kriegsminister von Roon es besitzt, den Fall eines ferneren Krieges vorausgesehen und auf diese Eventualität hin geeignete Vorkehrungen zur

Einreihung mittelstaatlicher Truppen in die preußischen verkleinerten Cadres getroffen hat. Wieweit man nun auch meine Meinungen theilen, oder dieselben verwerfen mag, soviel steht fest, daß Preußen keine Friedensarmee groß gezogen hat, sondern ein tüchtiges jeder anderen Armee gewachsenes Heer, in welchem nicht das Zündnadelgewehr allein, sondern hauptsächlich die Intelligenz der Einzelnen, sowie die höhere Bildung des Offiziers, die Hauptwaffe gegen den tapfern, aber bärenhaft darauf losstürzenden Oesterreicher und den biederen, höflichen, liebenswürdigen, aber leider nur zu biergemüthlichen Offizier war. Ein etwaiger Unterschied in der Ausbildung zwischen der preußischen und französischen Armee wird mehr wie aufgewogen, durch des Deutschen gleiche Fähigkeit zur Defensive wie zur Offensive, während nach dem Verlust einer Schlacht der Franzose sein Vertrauen erschüttert fühlt, und dem jetzigen Regime der Boden unter den Füßen wanken würde.

Wie verhält sich nun zu allem diesem die baiersche Armee? Nun, wo soll hier, was die Hauptsache ist der Corpsgeist herkommen, was hat diese Truppe geleistet?! Der einzige Ruhm allerdings, den sie sich als Strafbaiern erworben haben, ist durch die Schlacht bei Hanau, wo sie von halbtodten Leuten und einer fast zersprengten Armee geschlagen wurden, nicht vergrößert worden. Uebrigens kann nicht geläugnet werden, daß, wo die Baiern jetzt hingekommen sind, wie z. B. nach Coburg, sie mit wenig Ausnahmen sich ordentlich betragen haben und man in Schleusingen sowohl wie in erstgenanntem Orte die armen Krieger bedauerte, die häufig von ihren Pfaffen aufgehetzt, sich weigerten, etwas zu essen, weil diese ihnen gesagt hatten, man würde sie vergiften; als sie nun aber sahen, wie ihre Gastgeber die von ihnen zurückgewiesenen Speisen selbst aßen, zögerten sie nicht lange, fielen tüchtig ein und schworen, sobald sie nach Hause kämen, ihren Seelensorger, wegen der ausgesprengten Lüge, tüchtig durchzuprügeln.

Derartige Scenen waren durchaus nicht selten, was aber sagt man dazu wenn einer von den erst vor 6 Wochen Einberufenen und jetzt in das Feld Geschickten, nicht verstand ein Gewehr zu laden und dies dadurch argumentirte, daß er die Kugel mehrere Mal zuerst in den Lauf steckte und sich wunderte daß das Gewehr nicht losging. Alles dies wird aber übertroffen durch die Ignoranz der Offiziere. Es ist unglaublich und doch wahr, daß keiner dieser nach Coburg abmarschirenden Herren wußte, wo der Thüringer Wald lag, und daß dieses ein Gebirge sei. Denn die Meinung daß man in 2 Stunden durch diesen „Forst" nach Gotha marschiren könne, war ebenso allgemein wie die Zuversicht in zwei starken Tagemärschen von Gotha nach Berlin gelangen zu können. Keiner der Offiziere hatte Karten, von Fühlung mit dem Hauptquartier keine Rede, sie wußten nie wo es sich befand, während es uns schon allen längst durch die Zeitungen bekannt war. Eine wahrhaft kindliche naive Furcht zeigten die braven Baiern vor dem Zündnadelgewehr, und ihre Fragen entlockten einestheils Lächeln, auf der andern Seite, bei mir wenigstens, Entrüstung gegen die Regierung, die solche Leute, die nicht eine Idee von dem was Soldat ist, und nicht die entfernteste Ahnung, wie man

mit seiner Waffe umzugehen hat, besitzen, in das Feld oder besser gesagt zur Schlachtbank schickt.

Wo soll auch der Enthusiasmus bei uns herkommen?! Was haben wir für eine Geschichte, was können wir für Männer die auf die Geschicke Deutschlands eingewirkt hätten, aufzählen. Nichts von alle dem, eine elende Servilität Oesterreich gegenüber, schon seit den Zeiten der heiligen Ligue. Mein Gott, unsere Feldherrnhalle in München ist charakteristisch genug, und was enthält sie? Zwei Büsten von Tilly und Wrede und eine Menge von Raum für Feldherren die noch geboren werden sollen.

Wie dem auch sei, wie viel bei uns auch mangelt, was für ungeheure Mißstände und sociale Uebel die beseitigt werden müssen, das aber bleibt doch wahr, daß der Kern in unserm Volke, namentlich bei den drei oben genannten Stämmen gut und kräftig ist. Das Hauptübel und der seit Jahrhunderten zehrende Krebsschade, ein demoralisirend und verdummend wirkendes Pfaffenthum, hat dadurch daß Oesterreich, der Hort dieses Gezüchts, besiegt ist, einen Stoß erlitten, von dem es sich nie wieder erholen wird. Gebe Gott, daß dieser unglückselige Zwiespalt, der durch unsere beiden Hauptkirchen über die Deutschen gebracht wurde, in einer das gesammte Deutschland vereinigenden Nationalkirche sein Ende erreiche. Daß die Realisirung dieser Idee nach in einiger Ferne liegt, darüber herrscht wohl kein Zweifel, daß diese Angelegenheit aber ihre Lösung erhalten wird wenn die deutsche Frage zum Abschluß kommen wird, das ist meine feste Ueberzeugung. Vor allen Dingen seien wir aber froh, daß unser süddeutsches Vaterland von dem unheilvollen Einflusse Roms wie dem des östr. Concordats befreit ist. Endlich bedenke man vor allem, daß von jetzt an Süddeutschland durch seinen engsten Anschluß an Norddeutschland in wirthschaftlicher und industrieller Hinsicht eine ganze andere Rolle zu spielen berechtigt ist wie bisher.

Man glaube nicht, daß die in diesen Zeilen ausgesprochene Meinung vereinzelt dasteht. Der beste Beweis für unsere Behauptung, sind die in einigen Städten wie z. B. Nürnberg zu Gunsten Preußens vorgekommenen Demonstrationen. So viel haben denn doch die deutschen Sängerfeste &c. gewirkt, daß die große Menge gefühlt hat wo sie hin gehört, und Alle wissen es Herren von Bismarck, für den im übrigen die Sympathieen noch wachsen werden, Dank, daß er Oesterreich aus Deutschland hinausgeworfen hat, Deutschland zu der Macht dem Auslande gegenüber erhoben hat, die es sein muß, wenn es nicht zum Spielball fremder Politik herabgewürdigt werden soll. Von Bismarcks Energie hofft man Alles. Wiederum ist eine Periode in der Geschichte der Deutschen durch die letzten Siege Preußens abgeschlossen. Vereinigen wir uns in dem gemeinsamen Wunsche, daß der beginnende neue Abschnitt, wie er mit den besten Hoffnungen angefangen, durch die Realisirung derselben zu einem befriedigenden Ende geführt werde. J.

Stanislaus Augustus, König von Polen.
(Fortsetzung.)

Ich habe gesagt, daß der König die französische und englische Sprache völlig inne hat; auch der italienischen und deutschen ist er so mächtig, daß man, wenn er sie spricht oder schreibt, einen gebornen Italiener oder Deutschen zu hören oder zu lesen glaubt. Das Deutsche schreibt er mit lateinischen Buchstaben. Ich habe lange Briefe in dieser Sprache von ihm gesehen, die mit der äußersten Richtigkeit in Absicht des Ausdrucks, der Verbindung und der Redezeichen geschrieben waren. Lateinisch spricht und schreibt er mit Eleganz; russisch, wie es sich fast von selbst versteht, mit Vollkommenheit.

Uebrigens besitzt er einen Schatz von gründlichen Kenntnissen in der Politik und in der alten und neuen Geschichte; er hat in der Mathematik viel gethan, und schon in sehr frühen Jahren verfertigte er einen Grundriß von Sendomir. In der Baukunst wetteifert er mit Baukünstlern vom Handwerk. Das Theoretische der Kriegskunst ist ihm geläufig, wenn er auch zum Praktischen nie Hang gezeigt hat. Wäre er das Haupt eines monarchischen, eines unabhängigen Staats geworden, so würden ihn schon seine Zeitgenossen in der Reihe der thätigsten, menschenfreundlichsten, weisesten und unterrichtetsten Fürsten genannt haben.

Wenn er sein Volk und Land, in politischer Rücksicht, nur behutsam verbessern durfte, so geschah es desto freier und williger in Absicht der literarischen Ausbildung und der Erziehung. In der That, wenn er über soviel hunderttausend von Guineen zu gebieten gehabt hätte, als von polnischen Gulden, die Folgen seiner hieher gehörigen Bemühungen würden glänzend gewesen sein. Die Nation that nie etwas für diesen Gegenstand, mißbilligte sogar manches, was er aus eigenem Säckel hierin unternahm. Es kostete ihm Mühe genug, sie damals, als die Besitzlichkeiten der Jesuiten eingezogen wurden, willig zu machen, daß sie die Einkünfte davon zur Verbesserung der Schulen und Universitäten und zur Errichtung adlicher Lehrinstitute zu verwenden erlaubte. Auf seine Kosten errichtete er das Kadettenhaus in Warschau, und eine Sternwarte, die er mit Werkzeugen versah. Er legte Sammlungen für die Naturgeschichte und Alterthumskunde und einen botanischen Garten zum Unterricht der Jugend an. Er stiftete eine Bibliothek, kaufte aus fremden Büchersammlungen Handschriften, zur polnischen Geschichte gehörig, und ließ an einer Geschichte der Nation selbst arbeiten. Gelehrte ermunterte er durch Lob, Theilnahme und Belohnungen, beförderte den Druck nützlicher Bücher und verbesserte die Druckereien. Durch seine Vermittelung kam vor ungefähr 15 Jahren eine Art von Verein für die Wissenschaften in Warschau zu Stande, und seine Schuld war es nicht,

wenn er sich nicht erhielt. Mit einem Worte: die Fortschritte, welche die gegenwärtige Generation in Polen gethan hat, kann sie niemand, als ihm verdanken.

Zu den politischen Verbesserungen, die ihm zu treffen vergönnt waren, gehören folgende:

Er suchte das Münzwesen und den Münzfuß in Ordnung zu bringen; er beschränkte die Willkühr der Großschatzmeister und der Großfeldherrn durch eigene Schatz- und Kriegskommissionen, die er ihnen zugesellte; verbesserte den Rechtsgang bei den Tribunalen und unteren Gerichtsstellen; setzte den Geringern mehr in Sicherheit vor dem despotischen Eindrange der Großen; gab der Hauptstadt ein Pflaster; baute Landstraßen und in Lithauen neue Städte; verbesserte die Befestigungen von Kaminieck, ermunterte die Manufakturen in Warschau und legte neue in Lithauen an; versah Warschau mit einem Ringgraben, machte die Pilica schiffbar; ließ Salzminen aufsuchen und Kupfer- und Bleigruben absenken; legte eine Stückgießerei in Warschau an; beschenkte und verbesserte Krankenhäuser und Hospitäler und erließ endlich der Nation neun Millionen eingebüßter Einkünfte, deren Ersatz er nie verlangt hat.

Diese Anstalten und Aufopferungen, die er zum Besten der Nation machte, waren, bei einem Einkommen, das nicht über 350,000 Dukaten stieg, unwidersprechliche Beweise seiner Liebe und seines Wohlwollens; aber sie wurden so wenig dafür erkannt, daß ihm einige der erstgenannten die bittersten Feinde erweckten, und daß die meisten der letztgenannten von der Nation so wenig unterstützt wurden, daß sie, da seine eigenen Finanzen in Zerrüttung kamen, nach und nach eingingen.

Der König hatte, seitdem er den Thron bestieg, eine Lieblingsidee, von der er sich die vortheilhaftesten Folgen für die Umschaffung seiner Nation und deren Verfassung versprach. Er sah wohl, daß, so lange die altpolnischen politischen, moralischen und ökonomischen Vorurtheile dauerten, eine feste Grundlage fehle, auf welche man Verbesserungen bauen könnte; und daß, um diese Grundlage möglich zu machen, das ganze, bisher gewöhnliche Erziehungswesen umgestaltet werden müsse. Zu diesem Zwecke wurde das Kadettenhaus in Warschau errichtet, und nach der Aufhebung des Jesuitenordens erhielten die Adelsschulen in den Provinzen ihre Entstehung und die Universitäten ihre neue Einrichtung zu gleicher Absicht. Es eröffneten sich sonach einer zahlreichen Menge von jungen Adlichen ganz neue Felder von Kenntnissen, die ihre Väter nicht einmal geahnt hatten. Was der König an aufgeklärten Subjekten, die zu Lehrern tauglich waren, im Lande selbst finden konnte, stellte er bei seiner Institution an und gesellte diesen viele geschickte Ausländer zu. So geschah es, daß die adliche Jugend gewisse Dinge gar nicht zu hören bekam, die bei ihren Vätern, aus dem ersten Unterrichte her, als unverbringliche Vorurtheile hafteten; und daß sie dagegen in andern unterrichtet ward, die, als Resultate der neuern Philosophie, Staatskunde und Moral, bei ihr Wurzel faßten und eben so unzerstörbar würden, als bei ihren Vätern die Irrthümer.

Für diejenige Klasse der jungen Edelleute, die schon aus den Jünglingsjahren getreten war, wurde der König in eigener Person Lehrer. Er zog besonders die Söhne der größeren Häuser, die nicht seine erklärten Widersacher waren, an sich, flößte ihnen seine Grundsätze ein und ward zugleich ihr Vorbild in Absicht der Sitten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese letzteren nicht sehr vaterländisch waren, daß sie leicht, außer der Vergessenheit der alten, rohern Art zu leben, einen Luxus, einen neuen Sittenverkehr bewirken konnten, die ihrerseits auch ihre Nachtheile im Gefolge hatten; aber der König glaubte mehr auf junge Leute wirken zu können, die halb Franzosen, halb Engländer, halb Italiener, als auf solche, die echte Polen wären; und diese Schlußfolge war, bei seinem Zwecke, richtig. Wo er nur konnte, beförderte er junge Männer zu Stellen, die Einfluß auf Geschäfte und Nationalverhandlungen hatten. Er zog sie bei Hofe hervor, ließ sie bei seinen Gesellschaften zu, besetzte auch mit ihnen einen großen Theil der Hofämter. Die bloß glänzenden Würden ließ er und gab er noch bejahrten echten Polen, die er nicht übergehen konnte, an denen er jedoch nicht abließ, zu arbeiten, um die auffallendsten Vorurtheile bei ihnen zu untergraben. Es gelang ihm auch, selbst von diesen Mehrere zu einer gewissen Mäßigung und Aufklärung zu bringen. Sein Plan aber war, diese alte Generation allmählig aussterben zu lassen und ihre Stellen mit seinem jungen Anfluge zu besetzen, der, nach seinen Grundsätzen erzogen, nicht nur von den Fehlern und Vorurtheilen der alten Polen frei sein, sondern auch die gegenwärtigen Mißbräuche und Unordnungen einsehen und selbst verbessernde Veränderungen fordern würde.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

An dem Tage, wo unsere Revue in die Presse geht, entscheidet sich die Frage zwischen dem Frieden und der Fortsetzung des Krieges. Wir sind daher gezwungen, die Ereignisse der Woche zu überschauen, noch ehe sich der Vorhang von dem Resultate gehoben hat. Wie thöricht wäre es, unter solchen Umständen Combinationen anstellen zu wollen, welche, sie möchten durch den Lauf der Dinge ihre Bestätigung oder Widerlegung finden, gleich werthlos sein würden. Wir sind fast darauf beschränkt, Stimmungen zu schildern. Kriegsfreunde und Friedensfreunde stimmen dahin überein, daß

wir vor einer Pause stehen; die ersteren gestehen es mit saurer Miene zu, die anderen bemerken, daß allerdings der eigentliche Friede, welcher eine vollkommene Lösung mit sich bringt, noch nicht erreicht sei, wenn auch ein Tractat geschlossen werde, der den Frieden an der Stirn trage. In letzterer Hinsicht kann man beinahe sagen, daß die Rollen umgetauscht seien. Gerade diejenigen, welche sich aufs Längste dagegen gesträubt hatten, an den deutschen Krieg zu glauben, hätten nunmehr, da der Kampf einmal ausgebrochen, gewünscht, daß er eine längere Dauer behalte, daß er die Gesinnung der Generation gründlich reinige, daß er alle die gewaltigen Fragen, welche die moderne Gesellschaft bewegen, in seinen Umkreis gezogen hätte, weil nur nach einer solchen tüchtigen Procedur eine Vertragsbasis zu erreichen sei, welche Dauer verspreche. Die Kriegesenthusiasten dagegen, so bitter sie für den Augenblick dareinblicken mögen, sind doch gezwungen, zu bekennen, daß sie sich von vornherein einen Krieg gedacht hatten, der nach zwei oder drei gewaltigen Stößen in raschem Anlauf den Frieden davontrage; sie hätten vielleicht noch eine gewaltige Schlacht gewünscht, aber das Ende hätte nach ihrer Ansicht immer ein mit Sturm genommener Friede sein müssen. So geht es, die Menschen sind nie zufrieden, und sie sind am mißvergnügtesten, am meisten zum Mäkeln aufgelegt, wenn ihr Ideal verwirklicht wird. Die Friedensfreunde wollen den sogenannten gründlichen Krieg in dem Augenblick, wo man ihnen den Frieden bietet, und die Kriegspropheten wollen den ohne weitläufige Verhandlungen gleichsam aus dem Zündnadelgewehr geschossenen Frieden, wie sie in der Mehrzahl für den electrisch explodirenden Krieg schwärmten. Wir trachten nun einmal nach Ueberraschungen und Enttäuschungen.

Daß aber das was geschieht noch so allgemein eine Ueberraschung ist, beweist unsere Unmündigkeit in der Politik — beweist, daß uns noch manches Wunder vorbehalten ist, noch manche Arbeit bevorsteht, ehe wir lernen, die Dinge zu nehmen wie sie sind und nicht gleich aus der Haut zu fahren, wenn sich eben nur einfach die Consequenzen dessen entwickeln, was sich schon längst vorbereitet und angelegt hatte.

Jetzt kommt es darauf an, zu begreifen, warum wir unserer Regierung Dank zu wissen haben, daß sie dasjenige thut, was in der Situation das einzig Richtige ist. Unsere Hauptarmeen standen auf fremdem Boden, siegreich, kampftrunken, zum Vormarsch bereit, und wenn es bis an's Ende der Welt gegangen wäre. Aber der Streich, den uns Oesterreich gespielt hatte, mußte unseren bisherigen Berechnungen eine neue Gedankenrichtung hinzufügen. Die Regierung wäre ihrer Pflicht, nach allen Seiten hin das für das Volkswohl Zuträglichste zu erwägen, untreu geworden, wenn sie nicht auch überlegt hätte, wie die militairischen Chancen stehen würden, falls Napoleon sich mit etwas mehr, als einer blos moralischen Intervention in den Kampf mische. Wir waren des guten Willens und der Freundschaft Napoleons ziemlich sicher, wir durften seiner Loyalität vertrauen, aber Napoleon ist am Ende ein Monarch, der nur seine Interessen befragt, der von der öffentlichen Meinung Frankreichs abhängig ist, und der nicht gezaudert haben

würde, zuzugreifen, falls seinem Interesse ein Vortheil gewinkt oder die französische Eitelkeit eine Pression auf ihn geübt hätte. Uebrigens hatte Napoleon selber bei vertraulichen Aeußerungen nicht verhehlt, daß er zwar seine Vermittelung in den Grenzen friedlicher Freundschaft zu halten wünsche, daß er aber auch seine Ehre dem französischen Volke gegenüber engagirt glaube und sich über einen gewissen Punkt hinaus freie Hand vorbehalte. Bei solcher Lage der Dinge mußte erwogen werden, ob es klug sei, eine europäische Complication zu einer Zeit auf uns zu nehmen, wo unsere Haupt-Armeen nicht blos auf fremdem Boden ständen, sondern auch an der Donau einen erbitterten Feind vor sich hätten, und wo an unserer Flanke der deutsche Bundeskrieg noch nicht gestillt war. Allerdings durften wir mit Gewißheit auf die russische Allianz rechnen, aber Rußland hätte natürlich vorzüglich seine Interessen im Auge gehabt, und es hätte sich dann auf preußischem Boden ein Kampf entspinnen können, bei dem sich russische und französische Interessen gegeneinander abwogen. Diese Betrachtungen mögen die Elemente zu der jetzigen Friedensstimmung geliefert haben. Wir haben die Disposition über Deutschland gewonnen, und wir haben ein Heer, das der Welt trotzen kann. Unsere glorreiche Armee, unsere Heldensöhne sind unser Hort; — wir dürfen ja nicht verhehlen, daß es hier noch Politiker giebt, welche nicht an die Möglichkeit des Friedens glauben, welche behaupten, es seien alle Fäden so gezogen, daß Preußen, Italien und Rußland einerseits gegen Frankreich und Oesterreich kämpfen. Wir wollen nicht absprechen. Es ist heutzutage Alles denkbar.

So muß denn die Haltung Rußlands fortfahren, die Gemüther zu beschäftigen. Man wußte von vorn herein, daß Rußland sich von dem deutschen Kampfe gerade so fern halten würde, wie es Frankreich thäte. Nähere sich Frankreich um einen Schritt, so sei es unausbleiblich, daß Rußland ebenfalls um einen Schritt vorwärts gehen werde.

Nun hat Napoleon offenbar einen Theil seiner bisherigen Reserve aufgegeben. Preußen hofft und ist überzeugt, daß dieses Hineingreifen des französischen Kaisers in den Umkreis unerhörter Katastrophen zum Vortheil der preußischen Politik ausschlagen werde; aber es fällt keinem hiesigen Politiker ein, die Thatsache zu leugnen, daß Napoleon eben hineingezogen ist. Oesterreich hat versucht, dem Kaiser der Franzosen eines der Streitobjecte abzutreten; Napoleon hat in Folge dessen in der Haltung eines nahe Betheiligten mit Victor Emanuel und, — bei der Zusammengehörigkeit der italienischen und der preußischen Politik —, auch mit unserm Könige verhandelt. Napoleon nimmt die Befugniß in Anspruch, bei der Gestaltung der Resultate, die sich aus dem Kriege ergeben sollen, ein Wort mitzusprechen. Er wird dies offenbar zu Gunsten derjenigen Macht thun müssen, deren Gewalt sich als unwiderstehlich erwiesen hat. Doch dabei bleibt es, daß er mitspricht, und so wird denn auch Rußland nicht umhin können, seinen Standpunkt kund zu thun, das Gewicht seiner Meinung, die Nachhaltigkeit seiner Interessen zu erproben.

So lange Napoleon nur im Interesse der Wiederherstellung des Friedens

eine moralische Einmischung ausübt, so lange er sich bei seinen Manifestationen und Rathschlägen darauf beschränkt, auf die Unleugbarkeit der Ergebnisse hinzuweisen, die durch Preußens Action errungen worden sind, so lange wird auch Rußlands diplomatische Operationslinie sich auf dem Gebiete guter und wohlmeinender Bemerkungen halten.

Im Falle jedoch, daß der Kaiser der Franzosen die Gelegenheit zu benutzen suchte, um etwaige Wirren und Schwierigkeiten zu Gunsten einer Vergrößerung des französischen Gebietes zu verwerthen, würde Rußland seine Gewalt fühlbar machen, denn nach unserer Ueberzeugung kann das Petersburger Cabinet keine Ausdehnung der kaiserlichen Macht nach irgend welcher Richtung hin, am wenigsten aber ein Wachsthum Frankreichs nach dem Rheine zu dulden. Die Anstrengungen, die Napoleon vor drei Jahren machte, um dem Aufruhr der Polen Ermuthigung einzuflößen, das großartige Netz, welches der Kaiser ausspannte, um England und Oesterreich einzufangen und gegen den Czaren zu richten, sind noch unvergessen. Die Pläne des Kaisers waren damals ernster, als man vielleicht bei dem raschen Scheitern jenes diplomatischen Feldzuges geahnt hat. Napoleon wollte in der That mit Hilfe Oesterreichs und Englands die Zwecke des Krimmfeldzuges zur Vollendung führen, er wollte Rußland im Norden schwächen, wie er es im schwarzen Meere beschädigt zu haben glaubte, er schrieb die Selbstständigkeit Polens auf seine Fahne, um das Gleichgewicht im Norden Europas zu vernichten. Sollte nun Rußland zusehen, wenn Frankreich in Mitteleuropa um sich griffe und somit dem Terrain seiner Lieblingspläne, nämlich dem Thale der Weichsel näher rückte? Gewiß nicht. Rußland würde also das Berliner Cabinet sofort unterstützen, wenn Napoleon eine Pression ausüben wollte, um durch dieselbe ein Territorium am Rhein zu gewinnen.

Preußens auswärtige Politik, welche nun schon so oft bewiesen, daß sie ihre Fäden mit langer Hand anzulegen wisse, hat sich stets gehütet, die conservative Empfindlichkeit Rußlands zu verletzen. In einem französischen Blatte „l'Etendard" wird berichtet, daß bei der Lösung der Herzogthümerfrage die im warschauer Protokoll vorbehaltenen Rechte in Erwägung kommen und daß der Inhaber dieser Rechte, der Großherzog von Oldenburg, durch den Erwerb von Osnabrück entschädigt werden würde. Uns ist an dieser Nachricht vor Allem das Eine wichtig, daß Preußen denjenigen Rechtspunkt, ohne dessen ehrliche Erörterung jede Lösung der schleswig-holsteinischen Sache unvollständig bliebe, nicht beiseite zu schieben denkt. Rußlands Conservatismus, in Massenorganisation und Machtcentralisation dem preußischen ähnlich, besitzt zugleich einen außerordentlichen Instinct, ein starkes Gedächtniß für das Recht, und es ist dieser letztere Charakterzug, durch den sich der russische und preußische Conservatismus gegenseitig zu ergänzen haben. Durch die Eingestaltigkeit ihrer Reiche, durch die Uniformität ihrer Intelligenz auf einander angewiesen, werden Preußen und Rußland unbezwinglich sein, indem sie mit der Behauptung der Macht die Liebe zum Rechte verbinden.

Durch Einheit des Planes muß die preußische und die russische Diplo-

matie die französische übertragen. Der Kaiser Napoleon hat zu mehreren Malen versucht, auch in seine auswärtige Action diese Einheit zu bringen, er hat Schöpfungen, Combinationen ins Leben gerufen, welche gleichsam die verschiedenen Stationen auf seinem Pfade zu harmonischer Größe bezeichnen sollten. Er hat die englisch-französische Allianz geschaffen, das italienische Königreich in's Leben gerufen, das mexicanische Kaiserreich gegründet. Aber diese Schöpfungen, weit entfernt, die Entwickelung des Imperiums zu fördern, erwiesen sich nach einiger Zeit als hemmende Fesseln. Italien hat dem Kaiser viel Kopfzerbrechens verursacht, und wer kann sagen, wie oft er in letzter Zeit mit Rücksicht auf Victor Emanuel und dessen Generäle im Begriff stand, das quos ego auszurufen. Mexico belästigt ihn so, daß er es gern um irgend einen Preis los sein möchte. Man spricht sogar von einer im Gange befindlichen Verhandlung zwischen Napoleon und den Vereinigten Staaten, wonach das Kaiserthum Mexico in ein Schutzverhältniß zu den letzern treten und dafür eine Allianz zwischen Frankreich und Nordamerika geschlossen werden solle. Wahrscheinlich ist das nur eine vorübergehende Idee, aber sie zeigt, wie sehr die Wiedererweckung der Herrlichkeit Montezumas dem Kaiser zur Last liege. Die Mühe, die Napoleon anwendet, um die Regierung zu Washington guten Muthes zu erhalten, kann man auch aus der Depesche ersehen, die Herr Bigelow an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Washington gerichtet hat. Der amerikanische Gesandte schildert eine Unterredung mit Herrn Drouhn de Lhuys in folgender Weise: „Herr Drouhn de Lhuys sagte, daß die kaiserliche Regierung ihre Absicht, sich aus Mexiko zurückzuziehen, ausgesprochen habe, weil das ihren Interessen convenire, und aus keinem andern Grunde. Wenn sie daher in aller Förmlichkeit nicht blos den Vereinigten Staaten, sondern der ganzen Welt kundgethan, daß die Armee aus Mexiko in einer festgesetzten Frist zurückgezogen werden würde, so glaube er, daß dies genügend gefunden werden müsse. Die Regierung gab die Erklärung bona fide ab und gedenkt danach zu handeln. Sie gedenkt ihre Armee innerhalb der bestimmten Zeit zurückzuziehen und sie hat nicht vor, 100 oder 200 Mann in der ersten Abtheilung und weitere 100 oder 200 in der zweiten zurückzunehmen, die große Masse aber dort zu lassen, obgleich sie es nicht für nöthig gehalten, sich über Details dieser Art, die von hygienischen und klimatischen Rücksichten abhingen, über die sie nur allein urtheilen könne, des weiteren auszulassen. Dies, sagt S. Exc., wünsche er, solle ich meiner Regierung mittheilen. Ich fragte S. Exc., ob ich ihm jemals schriftlich oder mündlich ein Mißtrauen in des Kaisers Absicht, seine Truppen aus Mexiko zurückzuziehen, angedeutet hätte. Er antwortete verneinend, und ebenso auf meine weitere Frage, ob es durch irgend eine andere von meiner Regierung dazu autorisirte Person geschehen sei. Aber er hätte derlei Imputationen in einem unserer öffentlichen Blätter gelesen, worauf ich im Wesentlichen entgegnete, daß die Presse sich selber das Gesetz gäbe und daß man wohl daran thäte, sich danach nicht zu richten. Da er mich ersucht hatte, meiner Regierung eine förmliche Erwiederung zu übermachen auf das, was wie eine Bezichtigung der Unaufrich-

tigkeit und Wortbrüchigkeit von Seiten des Kaisers klang, so hielt ich sein Bekenntniß für wünschenswerth, daß ihm keine derartige Anschuldigung durch einen officiellen Canal zugekommen sei. . . . Ich fuhr dann mit der Bemerkung fort, daß der Inhalt der mir ertheilten Instruction sei, eine Erklärung zu erlangen über die Verschiffung beträchtlicher Truppentheile von Frankreich nach Mexiko, nachdem die Absicht, die ganze Armee zurückzuziehen, officiell angezeigt worden war. S. Exc. erwiederte darauf, daß er seit unserm letzten Gespräch Erkundigungen bei seinen Collegen vom Marine- und Kriegsdepartemente eingezogen, die dahin lauteten, daß keine zu dem Expeditionscorps gehörenden Truppen in diesem Jahre nach Mexiko gesandt worden seien, es sei denn, um abgegangene zu ersetzen, in keinem Falle, um die Zahl der dort stehenden zu vermehren, daß die Verschiffung, wovon die öffentlichen Blätter und ihre Depeschen gesprochen, wahrscheinlich sich auf die zu Anfang des Jahres per Transportschiff Rhone gemachte bezöge, welche aus Mannschaften der Fremdenlegion und nicht des Expeditionscorps bestanden hätte, die lange in Frankreich und Algerien auf die Vereinigung mit ihren Regimentern gewartet hätten, daß keine neuen Truppen für die Fremdenlegion angeworben seien, seitdem der Kaiser seine Absicht, sich aus Mexiko zurückzuziehen, kundgethan, und daß auch, so viel er wisse, weiter keine angeworben werden sollen. Weiterhin sagte er, daß es die Absicht seiner Regierung sei, die Armee jedenfalls innerhalb der in der Depesche an Sie angegebenen Zeit gänzlich aus Mexiko herauszuziehen, und früher noch, wenn es klimatische und andere Rücksichten erlaubten, und daß es nicht ihre Absicht sei, durch andere Truppen, woher auch immer, sie zu ersetzen. Beim Schlusse einer langen Conversation, deren wesentlicher Inhalt in Obigem gegeben, drückte ich S. Exc. meine Satisfaction mit seinen Erklärungen aus und das Vergnügen, das es mir mache, dieselben meiner Regierung mittheilen zu können."

Wer nach einer Deutung des Betragens sucht, das der Kaiser Napoleon in der letzten Zeit inne gehalten, der wird dieselbe in dem Umstande finden, daß die Transactionen mit Amerika noch nicht zum Abschluß gediehen sind.

Publicistische Aphorismen.

Reise in's böhmische Quartier.

I.

Es geht ein Butzemann im Reich herum
Dibum dibum,
Bibi, bibi bum!
Der Preuß' schlägt die Trumm.
Ach Joseph großmächtiger Mann,
Wie hast ein Spiel gefangen an,
Ohn' Noth in deutschen Landen
Wollt' Gott Du hätt'st es baß bedacht.
Dich solches nicht unterstanden.

Altes Kriegslied.

Meine Pflicht führte mich nach Böhmen in Mitte jener Schauplätze preußischer Heldenthaten, die zu schildern nur einem Homer gelingen dürfte. An einem Ajax und Achill, an kriegerischen Heldengestalten war hier kein Mangel; alle Heroen waren in unserer Götterarmee ausreichend vertreten. Nun besitze ich leider weder das Talent eines Ulrich von Hutten, noch eines Philanter von Sittewald, um Situationen drastisch zu schildern oder einen „Schellmufsky“ auf das Papier zu bringen. Militairische Situationsgrundrisse bin ich ebenfalls außer Stande zu geben, da ich nur anatomische Präparate zeichnen kann und vor dem Herrn Professor Virchow den großen Vorzug besitze, daß ich beim Leisten bleibe. Dazu kömmt noch, daß ich offenherzig gestanden keine rechte Lust zum Schreiben habe; denn ich bin noch immer so siegesberauscht, daß ich von diesen Thaten am liebsten spreche, das Schreiben ist mir nicht geflügelt genug. Seid also genügsam, meine Freunde. Ein Schelm giebt mehr als er kann.

Meine Reisegefährten waren nicht von Schnee gemacht, wie die Weiber von Franz von Assisi, sondern feurige Männer in den besten Jahren, electrisirt und begeistert von Preußischen, den Dampfkräften unserer Zeitanalogen, Schnellthaten und wie die alten persischen Maler und Bildhauer nur Schlachtstücke malen und formen konnten und nicht Anderes, so schien es, wenn auch wir von gar nichts Anderem als von preußischen Thaten zu sprechen verständen. Zu meinen Reisegefährten zählten zwei serventi d'armi aus dem italienischen Hauptquartier, ferner ein Franzose, Vicomte de. C., dessen Vorfahr ein Cardinal, 1541 als päbstlicher Legat den Verhandlungen des Regensburger Reichstages beiwohnte, dann ein Ungar, ein seit Jahren in Magdeburg ansässiger Kaufmann, der an Ungarns Schicksal fest gebunden schien, ferner ein stattlicher englischer Oberst, für Ungarns Freiheit in so hohem Grade schwärmend, wie einst Albion's zweitgrößter Dichter, der Lord Biron, für die Unabhängigkeit von Hellas. Des Obersten Vater diente unter Nelson auf dessen Admiralschiff Bellerophon in der Seeschlacht bei Abukir. Es war ein äußerst gemüthliches Zusammenreisen. Der

Franzose, ein Virtuos auf dem Piano meinte: es sei Preußen jetzt eine symphonia heroica, vor welcher der kühne Ludwig von Beethoven sich tief zur Erde gebeugt haben würde. Wie Beethoven ein ganz neues Gebiet in der Instrumentalschilderung eröffnet hat, so habe Graf Bismarck, dieser Riese von Eisen, mit ergreifender Macht und Tiefe das Leben des geistig so hoch stehenden Preußens begriffen. Die italienischen Offiziere erzählten manches von der heiteren Laune und den naiven Scherzen des Grafen im feindlichen Kugelregen bei Sadowa.

Dann machte der Ungar, der Kaufherr aus Magdeburg, einen hübschen Vergleich: „Schauen Sie, meine Herren, dieser Krieg beruht auf Antipathie oder Unverträglichkeit zweier Ehegatten, die leider gar zu leicht entsteht, wenn die Ehe unharmonisch ist. Oesterreich ist eine sehr alte unfruchtbare Frau und Preußen ein junger, zündnadelfeuriger Mann. „Si, si" sagte der Franzose, „Madame Gertrude veut, a soixante ans, faire encore la prude, mais il n'est plus tems. En vaine elle farde son teint surannée. — C'est de la moutarde après le diner. — Meine Wenigkeit gab zum Besten, daß ich künftigen Winter ein Buch über die Weltseele zu schreiben gedächte, eine Hypothese der höheren Physik zur Erläuterung des Organismus eines preußischen Grenadiers mit und ohne Zündnadelgewehr. An Lebendigkeit der Darstellung, hoffte ich, werde es nicht fehlen. — Auf einer Station erhielten wir plötzlich die Nachricht von dem Einzuge der Preußen in Frankfurt a. M. Allgemeiner, nicht endenwollender Jubel. Ja, die Nothwendigkeit, sich gemeinschaftlich gegen einen allgemeinen Feind zu vertheidigen, führt die Thiere in Heerden aneinander, bildet die Republiken der Bienen und Biber; der süddeutsche Reichsknecht sah leider die Nothwendigkeit, sich mit uns gegen den allgemeinen Feind der Cultur und des wirklichen Fortschritts zu vereinigen, nicht ein und so liegt er jetzt am Boden, gleich einem Bündel Haselruthen, welches sehr bald auseinander geschüttelt wurde. Nun gebe man aber einmal Acht; es wird gar nicht lange mehr dauern, so werden Mütter, Basen und Muhmen zu Frankfurt a. M. nichts Eiligeres zu thun haben, als ihre lieben Töchter an einen Preußischen Mann zu bringen. Der keusche Mond wird manche nächtliche Zusammenkunft einer Frankfurter frommen, guten, schwärmerischen Julia mit einem Brandenburger Romeo mit ansehen und Juliens gluterfüllte Seufzer aus halbgeöffnetem Munde mit anhören. —

Ungefähr nach siebenstündiger Reise wurden wir durch ein Corps von etwa 6—700 Mann gefangenen Ungarn allarmirt. Ein buntes Gewimmel von Soldaten aller Waffengattungen. Wunderschöne Gestalten; ausdrucksvolle Physignomien dabei. Als ich unter sie tretend, ihnen von der Auferstehung des General Klapka Kunde brachte und daß sie ihn bald, vielleicht noch heute sehen würden, da jauchzten die erstaunten Husaren und ihre braunen Augen glänzten wie feurige Sterne. Ein Offizier, ein allerliebstes junges Blut, dessen weiße Perlenzähne durch das sonngebräunte Gesicht gehoben wurden, gefiel uns dermaßen, daß wir ihm sofort unsere guten Dienste anboten. Er acceptirte und wir verlebten einige Stunden zusammen. Er sagte, daß die meisten Ungarn in der österreichischen Armee genau wüßten, wie sie von

jeher von den unzugangbaren Oesterreichern mit bärenhäuterischer Plumpheit behandelt und chikanirt worden und wie man ihre alten Gerechtsame in Wien hermetisch verschlossen und versiegelt habe.

Den dux clarissimus Benedek tadelten jetzt alle gefangenen Offiziere, die er gesprochen; ob aber mit Recht sei nicht so leicht zu bestimmen. Vieles sei ihm allerdings räthselhaft. Was aber Kaiser Joseph's Ministerium der auswärtigen Angelegenheit beträfe, so habe auch darin ein bornirter Teufel regiert. Warum z. B. habe man nicht im Monat Mai Venetien für ein gut Stück Geld verkauft, dessen Oesterreich ja so sehr bedürftig, warum nicht Holstein? Jetzt den Großmüthigen spielen und kleinmüthig Venetien dem Kaiser Napoleon, der Oesterreich schmählich um die Lombardei gebracht, in die Tasche zu stecken, sei archidummm und zum Todlachen und habe dem Habsburger ganz ungeheuer geschadet. Er kenne auch in Wien Leute, die so oft sie den Herrn Grafen Mensdorff erblickten, von einer Angst und Brustbeklemmung befallen wurden und sei ihnen immer zu Muthe gewesen als müßten sie ihn beim Rock halten, „um des Herrn Jesus Willen Excellenz, fangen Sie mit dem Grafen Bismarck keine Händel an." Der Vicomte aber wälzte alle Schuld auf den Kaiser. Dieser sei in diametro Napoleon III. entgegengesetzt insofern er niemals mit der Welt recht in Contakt gekommen. Omar, sagte er, Einer der vielen Schwiegerväter des verliebten Propheten, der Nachfolger im Khalifat eines anderen Schwiegerpapa's desselben, des bekannten Abubekr's, war ein trefflicher Mann an Weisheit und hinterließ Maximen à la Rochefoucauld. Eine heißt: Wer niemals mit der Welt in Contakt gerieth, der wird auch nun und nimmer Takt besitzen und über den werden die Uebel der Gegenwart triumphiren. Viele Fürsten, sagt der Khalif, mustern zwar ihre Heerschaaren und ihr Frauenserail mit großer Passion, auch gehen sie fleißig auf die Jagd, aber aus Eigensinn, Eigenliebe, Etiquette, Trägheit, Furcht, Geringschätzung und hergebrachtem Brauch u. s. w. treten sie weiter nicht in Contakt mit der sie umgebenden Welt und lernen nicht diejenigen Menschen kennen, welche sich durch Verstand und Genie auszeichnen. Daher sind solche Fürsten meist capriciös und etabliren in ihre Umgebung eingeschränkte Köpfe, die alsdann einflußreich und durch ihren unvernünftigen Rath verderblicher als verzehrend Feuer werden. Es ist eine große Thorheit allein weise sein zu wollen. Den Preis der Dinge kennen ist eine Hauptgeschicklichkeit. Ein Schattenfürst aber könne Mekka nicht mit Sturm nehmen, auch werde er nicht allzuviel Münzen schlagen und seine Leibwache könne leicht anmaßend, mächtig und gefährlich werden.

Der österreichische Jägeroffizier vom 22. Feldjägerbataillon erzählte:

Uns gegenüber in der Schlacht bei Königsgrätz steht das preußische 66. und 67. Regiment. Unser Bataillon 1200 Mann stark — früher nur 800 — steht fast zwei Stunden in der Feuerlinie. Nun erscheint drüben ein Offizier hohen Ranges, einen Schimmel reitend. Es ist Ihr von uns gefürchteter Prinz Friedrich Carl; unser Oberst erkennt den Prinzen und sofort wird er von unseren besten Schützen — und wir zählten deren nicht wenige — auf's Korn genommen. Der Prinz hält eine Karte in der Hand und scheint

keine Eile zu haben, denn er hält sehr lange uns gegenüber. Er ist unser beständiges Ziel, aber der Allmächtige in der Welt, die da oben liegt, hat beschlossen, daß diese Blume Preußens unversehrt bleibe; nicht einmal sein Roß erhält einen Streifschuß! Als wir nun so in der Arbeit begriffen, da ertönt Trommelschlag und wir erhalten tödtliches Schnellfeuer, o Graus! Wie im Walde das Laub, wenn der Herbst es erfaßt, so liegt das Bataillon zerstreut und erblaßt. Die noch Lebenden, als ich mich umschaue, erblicke ich in Gazelleneile auf und davon laufen. Auch die meisten Offiziere liegen todt dahingestreckt. Nun avancirt das 66. und 67. Regiment tambour battant und es wird stumm auf unserer ganzen Linie. Da im sausenden Galopp erscheinen Brandenburgs blaue Dragoner und ich, des schönen Bataillons jüngster Offizier, muß mich mit noch zwei Anderen ergeben, keine Kinderscene! Ja, meine Herren, des Kaisers Grab scheint offen, sein Reich zu vergehen, doch jetzt kömmt mit Gottes und der Preußen Hülfe eine segensreichere Zeit für Ungarn, dann bin ich bereit für mein Vaterland zu sterben; ein schöner Tod in der Schlacht fürs Vaterland! —

Noch bemerkte dieser Jägeroffizier, daß die Oesterreicher unsere Feldherren für Männer von großer Bedeutung halten, die meisten ihrer Führer dagegen für entschieden unfähig. Die Erzherzöge seien tapfere Leute, aber als Anführer gelten sie für Pedanten und vielleicht auch als Nebenbuhler.

Wir sahen heute 28 Geschütze, Bronzekanonen und viele ganz neue österreichische Munitionswagen. Die meisten Protzen dieser Geschütze waren gefüllt, wahrscheinlich ganz frisch aus den Munitionskarren. So saubere Arbeit wie an den preußischen Geschützen findet man aber nicht; man beschaue nur einmal den bronzenen 24-Pfünder auf dem Cavalier links am Preußenthor zu Glogau. G.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Die verfehlten Experimente Oesterreichs in Ungarn.

„Wir können *warten*, sagte Herr von Schmerling im Jahre 1862, als die Ungarn der Einladung des von ihm entworfenen Statuts vom 26. Februar 1861 nicht folgen und an dem Abgeordnetenhaus des von diesem Statut vorgeschriebenen österreichischen Reichsparlaments sich nicht betheiligen wollten.

„Wir können warten!" Aber *konnte* Schmerling, konnte das Februarstatut, konnte die österreichische Regierung auf die endliche Ermüdung der Ungarn in ihrem constitutionellen Widerstand warten, wenn die Welt nicht warten wollte, nicht warten konnte?

Konnte man von den europäischen Verhältnissen verlangen, daß sie erstarrten, bis die Ungarn ihrer Opposition gegen die Entwürfe der österreichischen Regierung überdrüssig wurden? War es denkbar, daß alle europäische Mächte ihre Reformpläne widerrufen, ihre Reformversuche sistiren und den Gang ihrer Angelegenheiten zum Stillstand bringen würden, um der kaiserlichen Regierung Zeit zu lassen, bis sie endlich so glücklich sein würde, die Formel zu finden, welche das feindselige Gewühl ihrer Völkerschaften in Ordnung und Gefügigkeit bringen würde?

Denkbar muß es allerdings gewesen sein, denn die österreichische Regierung hat es gedacht.

Aber dieser Gedanke gab ihr keine rechte Ruhe und Sicherheit. Es war ein Gedanke, dem der Zweifel inne wohnte.

Darum wechselte sie mit ihren Entwürfen, in der Hoffnung, mit dem Einen zu erreichen, was ihr mit dem Anderen nicht gelingen wollte, die Welt überraschen, ihre eigenen unzufriedenen Völkerschaften beschäftigen und alle Welt hinhalten.

Kurz, sie experimentirte und zwar in einer so schnellen Aufeinanderfolge von Versuchen, wie es in einer ähnlichen Weise nur in Frankreich und selbst hier in der Periode der Revolution seit 1789 langsamer, gründlicher und geduldiger geschehen ist.

Nach dem italienischen Krieg von 1859 kam das Diplom vom 20. October 1860, darauf das Patent vom 26. Februar 1861, auf das Zwischenspiel des deutschen Fürstentags von 1863 folgte die Allianz mit Preußen, sodann der Gasteiner Vertrag, endlich die Sistirung der Wirksamkeit des Februarstatuts durch das Manifest vom 20. September 1865 und die darauf durch die Thronrede vom 14. December eröffnete Vereinbarung mit dem

ungarischen Landtage ist wiederum durch den Krieg mit Preußen in Stillstand verathen.

Die Welt hat nicht gewartet, bis die Absicht, die hinter allen diesen Experimenten stand, erreicht war. Besonders hat sich Preußen nicht dazu verstehen wollen, sich nicht dazu verstehen können, geduldig und passiv zuzusehen, bis der geheime und unwandelbare Gedanke, welcher diese Versuche leitete, zur glücklichen Ausführung käme.

Uebrigens ist der leitende Gedanke der österreichischen Regierung kein Geheimniß.

Trotz des Wirbels von Experimenten, hinter dem er sich versteckte, ist sein wahrer Kern, das Princip des Stillstands, leicht zu entdecken.

Bis zum Jahr 1848 herrschte dies Princip, und zwar unter allgemeiner Zustimmung der Continentalmächte, besonders aber der Mächte der heiligen Allianz, ohne Hülle, ohne Verkleidung und offen eingestanden. Man hatte nur für die Gefahren, die sich an jede volksthümliche Entwickelung und Reform knüpften, ein Auge und zog es vor, statt diese Gefahren durch gründliche neue Organisationen zu besiegen, unbeweglich stille zu stehen. Seit 1848 war diese Methode unmöglich; es begann die Methode des Experimentirens für Oesterreich, nachdem es den Stillstand am längsten in Italien bewahrt, seit der Niederlage von Solferino. Aber indem es mit den Formeln der Gegenwart wirthschaftete und experimentirte, hielt es innerlich an dem alten Princip fest. Sein Vorbehalt bei allen neuen Schöpfungen und Vorschlägen war die Rückkehr zur Vergangenheit. Die parlamentarische Centralisation sollte zur absolutistischen zurückführen. Alle constitutionellen Versuche seit dem Octoberdiplom sollten nicht den Weg zur Zukunft bahnen, sondern ihn verschließen und unter neuem Namen den Geist des Alterthums stärken. Die Idee, welche das politische Laboratorium seit 1860 beherrschte, war dieselbe wie die Regierungsidee seit 1815 bis 1859.

Dem Anscheine nach hat diese Einheit der Idee, diese Veränderlichkeit des Gedankens, diese Festigkeit des Plans etwas Imponirendes. Man hat das Alles auch vielfach bewundert und es hat Oesterreich den stolzen Namen des Horts des conservativen Princips verschafft.

Das Gericht, welches in den letzten Wochen über den Kaiserstaat ergangen ist, dürfte aber wenig geignet sein, diesen stolzen Namen zu rechtfertigen. Auch die Ruinen, in welche der deutsche Bund unter der österreichischen Leitung zerfallen ist, möchten nicht sehr günstig für die conservative Kraft dieser Leitung sprechen. Endlich wird man dem Plan, dessen Unveränderlichkeit und Einheit man im Hintergrunde der letzten politischen Experimente bewundert und sogar anstaunt, weder eine besondre Weisheit, noch eine große Kraft der Initiative zuschreiben, wenn man darauf achtet, wie diese Experimente der Regierung durch auswärtige Niederlagen und durch die Unbeweglichkeit des bedeutendsten inneren Gegners, der Ungarn, abgezwungen sind.

Es macht zwar keine Schande, sich vom sanften oder rauhen Zwang der Geschichte belehren und bessern zu lassen; aber mitten in der Nachgie-

digkeit gegen diesen Zwang das starre und unveränderliche: Non possumus behaupten und bei gelegener Zeit zu Geltung bringen wollen, führt zum Ruin.

Das ungarische und das deutsche Experiment Oesterreichs seit dem Octoberdiplom von 1860 hängen innerlich zusammen. Das Eine sollte das Andere unterstützen und im Sinne der Centralisation zu einem glücklichen Ende führen. Da aber das Gelingen des Einen vom glücklichen Abschluß des Andern abhing, trat die eigenthümliche, jedoch natürliche Erscheinung ein, daß Eines das Andere hinderte und die österreichische Regierung sich oft mit einem verzweifelten Seitensprung nur mit dem Einen beschäftigte und das Andere (für einen Augenblick) sich selbst überließ. So war der deutsche Fürstentag von 1863 eine augenblickliche Beseitigung der ungarischen Frage, dagegen die im Dezember 1865 beginnende Verhandlung mit dem ungarischen Landtage ein Ruhenlassen der deutschen Frage. Doch nur zum Schein. Auf jenem Fürstentage sollte die Eroberung Ungarns vorbereitet werden; auf dem Umwege des ungarischen Landtags wollte man die Kräfte zusammen raffen, um Deutschland im österreichischen Sinne zu centralisiren.

Dieser Zusammenhang der deutschen und ungarischen Frage datirt seit der Zeit, als das Haus Habsburg durch die Erwählung des Erzherzogs, spätern Kaisers Ferdinand I., zum König von Ungarn (1526) den Thron dieses Reichs bestieg. Der Bruder des Erzherzogs, der Kaiser Karl V., lag zwar damals noch mit den Ständen des deutschen Reichs im Kampf und hatte den Gedanken an die Unterwerfung jener Stände noch nicht aufgegeben. Er hatte einen Moritz von Sachsen noch nicht kennen lernen. Allein die selbstständige Haltung, welche die der Reformation ergebenen Fürsten seit dem Reichstage zu Worms bewiesen, ließ von vornhein auf keine dauernde Befestigung der Kaisermacht hoffen. Da gab die Erhebung auf den ungarischen Thron dem Hause Habsburg ein weites Reich für die Gründung einer Herrschaft, welcher sich das deutsche Reich immer mehr entzog — ein wahres Oesterreich zum Ersatz für das sich ihm entziehende Westreich. Hier im Osten consolidirt, konnte es darauf rechnen, den Westen wieder zu erobern. Unter Maximilian, dem Nachfolger Ferdinands als deutscher Kaiser und König von Ungarn, der noch mit dem Gegenkönig Zapolya II. und mit dem türkischen Schutzherrn des Letzteren zu kämpfen hatte, kam dem Hause Habsburg schon die Idee, mit dem neuen Oesterreich in den Verband des deutschen Reichs einzutreten und das sinkende Ansehen der Kaiserkrone durch die vermehrte Hausmacht zu stärken. Maximilian, der nämlich den deutschen Zuzug gegen die Türken betrieb, versprach den zu Augsburg versammelten Ständen, daß Ungarn, wenn es durch deutsche Hülfe von den Türken befreit würde, dem deutschen Reich einverleibt werden solle, daß er diesen Plan mit allen Kräften betreiben und die Durchsetzung desselben auch seinen Nachfolgern zur Pflicht machen wolle. Der Gedanke war aber noch unreif. Es bedurfte noch eines Zeitraums von beinahe anderthalb Jahrhunderten, bis Oesterreich durch Eugen von Savoyen die Macht der Türken brach. Außerdem war Ungarn Oesterreich noch nicht assimilirt, die Erblichkeit des Throns noch nicht gesichert, die aristokratische Grundverfassung, die sogenannte Goldene Bulle noch

nicht revidirt und die Frage, ob die römisch-kirchliche Tradition oder die kirchliche Erneuerung in Ungarn die Oberhand haben solle, nicht entschieden. Letztere Frage war unter Ferdinand I. und Maximilian II. noch nicht einmal in den österreichischen Erblanden definitiv beantwortet. Jene beiden Kaiser übten noch Toleranz und selbst nachdem die Jesuiten sich 1551 in Wien niedergelassen hatten, schien es noch, als ob die Reformation die Erblande vollständig durchdringen werde. Die Toleranz derselben Herrscher, welche die ungarische Königskrone trugen, gestattete in Ungarn der Reformation eine fast ungehinderte Ausbreitung; erst Rudolph II. entschied sich für den katholischen Klerus, der, mächtig als erster Reichsstand und im Besitz fast eines Drittels der sämmtlichen liegenden Gründe des Königreichs, der neuen Lehre noch einen bedeutenden Widerstand hatte leisten können. Die Entscheidung gab der Kaiser und König auf dem Landtag von 1604 durch den selbstherrisch verfaßten Artikel, den er den Landtagsbeschlüssen hinzufügte und welcher die evangelischen Stände als unruhige Köpfe und Neuerer auf die seit Stephan dem Heiligen erlassenen Gesetze gegen die Ketzer verwies und ihnen Verbannung und den Feuertod androhte. Jetzt folgten die Aufstände und Kriege der politischen Unzufriedenen und der siebenbürgischen Fürsten Bocskay (1605), Gabriel Bethlen (1620) und Georg Rakotzy (1644) gegen Oesterreich, denen sich die Lutheraner und Reformirten Ungarns anschlossen. Im Bunde mit dem starken Arm der Fürsten Siebenbürgens, vereint mit den Palatinen und Propalatinen des eigenen Landes, mit den Erz-, Hof- und Landrichtern, den Banen von Croatien, den Generalen und Commandanten, mit fast allen Ober- und Untergespanen, fast allen Magnaten und Adligen, endlich mit mehr als zwei Drittheilen des ungarischen Volks, die sich alle wie jene hohen Würdenträger zu ihren Lehren bekannten, erkämpfte sich die evangelische Kirche Ungarns ihre politische Realexistenz (1606) im wiener Frieden und behauptete sie (1645) im linzer Frieden. Und doch waren kaum zwanzig Jahre nach dem letzteren Frieden verflossen, als alle diese Macht und Herrlichkeit wie in Nichts versunken war, und der holländische Admiral Ruyter 1675 dem betrübten Rest einiger zwanzig von mehr als vierhundert gefangenen evangelischen Predigern von den neapolitanischen Galeeren half.

Leopold I. (1657—1705) hatte diesen Umschwung herbeigeführt. Er vertrieb zwar die Türken aus Ungarn, brachte das Recht der ungarischen Nation in Siebenbürgen, Slawonien und einem Theil Kroatiens zur Anerkennung und erneuerte dasselbe Recht, in Folge der Siege des Prinzen Eugen, sogar in Bosnien und Serbien. Aber er wollte auch zugleich den Stolz der Ungarn auf ihre Autonomie brechen; sein höchstes Ziel war die Vernichtung der ungarischen Verfassung; die Blutgerichte seiner außerordentlichen militairischen Commissionen sollten die Häupter der Nation wegmähen, die Pfarrer der evangelischen Kirche als Rebellen einziehen und die verwaisten Gemeinden in die katholische Kirche zurücktreiben. Die Blutgerichte nach dem Aufstande Wesselenyi's ließen Hunderte von Edelleuten und protestantischen Geistlichen in den Kerkern zu Grunde gehen. Eine große Anzahl

reformirter Prediger mußte in den ungarischen Festungen Schanzarbeiten verrichten oder, zu hundertfünfzig Livres für den Kopf verkauft, auf den venetianischen und neapolitanischen Galeeren rudern. Der Kaiser glaubte endlich soweit zu sein, seine Absichten offen eingestehen zu können. In seiner Verordnung vom 6. Juni 1671 erklärte er, daß die Gewalt der Waffen ihn zum uneingeschränkten Herrn des Landes gemacht habe. Die Verfassung wurde in Folge dessen für nichtig erklärt, der Wille des Fürsten zum einzigen Gesetz erhoben. Dennoch konnte selbst das Blutgericht zu Eperies (1686), auf dessen Schlachtbank die Mitschuldigen des Insurgentenführers Emmerich Tököli geschleppt wurden, und die wiederholte Vertreibung der protestantischen Geistlichen weder die Anhänglichkeit der Ungarn an ihre ständische Verfassung, noch die Treue der Evangelischen gegen ihr Bekenntniß brechen. Leopold sah sich 1687 gezwungen, auf dem Landtag zu Oedenburg die Verfassung wenigstens in ihren Grundzügen anzuerkennen und den Religionsbeschwerden der Protestanten abzuhelfen. Auf dem Preßburger Landtage desselben Jahres, welcher dem Hause Habsburg in männlicher Linie die Erbfolge in Ungarn zusichern mußte, gelang es dem Kaiser nur, die constitutionelle Anerkennung des Insurrectionsrechts aus der Goldenen Bulle zu streichen.

Trotz der Landtagsbeschlüsse des Jahres 1687 dauerten die Bedrängnisse der Evangelischen fort. Der Nachfolger Leopold's, Joseph I. (1705 bis 1711), stritt, wie sein Vorgänger, im Verein mit den Seemächten, England und Holland, den Verkämpfern für Glaubensfreiheit, gegen Ludwig XIV., der den ganzen protestantischen Norden Europa's durch seine Gewaltthaten gegen die Reformirten Frankreichs wider sich aufgebracht hatte. Mit Erstaunen und Unwillen sahen die Seemächte, daß ihr kaiserlicher Alliirter bei sich zu Hause dieselben Gräuel duldete, durch welche Ludwig XIV. sich in allen protestantischen Kreisen verhaßt gemacht hatte. Joseph, dem noch dazu derselbe Ludwig den aufständischen Rakotzy auf den Hals hetzte und die Lossagung Ungarns vom Hause Habsburg in Aussicht stellte, konnte endlich nicht umhin, im Frieden von Szathmar, der wenige Tage nach seinem Tode, den 1. Mai 1711, zum Abschluß kam, die Beobachtung der die Religionsfreiheit garantirenden Gesetze und die Heilighaltung der ungarischen Constitution zuzusagen.

Die Landtagsartikel des Jahres 1723 erkannten die pragmatische Sanction und die Erbfolge der weiblichen Descendenten an, wofür die Verfassung eine neue Bestätigung erhielt. Auf demselben Landtag geschah jedoch ein neuer für die Befestigung der österreichischen Herrschaft in Ungarn höchst wichtiger Schritt, welcher der evangelischen Kirche sehr gefährlich und nachtheilig wurde.

Es war dies die Errichtung des Statthaltereirathes, eines aus 22 Räthen des Prälaten-, Magnaten- und Ritterstandes bestehenden Collegii, welches, allein und unmittelbar vom Könige abhängig, die Aufrechterhaltung und Vollziehung der Reichsgesetze zur Hauptbestimmung haben sollte. Dieser Rath wurde als Vermittler zwischen dem uneingeschränkten Kaiser-König und der aristokratischen Repräsentativ-Verfassung des Landes für das ungarische Staatsleben in seinem Verhältniß zu Oesterreich höchst wichtig und bedeutungsvoll. Er machte die Landtage seltner, nahm eine Menge von Gegen-

ständen ihrer Entscheidung vorweg und führte sie ihrer allmähligen gänzlichen Abschaffung entgegen.

Obwohl nun aber drei evangelische Große des Landes besonders dazu beigetragen hatten, die Stände für den Antrag des Kaisers Carl VI. zu gewinnen, so wurde der neue Rath den Evangelischen, statt ihnen zum Schutz und zur Hülfe zu dienen, zum Verderben. Evangelische erhielten in ihm keine Anstellung und durch den Vorsitz und Einfluß, den die Prälaten darin behaupteten, übte der Statthaltereirath seine Gewalt in Bezug auf die evangelische Kirche bald in einer Art aus, daß die Evangelischen nicht besser daran waren, als wenn sie einem Bischöflichen Tribunale unterworfen wären.

Unter Maria Theresia (1740—1780) nahm der Druck gegen die Protestanten eine sanfte Form an; die Verfolgung ward Bekehrung, besonders durch die eigens dazu gestifteten Gesellschaften des heil. Stephan und des heil. Joseph, aber diese sanfte Methode ward so bedrohlich, daß sie in Ausrottung auszuarten drohte. Der große Statistiker J. P. Süßmilch, Probst zu Berlin, vermittelte eine unterthänige Bitte der verzweifelnden evangelischen Ungarn bei Friedrich dem Großen um allerhöchste Verwendung, die ihnen auch auf behutsamen, indirectem Wege im Jahre 1751 gewährt wurde.

Was die Verfassung und die Integrität des Reichs betrifft, so blieb zwar jene anerkannt und wurde diese durch die Einverleibung derjenigen Theile, die noch unter militärischer Verwaltung standen, vervollständigt; aber das constitutionelle Leben selbst ermattete. Die Landtage wurden selten berufen und die an den Hof gezogenen und in der allgemeinen Reichsregierung mit hohen Anstellungen bedachten Magnaten vergaßen ihre Nationalität fast bis zur Sprache. Erst Joseph's II. (1780—1790) revolutionaire Aufhebung der Verfassung und seine Einfügung Ungarns in den neuen, in dreizehn Regierungsbezirke getheilten Gesammtstaat, rief wieder eine nationale Reaction ins Leben, welche im Jahr 1848 ihre äußerste Höhe erreichte und bis jetzt noch nicht auf constitutionellem Wege ihre Befriedigung gefunden hat.

Diese antijosephinische Reaction wirkte so nachhaltig, daß sie nach dem Landtag von 1790 (unter Leopold II., dem Nachfolger Joseph's), auf welchem die Constitution von Neuem ihre Anerkennung erhielt, die Kriegszeit von 1792 an, in welcher Ungarn nur um Geld und Soldaten angegangen wurde, und sogar die Zeit von 1811 an, in welcher Franz I. keinen Landtag mehr berief, überdauerte. Die Regeneration des politischen und gesammten Culturlebens ward, namentlich unter der Führung so angesehener Männer wie den Grafen Stephan Szechenyi und Georg Festetics, und während die nationale Literatur sich zur Classicität entwickelte, so bedeutend, daß Franz I. nicht mehr umhin konnte, den Landtag 1825 einzuberufen.

Friedrich Nicolai hat sich in dem classischen Abschnitt seiner vorzüglichen „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz", welcher (Band VI.) von Ungarn handelt, über die Stellung dieses Landes zur kaiserlichen Centralregierung sehr verständig ausgesprochen. Die Zeilen, die wir im Auge haben, sind unter dem Eindruck geschrieben, welchen der auf-

geklärte und wohlmeinende Despotismus Joseph's II. machte, haben aber noch heute vollständige Geltung und sind sogar das Beste, was man noch jetzt über diese ganze Frage sagen kann.

„Der Ungar, sagt Nicolai, ist ein sehr heftiger Feind, aber auch beständiger Freund, wenn er es einmal ist. Dies letzte geschieht aber selten. Man muß sein Zutrauen gewinnen, wenn man ihn leiten will. Doch ist dieses sehr schwer. Man muß ganz in seine Ideen eingehen, wenn man ihn leiten will, und vornemlich muß man ihn ganz überzeugen können, daß man keine Nebenabsichten habe. Will man ihm wider seinen Willen Gutes thun, so läuft man Gefahr, daß er Gutes für Böses ansieht. Eine Gesinnung, die nur allzusehr in der Natur des Menschen liegt, und welche in allen Ländern diejenigen wohl erwägen sollten, welche von einer Nation verlangen, sie solle ihren eigenthümlichen Character verändern, damit sie in der Cultur fortschreiten könne. Ich glaube, dies ist ganz falsch geurtheilt. Nur diejenige Cultur kann dauerhaft sein, die von Nationalcharakter und Verfassung ausgehet und darin gegründet ist."

Metternich dachte anders als der besonnene Aufklärer, dessen „Reisebeschreibung" Kaunitz sehr hoch geschätzt hatte. Noch vor dem Jahre 1825 sagte er, er kenne nur eine österreichische Provinz, kein freies Ungarn. Nach dem Landtage jenes Jahres, als die Ungarn ihre Verfassung im nationalen Geiste fortbilden wollten, lächelte er über den, nach seiner Ansicht, chimärischen „Magyarismus." Als die Chimäre immermehr sich als Wirklichkeit bewies, nährte die Centralregierung die Opposition der Kroaten und Serben gegen den liberalen Magyarismus und erweckte den nationalen Zwiespalt in Ungarn, um den einen Stamm durch den andern im Schach zu halten. 1848 endlich, als die Magyaren im April dieses revolutionairen Jahres die Concession eines nationalen Ministeriums erhalten hatten, begann der schon von Metternich vorbereitete Raçenkampf. Wenige Tage nach der Errichtung jenes Ministeriums sprachen die Kroaten ihre Unabhängigkeit von Ungarn aus; es folgten noch im April die Erhebungen der Serben und in Siebenbürgen der Walachen gegen das Magyarenthum, darauf die der Sachsen in Hermannstadt und schon im Mai waren die nationalen Magyaren von einem Gürtel feindlicher Stämme, der Sachsen, Slaven und Walachen umgeben.

Die Magyaren fehlten, indem sie die Autonomie, für die sie gegen die kaiserliche Centralregierung kämpften, den mit der ungarischen Krone seit dem Mittelalter verbundenen Völkern versagten und über dieselben die Hegemonie ausüben wollten. Ihr zweiter Fehler war, daß sie im Lauf des Kampfes mit den aufgestandenen Raçen und mit der kaiserlichen Regierung sich mit der Autonomie nicht mehr begnügten und statt derselben die Souverainetät proclamirten.

Ihrerseits wiederholte und steigerte die Centralregierung nach der Niederlage der Aufständischen die Fehler derselben. Sie proclamirte die Hegemonie der Deutschen, indem sie für den Verwaltungsverkehr in Ungarn den Gebrauch der deutschen Sprache vorschrieb. Sie führte die absolutistische Centralisation ein, indem sie Ungarn, welches in fünf Verwaltungsbezirke

eingetheilt wurde, unmittelbar dem wiener Ministerium unterwarf. Durch die Losreißung Siebenbürgens, Kroatiens und der Woiwodina von Ungarn überhob sie sich endlich der Mühe, im Kreise der zur Krone Ungarn gehörigen Völkerschaften das Problem der Vereinigung der Localautonomie mit der Centralisation zu lösen.

Kurz, sie hegemonisirte wie die Magyaren, centralisirte wie eben dieselben und vernichtete wie ihre überwundenen Gegner die Autonomie.

Die Niederlagen des italienischen Kriegs von 1859 bewogen die kaiserliche Regierung, den bureukratischen Centralismus aufzugeben und zu den historischen Grundlagen der einzelnen Völkern des Kaiserreichs zurückzukehren.

Die erste Etappe auf dieser Umkehr war das Diplom vom 20. October 1860. Dasselbe wies alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche sich auf die gemeinschaftlichen Rechte, Pflichten und Interessen aller Reichsländer beziehen, dem Reichstage zu, dagegen den Einzellandtagen die Specialgesetzgebung der einzelnen Länder. Zugleich wurden die constitutionellen Einrichtungen Ungarns wiederhergestellt.[1]

Kaum jedoch hatte der ungarische Landtag gegen die Vollmachten, welche das Diplom dem Reichstage zuwies, protestirt und sich dagegen für die fortdauernde Geltung der Gesetze von 1848 erklärt, als Schmerling in das Ministerium berufen ward und das Patent vom 26. Februar 1861 an die Stelle des Reichsraths ein Reichsparlament setzte. Dasselbe sollte aus dem Herrenhause und dem Haus der Abgeordneten bestehen, in welches Ungarn 86, Kroatien und Slavonien 9 und Siebenbürgen 36 Mitglieder zu senden hätten.

In den Ländern diesseits der Leitha, wie im Auslande, begrüßte man das Patent als die Verkündigung des reinen constitutionellen Systems für Oesterreich und betrachtete es als das Pogramm der Freiheit. Anders sah man es in Ungarn an, — nicht als Mittel der Freiheit, sondern der Macht. Letztere Ansicht war die richtigere. Die Bestimmung, daß der weitere Reichstag den engeren in sich aufnehmen sollte, wonach also der Letztere den Hauptbestandtheil, die leitende und Ausschlag gebende Macht bildete, verrieth das Geheimniß der neuen Institution. Die Vertretung der Länder diesseits der Leitha war demnach dazu berufen, mit ihrer deutschen oder doch wenigstens deutsch gebildeten und aus Gegensatz gegen den Magyarismus mit den Deutschen einverstandenen Masse den Kern zu bilden, nach dem die im weitern Reichsrath hinzutretenden Ungarn mit ihren secundären kroatischen, slawonischen und siebenbürgischen Satelliten gravitiren sollten. Diese westliche Hauptmasse hatte die Aufgabe, die Ungarn und die östlichen Satelliten der deutschen Hegemonie in Oesterreich zu unterwerfen und zu Mitteln der österreichischen Herrschaft in Deutschland zu machen.

Der centralistische Geist des Februar-Systems sprach sie in der Schroffheit aus, mit welcher Schmerling der Opposition der Ungarn die Theorie entgegen hielt, daß sie durch ihren Aufstand von 1848 und 1849 ihre historischen Rechte verwirkt hätte, ferner in seinem stolzen Wort: „wir können warten.“

Die deutschen Unternehmungen, für welche Schmerling den engeren Reichs-

rath und die an denselben herangezogenen Ungarn benutzen wollte, — (der Fürstentag von 1863, der schleswig-holsteinische Krieg, der diplomatische Kampf mit Preußen) — sind aber nicht besonders glücklich ausgefallen. Die Centralisation in Oesterreich hat Deutschland unter österreichischer Oberhoheit nicht centralisiren können.

Die Niederlagen in Deutschland folgten sich Schlag auf Schlag; die Opposition der Ungarn war unbesieglich.

Die Februar-Maschine mußte, schon ehe es mit Preußen zum Entscheidungs-Kampfe kam, in Stillstand versetzt werden; das September-Manifest von 1865 sistirte die Februarverfassung und machte ihre Reconstruction von der Vereinbarung mit den Ungarn und deren Kronsatelliten abhängig.

Was bleibt nun Oesterreich nach allen diesen verfehlten Experimenten und unglücklichen politischen Erfahrungen übrig?

Die Summe jener Experimente ziehen und sich von seinen Erfahrungen belehren lassen!

Die Centralisation war der geheime Vorbehalt aller Diplome, Patente und Manifeste seit 1860.

Ueber diesen Vorbehalt siegte aber die Wirklichkeit, die Macht der Thatsachen, die Natur der Dinge, der Dualismus.

Nicht nur die pragmatische Sanction Karl's VI. hat diesen Dualismus der ungarischen, östlichen Reichshälfte und der deutsch-slavischen westlichen anerkannt, sondern diese Anerkennung liegt auch noch in allen jenen Diplomen, Patenten und Manifesten seit 1860.

Der Dualismus hat bis zum Sturz des Absolutismus (im Jahre 1848) thatsächlich geherrscht. Die Vereinbarung mit Ungarn, welche das Stichwort der Jahre 1860 bis 1865 bildete, heißt weiter nichts als die Organisation jenes Dualismus auf der Grundlage der Gemeindefreiheit, der gesonderten parlamentarischen Vertretung, der gemeinsamen volkswirthschaftlichen Interessen.

Das Experiment eines Centralparlaments, welches nicht einmal wirklich zu Stande gekommen ist, ist nach Schmerling's Sturz vollständig aufzugeben. Die bloße Verheißung, Androhung oder Anbefehlung eines solchen Parlaments hat die einzig mögliche Berufung des Problems nur aufgehalten und verwirrt.

Die constitutionelle Erörterung der gemeinsamen Angelegenheiten Groß- oder Gesammtösterreichs würde immer nur in unfruchtbaren Streit ausarten oder zu einer bloßen Formalität zusammenschrumpfen.

Dualismus, Personalunion und Einheit der kaiserlichen Dynastie — das allein würde die beiden Reichshälften erst zu einer gedeihlichen Entwickelung kommen lassen.

Letzte Rathschläge eines österreichischen Ministers.

21.

Ich rathe E. M., dieses große Schauspiel mit einer offenbaren und unzweideutigen Fehde gegen den Papst anzufangen. Alles, was die Päpste von dem Reiche sich eigenmächtig angemaßt haben, können E. M. ihnen entreißen ohne Verletzung Ihrer Ehre, und ohne der Treue, welche Sie der Kirche schuldig sind und wozu ihre Religion Sie verpflichtet, Abbruch zu thun; nur verwechseln Sie nicht den Usurpator mit dem Statthalter Christi; unterscheiden Sie in dem einen Manne zwei sehr verschiedene Personen; erzeigen Sie beständig dem Statthalter Christi die schuldige Ehre, und bedenken Sich nicht dem Usurpator das, was er durch List und Gewalt an sich gerissen hat, zu nehmen. So werden Sie in die Fußtapfen vieler tapfern Fürsten treten; so werden Sie den Kaisern, Friedrich dem II., Ludwig dem Bayern, so den Königen von Frankreich, Philipp dem Schönen, Ludwig dem Heiligen, Heinrich dem II. nachahmen; und was ist Ihnen noch übrig, wenn sie Carln dem V., der so allgemein herrschte, als je einer, ähnlich werden? Ergreifen Sie so sorgsam, als möglich, alle Gelegenheiten zum Bruche, besonders auch die, welche der gegenwärtige Krieg Ihnen darbieten wird. Lassen sie immer auf Ihrer Seite scheinbare Gerechtigkeit schimmern; muß man je Scheingründe aufsuchen, muß man je die Menschen verblenden, so muß man es in dieser Lage; machen Sie Alle glauben, daß der Papst den Frieden gebrochen und Ihnen durch ungerechtes Verfahren Ursache zu Ihren Forderungen gegeben habe. Dadurch, daß Sie ihn angreifen, werden Sie die Herzen der Ketzer gewinnen; und dadurch, daß Sie die Ursache des Krieges auf ihn schieben, der Katholischen Zuneigung erhalten. Daher rathe ich mit dem Einfalle in den Kirchstaat den Anfang zu machen, weil, wenn der Hirte geschlagen ist, die Schafe sich zerstreuen werden; wenn Sie irgend eine andre Macht zuvor reizen, so kann er alle andere gegen Sie bewaffnen, und Sie selbst in dem Augenbicke der Ausführung Ihrer Entwürfe aufhalten; so lange Sie aber nur diesen einen angreifen, die übrigen mit süßen Worten täuschen, und einigen Hoffnung machen, daß Sie die Beute mit ihnen theilen werden: werden sie alle ohne Ausführung, unter sich uneinig, erstaunt, nicht daran denken, sich zu vereinigen, um den Papst zu schützen und zu vertheidigen. Ew. M. sehen hieraus, das der Anfang des Krieges mit Rom und dem Papste zu machen ist; diesen werden Sie ohne Mühe durch einige versteckte Ungerechtigkeiten bewegen, offenbare Feindschaft gegen Sie zeigen; daher wird der Schein der Gerechtigkeit auf Ihrer Seite sein; der Stolz des Römischen Hofes ist sehr empfindlich; diesen können Ihre Generale in Italien und Gesandten zu Rom leicht auf tausendfache Art beleidigen; eine wird endlich des Papstes Geduld brechen, und Ihnen den scheinbaren Grund zu einem gerechten Kriege verschaffen.

22.

Eure K. M. mögen zwar die einträglichen Rechte des Reichs gegen den Papst behaupten; aber Sie werden besser thun, wenn Sie auf die ehrenvollen am meisten dringen. Die Erwerbung dieser wird den Besitz jener zur Folge haben. Sie werden dann auch leichter Zuneigung der Welt erhalten, wenn diese glaubt, daß Sie die Ehre dem Vortheile vorziehen; wenn sie überzeugt ist, daß Sie das Papstthum nicht zu einer ihm unanständigen Armuth, sondern zu geistlicher Bescheidenheit, ohne weltlichen Stolz, zurückführen, und sich durch Beute nicht bereichern wollen. Erinnen Sich doch E. K. M. an die ehemaligen Gebräuche bei der Kaiserkrönung, welche nicht eine leere Pracht, sondern ein zuverlässiger Rechtsgrund der Macht der Kaiser in Italien war; ehemals reiseten die Kaiser, wenn sie in Deutschland gekrönt waren, nach Mailand, und dann nach Rom, um sich noch einmal krönen zu lassen; dadurch gelangten sie zum Besitze der Lombardei und Italiens, und wurden zu Königen derselben ernannt. Dieses ehrenvolle Recht haben die Päpste zu einem Grunde der Unterthänigkeit gemacht; durch den Ehrgeitz der Päpste, und die Schwäche der Kaiser ist das Verhältniß umgekehrt; anfänglich bestätigten die Kaiser die Wahlen der Päpste, nachher haben die Päpste sich das Recht angemaßt, die Kaiser zu bestätigen. Die Reichstage zu Frankreich vom Jahr 1338 und zu Cölln vom Jahr 1339 kannten den Vortheil des Reichs schlecht, da sie beschlossen die Krönungen in Italien abzuschaffen; jener Gebrauch, wodurch das Recht der Kaiser auf Italien bestätigt wurde, mußte nicht abgeschafft, sondern vielmehr der Mißbrauch der Päpste in Ansehung der weltlichen Gewalt, die sie sich wegen der Krönung zueignen wollten, aufgehoben, und die Bestätigung der Päpste, die sie statt der ehmaligen Krönung unterschoben, abgeschafft werden.

23.

Carl der fünfte sah die Wichtigkeit dieser verabsäumten Gebräuche ein, und reisete, um sie wieder einzuführen, nach Italien; der Papst merkte die List, und hielt es für rathsamer, ihm entgegen zu gehen, um die Krönung zu Bologna zu verrichten, als ihn nach Rom kommen zu lassen. Ihm konnten wegen der unruhigen Zeiten weder Ew. Majestät, noch Ihre Durchlauchtigsten Vorfahrer nachahmen; Sie sind noch nicht über die Alpen gegangen, haben die Erlaubniß nicht zu kommen, und das Bestätigungsbreve vom Papste erhalten*). Aber jetzt ist die Macht Ihres Durchlauchtigsten Hauses so groß, daß Sie dieser Vorsicht gegen den Papst nicht bedürfen; rathen Sie dem Durchlauchtigsten römischen Könige die Bestätigung zu verschmähen**); schicken Sie ihn nach den alten Gebräuchen nach Italien, zur Krönung, und lassen Sich von keiner Erlaubniß nicht zu kommen, oder Bestätigungsbreve davon abhalten; wenn E. M. nebst dem Römischen Könige mit einer zahlreichen Armee in Italien sind, dann streiten sie mit dem Papste über das Recht,

*) Sollten wirklich die Kaiser eine solche Erlaubniß nicht zu kommen, und ein Bestätigungsbreve heimlich erhalten, oder ist dies mit in dem päpstlichen Indult zur Ausübung des Rechts der ersten Bitte enthalten? Fast lassen die kaiserlichen Obedienzschreiben, die Reden der Obedienzgesandschaften und die päpstlichen Antworten so etwas vermuthen.

**) Joseph I. schickte wirklich keine Obedienzgesandschaft nach Rom.

und die Waffen werden Ihnen das verschaffen, was die Güte nicht erhalten kann.

24.

Befürchten Sie nicht, daß die Katholischen Fürsten zur Vertheidigung des Papstes sich gegen Sie vereinigen: die Deutschen werden aus den angeführten Ursachen Ihren Fahnen folgen; Spanien steht unter Ihrem Zepter; die Franzosen werden zu schwach sein, um sich in neue Händel verwickeln zu können, und sind überdieß dem Papste feind, weil er sie beleidigt hat, ob er gleich nicht alles, was er mußte, zum Vortheil E. M. Durchlauchtigsten Hauses gethan hat.

Da ich von der geistlichen Macht rede, so leitet mich ein natürlicher Uebergang auf die Erwähnung der Spanischen Mönche, und ich wage es E. K. M. dieselben zu empfehlen. Durch ihre Hülfe wird Ihre Sache mehr, als durch Waffen, gewinnen; abergläubige Frömmigkeit hat ihnen eine unumschränkte Herrschaft über die Spanier verschafft; die Ehrfurcht gegen ein Mönchskleid gilt mehr, als alles Ansehen der Obrigkeit, und verschafft ihren Reden, so unwichtig sie auch sein mögen, völligen Glauben. Diese abergläubige Ehrfurcht, die sie auf jede Art durch Betrug des leichtgläubigen Volks zu vermehren suchen, ist die Ursache der so gelinden Disciplin. Daher fürchten sie, daß der französische Prinz die strenge Disciplin der französischen Geistlichkeit einführen möchte, die sie zu sehr niederdrücken, und die uneingeschränkte Freiheit ihnen benehmen würde. Verfahren Sie vorsichtig mit ihnen; versprechen Sie ihnen nicht nur die Bestätigung ihrer Freiheiten, sondern auch größere Rechte. Wenn aber Ihre Macht in Spanien gegründet ist, so bedenken Sie, daß nichts dem Ansehen des Fürsten mehr schadet, als eine nachsichtige Disciplin und eine zu große Gewalt der Mönche; wenden Sie alle Mittel an, die ehemalige Disciplin herzustellen und sie noch strenger als die Französische zu machen, um das Ansehen der Mönche gänzlich zu vernichten. Das wird Gotte vorzüglich angenehm, und E. K. M. nöthig und nützlich sein.

25.

Ew. M. wählen nun, welchen dieser beiden Vorschläge Sie ausführen wollen, die Aufhebung der Kaiserwahl, oder die Wiederherstellung der Einkünfte. Beide haben einerlei Endzweck. Ist die Kaiserwahl aufgehoben, so wird das Reich ein Erbtheil Ihres Durchlauchtigsten Hauses. Stellen Sie die ehemaligen Einkünfte des Reichs wieder her, so werden der Durchlauchtigste Römische König, und seine Durchlauchtigsten Nachkommen, wie ich eben gezeigt habe, mächtig genug sein, auch bei bestehender Wahl die Kaiserliche Würde auf eine solche Art erlangen zu können, als einer Ihrer Durchlauchtigsten Vorfahrer, der mit Recht den Beinamen der Siegreiche führt: in einer Schlacht hatte er Adolphen, seinen Nebenbuhler um das Reich, getödtet, gleich nach dem Sieg rief er die Reichsfürsten nach Frankfurt, legte da, ob er gleich von einigen schon als Kaiser erkannt wurde, die Krone nieder, und forderte alle Fürsten auf, nach den Vorschriften der Gesetze einen Kaiser zu wählen; auf seiner Seite war seine Armee; mit einmüthiger Stimme

ward er zum Kaiser ernannt. Auf diese Art und durch eben solche Mittel werden Ihre Durchlauchtigsten Nachkommen in ununterbrochener Reihe zum Kaiserthrone gelangen, wenn E. M. sie, durch die Wiederherstellung der Einkünfte des Reichs, zu den mächtigsten Fürsten der Erde gemacht haben.

26.

Aber es ist rathsam unter der Zeit, da Italien und Deutschland E. M. beschäftigen, da Sie auf den Umsturz Frankreichs oder der stolzen Schutzgenossen des Reichs sinnen, Ihr altes Vorhaben und Ihre gerechten Ansprüche auf die Schweizer immer vor Augen zu behalten. Die Schweiz ist Ihr Vaterland und gleichsam die Wiege Ihres Durchlanchtigsten Hauses; hier fing es, nachdem es lange Zeit unbekannt gewesen und gleichsam erloschen war, an, sich wieder zu erheben, und über den ganzen Erdkreis seinen Ruhm zu verbreiten; Albrecht dessen ich eben gedacht habe, wollte die Schweizer mit zu großer Härte unterjochen, und verlor seine ehememalige Gewalt über sie, da er sie zu vergrößern dachte. Nach ihm, in der langen Zeit der Finsterniß, worin Ihr Durchlauchtigstes Haus die Kaiserkrone verlor, bis auf Albrecht II., welcher sie wieder erlangte, versuchten die Oesterreichischen Fürsten oft, aber vergeblich, das, was sie durch Albrecht I. Unvorsichtigkeit verloren hatten, mit den Waffen wieder zu erstreben; alle ihre Kriege dienten aber nur dazu, das Band der nach der Empörung gemachten Vereinigung enger zu knüpfen, und die unrechtmäßig erworbene Freiheit der Schweizer zu bestätigen und zu vergrößern. Eurer K. M. war die Denkungsart der Schweizer und die Art, wie sie wieder zum Gehorsam gebracht werden können, besser bekannt als Ihren Durchlauchtigsten Vorfahren; diese tapfern aber ländlichen Leute hassen die Strenge und Verachtung; unzufrieden mit einem Joche, welches ihnen mit Gewalt aufgelegt wird, werden sie sich selbst unter das Joch beugen, das man zu verstecken bemüht ist: hier sind glatte Worte und List nöthig; diese Waffen haben E. M. in unsern Tagen zu ihrer Ueberwindung angewandt; ohne Ihrer ehmaligen Herrschaft über sie zu erwähnen, haben sie ihnen Gesandte geschickt; der Graf von Trautmannsdorf hatte zwar eine Zeit Ihre Absichten verfehlt, weil er in dem Wahne stand, der Herrn spielen zu müssen, und würde das Volk wahrscheinlich Ihnen abgeneigt gemacht haben, wenn er nicht Ihren Befehlen, welche er nachher streng befolgte, gehorcht hätte, jetzt verdient er wegen seines Betragens ein vorzügliches Lob; er bedient sich glatter Worte. So müssen E. M. Sich betragen, bis sich eine Gelegenheit findet, wo Sie Sich offenbar als Kaiser und Herrn zeigen können. Diese Gelegenheit muß nächstens gesucht werden.

27.

In der Schweiz scheint eine große Ruhe und Eintracht zu herrschen; doch sind darin verschiedene Partheien, und der Samen der Zwietracht ist ausgestreut. Ew. M. Minister müssen diesen immer mehr ausbreiten; durch kluge Rathschläge haben E. M. die Protestantischen Orte schon von Frankreich abgewandt und gegen dasselbe gereizt; wenn Sie die Franzosen eben so gegen jene anfbringen, und gar die Katholischen Orte gegen Frankreich aufwiegeln könnten, so würde Ihre Sache sehr gewinnen. So lange die Schwei-

zer auf der Franzosen Seite sind, so lange sie Frankreich lieb sind, hoffen Sie nicht, Ihnen die Freiheit, welche sie durch den Abfall von Ihrem Durchlauchtigsten Hause, und durch eine Entziehung des Erbtheils desselben erlangt haben, zu nehmen. Der Ehrgeiz und das Mißtrauen der Protestanten ist größer; sie maßen sich eine größere Staatsklugheit an; sie sorgen, wie große Regenten, für die Zukunft; sie sinnen auf eine, wenn es möglich ist, uneingeschränkte Herrschaft über die andern Orte. Je klüger sich jemand dünkt, desto leichter wird er gefangen, vorzüglich wenn er von einer Herrschbegierde, welche der listige Feind immer in ihm rege zu erhalten sucht, geleitet wird. In den Protestantischen Orten muß man also das Triebwerk zuerst in den Gang bringen, drum rathe ich Ew. Maj. vorsichtig mit ihnen zu verfahren, sie zu verblenden; ihrem Ehrgeitze und ihren Neigungen zu schmeicheln, so sehr Sie können, auch mit erdichteten Vortheilen ihnen alles zu gewähren, was sie wünschen; lassen Sie Schweizerregimenter werben, und stellen Sich, als ob Sie nur Protestanten annehmen wollten; ziehen Sie die Protestanten den Katholischen vor, so werden die erstern stolz gegen die letztern, und diese neidisch auf jene werden. Eifersucht ist gewöhnlich mit Haß begleitet, Haß bringt Zänkereien hervor, und Zänkereien brechen in offenbare Feindschaft aus. Bei diesen Kunstgriffen werden Ihnen die Holländer und Engländer gern helfen; vereinigen Sie Sich daher mit ihnen; indem sie nur die Verminderung der Französischen Parthei in der Schweiz zu befördern glauben, werden sie Ihnen zur Zerstörung der Orte beförderlich sein. Die Venezianer, die sich oft von ihrer Klugheit und übergroßen Scharfsinnigkeit haben in die Irre führen lassen, werden Ew. M. Ihre Absichten erreichen helfen, und nach ihrer Gewohnheit Sie unterstützen, um Ihre Macht der französischen, welche sie für stärker halten, gleich zu machen. So vielen Gegnern wird Frankreich nicht widerstehn können. Der scharfsinnigere und mehr patriotische Theil der Schweizer wird von so vielen erfahrnen Ministern, die sich bemühen sie zu täuschen, leicht gefangen werden.

28.

Wenn Sie von den Protestanten so viele, als Sie wollen, und hinreichend sind, durch Geschenke und Versprechungen auf Ihre Seite gebracht haben, werden Sie ihre Absichten und Geheimnisse hinlänglich erfahren. Geben Sie den Söhnen und Verwandten der Vögte und Obrigkeitlichen Personen der Orte jährliche Besoldungen, Hauptmanns- und andre Ehrenstellen in Ihrer Armee; suchen Sie ihre Obrigkeiten Sich geneigt zu machen; dann setzen E. M. die Protestanten immer den Katholischen entgegen, und reizen sie gegen einander; nehmen Sie heimlich Theil an allem, was sie unter sich betreiben, ob es Sie gleich gar nicht betrifft; machen Sie, daß die Katholischen Vorschläge und Forderungen thun, und die Protestanten sie aus Stolz nicht achten, oder gar zurückweisen. Daher wird Entfernung, Abneigung, und endlich Zwietracht entstehen. Seien Sie unter der Zeit Aller Freund, reden Sie mit allen nicht als Kaiser, nicht als bloßer Bundesgenosse, sondern als Vater, so, als ob Ihnen alle gleich lieb wären; kurz, um die ehemaligen Unterthanen dem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen, erniedrigen Sie Sich selbst, vergessen Sie Ihrer Würde, und nehmen eine andere Gestalt an, zeigen Sie

Sich ihnen, wie ein Lamm; wenn die Zwietracht aber ausgebrochen: dann ziehen Sie die Löwenhaut an, lassen Sie Ihre Armeen in die Schweiz bringen, und Sie werden ohne Mühe siegen, Ihr Recht wiederherstellen.

29.

Dieses sind die letzten Rathschläge, die ein getreuer Diener seinem gnädigsten Herrn vorzulegen wagt. Die wegen Kürze der Zeit, und der schon fühlbaren Annäherung des Todes, zu kurz abgefaßten Vorschläge, die Gedanken und Gründe, welche mein bald vom Leibe scheidender Geist verwirrt, bedürften einer längern Prüfung; aber ich kann diese nicht anstellen. Alles, was ich geschrieben habe, wage ich das Ihrige zu nennen, die Frucht Ihrer Gespräche und Rathschläge, deren Sie mich würdig hielten. Mein Licht, das bald zu der Sonne, woher es seinen Ursprung hatte, zurückkehren wird, ist schwach; die Gedanken, welche ich hier niedergeschrieben habe, sind die Ihrigen: geben Sie ihnen die vorige Klarheit wieder, und vertreiben die Dunkelheit, worin ich sie vielleicht gehüllt habe; geben Sie ihnen die Lebhaftigkeit, die sie hatten, als Sie mir dieselben mittheilten; dann können Sie selbst dem Römischen Könige bekannt machen, daß er frühzeitig das auszuführen eile, was Sie etwa nicht endigen wollen. Ich lege mich zum letztenmale zu E. K. M. Füßen, und gehe zu dem Gott der Heerschaaren, der, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, mich in seine heiligen Hütten aufnehmen wird, wo ich für das Glück und das beständige Wohl Ihres Durchlauchtigsten Hauses unaufhörlich beten werde.

Stanislaus Augustus, König von Polen.

(Fortsetzung.)

Warschau 1793.

Diesen Plan hatte der König seit drei und zwanzig Jahren verfolgt und, selbst während der traurigsten Zerrüttung seines Landes, nicht aus den Augen verloren. Seine ältesten Zöglinge waren dreißig Jahre und darüber alt, seine jüngsten in den zwanzigen. Viele von ihnen hatte er bei der Armee, bei Hofe, in den Dikasterien angestellt; viele lebten, als Güterbesitzer, in ihren Woiwodschaften und Bezirken; viele waren theils auf Reisen, theils eben von denselben zurückgekommen; alle hatten ihre neuesten Kenntnisse und Grundsätze in ihrem Kreise verbreitet, und es fand sich, daß der jüngere Theil der Nation dem ältern ganz entgegengesetzt fühlte, dachte und handelte.

So kam das Jahr 1788, in welchem der gewöhnliche Reichstag gehalten werden mußte, herzu und mit demselben die politische Verwickelung zwischen den vier Nachbarn Polens, zwischen Rußland, Preußen, Oesterreich

und der Türkei. Nun ward es auf einmal kund, daß die alten Grundsätze, der alte Charakter der Polen eine unvermuthete Veränderung erlitten hatten. Seit dem Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und der Türkei, waren an allen Enden Polens einzelne Stimmen laut worden, die sich über das bisherige Benehmen der Grenznachbarn Polens, besonders Rußlands, beklagten. Bei Berufung der Landtage verwandelten sich diese Klagen in heftige Bitterkeiten. Die meisten dieser Landtage hatten junge Feuerköpfe an ihrer Spitze, die ihre eben so jungen, aufbrausenden Mitdeputirten hinrissen, die ältern überstimmten, und die Vorschriften der gewählten Reichsboten mit Aufträgen füllten, die den jugendlichen Aufwallungen entsprachen, welche sie in die Feder gesagt hatten. Es versteht sich von selbst, daß die abgesandten Reichsboten meist von ihrem Alter, und daß sie ihren Grundsätzen zugethan waren.

Diese Grundsätze, die mehr aus einer dichterischen, als aus einer überlegten, Vaterlandsliebe kamen, brachten denn auch jene Hoffnungen, Entwürfe und politischen Berechnungen hervor, die so voreilig und unüberlegt waren, als sie im Eingange dieses Abschnittes dargestellt, und durch die nachmaligen Folgen bewährt worden sind. Aeltere Staatsbürger, die nicht einmal zu der russischen, stehenden Partei gehörten, äußerten ihre Bedenklichkeiten; aber das Geschrei der zuversichtlichen Jugend ließ sie nicht zu Worte kommen. Der König, nach dem seit 1773 bei ihm befestigten Grundsatze, es mit dem Stärkern nicht mehr zu verderben, mißbilligte das plötzlich erhobne Geräusch und blieb Rußland noch getreu, wenn es ihm auch, wie die Folge zeigte, vielleicht im Grunde schmeichelte, seine Jugend thätig werden zu sehen. Aber die Umstände schienen ihm bei weitem nicht so vortheilhaft, als sich die jungen Patrioten einbildeten, und Erfahrungen, die sie noch nicht gemacht hatten, befestigten ihn in seiner Meinung. Als daher Rußland ihm und der Nation ein Vertheidigungsbündniß antrug, war er für dasselbe, trotz der Gefahr, in der er schwebte, von der jungen Partei für einen Landesverräther ausgeschrieen, und von ihr, die ihm ihre Ausbildung verdankte, hart gemißhandelt zu werden. Er schlug eine Konföderation vor, um jenes Vertheidigungsbündniß mit Rußland zu schließen, und auf Seiten dieses Staats zu bleiben; aber die Patrioten setzten eine eigene Konföderation durch und ihre ersten wichtigeren Unternehmungen waren der Umsturz aller Verbindungen mit Rußland und der Schluß eines Bündnisses mit Preußen gegen jene Macht.

Der Anfang, Fortgang und Ausgang ihrer Unternehmungen ist im frischen Andenken. Der Entwurf zu einer neuen Konstitution, den sie durchsetzten, war unreif und unvollendet, voller Widersprüche, und ein Gewebe von alten Vorurtheilen und von neuen Grundsätzen, beides so unter einander gemischt und so zweideutig gestellt, daß die ganze alte Verfassung daraus verwiesen oder umgeworfen, und die ganze neue darauf gegründet, aber auch dadurch aufgehoben werden konnte. Wenn man sich davon überzeugen will, gehe man nur die beiden ersten Artikel, mit Hinsicht auf die in diesem Werke aufgestellten staatsrechtlichen Angaben, aufmerksam durch, und man wird finden, daß sie alle übrigen Artikel, die auf sie folgen, theils beschränken, theils völlig aufheben.

Der König hatte sich, fast drei Jahre hindurch, bei den Verhandlungen des Konstitutions-Reichstags leidend verhalten, weil die Patrioten ihm durch die Mehrheit die Hände banden, und weil er unter den damaligen Umständen von Rußland keine thätige Hülfe erwarten konnte. Das Siegesgeschrei jener und ihre mehr glänzenden als gründlichen Unternehmungen, hatten besonders den jüngern Theil der Nation in Feuer gesetzt, und fingen jetzt an, auch den König zu blenden. Hauptsächlich wirkte das Bündniß mit Preußen auf ihn. Auch er glaubte endlich, daß diese Macht, die damals die bedeutendsten europäischen Höfe auf ihrer Seite hatte, sich für das umschaffende Polen ernstlich verwenden wollte; auch er sah in ihr eine Stütze für sich und seine Nation, und auch er schloß für einen erfahrnen Staatskundigen, in diesem Punkt, zu voreilig und zu jugendlich. Sobald er sich aber in diesem Irrthume befestigt hatte, legte er seine bisherigen Grundsätze in Absicht seines Benehmens gegen Rußland desto schneller ab. Seine alte Hoffnung, Land und Nation zu verbessern, erwachte wieder sehr lebhaft; der Ruhm, der ihm als Staatsweisen, als Gesetzgeber daraus erwachsen würde, glänzte ihm aus der Ferne, und er war nie gleichgültig gegen Ruhm; die Gegenstände, mit denen sich die Patrioten beschäftigten, als Verbesserung der Konstitution, Vermehrung der Armee, Aufhebung des Wahlreichs u. a. hatte er selbst immer für die nöthigsten und dringendsten gehalten, wenn eine Staatsumschaffung unternommen werden sollte; die Aussicht, mit mehr Macht und Einfluß von nun an die Königswürde zu bekleiden: der Wunsch, seiner Nation wieder lieb zu werden, die, in ihrer jetzigen wilden Begeisterung, den Anhängern Rußlands mehr als je abhold war; der Umstand, daß die Führer der Patrioten seine Zöglinge waren; daß er sie liebte und schätzte; daß sie, sobald sie die Spuren von seiner veränderten Gesinnung bemerkten, sich ihm näherten, durch Bitten, Vorstellungen, ja durch Thränen, seine Theilnahme an ihren Operationen zu gewinnen suchten: alle diese Dinge traten zusammen, um seine bisherige Vorsicht zu untergraben, und ihn zu verleiten, von Rußland ab- und mit allen seinen übrigen Freunden und Anhängern zur patriotischen Partei überzutreten; den Entwurf der neuen sogenannten Konstitution durchsetzen zu helfen, und der Ausführung der nachfolgenden Beschlüsse mehr Schnelligkeit zu geben. Sobald dieser entscheidende Schritt gethan war, konnte er nicht wieder zurück. Auch umringte man ihn mit Personen, die ihm, bei manchen Anfällen von Aengstlichkeit, stärkten, und die dazu bald seinen Verstand, bald sein Herz, bald seine Einbildungskraft, bald seinen Gefallen am Ruhme sehr geschickt zu nutzen wußten. So verfolgte er, durch seine eigenen Gefühle, Grundsätze und Wünsche, und durch fremde Antriebe, die auf eine genaue Kenntniß seines Charakters berechnet waren, hingerissen, den gefährlichen Weg, den er eingeschlagen hatte, so lange, bis es zu spät war, durch die Rückkehr zu seinem vorigen Systeme, das Ungewitter abzuwenden, das ihm drohete und endlich über ihn ausbrach.

Diesen Gang nahm die Theilnahme des Königs an der Revolution. Aus den bisher aufgestellten Angaben, verbunden mit den obigen Winken über

seinen Charakter, geht das Urtheil, das man in Absicht dieser Ereignisse über ihn fällen kann, bei unbefangenen und billigen Beobachtern von selbst hervor.

Die ersten Stifter dieser Revolution und die vornehmsten Theilhaber an derselben, erfuhr man erst zuverlässig, nachdem Rußland sich Polens wieder bemächtigt hatte. Bis dahin hatten sie nicht für rathsam gehalten, sich als Führer zu erkennen zu geben, wenn sie sich auch als eifrige Theilnehmer gezeigt hatten. Sie durften nicht kund werden lassen, daß es nur so wenige waren, die den größesten Theil der Nation in Feuer setzten und zu ihren Zwecken leiteten. Hellsehende Augen drangen allerdings durch den Vorhang, aber ihre Bemerkungen fanden keinen Beifall, weil der Stolz und die Eitelkeit des großen Haufens der Patrioten sich gedemüthigt hätte fühlen müssen, wenn er eine Leitung durch Wenige anerkannt hätte.

Die Hauptrollen unter diesen Wenigen hatten Ignatz Potocki, Piatoli, Kollontay.

Ignatz Potocki, aus einer der mächtigsten, weitläuftigsten und reichsten Familien entsprossen, ist ein Mann in den Dreißigen. In frühern Jahren war er einer der schönsten Männer in Polen, und in seinem Vaterlande, wie Frankreich und Italien, unter dem Beinamen des Schönen bekannt. Dieser Beiname ist ihm jetzt entzogen, da sein Gesicht das Jugendliche verloren, und sein Wuchs eine gewisse Steifigkeit angenommen hat. Er trägt sich französisch, und ist beständig, in eben diesem Geschmacke, mit großer Sorgfalt frisiret. Sein Gang und seine Manieren haben etwas Stolzes, das nicht mißfällt und seiner Figur wohl steht. Er zeichnete sich von jeher durch Kenntnisse, durch einen Eifer für Veränderungen, und durch einen rastlosen Ehrgeiz, den er unter einem gewissen kalten, philosophischen Wesen meisterhaft zu verbergen wußte, aus. Seine geistige Ausbildung ist ganz modern. Die französischen Philosophen und Staatsgelehrten waren, die letzten Jahre her, seine einzige Lektüre. Die Häupter seiner Familie hatten sich seit zwei hundert Jahren in hohen Würden und bei wichtigen Auftritten in der polnischen Geschichte hervor gethan. Es war keine Konföderation in neuern Zeiten, an deren Spitze nicht Einer oder Mehrere der Potocki gewesen wären. Ihr Enkel wollte ihnen nicht nachstehen. Er war der Führer eines großen Theils seiner Nation, aber in einer Art und mit Grundsätzen, die den ihrigen ganz entgegen standen. Jene wirkten und stritten für die Erhaltung der altpolnischen Adelsfreiheit, dieser wollte, nach den neuesten Lehren, Bauer, Bürger und König, auf Kosten jener ausschließenden Freiheit, erheben und gerade durch deren Beschränkung sein Vaterland, wie er meinte, verbessern und vom Untergange retten. An der Spitze der ihm ganz entgegengesetzten Partei, stand ebenfalls ein Potocki (Felix,) sein Verwandter. Johann Potocki und Severin Potocki, zwei Brüder, waren wieder auf Seiten des Ignatz.

Dieser war vom Könige sehr geschätzt, von seinen jüngern Landsleuten geliebt und als ein Orakel angehört. Er war mit einer wichtigen Würde*)

*) Er war Großmarschall von Litthauen.

bekleidet, reich, aus einer mächtigen Familie geboren, mit eben so mächtigen (den Lubomirski, Czartoryski u. a. m.) verwandt, in der Blüthe der Jahre, voll Feuer und Thätigkeit, arbeitsam und entschlossen: mit einem Worte, er war der Mann, eine Partei zu stiften und zu unterhalten, sei es zum Wohl seines Vaterlandes, oder zur Befriedigung seines Ehrgeizes, gewesen.

Bei Entwerfung seiner Plane; zu den Arbeiten, die eine geübte Feder verlangten; zum Vortrage, zur Zergliederung und Verbreitung seiner Grundsätze, bediente er sich des Abate Piatoli, der in der Familie der Potocki, als Lehrer und als Hausfreund, gelebt hatte. Er zeigte sich als einen großen Demokraten, als einen Bewunderer Rousseaus und anderer französischen, italienischen und englischen Staatsgelehrten, deren Meinungen er praktisch machen zu können glaubte. Er war über den Zustand Polens unterrichtet, hatte aber sehr oberflächlich darüber nachgedacht, ob es ein Mittel damals gab, oder je geben würde, diesen Zustand nach seinen Grundsätzen zu verändern. Es ist gewiß, daß auch ihn der Ehrgeiz und eine gewisse dichterische Wärme blendete, und daß er wechselsweise seine Schüler erhitzte und von ihnen wiederum erhitzt würde. Dazu kam, daß er nie in politischen Geschäften praktisch gearbeitet, mithin nie unterscheiden gelernt hatte, zwischen dem, was sich auf dem Papiere schön schreiben, in einer feurigen Rede schön sagen, und zwischen dem, was sich, bei dem eisernen Drucke der Verhältnisse, ausführen läßt.

Der König kannte diesen Mann und schätzte ihn, seiner Kenntnisse und Talente wegen, schon vor dem Revolutions-Reichstage. Während desselben fand man Gelegenheit, ihn dem Fürsten noch näher zu bringen, und er gewann nach und nach dessen Vertrauen in solch einem Grade, daß dieser nichts ohne ihn, und alles nach seinem Rathe unternahm. Piatoli wußte sich sogar gegen die liebsten Verwandten, Freunde und Freundinnen des Königs zu behaupten, nehmlich gegen dessen beide Brüder, den Fürsten Primas und den Krongroßkammerherrn, und gegen dessen Schwester, die Wittwe Branicki, und seine Freundin, die Gräfin Grabowska, die sämmtlich dahin wirkten, den König dem russischen Systeme treu zu erhalten, und ihn mithin von Piatoli loszureißen. Sie richteten aber so wenig aus, daß ihm der König sogar eine Wohnung auf dem Schlosse einräumte, und seine meisten Abende in der größesten Vertraulichkeit bei ihm zubrachte. Seine Anhänglichkeit für diesen Mann ward in Absicht seiner Theilnahme an der Revolution entscheidend. Es versteht sich von selbst, daß Piatoli die Plane und Entwürfe Ignatz Potocki bei ihm eingänglich machte, denn es waren seine eigenen, und daß er dies mit so viel Gewandtheit einzuleiten wußte, daß der König in der Täuschung blieb, sie als die seinigen durchgesetzt zu haben. Aus dieser Quelle kamen auch die oben erwähnten Stärkungen, wenn der König, besonders in dem letzten Jahre vor Aufhebung des Reichstags, Anfälle von Aengstlichkeit bekam, die wiederum von den vorhin erwähnten Verwandten befördert und unterhalten wurden.

Nicht blos auf den König wirkte Piatoli so stark, sondern auf alle Reichsboten, die sich ihm näherten. Dieser waren eine Menge. Sie kamen zu

ihm, theils um sich zu unterrichten, theils, um durch seinen Einfluß irgend ein fruchtbares Gesuch an den König zu bringen. Aus diesem Grunde schonten und schätzten ihn sogar manche von der Gegenpartei. Die erste Gattung meinte es allerdings aufrichtiger mit ihm und er benutzte sie auch besser. Er gab ihnen Stoff zu ihren Reden am Reichstage, machte ihnen den Plan dazu, arbeitete sie oft ganz aus. Jene übersetzten sie in's Polnische, und lasen sie als ihr Eigenthum in den Sitzungen vor.

Bei den Feinden, die Piatoli um den König hatte, war es nöthig, daß er sich auch in Absicht seines moralischen Characters bei ihm in Achtung zu setzen suchte. Er nahm nie etwas für Dienste, die man von ihm verlangte, oder die er geleistet hatte, ganz gegen alle sonstige polnische Sitte; er unterzog sich aber auch keinem Auftrage, der gegen seine bekannten Grundsätze stritt. Und doch war er mehr arm als reich, denn der König gab ihm monatlich nur zwanzig Dukaten, eine Summe, mit der man in Warschau mehr als haushälterisch leben muß, um auszukommen. Ignatz Potocki machte seinen Einfluß auch nie zu Gelde, wie sonst die Besitzer hoher Stellen in Polen; aber er war reich. Man sagte häufig, daß er seinen Freund Piatoli mit Zuschüssen versorgte, um ihn nicht in Versuchung gerathen zu lassen. Ich darf nicht entscheiden, ob dies letztre so ist, aber in Absicht des erstern kann ich mich verbürgen.

Uebrigens war Piatoli ein Italiener. Er konnte vierzig Jahr alt sein. Sein Aeußeres war unansehnlich. Farbe und Blick waren, wie man sie sich an den Italienern gewöhnlich denkt. Er war dürre, klein und kränklich aus Nervenschwäche, er sprach aber mit großer Lebhaftigkeit und verstand die Kunst, seine Sätze mit außerordentlicher Faßlichkeit vorzutragen. Wenn er überreden wollte, war er unwiderstehlich.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die populäre Kritik, welche an dem rein principiellen Charakter der Friedenspräliminarien Anstoß nahm, ist eines besseren belehrt worden. Sie muß erkennen, daß, je allgemeiner die Bestimmungen sind, über welche Oesterreich und Preußen sich einigen, um desto stärker und dictatorischer das Dispositionsrecht wird, das der preußischen Krone zufällt. Der Dehnbarkeit des Princips entspricht stets eine Straffheit der Thatsachen. Ist das erstere

abstract hingestellt, so muß es durch die positive Natur der Thatsachen, die sich unter der Leitung eines energischen Willens vollziehen, ergänzt und belebt werden. Indem die Präliminarien sich enthalten Punkt für Punkt die Territorialveränderungen aufzuführen, welche Preußen durchführen wird, hat unser Gouvernement die Vollmacht gewonnen, die Facta sich accompliren zu lassen. Hiernach erwirkt denn auch die preußische Regierung diejenige Kraft und Freiheit der Bewegung, deren sie bedarf, damit das deutsche Parlament nicht zu einer von ihr unabhängigen Revolutionsmaschine ausarte. Ein Parlament ist geneigt, sich souverän zuzuspitzen, sobald ihm nicht eine feste und gedrungene Regierungsgewalt gegenübersteht. Solch ein Gelüst, falls es in dem aus allgemeinen und directen Wahlen entspringenden Parlament sichtbar werden sollte, würde an der Dictatur Preußens, welche stets die Zügel der Thatsachen in den Händen behält, seine Schranke finden, und das Parlament würde bald genug einsehen, daß ihm bei besonnener Schätzung der Sachlage nichts anderes vorgeschrieben sei, als diejenigen Dispositionen, die das Preußische Gouvernement trifft, zu ratificiren. Offenbart das Parlament diese Reife des Urtheils, so wird es für seine spätere Theilnahme an der Gesetzgebung den besten Boden bereiten.

Die rechtliche Basis, von welcher die Regierung bei ihren territorialen Verfügungen ausgehen wird, scheint in einem Artikel der „Schlesischen Zeitung" dargestellt zu sein, welchen der „Staatsanzeiger" zum Zwecke des nachdrücklichen Hinweises auf die Wichtigkeit seines Inhaltes reproducirt hat. Der Artikel behandelt die völkerrechtliche Stellung der Krone Preußen zu den depossedirten Fürsten; er erklärt, daß das Gebiet der letzteren durch debellatio in die unbeschränkte Verfügung Preußens übergegangen, und daß unser König bei der Ausübung dieses Dispositionsrechtes nur die Gesichtspunkte der Staatsraison, der Opportunität, der Sicherheit Preußens und Deutschlands zu Rathe zu ziehen habe.

Preußen wird sich vergrößern, und es wird zugleich den Bundesgenossen, die auf dem Schlachtfelde gezeigt haben, wie tief und treu sie von dem deutschen Berufe Preußens durchdrungen seien, die gebührende Dankbarkeit erweisen. Die Großherzoge von Oldenburg und Mecklenburg sind nach den Schlachtfeldern geeilt, wo für das deutsche Vaterland ein neues Recht erkämpft ward. Wie sehr die Oldenburger sich ausgezeichnet, geht aus einer Meldung des Generals von Manteuffel hervor, wonach die Truppen Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs sich mit Bravour geschlagen und die Orte Weibach an der Tauber und Hohhausen gegen eine überlegene Macht mit stürmender Hand genommen haben. Es liegt im Interesse Preußens, einen Alliirten zu stärken, welcher dazu bestimmt ist, die Vorwacht mit uns zu theilen, welche an den Küsten der Nordsee geübt werden muß, und bei der Zügelung und Beaufsichtigung unserer scandinavischen Nachbaren uns beizustehen. Preußen ist ja, wo ihm Treue widerfährt, kein unbedingter Gegner der Selbstständigkeit deutscher Stämme und deutscher Fürsten; Preußen ist kein Desorganisator, und es will kein Glied des deutschen Körpers zerstören, welches an der Vollbringung der gemeinsamen geschichtlichen

Arbeit theilnimmt. Diejenigen werden sich verrechnen, welche ihre feindseligen Hoffnungen darauf setzen, daß Preußen nunmehr mit rein negativer Gewalt gegen den Grundzug des deutschen Nationalcharakters zerstörend zu Werke gehen und dadurch eine Reaction gegen sich erwecken werde.

Möglich, daß auch das französische Cabinet eine ähnliche Berechnung hegt. Möglich, daß der Kaiser Napoleon sich für die abwartende Rolle, auf die er beschränkt ist, durch die Erwägung tröstet, es würden unsere Constituirungsbestrebungen durch lange Wirren hingezogen und somit dem französischen Einflusse vielerlei Anlässe geboten werden, sich bei uns geltend zu machen. Nein, die gerechte Entschiedenheit Preußens, seines Königs, seines leitenden Staatsmannes wird das Werk der Neuordnung schnell vollbringen, und sie wird es verstehen, lebenskräftige Interessen an sich zu ketten. Dem Hofe der Tuilerien wird nur die Eine Aufgabe vorbehalten sein, den Ereignissen, wie bisher, als Zuschauer zu folgen. Auch der Abschluß des Friedensvertrages mit Oesterreich wird schnell vor sich gehen. Die Dinge sind jetzt so beschaffen, daß Oesterreich, falls der Kaiser der Franzosen eine Fortsetzung seiner „moralischen Intervention“ versuchen sollte, sich desto mehr mit der Unterzeichnung des definitiven Traktats beeilen wird.

Publicistische Aphorismen.

Reise in's böhmische Quartier.

II.

Um nach Böhmen zu gelangen bedurften wir einer Anweisung vom Etappen-Commando. Die Offiziere meiner Begleitung konnten die freie Benutzung der Bahn beanspruchen. Der frühe Morgen traf uns auf dem Zuge nach Reichenberg. Bei Turnau sahen wir das erste Schlachtfeld. Von Reichenberg fuhren wir per Axe nach Pardubitz. Es ist begreiflich, daß ich auf dieser Reise nicht an botanische Studien dachte, doch pflückte ich manch seltsame Orchideenform, manch mächtiges Farrenkraut im dunkeln Tannenwalde. Es wurde sehr heiß, ich schlief während des Fahrens, da träumte ich vom alten Blücher; ich sah sein Gesicht, ich hörte seine Stimme grade wie in der Schlacht an der Katzbach; wie er da zu Pferde saß, aus einem dicken Meerschaumkopf dampfend, während der Regen mit Eimern goß. In der Nacht träumte ich weniger angenehm; ich sah Bey, eine alte Fahne aus den Kreuzzügen in der Hand, an der Spitze einer zahlreichen Armee von Panduren und Kroaten alle Protestanten erwürgen und die Schweden der

Bartholomäusnacht erneuen. Ja, meine Einbildungskraft war ungemein lebendig.

Das Schicksal hat die Stunde nicht verschlafen. Für Böhmen werden diese Siege der Hohenzollernfahnen jedenfalls gute Früchte tragen. Man sagt, daß seit diesen Siegen die Bevölkerung nicht mehr so dumm drein schaut. Sie sei zwar gegen unsere Grenadiere noch ziemlich wortkarg und scheu. Gestern traf ich zwei Männer, Stadtverordnete wie es schien, beisammen stehen; um sie hatte sich eine kleine Zuhörergruppe gebildet; sie schienen über Unsterblichkeit und Zündnadelgewehre zu philosophiren. Da ich eine preußische Militairmütze trage, hielten sie mich für einen Civilappendix der glorreichen Armee, waren sehr artig und präsentirten mir eine Prise Taback; en revange erhielten sie Cigarren.

Man versteht hier schon so schön nach Silbergroschen zu rechnen, daß es eine wahre Freude ist. Zehnkreuzerscheine sah ich nicht.

Als wir uns in Pardubitz zum Frühstück setzten, saß bereits am Tisch ein finster dreinblickender Mann mit arg bedrohenden Augen, welcher schwarz-gelben aristokratischen Regionen anzugehören schien, vielleicht auch war er ein Vetter von Torquemada-Beust oder des Würtemberger Samum's des Herrn von Dalwigk. Auch dachte ich an Franz Moor — wir waren ja im Böhmerwald. — Als ich sagte: es ließe sich hier, seitdem alle Quadrillen nach preußischer Kriegsmusik getanzt werden, schon besser an, blinzelte er, als hätte er Pfeffer geschnupft und lachte sardonisch. Dann sagte er: früher hatte man das Sprichwort: der Schütze macht die Flinte, jetzt muß es heißen, die Flinte macht den Schützen. Der Mensch incommodirte uns entsetzlich. Da ich nun das Talent besitze sechs verschiedene Sprachen bunt durch einander werfen zu können, so eröffnete ich ein solches Sprachschnellfeuer und brachte damit den Kerl aus seiner Assiette. Er ließ seinen rothen Melnecker stehen und verließ borstig das Zimmer. Wäre der Dr. Herr Stieber oder der Herr Polizei-Director Dunker zur Hand gewesen, wir wären sehr bald über die Natur dieser unheimlichen Klapperschlange au fait gesetzt worden.

III.

Heute trafen wir mit einer Cohorte gefangener Kroaten, Sereschanern oder Rothmänteln zusammen. Welch ein zierliches Geschlecht! Zarte Thiere. Zwei Unteroffiziere waren dabei, wovon der Eine wie Samiel im Freischützen, der Andere wie Orsini der Bombenerfinder aussah, als er sich vor seiner Abreise nach Paris in London mit nacktem Oberleib in Oel malen ließ. Auf diesem Bilde*) ist auf dem Gesicht Orsini's ein Wust von Raserei zu schauen. Die Gefangenen frühstückten während manche von ihnen ihre Pfeifen dabei glühend erhielten. Häufig entströmten seltsam klingende Flüche ihren Lippen. Auch hörten wir die Namen David, Marko, Quosegowitsch, Kralowitsch. Ein Korporal schien sehr beliebt zu sein und ward häufig um Rath befragt. Sie waren bei so gutem Appetit, daß es mir schien als könnte ein

*) Das Original ist im Besitz meines Gönners des sehr ehrenwerthen Dr. B. in Berlin.

Einziger von ihnen einen gebratenen Ochsen verspeisen und dazu zwei Eimer Wein trinken. O Berlin, in welch schwere Drangsale wärest du gerathen und wie hättest du deine bekümmerte Seele zu Gott erhoben, wären plötzlich diese agreablen Individuen dir über den Hals gekommen! Woher hättest du alle Ochsen, allen Wein, allen Gilka, alle Hemden, Röcke, Westen, Beinkleider und Mäntel nehmen wollen? Auch glaube ich man hätte dir deine Häuser ab- und weggetragen. Noah ward zwar erhalten in der großen Fluth, sammt Weib und Kind, ob aber Berlin beim Besuch dieser Rothmäntel, ist zweifelhaft. Ich bin überzeugt daß selbst die Mumien im aegyptischen Museum nicht verschont geblieben wäre.« — Es ist erwiesen nun und unterliegt keinem Zweifel, daß die Oesterreicher Berlin schon in der Tasche zu haben glaubten.

Interessant war mir, daß einer von diesen inkorrigiblen Völkerschaften eine lahme Katze am Stricke mit sich führte. Warum auch nicht? Die Katzen waren den Aegyptern heilig, so heilig, daß sie in Feuersbrünsten eher diese retteten, als ihre Kinder und mit Katzen fängt man Mäuse. Diesen gefangenen Katzenführer bezeichnete die preußische Bedeckungsmannschaft als „den Katzenschinder von Babylon“. Auch behauptete sie, daß unter ihren Gefangenen Fiacker, Barbiere, Kellner und Marqueure aus Wien und Pesth sich befänden, welche sich selbst brevi manu zu gefürchteten Kroaten und Sereschanern umgeschaffen. Wien wäre auch bei diesen Burschen zu den schönsten Hoffnungen rücksichtlich der von ihnen zu leistenden Dienste berechtigt gewesen.

IV.

Heute gesellte sich ein neues Individuum zu uns, eine große edle neufundländer Dogge, sie wurde mit der größten Hochachtung und Auszeichnung von uns empfangen. Woher sie kam, wohin sie wollte blieb ein Räthsel. Sie richtete sich bei uns ein, so gut sie konnte. Auch lernte sie uns bald kennen und kam mit uns Allen besonders mit dem Engländer auf einen freundschaftlichen Fuß. Ein Glück für den Torquemada-Benst, daß er nicht in unserer Nähe war, sonst! ich hätte ihn mit Entzücken zerreißen lassen, zum Erstaunen und Beifall Europa's. Dann hätte ich noch einmal den Reiz des Lebens anakreontisch genossen! Hätte der edle Hund refüsirt — was sehr leicht möglich — dann hätte ich einen neuen „Mazeppa“ in Scene gesetzt — an erbeuteten Hengsten war kein Mangel. — Ein grenzenlos geniales Werk!

V.

Bei den Johannitern.

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter ihrem Ordensstifter Raymund du Puy, können die Johanniter nicht vortrefflicher gewesen sein, als sie es jetzt sind. Ein jeder von ihnen ist ein Pierre d'Aubisson, im Kugelregen sich bewährend und christlichem Liebesdienste huldigend, auf den böhmischen Schlachtfeldern ebenso als wie vor den Düppelschanzen und wie vor Alsen.

Das ist doch wahrlich eine ganz andere Armee als die der Altezza eminentissima des General Bey zu Rom! Ach, wie wäre ich glücklich, zählte auch ich als Cavalieri di grazia zu den Johannitern! Glaubensthaten, sei man auch noch so alt, sind leicht, wenn man will. In einem zu langen Frieden verdorrt die religiöse Liebe, welche Gottes Sohn gelehrt, an der Großstadtssonne. Mit einer beschaulichen, zu einem gewissen Müßiggang geneigten Natur und mit dem Lesen verwirrender Leitartikel kommt man nicht in den Himmel und den Verlust der Glaubensliebe können keine Philosophismen, keine Phrasen von Herrn B. de R., in der Universität seinen Zuhörern aufgetischt, keine Kammerreden ersetzen. Geben wir diesen den Vorzug vor dem Evangelium, dann gleichen wir dem Peter Schlehmihl, der sein Schatten- und sein Spiegelbild verloren hat. Aus menschlicher Vernunft, wie sie aus Adam fließt, ohne Christi Liebe, kann ich gar nichts ergründen, am wenigsten das Jenseits oder des Grabes verborgene Räthsel.

Wir fanden wenige Leicht- aber viele Schwerblessirte. Unter der vortrefflichen Pflege der Johanniterherren hatte Mancher von diesen wieder Farbe im Antlitz — keine Fiebergluth, denn die Pulse waren normal. — Ein schwer Verwundeter sagte mir: nichts möcht ich, als ein preußisches Grab. Ein Dragoner, sehr schwer verwundet, fragte nach dem Befinden unseres Königs; als ich ihm sagte: er sei frisch und munter und nur noch acht Wegestunden von Wien, rief er aus: „ach, wie mich diese Nachricht beglückt.“ Ja, unser göttlicher König sah in die Höh’ und marschirte auf Wien. Von der bekannten Hospitalluft verspürte ich nichts; im Gegentheil es bedünkte mich, als habe jeder verwundete Preuße einen angenehmen Geruch. Nach Plutarch besaß Alexander von Macedonien einen höchst angenehmen.

Einen in der Schlacht bei Skalitz und in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz durch ein Granatstück verwundeten jungen Offizier, welchen ich specieller kenne und dem ich sehr zugethan bin, fragte ich, wie ihm denn bei der ersten Affaire zu Muthe gewesen sei. Die erste Affaire sei ja für den jungen Krieger von großer Wichtigkeit; sie bilde den Moment, wo er sich selbst kennen lerne, den Moment, welcher entscheidet, ob er seinen wahren Beruf gefunden. Zwar gebe es Ausnahmen; ein berühmter brittischer Krieger, später der „eiserne Herzog“ genannt, habe sich in der ersten Affaire durchaus nicht so benommen, daß in ihm der zukünftige Sieger vermuthet oder geahnt werden konnte. Wenn man wisse, antwortete der junge Offizier, wofür man sich schlage, und alle Preußen sammt und sonders wüßten es, so habe man nicht nöthig, eine widerstrebende Natur zu bekämpfen, da man keinen H—tt in der Tasche habe und man fände sich sehr schnell in das Zischen, Pfeifen und Singen der Kugeln. Würde man in dem Augenblick, wo man auf dem Schlachtfelde erschienen, auch in Action gesetzt, zum Angriff einer Batterie, Anhöhe oder dergleichen commandirt, alsdann tant mieux. Eine harte Prüfung aber sei es, wenn man Gewehr bei Fuß ruhig ausharren muß, infernalisches Granatfeuer bekömmt und seine Kameraden und Freunde fallen sieht. Bekomme endlich das Regiment oder Bataillon Befehl zum

Stimme, dann danke man seinem Schöpfer, daß man mit von der Partie sein kann und ist mit Fittigen des Vogels Rock dem Feind auf den Leib gekommen, dann schlägt der Pulverdampf uns ganz warm entgegen und man holt sich die feindlichen noch dampfenden Kanonen. Ja, mein Theuerster, die Träger großer Ideen, großer Gefühle für König — Gott erhalte noch lange unsern ritterlichen und besten der Könige — und Vaterland, sind immer siegreich, weil ihnen eine mächtige göttliche Nothwendigkeit innewohnt. — Von der Niederlage der Oesterreicher bei Königsgrätz, von ihrer wilden Flucht könne man sich keinen Begriff machen, wenn man es nicht gesehen.

VI.

Heute früh besuchten wir einige Gräber gefallener Preußen.

Was vergangen kehrt nicht wieder;
Doch ging es leuchtend nieder,
Leuchtet es noch lang zurück.

VII.

Eine Bettlerin saß am Wege: „ich habe meinen Mann verloren und meinen Sohn schoß man todt und möchte gern begraben sein. Ich bin vom vielen Weinen blind und es bebt mir ein Fieber durch Mark und Bein."

VIII.

Wir sahen heute viele Juden, denen ein Pfund böhmischen Menschenfleisches verpfändet schien. Auch erblickten wir böhmische Mägdlein hold und minniglich, wären sie nur ein bischen reinlicher gewesen. Auch Kerls begegneten uns, welche allerlei Sächelchen bei sich führten. „Ach, wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär!" Alle 100 Schritt sahen wir einen heiligen Nepomuk. Eine arge Kriegsplage sind die österreichischen Marodeure. Unter ihnen befinden sich eine sehr große Zahl Weiber — „die Weiber alle sind voraus, denn geht es zu des Bösen Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus" — Faust — die sich Nachts auf den Schlachtfeldern einfanden und das scheußliche Geschäft der Leichenplünderung im Schein der Blendlaterne betrieben. Interessant war uns das Zusammentreffen mit einem Camaldulenser aus Murano im Venetianischen, einem Manne von etwa dreißig Jahren, den die Oesterreicher zum Militairdienst gepreßt hatten. Von den Regeln seines Ordens im Fasten und Schweigen merkten wir nichts, auch schäkerte er mit einem niedlichen nußbraunen Zigeunerjüngferchen wie ein Wüstling, und man konnte nur von ihm in einer Hinsicht sagen, daß er ein beschauliches Leben führe, als er nämlich das hübsche Libussa-Ding vom Kopf bis zu den schmutzigen nackten Füßchen eifrigst beschaute. Uebrigens war der Camaldulenser ein gebildeter, feiner Kopf, der das Haus Habsburg mit Löffeln, wie man zu sagen pflegt, gespeist hatte. Bei einer Flasche Wein, welche wir von einer böhmischen panenka (Marketenderin) kauften, ward er trefflicher Laune und machte die köstlichsten Witze über die Pfleger Venetiens und den Ritter Benedek. Merkwürdig war, daß er der böhmischen Sprache

kundig. Eine gewisse Dame in Wien bezeichnet er als eine Kubka Bolehlav und glaubt mit Bestimmtheit, daß sie die Ursache, die alleinige, dieses entsetzlichen Blutvergießens sei. Sie werde auch ewig dafür im Fegefeuer brennen; Bex und Rauscher könnten das nicht abbestellen. Das dreizehnte Capitel der Offenbarung brachte er geschickt mit Oesterreich zusammen. Auch stellte er eine Parallele zwischen dem Vertheidiger des Kelches, dem blinden Helden Zizka und dem Feldherrn Benedek, welche keineswegs zu Gunsten dieses ausfiel. Was hätten die heiligen Väter zu Constantinopel und Basel aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu diesem Mönche gesagt?

IX.

Heute Mittag speisten wir mit drei Geistlichen und einem gefangenen verwundeten Offizier von der schwarz-gelben Brigade. Der arme Gefangene war jetzt den antiken Bildsäulen ähnlich, welche (nach da Vinci) den Kopf schief und etwas nach unten tragen. Die preußischen Offiziere, bemerkte ein Pfarrer aus Breslau, seien jetzt (trotz Virchow) mit geflügelten Geniusköpfen zu vergleichen. Ein protestantischer Geistlicher, welcher Böhmen, wenn es nicht annektirt wird, den Rücken kehren will, erzählte: Wie die Mexikaner bei der Landung der Europäer die Vorläufer des Weltendes gekommen glaubten, so die Böhmen beim Anrücken der Preußen. Erst das Silbergeld der Preußen und die baare Bezahlung damit, habe ihren Glauben geändert. Böhmen, pauperrima domus, habe weder Gold noch Silber; ob aus Zorn oder Huld der Götter, würde Tacitus fragen. Jetzt sei man hier schon fast gut preußisch. Hamlet sage: nie allein seufze ein Kaiser, alles Volk ächze mit. Dies sei aber hier nicht mehr der Fall oder habe gänzlich aufgehört.

Hierauf wurde viel von der baldigen Erhebung der Ungarn gesprochen. Ein Herr äußerte: Kossuth sei ein überwundener Standpunkt wie Johannes Ronge. Die Ungarn aber hätten vielleicht leichtere Arbeit wie 1848, da die österreichische Armee jetzt ein Acephalus oder kopflos weil sie alles Vertrauen zu ihren Führern verloren habe. Auch ihr Generalstab sei mittelmäßig. Was sei überhaupt eine Armee, in welcher, wie in Madras, zwei und zwanzig verschiedene Sprachen gesprochen werden? Der schattenschlagende Benedek habe wie in der russischen Jägermusik nur einen einzigen Ton geblasen ohne nach den anderen Concertisten hinzuhören und so sei die Nordarmee zum Polyphem mit einem Auge geworden. Hierauf brachte, nachdem der österreichische Offizier vom Tische aufgestanden war und sich bald darauf entfernt hatte, ein katholischer Probst die Gesundheit der preußischen Armee aus; wie es schien: corde hilari et volente.

X.

Heute wollten unsere Offiziere nach Lundenburg abreisen. Der Engländer freute sich unsere Zündnadelgewehre in ihrer vollen Wirksamkeit kennen zu lernen, da von der Thaya an, die Gegend flaches einförmiges Ackerland bis nach Wien ist. Auch das Feld der blutigen Wagramschlacht aus dem Jahre 1809 wünschte er strategisch zu studiren. Ach! vielleicht thörichte Wünsche und Hoffnungen in Beziehung auf die Wirkung der Zündnadelgewehre in flacher Ebene. Fünftägige Waffenruhe und dann vielleicht ein zwerg-

hafter Friede, der nach wenigen Jahren uns wieder auf die Schlachtfelder gegen den nie in seinem Ehrgeize rastenden Habsburger führt. Man gedenke nur der Zeiten nach dem ersten Schlesischen Krieg! — Da wolle Gott vor sein!

Mit Erlaubniß der Johanniter hatten wir Civilisten, es waren unserer fünf, uns eine Johanniterbinde mit rothem Kreuz an den Arm heften lassen, da man sonst nicht im Stande ist, die Schlachtfelder zu besuchen. Wir erhielten zwei Requisitionswagen, gute Pferde, passable Kutscher, aber kein Futter; da der Scheffel Hafer 8 Thaler kostet. Wir wurden also genöthigt, wenn es Zeit zum füttern war, Grünfutter von den Feldern abzuschneiden.

Wer die Engpässe Böhmens nicht gesehen, kann sich keinen Begriff machen von dem, was unsere Armee geleistet hat. Die meisten dieser Defileen konnten mit einer Compagnie, auch ohne einen Leonidas zum Anführer gegen ein ganzes Armeecorps mit der größten Bequemlichkeit vertheidigt werden. Unbegreifliche Dummheit, rief ein Geistlicher aus unserer Gesellschaft. „Das weniger", sprach der Franzose, „die Genialität ihres General Moltke ganz allein."

Die italienischen Officiere waren in Gedanken schon in Wien. Der ältere sprach: „Als Caracalla an den Ufern der Donau war, wollte er den Deutschen schmeicheln und ließ sich die Haare à l'Allemande scheeren. Womit wohl werden wir jetzt den Wienern schmeicheln?" „„Nun"", sagte der Andere, „„wir bewundern den Stephans-Dom und die schlanken Wienerinnen"".

Wir waren mitten im Walde. Herrlich ragten die thaubenetzten Tannen zum funkelnden Morgenhimmel auf, da erblickten wir zwei hundert Schritt entfernt ein hoch auflodernbes Feuer. Jeder Franzose verwickelt sich gern in eine Affaire und so machte der Franzose den Vorschlag, heran an das Feuer zu fahren. Als wir näher kamen, sahen wir eine Zigeunerbande. „Voici une bande de vagabonds, des Bohemiens, la chose n'est pas mauvaise". Als wir bei der Bande ankamen, grunzten uns ein paar gestohlene Schweine an, und ein Bullbog machte Miene unsere Bekanntschaft zu machen. Er bellte wie ein Mitglied einer Kammeropposition. Das erste, was den Vicomte interessirte, waren ein paar piquante junge Mädchen mit wundervollen Perlenzähnen und schwarzen glühenden Augen. Ein junger Zigeuner, den Blicken des Franzosen folgend, schien eifersüchtig auf den Franzosen und machte Augen wie ein wüthender Othello. Mich interessirten die jungen Dinger weniger; denn ich habe meinen unsterblichen Geist längst schon von meinem gebrechlichen Leibe befreit. Ich bin ein Berliner, der sich den Teufel in der Gestalt eines Rothmantels denkt. Die jungen Zigeunerinnen übrigens schienen durchaus nicht, wie Plutarch sich ausdrückt, mit der öffentlichen Sittsamkeit bedeckt. Wäre es mein Wunsch gewesen, so hätten sie mich wie einst Polykaste den Telemack mit Oel gesalbt. Was auch hätte es den Mädchen geschadet? Sagt nicht Schiller: „Das Weib soll sich nicht selber angehören, an fremdes Schicksal ist sie angebunden." Der Franzose hätte gerne diese jeunes demoiselles in sein Pensionat genommen; la poule au pot. Eine dritte Dame der Bande war durchaus keine Nausikaa,

keine Venus. Die Götter hätten an dem Tage ihrer Geburt kein Freudenfest gehalten, wie Plato in seiner originellen Schöpfungsgeschichte der Liebe behauptet, daß es der Fall am Tage der Geburt der Venus gewesen sei. Sie präsentirte uns, während sie aus einer vier Zoll langen Thonpfeife uns entgegen dampfte, ein großes Stück Pumpernickel. Dies, sagt man, sei eine ganz besondere Ehre, die dem Gaste wiederfahren kann. Die Alte war entschieden ein Mannweib. Ich gedachte hier des heiligen Augustin, welcher behauptet, daß am Weltgericht die Frauen in Männer verwandelt werden, damit wir in jener Welt nicht versucht werden.

XI.

Das Schlachtfeld bei Königsgrätz.

Es möchte vergebliche Mühe bleiben, dem Leser, selbst dem mit der lebhaftesten Phantasie begabten, die Schauer dieses Schlachtfeldes zu schildern; sie würden weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben müssen. Aus mancher Blutlache könnte man noch jetzt ganze Karavinen füllen. Tornister, noch gefüllte, Käppi's, Helme, Jägerhüte mit vollen Federbüschen, Patronen, Zündhütchen, Patrontaschen, Säbel und Degen, Peitschen, Haubayonette, ganze Berge — die Tornister zu Tausenden — Feldflaschen, Laternen, Schuhe, Fetzen einst weißer Uniformen, grauer Mäntel, Flinten, Sporen, Stücke farbigen Tuches, zerschossene Lafetten und Munitionswagen, Kanonenkugeln, Tabackspfeifen, Trommeln, Signalhörner, eine schmutzige Generalstabskarte, der Boden zerstampft und aufgewühlt, als hätte Pyrrhus oder Porus mit 1000 Elephanten eine Elephantenschlacht geliefert; dazu intensiver Leichengeruch. Welch ein Chaos, welch' eine Niederlage; kaum giebt's ihres Gleichen in der Geschichte! Wir gedachten hier des Livius, welcher berichtet, daß Hannibal nach der Schlacht bei Cannä drei Scheffel goldener Ringe von den Fingern der erschlagenen römischen Ritter nach Carthago sendete. — Wie gerne hätte ich mir von diesen Trophäen den Wagen voll gestohlen! Ich nahm nur ein schmutziges, einst elegantes Notizbuch mit, in welchem ich einen Brief aus Wien fand mit der Unterschrift „Colloredo". Vorschriftsmäßige Selbstüberschätzung, vorschriftsmäßige Unterschätzung der Preußen, 22 verschiedene Nationalitäten und politische Zerrissenheit, schlechte Führung, Schwerfälligkeit in der Bewegung (trotz der Schlachten von Magenta und Solferino), Vorderladungsgewehre, Tapferkeit der Preußen, ihr unübertrefflicher verstandesmächtiger Generalstab, Helden wie der alte Steinmetz &c. waren die Ursache des Untergangs des neuen Varus („O Benedek! Gieb mir meine Nordarmee wieder!") Der englische Oberst sagte: hier haben Ihre Landsleute den Oesterreichern die „carotyd artery" (die Halspulsader, die carotis) durchschnitten. Ich gestehe offen, daß mir auf diesem Schlachtfelde — bei Waterloo war es nicht der Fall — das Herz ein wenig pochte. Ein Glück, daß keine Damen bei uns waren; nur Ströme von Thränen hätten ihre gepreßte Brust erleichtern können. Die Wehmuth, die ich empfand, hielt den ganzen Tag über an, mein Muth konnte sie nicht besiegen. Hierher wünsche ich auf Augenblicke den boshaftigen, giftigleidenschaftlichen, von der Schlange bethör-

ten, unfühlbaren Sünder Torquemada, der auf seinen Schultern den Zorn Gottes trägt. Bald wird er allein sein mit seinen Thorheiten. Das ist aber ein unerhörter Jammer, dem der Stärkste unterliegt. Mit der Weisheit, sagte Schleiermacher, kann man schon allein sein, nicht aber mit der Thorheit. — Uebrigens erzählt man hier, daß Torquemada und der unartige Kaltwasser-Adolph mit guten Fallschirmen in der Bank von London versehen sind.

XII.

Die Offiziere fuhren vom Schlachtfelde in's Preußische Hauptquartier. Wir nahmen herzlichen Abschied auf ein „baldiges Wiedersehen im Prater." Auf meiner Rückreise traf ich mit einem Berliner Berichterstatter zusammen, einem Romantiker und wasserdichten Fortschrittsmann, einem Herrn v. B. Sofort ergoß er sich in ein Monstrelob Bismarck's und unserer Armee. Und doch waren noch nicht zwei Monate verflossen, daß er eine Monstreklage gegen unseren Grafen erheben wollte. Es ist bekannt, daß die menschliche Natur geneigt ist, von einem Extrem zum andern überzugehen. Es giebt aber auch hier Hermaphroditen von Hause aus. — Im „Leben Yorks" von Professor Droysen wird erzählt: 1813 habe ein Pommersches Bataillon sich in der Schlacht eminent ausgezeichnet, da sei General York an das Bataillon herangesprengt: „Tapfere Söhne Pommerns, wisset, auch ich bin ein Pommer." Da ruft ein Unteroffizier aus dem Bataillon: „Jetzt will ein Jeder ein Pommer sind." Im Jahre 1848 wollte jeder Berliner ein Arbeiter sein: „wir sind alle Arbeiter."

Nun lebt wohl meine Freunde, und beruhigt eure deutschen Landsleute; von dem fanatischen Racenhaß der czechischen Bewohner Böhmens, die alles Deutschthum ausrotten wollen, habe ich wenig wahrgenommen, desto mehr aber von der österreichischen Unwirthschaft, Corruption und Schlendrian in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Ach, die Sonne könnte darüber weinen und in ihren eigenen Thränen erlöschen!

Miscellen.

Herr F. v. Rappard, Major z. D., hat soeben eine kartographische Darstellung der letzten Landtagswahlen herausgegeben, welche wir den Lesern empfehlen. Der Sieg, welcher am 3. Juli von unserer Armee über Oesterreich erfochten wurde, stellt sich auch in dieser Karte des am 3. Juli gelieferten Wahlkampfes als ein Triumpf der conservativen Partei über die Fortschrittspartei dar, welche sich in der 1862 erschienenen analogen Karte selbst

die gelbe Farbe Oesterreichs beigelegt hatte; — möge unsere Partei ferner fortschreiten auf dem Wege des Sieges, und aller Welt beweisen, wie der wahre Fortschritt zu verstehen, und daß unsere Partei stets die wahre Fortschrittspartei gewesen ist. Die Karte kann in Herrn v. Rappards kartographischem Institut, Blumeshof No. 4 vor dem Potsdamer Thor und bei allen Buchhandlungen bestellt werden. Der Preis ist 10 Sgr. pro Exemplar.

Mit der Aufschrift: „Preußen's Feldherren, Erinnerung an die glorreichen Siege des Jahres 1866 in Böhmen" ist im Verlage von L. Haase & Co. Königl. Hof-Photographen hierselbst, ein photographisches Tableau erschienen, welches die Miniatur-Bildnisse des Königs, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Carl, der Generale von Roon, Herwarth von Bittenfeld, von Moltke, Hiller von Gärtringen, von Steinmetz, von Horn enthält. Das Tableau macht einen angenehmen Eindruck, und wird manchem Preußen als patriotisches Erinnerungszeichen dienen können, so daß es sich zu Geschenken an Soldaten empfiehlt. Der Preis ist 7½ Sgr.

— Ein Stück alter Reichsgeschichte in einem ihrer besten Repräsentanten sei uns verstattet, unseren Lesern hiermit vorzuführen: Johann Jacob v. Zwierlein, Kaiserlicher Hofpfalzgraf und verschiedener deutscher Reichsfürsten Wirkl. Geh. Rath, geboren 1699, gestorben 1772, Herr zu Winnerod und Budenrod in der Wetterau, war bekannt als juristischer Schriftsteller. Von ihm besonders ist erwähnenswerth: Concept der Kammergerichts-Ordnung mit Anmerkungen, 1744, 3. Ausgabe 1783; sodann: De litteris requisitorialibus, Göttingen 1758; sowie Aufsätze in den zu Gießen 1778 erschienenen „Nebenstunden". Aus einer Wormser Patrizierfamilie stammend, verließ er nach der Pfalzverwüstung durch Louis XIV. das zerstörte Haus seiner Vorfahren, begann seine Laufbahn als Procurator bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar, verdankte seinen Kenntnissen mehr und mehr Ansehen und Reichthum und ward der Begründer neuen Glanzes seiner Familie, indem er mehrere reichsunmittelbare Güter erwarb. Noch heute wird er öfters in juristischen Werken citirt: so in Zöpfl's Staatsrecht Bd. I., §. 99, A. 19; in Zachariä's Staatsrecht Bd. I., §. 76 (58); in Heffter, Strafrecht §. 603 u. s. w. — Sein ältester Sohn Joh. Christ. Jacob erster Reichsfreiherr v. Z. zeichnete sich als Envoyé extraordinaire des Fürst-Bischofs von Lüttich während des dortigen Aufruhrs in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts aus; er verheirathete sich an den Rhein nach Geisenheim mit einer Tochter des letzten Reichsfreiherrn von Hopffer und erwarb somit die Grundstücke der jetzt namentlich auch als größeres Weingut bekannten v. Zwierleinschen Besitzungen, welche in Ungewitters Geographie, wie auch in den meisten Reisehandbüchern (vgl. Baedecker, Murray, Bradshaw, Heyl ꝛc.) erwähnt werden. Das Zwierleiner Weingut umfaßt über 60 Meter-Morgen größten Theils bester Lagen in den Gemarkungen Geisenheim und

Rüdesheim (Rothenberg, Rosackenberg, Morschberg, Altbaum, Rüdesheimer Berg, Rottland, Hinterhäuser) und ist durch eigens damit verbundene größere Oeconomie im kräftigsten Zustande. Auf der ersten internationalen Ausstellung Deutschlands in Hamburg 1863 erhielten die Zwierleiner Weine den ersten Preis — die silberne Medaille — ebenso wie die Fürstlich Metternich'schen des Geisenheim so nahe liegenden Johannisberger Schlosses. — Hans Carl Reichsfreiherr von Z., der Sohn des vorigen, war einer der Mitunterzeichner der Vollmacht der „ehemaligen freien Reichsritterschaft in der Wetterau und am Rheinstrom" zu dem Wiener Congresse für den Grafen Degenfeld, welcher von den althergebrachten Rechten und Freiheiten der Reichsunmittelbaren dorten noch möglichst Vieles retten sollte; s. Klübers Acten des Wiener Congresses, Bd. VI., S. 450. Hernach anfänglich erwähltes, dann lebenslänglich ernanntes Mitglied der Nassauischen Herrenbank, deren Präsident und öfterer Vice-Präsident er auch war, zeichnete er sich rühmlichst aus, als eifriger Verfechter zeitgemäßer staatlicher Entwickelung; zumal befürwortete er nachdrücklichst die Bildung des Zollvereins. Seine zweite Gemahlin, Adelheid von Stolterfoth, ist durch ihre herlichen rheinischen Sagen, ihr Epos Alfred ꝛc. als Dichterin weithin bekannt; 1859 erschien die 4. Auflage ihrer Gedichte. — Hans Const. Freiherr von Z., geb. 1802, gest. 1863, der Sohn des vorigen, wurde nach Auflösung der „Herrenbank" den „Erblichen Mitgliedern der 1. Kammer der Stände des Herzogthums Nassau" beigezählt. — Vgl. über diese Familie den Freiherrn-Kalender und das von Titon von Hefner neu herausgegebene Siebmacher'sche Wappenbuch.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Sigismund.*)

Gedicht in Terzinen von Dr. Otto Friedrich. 1866.

Dahin, dahin! Des Sturmes blindes Wüthen
Brach mitleidlos vom hohen Blumenstamme
Die schönste von des Parkes Frühlingsblüthen.

Dort hinter Wipfeln sinkt die blut'ge Flamme
Des Abendroths; die bleichen Marmorbilder,
Wie leuchten sie dort auf des Schlosses Kamme!

Das Weh des Lebens schont nicht Wappenschilder;
Der Mächt'ge sucht umsonst in Prachtcarossen
Ihm zu entfliehn, es schlägt ihn um so wilder.

So sind dem theuren Kinde nun geflossen
Des edlen Elternpaares heiße Zähren,
In Trauer ganz das Königshaus ergossen.

Ich sah im Geiste schon zu gold'nen Aehren
Zukunft verheißend sich die Saat erheben:
Ein Hoffen nur ein eitles hieß es nähren.

Ich sah das zarte Reis zum Aether streben,
Das frische Haupt hoch ob des Waldes Vettern:
Phantom nur war's, wie rasch sollt' es verschweben!

Ich sah den jungen Adler schon in Wettern
Kühn über Wolken richten seine Flüge:
Nun fährt der Blitz herab, um zu zerschmettern!

Ein neuer Stern, daß er sich glänzend füge
Zu dem, der ewig strahlet, Friedrichs Ehre,
Die Erde hofft's; der Himmel machts zur Lüge.

So oft, mein Herz, sahst du aus heil'ger Sphäre
Der Hoffnung liebste Sterne jäh versinken,
Verlöschend in der Wirklichkeiten Meere;

*) Prinz Franz Friedrich Sigismund, Sohn Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen, geb. 15. Septbr. 1864 zu Potsdam, gest. daselbst (im neuen Palais) 19. Juni 1866 in den Nachmittagsstunden.

Doch ob sie niedersanken auch zur Linken,
So oft, ein unverdross'ner Vogelschauer,
Sahst du zur Rechten neue Zeichen winken.

So blüht aus Trümmern nur versunk'ner grauer
Vorzeit der Gegenwart verjüngtes Leben,
Wie Siegesfreude nur aus Todestrauer.

Darum verzage nicht, wenn auch mit Beben
Die Thräne quillt, getrost auch an den Grüften!
Was gut ist, wird zuletzt ein Gott dir geben,

Den kühlen Hauch nach nebelschweren Düften,
Den hellen Strahl in finstre trübe Nächte,
Den leichten Weg aus unwegsamen Klüften.

Wie lang, ihr Deutschen, wagten's dän'sche Knechte
Mit plumpem Fuß den Hohntanz aufzuführen,
Zerstampfend unsres Volks ehrwürd'ge Rechte?

Und sieh, vorbei ist Stampfen, aus den Thüren
Der tolle Spuk gefegt, nie wird zum Tanze
Der Däne mehr das deutsche Mädchen küren!

Sieg jauchzet hier auf Düppel's steiler Schanze,
Sieg pflanzet dort auf Alsen's Inselborde
So sturmesmüthig seine Flaggenlanze!

Sieg schreiet seine grausigen Accorde
In's Ohr Fridricia's dort mit Donnerstimme,
Sieg wiederhallt am Jütischen Fiorde!

Da war's als er nach abgekühltem Grimme
Auf Deinen Taufstein, Sigismund, den Namen
Dir legt, daß Siegerschein auch Dich umglimme;

Da war es, als aus seines Kranzes Rahmen
Ein Lorbeerreis das Weltkind lächelnd pflückte,
Gedächtniß Dir und ew'gen Ruhmes Samen;

Zu deiner Wiege sich herniederbückte,
Dir liebend in das Kindesauge schaute
Und Dir auf's Haupt des Lorbeers Zweiglein drückte:

Der Kranz, den einst das Reich das ihm vertraute
Verehrt dem Luxemburger Sigismunde,
Da fester er's durch Hohenzollern baute;

Der Kranz, den, zeugend von der schönsten Stunde,
Des Luxemburger's Erben sollten erben,
Daß Habsburg's er und Zollerns Bund bekunde;

Der Kranz — ach, es war Zeit ihn zu erwerben! —
Er sei dem Hohenzollern Sigismunde
Geweiht, daß Treu' und Bündniß nimmer sterben!

Und Sieges Wort verhallet in der Runde —
Weh, tönts nicht nach, als klirrten dumpf die Schwerter,
Als seufzt' ein Krieger bang ob schwerer Wunde?

Und vor mir stand die Reihe stolz bewehrter
Soldatenriesen, Friedrich Wilhelms Docken,
Der alte König selbst, den Blick verklärter

Zum Sohn gewandt und schüttelnd seine Locken;
Er ruft: Hier stehet, der mich einst wird rächen,
Wenn Oestreich sollt' die Hölle schier verstocken!

Und Friedrich sah ich mitten dort in Bächen
Von Schlachtenblut das Roß das wilde zügeln,
Deß' erznen Huf Croaten fliehn und Czechen,

Gestreckten Fußes ihn in straffen Bügeln,
Das Siegerhaupt im grünen Lorbeer prangend,
Daher gesprengt gleichwie auf Ruhmes Flügeln!

Doch Wolken auch von fern erblickt' ich bangend
Aus Mährenland gen Norden hergezogen,
Auf Deutschland tief und tiefer niederhangend;

Der alten Schlange Giftzahn hergebogen
Sah ich in seines Volks gepreßten Nacken,
Das Blut gesunden Lebens schon gesogen;

Mit wohl dressirten, blutgenährten Bracken
Zu Tode matt den edlen Wildling hetzen
Und ihn mit scharfen Klauen wund zerhacken;

Das unvorsicht'ge Riesenkind in Netzen
Von Pfaffentrug und Diplomatenwitze
Einfangen und am Fang den Feind sich letzen,

Deß' faulen Ahnenthron, darauf er sitze
Sultanisch, sicher in großdeutscher Würde,
Der faule Bundestag dienstfertig schnitze!

Erreichen sollte List, was Macht nicht würde,
Daß auch das tapfre Zollernvolk verlocken
Sich ließ' in solches Bundesfreundes Hürde?

Dem Herden sind die Völker, der wie Brocken
Sie streut der fürstlichen Begier zur Beute,
Sie zählt, ein rechter Völkerhirt, nach Schocken;

Der unklar, was ein ganzes Volk bedeute,
Nicht fördern kann und bauen nur erschüttern
Und stören, was ein einig Volk verneute;

Der nicht von Deutscher Mutter, der von Müttern
Barbar'schen lernet solch Geplärr von Zungen,
Daß Babel selbst, sein Babel muß zersplittern!

Nein, Dir, o Deutschland, Dir ist's nicht gesungen,
Daß listig Habsburg je sein Kind dich taufe
Durch Pakt den Hohenzollern abgedrungen!

Doch wann erscheint der Tag, flachsbärt'ger Staufe,
Wo jene Rabenbrut am frechen Maine
Um deine Burg zum Letzten krächzend schnaufe,

Der Tag, wo endlich ausgespielt die feine
Zu lange schon verhaßte Wiener Posse,
Den Spöttern Spott, den Ernsten Ernst, wie keine;

Wo endlich nach verles'ner Abschiedsglosse
Abzieht die schwarzrothgoldne Spielerbande
Der Eschenheimer Gasse sammt dem Trosse;

Wo endlich ausgesühnt die große Schande,
Wo ausgelitten endlich Deutsches Leiden
Und ausregiert das Reich der Ferdinande? —

Und sinnend stand ich, ob's den falschen Eiden
Habsburgs gelänge, seinen Thron, den schwanken,
Mit Hohenzollern's Stützen neu zu kleiden.

Und in ein Meer versank ich von Gedanken,
Wie jener Bund, den Sigmund's Namen kränzet,
Begraben müsse bald, den alten, kranken,

Wenn, schon genug vom nord'schen Ruhm beglänzet,
Habsburg dem jungen Hohenzollernkinde
Der eignen Beute ganze Part kredenzet

Und rechnend, daß so treuen Freund es finde,
Wie ihn der Ahn voreinst gewann im Ahnen,
Ihm beut das meerumschlung'ne Angebinde . . . . . .

Da trifft's mein horchend Ohr, mich will's gemahnen,
Als sängen nah und näher Grabgesänge,
Als wehten Glocken her durch luft'ge Bahnen.

So lange schwermuthsvolle Trauerklänge,
Wie letztes Lied und Glockenschlag beweinen
Den Pilger auf dem letzten seiner Gänge.

Ach, Sigismund, Dir singen diese reinen,
Dir, Gottes Engel, diese Engelstimmen,
Die aufwärts rufen Dich zu sel'gen Hainen!

Und horch, zu immer leisern Tönen klimmen
Die Melodien, bis — ich seh's mit Staunen! —
In Aetherstrahlen zitternd sie verschwimmen. — —

Doch plötzlich brausen eherne Posaunen,
Wie Donner Gottes laut, wenn sie Propheten
Aufrütteln oder in die Gräber raunen;

Es rufen durch die Lüfte Schlachttrompeten
Zum Krieg, zum Krieg! hellschmetternd die Fanfare,
Und Trommelschlag vernehm' ich, Marsches Treten,

Und daß mit Lärmen sich der Schrecken paare,
Das dumpfe Rollen krachender Kanonen,
Als sei's der letzte Tag der Erdenjahre.

Und in den Graus sodann den polyphonen
Hör' ich: „Ein' feste Burg" die Orgel dröhnen
So laut, wie Weltgesang von Millionen!

Ein neuer Held, die Trauer zu versöhnen,
Ein neuer Sigismund, er ist erstanden,
Das kündet uns das laute, mächt'ge Tönen!

Du bist's mein Preußenvolk! Besiegt, in Banden,
Die Feindes Uebermuth Dir prahlend dräute,
Liegt er nun selbst durch deinen Sieg mit Schanden.

Du bist's, mein Preußenvolk! O jubelnd läute
Dem langverfehmten Bund die Sünderglocke,
Der als sein eigner Henker sich noch freute!

Du bist's, mein Preußenvolk! Mit eh'rnem Glocke
Hast in der Zeiten Tempel du geschlagen
Dein Mal, daß nun ein neues Reich frohlocke,

Das Reich, von dem uns alte Lieder sagen,
Nach dem die Väter sah'n mit Sehnsuchtschmerzen,
Sein Morgenroth, wir sehn es endlich tagen!

Mein Volk, du Zollernkind, das an dem Herzen
Der Zollern ruht, von ihren Söhnen allen
Ihr ält'ster Liebling du in Ernst, in Scherzen;

Wohlauf, du Sigismund, noch einmal ballen
Mußt du — Johann der Vetter mag dich's lehren! —
Die wackre Faust, daß kräft'ge Schläge schallen,

Daß Habsburg ganz von deiner Hand, der schweren,
Dalieg' im eignen Sand ein trotz'ger Wälzer
Und Habsburg's Freunde mit zerbrochnen Speeren!

Und hast gebettet alle du zum Pfälzer,
Dann häng' in Schönheit, wie Natur im Lenze,
Du spröd'sten Volkes glücklicher Verschmelzer,

In deines Gottes Haus zum Schwert die Kränze!

Nicolaus Dreyse.

Ein Landsmann des Erfinders des Zündnadelgewehrs, Dr. Julius Schabeberg, veröffentlicht in der Hall. Ztg. folgende biographische Skizze über denselben.

Bei den Siegen, durch welche unsere Armeen die ganze civilisirte Welt zur Bewunderung hingerissen haben, rief in mir jede Nachricht über neue Triumphe unserer preußischen Waffen die Erinnerung an meinen Landsmann Nicolaus Dreyse wach und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß ihm vor allen andern ein wesentlicher Antheil an den überwältigenden Erfolgen unserer Waffenthaten gebühre. Seine Erfindung, das eben so beliebte wie gefürchtete Zündnadelgewehr, hat unsern Kriegern Vertrauen zu ihrer Waffe gegeben und dadurch den persönlichen Muth der Einzelnen und der Massen erhöht und die Dispositionen der Heerführer in einer Weise er-

leichtert und modificirt, daß der Feind dieses neue Kriegselement weder taktisch noch strategisch in Rechnung stellen konnte. Wie Friedrich der Große mit seinen Verbesserungen, mit dem eisernen Ladestocke des alten Dessauers und mit der von ihm erfundenen reitenden Artillerie seine Kämpfe mit Oesterreich eröffnete und seine Siege erstritt, so ist das Zündnadelgewehr die neue Waffe, mit welcher die preußischen Heere den zweiten großen Kampf des protestantischen Norddeutschlands gegen dasselbe mittelalterlich gebliebene concordatliche Donaureich aufgenommen haben. Die heutigen Siege in ihrer Größe und beispiellos raschen Aufeinanderfolge, verglichen mit den Siegen des großen Friedrich, entsprechen fast mathematisch genau dem Verhältnisse, das zwischem dem eisernen Ladestock des alten Dessauers und dem Zündnadelgewehr meines verdienstvollen Landsmanns stattfindet. Dieses Gewehr hat nicht blos das Siegesvertrauen der preußischen Heere erhöht, es hat auch die kriegerische Leistungsfähigkeit und die persönliche Kriegstüchtigkeit der Gegner in solchem Maße vermindert, daß es wohl glaublich ist, was mir ein hannover'scher Offizier mit kaum zurückgehaltenem Zorn neulich äußerte: „Wer einmal in dem ununterbrochenen Feuermeer, was die Zündnadeln über die Gegner schütten, gestanden, der läßt sich nicht mit zehn Pferden dazu bringen, sich diesem Teufelsstrome zum zweiten Male auszusetzen."

Die preußische Siegeswaffe, bestimmt, in der europäischen Bewaffnung vielleicht eine eben so große Revolution hervorzurufen wie einstmals die Erfindung des Schießpulvers, hat Dreyse dem preußischen Patriotismus in die Hände gegeben und sie ist geweiht worden durch eine große That — die Befreiung Deutschlands aus der versteinerten Umarmung Oesterreichs.

Es ist schon mehrmals versucht worden, Dreyse's Leben, Wirken und Thun biographisch zu skizziren. Ich verzichte darauf, Dichtung und Wahrheit zu wiederholen und einen Mann zu schildern, dessen Leben fast ausschließlich in stiller geräuschloser Arbeit nur der einen großen Aufgabe geweiht ist, wie eine von der Wissenschaft entdeckte Mischung zu kriegerischen Zwecken verwendet werden könne. Als glücklicher Entdecker hat er mit dem Vater der Buchdruckerkunst ungemein viel Aehnlichkeit, denn wie dieser hat auch Dreyse seine Erfindung nicht dem Zufalle zu verdanken, sondern sie ist das Ergebniß und der Lohn 30jährigen Nachdenkens und harter Arbeit des Geistes, und wie es scheint, ist er der glückliche Vater eines Sohnes, der in gleichem Geiste das väterliche Werk fortsetzen und größerer Vollkommenheit entgegen führen wird. Dies Alles zu würdigen und mit ernster, kunstgeübter Hand auf engem Rahmen zur Anschauung zu bringen, ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen; ich will nur einiges aus meinen frühesten Jugenderinnerungen gleichsam als Tribut der Achtung niederlegen, die ich meinem Landsmanne schuldig bin.

Dreyse ist kein geborner Preuße, denn Sömmerda in Thüringen war zur Zeit seiner Geburt (am 20. November 1787) ein kurmainzisches Landstädtchen, das zum Fürstenthum Erfurt gehörte und erst 1803 an Preußen, 1806 factisch und 1807—1813 vertragsmäßig unter französische Herrschaft

gekommen ist. Sein Vater war seines Handwerks ein Schlosser, der etwas Ackerbau betrieb und die Berechtigung besaß, Bier zu brauen und auszuschänken. Von Zeit zu Zeit, wenn die Reihe an ihn kam, war das Geburtshaus meines Landsmannes ein Bierhaus, gerade gegenüber von der ehemaligen Mohren-Apotheke, dem Stammhause Salzmann's, Gründers von Schnepfenthal. War das Bierzeichen am Dreyse'schen Hause ausgestreckt, so sammelten sich dort die kleinbürgerlichen Biertrinker um die Krüge schwarzbraunen, schlechten Bieres und bis in die späte Nacht saß man dort, sich die Zeit mit dem Kruge und dem längst verschollenen Bilkespiel (Beilkespiel) vertreibend. Meine Familie stand zu einem Zweige der Dreyse'schen in besonderer Beziehung und unsere Wohnungen waren einander ziemlich nahe; und dies führte mich als kleinen Knaben oft in das Dreyse'sche Haus, wo ich meinen Landsmann als Schlosser manchmal einen Bart an einen zerbrochenen Schlüssel schmieden oder einen Krug Bier ausschänken sah. So weit mir bekannt, hat Dreyse keine andere Schule besucht, als die damals sehr dürftige unserer Vaterstadt. Einer seiner Vettern (Völker) war damals als Baccalaureus (man nannte ihn nur „Herr Baccalarche") an der Elementarschule Lehrer. Man kann sich denken, wie dürftig die Schulkenntnisse gewesen sein mögen, wenn die sämmtlichen Kinder des Ortes denselben Unterricht genießen.

Und so war es damals. Mir ist nicht bekannt, daß Dreyse irgend eine andere Lehr- und Bildungsanstalt besucht hätte. Das Schicksal schien ihm die Bestimmung gegeben zu haben, daß er wie viele andre Männer von großen Verdiensten vor und nach ihm seinen Weg selbst suchen und ein selbstgemachter Mann werden solle. Im väterlichen Hause hatte er von der Pike an gearbeitet und wie Krupp in Essen, sein Geistesgenosse von gleichen Verdiensten um die Verbesserung der Kriegswaffen, hatte auch er den Hammer geschwungen, selbst gefeilt und genietet. Ich erinnere mich noch, wie er als Schlossergeselle seine Heimath verließ, um sich in der Welt umzusehen. Eines Tages kam ich aus der Mühlgasse und begegnete ihm, ich glaube es war 1811, in der Langen Gasse, wie er reisefertig dem Erfurter Thore zusteuerte, um, wie er sagte, auf die Wanderschaft zu gehen. „Ich gehe mit, aber ich will erst etwas zur Reise holen", damit eilte ich in unsere Wohnung und steckte ein kleines Fläschchen mit Branntwein auf die Reise ein. So wanderte ich mit bis an den aus Nannstedt herkommenden Bach, die Klinger vor dem Neuen Thore. Hier war das Ziel meiner Reise, ich kehrte um, weil ich in der Tiefe die Thürme meiner Heimath nicht mehr sehen konnte. Das Fläschchen mit seinem Inhalte hatte ich zurückzunehmen vergessen, deswegen blieb mir der Vorfall lebendig im Gedächtniß, weil ich dasselbe vermißte, da ich es heimlich weggenommen hatte. Er war ein junger Mann, der nicht viel Wesens von sich machte, aber die so liebenswürdige Eigenschaft besaß, daß er manches, was ich gern wissen mochte, erklärte. Dieselbe Eigenschaft der Leutseligkeit, der Milde und der Anspruchslosigkeit hat sich bis in sein späteres, an glücklichen Erfolgen reiches Wirken erhalten, mehr befestigt und ausgebildet.

Ich selbst kam nun im Laufe der Zeit in andere Verhältnisse, so daß ich meinen bescheidenen Landsmann gänzlich aus dem Gesicht verlor, bis ich im Anfange der zwanziger Jahre in den Schulferien meine Heimath besuchte und sogleich beim Eintritt durch das Weißenseer Thor auf ein bis dahin verfallenes aber nothdürftig wieder hergestelltes Gebäude aufmerksam wurde. Von meinen Angehörigen erfuhr ich „Dreyse, der Pariser, sei zurückgekehrt, habe eine Flinte mitgebracht von so räthselhafter Einrichtung, daß sie ohne Feuerschloß und sogar ohne Pulver auf der Pfanne, nur durch einen einfachen Hammerschlag losgehe", und daß er am Weißenseer Thore eine Fabrik gegründet habe. Wenn nun auch die Sache nicht ganz so, wie man erzählte, sich zugetragen hatte, so hatte die Nachricht im Wesentlichen doch ihre Richtigkeit. Er brachte die Zündhütchen nach Deutschland und bewirkte durch sie eine gänzliche Umgestaltung unserer Schußwaffen. Paris war für ihn die hohe fachwissenschaftliche Bildungsschule geworden; die Chemie, die damals von ihren ersten großen Meistern für die Zwecke der Industrie und auf Antrieb der Regierung sogar im Interesse und für die Bedürfnisse der Landesvertheidigung mit unermeßlichem Erfolge cultivirt wurde, hatte ihre ersten zündenden Strahlen in den Geist des stillen und ernsten deutschen Denkers geworfen und sein großes, selbstständig gestaltendes und stets auf das Practische gerichtetes mechanisches Talent geweckt. Wie muß der junge Mann von wahrhaft deutscher Gemüthlichkeit, aus dem Herzen des Thüringer Landes, mitten in dem volksbewegten Paris studirt haben, um endlich nach einem Decennium mit reichen und kostbaren Erfahrungen in die Heimath zurückkehren und hier durch seine Entdeckungen einflußreichste Thätigkeitskreise ohne viel Geräusch und Ruhmrederei gänzlich umgestalten zu können.

Von Hause aus war er nicht so wohlhabend, daß er eine ganze Fabrik von Grund aus mit eigenen Mitteln hätte anlegen und in ihren commerziellen Theilen allein hätte leiten können. Er verband sich deshalb mit zwei wohlhabenden und angesehenen Erfurter Häusern, mit Kollenbusch und Triebel, und so entstand die bekannte und überall geschätzte Firma Dreyse & Kollenbusch für die Fabrication von Zündhütchen, Fensterbeschlägen und andern der Metallindustrie Iserlohns ähnlichen Handelsartikeln.

Dreyse ließ sich weder durch die Mannigfaltigkeit der Artikel, welche die neue Fabrik in den Handel brachte, noch durch die klingenden Erfolge, die erreicht wurden, dem Gedanken, die Zündmasse seiner kupfernen Hütchen für die weitere Verbesserung der Gewehre zu verwenden, entfremden, vielmehr verfolgte er selbst, während andere nach dem Muster seiner Anstalt entstandene Zündhütchenfabriken, wie z. B. Sellier & Bellot in Schönebeck, sich mit ihren commerziellen Erfolgen begnügten, in der Stille und lange Jahrzehnte die großen Veränderungen in der Gewehrfabrication, und nach endlosen Versuchen war das Zündnadelgewehr der Lohn aller seiner Anstrengungen und das unvergleichliche Geschenk, das er unseren preußischen Heeren als die unübertroffene Grundlage der gegenwärtigen Heeres-Reorganisation in die Hand legte, zur Befreiung Deutschlands aus dem bundestägigen Elend. Eine besondere, umfangreiche Waffenfabrik aus Staatsmitteln wurde in Söm-

merda errichtet, Dreyse schied aus der alten Zündhütchenfabrik, wurde Königlicher Beamter und Leiter der neuen Mutter-Anstalt, nach deren Vorbilde die Regierung alle ihre Waffenfabriken umgestaltete. Und jetzt am Abend seines Wirkens und seiner lebenslänglichen Mühen blickt er auf die Siege der preußischen Waffen, die seine Erfindung, sein Gewehr, mit erringen half, mit Befriedigung und mit dem Bewußtsein zurück, nicht umsoft gelebt zu haben. Das Ergebniß seiner Lebensarbeit hat die Probe bestanden, und der Verwirklichung nahe ist, was der kühnste und edelste Dichter ahnen mochte — die Ketten sind zerbrochen, mit welchen Deutschland an eine fremde Macht gefesselt war.

Die Königlich Preußische Asiatische Compagnie.

Die Anstrengungen, welche frühere Könige Preußens gemacht haben, um den Handel Ostfrießlands zu heben, mußten neuerdings wieder in Erinnerung gebracht werden. Friedrich der Große stiftete zu Emden eine asiatische Compagnie, über deren Gründung und Statuten uns eine „ausführliche Nachricht" (gedruckt im Jahre 1751 zu Frankfurt a. M.) vorliegt. „Seine Königliche Majestät in Preußen" — so heißt es in dem Flugblatt, — „haben bereits im vorigen 1750ten Jahr zu Aufrichtung einer Königlichen Preußischen Asiatischen Compagnie zu Embden in Ostfrießland, dem Heinrich Thomas Stuart und Consorten, Octroi, Pässe, Pavillon und Zollfreiheit für alle ein- und ausgehende Güter auf zehn nacheinanderfolgende Jahre allergnädigst ertheilet, um jährlich zwei Schiffe nach Canton in China zu senden.

Dieser Stuart hat in seiner näheren Nachricht von der Königlichen Asiatischen Compagnie bekannt gemacht, daß am 24. Mai dieses 1751. Jahres die General-Versammlung zu Embden solte gehalten werden; worauf sämmtliche, sowohl fremde als Einheimische Interessenten, auf ergangene Convocation, zu bestimmter Zeit daselbst erschienen, ihre Berathschlagungen angefangen, und bis zu seiner Königlichen Majestät allerhöchsten Ankunft in Embden fortgesetzt haben.

Damit nun von dieser Compagnie ein fester Grund geleget, die von allerlei Mißgünstigen, welche etwa gemeinet, die Freiheit, über See handeln zu mögen, sei mit Ausschließung aller andern ihnen erblich vermacht, selbst in öffentlichen Blättern zum Vorschein gekommene Erfindungen mit einmal vernichtet, der königlichen allergnädigst ertheilten Octroi das noch fehlende einverleibet, und überhaupt alle Interessenten gesichert und völlig beruhiget werden möchten; so haben Se. Königliche Majestät, auf den Ihro von der Versammlung allerunterthänigst gethanen Vortrag nachstehende Ar-

ihnen allergnädigst und höchsteigenhändig accordiret und vollzogen, auch die Compagnie mit solchen Gnadenbezeignungen und ausnehmenden Vorrechten zu beschenken geruhet, daß nicht allein Höchstderoselben Unterthanen, sondern auch alle fremde Interessenten sich derselben zu erfreuen Ursach haben.

Die von Allerhöchstgedachter Sr. Königlichen Majestät, der asiatischen Compagnie zu Embden allergnädigst zugestandene Freiheiten und Vergünstigungen sind nachfolgende:

1) Die dem Heinrich Thomas Stuart und Consorten auf zehn Jahre ertheilt gewesene Octroi wird denen Interessenten nunmehr auf zwanzig nach einander folgende Jahre verliehen, und nehmen diese Jahre von Zeit des Abganges der ersten Schiffe ihren Anfang.

2) Kann die Compagnie nach ihren Umständen jährlich so viele Schiffe ausrüsten, als sie es zu ihrer Aufnahme und zum allgemeinen Besten dienlich findet.

3) So lange diese Octroi währet, soll Niemand dem Interessenten der Compagnie zuwider sich einer andern Octroi zu erfreuen haben, vielmehr haben Se. Königliche Majestät Ihro allergnädigst vorbehalten, nach Ablauf der bestimmten Jahre die Octroi vorzüglich dieser Compagnie zu verlängern, weil selbige den Grund zu der asiatischen Handlung geleget hat.

4) Nehmen Se. Königliche Majestät die Compagnie in dero mächtige Protection, und werden dieselbe in allen vorkommenden Fällen aufs kräftigste schützen, und mit Nachdruck mainteniren.

5) Ist die Compagnie, so viel ihre innerliche Haushaltung, die Direction ihres Comercii, und die Verwaltung ihrer Sachen zu Wasser und zu Lande betrifft, frei und independent, dergestalt, daß sie von ihrem Thun und Lassen Niemanden anders, als denen Interessenten, und zwar in einer allgemeinen Versammlung, Rechenschaft zu geben hat.

6) Der Compagnie ist erlaubt, sothane Reglements und Verordnungen unter sich zu machen, als sie es zur guten Einrichtung und Direction ihres Handels und Schifffahrt nützlich zu sein erachtet, mit dem Anhang, daß die Directeurs und Haupt-Participanten die Uebertreter jedesmal mit gebührender Strafe belegen können: zu welchem Ende ihnen die Gerichtsbarkeit über ihre Officianten und Subalternen in Gnaden verliehen wird, auch ad effectum suspensivum keine Appellation stattfinden soll.

7) Die Compagnie ist befugt, in dem Fürstenthum Ost-Friesland und und in dem Herzogthum Cleve, Officianten, Soldaten und Matrosen enrolliren zu lassen, und sie wieder abzudanken, alles, nachdem sie es zur Ausrüstung ihrer Schiffe nöthig finden wird.

8) Kann die Compagnie alle ihre Deserteurs durch ihre eigene Bediente, doch mit Vorwissen der Obrigkeit jedes Orts, reclamiren und arretiren lassen, ohne davor die geringsten Gerichts- oder andere Kosten zu zahlen.

9) Wollen Se. Königliche Majestät zu keiner Zeit gestatten, daß von der Compagnie Officianten und Subalternen, unter was Vorwand es auch

immer sein möchte, einige zu Allerhöchstderoselben eigenen Diensten verleitet würden, daher declariren Se. Königliche Majestät allergnädigst, daß

10) Allerhöchstdieselbe niemals, es sei in Friedens- oder in Kriegeszeiten, ohne Vorbewußt und Zustimmung der Compagnie, sich ihrer Schiffe, Artillerie, Ammunition, Waaren, Magazine und Packhäuser, Officiers, Matrosen und andere Bedienten, bemächtigten, noch selbige zu ihren Diensten gebrauchen würden.

11) Ist der Compagnie ein großes und kleines Siegel, um damit ihre Expedienda zu Wasser und zu Land bekräftigen zu können, allergnädigst zugestanden worden.

12) Wenn Se. Königliche Majestät mit andern hohen Mächten Allianzen oder Commercien-Tractaten treffen möchten, so versichern Allerhöchstdieselbe, die Compagnie jedesmal mit einzuschließen, auch alle und jede Faveurs, die zu der Compagnie mehreren Aufnahme und Ausbreitung gereichen können, allergnädigst mit zu bedingen.

13) Der Compagnie und derselben Repräsentanten ist erlaubet, im Namen Sr. Königlichen Majestät mit denen Souverains und andern Mächten in Indien solche Tractaten und Allianzen zu schließen, als dieselbe zur Beförderung, Freiheit und Ausbreitung ihres Commercii ersprießlich zu sein erachten wird.

14) Sind alle Producten, welche zur Fahrt nach Indien erfordert werden, und nicht in Sr. Königlichen Majestät Landen zu haben, sondern von auswärtigen Provinzen eingeführt werden müssen, von allen Zöllen, Imposten und Abgaben befreiet: wie dann auch die aus Indien mitgebrachte und verkaufte Waaren bei ihrer Versendung aus Embden eben dasselbe Vorrecht zu genießen haben sollen.

15) Ist den königlichen Beamten, hohen und niedrigen Bedienten, Räthen und Obrigkeiten in den Städten und auf dem Lande, unter keinerlei Vorwand erlaubt, die Waaren und Güter der Compagnie aufzuhalten oder zu arretiren.

16) Der Compagnie ist vergönnet, so viel Artillerie und Kriegsgeräthschaft, als Sicherheit ihrer Schiffahrt und Handels nöthig ist, auch allerlei gemünzt und ungemünzt Silber, frei und ohne Abgaben, so oft es die Umstände erfordern, aus- und einzuführen.

17) Seine Königliche Majestät haben zum Beweis, wieviel ihm die Wohlfahrt und Aufnahme dieser Compagnie angelegen sei, in höchsten Gnaden geruhet, der Compagnie einen räumlichen und bequemen Platz zum Behuf ihrer Waaren, Schiffs-Ammunition, Geräthe und Provision, so wie solches zu einem vollständigen Ostindischen Hause erfordert wird, ohne Entgeld zu übergeben, und in der Stadt Embden anweisen zu lassen.

18) Kann die Compagnie solche Handwerker, als Schiffs-Zimmerleute, Maurer, Seiler, und andere, zu ihren Diensten gebrauchen, welche auch keine Mitglieder der Embdischen Zünfte oder Gilden sind.

19) Se. Königliche Majestät erlauben allergnädigst, daß ein jeder, wes Standes, Ranges, oder Ordnung derselbe auch sein möge, auch die von der

Noblesse, sich in dieser Compagnie interessiren dürfen, es geschehe solches durch Subscription oder durch Ankauf der Actien, ohne das dadurch ihrem Stande oder sonstigen Prärogativen, der allergeringste Abbruch geschehen solle.

20) Versichern Se. Königliche Majestät in Gnaden, daß, obgleich über kurz oder lang ein Krieg in Europa sich anspinnen möchte, dennoch diejenige Capitalien, so die Krieg führenden Mächte in dieser Compagnie emploiret, oder auch die Gelder, welche selbige daraus zu erwarten haben, weder mit Arrest belegt, noch confiscirt, oder auch sonsten molestiret werden, vielmehr auf alle Weise sicher gestellt, und unangefochten bleiben sollen."

Hirschberger Stillleben und schlesische Weber im achtzehnten Jahrhundert.

(Aus den Papieren eines reisenden Berliners vom Jahr 1791.)

Hirschberg d. 10. Aug. 1791.

Der Weg von Schmiedeberg nach Hirschberg hat sehr angenehme Partien. Hirschberg selbst giebt einen überraschenden Anblick, wenn man es zuerst von dem nächsten Berge in dem wunderbar schönen Thale liegen sieht. Der ansehnliche Umfang der Stadt, ihre vielen Thürme und stattlichen Gebäude, und die Gärten und Landhäuser umher, würden überall das Auge ergötzen. Hier thun sie es doppelt und dreifach! Man übersieht mit der Stadt zugleich eine so große Menge von schönen Gegenständen, und der Anblick eines so angebauten Thales und so cultivirter Berge umher ist desto unerwarteter, je mehr sich das Auge noch kurz vorher an rauhe und wilde Felsenmassen gewöhnen mußte! Rings um die Stadt lagern sich fruchtbare Ackerfelder, die sich die sanften Abhänge der Berge hinan bis auf den Gipfel der meisten fortziehn. Der rauschende Zacken stürzt sich von dem hohen Gebirge her nahe an der Vorstadt in den Bober. Beide Flüsse haben reizende Ufer, und kurz vor und nach ihrer Vereinigung bewässern sie anmuthige fette Wiesen, auf welchen Blume an Blume gedrängt ist. Die vielen Bleichen und die schönen Gärten, die überall um die Häuser her zerstreut sind, kontrastiren ungemein gut mit den Feldern und den Dächern der Gebäude. Hie und da ragen, sonderlich westwärts, waldbekrönte Bergspitzen und öde Felsen hervor, als wären sie absichtlich hingestellt, um der bezaubernden Landschaft die höchste Mannigfaltigkeit zu geben.

Noch überraschender muß der Anblick dieses Thales sein, wenn man von Goldberg oder Jauer kommt. Man hat dann über die Stadt hin das hohe Riesengebirge vor sich, und sieht, wie sich die Bergrücken hinter einander

aufthürmen, und ihre letztern Gipfel sich in den Wolken verlieren. Alle Reisenden, zumal solche, die noch kein anderes Gebirge gesehen haben, können sich nicht satt von der außerordentlichen Schönheit dieser Aussicht reden. Auch in Schlesien selbst ward mir immer, wenn ich äußerte, wie sehr ich mich aufs Gebirge freute, gesagt: „o! geben Sie ja recht auf das Hirschberger Thal Acht!" Wer die ganze Fülle dieser Annehmlichkeiten genießen wollte, müßte freilich in einer frühern Jahreszeit kommen, wenn die Saaten noch grünen, die jetzt schon gemäht sind!

Hirschberg ist unter den Gebirgsstädten die erste, die schönste, die reichste; und gehört überhaupt zu den ansehnlichsten Städten Schlesiens. Jetzt hat es 875 Häuser, nämlich 267 in der Stadt, 608 in den Vorstädten. 469 derselben sind mit Ziegeln 406 mit Schindeln gedeckt. Die Anzahl der Einwohner belief sich, bei der letzten Zählung auf 6334 Personen, wovon 4292 in den Vorstädten leben. Die Katholiken verhalten sich zu den Lutheranern, wie 1 zu 8. Große Handlungshäuser zählt man 46, andere Handelsleute und Krämer 108. Der Stadt gehören sechs Dörfer *), in welchen 838 Feuerstellen sind, und 5700 Menschen leben.

Die Geschichte der Stadt ist so, wie ihre Merkwürdigkeiten, vielfach und ausführlich beschrieben worden. Das Wichtigste erzählt Zimmermann **) in gedrängter Kürze. Ihr Ursprung fällt in die Zeiten des eilften Jahrhunderts, wo die Geschichte im Dunkeln tappt. Den größten Theil ihrer Schicksale hatte sie mit ihren übrigen Schwestern in Schlesien gemein. In den Hussiten-Unruhen, im dreißig- und siebenjährigen Kriege litt sie vielfaches Ungemach, und mehr als einmal wurde sie von Feuersbrünsten heimgesucht. Im Juni 1608 richtete auch eine ungewöhnliche Ueberschwemmung des Zacken große Verwüstungen an. Zu den vorzüglichsten Wohlthätern der Stadt gehört ein Mann, dessen Name, leider! untergegangen ist. Zimmermann erzählt von ihm, folgendes: „Um das Jahr 1566, oder einige Jahre später, scheint sich die Schleierweberei, und mit ihr der Reichthum in Hirschberg eingefunden zu haben. Man schreibt ihre Entstehung einem Schuhknecht aus dieser Stadt zu, der nach Holland gewandert ist, ein besonderes Wohlgefallen an dem Schleierweben gefunden, dasselbe erlernt, und als er nach Verlauf von fünf Jahren zurückgekommen, mit Hülfe einiger Weber diese neue Manufactur angefangen, die dann einen so gesegneten Fortgang gehabt hat." Der dreißigjährige Krieg, der für alle Zweige des Kunstfleißes und für allen Wohlstand so verderblich war, zerrüttete auch diese Manufactur, und erst im Jahr 1676 reiste ein Bürger und Handelsmann, Namens von Ehrenschild nach Holland und 1682 nach Frankreich und England, um sich zur Wiederherstellung der Schleierweberei mit Kenntnissen und Handlungs-

*) Grünau, Kummersdorf, Straupitz, Hartau, Schwarzbach, Göbrich.

**) S. dessen Beiträge B. VI. St. 5. S. 323 u. f. Auch einen lateinischen Dichter (Pankratius Geier) hat im Anfange des 16. Jahrhunderts diese Stadt begeistert. Sein Gedicht ist 1521 von dem Augustinereremiten Mich. Schwarzbeck zu Neiße wieder gedruckt und von D. Lindner 1740 ins Deutsche übersetzt worden. In Füldner's schlesischer Bibliothek (S. 326) ist Schwarzbeck's Exemplar verbessert abgedruckt, unter dem Titel: Pancratii Vulturini Panegyricus Silesiacus.

bekanntschaften auszurüsten. Er kehrte mit reicher Beute von beiden zurück und brachte insonderheit auch Muster zu gestreiften Schleiern mit, die indessen erst nach seinem Tode verfertigt wurden.

Ehe ich von der wichtigen Schleiermanufactur in Hirschberg rede, sollte ich Dir einen vollständigen Begriff von dem Gewebe machen, was hier Schleier genannt wird. Du wirst Dich aber begnügen müssen, wenn ich Dir nur Bruchstücke mittheile. Gerade den Mann, von dem ich mir die meiste Belehrung darüber versprach, meinen alten Freund, Herrn Rathmann Geier den Jüngern fand ich nicht zu Hause; und von allen übrigen, die ich sprach, gestanden manche mir ehrlich ihre Verpflichtung, sogenannte Handlungs- und Manufacturgeheimnisse, die ich ohnehin einem Freunde nicht abbringen möchte, unberührt zu lassen; andere wußten sich über das, was sie mit Augen und Fingern sehr gut beurtheilen können, nicht in Worten zu erklären; noch andern schien meine Wißbegierde befremdend, da sie so lange an Ort und Stelle gelebt hatten, ohne davon angefochten zu werden. Ich kann Dir also nur sagen, was ich aus sorgfältiger Vergleichung meiner Lectüre mit meinen hiesigen flüchtigen Beobachtungen und aus meinen Unterredungen mit ein paar Webern und Bleichern gesammelt habe.

Den Namen Schleier hat dies Gewebe von dem häufigsten Gebrauche erhalten, der seit langen Zeiten nicht nur in den Klöstern, sondern auch zum Staate davon gemacht ward. Unter diesem allgemeinen Namen werden mehrere sehr verschiedene Arten zusammen gefaßt, deren Unterschied von der Leinwand mehr oder weniger sichtbar ist, weswegen man nicht wohl im Allgemeinen ein Merkmal angeben kann, durch welches sich die Schleier überhaupt von der Leinwand auszeichneten. Bei den einzelnen Arten dagegen ist dies leichter.

Ich bemerke daher, daß zwei Hauptarten von Schleiern verfertigt werden, nämlich die dicken und die klaren oder dünnen. Diese letztern unterscheiden sich von der Leinwand auffallend dadurch, daß sie nicht fest gewebt sind, sondern ihre zarten Fäden sowohl des Aufzugs als des Einschlags ein wenig von einander entfernt stehen. Um diese Lockerheit des Gewebes zu erhalten, bedient sich der Weber solcher Blätter, deren Rohre (Riete) nicht so enge wie in den Blättern des Leinwebers, zusammenstehen, sondern nach der Natur des Gewebes die erforderlichen Zwischenräume lassen.*) Hieraus folgt, daß die Werfte (Kette) zum Schleier wenigere Fäden hat, als die Leinwand, wenn beide eine gleiche Breite erhalten sollen. Beim Weben schlägt der Weber den Einschlag (Schuß) nicht mit der Lade fest, wie bei der Leinwand, sondern so vorsichtig, daß der neue eingeschossene Faden genau in dem gehörigen Abstande von dem vorhergehenden bleibt. Schon aus dieser Beschreibung wirst Du sehen, daß die dünnen Schleier eben das sind, was wir in Berlin Klar oder auch Linons zu nennen pflegen. Und es werden hier nicht blos die glatten Schleier, sondern auch gestreifte und geblümte (gemusterte und gezogene) verfertigt. Ich sah hier mit großem Ver-

*) Dergleichen Blätter werden von den Blattbindern für die Schleierweber besonders verfertigt und mit den Buchstaben D. S. (dünne Schleier) bezeichnet.

gnügen bei einem Weber Mannspersonen und Frauenzimmer mit dem Weben dieser geblümten und gestreiften Waare beschäftigt. Die Streifen und Blumen werden mit baumwollenen Faden hervorgebracht, welche theils schon in der Kette mit aufgezogen sind, theils eingeschossen werden. Bisweilen bestellen die Ausländer auch gefärbte Blumen und Streifen. Zu diesen wird dann rothes türkisches, oder grünes und blaues baumwollenes Garn genommen. Das baumwollene Garn überhaupt erhalten die Weber theils aus Reichenbach, theils aus der Gegend von Strehlen, wo sich vornehmlich die böhmische Gemeine zu Hussinez mit dem Spinnen der Baumwolle beschäftigt.

Die dicken Schleier nähern sich in der Dichtigkeit mehr der Leinwand, nur unterscheiden sie sich von derselben, wenn diese auch eben so fein ist, dadurch daß ihr Einschlag (Schuß) etwas feiner ist als der Aufzug (Eintrag). In Berlin nennt man sie gewöhulich mit dem französischen Namen Batiste, wovon sie auch ursprünglich eine Nachahmung sind. Eine lockere Art derselben ist unser Kammertuch.

Hieraus werden Dir nun die Namen verständlich sein, welche die hiesigen Kaufleute den Schleiern für den auswärtigen Handel geben, nämlich Estopilles*) unies (dichte Schleier) Estopilles claires (dünne, klare Schleier) Estopilles rayées (gestreifte Schleier) Estopilles à fleurs (geblümte Schleier.)

Der Flachs wird von den Spinnern zu dem Schleiergarn noch sorgfältiger gehechelt und zubereitet als zu dem Leinwandgarn. Der Faden wird möglichst gleich auf der Spindel gesponnen, zu einigen Arten runder und dichter, zu andern locker und wolliger. Das Weben geschieht größtentheils auf den Dörfern zwei bis drei Meilen umher, im Hirschbergischen auch etwas in dem nahen Löwenbergischen Kreise. Die Webe wird gewöhnlich 52 schlesische Ellen lang (nach der Schleierordnung sollten es 54 und bei einigen Arten sogar 58 Ellen sein) und entweder 5 und ein halb, oder 6 und ein halb, oder 7, auch 8 Viertel breit gemacht, und in vier Stücke, jedes zu 13 Ellen geschnitten.

Der Weber bringt die rohen Schleier zum Verkauf nach Hirschberg, wo allein im ganzen Gebirge ein Schleiermarkt ist. Eigentlich hat Hirschberg das ausschließende Vorrecht, mit dieser Waare zu handeln, vermöge eines Privilegiums von König Ferdinand III. (v. 30. Sptbr. 1630.) Es ist aber nicht mit großer Eifersucht darauf gehalten worden; denn da die Weber alle in der Nähe wohnen und auf dem hiesigen Markte ihres Absatzes gewiß sind, so haben sie keine Veranlassung einen weiteren Weg nach einer anderen Stadt zu machen. Als daher auch die Stadt Schmiedeberg vor einigen Jahren das Recht des nachgesuchten Leinwand- und Schleiermarktes erhielt, hatte dies doch für Hirschberg keinen Nachtheil, und nur in solchen Jahren, wo die Bestellungen der Ausländer ungewöhnlich groß waren, wie 1785, wurden auch aus andern Städten Schleier ausgeführt.

Der Kaufmann, der dem Weber die rohen Schleier abkauft, läßt sie

*) Estopilles, spanisch Estopillas, ein feines zartes Gewebe, von dem lateinischen Stupa (Werg, Flachs) franz. Etoupe.

entweder auf einer eigenen Bleiche oder bei den Bleichern appretiren. Diese Appretur ist nun eigentlich das Geheimniß, welches von denen, die darin eingeweiht sind, sorgfältig bewahrt wird. Ich kannte aus Beschreibungen die verschiedenen Verfahrungsarten, die man in Frankreich und Flandern bei der Appretur des Kammertuches und Batistes anwendet, und fand sie, so viel ich davon sah, mit wenigen Abänderungen hier wieder. Ungefähr wie Du Deine feinste Wäsche nach dem Stärken mit den Händen klopfst, werden auch die feinen Schleier behandelt. Die dicken werden nach dem Stärken sorgfältig geplättet. Diejenigen, die den Musselinen ähneln, und also ein wolliges Ansehn behalten sollen, werden gerumpelt; und zwar auf folgende Weise: Zwei Personen (ich sah es blos von Frauenzimmern) nehmen ein Stück Schleier (von 13 Ellen) an den Enden, stellen sich gegen einander über und lassen eine Marmorkugel auf dem Schleier hin und her von einem Ende zum andern rollen. Durch ihre Wendungen wissen sie dem Laufe der Kugel, die etwa 14 Pfund oder nach Beschaffenheit des Gewebes mehr oder weniger wiegt, dergestalt die jedesmalige Richtung zu geben, daß sie nach und nach ihre Bahn über alle Stellen des Stückes nimmt. Die größte Geschicklichkeit wird erfordert, sie grade auf der Kante des Stücks laufen zu lassen, so daß sie fast mit der ganzen Hälfte in der freien Luft schwebt. Dies Rumpeln geschieht auf beiden Seiten jedes Stücks, und nach demselben wird die Waare zusammengelegt.

So sehr ich Ursache habe, hier mit jeder Minute zu geizen (denn wie viel Sehenswerthes werde ich nicht noch zurücklassen müssen! Wie wenige von den Männern, die mich interessiren, werde ich sehen können!) so konnte ich doch mich nicht entbrechen, bei einer Bleicherfamilie, zu der mich ein Freund geführt hatte, in einem kleinen, allerliebsten Lusthäuschen Bähschnitten (in Butter geröstete Brotscheiben,) zu essen und einen Tropfen Liqueur zu trinken. Ich habe lange keine Leute gesehen, an denen ich mich so innig ergötzt hätte, als an diesen! Wie froh würde sich's in der Welt leben, wenn es möglich wäre, alle Menschen aus den geringeren Ständen ohngefähr auf diesen Punkt zu heben. Die Frau hatte eine Naivetät und eine Herzlichkeit, die ich im Gebirge fast überall fand, aber dabei auch eine gewisse Ausbildung des Verstandes, eine gesunde und zarte Empfindung, und eine Leichtigkeit des Ausdrucks, wozu sich Geist und Herz unmöglich empor schwingen können, wenn das Gemüth von Nahrungssorgen niedergedrückt wird. Der Mann war so sanft, so freundlich, so verständig, daß das Paar einander werth war. Sie schienen für ihren Stand mehr als wohlhabend zu sein. Alles um sie her zeugte von einem ganzen behaglichen Zustande; und in ihrem Betragen gegen einander leuchtete eine gegenseitige Liebe hervor, die sie gewiß sehr glücklich macht. Schade! daß ich nicht mit diesen erheiternden Ideen die Bleichen verlassen konnte!

Ich sah noch die Bleichknechte und erkundigte mich nach ihrem Zustande. Diese armen Leute müssen bei einer sehr beschwerlichen Arbeit von des Morgens um 4 Uhr bis Abends um 9 Uhr aushalten. Während dieser Zeit wird ihnen überhaupt nur zwei und eine halbe Stunde Ruhe gestattet.

Bei dem Feuer unter den Kesseln, worin gebeucht wird, leiden sie sehr, und verdienen die Woche nicht über 2 Gulden. Mancher kann es kaum auf 36 bis 38 Silbergroschen bringen. Und eine außerordentliche Einnahme findet nicht Statt, außer daß an Festtagen einige Groschen zur Ergötzung gegeben werden. So wohnt denn auch hier neben der Gemächlichkeit und der Freude, der Kummer und die Mühseligkeit!

Da Hirschberg eine so lange Reihe von Jahren im Besitz des ansehnlichen Leinwand- und Schleierhandels gewesen ist, so hat sich allmählig auch ein großer Reichthum in den alten und soliden Kaufmannsfamilien angehäuft, und das Ungemach der Kriege ward hier leichter, als an andern Orten verschmerzt. Die im siebenjährigen Kriege gemachten Schulden von 395,100 Thlrn. konnten doch in sieben Friedensjahren wieder abgetragen werden. Aber die Einwohner, die dieser Krieg der Stadt geraubt hatte, fanden sich sobald nicht wieder. Dieser langsame Zuwuchs, der keine Folge einer allzugroßen Sterblichkeit ist, (denn es stirbt nur der dreißigste Mensch!) scheint mir von der unverhältnißmäßigen Vertheilung des Vermögens herzurühren. Der reiche Theil der Einwohner macht einen Aufwand der seinem Zustande angemessen ist. Dadurch werden viele Bedürfnisse vertheuert. Der Arme kann bei den hohen Preisen derselben nicht bestehen, und sieht sich genöthigt, in der Nachbarschaft einen Aufenthalt zu suchen, wo er wohlfeiler leben kann. Manche wohlhabende Familie mag auch wohl dadurch zu Grunde gehn, daß sie der Versuchung, es dem Reichen gleich zu thun, nicht widerstehen kann. Im Ganzen hat indessen die Stadt durchaus das Ansehn des Wohlstandes. Man sieht viele schöne Gebäude, sonderlich am Markte, an welchem das untere Stockwerk der Häuser Lauben (Arcaden) hat. Mehrere Straßen sind breit und grade; und rings um die Stadt prangen Land- und Lusthäuser, von denen man die herrlichsten Aussichten genießt.

Doch ehe ich von den Annehmlichkeiten rede, muß ich noch von den Quellen des Wohlstandes, wovon jene eine Folge sind, Rechenschaft geben.

Im Jahre 1740 wurden ausgeführt 192,682 Schock und Webe Leinwand und Schleier, deren Werth nicht angegeben ist.

Im Jahre	1779	Leinwand und Schleier	an Werth	1,124,720 Thlr.
„ „	1784 bis 85	„ „	„	1,982,899 „
„ „	1790	„ „	„	1,303,260 „

Unter dieser Ausfuhr ist etwa drei Fünftheil Leinwand begriffen.

Seit drei Jahren hat Hirschberg auch eine Zuckerraffinerie, die nicht für die Stadt, sondern für das ganze Gebirge wichtig ist. Schon im Jahre 1770, als die Zuckerraffinerie in Breslau entstand, kam auch bei der Hirschberger Kaufmannschaft der Plan in Vorschlag, ein solche hier zu errichten. Man gab aber den Gedanken wieder auf. Im Jahre 1787, da der jetzige König es rathsam fand, das Monopol der Zuckersiedereien aufzuheben, kam auch hier jener frühere Plan wieder in Erwägung und zur Reife. Die Kaufmannschaft bat den König um eine Concession zur Anlegung einer Zuckerraffinerie, und erhielt sie unterm 21. October 1787 dahin, daß diese Anlage die einzige im Schlesischen Gebirge sein und das Recht haben sollte,

ihre Waaren in und außerhalb Landes abzusetzen. Zu einer noch größeren Erleichterung schenkten Se. Majestät zugleich ein Magazin, welches der vorige König zu einem Getreidevorrathe 1750 erbauete und der Stadt überlassen hatte, das aber seit mehreren Jahren leer stand und von der Kämmerei erhalten werden mußte nebst dem dazu gehörigen Platze.

Der Bau und die Einrichtung der erforderlichen Gebäude ging, unter der Führung des Geheimen Raths Langhans, ungesäumt vor sich und ward mit solchem Eifer betrieben, daß schon am 6. Januar des folgenden Jahres die Siederei feierlich eröffnet werden konnte. Dies Gebäude auf einem, etwas erhöhten freien Platze, gereicht der Stadt zu keiner geringen Zierde. Im Gesichte desselben stehn noch zwei Remisen für rohe Zucker, ein Wohngebände für den größten Theil des Personals, und hinter demselben ein Kohlenschuppen und noch ein besonderes Haus mit zwei Remisen und Wohnzimmern. Vor Beschädigung vom Gewitter ist das Hauptgebäude durch zwei Blitzableiter gesichert.

Der Fonds zu der ganzen Anlage ist durch Actien zusammen gebracht, deren Eigenthümer fast in allen Gebirgsstädten und weiter vertheilt sind. Die Führung der Geschäfte ist, nach einem Plane der Actionäre, unter Aufsicht und Beistimmung dreier, in Hirschberg wohnhaften, Deputirten, welche das ganze Corps der Actionäre repräsentiren, zweien Directoren überlassen. Von dem Zustand der Raffinerie wird den Theilnehmern jährlich, bei einer Hauptversammlung derselben, Rechenschaft gegeben. Diese Nachricht von der Zuckersiederei verdanke ich dem Kaufmann, Herrn Benjamin Gottlieb Schneider, dessen vielfache und ausgebreitete Kenntnisse ich, leider! wegen der Kürze meines Aufenthaltes zu wenig benutzen konnte.

Um die Verschönerung der Stadt und um die angenehmen Anlagen in den nahen bezaubernden Gegenden hat sich Herr Raths- und Stadtdirector Schönau mancherlei Verdienst erworben. Wir haben den heutigen Morgen und Vormittag größtentheils damit zugebracht, jene Anlagen zu besuchen, die er entweder selbst gemacht, oder zu denen er die Ideen an die Hand gegeben hat. Eine der schönsten, die auch von den Einwohnern am meisten benutzt wird, ist auf dem ehemaligen Galgenberge, jetzt Favratberg, Pflanzberg, Cavalierberg oder auch der Berg schlechthin genannt. Alle diese Namen werden Dir aus der Geschichte desselben verständlich werden!

Da man in den vorigen Jahrhunderten in Schlesien so gut als in andern Ländern glaubte, daß es der bürgerlichen Tugend gar sehr beförderlich sei, wenn die mächtige Stütze derselben, das Hochgericht, möglichst oft vor jedes Auge gebracht würde: so hatte man auch hier, wie bei den meisten Städten, eine der ansehnlichsten Höhen erwählt, um jedem, der Lust und nicht Lust hatte, den Galgen zu verdienen, seinen Anblick zu verschaffen. Mit der zunehmenden Milderung der Sitten fand man freilich, wie empörend es für das feinere Gefühl sei, immer im schuldlosen Genuß der Schönheiten der Natur durch jenes abscheuliche Gemäuer und alle damit vergesellschafteten Ideen gestört zu werden. Aber wer hätte es wagen wollen eine Aenderung mit einer Sache vorzunehmen, deren die Großväter, Aelter- und Urälter-

väter seit Jahrhunderten gewohnt gewesen waren? Der Galgen blieb im ungestörten Besitze des Berges, der nichts trug als Flechten und Heidekraut, weil Niemand außer Henker und Missethäter ihn betrat.

In dem Feldzuge 1778 stand das damalige Regiment Hessen-Philippsthal in Hirschberg. Um sich vor den ewigen Streifereien und Ueberfällen der Oesterreicher, worauf sich der ganze Krieg einschränkte, zu sichern, ließ der damalige Oberste, jetzt General-Major von Favrat auf diesem Berge eine Schanze anlegen, und zwar von der Art, die man einen Cavallier nennt, um von dort die umliegende Gegend bestreichen zu können. Hr. Stadt-Director Schönau, der längst eingesehen hatte, was aus diesem Berge gemacht werden könnte, ergriff mit Freuden jene Gelegenheit, den Galgen mit allem Zubehör in eine abgelegenere Gegend zu verweisen; und sobald die Schanze durch den Teschenschen Frieden unnütz ward, machte er den Anfang, diesen öden unfreundlichen Nachbar der Stadt in eine Zierde derselben umzuschaffen. Mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, gelang es ihm in einer kurzen Zeit da, wo alle Vegetation den Tod zu finden schien, Alleen und Gebüsche Gartenbeete und Rasenplätze zu schaffen. Der Versuch Weinreben anzupflanzen hat nicht gelingen wollen. Das Klima ist im Frühling und Herbst zu unfreundlich, als daß Bachus seinen Wohnsitz darin aufschlagen sollte.

Man beklagt hier, daß nicht gleich Anfangs ein Plan gemacht worden ist, nach dem das Ganze hätte angelegt werden können. Da aber doch einige große Partien vorhanden sind, die für sich ein Ganzes ausmachen: so ist in der That, wie mich dünkt, der Verlust so groß nicht. Es wäre schon ein wahrer Gewinn gewesen, wenn nur einzelne Familien sich einen kleinen Garten dort angelegt hätten, aus welchem sie die schöne Aussicht westlich auf das stattliche Hirschberg gehabt hätten, nördlich auf die meilenlange Reihe von Dörfern, die vom Kienast her die Ufer des Bobers einfassen, östlich und südlich auf die majestätische Gebirgskette, die sich mit ihrer ganzen Pracht um diesen Halbzirkel lagert. Und nun kann das ganze gesittete Publikum Antheil an diesem Genusse nehmen, da eine Menge von reizenden Spaziergängen für Jedermann offen stehen. Im Jahre 1787 traten noch etliche und dreißig Familien aus dem Magistrate und der Kaufmannschaft zusammen, um ein geräumiges Lusthaus zu erbauen, welches mit seinen Nebenanlagen eine Gesellschaft von mehr als hundert Personen fassen kann, und den ganzen Sommer hindurch für jeden anständigen Besuch geöffnet ist. Dienstags und Freitags hält die Gesellschaft der Unternehmer Picknick in demselben, und fast den ganzen Tag sieht man Menschen in den Alleen spazieren: wenigstens fand ich schon des Morgens früh eine Frau von mittlerem Stande, die mit ihren Töchtern dort im Grünen strickte.

Da der Name Favratberg nach und nach auf den Theil eingeschränkt worden ist, wo die Schanze war, und wo man gerade die schönste Aussicht genießt; da das Publikum bei dem Namen Cavallierberg sich niemals an das Wort aus der Befestigungskunst erinnert; und da es billig war, daß der alte Name des Berges aufhörte, seitdem ein anderer ihn führte: so hat man

von den vielen Anpflanzungen Gelegenheit genommen, ihn Pflanzberg zu nennen, und wie ein loser Schriftsteller bemerkt, ist man auch über die Benennung „des Berges" schlechthin so einverstanden, daß immer noch die Mädchen hieher gegangen sein sollen, wenn ihre Geliebten sie auf den Berg eingeladen haben.*)

Auf der westlichen Seite der Stadt, dem Pflanzberge fast gegenüber, liegt der Hausberg, von welchem man abermals eine treffliche Aussicht über die Stadt und nach dem Gebirge hin genießt. Gerade am Fuße desselben vereinigt sich der Zacken mit dem Bober. Ehedem hat auf diesem Berge eine Burg gestanden, von der man aber jetzt keine Spur mehr entdeckt.

Hinter dem Hausberge, etwas nördlich, hat wiederum Herr Stadtdirector Schönau einige Anlagen auf einem Berge gemacht, den er den Helikon genannt hat, weil er eine Aehnlichkeit mit dem griechischen Musenberge an ihm entdeckte. Die Stelle von Thespiä vertritt Hirschberg. Statt des Thermessus fließt hier der Bober; und die Hippokrene und Aganippe werden durch den Bäckerbrunnen gegen Westen und durch den Merkel- (verdorben Mirakel)-Brunnen, gegen Osten vertreten. Der Berg selbst ist, gleich dem Helikon, auf der einen Seite mit Waldbäumen und Gebüsch, auf der andern mit Feldfrüchten bewachsen. In dem sogenannten Musensitze ist ein Tisch angebracht mit neun Sesseln, und jeder Muse ist ein eigener Bezirk gewidmet. Die Aussicht ist in der That entzückend. Nördlich am Bober ist eine Felsenpartie, welche Gibraltar genannt wird. Man sieht von derselben zwar nicht, was ihr Name vermuthen läßt, aber doch etwas äußerst Ueberraschendes! Der Bober rauscht zwischen hohen Felsen fort, die zu beiden Seiten aufgemauerten Wänden gleichen. Ihre Gipfel sind mit mancherlei Bäumen bewachsen, die mit ihrem Schatten das feierliche Dunkel der engen Schlucht vermehren. Ich möchte sagen: man sieht von diesem Standpunkte die Kühle, die das schäumende Wasser und diese Schatten dort unten gewähren. Oestlich schlängelt sich der Bober durch frische Wiesen, und volkreiche Dörfer schließen sich von Ferne her an die Stadt.

Ich habe meinen Freund, den Maler Reinhardt, besucht. Seine schönen Landschaften, voll Natur und Wahrheit, werden mich für manches entschädigen, wohin ich hier im Gebirge nicht kommen kann. Wenn einst die ganze Reihe seiner schlesischen Gebirgsgegenden wird in Kupfer gestochen sein, so wird es für Reisende ein großer Zuwachs ihres Vergnügens werden, alle die Gesichtspunkte aufzusuchen, aus welchen er seine Zeichnungen entwarf, und die Kupferblätter in der Hand, wird man auf seinem Zimmer die interessantesten Wege wiederholen können! Schwerlich kehrt er nun wieder nach Berlin zurück! Hirschberg hat ihm nicht blos gefallen, wie es jedem Fremden gefällt, sondern ein artiges Mädchen hat ihn auch so gefesselt, daß sie in der künftigen Woche Madame Reinhardt sein wird.

Ungeachtet ein Engländer, wie Yorik sagt, nicht reiset um Engländer, also auch nicht ein Berliner, um Berliner zu sehen, so bedaure ich doch sehr,

*) Schles. Prov. Bl. April 1790, wo eine umständlichere Beschreibung dieses Berges zu finden ist.

daß ich heute unsern Geheimen Tribunalsrath Baumgarten verfehlt habe, der eben mit seiner Familie aus Italien zurückkommt, und diesen Umweg durch Schlesien nimmt, um unsern Freund Reinhardt zu seiner Hochzeit zu überraschen. Gar gern hätte ich mir die frischen Eindrücke mittheilen lassen, die Italien auf ihn und die Damen gemacht hat; und gern möchte ich Zeuge davon sein, welche Wirkung die hiesigen Gegenden bei denen thun, die noch so ganz voll von den Schönheiten jenes bezaubernden milden Himmelsstriches sind!

Kirchen, Schulen, Hospitäler, Rathhaus u. dgl. habe ich nicht besehen können, ungeachtet ich an Hrn. M. Letsch (einem trefflichen Manne, welcher mit ausgebreiteten Kenntnissen viel Eifer für gemeinnütziges Gute verbindet,) einen unvergleichlichen Führer gehabt hätte. Selbst den berühmten Lateiner, Hrn. Rector Bauer, habe ich nicht besuchen, und seinen Codex von der Vulgata nicht beschauen können!

Zimmermann führt eine sonderbare hiesige Stiftung an, die unter der Besorgung des Kirschnermitsels steht, und aus uralten Zeiten von einer Herzogin Christine Beate herstammt. Sie heißt das Seelenbad*). Vermöge derselben wird, nicht etwa, wenn es ihnen nöthig ist, sondern alle Jahre am 2. November (am Tage Aller-Seelen) von 6 bis 12 Uhr armen Leuten unentgeltlich zur Ader gelassen, auch kann sich schröpfen lassen, wer es verlangt und seine Armuth bescheinigt. Nach der Operation erhält jeder einen Trunk Bier und eine Schnitte gebähtes Brodt mit Ingwer. Hätten wir im Kalender ein Zeichen für „nicht gut aderlassen" so möchte ich, daß es im Schlesischen Kalender immer auf den zweiten November gesetzt würde!

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wie es nunmehr scheint, wird die Beendigung des Friedenswerkes nicht so schnell von Statten gehen, als man allgemein erwartet hatte. Einestheils dürften die von Italien erhobenen Ansprüche auf eine die Sicherheit des Königreiches gewährleistende Grenzregulirung den Abschluß des definitiven Traktates in die Länge ziehen, da die Vertragstreue Preußens ihm gebietet, nicht eher den österreichischen Boden zu verlassen, als bis der italienische

---

*) Die Stiftung solcher Seelenbäder gehörte sonderlich im 16. Jahrhundert zu den gewöhnlichen Mitteln, begangene Sünden zu versöhnen. Es wurden dergleichen z. B. auch zu Lübeck, Halle, Wurzen rc. gestiftet.

Bundesgenosse befriedigt ist. Andererseits können die Erwerbungen, die der König von Preußen mit dem kostbaren Blute seiner Landeskinder errungen hat, nur dann eine feste Grundlage gewinnen, wenn der mit Oesterreich zu vereinbarende Friede keinem Zweifel über die Ausdehnung und Dauer derselben Raum giebt.

Der preußische Bevollmächtigte, Baron von Werther, ist erst am Mittwoch Morgens nach Prag abgereist, so daß die Vorbesprechungen mit den österreichischen Bevollmächtigten höchstens am 9. August beginnen konnten. Es ist begreiflich, daß die österreichische Regierung den Abschluß des Friedenswerkes zu beschleunigen wünscht. Auch hegt Preußen keineswegs die Absicht, den Wunsch Oesterreichs zu vereiteln oder seine Verwirklichung durch die Erhebung künstlicher Anstände in die Länge zu ziehen. Aber eben so wenig darf dem deutschen Volke oder dem Auslande gegenüber der Eindruck erweckt werden, als solle die so ernste und in eine weite Zukunft reichende Arbeit der Friedens-Negotiationen mit eiliger Oberflächlichkeit betrieben werden. Zweideutigkeiten, an welche sich ein späterer Streit anknüpfen könnte, sind aus dem Wege zu schaffen, denn es ist Preußens Interesse, daß Oesterreich, bevor es die Feder ergreift, um den Traktat zu unterzeichnen, über die Interpretation des Friedens-Instrumentes ins Klare gesetzt werde. Man hat an dem 3. Artikel des Friedens vom 30. October 1864 gesehen, wie gefährlich es sei, die Ausdrücke eines Vertrages der späteren Deutung zu überlassen. Die preußische Diplomatie wird das Ihrige thun, damit eine solche Gefahr nicht wieder erwachse.

Jedermann dürfte einsehen, daß das beste Vorbeugungsmittel darin bestehen wird, wenn die territorialen Veränderungen, zu deren Anerkennung Oesterreich sich verpflichtet, vollzogen werden, bevor das Friedensinstrument unterzeichnet wird. Die rasche und entschlossene Politik, deren wir bei dem Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten gewohnt sind, wird auch in dieser Hinsicht ihre Entschlußfertigkeit bewähren. Vor Kurzem, sagt man, habe noch die Absicht vorgewaltet, nur solche Gebietstheile der depossedirten Fürsten, deren Besitz für den Bestand und die Sicherheit der preußischen Monarchie unentbehrlich ist, abzutrennen und dem preußischen Staate einzuverleiben. Die Erfahrungen und Verhandlungen weniger Wochen haben jedoch hingereicht, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß das Interesse, sowie die Stimmung jener Länder selber eine solche Zertheilung nicht wünschenswerth erscheinen lassen. Die Bevölkerungen, die durch Gesetz und Gewohnheit auf eine gewisse Gemeinsamkeit angewiesen waren, sträuben sich gegen die Zerreißung und falls es richtig ist, daß hier oder dort eine Antipathie gegen Preußen bestehe, so kann diese Abneigung nur dann überwunden werden, wenn die Zusammengehörigkeit jener Bevölkerungen geschont und somit das Gesammt-Territorium derselben in die preußische Monarchie aufgenommen wird. Dies ist das Motiv, weshalb das System der völligen Einverleibung jetzt das überwiegende ist.

Auch dürfte mit der Ausführung des Systems schnell vorgegangen werden, um alle späteren Vorwände, daß der Friede nicht so gemeint gewesen

sei, abzuschneiden. In gleicher Weise mag es nöthig erscheinen, die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten zu Ende zu führen, bevor die in dem Friedensvertrage niedergelegten Principien die Unterschrift der Monarchen Preußens und Oesterreichs erhalten. Süddeutschland ist bis jetzt unser Feind, es blickt mit Neid und Schrecken auf die Consolidirung des norddeutschen Bundes, die vollständigsten Garantien gegen einen Ausbruch dieses Neides, welcher gar zu einem Bunde mit dem Auslande ausarten könnte, müssen errichtet werden, bevor Preußen das Pfand, welches es durch die Occupation Mährens, Böhmens und der Mainländer besitzt, aus den Händen läßt.

Bei der Wichtigkeit des Aktenstückes geben wir den Wortlaut der Präliminarien.

„Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, beseelt von dem Wunsche, Ihren Ländern die Wohlthaten des Friedens wiederzugeben, haben zu diesem Ende und Behufs Feststellung der Friedenspräliminarien zu Ihren Bevollmächtigten ernannt: Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich: Ihren wirklichen geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Alois Grafen Karolyi von Nagy Karolyi und Ihren wirklichen geheimen Rath und Kämmerer, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Adolph Freiherrn von Brenner-Felsach; Se. Majestät der König von Preußen: Ihren Ministerpräsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Otto Grafen von Bismarck-Schönhausen, welche, nachdem ihre Vollmachten ausgetauscht und in guter und richtiger Form befunden, über folgende Grundsätze als Basis des demnächst abzuschließenden Friedens übereingekommen sind. Art. I. Der Territorialbestand der österreichischen Monarchie, mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs, bleibt unverändert, Se. Majestät der König von Preußen verpflichtet Sich, Seine Truppen aus den bisher von denselben occupirten österreichischen Territorien zurückzuziehen, sobald der Friede abgeschlossen sein wird, vorbehaltlich der im definitiven Friedensschlusse zu treffenden Maaßregeln wegen einer Garantie der Zahlung der Kriegsentschädigung. Art. II. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und giebt Seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Se. Majestät, das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Se. Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Main's begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt. Art. III. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Se. Majestät den König von Preußen alle seine im wiener Frieden vom 30. October 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig, mit der Maaßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Districte von Schleswig, wenn sie durch die freie Abstimmung den Wunsch

zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Art. IV. Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich verpflichtet Sich, behufs Deckung eines Theiles der für Preußen aus dem Kriege erwachsenen Kosten, an Se. Majestät den König von Preußen die Summe von 40 Millionen Thalern zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich laut Artikel 12 des gedachten wiener Friedens vom 30. October 1864 noch an die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit 15 Millionen Thalern, und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr occupirten österreichischen Landestheilen haben wird, mit 5 Millionen in Abzug gebracht werden, so daß nur 20 Millionen baar zu zahlen bleiben. Art. V. Auf den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich erklärt Se. Majestät der König von Preußen Sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorial-Bestand des Königreichs Sachsen in seinem bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem Er Sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung des Königreichs Sachsen innerhalb des norddeutschen Bundes durch einen mit Sr. Majestät dem Könige von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln. Dagegen verspricht Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen, anzuerkennen. Art. VI. Se. Majestät der König von Preußen macht sich anheischig, die Zustimmung Seines Verbündeten, Sr. Majestät des Königs von Italien, zu den Friedenspräliminarien und zu dem auf dieselben zu begründenden Waffenstillstande zu beschaffen, sobald das venetianische Königreich durch Erklärung Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen zur Disposition Sr. Majestät des Königs von Italien gestellt sein wird. Art. VII. Die Ratificationen der gegenwärtigen Uebereinkunft werden binnen längstens 2 Tagen in Nikolsburg ausgetauscht werden. Art. VIII. Gleich nach erfolgter und ausgetauschter Ratification der gegenwärtigen Uebereinkunft werden Ihre beiden Majestäten Bevollmächtigte ernennen, um an einem noch näher zu bestimmenden Orte zusammenzukommen und auf der Basis des gegenwärtigen Präliminarvertrages den Frieden abzuschließen und über die Detailbedingungen desselben zu verhandeln. Art. IX. Zu diesem Zwecke werden die contrahirenden Staaten, nach Feststellung dieser Präliminarien, einen Waffenstillstand für die kaiserlich österreichischen und königlich sächsischen Streitkräfte einerseits und die königlich preußischen andererseits abschließen, dessen nähere Bedingungen in militärischer Hinsicht sofort geregelt werden sollen. Dieser Waffenstillstand wird am 2. August beginnen und die im Augenblick bestehende Waffenruhe bis dahin verlängert. Der Waffenstillstand wird gleichzeitig mit Bayern hier abgeschlossen und der General Freiherr von Manteuffel beauftragt werden, mit Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt einen am 2. August beginnenden Waffenstillstand auf der Grundlage des militärischen Besitzstandes abzuschließen, sobald die ge-

nannten Staaten es beantragen. Zu Urkund des Gegenwärtigen haben die gedachten Bevollmächtigten diese Uebereinkunft unterzeichnet und ihr Siegel beigedrückt.

Nikolsburg, den 25. Juli 1866.

Karolyi m. p. Brenner m. p. v. Bismarck m. p.

Publicistische Aphorismen.

Reise in's böhmische Quartier.

XIII.

Das Alter macht nachsichtig, wenn man nicht ein grämlicher H—tt ist der ewig leben will. Ich hielt die Czechen für grade solche sündige Adams-Kinder wie die Berliner, nicht mehr noch weniger und nahm ihre Partie gegen vagabundirende Schreiber und andere anständige Berichterstatter. Ich habe mich geirrt; zwei feige Mordthaten sind in meiner Nähe vorgefallen und ein infamer Kerl hat mir meinen ganzen Cigarrenvorrath vortrefflicher Qualität, vom Herrn Sander Leipzigerstr. 85 erstanden, der beiläufig gesagt, ein sehr ehrenwerther Herr ist und den besten Rothspohn in seinen umfangreichen Lagern besitzt, aus meinem Wagen gemaust, als ich während des Fütterns der Pferde vor der Ausspannung sitzend, den Atlas der Schlachten, Treffen und Belagerungen aus der Geschichte der Kriege von 1792 bis 1815 vom Professor Dr. Woerl studirte und den Plan der Erstürmung der französischen Linien vor Mainz, den 29. October 95 vor mir hatte. Ohne gute Cigarren liege ich in Agonie, und mein Zustand verschlimmerte sich als man Caffé, Brod und Butter zum Frühstück brachte. Heiliger Nepomuk! Im Nu bildeten diese Dinge den Speisesaal und das Refectoire von Milliarden Fliegen welche ungehindert von allen Seiten eindrangen. Fliegen, Flöhe, Wanzen, Dummköpfe, ein schmutziges Hemde und Frankfurtammainer sind mir in den Tod zuwider. Ach, es giebt Augenblicke wo der Mensch der Natur grollen muß!

Während ich so grollend und mitunter fluchend da saß, o, welch ein Glück! Mein Kutscher, ein Deutscher aus Posen, „Schwanznagel“ mit Namen, brachte meinen ganzen Vorrath von Cigarren an, der czechische Hausknecht hatte ihn gestohlen und Schwanznagel ihm dafür eine solche Maulschelle rechts applicirt, daß sie nach links ricochettirte; Max hat Recht wenn er behauptet: die Menschen müßten durch Terrorismus regiert werden.

Jetzt sah ich wieder alles im rosigen Lichte; leider dauerte die Herrlichkeit nicht allzulange; denn ich war wahrhaftig nicht im Zustand der Seeligen, als ich plötzlich die Posener-Zeitung zu Gesicht bekam. Ist das wahr, was ich las, so erhalten wir einen beispiellos verstümmelten Frieden und kommen nicht nach Wien; sicher und gewiß hält aber das Preußenherz das Hinkommen für eine absolute Nothwendigkeit. Statt eines glorreichen Einzugs in Wien und eines Dictirens des Friedens mit dem Säbel in der eisernen Faust, eine Trias! Und das beispiellos schändliche Baiern kann sich in's Fäustchen lachen. O, Hohngelächter der Hölle! Wenn wir Norddeutschen da ein bischen malitiös werden ist es uns wahrhaftig nicht zu verargen. Da können wir uns ja wieder nicht regen noch rühren und stecken in der alten Jammerhöhle, wie die Folge lehren wird. Ja, bei Gott, solch' ein Friede ist in einigen Wochen wieder vorbei! Da muß jeder Preuße dafür sorgen, daß es bald wieder losgeht, sonst kann er vor Jammer cholerakrank werden. Doch ich kann es mir nicht denken, es ist Zeitungsgewäsch! Dummes Zeug! Lebt doch unser König, unser Graf Bismarck! Mir ist nicht bange! Ihr Preußen, sagte mir so eben ein gefangener Ungar, werdet jetzt mit ganz Europa fertig, aber in einigen Jahren wenn ganz Europa Zündnadelgewehre besitzen wird, dann ist das Ding nicht wieder so zu fassen. Dann habt ihr die durchgewälkte Austria, euere grimmige Hausfeindin und die nach dem von Paris oder Wien herwehenden Winde den Mantel hängenden Baiern u. s. w. wieder auf dem Halse. Au nom de Dieu et de la raison, das müßt ihr jetzt verhindern.

Heute Nacht träumte ich von den alten Römern. Zu ihren Zeiten gab es keine Diplomaten, sondern nur das römische Schwert. Was das erobert hatte, das war erobert. Damals gab es keine Großmächte die ein „Veto" einlegen konnten. Was die Römer thaten war gut, denn in ihrer Hand war die Macht. G.

XIV.

Aus den Papieren eines bei Sadowa gefallenen feindlichen Grenadier-Offiziers, eines geborenen Pesther's.

„Von allen Thieren, die im Luftkreis schweben,
In Seen schwimmen, auf dem Erdball leben,
Vom Mississippi bis zum Anadyr,
Dünkt mich der — das lächerlichste Thier."
Boileau.

Die Cholera ist keineswegs die schlimmste Feindin. —

Was thut die Cholera? Sie tödtet den Menschen citissime, sie hält ihn nicht lange hin, in wenigen Stunden oft, befördert sie viele Menschen in eine andere Welt, wo es Manchem besser gehen muß als in dieser, weil es ihm nicht schlechter gehen kann.

Ein unterthäniger Supplikant einer größeren Stadt in Böhmen, aus der Zahl jener, welchen fortune the arrant whore never turns the key, wie

Shakspeare sagt, stellt sich einem allergnädigsten Regierungs-Kanzlei-Vice-Direktor vor, und wird von diesem um sein Anliegen befragt. Der Supplikant trägt dasselbe vor; er war mit verabredeter Methode von irgend einer Unterbehörde verfolgt worden, einem Schafe dem es einmal in den Sinn kam den Löwen zu spielen. Der Chef ertheilt die Weisung, die Bitte schriftlich einzureichen und entläßt den Supplikanten mit der huldvollen Versicherung, daß die Sache keinen Anstand haben werde. Froh und getröstet geht der Mann nach Hause. Mit wahrer Seelenangst harrte hier seiner die Frau, er kommt und sie klammert sich an die trostreichen Worte ihres Mannes fest. „O, liebe Frau, der Regierungs-Canzlei-Vice-Direktor war rührend gut." Jetzt bringt der Mann seine Bitte in geziemenden und unterthänigen Ausdrücken zu Papier, übersendet Papier und die schuldigen Respektsausdrücke dem Hochgnädigen und erwartet ruhig die Dinge die da kommen sollen.

Neun Monate wartet er, es kommt aber nichts. Nichts war grausamer! Wenn Vater Noah so lange mit seinem ehegepaarten Vieh hätte herumfahren müssen! Endlich am achten Tage des zehnten Monats erkühnt sich der Bittsteller, den Hochmächtigen durch ein zweites, rührendes Schreiben an das vor neun Monaten und acht Tagen eingereichte submissefte Gesuch zu erinnern und erwartet wieder ruhig die Dinge die da kommen sollen. Herzempörend! Fünf Monate verfließen, es kömmt nichts; wirkungslos wie eine Kanonenkugel in einem Misthaufen war das zweite Schreiben vorübergegangen. Neun Monate und fünf Monate machen nach Adam Riese vierzehn; endlich erhält er ein Schreiben von einem Secretair des Bureau-Chefs, durch welches ihm mitgetheilt wird, daß dem Herrn Geheimerath, im Drange der reichsräthlichen überhäuften Geschäfte, die Sache ganz aus dem Gedächtnisse gekommen ist, die Bittschriften des Supplikanten gegenwärtig nicht vorzufinden sind, ihm, den Secretair aber hochgeneigtest aufgetragen sei den Supplikanten zu fragen, was er denn eigentlich wolle? — Was er denn eigentlich wolle!!!

Giebt es etwas Schwarzgelberes? Der Supplikant hätte vor Aerger an der „Gelb- und Schwarzsucht" sterben können. —

„Alle gute Dinge müssen ja drei sein", damit tröstet die arme Frau des Supplikanten ihren gekränkten Mann und er verfaßt ein drittes Bittschreiben, reicht es wieder ein und erhält endlich nach fünf Monaten — fünf und vierzehn machen neunzehn — den allergnädigsten Bescheid, daß sein Gesuch hier nicht bewilligt werden könne. Er müsse sich deswegen direct nach Wien wenden. O verdorbene und grundlose Wirthschaft! Man kann keinen Menschen malen der nicht ruhig sitzt; keinem Menschen einen Zahn ausziehen wenn er nicht still hält. In Oesterreich kann man keinen Menschen regieren wenn er nicht ruhig sitzt und still hält. G.

XV.

Heute reisten ein paar allerliebste Marketenderinnen mit uns, Fräulein Regan und Goneril mit Namen, früher kohlensaure Jungfrauen in Berlin, ein suprême de Volaille. Ihr Onkel, Herr Lear, ein früherer Dienstmann

aus der Kochstraße, machte den Beschützer und Wagenlenker. Sie führten Schweizerkäse, Heringe, Silka und Choleratropfen vom Sanitätsrath Dr. Katzenstein erfunden, in's Hauptquartier. Dann trafen wir mit vier Herren des in Genf abgeschlossenen Sanitäts-Concordats zusammen. Zwei von ihnen waren Belgier, dem Orden von „La Trappe" angehörend. Wie Oranien schweigsame Leute! Ich liebe die Schweigsamen mit fureur. Meine tiefe Ehrfurcht vor dem hochseligen Friedrich Wilhelm III., dem Vater meines geliebten prächtigen Königs, rührte zum Theil aus seiner Tugend der Schweigsamkeit her. Ich sage: zum Theil, denn seine vielen anderen Königstugenden und qualités gouvernementales haben viel zu dieser meiner Ehrfurcht beigetragen. Viel Schwatzen ist ungöttlich. „Ja" und „Nein" bei der Trauung. — Catinat sprach wenig. Voltaire nennt ihn den père de la pensée. Der große Stagirit gab seinem nahen Verwandten, dem später bei Alexander in Ungnade gefallenenen Callisthenes aus Olynth, welcher Alexander's Heerzug als ein mit der Natur vertrauter Philosoph begleitete, den Rath: mit dem König so wenig als möglich zu reden (ut cum rege rarissime loqueretur. Valer Maxim.)

Der Militair-Korrespondent der „Times" schreibt aus Brünn unter andern: „General Moltke hat sich in sein Quartier zurückgezogen und sich mit seinen Karten eingeschlossen, um neue Pläne zur Fortsetzung des Krieges und für die Besetzung Wien's zu machen."

Dieser geschickte Stratege, der Hauptleiter der Bewegungen, durch welche die drei, von verschiedenen Punkten aufbrechenden preußischen Heere zur nöthigen Stunde auf dem Felde von Königsgrätz zusammentrafen, hat sich mit Ausnahme dieser Schlacht niemals in der Front von Armeen gezeigt. In einiger Entfernung in der Arrièregarde an seinem Pulte sitzend, hat er auf der Karte den Lauf der Truppen verfolgt und durch den Feldtelegraphen seine Ordres den verschiedenen Generalen mit solcher Umsicht und Vorsicht zukommen lassen, daß nicht e i n e Bewegung fehlgeschlagen ist und jede Combination genau im rechten Augenblick stattfand. Sein schnelles hellblaues Auge, die hohe Stirn und die wohlgebaute Figur machen ihn als einen intelligenten, energischen Mann kenntlich, aber obgleich schnell im Handeln, so ist er doch im Gespräch so **vorsichtig** daß er wegen dieser Eigenschaft und seiner ausgedehnten Kenntniß europäischer Sprachen in der Armee als der Mann bekannt ist, **welcher in sieben Sprachen schweigt**. Sorgsam und arbeitsam, hat er mit eigner Hand und persönlich fast jedes Detail der Operationen ausgearbeitet, in welchen er Europa durch die blitzschnelle Geschwindigkeit seiner Schläge und furchtbare Konsequenz seiner Dispositionen überrascht hat. G.

XVI.

Im Großherzogthum.

Hier im Großherzogthum geriethe man stellenweise in eine specifisch polnische Atmosphäre, die im Fall eines Unglücks unserer Armeen, leicht bedenklich hätte werden können, so erzählt man sich. Die polnische Erhebung scheint

mir allerdings nur scheintodt im Grabe zu liegen — Beweisen läßt sich Nichts; daß es aber beim Ausbruch dieses Krieges Diener gnädiger Häuser gegeben, die hin und her eilten, wurde als sicher und gewiß erzählt. Der ächte Pole ist voller Rechenfehler und gewisse sehr einflußreiche Herren, sagt man, seien Contreheurs und halten die Fontanellen offen. An den Wohnungen Mancher sehe man zuweilen die Revolution herausschlagen, wie, wenn warme Witterung eintritt, die Steinwände naß werden. — Als ich einem polnischen Grafen von den Heldenthaten unserer Armee erzählte, consentirte er: „On apprend à parler avec les mahométans! et je me surprends quelquefois à invoquer Mahomet tout comme un autre" sagte Napoleon zum General Kleber einige Wochen nach der Schlacht bei den Pyramiden. G.

XVII.

Ein polnischer Apotheker, ein nach Baldrian riechender Mann, versicherte uns: Der Papst zu Rom habe dem Könige von Preußen die Erlaubniß ertheilt, diesen Krieg gegen Oesterreich zu führen. Dazu eingesegnet habe er ihn freilich nicht, denn solches wäre je dem Papste unmöglich gewesen, da der König ein Protestant sei. Ein ächt polnisches Phantasiestück.

Ein, wenn er sprach, mit Händen und Füßen wie ein Wickelkind zappelnder, scharf geprägter polnischer Israelit sagte heute: um Gottes willen kaufen Sie nicht mehr Oesterreichische Staatspiere. Ist Oesterreich einmal heraus aus dem Deutschen Bunde, bekömmt's keinen Silbergroschen mehr bei uns gepumpt. Bald wird es geben Münzen von Neusilber in Wien. Ein Zwanziger von 1865 wird kommen in's Mineralien-Cabinet unter die seltensten Sachen. Was hilft's ihm, wenn Schmerling jetzt wieder verkündet eine Constitution? Ist doch schon längst allda die ausgedehnteste Preßfreiheit, d. h. sie preßen auf's Papier so viele Gulden, als es Fliegen giebt auf der Welt. Gott soll bewahren!

„Wird denn nicht Ihr König" fragte mich ein Lotterie-Collecteur in Posen, „Kaiser von Deutschland?" „Allerdings und von Rechtswegen; Professor Menzel wird die Kaiserkrönung malen und Hesekiel, Herr von Lepel und Fontane werden die Kaiserlieder dichten".

„Ach" rief heute ein frommer Pole „wenn die katholische Kirche nur Einen Tag das wäre, was sie sein sollte, würde vor Anbruch der Nacht die ganze Welt bekehrt sein." G.

XVIII.

Ein Beitrag zur süddeutschen Kriegsführung und eine neue Schrot'sche Brot- und Prießnitz'sche Wasserkur zu Kissingen.

„Ihr Einen gehet dorthin,
Ihr Andern kommt hieher!
Sehet ihr einen Mann im Mantel
Und Cylinderhute geh'n,
So ist er's ganz gewiß,
Dann hau't ihn, schlaget, stechet:
Der Fang wird euch nicht schwer.
Masetto, kommst zu mir!"

Oper: Don Juan.

„Wie oft wird Caesar noch zum Kampfe bluten!" ruft Joh. v. Müller

in seiner „schweizerischen Eidgenossenschaft", Band I. aus. „Wie oft werden noch Unschuldige, so unschuldig wie Kinder im Mutterleibe, jetzt in Wien und Baiern eingesteckt werden!" rufe ich. Dreißig Kissinger Badegäste, welche der Spionage verdächtig schienen, sind eingesteckt worden; Hört! Unter diesen war auch der Regierungsassessor Strom aus Posen. Die hohen und hochweisen Baiern hatten die vermeintlichen Candidaten der Spionage in die Gefängnißräume der gemeinen Uebelthäter und Todescandidaten bringen und bei Wasser und Brod halten lassen, d. h. sie erhielten weder Caffé noch Thee, noch warme Suppe, noch ein wünschenswerthes Stückchen Fleisch oder eine warme Kartoffel. Ragozzi und ein Stück Schwarzbrot, dabei hatte es sein Bewenden! Gerne hätten mitleidige Christenseelen eine warme Pellkartoffel-Collecte veranstaltet, wenn es nur angegangen wäre, aber es ging nicht, denn mit Baiern und Würtenbergern ist nicht zu spaßen; sie verstehen sich auf's Klingenspringenlassen, auf Mannszucht, und Viele unter ihnen sehen schon am frühen Morgen den Himmel für eine Baßgeige an. Da wird gewüthet, getobt, geflucht, getrunken, geschimpft, gehauen und gestochen, geschwitzt und in's Loch geworfen was nüchtern ist. Weiß es Gott! wer seinen Kopf aus dem Fenster steckt, kann in Gefahr kommen als ein Spion zu gelten und einer Entscheidung über to be or not to be entgegen zu gehen.

Eine gerichtliche Vernehmung erfolgte erst mehrere Tage nach der Verhaftung und der arme Assessor Strom, gegen den sich natürlich nicht die mindesten Verdachtsgründe ergaben, wurde nach vierzehntägiger Haft entlassen, man sagte: weil er Katholik sei. Sacré pays! Welche Armuth des Herzens! Ich möchte vor Zorn ein gutes Stück Baiern mit meinen noch übrigen drei Zähnen abbeißen! — G.

XIX.

Heute Mittag speiste ich mit vier österreichischen Offizieren. Ein Hauptmann, der unter Radetzky bei Novara gefochten, war sehr aufgeknöpft. Er sagte: an General Benedek kleben mehrere Sünden. Eine davon sei, daß er in Wien den Glauben an die furchtbaren Wirkungen der Zündnadelgewehre einen Uebertreibungs-Schwindel genannt. Niemand habe gewagt sich seiner Ansicht zu widersetzen. Als man ihm nach der ersten Affaire Rapport abgestattet, habe er ausgerufen: „träumt ihr denn, oder ist es Wahrheit?!" Und von diesem Augenblick an, soll er, sagte man, gereizter, zorniger und rauher geworden sein. Vielleicht sah er in der Vogelperspective den unglücklichen Tag von Königsgrätz. Aber abgesehen vom Zündnadelgewehr, so sei jeder Preuße „a Manderl mit Kren (ein entschlossener, tapferer Mann, der nicht mit sich scherzen läßt, der, wie man zu sagen pflegt, Haare auf den Zähnen hat, wird in Oesterreich a Manderl mit Kren — ein Männchen mit Meerrettig genannt). G.

XX.

He da! Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht uns da hinauf.
Faust.

Da sollten die aufgescheuchten, wientollen und närrischen Frankfurter

Mammoniden noch 25 Millionen Gulden Kriegs-Contribution zahlen. Wie sie da rasen und blasen, heulen und schreien! „Dies ist unser Tod; Schwindsucht, auf hundert Jahre caput; übertrümmert, angestoppelt, geschunden, zu Lumpen und Pöbel degradirt u. s. w.!" — „Falscher Feind du lügst!" sagt Lord Biron's Manfred zum Geist. — Ich kenne euch Arnheimer. Ein kolossal reicher Sclavenhändler vor dem Bockenheimer Thor, sagte mir — und er hat die Wahrheit gesprochen — die Frankfurter Borgers besitzen 700 Millionen Oesterreichischer Papiere. Auch kenne ich die Tante „Butterbrod" in Frankfurt (Lebt sie noch?). Sie besitzt allein Millionen. Außerdem sind mir noch ein Schock Millionaire bekannt. Wer nur Eine Million besitzt wird für einen Lump erklärt, u. s. w.

Diese Leutchen haben so Unrecht nicht. Eine Million steht oben an und gilt Alles! Wer sie besitzt der kann ganz incognito sich die schönsten Orden in Wien bestellen, bottes vernies für den Pferdefuß kaufen, schöne Tänzerinnen unterhalten und sei er auch so alt wie Methusalem und müße beständig einen naseweisen Zahnarzt und diabolettes mit sich herum führen. Er kann Galadiner's geben; Desserts aus Algier, China und vom Nordpol verschreiben, den wenig bekannten und nicht gebührend geschätzten Vino santo bierseidelweise vorsetzen, die Börsen von Neapel, Wien, Paris, London und Berlin mächtig tyrannisiren und erschüttern, ein Teufelspack von dreihundert Bedienten halten, die Poesie commandiren, alle Zeitungsschreiber der Welt sich als Champions („ach, meldet nach allen Richtungen der Windrose hin daß wir zu Bettlern werden." —) erkaufen — Ja, viel Geld ist eine ungeheure Champignonnière! viel Geld, hübsche Mädchen oder ein liebenswürdig Weib bilden die Archimedeische Schraube in der Welt, um welche sich alles Gute und Böse dreht. —

Deswegen lasse ich mich von euch nicht irre schreien, ihr Frankfurter, nicht durch Kritik und Zweifel. Ich bin ein Arzt dem stets die Kur behagte. Ich wollt euch schon kuriren. G.

P. S. Soeben höre ich, daß man Euch Frankfurter Einen Thaler zehn Silbergroschen von der Contribution nachlassen will. Darüber ärgere ich mich ungeheuer. Ein Glück noch, daß Aerger den Stoffwechsel befördert!

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Wochenschau.

Daß der Kaiser der Franzosen nicht gegen das Preußische Volk kämpfen will, welches so eben erst seiner vollen Kraft bewußt geworden ist, glauben wir gern. Daß er aber auch jede Consolidirung der Erfolge unsres Sieges uns mißgönnt, davon sind wir ebenso fest überzeugt. Er wird also darnach streben, ein gewisses Schwanken in den Resultaten zu bewahren, während er andererseits jedes scharfe Hervortreten, welches als eine unzweideutig feindliche Demonstration ausgelegt werden könnte, vermeiden wird. Er wird an unsere Errungenschaften die leise Kritik zarter Andeutungen legen, aber sobald er fürchten müßte, uns zu reizen und unsere Ehre zu engagiren, wird er betheuern, daß es sein heißester Wunsch sei, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem mächtigen Nachbar aufrecht zu erhalten. Er wird dem Hasse, der Mißgunst, den gefährdeten Interessen Hoffnung auf Beistand erwecken, nicht aber um diese Hoffnung zu befriedigen, sondern um die Heilung der Wunde zu verschleppen. Er wird zwischen Versicherungen der Uneigennützigkeit und sanften biedermännischen Lamentationen, daß Frankreich bei den Aenderungen des europäischen Gleichgewichts nicht leer ausgehen könne, abwechseln. Aber er wird weder seine Freundschaft bis zu einem verläßlichen Vertrage, noch seine equilibristische Herzenspein bis zu einer faßbaren Forderung, die man erfüllen, ablehnen oder rächen könnte, formuliren.

Solch ein Spiel mag seine unangenehmen Seiten haben; gleichwohl kann es, sobald das System desselben durchschaut, eine gute Weile lang geduldig parirt werden, da wir inzwischen der Nachhaltigkeit unserer ultima ratio gewiß bleiben.

Zur selben Zeit müssen wir die Hebel, deren Napoleon sich bedient, um unserer Befestigung dann und wann einen Ruck beizubringen, in Ruhe versetzen. Diese Hebel sind Oestreich und Italien.

Es ist schwer, genau zu constatiren, bei welchen Schritten Italien nur den Eingebungen seiner Verstimmung folgt und bei welchen Maßnahmen das Cabinet von Florenz durch Pariser Fäden geleitet wird. Thatsache jedoch ist es, daß Italien nach den Fehlschlägen, die es bei Custozza, bei Lissa und durch den Uebergang des venetianischen Besitzes in die Hand Napoleons erlitten hat, von einer beinahe unberechenbaren Launenhaftigkeit erfaßt worden; Thatsache ist es, daß Italien wegen dieses Schwebens zwischen Schaam, unitarischer Länderlust und revolutionärer Explosions-Begierde sich recht eigentlich zum Werkzeug einer Intrigue eignet; Thatsache ist es endlich, daß

Italien seit dem Anfang Juli zu wiederholten Malen den regelrechten Verlauf der Verhandlungen so wie die Gestaltung eines Ergebnisses gestört hat.

Standen doch die Dinge noch vor wenigen Tagen der Art, daß trotz des in Deutschland eingetretenen Waffenstillstandes der Kampf in Italien dem Wiederausbruche nahe schien. Vernahm man doch Wiener Stimmen, welche erklärten, daß somit, zwar nach bitteren Verlusten und herben Erfahrungen, aber immer noch mit einigen Chancen des Erfolges derjenige Plan zur Verwirklichung gelange, den eine Partei auf der Wiener Hofburg noch im Monat Mai, als die Rüstungen Preußens immer gewaltiger wurden und unsere Heeressäulen schon die Grenze Böhmens erreicht hatte, verfolgte. Hiernach sollte aus dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich gar nichts werden, es sollte bei einigen militairischen Demonstrationen sein Bewenden haben, die Hauptmacht Oesterreichs sollte sich auf Italien werfen, und, zunächst unter Proclamirung der Wiederherstellung des Züricher Friedens, die Schöpfungen, welche der Gedanke der Unita italiana seit dem Garibaldi-Jahre 1860 ins Leben gerufen hatte, rückgängig machen. Ein österreichisches Heer sollte also, während einstweilen die Napoleonische Eroberung — die Lombardei — unangetastet blieb, in die Legationen einfallen, die Restauration der päpstlichen Herrschaft von Rimini bis Ancona verkünden, sodann nach dem Königreich Neapel hinübergehen, um unter Aufrufung der reactionären Elemente, welche dort seit fünf Jahren einen hartnäckigen Einzelkampf führen, das Bourbonische Königthum wieder einzusetzen. Das war der Plan, den wir getrost den katholischen nennen dürfen. Und welche Rolle war bei dem fein ausgesponnenen Spiel der preußischen Staatskunst zugedacht. Preußen sollte ganz Norddeutschland mit seinen Heeren bedecken, und zugleich in einer geschickten Reihenfolge von Märschen das Gros seiner Armee nach dem Rheine hin dirigiren, wo dem überraschten Imperator das Bild einer legitimistischen Contrebewegung plötzlich entgegen treten sollte.

Der Selbstverrath der Freunde, welche selbst nach der Niederlage ihre Ziele verwirklichen zu können glaubt, hat diesen Plan an die Publicität gebracht. Offenbar hat derselbe bestanden, er war von Geistern entworfen, die ihre Zeit entweder zu gut oder zu schlecht beurtheilten. Er war eine Hyperbel, ein Paradoxon, aber in unserer Epoche der Wunder war er immerhin für den Realisten, der an der Seine herrscht, eine Gefahr. Ja, mit dem Plane war es von Seiten einiger katholischer Genies so ernst gemeint, daß er jetzt noch trotz der fürchterlichen Schläge, unter deren Wucht Oesterreich für lange Zeit gelähmt zu sein scheint, nachspukt. Preußen, sagen die hyperbolischen Politiker, die in der Hofburg heimisch sind, Preußen hat den Norden Deutschlands erworben, den wir ihm durch einen feinen Pact ohne Krieg zu geben gedachten, Preußen hat keinen Grund mehr uns zu bekämpfen, da wir die Maßregeln, die es zur Sicherung seiner Macht im Herzen Deutschlands ergreifen wird, nicht durchkreuzen wollen. Uns ist daher freie Hand geworden, in Italien zu schalten und das alte Recht, die päpstliche Gewalt, das legitime Interesse wieder zur Geltung zu bringen. Wie leicht wir mit den Italienern fertig werden, haben wir zu Lande und zu Wasser gezeigt;

die Streitkräfte, die uns geblieben, reichen hin, um uns südlich der Alpen den Sieg zu verbürgen. Ueberdies bedürfen wir des Zaubers italienischer Triumphe für die kaiserliche Krone, weil Franz Joseph ohne diese Gloriole kaum noch den Rest seines Reiches unter seine Autorität beugen wird. Wir hoffen ferner, daß Napoleon, dessen Aufmerksamkeit durch die Machtvergrößerung Preußens in Deutschland gefesselt ist, kaum das Maß von Kräften besitzen wird, um unsern Manövern in Italien gegenüberzutreten.

Das protestantische Genie des Grafen Bismarck hat diesen Plan vereitelt, und wird ihn ferner vereiteln; die österreichische Contrerevolution in Italien würde ja früher oder später ihre Rückwirkung auf die Sicherheit der preußischen Machterwerbungen in Deutschland ausüben. Auch Napoleon dürfte durch jenes Project eine Warnung erhalten haben. Der Garibaldismus mag ihm zuwider sein, trotzdem bildet derselbe eine der Grundlagen des Kaiserthums; Napoleon darf nicht einer reactionären Politik Oesterreichs in Italien die Wege bahnen, weil er hierdurch in einem Lebenspunkte getroffen werden würde.

Fassen wir nun unsere obigen Bemerkungen zusammen, um aus ihnen ein Gesammtbild der Stellung Napoleons zu gewinnen, so ergiebt sich Folgendes: Der Kaiser der Franzosen möchte die Geschlagenheit Oesterreichs für sich verwerthen, aber nur die Geschlagenheit, die er mit der Phantasmagorie einer bewaffneten Vermittelung tröstet, ohne ihr etwas Positives zu bieten oder zu gönnen. Der Kaiser möchte zweitens die Geschlagenheit Italiens ausbeuten, aber wiederum nur die Geschlagenheit, welcher er den venetianischen Tröster vorgaukelt, mit der Reserve, daß er hinterher noch einen Preis bestimmen werde. Der Kaiser möchte drittens den preußischen Sieg benutzen, aber nur den Sieg in abstracto, den er zugleich an der Zeitigung greifbarer Früchte zu hindern wünscht. Hieraus erhellt, daß die Politik der Tuilerien eine Qual für Wien und Florenz werden muß, und daß Preußen, indem es diesen Umstand nach allen Consequenzen in Berechnung zieht, die Situation zu beherrschen im Stande ist. Preußen kann den Regierungen von Oesterreich und Italien gegenüber die Rolle eines Befreiers spielen. Wenn man uns meldet, daß der König Victor Emanuel sich nunmehr entschlossen habe, durch seine Bevollmächtigten an den Friedensverhandlungen von Prag theilzunehmen, so mag dieser Entschluß ihm allerdings von Jemandem eingegeben sein, der mit Hülfe italienischer Anstände die Prager Conferenzen in die Länge zu ziehen strebt. Indem aber Preußen nunmehr mit fester Hand die Leitung der Negotiationen übernimmt, indem es Oesterreich und Italien zu einem Abschlusse treibt, vermag es den Alp der Ungewißheit von jenen beiden Staaten hinwegzuwälzen und politische Zustände abzurunden, deren Gedrungenheit keine Pforte für die Intervention offen läßt.

Stanislaus Augustus, König von Polen.

(Schluß.)

Warschau 1793.

An Schlauigkeit und List übertraf Kollontay den Ignatz Potocki und Piatoli weit. Den Entwürfen jener lag eine gewisse Wärme zum Grunde, aber er handelte mit der politischen Kälte und Ueberlegung eines Mannes, der sein Glück machen will, sei es auf welchem Wege es sei.

Er stammte aus einer zwar adelichen aber armen Familie. Als der jüngere Sohn, war er gezwungen, sein Glück auf der kirchlichen Laufbahn zu suchen. Er ward Kanonikus von Krakau unter Begünstigung des verstorbenen Bischofs von Krakau. Man sagt, er habe sich gegen diesen seinen Wohlthäter zu einem Benehmen und zu Ränken brauchen lassen, die den an sich schwach gewordenen Kopf dieses Mannes vollends verrückten, und mithin dessen Bisthum früher für einen andern, der darauf wartete, eröffneten. Wie dem auch sein mag, Kollontay ward hervorgezogen und stieg bald zu der bedeutenden Stelle eines Kronreferendars hinauf. In dieser legte er den Grund zu der Einsicht und den praktischen Kenntnissen in Staatsgeschäften, durch die er sich ebenfalls von Ignatz Potocki und Piatoli sehr unterschied. Er arbeitete mit der größesten Leichtigkeit, die durch natürliche Anlagen eben so sehr, als durch erworbenen Geschäftsblick befördert wurde. Da er, als Referendar, Richter war, so blieb ihm keiner der Irrgänge des polnischen Rechtslaufs und der dahin gehörigen Ränke und Kunstgriffe verborgen. Zugleich verschaffte er sich dadurch einen Schatz von Kenntnissen in den polnischen Rechten, in der polnischen Verfassung und in Absicht des Charakters seiner Nation, die ihn zum brauchbarsten Kandidaten, nicht allein für die Kanzlerwürde, sondern für alle übrigen machten, die er, als Geistlicher, im Staate bekleiden konnte. Auch waren der Kanzler und Bischof das Ziel, wohin er strebte.

So lange das russische System die Oberhand hatte, war er für dasselbe, und er hielt sich an den Fürsten Primas, der sein großer Gönner war. Da aber während desselben bekanntere Namen und reichere Nebenbuhler ihm im Wege standen, so ward ihm eine Veränderung sehr wünschenswerth, und so war er einer der ersten, der diese Veränderung herbeiführen half. Er schloß sich, sobald der russische Einfluß zu sinken anfing, an Ignatz Potocki, und dieser nahm ihn, als einen der brauchbarsten Geschäftsmänner, in sein Geheimniß auf. Von diesem Augenblick an, war Kollontay einer der thätigsten Vorarbeiter der Grundsätze, durch deren Bekenntniß er sich den Weg zu den höchsten Würden, die er bekleiden konnte, zu eröffnen gedachte. Er trat von der Partei seines bisherigen Gönners ab und erklärte sich gegen denselben, was nie geschehen sein würde, wenn er unter seinem Panier bessere Aussichten gehabt hätte. Indessen suchte er damals noch, so gut es sich thun ließ, die Anhänger des russischen Systems nicht gegen sich zu erbittern, da-

mit ihm, wenn die Patrioten mit ihren Entwürfen scheiterten, eine Thür zur Rückkehr offen bliebe. Deshalb sprach er nie öffentlich hart und beleidigend von Rußland, aber daß es heimlich geschehen sei, beweisen die Reden seiner Schüler und Anhänger.

Während des Konstitutions-Reichstags ging die Kronunterkanzlerstelle auf, die dießmal, nach der eingeführten Ordnung, mit einem Geistlichen besetzt werden mußte. Kollontay, als bloßer Referendar, wurde einem Bischofe vorgezogen, und erhielt diese Würde. Da, bei Vergebung der aufgegangenen Bisthümer, besonders Rücksicht auf die Kanzler vom geistlichen Stande genommen wird, so konnte ihm ein solches nicht entgehen und er sahe nun die baldige Erreichung seines Ziels vor sich. Seine Thätigkeit für die patriotische Partei wuchs dadurch, seine Grundsätze wurden bekannter und stürmischer, er schonte Rußland weniger und er versperrte sich dadurch auf immer den Weg zu einer Aussöhnung. Von dem Augenblick an, war sein Schicksal an das Schicksal der Patrioten gebunden, und er dürfte deshalb einer der letzten sein, die ihre Versuche, sich von Rußland unabhängig zu machen, aufgeben werden.

Sein Charakter und die Natur seiner Vaterlandsliebe spiegeln sich in diesen Angaben deutlich genug. Es ist kaum nöthig, hinzu zu setzen, daß er seine Dienstleistungen bezahlt nahm, wo möglich, von zwei oder drei Parteien auf einmal, ganz so, wie ich oben von den polnischen Richtern nebst Anhang erzählt habe. Die polnischen Städte hatte er besonders in seinen Schutz genommen und das für sie vortheilhaft sein sollende Gesetz am Reichstage durchgetrieben. Diese Städte aber wissen auch, was ihnen die Grundsätze der Menschlichkeit baar kosten, vermöge deren sie in einen bessern Zustand versetzt sein sollten. Die Anhänger Kollontays entschuldigten seine Käuflichkeit damit, daß er wenig Einkünfte habe (nur 22,000 polnische Gulden) und doch seiner Würde gemäß leben müsse. Unter den Schriften die er, zur Beförderung der Revolution, herausgegeben hat, wird die „gegen die Wahlreiche" am meisten gerühmt. Sie ist die Widerlegung einer andern von Severin Rzewuski, „für die Wahlreiche," und auch französisch in Warschau erschienen. Sonst besaß er die Gabe der Beredsamkeit in einem hohen Grade und sprach selten für einen Entwurf, der nicht wäre durchgesetzt worden.

Sein Aeußeres war nicht unvortheilhaft. Er hatte ein etwas volles, aber doch männliches Gesicht, dessen Züge viel Geschmeidigkeit verriethen. Ein großes schwarzes Auge funkelte von Geist, und verrieth weniger die Schlauigkeit eines ausgelernten Geschäftsmann's aus dem Priesterstande, der er war, als die Unerschrockenheit und Festigkeit eines biedern Ministers aus dem Soldatenstande, der er nicht war. Sein Körper schien stark und nervigt, wenn man ihn nur bis zur Hüfte sah, aber der Rest war durch ein wüthendes, frühes Podagra (er konnte erst 36 bis 38 Jahr alt sein) so untergraben, daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhielt, und nur mit der größesten Beschwerlichkeit an einem Stocke sich vorwärts bewegen konnte.

Ich schließe meine Skizzen vom Könige und seinen Landboten mit einer kurzen Schilderung des äußeren Aspectes der Hauptstadt, in welcher sich diese

großen Herren bewegen. Daß Warschau eine wohlhabende üppige Hauptstadt sei, dürfte schon aus meinen früheren Bemerkungen hervorgegangen sein. Jetzt nur soviel: daß Reichthum, Ehrgeiz, Prunk-, Gewinn- und Liebesucht hier sehr mannigfaltigen Genuß finden, sich deshalb aus den entferntesten Gegenden von Polen hieher ziehen und sich Bühnen bauen, wenn sie keine finden.

Diese und andere Umstände bewirken es, daß Warschau an Häusern gewinnt und mithin auch an Einwohnern, und daß deshalb die Baustellen immer theurer werden.

Das Menschen-Gewimmel in Warschau hat seine Eigenheiten, durch die es sich von dem in andern großen europäischen Städten unterscheidet. Schon die zwiefache Art der Tracht macht es bunt, und eine dritte aus beiden gemischte noch bunter. Von dem gemeinen bis zum Mittelmann polnischer Abkunft, geht noch alles in der bekannten polnischen Nationalkleidung; was nicht von polnischer Abkunft ist, zeigt sich in der gewöhnlichen französischen, hier die deutsche genannt. Jene Klasse geht in langen Unterröcken und hat eine Jacke darüber, so daß ihre Tracht ähnliches mit der weiblichen hat. Die beliebte polnische, eckige, mit Pelz verbrämte Mütze, ist ihre Kopfbedeckung, im Sommer, wie im Winter, der Zwickelbart ihr Abzeichen von den Deutschen. Was sich von dem Mittelmann in deutscher Tracht sehen läßt, hat diese noch in ihrem altmodischen Schnitte: lange Taillen, kurze Schöße, große flache Metallknöpfe. Die vorhin erwähnte Mitteltracht ist aus polnischer und deutscher zusammengesetzt und fällt dem Auge als sehr wunderlich auf. Stiefeln von rothem oder gelbem Saffian werden zu einem Frack, dieser zu einer polnischen Mütze und diese zu einem Haarzopfe und gesteckten Locken getragen; so wie man oft ein bis zum Wirbel abgeschornes Haar und einen Zwickelbart zu einem runden oder eckigen Hute, und einen langen weiten polnischen Oberrock zu Schuh und Strümpfen tragen sieht. Die weibliche Tracht der niedern Klassen ist ungefähr so, wie man sie überall in den großen europäischen Städten findet, nur daß hier unter derselben zu Winterszeiten, der kurze polnische Pelz, mit langen herabhängenden Aermeln, der sich nur noch bei den altmodischen Einwohnerinnen einiger niederdeutschen Städte findet, durchaus gäng und gäbe ist. Die Bettler und Armen zeigen sich hier in eine weit größere Umgebung von Lumpen gekleidet als anderswo, weil die lange polnische Tracht ihrer mehr erfordert als die kurze deutsche. Nimmt man zu solch' einem schwebenden, tausendfach an-, in- und durcheinandergeflickten Lumpentalar nun noch einen langen schwarzen Bart, eine überall gelb herausdringende Haut, ein schwarzes Bein ohne Hosen und Strümpfe, so kann man sich ungefähr die Abenteuerlichkeit des Anblicks vorbilden, den mehrere Menschen dieser Art, auf Einem Haufen gesehen, darbieten müssen, und der wohl nur durch den Aufzug der Bettler in Bologna, Rom und Neapel übertroffen werden dürfte.

Unmittelbar über dieser Klasse stehen, ihrem Aeußern nach, die Juden. Da sie an Polen eine Art von Vaterland wiedergefunden haben, so sieht man ihrer auch in Warschau eine große Menge, und sie wohnen hier theils

einzeln in den entlegeneren Gegenden der Stadt, theils in eigenen Gehöften. Die Tracht der Männer ist im Sommer der bekannte lange schwarze Talar, der, je nachdem sein Besitzer reich oder arm ist, weniger schmutzig und zerrissen um ihn herum hängt. Im Winter tragen sie die bekannten weiten polnischen schwarzen Pelze, mit Fuchs aufgeschlagen. Die Weiber erscheinen mit breiten Tressen auf Miedern und Wämsern und tragen vor der Brust einen breiten, ebenso verzierten Latz, der locker auf derselben bauscht und sich unter eine Schürze und einen Rock verliert, die hoch über den Nabel heraustreten und ihnen das Ansehen geben, als ob ihre ganze Figur blos aus Kopf und dem entgegengesetzten Theile bestände. Doch verbessern sie im Winter diesen unangenehmen Anblick durch einen langen Pelzpelz und im Sommer durch ein Oberkleid von ähnlichem Schnitte.

Die bisher bezeichneten Menschenarten finden sich am häufigsten auf den Straßen von Warschau, und unter sie gemischt erscheinen Mönche, Soldaten, und Bediente, die theils durch die Abenteuerlichkeit, theils durch das Bunte ihrer Trachten, die Abwechslung vermehren. An diese schließen sich schon die wohlhabendern Klassen, die es noch nicht unter ihrer Würde halten, zu Fuße zu gehen, und sich schon sorgfältiger und besser gekleidet zeigen.

Sodann kömmt das Publikum zu Pferde und zu Wagen; und dieses ist, besonders zur Reichstagszeit, so glänzend, als man es in irgend einer andern großen europäischen Stadt finden kann. Vom wohlhabenden Kaufmanne an geht schon Niemand mehr zu Fuße, am wenigsten die Frauenzimmer, das Wetter müßte denn sehr schön, der Weg sehr kurz und das Pflaster reinlich sein. Daher kommt es, daß man fast in keiner europäischen Stadt soviel Wagen in Bewegung sieht, als in Warschau, und daß man, ohne Uebertreibung, annehmen kann: man sehe an einem einzigen Tage, wo eine Reichstagssitzung oder ein großer Ball ist, mehr Wagen in Warschau, als man binnen vier Wochen z. B. in Berlin, zu sehen bekommen kann.

Eben so ist es mit den Reitern. Man kann annehmen, daß jedes Haus oder jeder Privatmann, der einen Wagen hält, zugleich ein Reitpferd hält. So kömmt es, daß man auf den Straßen beinahe so viel Reitende als Fahrende findet. Nimmt man dazu, daß jeder Reiter von einigem Vermögen oder Kredit, nicht ohne einen oder zwei Reitknechte im Gefolge erscheint, so kann man ermessen, wie dadurch das Geräusch auf den Straßen vermehrt wird.

Unstreitig sind Paris, London, Neapel und Wien die lärmendsten Städte in Europa. Ich bin sehr versucht, Warschau gleich nach ihnen zu nennen.

Schlußbemerkung. Der Leser wird gebeten zu berücksichtigen, daß alle diese Scizzen in den Sommermonaten des Jahres 1798 geschrieben wurden.

Literarisches.

Wiedererweckungen.

Eine neue Ausgabe des Don Quixote mit dem Namen einer Wiedererweckung zu belegen, mag zwar Manchem als eine nicht ganz zutreffende Bezeichnung erscheinen, da ja der Titel und die Thaten des Ritters von der traurigen Gestalt noch in aller Munde lebendig seien. Gleichwohl dürfen wir sagen, daß die neue illustrirte Ausgabe des Don Quixote, welche so eben von einer fleißigen und betriebsamen Berliner Verlagsfirma veranstaltet wird,*) dem Meisterwerke des Cervantes ein neues Leben mittheilt. Jene Firma hat das Verdienst, die Zeichnungen des Gustav Doré zum Don Quixote im Deutschen Publikum zu verbreiten; und Doré wiederum besitzt den Vorzug, daß er den Charakter des Helden von der Mancha von einer Seite aufgefaßt hat, die bisher nicht hinlänglich hervorgehoben worden.

Die Anschauung, welche unter den Liebhabern des Don Quixote verbreitet ist, geht dahin, daß der edle Junker eine Art von Reactionär darstelle, welcher veraltete Zustände wieder einführen wolle und somit Thaten, Gesinnungen, Gefühlserhebungen, die unter früheren Verhältnissen heroisch gewesen wären, carrikire, indem er ihnen inmitten einer gänzlich veränderten Gesellschaft Geltung zu verschaffen suche. Diese Meinung hat jedoch selber etwas Donquixotisches an sich, da sie auf die Voraussetzung fußen will, daß es geschichtlich und thatsächlich fahrende Ritter gegeben habe, deren verzerrte Abspiegelung Don Quixote gewesen sei.

Vielmehr ist der Grundgedanke des Miguel Cervantes ein anderer. Der kritische Spanier ist der Ansicht, daß nie ein fahrender Ritter existirt habe, daß der fahrende Ritter einzig und allein das Geschöpf irrlichterirender Romanschreiber gewesen, und daß zu allen Zeiten und unter allen Umständen der erlösende, weltcorrigirende, liebestrunkene Ritter gerade so ausgesehen haben würde, wie der Träger des Mambrinus-Helmes. Mit anderen Worten, Cervantes geißelt die Buchstabengläubigen, in deren Kopf die Phantasie müßiger Mythenerfinder sich so unwiderstehlich einnistet, daß sie das, was immer nur in den Lüften der Einbildung geschehen kann, auf die prosaische Erde, deren Geschöpfe durch tausend philiströse Bedürfnisse gegen den Ueberschwang geschützt werden, verpflanzen möchten.

Wenn man also den spanischen Schriftsteller einen Kritiker des Mittelalters genannt hat, der mit seinem Werke den Untergang der chevaleresken Welt kennzeichne, so greift man fehl.

Cervantes glaubt gar nicht an das Mittelalter, so wie es in den Büchern steht, er kennzeichnet nicht den Zerfall einer Welt, welche wirklich einmal war, sondern er zerstreut den literarischen, romanhaften Nebel, den man über

*) Verlag von A. Sacco Nachfolger (A. E. Glücksberg, — M. Bahn.)

frühere Jahrhunderte hat breiten wollen. Für ihn ist alle Geschichtschreibung ein Roman, der sich über die Bedingungen der menschlichen Endlichkeit hinwegsetzt. In der Gefangenschaft bei den geistesscharfen Saracenen hatte Cervantes diese Art Kritik gelernt. Man wird an der Hand der obigen Auffassung unzählige Stellen in seiner Schrift finden, aus denen hervorgeht, daß er auch kein Christ war; daß er, freilich in höchst vorsichtig verblümter Weise, auch die Consequenzen der christlichen Weltanschauung an den Schicksalen seines Ritters ermißt; daß er ferner an Königthum, Priesterthum, Obrigkeit zweifelte; daß er endlich die sogenannte klassische Literatur der Alten läugnet, und dieselbe für ein Machwerk moderner Fälscher hält. Wir erinnern in letzterer Hinsicht nur an die eine Stelle, wo ein Herumtreiber von Baccalaureus dem schweifenden Ritter die Enthüllung macht, daß er soeben mit der Anfertigung von „Metamorphosen" beschäftigt sei.

Erst an der Hand dieser Auffassung wird man den zweiten Theil des Cervantes'schen Werkes richtig würdigen können, in welchem Don Quixote nicht mehr als das Erzeugniß älterer Ritterromane, sondern als sein eigener Mythus auf der Welt herumwandert, — wo er, nachdem seine Thaten echt und unecht in Druck gekommen, die Pein ausstehen muß, daß von dem halb boshaft-neugierigen, halb gutmüthigen Publikum der Herzöge, Kammerzofen und Viehtreiber seine Verrichtungen an den Büchern, die über ihn erscheinen, gemessen werden, — ja, wo er selber genöthigt ist, in seiner Lebensbeschreibung nachzuschlagen, um sich zu überzeugen, ob der literarhistorische Don Quixote auch mit dem lebenden harmonire.

Von allen illustrirenden Commentatoren ist, glauben wir, Gustav Doré der erste, der diesen Grundzug des unsterblichen Werkes richtig aufgefaßt hat. Wie fein durchdacht sind seine Bilder im ersten Hefte der uns vorliegenden Ausgabe, wo der Ritter dargestellt wird, umlagert von Büchern, aus deren schwellenden, sich bäumenden, platzenden Deckeln ihm verfolgte Jungfrauen, schwertschwingende Kämpfer, wüthende Dämonen, trotzige Fürsten entgegenrauschen. Er ist buchbesessen.

In den folgenden Heften, die uns bis zum fünften vorliegen,*) begegnen wir einer geschmackvollen Abwechselung und Mischung des Derbgewöhnlichen mit den hyperbolisch Erhabenen; hier eine furchtbare Prügelscene, dort ein kreuzritterartiger Aufschwung. Das Titelbild der fünften Lieferung zeigt uns den Ritter und seinen Knappen, wie sie am Rande des Baches auf dem Bauche liegen, um die kühle Gottesgabe des Quelles einzuschlürfen. So tief also muß sich auch die Herrlichkeit herabbeugen, die so eben noch die Zukunft des Menschengeschlechtes auf der Lanzenspitze trug. Am klotzigsten liegt Don Quixote selber da; vor dem Bedürfniß nach dem Tropfen, der seine Zunge letzen soll, sind alle Anstandsrücksichten gewichen. Die breiten aufgestemmten Arme, deren Mark sonst die Züchtigung der Bösen und die Belohnung der Guten garantirt, sehen nunmehr aus, als sollten sie sich in Röhren zur Auffangung des Quelles verwandeln. Selbst der Tölpel

*) Jede Lieferung, einen Schatz von Zeichnungen enthaltend, hat den Preis von 10 Sgr.

Sancho trinkt manierlicher; er macht doch wenigstens mit seinem Körper eine kleine Anstandswendung, um den Luftregionen nicht in voller Breite seinen Rücken zu weisen. Vollständig edel steht Rozinante am sprudelnden Gewässer; das graziös gehobene rechte Hinterbein theilt ihrem armen, mageren, geplagten Körper, auf den ja die Sünden der Welt in tausend Schlägen herabzuhageln gewohnt sind, einen anmuthigen Faltenwurf mit. Genial aber ist Sancho's Esel; er wälzt sich mit der ursprünglichen Behaglichkeit des Naturkindes unter Disteln und Waldblumen: alles Weh der Welt ist vergessen; ein jodelndes Ja preiset die Majestät des Waldes, den rauschenden Bach, den flatternden Schmetterling und den sanft leuchtenden Sonnenstrahl.

Wir empfehlen dem Leser diese Ausgabe des Don Quixote; und knüpfen sogleich hieran die Erwähnung einer andern literarischen Resurrection, deren Object den heutigen Lesern nicht mehr so lebhaft im Gedächtnisse haften mag, wie die Fahrten des Ritters von der Mancha. Ein Copenhagener Buchhändler veranstaltet nämlich eine neue lateinische Ausgabe der unterirdischen Reise des Nikolaus Klim. Dieses Werk des genialen Holberg verdient wahrlich auch dem deutschen Publicum in einer renovirten Uebersetzung wiedergeschenkt werden. An Mannichfaltigkeit der Erfindung wetteifert es mit den Reisen Gullivers, übertrifft jedoch die englische Arbeit durch Feinheit der Satire. Die geistige Verwandschaft Holberg's mit Cervantes ist bereits von Literarhistorikern hervorgehoben worden. Da wir annehmen, daß des Nikolaus Klim unterirdische Reise nur noch einem kleinen Kreise von Liebhabern bekannt sei, so glauben wir unsern Lesern — besonders in dieser humorarmen Zeit — einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen den Inhalt des Buches mittheilen.

Nikolaus Klim, aus Bergen in Norwegen gebürtig, so erzählt er in seiner wahrheitsgetreuen Geschichte, hatte auf der hohen Schule zu Copenhagen — doch lassen wir ihn selber reden.

„Nachdem ich im Jahre 1664 auf der hohen Schule zu Copenhagen beide Examina ausgestanden, und mir sowohl von der philosophischen als theologischen Facultät meiner Gelehrsamkeit und Wohlverhaltens wegen glaubwürdige Zeugnisse ertheilt worden, so machte ich mich zur Rückreise in mein Vaterland fertig, und stieg, zwar mit Zeugnissen von beiden Facultäten, aber mit wenig Geld versehen, auf ein Schiff, welches nach Bergen in Norwegen segeln wollte. Ich hatte also mit andern norwegischen Studiosis gleiches Schicksal, welche gemeiniglich von der hohen Schule ohne Geld in ihr Vaterland wieder zurückkehren. Wir hatten guten Wind und nach einer Schiffahrt von 6 Tagen liefen wir in den Hafen zu Bergen glücklich ein. Ich kam zwar gelehrter, aber nicht reicher in mein Vaterland zurück, und da mir meine Freunde oder Anverwandten aus Gutwilligkeit meinen nöthigen Unterhalt reichten, so lebte ich zwar auf ihre Kosten, doch aber war ich deswegen nicht faul und nachlässig: denn ich durchkroch und durchsuchte alle Winkel in meinem Vaterlande, damit ich die Naturlehre, worin ich unterrichtet worden war, mit neuen Entdeckungen erläutern, und die Beschaffenheit sowohl des flachen Landes, als auch der Berge und deren Inhalt erfahren möchte.

Kein Fels war so hoch, auf den ich nicht kletterte, und keine Höhle so tief und grauenvoll, in welche ich mich nicht hineinwagte, um zu sehen, ob ich etwas Besonderes, oder was einer physicalischen Untersuchung werth wäre, entdecken könnte. Denn es sind viele Dinge in unserm Vaterlande, die wir weder sehen noch hören, welche doch, so sie in Frankreich, Italien, Deutschland, oder in einem andern, mit mancherlei Seltenheiten angefüllten und deswegen gepriesenen Lande erzeuget würden, gewiß auf das sorgfältigste untersucht, erklärt und aller Welt vor Augen gelegt sein würden. Unter andern Sachen, die mir sonderlich merkwürdig schienen, war auf dem Gipfel eines hohen Berges, welchen die Eingebornen des Landes Flöjen nennen, eine Höhle, welche eine große und jähe Kluft zum Eingange hatte. Und da diese Höhle durch ihre Oeffnung zu gewissen Zeiten eine gelinde und nicht unangenehme Luft von sich blies, und zwar dergestalt, daß es schien, als wenn sie, gleichsam durch öfteres Schlucken, den Rachen bald auf, bald aber wieder zu thäte, so reizten mich die Gelehrten in Bergen, sonderlich der berühmte Abelin und der Conrector in der Schule daselbst, Magister Eduard, der in Stern- und Naturlehre sonderlich erfahren war, wie auch andere Landsleute, welche diese Sache einer genauern philosophischen Untersuchung würdig achteten, zum öftern an, da sie selber Alters wegen nicht konnten, daß ich die Beschaffenheit der Höhle genauer untersuchen möchte, und zwar vornehmlich deswegen, weil sie zu bestimmten Zeiten, gleichsam als ein Mensch, der Athem holet, die in sich gezogene Luft wieder von sich blies. Indem ich nun auf diese Weise, da ich schon für mich selber Lust dazu hatte, noch mehr angefrischet wurde, so nahm ich mir vor, mich in diese Höhle hinunter zu begeben, und zeigte solches einigen von meinen guten Freunden an. Allein mein Vorhaben gefiel ihnen nicht, sondern sie sagten, dieses wäre ein Vornehmen eines verwogenen und närrischen Menschen. Gleichwohl aber konnten sie meinen Vorwitz durch ihre Ermahnungen keineswegs unterbrechen, viel weniger unterdrücken; ja was meine Begierde hätte dämpfen sollen, das flammte den verderbten Sinn nur vielmehr von Neuem an. Denn die heftige Begierde, merkwürdige Dinge in der Natur zu entdecken, trieb mich an, keine Gefahr zu verabscheuen, und da ich über dieses zu Hause nicht viel zu beißen noch zu brocken hatte, so frischte auch dieses mein ohnedem darauf begieriges Gemüthe noch immer mehr an. Denn mein Vermögen war erschöpft, und es schien mir allzuhart und beschwerlich, auf anderer Leute Unkosten ferner in meinem Vaterlande zu leben, wo ich sahe, daß mir alle Hoffnung, empor zu kommen, abgeschnitten und ich so zu sagen, zu einem beständigen Bettelleben verdammt war, ja, wo mir der Weg, etwa zu einer Ehrenstelle zu gelangen, verschlossen bleiben würde, wenn ich mich nicht durch ein besonderes und kühnes Unterfangen hervorthäte. Nachdem ich mir also nochmals fest vorgenommen, auf meinem Vorsatze zu beharren, und alle nöthige Anstalten vorgekehret hatte, so ging ich an einem Donnerstage, da der Himmel heiter und helle war, kurz nach der Morgendämmerung aus der Stadt, damit ich nach vollbrachtem Unternehmen, annoch bei Tage wieder in die Stadt zurückkehren möchte; weil ich dieses nicht vorhersehen konnte, daß ich wie ein an-

derer Phaeton, in die Tiefe fahren und durch einen langen Weg in der Luft, in eine andere Welt würde versetzt werden, aus welcher ich nicht eher, als bis ich 10 Jahre darinnen herumgeirret sein würde, wieder in mein Vaterland, und zu meinen guten Freunden zurückkommen sollte.

Es geschah diese Unternehmung im Jahre 1665, da Johannes Munthe und Laurentius Severin Bürgermeister, Christiern Berthold aber und Laurentius Scandius Rathsherren waren. Ich nahm mir vier Tagelöhner zu Gefährten mit, welche Stricke und Hacken trugen, als welche zu meinem Hinablassen in die Höhle nöthig waren. Wir gingen gerades Weges auf Sandvik los, wo man am bequemsten auf den Berg steigen konnte. Als wir auf den Gipfel desselben kamen, und an dem Orte angelanget waren, wo die unglückliche Höhle war, so setzten wir uns daselbst ein wenig nieder, ein Frühstück einzunehmen, weil wir von der Reise ziemlich müde waren. Damals aber fing mir mein Herz an, rechtschaffen zu pochen, indem mir mein bevorstehendes Unglück ahndete. Ich wandte mich daher zu meinen Gefährten und fragte sie: Nun, welcher will sich zuerst hinunter lassen? Da mir aber keiner antwortete, so wurde meine einigermaßen unterbrochene Begierde aufs Neue vollkommen wieder rege. Ich befahl, mich an ein Seil fest zu machen, und nachdem ich mich zu meiner Reise gefaßt gemacht, befahl ich Gott meine Seele: meine Gefährten aber unterrichtete ich, ehe sie mich in die Höhle hinabließen, wie sie sich ferner zu verhalten hätten. Sie sollten nämlich das Seil so lange nachlassen, bis sie mich rufen hörten, sodann sollten sie anhalten, und wenn ich fortführe zu schreien, sollten sie mich aus der Höhle wieder heraufziehen. Ich selbst aber nahm eine Hacke in die Hand, welche ich brauchen wollte, wenn mir etwa einige Hindernisse beim Hinablassen vorfielen, dieselben damit aus dem Wege zu räumen. Aber ich war kaum zehn oder zwölf Ellen hinunter, so ging das Seil, woran ich feste gemacht war, entzwei. Dieses Unglück schloß ich aus dem Geschrei und Geheule der Tagelöhner, welches aber bald verschwand. Denn ich fuhr mit einer wundersamen Geschwindigkeit und wie ein anderer Pluto, nur daß ich statt des Scepters eine Hacke in der Hand hatte, in die Tiefe hinab.

Nachdem ich ohngefähr eine Viertelstunde, so viel ich in damaliger Bestürzung vermuthen konnte, in tiefster Finsterniß und beständiger Nacht zugebracht hatte, so schimmerte endlich ein schwarzes Licht, wie in der Dämmerung; kurz darauf aber erblickte ich einen heitern und hellen Himmel. Ich hielt also anfänglich, ob zwar ganz thöricht, dafür, daß ich entweder durch Zurückprallung der unterirdischen Luft, oder durch die Gewalt eines conträren Windes zurückgeworfen würde, und daß die Höhle, durch Zurückprallung der in ihr enthaltenen Luft, mich wieder auf die Erde ausgespieen hätte. Allein, weder die Sonne, so ich damals sahe, noch der Himmel, noch die übrigen Gestirne, schienen mir bekannt zu sein, da sie insgesammt viel kleiner waren, als diejenigen, welche wir auf unserer Erde sehen. Ich glaubte demnach, entweder das Gebäude dieses neuen Himmels bestände bloß in meiner Einbildung, die mir durch den Schwindel verursachet worden, oder ich bildete mir ein, ich wäre gestorben, und würde nunmehro in die Wohnungen der Seligen

versetzt werden. Doch diese letztere Meinung verwarf ich alsbald wieder, da ich gewahr wurde daß ich noch mit meiner Hacke bewaffnet wäre, und einen langen Schweif von dem zerrissenen Seile hinter mir herschleppte, indem ich gar wohl wußte, daß man weder Seil noch Hacke nöthig hätte, wenn man in das Paradies eingehen wollte; imgleichen, daß den Einwohnern des Himmels mein Aufzug keinesweges gefallen würde, da es schien, als wenn ich, nach Art der Titanen, den Olympum mit Gewalt stürmen, und die Götter von dannen vertreiben wollte. Endlich aber, nachdem ich die Sache genauer überlegte, so urtheilete ich, ich müßte in den unterirdischen Himmel versetzt worden sein, und diejenigen hätten allerdings recht gemuthmaßet, welche vorgeben, die Erde sei inwendig hohl, und innerhalb der Schaale derselben wäre noch eine andere kleinere Erde, auch ein anderer Himmel, an dem sich eine kleine Sonne, Gestirne und Planeten befänden, enthalten. Und der Ausgang hat gelehret, daß ich das rechte Fleckchen getroffen.

Die Heftigkeit, mit der ich bisher in die Tiefe gefahren, hatte nun lange Zeit gedauert, da ich empfand, daß sie in etwas nachließ, und zwar je mehr und mehr, je näher ich dem Planeten, oder einem gewissen himmlischen Körper kam, der mir am ersten auf meiner Hinabfahrt aufstieß. Dieser Planete wurde in meinen Augen nach und nach immer größer, so gar, daß ich endlich, ob zwar durch einen ziemlich dicken Dunstkreis, der ihn umgab, Berge, Thäler und Meere, ohne Schwierigkeit unterscheiden konnte; und befand ich mich hier zwischen Himmel und Erde, wie etwa ein Vogel, der am Ufer des Meeres, oder um fischreiche Klippen ganz niedrig herum flieget.

Denn ich wurde damals gewahr, daß ich nicht allein in der Höhe, in einer himmlischen Luft herum schwömme, sondern daß auch mein Weg, der bisher senkrecht gegangen, sich nunmehr in einen Wirbel veränderte. Mir standen daher alle Haare zu Berge, denn ich besorgte, ich möchte etwa gar in einen Planeten, oder wenigstens in einen Trabanten des nächsten Planeten verwandelt, und also ewig in einem Wirbel herum gedrehet werden. Doch, da ich bei mir selber überlegte, daß meinem Ansehen durch diese Verwandlung wenig abgehen würde, und daß ein Himmels-Körper, oder eine Trabante eines Planeten zu sein, zum wenigsten eben so viel zu bedeuten hätte, als einen armen Menschen vorzustellen, der sich der Weltweisheit befleißiget; so fassete ich wieder ein Herz, zumal da ich verspürete, daß mich in dieser reinen und himmlischen Luft, in der ich herum schwamm, weder hungerte noch durstete. Da mir aber gleichwohl einfiel, daß ich in meiner Tasche ein Brodtchen hätte, (in Bergen nennt man es Bollen, und sind solche Brodtchen oval oder länglich rund), so beschloß ich, es herauszunehmen und zu versuchen, wie es mir in meinem jetzigen Zustande schmecken würde. Allein, als ich den ersten Biß hinein that, empfand ich, daß mir vor aller irdischen Speise ekelte. Daher warf ich es, als eine mir gänzlich unnütze Sache, hinweg. Aber o Wunder, das hinweggeworfene Brotchen blieb nicht allein in der Luft schweben, sondern fing auch an, in einem kleinem Zirkel sich um mich herum zu bewegen. Und hier wurden mir die wahren Gesetze der Bewegung bekannt, daß nemlich alle Körper, die im Gleichgewichte stehen, eine zirkelförmige Be-

wegung bekommen. Und nunmehr fing ich an, fast für Hochmuth aufzuschwellen, da ich nur doch vor kurzem mich als einen Spott des Glückes beweinet hatte; indem ich mich jetzt nicht nur als einen bloßen Planeten ansahe, sondern als einen Irrstern, der beständig mit einem Trabanten umgeben sein würde, so, daß ich einigermaßen unter die großen Sterne, oder unter die Planeten von der ersten Ordnung würde können gerechnet werden. Und damit ich meine Schwachheit nur offenherzig bekenne, es nahm mich damals ein so großer Hochmuth ein, daß, wenn mir auch alle Bürgermeister und Rathsherren aus Bergen begegnet wären, ich sie nur über die Achsel angesehen, als Sonnenstäubchen estimiret, und sie schwerlich meines Grußes, oder ihnen meine Hacke zu Füßen zu legen, würde gewürdiget haben.

Fast drei ganze Tage blieb ich in diesen Umständen, denn da ich um den Planeten, der mir am nächstn war, ohne Unterlaß herum getrieben wurde, so konnte ich zwar Tag und Nacht von einander unterscheiden, ja ich sah die unterirdische Sonne auf- und wieder untergehen, ob ich schon keine solche Nacht, wie sie bei uns zu sein pflegen, wahrnahm. Denn wenn die Sonne unterging, so war das Firmament doch über und über hell, aber purpurfarben anzusehn, und war so noch lichte, als wenn der Mond schien, und ich hielt dafür, daß die innere Fläche, oder die halbe Kugel der unterirdischen Erde, welche das Licht von der unterirdischen Sonne entlehnete, welche in der Mitte stand, diesen Schein verursachte. Diesen willkührlichen Satz nahm ich darum an, weil ich in der Naturlehre des Himmels nicht ganz unerfahren war. Jedoch, da ich mich in dieser Glückseligkeit den Göttern fast gleich schätzte, und mich als ein neues Gestirn am Himmel betrachtete, welches nebst seinem Trabanten, womit ich umgeben war, von den Sternsehern des nächsten Planeten, unter die Zahl der Sterne gerechnet werden würde: Siehe da! so erschien ein grausames geflügeltes Ungeheuer, welches bald zur Rechten, bald zur Linken, bald vorne, bald hinten um mich herum schwebte. Anfänglich glaubte ich, es wäre eines von den zwölf unterirdischen Zeichen des Thierkreises, und wünschte daher, wenn es wahr wäre, daß es die Jungfrau sein möchte, weil dieselbe, unter allen zwölf Himmelszeichen, allein vermögend wäre, mir in dieser Einsamkeit mit einiger Hülfe und Trost beizustehen. Als mir aber dieses Ungeheuer immer näher kam, so sahe ich, daß es ein häßlicher und grausamer Greif war. Hierüber wurde ich dermaßen bestürzt, daß ich meiner selbst und meiner hohen Würde, die ich als ein Gestirn nur so kürzlich erhalten, gänzlich vergaß, und in solcher Angst mein Zeugniß, so ich auf der hohen Schule erhalten, und das ich bei mir trug, aus der Tasche hervorlangen, und meinem herannahenden Widersacher zeigen wollte, daß ich meine academischen Examen bestanden, daß ich ein Studiosus sei, und zwar ein Baccalaureus, der sich vor jedwedem fremden Anfall damit schützen könnte; wenn jemand etwas wider ihn hätte, so könnte seine Sache vor keinem fremden Richter ausgemacht werden, sondern müßte an ihre gehörige Obrigkeit verwiesen werden. Nachdem aber der erste Schrecken vorbei war, und ich ein wenig wieder zu mir selber kam, mußte ich über meine Thorheit lachen.

Es war ungewiß, warum mich dieser Greif begleitete, ob als Freund oder als Feind, oder, welches mir am wahrscheinlichsten vorkam, ob ihn nicht nur die bloße Neugierigkeit antriebe, mir näher zu kommen, und seine Augen an mir zu weiden. Denn einen menschlichen Körper, der eine Hacke in der Hand hat, und ein langes Stück Seil statt eines Schwanzes nach sich zieht, in der Luft herum schweben zu sehen, war ein Luftzeichen, welches jedes unvernünftige Thier, dasselbe anzuschauen, herzu locken konnte. Es hatte auch diese ungewöhnliche Figur, welche ich damals vorstellte, den Einwohnern des Planeten, um welchen ich herum bewegt wurde, wie ich nachmals gehöret, zu allerhand Gesprächen und Muthmaßungen Anlaß gegeben. Denn die Philosophie und Mathematik hatten mich für einen Cometen, und das Seil für den Schwanz desselben angesehen. Ja es waren einige gewesen, welche aus diesem ungewöhnlichen Luftzeichen ein bevorstehendes Unglück, Pest, Hunger oder eine andere große Veränderung vorher verkündigen wollen. Einige waren noch weiter gegangen und hatten mich, wie ich ihnen von weitem vorgekommen war, auf das sorgfältigste abgemalt, daß ich also, ehe ich noch auf diesen Planeten selber kam, schon beschrieben, ausgemessen, abgemalt, und in Kupfer gestochen war. Dieses konnte ich nicht anders als mit Lachen, und mit einigem Vergnügen anhören, nachdem ich auf diese Erde gekommen, und die unterirdische Sprache erlernet hatte.

Hier ist zu merken, daß es auch einige schnelle Gestirne giebt, welche die unterirdischen Einwohner Sciscisi oder haarigte nennen, von welchen sie sagen, daß sie erschrecklich anzusehen wären, blutfarbige Haare hätten, die auf dem Scheitel wie Stacheln in die Höhe ständen, vorwärts aber als ein langer Bart hingen. Daher sie auch bei ihnen, wie auf unserer Erde, für Wunderzeichen gehalten werden.

Doch daß ich wieder in's Geleis komme: Der Greif war mir nunmehr so nahe gekommen, daß er mich durch das Flattern seiner Flügel bereits incommodirte, ja er scheute sich nicht, endlich mich gar in meine Schienbeine zu hacken, daß ich also gar deutlich abnehmen konnte, wie hoch er mich als einen neuen Gast, verehrte. Ich fing demnach an, diesem streitbaren Thiere mit gewaffneter Hand zu begegnen; ich nahm meine Hacke in beide Hände, und that der Verwegenheit meines Feindes so nachdrücklichen Einhalt, daß er sich öfters nach der Flucht umsah. Endlich aber, da er gar nicht von mir ablassen wollte, versetzte ich ihm, nachdem ich etliche Fehlstreiche gethan, mit meiner Hacke einen dermaßen heftigen Streich zwischen seine beiden Flügel in den Rücken, daß ich sie nicht wieder herausziehen konnte. Hierauf fing der verwundete Vogel erbärmlich an zu schreien, und fiel jählings auf den Planeten hinunter. Ich aber, der ich meiner neuen Würde unter den Sternen schon überdrüssig war, weil ich sahe, daß sie allerhand Zufällen und Gefahr, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, unterworfen wäre, ließ mich mit dem Vogel zugleich fortreißen, und fiel also zugleich mit ihm, wo uns der ungestüme Fall hinführte, bis wir endlich, nachdem es lange gewährt, auf die Erde fielen, wie etwa ein fallender Stern, der zwar nicht wirklich fällt, gleichwohl aber auf die Erde zu fallen scheint. Und auf diese Weise,

wurde meine bisherige zirkelförmige Bewegung wiederum in eine perpendiculäre Bewegung verwandelt.

Während des Fallens, welches durch die mir widerstehende dicke Luft dennoch sehr schnell geschah, verursachte selbige ein heftiges Sausen oder Getöne in meinen Ohren, und nach einer langen Weile, that ich endlich, mit sammt dem Vogel, einen ganz gelinden und unschädlichen Fall auf die Erde, und der Vogel starb kurz darauf. Es war Nacht, da ich auf dem Planeten anlangte, welches ich blos aus Abwesenheit der Sonne, nicht aber aus der Finsterniß schließen konnte, denn es war noch so licht, daß ich mein academisches Zeugniß ganz deutlich lesen konnte. Dieses nächtliche Licht entsteht aus dem Firmamente, oder der innern harten Rinde der Erde, dessen Hälfte einen Schein von sich giebt, wie bei uns der Mond. Wenn man also hier blos auf das Licht sehen wollte, so sind die Nächte in nichts weiter von den Tagen unterschieden, als daß die Sonne nicht zugegen ist, und dieserhalb die Nächte etwas kälter sind."

Das ist der Anfang der Fahrt des Baccalaureus Klim in die binnenirdischen Regionen. Die Phantasie des Verfassers ist in diesem Abschnitte noch sanft und mild. Allmälig aber bäumt sie sich empor, sie beflügelt sich, bis sie den Baccalaurus zum Kaiser, zum Eroberer aller mittelirdischen Reiche, zum Civilisator, zum Centralisator werden läßt. So streift denn der Humor Holbergs an das Erhabene. Unsere Leser werden es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihnen in einem späteren Hefte die kaiserliche Carrière Klein's vorführen.

Hamburg-Bremen, die Missionsstätte des scandinavischen Nordens. Mit Zugrundelegung der Hamburger Kirchengeschichte Adams von Bremen von Dr. phil. Moritz Berndt. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1866. 232 Seiten.

Diese Schrift ist der dritte Band der von Herrn Otto Rasemann redigirten Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter. Der Zweck des Unternehmens ist ein lobenswerther. Es soll in ihm der Jugend in möglichstem Anschluß an die simple Erzählungsweise der Quellenschriftsteller die Vergangenheit unseres Volkes vorgeführt werden. Daß im Angesichte dieses Zweckes dem naiven Glauben ein großes Feld eingeräumt und die Kritik auf das geringste Maaß beschränkt werden muß, versteht sich von selber. Der Compilator, der unter dem Namen Adam von Bremen bekannt ist, besitzt nur eine geringe Sympathie für den teutonischen Norden, er erblickt in einem historischen Austausch-Processe, bei welchem die christliche Sitte mindestens ebenso viel geistige Schätze aus dem Norden davontrug, als sie ihm zuführte, nur einen Kampf zwischen einer Barbarei, die er übertreibt, und einer kirchlichen Civilisation, die er mit gar zu viel Schminke ausstattet. Von dem eigentlichen Sinne des Gegensatzes zwischen Normanenthum und Romanenthum kann und darf er nichts wissen. Daß dies ein Gegensatz innerhalb des Christenthums selber war, konnte er nicht ahnen, da ja erst in der Re-

formation die vollendete Gestalt des nordischen Christenthums ans Licht trat. — Doch sollen diese Bemerkungen der Arbeit des Herrn Dr. Moritz Berndt keinen Abbruch thun. Sie ist fleißig, der Stil ist ein ansprechender, und der Inhalt wird auf jeden Jüngling aufmunternd wirken.

Geschichte der Preußischen Politik von Joh. Gustav Droysen. Dritter Theil. Der Staat des großen Kurfürsten. Dritte Abtheilung. Leipzig, Verlag von Veit und Comp. 858 Seiten.

Der Verfasser rühmt es, daß ihm auch für diesen Theil seiner Arbeit die Benutzung des geheimen Staatsarchivs zu Berlin mit der größten Liberalität gestattet und in jedem einzelnen Fall auf das zuvorkommendste erleichtert worden ist. Er hat von dieser Freiheit und Artigkeit einen rühmlichen Gebrauch gemacht, und wenn die Behörde nicht zurückhaltend gegen ihn war, so ist er eben so wenig zurückhaltend gegen das Publikum, auf welches er, ohne zu knickern, die Schätze, die er gehoben, wieder ausstreut. Nur wird uns der Genuß derselben durch eine gewisse selbstgefällige Klugheit, welche den Historikern der Droysen'schen Schule eigenthümlich ist, und welche zu Zeiten gar zu aufdringlich hervortritt, einigermaßen verschränkt. Jene Historiker sind klug in dreifacher Potenz. Erstens sind sie so klug zu wissen, daß sie selber gescheute, interessante, geistreiche Leute sind; zweitens sind sie so klug, zu begreifen, warum die historischen Vorgänge, welche sie schildern, alle so kommen mußten, wie dieselben sich zugetragen; drittens aber sind sie gar so klug, sich herauszuconstruiren, wie die Dinge gekommen sein würden, wenn sie nicht so gekommen wären, als sie kamen.

Herr Droysen z. B., nachdem er sich erinnert, wie der deutsche Staat des großen Kurfürsten „inmitten der wüsten Ohnmacht und Verkommenheit des Reiches" entstanden, ist nicht damit zufrieden, dies Phänomen begriffen zu haben, sondern er bricht in die Declamation aus: „Wenn, wenn er nicht entstanden wäre? Es ist der Mühe werth, sich die Möglichkeiten zu denken, die dann hätten eintreten können."

Dieser Herr hört also nicht blos das Gras wachsen, sondern er weiß auch, was gewachsen wäre, wenn inmitten der Ohnmachts-Wüste Nichts gewachsen wäre.

Die Geheimnisse des Sächsischen Cabinets, Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Von diesem Werke ist kürzlich der zweite Band erschienen. Unter den Historikern bildet der Verfasser eine interessante Ergänzung zu Herrn Droysen. Der Graf Vitzthum begreift eigentlich nicht, daß die Geschichte einen Verlauf der Dinge geduldet hat, der gleichwohl thatsächlich von Statten gegangen; er weiß nur, wie es hätte kommen müssen, wenn Gerechtigkeit und Ver-

nunft im Schicksale der Fürsten und Völker waltete. Herr Droysen ist bemüht, einen brandenburgischen Kurfürsten, den die ausländische Historiographie stets zu sehr in die Peripherie gestellt habe, in den Mittelpunkt zu rücken. Graf Vitzthum vollzieht mit einem preußischen Könige die entgegengesetzte Procedur. Er beschreibt einen gewaltigen Cirkel, in dessen Centrum seinem Auge die Weltmächte Rußland und England erscheinen, während er die Thaten Friedrichs des Großen als eine bloße Episode nach dem Außenkreise verbannet. Noch vor Kurzem, ehe die Theilnahmlosigkeit Englands die Abkehr der gesammten britischen Parteien von den continentalen Entwickelungen documentirte, mochte der Anschauung des Grafen Vitzthum eine gewisse Justification innewohnen. Jetzt aber hat dieselbe ihre Berechtigung verloren. In der That führen wir festländischen Völker ein Leben für uns, von welchem England entweder nichts versteht oder nichts verstehen will. Nach den Resultaten und Erfahrungen, die uns nunmehr vor Augen liegen, darf man dreist behaupten, daß die continentale Politik Englands seit hundert Jahren nur das Eine Ziel verfolgte, sich von dem Continent loszulösen. Trotz der scheinbar innigsten Theilnahme, trotz der tiefgreifendsten Verwickelung behielt England das Gefühl der Fremdheit, welches ja schon um deshalb das vorwaltende bleiben mußte, weil England seine traditionellen Güter verfassungsmäßig zusammenhielt, während wir dieselben einer aus Anarchismus und Centralismus zusammengesetzten Theorie zum Opfer darbrachten. Wenn England während der Napoleonischen Kriege den Continent mit den Krallen eines titanischen Löwen packte, wenn es ihn rüttelte und schüttelte, wenn es sich grimmig in denselben einklammern zu wollen schien, so geschah dies doch nur deshalb, um das so fest gepackte Ungethüm desto weiter von sich schleudern zu können. So ist denn in der That der Abstand zwischen der brittischen und der continentalen Welt immer kluftartiger geworden. Das englisch-französische Compagniegeschäft in der Krim war ein Mißverständniß, und England hat es als ein solches erkannt; das foreign office, mag ein Stanley oder ein Russell darin sitzen, wird sich nie wieder verführen lassen. Mögen wir nun durch den facilis descensus Averni ermuthigt werden, immer tiefer in denselben hinabzugleiten, mag der Strudel noch manchen Königsthron ver-verschlingen, so wird England kalt bleiben. Der Continent geht bei seinem skeptischen Mißmuth über alles, was vererbtes Eigenthum und Vertragsrecht heißt, einer socialen Revolution entgegen, während in England die Dialektik des Eigenthums und gesetzlichen Erwerbes friedlich nach allen Seiten hin sich entwickelt.

Solch ein Gegensatz, wie er sich jetzt scharf und unzweideutig abzeichnet, muß bereits damals im Keime bestanden haben, als England noch mit all seinen Gliedern in die continentale Gleichgewichtspolitik getaucht zu sein schien. Und Graf Vitzthum, statt den großen Friedrich als ein eminentes Werkzeug britischer Großmachtszwecke aufzufassen, hätte vielleicht besser gethan, zu untersuchen, an welchem Punkte des Fridericianischen Systems der reine antienglische Continentalismus hervortrat. Noch dankbarer und positiver wäre vielleicht seine Arbeit gewesen, wenn er uns mit einem Excurse über die Be-

deutung und Lebenskeime des Sächsischen Staates beschenkt hätte, eine wichtige Untersuchung, da ja dieser Staat aus dem Ungewitter, welches der Verfasser schildert, mit ziemlich heiler Haut sich zurechtfand.

Ein derartiges Wunder ist dem sächsischen Gemeinwesen schon öfter und noch in jüngster Zeit passirt. Sachsen muß also wohl etwas ganz Besonderes und Eximirtes an dem Riesenleibe der Germania repräsentiren. Doch obwohl Graf Vitzthum sich der Untersuchung dieser interessanten Frage entzogen, müssen wir ihm für vieles Actenmäßige, was er mittheilt, zum Dank verpflichtet bleiben. Seine Schrift darf kaum in der Bibliothek desjenigen fehlen, der die diplomatische Geschichte des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstande des Studiums gemacht hat.

Altpreußische Monatsschrift zur Spiegelung des provinziellen Lebens in Literatur, Kunst, Wissenschaft und Industrie. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. Königsberg i. Pr. Verlag und Druck von Albert Rosbach.

Von dieser verdienstvollen Monatsschrift ist uns so eben das dritte und vierte Heft des gegenwärtigen Jahrganges zugesandt worden. Wir heben besonders hervor: Fernere Mittheilungen des Dr. Steffenhagen aus Altpreußens Rechtsgeschichte; einen Vortrag des Consul Brokmann über den Nordostsee-Kanal; eine Abhandlung des Dr. E. Hay über Kant's Kosmogonie; einen Artikel von Dr. Lohmayer über Preußische Provinzialgeschichte.

Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts. Von Dr. Herm. Adalbert Daniel, Professor und Inspector adj. am Königlichen Pädagogium zu Halle. Halle, Verlag Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. 299 S.

Der Verfasser verräth in dieser Sammlung ansprechender Aufsätze einen feinen kritischen Sinn, ein vielseitiges Wissen, eine edle Begeisterung für echt Deutsches, die in heutiger Zerspaltenheit um so wohlthuender wirkt. Sein Buch enthält Abhandlungen über das pädagogische System des Comenius, über das Schulleben Bürgers und Göckingks, über Ramlers erste Ode auf Friedrich den Großen, über das Gesangbuch, über Carl Ritter. Hieran schließen sich Reden über den heiligen Ansgar, über das deutsche Weihnachtsfest und über mehrere unserer deutschen Literaturgrößen. Den Schluß des Bandes machen Reisebilder.

Unsere Aufmerksamkeit lenkte sich auf die Untersuchung über das deutsche Weihnachtsfest, in welcher uns die Entschiedenheit, mit welcher Herr Dr. Daniel das Volksthümliche der Christmas neben dem Religiösen hervorhebt, wohlgefiel. Das Weihnachtsfest ist ein absolut nordisch-germanisches Fest, seine Wiege befindet sich in den höchsten septentrionalen Regionen. Der Süden kann die Weihe der großen Wendenacht, in welcher das junge Licht sich von der weichenden Finsterniß scheidet, nicht fühlen; denn auf dem

Süden lastet nicht jener Druck des winterlichen starren Dunkels, von welchem das Leben vernichtet zu werden droht. Dem Süden muß die Kehrmette, in welcher das Jahr von der Finsterniß Abschied nimmt, um sich dem neu aufleuchtenden Gestirn zuzukehren, ihm muß diese Kehrmette, welche christlich in Christmas sich umtauft, zu der Bedeutungslosigkeit einer äußerlich religiösen Form herabsinken; denn er kennt nicht die Sehnsucht des Normannen, welche dem leisesten Schimmer der jungen Sonne entgegenharrt. Ihm wird die große Kehrmette zur Kirmeß, die er dann gar als Kirchmesse deutet, während sie die Zusammenkunft, das Groß-Meeting jubelnder Völker und vertrauender Seelen ist, welche bereits unter der starrkalten Hülle den Keim des Werdenden erlauscht.

Jesus Christus. Seine Zeit, sein Leben und sein Werk. Von Edmund von Pressensé. Autorisirte deutsche Ausgabe, von Eduard Fabarius. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. XVI. 503. S.

Ein erbauliches Buch, welches die Uebersetzung in unsere Sprache verdient, denn es ist von deutschem Geiste durchweht. Der Franzose wird meist süßlich, belletristisch, schönrednerisch, wenn er so recht fromm vom Christenthum und seinen Lehren sprechen will. Diese Limonadenhaftigkeit ist Herrn Pressensé nicht vorzuwerfen. Der Verfasser nimmt die Thatsachen der Christusgeschichte herzhaft hin, wie es der echte Deutsche auch thut, der da weiß, daß das Christenthum die Errungenschaft seiner eigenen Volkserlebnisse sei.

Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti. Firenze. 1866.

Von dieser periodischen Schrift liegt uns das Juniheft vor. Beachtenswerthe Angaben liefert der Artikel Le Schiave orientale in Italia. Der Verfasser, Salvatore Bongi, weist nach, daß eine außerordentliche Menge von Sclavinnen, welche aus allen Küsten des Mittelmeeres, besonders aber aus den Ländern des Schwarzen Meeres und der Levante überhaupt zusammengeschleppt wurden, bis gegen den Schluß des Mittelalters in den kaufmännischen Gemeinwesen Italiens heimisch gewesen sei. Der Verfasser beschränkt sich fast nur darauf, die juristische Entwickelung dieses Phänomens ins Auge zu fassen. Wichtiger aber scheint uns die ethnographische und ethische Conclusion, die aus jener Erscheinung zu ziehen ist. Bei allen Völkern liefert der Mann das Blut und den Muskel, das Weib aber den Kern, den Charakter, den Nerv der Population. Ist das Weib fremd, so bleibt das Volk sich selber fremd. Viel orientalische Keime sind durch die Sclavinnen Italiens in die Bevölkerung der Halbinsel verpflanzt worden, und noch immer geht es trotz aller Constituirungsversuche den Italienern auf der apenninischen Halbinsel, wie es den Türken auf der Balkan-Halbinsel geht. Sie können sich keine wohnbare Heimath gründen. Die Italienerin spielt noch heute die Rolle einer Sclavin, die sich emancipirt hat. Sie ist begehrt

und begehrlich, schön, feurig, aber sie hat, so wenig wie der Mann, einen Sinn für den Heerd. Es fehlt die häusliche Tradition.

Der Artikel Gli Hohenzollern e Federigo il Grande von Gaetano Polari beschäftigt sich noch mit den Ursprüngen des Geschlechtes der Hohenzollern und greift demnach bis zur Fabelgeschichte der Weiblinger zurück. Es ist unsererseits ein frommer Wunsch, einmal einem Geschichtschreiber zu begegnen, der den Gegensatz zwischen Welfen und Weiblingern auf die gesellschaftlichen Unterschiede, wie sie während des Mittelalters in Reibung traten, zurückführte. Man plagt sich mit einer Ableitung dieser Parteinamen, nimmt aber zugleich Anstand, den nächsten Stamm jener Worte zu ergreifen, vermuthlich deshalb, weil nur das Fernhergeholte gelehrt erscheint. Die Welfen waren die Partei des Papstes. Wer war aber der Herr in Rom? Ein einsamer Mann, ein gegen das Naturgesetz Abgeschlossener, der keine Nachkommen, keine Erben haben durfte und der sich fast schämen mußte, vom Weibe entsprungen zu sein. Die Sage läßt den Gründer Roms an den Brüsten einer Wölfin saugen, zum Sinnbilde, daß er von Anfang an aus dem menschlich gesellschaftlichen Zusammenhang ausgestoßen gewesen. Denken wir uns nun eine Masse feudaler Familien, deren Besitz auf Begünstigte vererbt; wer wird denn da der Ausgestoßene, Wolfgesäugte, der Welfe sein? Der jüngere Sohn, der sich nicht fortpflanzen darf, der nichts ererben kann, der zum Coelibate verdammt ist, der nach Rom verwiesen, in den Kirchendienst, in die Klöster gesperrt wird, der aber nun wiederum vermittelst dieser Hierarchie der Enterbten bis zur Fähigkeit der Empörung gestärkt wird, und der während er sich an die einsamste und höchste Autorität Roms anlehnt, zugleich allen abenteuernden Empörern als Stütze dient. Das waren die Welfen des Mittelalters.

Und die Weiblinger? Nun gut, sie waren die Anti-Coelibatärs, die Legitimen, die Beweibten, die durch das Weib den Herrscherstab, den Besitz, die Würde heruntererbten, die Vertreter der menschlich sich fortpflanzenden Tradition, die Kaiserlichen, welche das Imperatorenthum zum Erbtheil einer Familie machen wollen. Der Wahlkaiser, dessen Würde nach Zufall und Laune von einem Haupte zum anderen springt, ist eine Erfindung Roms, und das Wahlwesen, welchem übrigens nur der insurrectionelle Mythus die Herrschaft in Deutschland beigemessen hat, war die Brutstätte des Welfenthums. Der Ghibelline verlegte den Quell der kaiserlichen Gewalt in den heiligen Mutterschooß des Weibes . . . .

Der Artikel L'Austria von R. Bonghi sucht zu beweisen, daß das Haus Habsburg nur durch eine Niederlage gerettet werden könne. Sollen wir den Gedanken auf italienischen Boden übertragen, und ihn dahin ausführen, daß das Haus Savoyen nur durch eine Niederlage aus seinem unitarischen Kerker in Firenze zu erlösen sei?

Frankfurts Reichscorrespondenz, nebst anderen verwandten Aktenstücken von 1376—1519. Herausgegeben von Dr. Johannes Janssen, Professor der Geschichte zu Frankfurt am Main. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1866.

Von diesem Werke ist so eben des zweiten Bandes erste Abtheilung, aus der Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zur Wahl König Maximilians I. erschienen. Es kann zunächst nur unser Zweck sein, auf die reichhaltige Sammlung von Aktenstücken, die der Geschichtsfreund hier vorfindet, hinzuweisen, indem wir uns eine genauere Besprechung bis zur Publication der zweiten Abtheilung reserviren.

Militairische Miscellen.

Die „Provinzial-Zeitung für Schlesien" brachte folgende Rückerinnerung an die Leistungen der Cavallerie-Division der zweiten Armee seit Königsgrätz. Die Division besteht nur aus Regimentern, die entweder aus Schlesien selbst oder dort wohl bekannt sind.

„Nach dem großen Siege bei Königgrätz bekam die Division den interessanten Auftrag, den Feind als Avantgarde zu verfolgen. Der Weg der Oesterreicher war durch Versprengte, die in Menge zu Gefangenen gemacht wurden, viele zurückgelassene Bagage- und Munitionswagen, todte Pferde 2c. genau bezeichnet. In Pardubitz angekommen, brannten die letzten Reste der Elbbrücke; dies hinderte jedoch wenig; die 6 Regimenter gingen sofort durch den ziemlich tiefen Fluß und verfolgten den Feind, der, gut zu Fuß, schwer einzuholen war. Am 14. gegen Abend wurde er endlich in der Gegend von Proßnitz erreicht. Das Schlesische Kürassier-Regiment stieß in der Nacht auf feindliche Infanterie, der Oberst führte das Regiment mit derselben Eleganz, mit der man ihn in Breslau auf Parade zu sehen gewohnt ist, weit vorn an der Spitze in die feindlichen Quarré's. Die bei Nacht unheimlich aussehenden Salven konnten das Regiment nicht aufhalten, sämmtliche Offiziere, die bei der Dunkelheit das Glück hatten, auf feindliche Quarré's zu stoßen, sprangen meist mit schönen Sätzen, ähnlich denen, die man im Frieden auf Rennbahnen vor Tribünen, um dem schönen Geschlecht zu gefallen, zu sehen gewohnt ist, über die vorgehaltenen Bajonette mitten in die Quarré's. Die Escadrons folgten und die Feinde lagen zu Boden; die feindliche Cavallerie und Artillerie suchten bei Zeiten das Weite. Baron von Buddenbrock und Herr von Seherr II. verloren ihre Pferde, letzterer im Quarré, und hatte derselbe das Glück, sich nur mit Zurücklassung seines Helmes zu Fuß unverwundet durchzuschlagen und sich so der Gefangenschaft

zu entziehen. Herr von Watzdorf und Herr von Tschammer wurden im Quarré verwundet, ebenso erhielten die drei Fähnriche leichte Wunden. Leider hat das Regiment an Graf von Lüttichau und Herrn von Elßner unvergeßliche Kameraden zu beklagen; ersterer blieb auf der Stelle, Herr von Elßner starb einige Stunden darauf auf dem vom Feinde geräumten Schlachtfelde in den Armen eines Lazareth-Gehülfen mit den Worten: „Grüßen Sie meine Kameraden und meinen Vater, der Gedanke an seine Betrübniß und sein Kummer ist das Einzige, was es mir schwer macht zu sterben.“ Herr von Kuffer stürzte ebenfalls verwundet im Quarrée, er wurde bei der Dunkelheit nicht sogleich bemerkt und blieb er leider in den Händen des Feindes. Nach Aussage eines einige Tage darauf gemachten Gefangenen hat er sich wie ein Verzweifelter gewehrt und sich erst ergeben, als auf Befehl des Bataillons-Commandeurs 6 Mann wieder geladen hatten, um ihn zu erschießen. Einige Tage vorher bestand Herr von Arnim vom Westpreußischen Kürassier-Regiment Nr. 5 bei Zwittau ebenfalls ein glückliches Nachtgefecht, indem er ohne Verluste eine ganze Compagnie mit sämmtlichen Offizieren als Gefangene zurückbrachte. Am 15. früh entwickelte der Feind von einer Höhe ein starkes Granatfeuer auf unsere anrückende Infanterie des 1. Armee-Corps, welches, da der Feind erreicht war, ebenfalls den Auftrag erhielt, anzugreifen. Das Westpreußische Kürassier-Regiment Nr. 5 und von diesen wieder die Escadron des Rittmeisters Schach von Wittenau mit dem Commandeur und dem Adjutanten an der Spitze, ritten wohl 1000 bis 1500 Schritt den speienden Feuerschlünden entgegen und nahmen 18 Geschütze mit sämmtlicher Bedienung und Bespannung und vielen Wagen, ohne bedeutende Verluste zu beklagen; die übrigen Eskadrons jagten die zur Bedeckung aufgestellte Cavallerie, die nicht in Minderzahl war, weit, weit weg. Das Schlesische Kürassier-Regiment war während dieser Zeit als Reserve aufgestellt und hatte ein starkes Granatfeuer von einer Flankenbatterie auszuhalten. Gegen Mittag wurde dem 2. Leib-Husaren-Regiment, dem Posenschen Ulanen-Regiment Nr. 10 und dem 2. Landwehr-Husaren-Regiment das Glück, attaquiren zu können. Unsere Artillerie beschoß zuerst sehr wirksam feindliche Infanterie, dann erhielten die Regimenter den Befehl vorzugehen, es entstand ein endloses Hurrah, und Alles, Infanterie und Kavallerie, wurde um und um geritten. Das feindliche Granatfeuer wurde jedoch so stark, daß sich die Regimenter wieder zurückzogen, es geschah im langsamen Schritt mit vielen Trophäen und vier- bis fünfhundert Gefangenen. Die Landwehr-Husaren begrüßten jede in ihrer Nähe platzende Granate mit Hurrah. Oberst von Glasenapp wurde schwer verwundet, ebenso der Sportsmann und bekannte Steeple-chase-Reiter Baron von Rothkirch, der längere Zeit mit bewunderungswürdiger Zähigkeit gegen eine große Uebermacht focht. Herr von Treskow, dem Führer einer Landwehr-Escadron, glückte es, drei feindliche Reiter vom Pferde zu hauen und vier, davon zwei Offiziere, mit dem Revolver herunterzuschießen, gewiß ein Zeichen ein sichern Hand. Ein gefangener Sachse machte in seinem Schmerze über die Gefangenschaft die naive Aeußerung:

„Ach, wären wir doch mit den Preußen gegangen, dann wären wir jetzt bei den Siegern".

Die Verfolgung ging weiter und zwar in so schwierigem, bergigen Terrain, daß man der Theorie nach eigentlich nur leichte Infanterie dazu benutzen konnte; die 2ten Leib-Husaren und Posenschen Ulanen Nr. 10 zeigten, daß kein Terrain für uns zu schwierig ist und fanden den Feind mit bewundernswürdiger Sicherheit. Diese beiden Regimenter haben vornehmlich große Strapazen ausgehalten. Der ganze Vormarsch war trotz der Schwierigkeiten, die in der Nähe des Feindes, des Terrains und des schlechten Wetters lagen, ein förmliches tactisches Kunstwerk und wurde vom General von Hartmann mit der bekannten großen Fachkenntniß angeordnet und durchgeführt. Die Division bestand fast täglich kleine glückliche Gefechte; vier feindlichen Corps war der Rückzug nach Wien abgeschnitten, der Feind zersplittert und ermüdet, schien uns eine siegreiche Schlacht vor den Thoren von Wien und Preßburg in kürzester Zeit bevorzustehen, keinem konnte die Verfolgung schnell genug gehen, da erscholl das für den Soldaten so tragische Wort: „Waffenruhe und voraussichtlicher Frieden."

Alles ist vorbei. Es wird wieder langsam nach Hause geritten und bleibt Nichts als die Erinnerung zurück; zu beneiden sind die, die nicht allzu schwer verwundet in den gastfreien Schlössern Schlesiens von schönen Händen gepflegt werden."

Husar Palla
vom 6. Landwehr-Husaren-Regiment.

Das Detachement Stolberg, welches die oberschlesischen Grenztheile gegen feindlichen Einbruch schützte, und durch das Gefecht bei Oswiecim (Auschwitz) die andringende Krakauer Garnison zurückgewiesen hatte, war am 8. Juli in die Gegend von Pleß marschirt um gegen die Kaiserstraße bei Kenty, Biala und Bielitz zu streifen und die Zuzüge, welche auf dieser der österreichischen Nordarmee zugeführt wurden, zu verhindern. Durch diese Expeditionen allarmirt, hatten sich österreichische Truppen, namentlich ein Paar Escadrons Grünne Ulanen und einige Infanterie in die Gegend von Kenty gezogen. Die 2. Escadron des 6. Landwehr-Husaren-Regiments hatte am 9. d. das Dorf Rudoltowitz besetzt und von hier aus eine Feldwacht beim Uebergange über die Weichsel bei der Tempiner Mühle vorgeschoben. Die Weichsel fließt im tiefen Thale, welches oft durch weite Wiesenflächen erweitert wird, hohe Dämme mit alten Eichen bewachsen, durchschneiden die sumpfigen Flächen, das Weichselufer selbst fällt an den meisten Stellen auf beiden Ufern 20 Fuß hoch steil hinab, für Cavallerie unzugänglich, mit Gebüschen bewachsen, verdeckt es jede feindliche Annäherung, nur einzelne wenige flachere Punkte gestatten einen leichteren Uebergang durch das sandige Fluß-

bett. Ein solcher Uebergang ist der bei der Tempiner Mühle, ihm gegenüber liegt das feindliche Dorf Kamow; — einzelne zerstreut liegende Häuser, die fast in ununterbrochenem Zusammenhange mit anderen Dörfern sich meilenweit hinziehen. Diese einzelnen mit Bäumen und Hecken umschlossenen Gehöfte, tiefe nasse mit Gräben durchschnittene Wiesen, an den Rändern mit Gebüsch besetzt, machen es Reitern schwer möglich auch nur auf kurze Strecken die Straße zu verlassen und hindern jede weitere Umsicht. In dieses Terrain hinein mußten die Patroillen unserer Vorposten.

Am 15. d. M. schickte der Commandeur der Feldwacht eine Patrouille von 7 Husaren und 5 Jägern unter dem Sergeanten Schmidt um den gegenüberstehenden Feind zu recognosciren. Die Jäger wurden an dem Eisenbahndamm nördlich Dankowice zur Aufnahme postirt, die Husaren ritten weiter hinein ins Dorf. Die Spitze derselben, die Husaren Palla, Stein und Gruner ritten durchs Dorf hinaus, doch nichts war vom Feinde zu sehen. Befragte Einwohner versicherten, daß die Kaiserlichen sie bereits seit dem Morgen verlassen haben. Der Sergeant Schmidt ritt auf den nahen Gutshof, wo die Anhöhe eine etwas weitere Umsicht gestattete und von hier aus bemerkte er, daß vier Ulanen auf die Spitze losritten. Schnell reitet er zurück, um mit den übrigen Husaren den Bedrohten zu Hülfe zu eilen, da brach ein Zug feindlicher Ulanen um die Ecke der Dorfstraße hervor und vor dieser Uebermacht mußte Schmidt mit den Seinen zurückweichen.

Palla, Stein und Gruner sahen sich bald von der Uebermacht umringt, und Stein, der am weitesten vorwärts war, wurde von vornherein gefangen genommen. Palla, der dies sah, wendet schnell sein Pferd; ein Schuß streckt einen der Gegner nieder, durch einen Hieb ins Gesicht macht er den zweiten kampfunfähig, einen dritten hieb er in die Hand und so befreit er seinen gefangenen Kameraden Stein. Jetzt aber drang ein Husaren-Offizier auf Palla ein und Hieb auf Hieb austauschend, focht er mit ihm in gewaltigem Strauß, manch guter Hieb ward aufgefangen, doch mancher traf, — und beiden Gegnern entströmte das Blut.

Palla erhielt mehrere Blessuren, einen Hieb über den Kopf, einen in die Schulter, einen über die rechte Hand; manch scharfen Hieb des edlen Gegners hat er parirt, wie sieben tiefe Scharten in der Schneide seines Säbels beweisen. Im bravsten Gefecht befreite er sich und den Husaren Stein aus des Feindes immer mehr wachsender Uebermacht, während Gruner, der etwas weiter zurück war, nach braver Gegenwehr zur Patrouille entkam.

Palla, aus dem benachbarten Rudoltowitz zu Hause, mit allen Wegen und Stegen dieses schwierigen Terrains bekannt, führte seinen Gefährten Stein der Grenze zu, verfolgt von mehreren Ulanen, welche mit ihren Lanzen nach ihren Gegnern warfen und deren Pferde dadurch verwundeten. Schon sahen sie die rettenden Ufer der Weichsel, als das Pferd des Husaren Stein den Sprung über einen breiten Graben verweigerte, die Verfolger fielen über ihn her und nahmen ihn gefangen, doch wie ein Pfeil flog Palla's Pferd über das breite Hinderniß, und aus sechs Wunden blutend, stürzte er mit

dem ebenfalls blutenden Pferde der Weichsel zu. Dort aber trat ihm ein Haufen mit Knitteln bewaffneter Bauern entgegen; sie griffen in die Zügel des müden, schwer blessirten Pferdes; doch nochmals zuckte der Stahl, und mit gewichtigem Hiebe spaltet Palla einem der Gegner den Kopf, verwundet noch zwei derselben und, sein Pferd sporend, setzt er mit gewaltigem Sprunge durch die Weichsel, wo am jenseitigen Ufer seine Kameraden den schon verloren Gegebenen jubelnd empfangen. Zurück ward er geleitet nach dem heimathlichen Dorfe, doch schon vor ihm war die Kunde gedrungen von seiner wunderbaren Rettung. Das ganze Dorf strömte dem Ankommenden entgegen. Bei dem Anblick des von dem herunterlaufenden Blute entstellten Gesichts brach lautes Jammergeschrei aus. Seine dort wohnende Frau, ebenfalls ihm entgegen geeilt, vermochte vor Thränen und Wehklagen sich nicht zu fassen, doch durch heitern Scherz tröstete Palla Frau und Nachbaren. Seine Frau begleitete ihn in das Lazareth nach Pleß, wohin er zur Heilung seiner Wunden gebracht wurde. Immer wieder wollte die Frau in laute Klagen ausbrechen, wenn sie sah, wie eine Wunde nach der andern genäht wurde, und wenn sie an dem Zucken der Muskeln den Schmerz des Leidenden wahrnahm, doch stets wußte Palla die weinende Frau zu trösten und mit froher Miene auch diese Leiden zu ertragen.

Sämmtliche Wunden geben Hoffnung zu verhältnißmäßig schneller Heilung, so daß Palla schon am 19. von Pleß in das Filial-Malthefer-Lazareth nach Nicolai gebracht werden konnte.

Reisebilder.

XXI.

Die polnische Schenke oder vom Regen in die Traufe.

Während eines fast tropischen Gewitterregens suchen wir eiligst Schutz in einer polnischen Schenke. Es riecht hier nach echtem Peru-Guano. Der Wirth, ein Herr von Szawelski, früher Rittergutsbesitzer, steht hinterm Schenktisch Magen- und Darm-brenner verabreichend. Ein riesiger Pole im Schaafpelz, vom Wirth Hetman Ukraitzy angerufen, scheint ein guter Kunde zu sein. Am ersten Tische, zunächst der Thüre, sitzt ein Schornsteinfeger und ein Müller, beide Juden, und frühstücken Rührei, mit den Fingern wie es mir scheint, am zweiten Tische wird gewürfelt, am dritten kramen Juden Oesterreichische Uniformknöpfe, Schnallen, Riemenzeug, Schuhe und Stiefel, Feldmützen,

Würsten und Feldflaschen aus. In der Nebenstube, eine Art von Höhle, hört man jammern; es sind die süßen Schmerzenstöne, das kämpfend Weh und Ach, welches Großmamachen Eva verschuldet hat. Plötzlich erscheint, aus dem dunkeln Behälter hervor kriechend, eine züchtige Hebamme, bekanntlich auch „Wehemutter" genannt, rufend: „Herr von Szawelsky! ein Junge!" „bardzo dobrze!" (sehr brav!) spricht der Wirth. Die Frau Collegin bittet ihn jetzt um die Flasche rechts auf dem Schenktisch, sehr bunt etikettirt. (Sie enthält „Vielschowski's kräftiges Frauenelixir, eine Trias von Daubitz, Königstrank und Malzextract.) Sie erhält dieselbe, geht ab, erscheint aber sofort wieder: „Herr von Szawelsky, ich habe auf dunkelen Irrwegen gewandelt, es ist ein Mädchen." „bardzo zle!" (Sehr schlecht!) Jetzt wird es lauter in der Stube. Der Müller erhebt sich vom Sitze und redet wie folgt: Wie konnte ein junger Mensch wie Franz Joseph, sich unterstehen einen alten Vater, einen braven, ehrwürdigen, sehr braven Mann, wohl bald an die Siebenzig heran, prügeln zu wollen?! das giebt Gott nicht zu, daß so ein alter braver Mann geschlagen wird, nein! und hätte der liebe König statt des Zündnadelgewehrs einen tüchtigen Stock in Händen gehabt, Joseph hätte seine richtigen Prügel doch besehen. Das ist der ganze Witz! Es lebe die preußische Ehre! dominus verbiscum!" — Da plötzlich, als sei ein Granat-Stück in die Pulverkammer gefallen, explodirt's ganz entsetzlich. Wildes Gebrülle durch einander: „Ewanielicy" (Protestanten, Lutherer) „Biétego przekletego Zyda" („Haut die verfluchten Juden); „Kosiniery verfluchtige!" (Sensenmänner!). Stühle, Gläser, Töpfe, Flaschen Talglichte u. s. w. fliegen wild durcheinander. Nasen und Köpfe bluten. Mir wird dabei so heiß als dem Göthe, wie er den Kanonendonner von Valmy hörte. Jetzt, Gott sei Dank, erscheinen zwei interessante Organe für Jedermann aus dem Volke, zwei kompacte Gensdarmen, welche unter begeistertem Willkommenruf der Deutschen empfangen werden; schnell werden einige polnische Pfandobjecte mitgenommen und es stellt sich hierauf die definitivste Prosa des Lebens ein. Uebrigens spreche ich hier diesen beiden Gensdarmen laut meinen innigen Dank aus. Ich hatte von jeher große Sympathien für Gensdarmen, trotz dem, daß ich zu den Männern des freien Gedankens zähle.

XXII.

„So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt."
Mephisto.

Es wird behauptet, der polnische Adel wisse Pique-König von Coeur-Dame scharf zu unterscheiden. Hier gedachte ich meiner Badesaisons zu Wiesbaden. Eine halbe Million Gulden, und mehr noch, sich von den freundlichen Spielpächtern jährlich zahlen lassen um sie in die honetten — Taschen zu stecken und nur den geliebten auf und ab spazierenden Landeskindern die Rouge et noir- und Pharao-Banken bei schweren Geld- und Leibesstrafen

verbieten; die guten Nachbarsleut mögen immer mit Haus und Hof zu Grunde gehen, welche petitesse! Da möchte man mit Feuer und Schwert drein schlagen! Man betrete einmal dieses Industrie-Elysium in Wiesbaden, quel spectacle imposant! An allen Tischen Physiognomien, welche man als Mausoleen mit Trauerinschriften betrachten kann. „Adieu Welt, komm her Geld!“ Wie sie da disponiren, calculiren und mit Blitzesschnelligkeit vollführen! Sitzen fest wie die Kletten, sind nicht vom Tisch zu kriegen. Erscheint ab und zu „le brave“ „des braves“ ein Hauptpächter, dann geht ein unheimliches Wochenbettgeflüster durch den Spielsaal: „da ist er, das ist er“. Aber ja recht leise, ja recht leise und behutsam aufgetreten meine Freunde! Leise wie es zu Sanct-Peter während der heiligen Messe der Brauch ist. Schleichet, ich beschwöre euch, wie die Schnecken und Raupen an den Banktischen vorüber, sonst entsteht ein Croupier- oder Todtengräbermurren und zwei auch wohl drei spielende Damen, alte Weiber aus der Badenoblesse, rümpfen die roth geschminkten Nasen und messen euch von Kopf bis zu den Füßen mit kokett-verzehrenden Blicken. So geschah es einst mir von drei solchen ausgetragenen Wölfinnen. Die erst war eine Frau von B., einst Gold-Orangen-Mignon in Wien zur Zeit des Congresses, damals von Friedrich Gentz als „die braune Canzlei-Lotte“ bezeichnet. Die andere war die einst europaberühmte belle Limonadière vom Café des milles-Colonnes zu Paris. Sie nannte sich jetzt Frau von Château-Rouge. Die dritte gab sich für eine Herzogin de la Force aus und hatte einen Baron Riccaut de la Marlinière, in dessem verzerrtem und kupfrigen Gesicht ein mächtiger Heinau-Schnurrbart prangte, zum steten Begleiter, Mantillenträger und Mückenwehrer. Diese drei Damen, ich kann es betheuern, waren infallible recettes contre le Spleen. — Also nur ja recht leise lieben Leute, denn ich behaupte, daß selbst das Leibknurren hier streng verpönt ist und Wind und Wetter nur vorsichtig an die Saalfenster schlagen dürfen. Ein Sumpf bei gänzlicher Windstille! Und dennoch, trotz dieser Sensibilität oder Hyperästhesie der acustischen Nerven, kann dieser süße Pöbel, der nur eine gemeinschaftliche Seele besitzt, Pistolenschüsse vertragen; da ist er harthörig. Als Mr. Athanase-Goulard, ex-marchand de bonnets de coton, sergeant-major de la garde national de Paris — er galt in Wiesbaden für einen Bastard des Königs Murat und setzte auf dem Roulette jeden Tag mehreremale, die Numero 5 und Zero, denn Papa König hatte in 50 Feldschlachten siegreich gekämpft — ein argent fou an der Bank verloren hatte und sich brevi manu dicht vor den Fenstern des dolce campo eine Kugel durch's Hirn jagte, hörte es Niemand der Spielgeister; waren ja alle Zugbrücken ihrer Herzen aufgezogen!

Hoffen wir also, daß jetzt unsere, wegen ihrer Umsicht und Weisheit so berühmte Regierung, diesem grauenvollen Unfug ein schnelles Ende bereiten werde, denn hier werden die Menschen um Erde und Himmel geprellt. C.

XXIII.

„Les complimens sont bien deplacés en politique“.
Talleyrand.

Obgleich man dem Gegner so nahe als möglich auf dem Leibe bleiben muß, wie so eben unsere Grenadiere ausreichend bewiesen haben, so hat dennoch der Herr Graf Bismarck der genau weiß was Mann gegen Mann schicklich ist und sich geziemt, wie der „Dziennik Poznansky“ mittheilt, den gar gekochten Herrn von d. Pfordten drei ganze Tage und Nächte Cigarren rauchen lassen bevor er ihm die erbetene Audienz bewilligt. Der Graf hat recht gethan. Es ist kein Ruhm einen Wachtelhund zu treten, aber ich werde mich doch nicht von ihm beißen lassen! vom fatiganten Agitator Torquemada hat, wie dasselbe Blatt berichtet, der Herr Graf sich allen Besuch verbeten. Der arme Torquemada! seit der umfangreichen cura canonica die wir ihm haben angedeihen lassen, muß er sich vor sich selber fürchten. —

XXIV.

Der „Dziennik Poznansky“ ertheilt dem Hause Habsburg den Rath und unter den gegenwärtigen Umständen die hohe Aufgabe: die orientalische Frage zum Austrage zu bringen und seinen Schwerpunkt nach Constantinopel zu verlegen. So nur werde die furchtbare Katastrophe, welche es betroffen hat, in ihren physischen, materiellen und moralischen Folgen abgeschwächt. Für ein gutes Stück Geld könne man dann dem Hause Rothschild Jerusalem ablassen. So könnte bei dem Volke Israel die nationale Idee wieder zum lebendigen Bewußtsein gebracht werden. Auch sei jetzt das Haus Rothschild, welches einige hundert Millionen Gulden und Grund und Boden in allen fünf Erdtheilen besitze, dynastisch berechtigt. Also Freiherr v. Rothschild wird judaeorum Rex. Er müsse nur die Circumcision (suum cuique!) ab- und Zündnadelgewehre anschaffen. —

XXV.

Als uns der Dziennik Poznansky an Jerusalem erinnerte, gedachten wir der gedrängten Schilderung dieser heiligen Stätte, von einem Reisenden der vor Jahren ein großes Stück des Orients bereist hat. Wir wollen dasselbe unsern Freunden hier wiedergeben, vielleicht haben sie eine Freude daran, es ziemet ja dem Kämpfenden, nach dem Oelberge zu blicken.

Unter einsam stehenden verkrüppelten Oelbäumen gelagert, ruhten meine Blicke auf der berühmten Stadt, deren Name das Weltall erfüllt! Wie ein weites Grab dehnt das Thal Josaphat sich vor mir aus, übersäet mit großen Kieselsteinen und durchrieselt von den silbernen Fluthen des Baches Kidron. Die Wände welche das Thal umschließen, sind bedeckt von osmanischen Grabdenkmälern mit ihren gemeißelten Turbanen. Zur Linken erheben sich die schwarzen Terassen des Herodianischen Tempels, dessen innere Ringmauer mit ihren kostbaren architektonischen Ueberresten neuerdings in das Bereich der

Forschungen gezogen worden ist. Hier befindet sich auch das wieder aufgefundene Sühnedenkmal, welcher Herodes auf dem „Grabe der Könige“ hatte errichten lassen, nachdem dasselbe durch Beraubnng entweiht worden war. Eine Moschee mit drei blauen Kuppeln, deren bleierner Halbmond im Glanze der Sonne strahlt, erhebt sich über diesen Trümmern.

Von den tausend Kuppeln, dem weißen Marmor und den Mauern Jerusalems fällt das blendende Sonnenlicht zurück; kein Laut ertönt aus der weiten Stadt, — nur ein kurzer Morgenwind säuselt ersterbend dahin über die drei Palmen des hohenpriesterlichen Hauses Kaiphas, auf dessen Hofe Petrus seinen Herrn und Meister dreimal verläugnete.

Rechts von der Stadt senkt der Oelberg sich ab; hinter ihm dehnen die vereinigten Ketten der vulcanischen Kegelberge von Jericho sich aus, deren Fuß das todte Meer mit bleifarbenem Schimmer umsäumt; ganz im Hintergrunde begrenzen den Horizont die mattblauen Berge des steinigen Arabiens.

Jerusalem hat sechs Thore: 1) Im Osten das Thor Bab-el-Chebat oder Thor der Löwen, so benannt wegen der Bilder dieser Thiere, die in seine Mauern gegraben sind; 2) Das Thor von Sichem im Norden, auf arabisch Bab-el-Ormud; 3) das Wasserthor (Chaar-Khamaim), welches zwischen beiden genannten Thoren liegt, und das geschlossen bleibt; 4) Das Thor von Jaffa (Bab-el-Khatil) im Westen, welches nach Hebron führt; 5) Gegen Süden, das kleinste, Bab-el-Maphra bim (Thor der Araber), die von Westen kommen, in der Straße zunächst diesem Thor wohnen; 6) Endlich, auf derselben Seite, das Thor von Zion, von den Arabern Bab-el-Dahud (Thor David's) genannt.

Von dem letzteren aus führt der Weg nach dem Berge Zion an dem Coenaculum, dem Ort vorüber, von wo aus die versammelten Apostel in alle Welt gingen, um das Evangelium zu verkünden. Eine Moschee erhebt sich auf dieser Stelle, wo früher eine Kirche stand.

Der Zionsberg ist nicht höher als der Boden, auf dem Jerusalem sich erhebt; nur dadurch, daß er mit den umherliegenden Thälern in Verbindung gebracht wird, bildet er eine Anhöhe. Sein Boden, auf dem einst die Harfe des königlichen Sängers ertönte, der mit seinen Kriegsleuten gen Salem (dem spätern Jerusalem) gegen die Jebusiten zog, und sich dieses festen Platzes bemächtigte, — derselbe Ort, der einst den Glanz Salomo's gesehen, ist gegenwärtig eine christliche Begräbnißstätte.

Südlich vom Zionsberge liegt der Hügel von Akeldama oder Blutacker, im Osten das Thal von Silon und der Sündenberg, westlich führt die Straße nach Bethlehem, und weiterhin erblickt man das Kloster des Elias.

Während der Wind das schwache Echo des Glöckleins von der schwarzen Kugel des griechischen Klosters herüberweht und die Hymnen und Psalmen David's nach dritthalbtausend Jahren auf dem nämlichen Hügel erschallen, wo sie eingegeben, überschreiten wir den Berg Zion, um uns längst der äußeren Mauer von Jerusalem nach der Leidensstraße zu begeben. Hier wird uns das Bogengewölbe des „Ecce homo“ der Ort der Geißelung und

die Stätte gezeigt, wo Maria ihrem nach Golgatha wallenden Sohne begegnete; dann der Ort wo der Erlöser, gebeugt unter der Last des Kreuzes, hinstürzte und Simon von Cyrene dasselbe auf sich nahm; endlich das Haus der heiligen Veronika, welche mit ihrem Schleier das Blut von dem Antlitz Jesu trocknete.

Die Leidensstraße verlassend, folgen wir unserm Führer nach der Kirche des heiligen Grabes. Inmitten derselben, unter der Kuppel, befindet sich eine schmale mit Marmor ausgelegte und mit einer freistehenden Porphyrsäule geschmückte Kapelle; es ist die Engelskapelle, der Ort, wo der Engel den drei Marien verkündete: „Er ist auferstanden, und ist nicht hier. Siehe da, die Stätte, wo sie ihn hinlegten!"

Zu dieser Stätte, dem heiligen Grabe, gelangt man durch eine niedrige Pforte. Eine weiße Marmortafel bedeckt den engen Raum, der seit achtzehn Jahrhunderten der Wallfahrtsort fast aller Nationen der alten Welt geworden ist.

Durch unterirdische Gänge und Grotten folgen wir zu den Kapellen der Kleidervertheilung und der Auffindung des heiligen Kreuzes, zu dem Grabe Joseph's von Arimathia und dem Steine der Salbung. Ein zirkelförmiger Marmor deutet hier sinnbildlich das Centrum der Welt an.

Eine Treppe von zwölf Stufen führt zur Schädelstätte empor. Silberne Platten und köstliche Steine, Marmor und Altäre mit einer Menge silberner Lampen bedecken und erhellen die ganze überwölbte Anhöhe, wo das Kreuz gestanden und der letzte Seufzer des Gottmenschen verhallte. Zwei steinerne mit Matten bedeckte Bänke in der unmittelbarsten Nähe bezeichnen die Stelle, wo ehedem die Gräber Gottfried's von Bouillon und Balduins sich befunden haben sollen, bevor sie bei dem Brande der Kirche des heiligen Grabes (1808) zerstört worden.

In dem Thale Josaphat wird der Ort gezeigt, wo, der Ueberlieferung nach, der heiligen Stephan gesteinigt wurde. Nördlich davon liegt das Grab der heiligen Jungfrau, zu welchem eine breite Marmortreppe von 50 Stufen führt. Eine große Anzahl von Lampen schmücken das Gewölbe und verbreiten einen blendenden Strahlenglanz in diesem unterirdischen Tempel, in dessen Nähe man die Grotte zeigt, wo der Blutschweiß Jesu floß. Unweit davon, noch immer im Thale, befindet sich der Garten von Gethsemane mit seinen Oelbäumen deren Zahl sich damals auf 8 belief. Sie sind von einfachen Steinen eingefriedigt, aus ihren Früchten werden Reliquien gefertigt. Ueber das Alter dieser Bäume, als Zeitgenossen Jesu, sind vielfache Zweifel laut geworden; namentlich hat man hervorgehoben, daß Titus bei der Zerstörung der Stadt alle Bäume in der Umgegend habe niederhauen lassen; es ist indeß bekannt, daß der Oelbaum aus seinem Stammende und den Wurzeln von selbst wieder emporschießt.

Weiter südlich zeigt man die mit bewundernswürdiger Kunst in Stein gehauenen Grabmäler Abraham's, Zacharias und Josaphat's, sowie den Ort wo der Erlöser seinen Jüngern das Vaterunser lehrte.

Der Oelberg zerfällt in drei Theile: nördlich befindet sich der Berg der Galiläer, südlich der Sünderberg und in der Mitte der Himmelfahrtsberg mit einer kleinen Kapelle. In derselben zeigt man einen Stein mit eingedrückten Fußtapfen, welche Spur der Erlöser nach der Volkssage bei seiner Himmelfahrt auf Erden zurückließ.

Der Oelberg zeigt keineswegs ein düstere Physiognomie, im Gegentheil, er trägt das Gepräge der Erhabenheit, der Milde und Lieblichkeit, wenn das Getön der Psalmen das Thal erfüllt und das Abendläuten ringsum ertönt — bald mit mächtigem, brausendem Klange, wie Sturmeswehen, bald mit leiseren Tönen, wie Silberstimmen der Vögel in Getreidefeldern. G.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Wochenschau.

Eine eigenthümliche Zweideutigkeit ruht über den italienischen Dingen, und doch müßte es dort am klarsten hergehen, weil eine Entscheidung zu treffen ist, von welcher der Lauf der Geschichte für lange Zeit abhängig ist. Es handelt sich ja um das Schicksal derjenigen Gewalt, die für den halben Erdkreis die höchste Autorität in Glaubenssachen ist — des Papstthums. Bei der Verfügung über Venetien gerathen die Mächte in ein eigenthümliches Dilemma, da die venetianische Frage mit der römischen ein und dieselbe ist. Giebt man Venetien dem Könige Victor Emanuel in Form eines Eigenthums, welches ihm von Gott und Rechtswegen gebühre, so kann man dem Könige kaum verbieten, sich der Stadt Rom und des Restes des Kirchenstaates ebenfalls zu bemächtigen. Venetien würde ihm überliefert werden, weil der nationale Maßstab bei allen Staatenbildungsfragen der oberste, der einzig entscheidende sei. Ist dies aber wahr, so kann kein Grund abgesehen werden, weshalb ihm Rom vorenthalten werden sollte. Die Römer sprechen italienisch, sie sind mit den Neapolitanern ungefähr ebenso nahe verwandt, wie die Toscaner mit den Sardiniern oder die venetianischen Halb-Slaven mit den lombardischen Halb-Germanen. Das stimmt also. Die Römer sind überdies längst mit ihrer Regierung unzufrieden, sie haben vielleicht auch Veranlassung dazu, da die Beamten der römischen Curie gerade kein Muster von glatten Expeditionsmaschinen sind. Endlich giebt es in Rom Nationalcomités die in allen Tonarten für den Anschluß an das einige Italien gejammert und somit das moderne Staatsrecht in höchster Vollendung executirt haben. Die Gründe der Civilisation, der Menschlichkeit, des Fortschrittes, der Nationalität sprechen demgemäß sämmtlich dafür, daß Rom dem Schicksale Venetiens folge und dem Victor-Emanuelismus in den Schooß sinke.

Man wird kaum erwidern können, die Hauptstadt des heiligen Vaters, der Sitz christlicher Autorität müsse eine aparte Behandlung erfahren, eben weil hier eine große sittliche Gewalt in Frage komme. Dieser Einwurf reicht nicht mehr aus, denn das Vertragsrecht ist auch eine ethische Gewalt, ist auch eine Autorität, vielleicht eine geringere als die päbstliche, aber bei der Zusammengehörigkeit aller Autoritäten, deren eine die andere stützt, wird man schwerlich die oberste erhalten können, wenn man die unter ihr liegenden und sie tragenden zu Boden wirft.

Und doch scheut man sich davor, den Papst der Gnade des italienischen Nationalismus zu überlassen. Die Menschheit hat schon so manchen groß-

artigen Geistesbau, so manche Hierarchie, so manchen Autoritätsthurm, der für die Ewigkeit errichtet zu sein schien, umstürzen sehen und sie hat sich wohl dabei befunden. Aber, wenn solche Katastrophen geschahen, so wurden sie immer von neuen und fremden Völkern, deren Gemüth mit dem Gestürzten in keinem Zusammenhange stand, ausgeführt, von sogenannten Barbaren, deren frische Genialität den Keim zu schöneren Schöpfungen in sich trug. Würde aber jetzt das Centrum der katholischen Welt mit Beistimmung und Hilfe katholischer Mächte der Zerstörung preisgegeben, so wäre das ein Hergang, für welchen die Geschichte keinen Präcedenzfall böte. Deshalb glauben wir, daß Oesterreich und Frankreich, indem sie kurz vor der nationalen Lösung der venetianischen Frage stehen, und indem sie den Zusammenhang Venetiens mit Rom in's Auge fassen, von argen Bedenklichkeiten ergriffen werden.

Setzen wir nun den Fall, sie leihen diesen Bedenklichkeiten Gehör, sie versuchen es also, gleichzeitig mit der Schenkung Venetiens dem Könige Victor Emanuel Bedingungen aufzuerlegen und ihn zu verpflichten, daß er den Besitz des Pabstes unangetastet lasse. Dann verletzen sie erstens den nationalen Gedanken, welcher ja doch das bestimmende Motiv bei der Uebergabe Venetiens an Victor Emanuel sein soll, und — was die Hauptsache ist — sie demüthigen den König von Italien, indem sie ihn daran erinnern, daß er nicht durch eigenes Verdienst Venedig erworben hat. Dieser letztere Umstand, so gern man ihn vertuscht, bildet den heikligen und gefährlichen Punkt bei der ganzen Transaction. Hätte Victor Emanuel bei Custozza gesiegt, hätte er bei Lissa die österreichische Flotte vernichtet, dann wäre die Sache einfach, die Provinz würde ihm vermöge des Rechtes der Eroberung gehören, und das Nationalitätsprincip würde eben nur als Verschönerungsmittel, als eine Art bengalischer Beleuchtung nebenher in den Kauf genommen werden. Dann könnte Victor Emanuel auch großmüthig sein und erklären, daß er, mit dem Erwerbe der glorreichen Lagunen-Republik zufrieden, den alten Mann in Rom nicht weiter behelligen wolle. Jetzt jedoch erinnert ihn jede Einschränkung, mit der die Extradition Venedigs verklausulirt wird, an seine Niederlagen und setzt ihn somit auch in der Achtung seines Volkes herab. Was wäre aber die Folge, wenn man den Respect vor dem Könige bei den Italienern schwächte? Offenbar die, daß dem Monarchen die republikanische Partei auf den Hals gehetzt würde. Schon ist Garibaldi unwirrsch, schon glaubt er, daß er in ein zweites und schlimmeres Aspromonte gelockt worden sei; schon ist er willig, mit den Mazzinisten einen erneuten Bund einzugehen. Die Republikaner werden durch ganz Italien schreien, daß sie allein die gute Sache der Nationalität, die dem Könige Victor Emanuel aus der Hand gefallen, zum Siege geleiten können, und das entmuthigte Heer des Königs wird ihnen kaum einen Widerstand entgegensetzen können. Bei solchen Aussichten ist es begreiflich, wenn die Abwickelung des venetianischen Geschäftes auf mancherlei Schwierigkeiten stößt, und man würde sich nicht zu wundern haben, falls die Oesterreicher noch eine geraume Weile in ihren italienischen Festungen sitzen blieben. Dürfen wir uns über die preußische Politik eine Vermuthung gestatten, so scheint die-

leiste wohl allem Demjenigen Vorschub, was dazu beiträgt, den Pabst über die ihm drohenden Gefahren hinwegzuheben.

Vor Allem freilich wird man gutthun, wenn man bei derartigen politischen Betrachtungen die Warnung des Preußischen Premiers beherzigt, daß man die Dinge nicht gar zu tragisch nehmen müsse. Was die große geschichtliche Bedeutung der Politik des Grafen Bismarck betrifft, so ruht dieselbe, wie alles echt Staatsmännische, in dem Richterthum, welches Preußen ausübt. Verträge werden geprüft, die Haltbarkeit von Rechten wird examinirt, und wie es nun einmal bei gewaltigen Krisen gründlich hergeht, wie bei ihnen auf erste Begriffe zurückgegangen wird, so erstreckt sich auch diesmal das Richterthum soweit, daß das Vertragsrecht an und für sich untersucht wird. Nun gut, inmitten der Urtheilssprüche, welche da ergehen, hat die Persönlichkeit sich zu bewähren, und es ist wahrlich kein Unglück für sie, daß sie einmal auf sich selber gestellt wird, nachdem die principiellen Stützen, an denen sie sich bisher aufrecht erhielt, ins Wanken gekommen. Wer den Kopf oben behält, der wird mit seinen geistigen und traditionellen Gütern den Katallysmus überdauern. Man muß sich nur die Gewalten, an deren Wirksamkeit der Umsturz sich anknüpft, nicht gar zu infernalisch vorstellen; man muß nicht gleich über den Sieg der Höllenmächte declamiren; man muß zum Beispiel den armen Victor Emanuel, der vielmehr geschoben wird als daß er eine Initiative besitzt, nicht gleich als das Abbild Satans verdonnern; sondern wer Positives in sich hat, der mag es hüten ohne Haß gegen die Zerstörung, die nothwendig war, um die Keime des Guten zur Entwickelung zu bringen.

Ist es nicht ein hohes Verdienst der heutigen Ereignisse, daß sie uns die Verlegenheiten enthüllt, in welche das Pariser Heroenthum gerathen ist? Aus den verschiedenen Angaben über das Verhältniß Frankreichs zu Preußen läßt sich das Eine herausschälen, daß das kaiserliche Cabinet zwar eine Andeutung über Compensationen, die Frankreich möglicher Weise verlangen könnte, gemacht hat, daß aber die Person des Kaisers Napoleon keineswegs engagirt ist, und daß jene Andeutung sich nicht bis zur Formulirung einer bestimmten Forderung aufgeschwungen hat. Zu deutlicheren Umrissen seiner Pläne und Wünsche hat er das Kaiserthum nicht gebracht. Herr Drouyn de Lhuys hat, wie es scheint, die Vermuthung ausgesprochen, daß Preußen nicht bloß, wie anfänglich erwartet wurde, diejenigen deutschen Gebietstheile, welche zur Verknüpfung der östlichen und westlichen Hälfte der Monarchie dienen würden, sich anzueignen, sondern gewisse norddeutsche Staaten in ihrer Gesammtheit zu annectiren gedenke; und er hat vielleicht die Aeußerung fallen lassen, daß in einer so ausgedehnten Durchführung des Annexionssystems eine Verschiebung des Gleichgewichts liege, welche das Pariser Cabinet bewegen würde, in ähnlicher Weise nach einer Arrondirung zu trachten. Nun gut, so wird ja wohl die französische Regierung erst abwarten müssen, unter welchen Modalitäten annectirt wird. Und nachdem das letztere geschehen, wird sich ja immer noch erörtern lassen, ob das französische Gebiet nicht

erweitert werden könne, ohne daß gleich die Integrität Deutschlands in Mitleidenschaft gezogen werde,

Der so eben berührte Punkt ist es, der von den Beunruhigungspolitikern nicht gehörig in Obacht genommen wird. Preußen kann recht gut dem französischen Raisonnement eine gewisse Berechtigung einräumen, es kann zugestehen, das Frankreich wachsen müsse, wenn Preußen wächst, aber daraus folgt immer noch nicht, daß der neue Schuß, den Frankreich ansetzt, seine Schatten über deutsches Gebiet werfen müsse. Gewiß, die Verträge sind erschüttert, die Grundfesten der Staaten schwanken, die Großherrscher mögen gezwungen sein, ihr Fundament tiefer und weiter zu legen, dem Dach einen neuen hervorragenden Balken anzufügen. Dies Alles zugegeben, so soll gleichwohl dem modernen consensus gentium gemäß bei der Expansion der Mächte das Princip der Nationalitäten maßgebend sein. In Deutschland hinein zu wachsen, würde auf Seiten Napoleons sowohl diesem Princip als auch dem Interesse des Kaiserthums widersprechen. Soll sich Napoleon etwa darnach sehnen, neben seinem Thiers auch einen Classen-Kappelmann in der gesetzgebenden Körperschaft zu besitzen? Es steht ja kaum etwas entgegen, daß der Corsicanischen Ohrbommel noch ein zweites Glied in Gestalt der Insel Sardinien angehängt werde. Victor Emanuel hat Venedig nicht erobert, und er wird am Ende froh sein, von dem cessionsmäßigen Besitzer Venetiens diese schöne alte Republik durch die Abtretung Sardiniens zu erhandeln. Die Sardinier sprechen zwar Italienisch, aber dieses Idiom läßt sich kinderleicht durch eine andere Modulirung der Endsilben ins Französische umwandeln. Kurz und gut, Napoleon kann befriedigt werden, ohne daß Deutschland und Frankreich auf einander platzen.

Uebrigens treten die Nachrichten über die Krankheit des Kaisers der Franzosen jetzt so entschieden auf, daß man sie kaum noch in das Gebiet der Fabel verweisen kann. Die Aerzte, sagt man, hätten das Leiden des Kaisers für unheilbar erklärt und sagar eine baldige Katastrophe geweissagt. Die Kaiserin sei auf das Schlimmste gefaßt, man erblicke sie nur noch mit thränendem Antlitz. Im Familienrathe habe man sich für den Fall, daß ein plötzlicher Tod den dritten Napoleon hinwegraffe, über die Einsetzung einer Regentschaft geeinigt, an deren Spitze der Marschall Mac Mahon treten solle. Es ziemt sich nicht, über Leben und Sterben Conjecturen anzustellen, aber es ist erlaubt, die politischen Folgen in Betracht zu ziehen, die nach dem Tode einer herrschenden Persönlichkeit eintreten würden. Der Kaiser Napoleon hat sich mit seinem System des durch die Militärmacht moderirten Suffrage universel, des durch periodische Kriege bestätigten Friedens und der dictatorisch-freischärlich zu begründenden Nationalfreiheit so sehr in den Organismus Europas hineingelebt, ihm so sehr den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt, daß sein Tod zugleich eine Umwälzung bedeuten würde.

Noch die Ereignisse der letzten Wochen haben uns belehrt, daß die Mehrzahl der Politiker über die Zukunft im Klaren zu sein glaubte, wenn sie die Pläne und Stimmungen des Kaisers der Franzosen herauscalculirt habe. Dergleichen Dinge mögen allerdings berechenbar sein, aber was nicht

berechnet werden kann, das ist der Geist des französischen Volkes, das sind die moralischen Gewalten, die während der Zeit der Napoleonischen Usurpation im Gemüth und Willen des Volkes herangewachsen sind. Wer ist kühn genug, sagen zu wollen, welche Summe von Gedanken, Erzürnungen, Hoffnungen, Wünschen, Entschlüssen in der Zeit, wo der eifersüchtige Terrorismus des Kaisers die Heuchelei erzwang, ihre Keime angesetzt haben? Perioden der Unterdrückung, in denen die Wahrheit und das unbefangene Urtheil zum Schweigen verurtheit ist, sind gewöhnlich diejenigen, wo im Stillen die Kritik ihre zähesten Wurzeln schlägt und wo sie die Tiefe des Bodens, über welchem der einförmige Druck zu lasten scheint, mit den Ansätzen zu den mannigfaltigsten Gestaltungen befruchtet. Wer kann also sagen, was hervorbrechen wird, wenn mit der Hand, welche bisher das Druckwerk leitete, die Pression selber erstirbt? Wer kann jetzt schon die Form vorzeichnen, in welcher die französische Nation ihr Erwachen feiern wird? Eine militärische Republik, die sich nach außen wirft? Eine socialistische Revolution, die mit der gegen das Eigenthum und gegen das Recht grassirenden Skepsis bittern Ernst macht? Ein Völkerfrühlingsrevolte, welchen den Nationen verkündigt, daß dasjenige, womit die Napoleonische Selbstsucht nur gespielt, nunmehr consequente Wahrheit werden solle? Noch einmal, wer darf bestimmen, was Gott verfügt hat? Aber wir wollen gefaßt sein auf Wunderbares.

Wer dann bereits Wunder erlebt hat, der wird gegen Ueberraschungen gesichert sein. Insofern dürfte das Verdienst unserer Regierung, daß sie uns schon so Wunderbares vorgeführt, erst in der Zukunft vollkommen zu würdigen sein. Denn grade durch ihre kühn und energisch vorgreifende Politik hat sie gegen die revolutionären Fluthen, welche hereinzubrechen drohen, einen Damm errichtet.

Reisebilder.

XXVI

Wir besuchten am Morgen ein altes Kloster, jetzt zu einer Heilanstalt eingerichtet für Abälarde und andere unruhige Kirchengeister, welche Pabst Alexander VI. „Kirchenteufel“ nennt. An den Wänden des kühn emporsteigenden Kreuzgewölbes erblickten wir die Bilder der Evangelisten, Heiligen, Kirchenväter und verschiedener Päpste. Frappirt wurden wir durch ein schönes Bild des ersten Napoleons mit der bemerkenswerthen Unterschrift: „tu l'as voulu, tu l'as voulu George Dandin.“ Der alte Cäsar war bekanntlich zu wenig schöpferisch für die Polen und so sind ihm ihre Herzen

erkaltet, die Verehrung für ihn hat gänzlich aufgehört, ja er ist fast der Vergessenheit anheimgefallen. Dazu kommt, daß in der neueren Zeit auch kein klares Licht von Paris aus herüber scheinen wollte. Noch ein paar andere Gemälde waren von Interesse: ein Weib des Urias, an die menschliche Schwäche und die Macht der Schönheit erinnernd, wie es uns schien aus der Schule des Correggio, dann ein schönes großes Bild von Tiberius in der Einsamkeit von Caprea; Sejan steht vor ihm und bittet dringend nach Rom zurückzukehren. Er weiset ihn von sich.

Jetzt erschien der Director der Anstalt, ein ehrwürdiger Domherr, jeder Zoll einen alten Kirchenfürsten repräsentirend. In seiner Begleitung waren zwei Französinnen, Schwestern vom heiligen Vincenz von Paul, Alles de la charité von den Franzosen genannt. Die Milde, Demuth, Sanftmuth und Geduld sah ihnen aus den Augen.

Die Damen hatten Solferino mit durchlebt und hier Gelegenheit gefunden, des Lebens Lust und Last, die Schmerzen des Volkes, dieses großen Büßers, kennen zu lernen. Sie waren entzückt von den Berlinern, die aller Welt zeigen, wie bereitwillig und wie viel sie zu der armen Verwundeten und der Kranken Heil vermögen; ein wahrhaft innig rührendes christliches Musterbild der Liebe; ein großes belehrendes Bild für künftige schwere Zeiten. —

Wir wurden vertraulich andächtig und etwas phantastisch gestimmt und so wurde manches gesprochen, manches geprüft und gefragt, z. B. „Est-ce donc que la royauté de notre seigneur ressemble à celle du César?“ Als ich mit dem würdigen Domherrn ein Weniges auf die Politik zu sprechen kam und äußerte, daß es in diesem Augenblicke gar nicht so lieblich von der Seine Strande herüber schalle, bemerkte er in gemessenem Tone: „der Apostel Paulus spricht: es frommt nicht Alles wozu ich Macht habe.“

Im Klostergarten begegneten wir einem jungen Manne, der zu den Straffectionen zählte. „Was hat denn diese Taube verschuldet?“ „Nun, sie äußerte unvorsichtig zu einem Herrn mit grauen Haaren: die Protestanten haben keine Kirche, wir Katholiken keine Reformation; so ward er zur Ruhe und hierher verwiesen.“ G.

XXVII.

Der Besuch der böhmischen Schlachtfelder hatte meine Chaussure der Dissolution nahe gebracht. Ich rief nach einem Schuster, der Schuster kam heran. „Wie ist ihr Name, Weltweiser?“ „Ich heiße Ahasverus.“ In Polen sind die Juden für „Alles,“ unter ihnen giebt es die sogenannten „Macher.“ Diese tragen nur am Schabbes Uhren mit schweren güldenen Ketten und den Siegelring. Die Uhr wird natürlich während eines ganzen Menschenalters nicht aufgezogen. Ich habe einen solchen „Macher“ kennen zu lernen das Vergnügen gehabt, dessen Söhne nach Amerika ausgewandert. Vor einem Jahr erhielt er von diesen 60 Thaler, um für sie sein Conterfei in Oel anfertigen zu lassen. Da berief er einen Stubenmaler, läßt sich für zwei Thaler malen und schlägt 58 Thaler auf den Schwanz. — Sonderbar, der Pförtner des Pilatus, der „ewige Jude,“ welcher denselben Namen

führte, war seinem ursprünglichen Gewerbe nach, ebenfalls ein Schuster und hatte der Sage nach mit dem Schusterleisten Christum weggetrieben. Ich kann nun nicht leugnen, daß ich Angesichts der jüngsten großartigen preußischen Erfolge, auch nach jedem Jahrhundert wieder zum Alter von dreißig Jahren verjüngt werden möchte wie Mr. Ahasverus. Nach den ältesten Ueberlieferungen war der Name des ewigen Juden Cartaphilus oder Joseph von Arimathia. Erst im 16. Jahrhundert, wenn ich nicht irre, als man in Hamburg, Wien, Stuttgart und Frankfurt a. M. den ewigen Juden in seinem ganzen Leben und Treiben gesehen, kam er unter den Namen Ahasverus vor. Aber auch zu Amsterdam ist er auf der Börse handelnd und in den Synagogen Psalmen singend gesehen worden und die Niederländer nennen ihn Isaak Laquedem oder den „Schlüssel aller Herzen" und behaupten, er sei Constabler-Wachtmeister des hohen Rathes zu Jerusalem gewesen.

G.

XXVIII.

Auf dem Bahnhofe zu A.-B. erwarteten wir einen Magyaren. Er war aus der Arva durch den Jablunkapaß zurückgekehrt. Wir fuhren per Axe, kamen plötzlich vom Fahrwege ab, schlugen um und waren von Schmutz bis an die Ohren verschanzt. Wie konnte dies geschehen? Nun, gutdenkend wie ich bin, hatte ich auf dem Bahnhofe dem Kutscher, einem polnischen Juden, Spichaleleben mit Namen, fünf Silbergroschen zu seinem Morgengebete geschenkt und der Kerl war jetzt angerissen und auf dem Kutscherbock ein weniges eingeschlummert. Nutzanwendung? Werfe das Heilige nicht den Hunden, Perlen nicht den Schweinen vor und schenke deinem Kutscher, wenn er slavischen Nationalitäten angehört, kein Fünfsilbergroschenstück behufs Dejeunirens. Eine Stunde nach Mittag etwa gelangten wir in eine polnische Stadt. Hier „auf weiße Hemden hatte kein Mensch Gedanken, nicht Kamm noch Wasser hält hier Aegyptens Plag in Schranken." Wir stiegen in einem großen Gasthause ab, Hotellerie Tartare mit Namen. Auffallend durch den Kontrast war hier der Comfort. In Böhmen war selbstverständlich Schmalhans écuyer de bouche. Ein mit Speisen besetzter Mittagstisch war hier ein entsetzliches Schauspiel; beim Anblick der Suppen verlor man alle Kraft den Löffel zu führen, beim Gemüse kniff man die Augen zu, ein Huhn und die Erdtoffeln zählten zu den Greisen und waren Meuchelmörder für den besten Magen. Die Saucen waren sauce de pauvre homme, eine kalte Wasserbrühe mit Essig und Zwiebeln. Dazu einen herumschleichenden Tischsclaven, der Bremner's Fleckwasser proklamirte und unendliches Fliegenvieh nebst F . . . begleitung. Es gab nur einen Trost: der schöne Gedanke Bossuet's, den er in seinem discours sur les démons ausspricht, daß wir das am Geiste gewinnen, was wir am Fleische verlieren. Hier aber im Hotel Tartare ging es uns sehr viel besser: Diner Dieudonné, exquisite sauce zum Rindfleisch, von welcher man mit Fug und Recht sagen konnte: „qu'avec une telle sauce on mangerait son père" (Almanac des Gourmands). Die Gesellschaft an Table-d'hôte war gut; die propos de table geistvoll und amüsant; es waren fünf preußische Offiziere

bei Tisch und gebildete Kaufleute aus Berlin, Kiel, Bremen, Hannover, Petersburg u. s. w., auch ein Gymnasial-Director aus P. zählte zu uns.

Man gedachte der glücklichen Todten, welche unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. General von Mutius, Prinz Anton von Hohenzollern und noch viele Andere wurden innig bedauert. Dann ward das Nachlassen der Choleraepidemie in Posen gemeldet und wie die Todtengräber jetzt wieder anfangen verdrießlich auszusehen. Auch vom zoologischen Garten der Bürgerschaft zu Frankfurt a. M. war die Rede, von den Giraffen daselbst, diesen erhaben-ridicülen Thieren.

Man sprach vom General Benedek. Ein Landschaftsmaler, wie es mich bedünken wollte, glaubte, daß alle Parallelen, welche wagerecht in ein Bild hineingehen, in Einem Punkte des Horizontes zusammentreffen müssen und da hatte er Recht; wenn er aber sagte: der General B. verstände sich schlecht auf die Perspective und solches bezeugten seine Operationen, so gestehe ich, daß mir dieser Vergleich nicht recht klar geworden. Man will gehört haben, daß der General jetzt von ungeheurem Seelenschmerz verzehrt werde, da er von ungemessenem Ehrgeize erfüllt sei. — Ist ungemessener Ehrgeiz Bewußtsein der Kraft? Ueber diese Frage ward ein Breites und Langes discutirt. Der Magyare behauptete: Benedek sei eine Art Bileam, was äußerste Verblendung anbetrifft; stockblind sei er bei all' seiner Klugheit. Ein schauerlicheres Strafexempel menschlicher Verblendung könne nicht aufgestellt und kein helleres Beispiel gegeben werden, daß hoffärtige österreichische Klugheit Thorheit vor Gott ist, meinte ein Anderer. Ein Dritter rief: „armer Nebucadnezar!" Ein Vierter: warum auch rief er:

> Hohenzoller! dir künd ich auf ewig Hohn,
> Ich bin der Kaiser von Babylon!"

Hierauf räusperte sich der Gymnasial-Director und begann wie folgt: Im jetzigen Augenblick dürfte es nicht unangemessen sein, an eine gewichtige historische Thatsache zu erinnern. Bei den Friedensunterhandlungen 1814 in Wien verzichtete Preußen zu Gunsten von Baiern auf seine fränkischen Besitzungen und zu Gunsten von Hannover auf Ostfriesland, in der sicheren Voraussetzung, daß ihm das damals okkupirte ganze Königreich Sachsen vollständig zugesprochen werden würde. Preußen hatte in dem Befreiungskampfe die größten Opfer gebracht, und das Meiste geleistet. Bekanntlich aber brachten es die Intriguen Talleyrands und der Neid Oesterreichs und Englands zuwege, daß in Wien unterm 5. Januar 1815 ein geheimes Bündniß zwischen Oesterreich, England und Frankreich abgeschlossen wurde, um zu verhindern, daß Preußen ganz Sachsen erhalte. Schändlicher Weise traten auch Baiern und Hannover diesem Bündnisse gegen Preußen bei, und dem durch Arndt's Enthüllungen berüchtigten baierischen General Wrede war der Oberbefehl über die vereinte Armee zugesichert, welche aus Sachsen die preußische Armee hinaustreiben sollte. Schon wurde mit zwei österreichischen Generalen und dem französischen General Ricard der Feldzugsplan berathen, als die Rückkehr Napoleons von Elba den diplomatischen Intriguen in Wien vorläufig ein Ende machte, freilich nur um sie später —

nachdem Preußen wiederum die schwersten Opfer gebracht und den glorreichen Siegeszug nach Paris geführt hatte — nochmals in perfidester Weise zum großen Nachtheile Preußens wieder aufleben zu sehen. Die Stunde, um das Unrecht gut zu machen, das damals in Wien von den Neidern und Feinden Preußens gegen dieses ausgeübt wurde — sie hat jetzt, nach dem ruhmvollen Siegeszuge unserer unvergleichlichen tapfern Armee eben nach demselben Wien geschlagen. Hoffentlich wird Baiern bescheiden werden, und Hannover, dessen Herrscherhaus sich ja doch keinem Hohenzollern unterordnen kann, wird ebenfalls einer gedeihlicheren Entwickelung entgegengeführt, indem es vollständig Preußen einverleibt wird; ebenso Kurhessen, Nassau u. s. w. Je eher das geschieht, je besser wird es sein; vollendete Thatsachen verhindern viel überflüssiges Gerede und Geschreibsel. — Diese Stunde hat freilich sehr lange auf sich warten lassen. Erst mußte Bregenz und Olmütz vorangehen. „Ist es aber nicht," fragt Ranke, als er von der Schlacht bei Dalenborg spricht, „als müßten die Norddeutschen erst ein großes Mißgeschick erleben, um sich der tiefen Antriebe ihres geistigen Lebens bewußt zu werden?" —

Die Zuchtmeisterei in Wien, bemerkte der Petersburger, werde jetzt von Tag zu Tag unerträglicher. Den Wienern sei angst und bange. Jede Stunde arretire man. Wir zweifelten nicht daran, daß es in Wien Menschen giebt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; die Regierung aber? — Nun, kann man den Teufel durch Beelzebub austreiben? — Wenn jetzt der Herr von Hormayr — der Dr. Vehse Oesterreich's — noch am Leben wäre, würde man vielleicht das Unglaublichste und Abentheuerlichste erfahren.

Es ist doch eine wahre Krämerei, die sogenannte gesellschaftliche Unterhaltung! Man kam jetzt auf die Natur der „Freischaaren" zu sprechen, die sich neuerdings in Italien wieder als krank herausgestellt haben soll. Der Magyar meinte: einer guten Armee sei vor Allem Disciplin nöthig, dann abermals Disciplin und zum dritten mal Disciplin. Bei den Freischaaren fehle diese fast gänzlich, folglich seien sie bei einer guten Armee Attaché's, die man zum Henker wünschte. Zu solcher Freischaar schickten gewöhnlich alle fünf Welttheile ihre Söhne, doch grade nicht ihre edelsten und das sei für ein vor dem Feinde stehendes Korps ein großer Uebelstand. In den ersten Garibaldischen Zeiten sei auch ihm das Glück zu Theil geworden, diese Qualität mitführen zu müssen und sie sei ihm überaus lästig geworden; doch erinnere er sich mit großem Vergnügen eines Freischaaren-Feldwebels der zu den Originalen zählte und zwar zu den seltsamen und wunderbaren. Er war Franzose, zu Strasburg gebürtig, wenn er nicht irre, sein Name Paccard. Früher Reitknecht des Herzogs von Nemours habe er nachher in Diensten des Bey von Tunis gestanden, sich hier von seiner Hoheit den Nischani-Iftichar-Orden 4. Klasse verdient, hierauf den Krimfeldzug mitgemacht, dann zu Pompeji und Herculanum bei den Ausgrabungen die Arbeiter beaufsichtigt, hierauf Kammerdiener des Monseigneur de Merode in Rom gewesen und endlich in die Garibaldischaaren eingetreten. Seine Landsleute

nannten ihn le diable Paccard und glaubten, er sei mit dem Teufel du und du. Sprach er, so spitzten sich alle Ohren und er flößte gewaltigen Respect ein. Selbst Kerle, von welchem Spiegelberg sagt: „hängt ihnen den Hut an die Sonne, sie holen ihn herunter,“ zitterten, wenn er sie fixirte. Auf's Pfeifen verstand er sich meisterhaft; wenn er die Ouverture aus der Stummen von Portici pfiff, oder aus dem Johann von Paris die Arie: „alles für Recht, Ehre und Ruhm,“ so imponirte er und bei den olympischen Spielen hätte er damit sicher einen Preis gewonnen. Seine Lieblingsphrase war: „il n'y a que deux pas à l'enfer.“ In den Ohren trug er große silberne Ringe. Nelken und Zimmt zu Glühwein ließ er niemals ausgehen. Eine Flasche Opiumtinctur verließ niemals die Uniformtasche. Er ließ sich nicht verblüffen und kein Offizier imponirte ihm; „pour moi il n'y a de nouveau que la mort“ hörte man ihn oft sagen. Er war entschieden eine von den Naturen, für welche Bedrängnisse und Gefahren heilsamer sind als Wohlergehen, und insofern hatte er mit dem großen Condé Aehnlichkeit. Er verstand sich gut auf's Aderlassen und führte wie Louis Philipp Lanzetten bei sich. Er war tapfer wie der treue Sandwirth von Passeier und suchte die Gefahr. Jedesmal beim Beginn einer Affaire sprach er ein lautes „Credo“ und nahm den Hut ab. Seine vortreffliche Büchse hatte er Malachias getauft und meinte: ein Mann, der recht zu wirken denkt, müsse auch das beste Werkzeug haben; er schoß meisterhaft. Jede Marketenderin nannte er eine gefallene Vestalin. Er trank sehr mäßig. Haranguirte er seine Leute, dann redete er sie folgendermaaßen an: „Ihr in den Jahren der Lust und Liebe erzeugten Pharisäer, Heuchler, Nomaden, Fischer, Stadtteufel und Schriftsteller, au nom de la loi jetzt folgt mir und Gnade Gott dem, der ein Hundsfott ist!“ Verwundet wurde er nie. Er war auch Naturforscher, Physiker und Universitätsjunker. Eines Abends beim Revidiren der Vorpostenkette habe er ihn mit den Soldaten in Dunst, Nebel und Rauch um einen von hoch glühenden Kohlen festgeschlossenen Kreis herumgekauert gefunden. „Was stellt dieser feurige Circus vor, was beginnt man hier?“ „Herr Colonel, ich zeige hier den Selbstmord der Scorpionen, welcher häufig bezweifelt worden ist und noch bezweifelt wird.“ Jetzt habe Feldwebel Paccard zwei große Scorpionen aus einer Feldmütze genommen und sie mit gehöriger Vorsicht in die Mitte des glühenden Circus gesetzt. Dann mit der ruhig frommen Miene eines Dominikaners oder eines heiligen Vaters der Kirchenversammlung zu Costnitz die Hände auf die Knie gestützt und zugeschaut. So wie die schwarzen Todeskandidaten die Hitze fühlten, seien sie in heftige Bewegung gerathen und so habe man sie, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden, sich mit Blitzesschnelle nach allen Richtungen bewegen sehen; man sah sie denselben Lauf sechs Male beginnen und sechs Male vollenden und sechs Male wieder an den Stellen, welche sie eben verlassen hatten, zurückkehren, denn sie schienen sehr schwer dem harten Fatum Savonarola's und Hussen's sich zu fügen: plötzlich aber sah man sie ihren Lauf und alle weiteren Rettungsversuche einstellen, eine halbe Minute unbeweglich in der Mitte des Höllenkreises

verweilen, dann schnell die Schwänze aufwärts krümmen, sich die Spitzen derselben in die Köpfe, oder, wie es ihm geschienen, in jene Stelle, wo der Kopf sich an den Rumpf fügt, bohren, und leblos zu Boden sinken.

Jetzt ergriff ein Herr aus Canton St. Gallen in der Schweiz das Wort: „Meine Herren, erlauben Sie, daß auch ich Ihnen von einem Original erzähle.“

Mein Wohnsitz ist Neapel. Hier habe ich in den letzten Jahren viel Wunderliches erlebt. Z. B. Im Dienst des Magnetiseurs Grafen Zapary in Paris stand ein Mulatte, Namens Placido aus Cuba, welchen ich später in Turin als employé im Hause des Grafen Cavour und nachher als Magnetiseur in Neapel sah. Er magnetisirte und viele Patienten wurden somnambul. So erging es auch diversen Hofdamen; die magische Kraft Placidos drang in die innersten und verborgensten Partien derselben und aus den meandrischen Krümmungen ihres Gehirns ertönten die für Franz II. heilbedächtigen Worte: „König, du mußt die Schweizerregimenter entlassen!“ und siehe, Madame und Herr Filangieri entließen im Auftrage Sr. Majestät die braven Schweizertruppen, wohl an die 13000 Mann; vier wundervolle Regimenter! „C'est pitié de voir un roi qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'evanouit,“ rief am Tage dieser Entlassung, mein Nachbar, ein Uhrenfabrikant aus Paris. Hätte man dem Könige diese vier Schweizerregimenter nicht wegsomnambulirt mit ihren vortrefflichen Offizieren, dem General von Brunnet, den Obersten, Majoren und Hauptleuten von Stürler, von Senner, von Wattenwyl u. s. w., der König Franz würde jetzt noch in Ruhe und Gemächlichkeit dem feuerspeienden Vesuv zuschauen, wenn es ihm Feuer zu geben beliebte.

Wir waren bei eingemachter Frucht, Dragées, Butter und Käse angelangt, da trat ein krausgelockter Jüngling mit der Zither und eine allerliebste Vagabundin mit der Harfe ein. Ein Lied wie folgt ließ sich hören:

O Jerum, Jerum, Jerum!
O quae mutatio rerum!
So kommt ihr Frauen
Kommt ihr Kinder, springet, singet,
Preuß'sche Männer, Sieger, Brüder,
Jauchzt die Freiheit ist erstritten! —
O quae mutatio rerum!
O Jerum, Jerum, Jerum!

Jetzt ging's zur Cigarre und dem Caffé. Zeitungen rechts, Zeitungen links. Auch die Volkszeitung, das „Organ für Jedermann,“ fehlte nicht. „Warum halten Sie denn auch dieses Blatt, Herr Wirth?“ „Es muß auch solche Käutze geben.“ Der Petersburger meinte: des hochverdienten wackern Häuptlings tätowirtes „Organ“ zu lesen, sei Thierquälerei; man könne dabei plötzlich graues Haar bekommen wie's Menschen wohl durch Schreck erfahren, z. B. die arme Maria Antoinette. In diesem Volksschiff seien die Sparren am Steuerbord weggerissen, die Kajüte sei voll Wasser, der Vorrath an Brod ungenießbar geworden und das Schiff habe Grund verloren. An

dieser Volkszeitung seien zahlreiche Fellaschah's Mitarbeiter und üben einen nachhaltigen Einfluß aus. In der Kirche der Fellaschah's giebt es bekanntlich keine Stühle, man lehnt sich auf Krücken. (In Abyssinien eingewanderte Juden werden Fellaschah's genannt, bis 1800 bildeten sie ein eignes Königreich in den Gebirgen der Provinz Semem. Ihre Religion enthält ein Gemisch von Gebräuchen, Satzungen und Ansichten aus dem Christen- und Judenthum, Circumcision der Kinder und Taufe.)

Es wurde jetzt „ein würtembergischer Korpsbefehl" aus dem „Beobachter" vorgelesen. Die Nachricht lautete wie folgt:

Wenige Tage vor jenem berühmten Rasttag des 8. Armeekorps, an welchem die Preußen dasselbe im stillen Taubergrunde überfielen, traf bei dem schwäbischen Theile dieses Heeres einer jener Korpsbefehle ein, durch welche die würtembergische Militär-Verwaltung eine weltweite Berühmtheit erhalten hat. Es ist der Korpsbefehl Nr. 99 vom 7. Juli 1866, seinen Inhalt bildet die Aufnahme der Hunde von Militärpersonen, behufs der Besteuerung. Von jeher galt es bei kriegerischen Nationen als ein Beweis des größten Muthes und der männlichsten Tüchtigkeit, wenn mitten im Sturm sich überstürzender Ereignisse, wenn mitten in den dräuendsten Gefahren das Band der Ordnung nicht um einen Zoll gelockert ward, und mit Bewunderung wird es die Welt erfüllen, wenn sie erfährt, wie mitten in den Zurüstungen zu einem das Vaterland in seiner Existenz bedrohenden Kriege das Ministerium des Krieges so viel Kaltblut sich bewahrte, daß es auch die kleinsten Sorgen nicht vernachlässigte. Während unsere braven Truppen auf unendlichen Kreuz- und Querzügen gegen die Preußen marschirten, verlor das Königl. Ministerium auf dem Charlottenplatz Nr. 6 selbst den geringsten Köter nicht aus dem Auge, der mit dem hintersten Offizierbedienten gegen Preußen zu Felde gezogen war. Einen Zug von solcher Umsicht weiß die Geschichte selbst von Carnot nicht zu berichten, der die Feldzüge der großen Armee von Paris aus geleitet hat. Welch ein Glanz fällt auf die Heldensöhne unseres Landes, denen ihr Vorgesetzter in Mitte von Strapazen und Entbehrungen aller Art zumuthen durfte, in das vorgeschriebene Protokoll seinen Dienstgrad und Namen, Gattung und Farbe seines Hundes einzutragen! Eine solche Tabelle ausfüllen und dann sterben, — giebt es ein schöneres Loos für einen Vaterlandsvertheidiger? Wahrlich ein so bis ins Kleinste wohl regierter Staat kann nicht zu Grunde gehen; er überlebt, wenn nicht andere, doch sich selbst.

Unter Lachen verließen wir Alle zufrieden und frohen Muthes den Tartaren. G.

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Deutschland ist arm an komischen Romanen; und sollte sich einmal ein deutscher Autor in diesem Fache versuchen wollen mit dem Anspruche, ein langlebiges Werk zu schaffen, so rathen wir ihm, zuvor die alten Muster ehrlich zu studiren. Wir leisten Vieles in der Satyre, aber in dem wahrhaft Komischen ist es schwach genug um uns bestellt. Die Satyre hat stets einen Beisatz von Neidischem, Boshaftem, Kladderadatsch-Artigem; sie erregt jenen erbärmlichen Kitzel, der sich freut, daß auch das Erhabene gemein gemacht werden könne. Man kann den Unterschied zwischen dem Kladderadatschigen und dem Komischen darein setzen, daß dem ersteren auch das Reine unrein ist, während dem letztern auch das Unreine rein ist. Mit andern Worten, das Komische entspricht der Sympathie mit allem, was menschlich ist; die scheinwitzige Satyre ist ein Ausfluß der Tücke gegen Alles, dessen der Mensch sich freut, was er verehrt, oder auch was er gemüthlich verhätschelt. Deßhalb wird unser Herz erst wieder gesunden und sich weiten müssen, ehe unsere Literatur einen guten komischen Roman aufweisen wird.

Zu Nutz und Frommen derer, die am Quell der Komik schöpfen wollen, geben wir noch einige Proben aus den unterirdischen Reisen des Schulmeisters von Bergen. Zunächst mag er das Baumreich schildern, in das sein Sturz ihn geführt hatte.

„Nachdem also meine lustige Schiffahrt zu Ende, und ich gesund und unbeschädigt auf diesem Weltkörper angelangt war, (denn die Gewalt, womit der Greif anfänglich hinab fiel, hatte bei Verminderung seiner Kräfte allmälich nachgelassen) lag ich ganz unbeweglich, und erwartete, was mir nun ferner, bei anbrechendem Tage, neues begegnen würde. Damals wurde ich auch gewahr, daß meine ehemaligen Schwachheiten wieder angingen, und ich so wohl Schlaf als Speise nöthig hätte; daher reute mich's nunmehr, daß ich mein Brod so liederlich weggeworfen hatte. Endlich überfiel ein tiefer Schlaf mein von Sorgen ermüdetes Gemüthe. Ich mochte etwa, soviel ich schließen konnte, zwei Stunden geschnarcht haben, als ein lang anhaltendes erschreckliches Brüllen meine Ruhe störte, und meinen Schlaf endlich gar vertrieb. So lange ich schlief, kamen mir mancherlei und wunderliche Dinge im Traume vor. Bald träumte mir, ich wäre wieder in Norwegen angelangt, und erzählte meinen guten Freunden, was mir bisher begegnet. Bald bildete ich mir ein, ich hörte in der Fanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, den Diaconum Nicolaum Andreä singen, und sein elendes Geplerre, wie sonst gewöhnlich, in meine Ohren schallen. Weil ich

demnach aufwachte, so meinte ich, das Geheul dieses Mannes hätte mich in meinem Schlafe gestört. Doch da ich nicht weit von mir einen Ochsen stehen sah, so schloß ich, daß dieser mit seinem Gebrülle meine Ruhe unterbrochen hätte. Ich warf daher meine furchtsamen Augen allenthalben herum, und erblickte bei aufgehender Sonne hin und wieder grüne Wiesen und fruchtbare Felder. Ich sah auch Bäume, ich verwunderte mich aber höchlich, daß sie beweglich waren, obgleich die Luft so stille war, daß sie auch nicht eine Pflaumfeder von ihrem Orte hätte bewegen können. Als der brüllende Ochse auf mich loskam, so sah ich mich voller Furcht nach der Flucht um, und da ich in dieser Angst nicht ferne von mir einen Baum stehen sah, so bemühte ich mich, auf selbigen hinauf zu steigen. Als ich aber damit beschäftigt war, gab dieser Baum eine schwache aber durchdringende Stimme von sich, etwa auf die Art, wie die Stimme eines erzürnten Weibsbildes ist, und ehe ich michs versahe, bekam ich, wie mit geballter Hand, eine dermaßen derbe Maulschelle, daß ich, so lang als ich war, auf die Erde hinpurzelte. Ich erschrak über diesen Schlag dermaßen, als wenn ich vom Blitze wäre gerührt worden, so, daß mir gleich hätte die Seele ausfahren mögen; ich hörte auch allenthalben ein Gemurmel und Geräusche, wie etwa in den Fleischbänken oder Kaufmanns-Börsen, wenn sie recht volkreich sind. Als ich die Augen aufthat, sahe ich rings um mich herum einen lebendigen Wald, und das Erdreich allenthalben mit großen und kleinen Bäumen besetzt, da ihrer doch kurz kaum sechs oder sieben zu sehen gewesen. Und es ist nicht auszusprechen, was dieses alles in meinem Gemüthe für Verwirrung angerichtet, und wie sehr ich über diese Gaukeleien bestürzt wurde. Ich wußte also nicht, was ich denken sollte, bald bildete ich mir ein, ich träumte mit sehenden Augen, bald dachte ich, es wären Gespenster, die mich plagten, bald aber, ich würde von bösen Geistern besessen, und bald hatte ich noch närrischere Dinge in meinen Gedanken. Jedoch, es wurde mir nicht lange Zeit gelassen, diese belebten Uhrwerke und ihre Ursachen zu untersuchen, denn es eilte bald ein andrer Baum herzu, der einen Zweig herunterließ, an dessen Ende sechs junge Sprößlinge oder gleichsam so viel Finger befindlich waren. Mit diesem Zweige hob er mich von der Erden auf, und trug mich immer fort, ob ich gleich erbämlich schrie. Diesen Baum begleitete eine unzählbare Menge anderer Bäume von unterschiedener Art und Größe, welche insgesammt ein gewisses vernehmliches, mir aber unbekanntes Gemurmel von sich hören ließen, und konnte ich davon weiter nichts, als die Worte, Pikel Emi, in meinem Gedächtnisse behalten, weil diese am öftersten wiederholet wurden. Nach der Zeit erfuhr ich aber, daß diese Worte einen Affen von ungewöhnlicher Gestalt bedeuteten: massen sie aus meiner Gestalt und Kleidung geurtheilt hatten, ich wäre eine Affe, ob ich gleich etwas anders aussähe, als die Affen und Meerkatzen, die in diesem Lande zu finden. Andere hatten mich für einen Inwohner des Firmaments gehalten, und geglaubt, ich wäre von dem Vogel durch die Luft hieher gebracht worden, weil sie in ihren Jahr-Büchern gefunden, daß solches sich ehemals auch schon so zugetragen. Doch dies erfuhr ich nicht eher, als nach etlichen Monaten, nachdem ich

nämlich die unterirdische Sprache erlernt hatte. Denn in meinen gegenwärtigen Umständen vergaß ich, vor Furcht und Verwirrung der Sinnen, meiner selber, und konnte keinesweges begreifen, was ich von diesen lebendigen und redenden Bäumen halten, oder wo diese Reise mit mir hingehen sollte, weil sie ganz langsam, und mit ordentlichen Schritten fortgesetzt wurde. Gleichwohl aber schloß ich aus dem Reden und Gemurmel, womit die Felder allenthalben angefüllt waren, daß diese Bäume böse auf mich sein müßten, und sie hatten auch in der That nicht ohne erhebliche Ursachen einen großen Zorn gegen mich gefaßt. Denn der Baum, auf welchen ich in meiner Flucht steigen wollen, war die Gemahlin des Herrn Stadt-Richters, welcher in der nächsten Stadt das Recht sprach, und das Ansehen der Person, welche ich beleidigt, hatte das Verbrechen größer gemacht; denn sie waren der Meinung, ich hätte nicht nur eine gemeine Weibs-Person, sondern eine Dame vom ersten Range öffentlich verunehren wollen; welches einem so ehrbaren und schamhaften Volke ein ungewöhnlicher und erschrecklicher Anblick gewesen. Endlich gelangten wir in einer Stadt an, wohin ich als ein Gefangener gebracht wurde. In derselben waren nicht allein prächtige Gebäude zu sehen, sondern es waren auch die übrigen Häuser ordentlich gebaut, und die Gassen, Straßen, Märkte und dergleichen war alles in einer gehörigen Ordnung und nach den Regeln der Bau-Kunst angelegt. Die Häuser waren so hoch und ansehnlich, daß sie insgesammt Thürme vorstellten. Die Gassen wimmelten von Bäumen, die auf denselben herum spazierten, welche durch das Niederbeugen oder Herablassen der Zweige einander im Vorbeigehen grüßten, und je mehr sie Zweige niedersenkten, desto größer war die Ehrerbietigkeit, die sie einander erwiesen. Denn, als eben damals, aus einem ansehnlichen Hause eine Eiche heraus kam, so traten die andern Bäume alle mit ihren meisten niedergelassenen Zweigen zurück, woraus ich schloß, daß dieser Baum was vornehmes sein müsse. Kurz darauf erfuhr ich auch, daß es eben der Herr Stadt-Richter sei, dessen Gemahlin ich sollte beleidigt haben. Ich wurde alsbald in dieses Mannes Haus gebracht, wo man sogleich hinter meinem Rücken die Thüre zuschloß, und sie fest verriegelte, daher betrachtete ich mich nicht anders, als einen Fisch, der im Fischhälter eingesperrt ist. Meine Furcht vermehrten drei vor die Thüre zu Wächtern gestellte Bäume, deren jeglicher mit sechs Beilen, so viel nämlich jeder Zweige hatte, bewaffnet war: Denn so viel Zweige ein Baum hatte, so viel hatte er Arme, und so viel Schößlinge an einem Zweige waren, so viel hatte er Finger. Ich bemerkte, daß oben auf dem Stamme ein Kopf, der einem Menschenkopfe nicht ungleich zu sehen war, ingleichen, daß diese Bäume, statt der Wurzeln, zwei Füße hatten, welche sehr kurz waren, daher es geschieht, daß die Einwohner dieses Planeten, gleichsam wie die Schildkröten, nur ganz langsam gehen können. Wenn ich also nicht gefangen gesessen, hätte ich mir schon getraut, aus ihren Händen zu entrinnen, weil es mir schien, daß ich viel hurtiger auf den Beinen sein würde, als sie.

Und damit ich's kurz sage: Ich sah nunmehr ganz deutlich, daß diese Bäume die Einwohner dieses Planeten wären, ingleichen, daß sie mit Ver-

nunft begabt wären, und wunderte ich mich nur über die Mannigfaltigkeit der Natur, welche sie in Hervorbringung und Bildung der Thiere bewiesen. Gedachte vernünftige Bäume waren nicht so hoch, wie unsere Bäume, sondern die meisten hatten eine ordentliche Mannslänge, einige waren aber auch kleiner, die man etwa Blumen oder Pflanzen nennen möchte, und diese hielt ich für die Kinder.

Ich kann meine Verwunderung nicht beschreiben, worin ich durch das Anschauen dieser Erscheinungen oder Gegenstände gerieth, noch weniger was mir solches für Seufzer ausgepreßt und wie sehnlich ich damals gewünscht, daß ich wieder in meinem Vaterlande sein möchte. Denn ob mir gleich diese Bäume ganz gesellig oder verträglich schienen, indem sie reden konnten, auch mit einer Art von Vernunft begabt waren, sogar, daß man sie einigermaßen unter die vernünftigen Creaturen rechnen konnte, so stand ich dennoch an, ob sie mit den Menschen zu vergleichen wären: Denn ich glaubte nicht, daß Gerechtigkeit, Gütigkeit, und andre sittliche Tugenden unter ihnen ausgeübet würden oder statt haben könnten. Weil ich mich mit diesen Gedanken quälte, so empfand ich, daß sich alle meine Eingeweide in meinem Leibe bewegten, und die Thränen-Bäche, die aus meinen Augen flossen, benetzten mein Angesicht. Doch indem ich mich dem Schmerze so ergab und wie ein altes Weib heulte, traten meine Leibwächter zu mir in das Zimmer hinein, welche ich, in Ansehung ihrer Beile, für nichts anders als Stadtknechte halten konnte. Unter deren Vortretung wurde ich durch die Stadt nach einem ansehnliche Hause mitten auf dem Markte geführet. Damals schien mirs, als ob ich der oberste Befehlshaber in Rom geworden wäre, und mehr als ein Römischer Bürgermeister zu bedeuten hätte, denn die Bürgermeister hatten nur zwölf Beile zu ihrer Begleitung, mich aber umgaben derer achtzehn. An der Thüre des Hauses, wohin ich geführt wurde, war die Gerechtigkeit eingegraben und in Gestalt eines Baumes abgebildet, der die Wage mit einem Zweige hielt. Sie stellt übrigens eine Jungfrau vor, sah ernsthaft aus, hatte scharfe Augen, war aber weder niedergeschlagen noch grausam, sondern gleichsam wie bekümmert und ehrwürdig anzusehen. Hieraus schloß ich nun ganz deutlich, daß dieses das Rathhaus wäre. Nachdem man mich in dasselbe hinein geführt, so sah ich, daß der Boden mit viereckigen Marmorsteinen gepflastert war. Ferner erblickte ich daselbst einen auf einem erhabenen Sessel, gleichsam als auf dem Richterstuhl sitzenden Baum, neben welchem auf jeder Seite sechs Beisitzer, nemlich sechse zur Rechten und sechse zur Linken des Präsidenten, in gehöriger Ordnung, auf eben so viel Stühlen saßen. Der Präsident war ein Palmbaum von mittelmäßiger Größe, der aber von den andern Richtern darin unterschieden war, daß seine Blätter allerhand Farben hatten. Zu beiden Seiten um ihn herum standen vierundzwanzig Stadtknechte, deren jeder mit sechs Beilen versehen war. Dieses war mir in meinen Augen ein schrecklicher Anblick, weil ich aus solcher Rüstung urtheilete, es müßte dieses ein sehr blutdürstiges Volk sein.

Bei meinem Eintrit in das Ratshhaus standen die Rathsherren insgesammt auf, streckten ihre Zweige in die Höhe gen Himmel und nachdem sie

dieses Werk der Andacht verrichtet, setzten sie sich wieder nieder. Nachdem sie sich alle gesetzt, wurde ich vor die Schranken, mitten zwischen zwei Bäume, deren Stämme mit Schaafsfellen überzogen waren, gestellt. Diese letzteren hielt ich für Advocaten und sie waren es auch. Ehe sie anfingen die Rechts-Sache zu führen, wurde der Kopf des Präsidenten mit einigen schwarzen Decken verhüllet. Hierauf hielt der Kläger eine kurze Anrede, welche er dreimal wiederholte, und mein Advocat oder rechtlicher Beistand antwortete ebenfalls mit wenig Worten. Hierauf folgte ein Stillschweigen, das wohl eine halbe Stunde währte. Sodann stand der Präsident, nachdem er die Decken von seinem Haupte weggenommen, auf und als er seine Zweige gen Himmel erhoben, sagte er ganz zierlich etliche Worte, und glaubte ich, daß darinnen mein Urtheil enthalten wäre. Denn nachdem er ausgeredet hatte, wurde ich wieder in mein voriges Gefängniß gebracht, und glaubte ich, man bewahrte mich gleichsam wie in einer Speise-Kammer, aus der man mich kurz hernach auf die Schlachtbank liefern wollte.

Als ich wieder allein war, dachte ich alle dem, was bisher vorgegangen, sorgfältig nach, und mußte über die Thorheit dieses Volkes lachen: Denn es schien mir mehr, als wenn sie eine Comödie gespielt, als die Gerechtigkeit administrirt hätten; denn alles, was ich gesehen hatte, ihre Geberden, Kleidungen, die Art, rechtlich zu verfahren u. s. w., alles dieses schien mir mehr einem lächerlichen Schauspiele, und Gaukelpossen ähnlich, als daß es bei Hegung eines peinlichen Halsgerichtes angebracht werden könnte. Ich erhob also damals in meinen Gedanken die Glückseligkeit unseres Erdbodens, und zog unsere Europäer allen andern Menschen vor. Jedoch, ob ich gleich die Dummheit und den Unverstand dieses unterirdischen Volkes verwarf, so mußte ich dennoch bei mir selbst gestehen, daß es von den unvernünftigen Thieren zu unterscheiden wäre. Denn das Ansehen der Stadt, die Uebereinstimmung der Gebäude und andre Dinge zeigten deutlich genug, daß diese Bäume nicht unvernünftig sein müßten, ingleichen, daß auch Künste und Wissenschaften, sonderlich die Mechanik bei ihnen im Schwange wären.

Indem ich nun also in geheim mit mir selbst redete, trat ein Baum zu mir hinein, welcher einen Triangel in der Hand hatte. Nachdem mir dieser Baum die Brust und den einen Arm entblößet, schlug er mir mit diesem Instrumente recht geschickt die Median-Ader. Und nachdem er mir eine Quantität Blut, so viel er nöthig erachtet, weggelassen, so verband er mir mit nicht weniger Geschicklichkeit meinen Arm wieder. Nachdem er also sein Amt verrichtet, und das Blut stillschweigend und mit Verwunderung angesehen, ging er wieder seiner Wege. Dies bestärkte meine Meinung, die ich von der Thorheit dieses Volks gefasset, noch mehr. So bald aber, als ich die unterirdische Sprache erlernt hatte, und mir alles war erklärt worden, so wurde meine Verachtung in eine Verwunderung verwandelt. Das rechtliche Verfahren mit mir, welches ich so verwegen verworfen, wurde mir also erklärt. Aus der Gestalt meines Leibes hatten sie mich für einen Einwohner des Firmamentes gehalten. Sie hatten ferner geglaubt, ich hätte eine Dame vom ersten Range nothzüchtigen wollen, und dieses Verbrechens wegen,

war ich als strafbar vor Gericht geführet worden. Der eine Advocat hatte mich verklagt und um meine Bestrafung angehalten, der andere hatte zwar nicht die Abwendung, doch aber einen Aufschub der Strafe angerathen, bis man erführe, wer, oder woher ich wäre, ingleichen, ob ich ein unvernünftiges Vieh, oder ein mit Verstand begabtes Geschöpf wäre. Das in die Höhe strecken der Zweige war eine Art des Gottesdienstes, welche sie allemal verrichteten, ehe sie über eine Sache ein Urtheil abfasseten. Die Advocaten waren deßwegen mit Schaffellen bedeckt, daß sie der Unschuld und Aufrichtigkeit in Partei-Sachen eingedenk sein sollten. Und in der That, die Advocaten sind hier insgesammt ehrliche Leute, woraus erhellet, daß es in einer wohlbestellten Republik auch redliche und gewissenhafte Advocaten geben könne. Es sind so strenge Gesetze allhier gegen die Uebertreter gegeben, daß man keinen Betrug oder Falschheit bemänteln kann; die Treulosigkeit erlanget hier keine Vergebung: üble Nachrede findet hier keine statt; die Tollkühnheit ist gleichfalls verbannt, und aller Betrug ist aus dieser Republik verjaget. Das dreimalige Wiederholen ihrer Reden geschahe deswegen weil sie eine Sache sehr langsam faßten, worin dieses Volk von den andern Einwohnern dieses Planetens unterschieden war, denn die wenigsten verstunden, was sie nur so oben hin lasen, oder konnten das begreifen, was sie nur einmal höreten. Wer eine Sache gleich faßte, von dem glaubte man, daß er keine Kraft zu urtheilen besäße, dergleichen Leute wurden selten zu hohen oder bedeutenden Ehrenstellen befördert. Denn sie hatten aus Erfahrung gelernt, daß das gemeine Wesen schlecht bestellt gewesen, wenn dergleichen sogenannte große Köpfe, oder leicht fassende Männer, das Ruder geführet; wenn aber so genannte Dummköpfe, die eine Sache schwerlich faßten, das Regiment verwaltet, so hätten diese allezeit wieder gut gemacht, was jene verderbt gehabt. Dieses schien mir alles höchst ungereimt zu sein, ob ich gleich hernach einsahe, daß es so gar uneben nicht wäre. Am allermeisten aber verwunderte ich mich über die Geschichte des Präsidenten; denn der war eine Jungfrau, die in dieser Stadt, wo sie das Regiment verwaltete, geboren, und von dem Fürsten zum Kadi, oder obersten Richter daselbst verordnet war. Denn bei diesem Volke wird in Besetzung der Aemter keinesweges auf den Unterschied des Geschlechtes gesehen, sondern man sucht die Verständigsten aus, und besetzt die Aemter mit den würdigsten Personen. Damit aber von eines jeden Geschicklichkeit und Gemüths-Gaben ein richtiges Urtheil gefället werden könne, so sind gewisse Seminaria oder Pflanzenschulen angelegt, deren Aufseher oder Directors Karati genennet werden, welches Wort eigentlich einen Untersucher oder Erforscher bedeutet. Deren Amt besteht darinn, daß sie die Geschicklichkeit und die natürlichen Kräfte eines jeden untersuchen, insonderheit aber die Gemüths-Beschaffenheit der jungen Leute genau examiniren, und den Fürsten alle Jahr ein Verzeichniß derjenigen einsenden, welche zu öffentlichen Aemtern geschickt sind, und zugleich anzeigen, worin ein jeder seinem Vaterlande hauptsächlich dienen könnte. Wenn der Fürst dieses Verzeichniß bekommt, so befiehlt er allezeit, die Namen der Candidaten in ein besonderes Buch einzuschreiben, damit er es

nicht vergessen sondern diejenigen gleichsam beständig vor Augen haben möge, die da würdig sind, erledigte Ehrenstellen zubekleiden.

Vorbemeldete Jungfrau hatte vor vier Jahren ein sehr rühmliches Zeugniß von den Karattis erhalten, weßwegen sie auch von dem Fürsten zum Präsidenten des Raths dieser Stadt, in der sie geboren, verordnet worden. Und dieses ist eine beständige und heilig gehaltene Gewohnheit bei den Potuanern, weil sie glauben, daß diejenigen, so an einem Orte geboren worden, auch die Beschaffenheit desselben am besten einsehen könnten. Palmka, so hieß diese Jungfrau, hatte gedachtes Amt schon drei Jahre mit dem größten Ruhme verwaltet, und sie wurde für den allerweisesten und verständigsten Baum in der ganzen Stadt gehalten. Denn sie faßte eine Sache so langsam, daß sie selbige schwerlich begriff, wenn sie ihr nicht drei oder viermal wiederholt und vorgetragen wurde. Was sie einmal faßte, das sahe sie gewiß auch auf das allerscharfsinnigste und klügste ein, und entschied die Rechtssachen mit einer solchen Vorsichtigkeit und Klugheit, daß ihre Aussprüche fast für göttlich gehalten wurden. Denn sie wußte das Recht auf's genauste zu bestimmen, und das Wahre von dem Falschen, wenn es auch noch so sehr verdeckt war, zu unterscheiden. Daher geschah es auch, daß sie in vier Jahren nicht einen einzigen rechtlichen Ausspruch gethan, welcher nicht von dem Oberhofgericht in Potu wäre bestätigt und gerühmt worden. Hieraus sah ich nun gar wohl ein, daß die Verordnung, nach welcher auch das weibliche Geschlecht zu Ehrenstellen erhoben werden konnte, so ungereimt nicht wäre. Doch dacht ich bei mir selber: Wenn bei uns in Bergen des Stadtrichters Frau, anstatt ihres Mannes, das Recht sprechen, oder des Advocaten Severins Tochter, die eine beredete und mit vortreflichen Gemüths-Gaben gezierte Jungfrau ist, anstatt ihres dummen Vaters Processe führen sollte, so würde unsere Rechtsgelehrsamkeit gewiß wenig Schaden darunter leiden, und das Recht nicht so oft gebeugt werden. Ich hatte ferner diese Gedanken darüber, daß die Rechtssprüche, so in den Europäischen Richterstuben in so großer Geschwindigkeit abgefasset, und manchmal so zu sagen aus dem Stegereif genommen werden, schwerlich bestehen würden, wenn sie nach der Schärfe sollten examinirt werden. Und damit ich das Uebrige auch vollends erkläre, so hätte ich folgende Ursache angeben, warum man mir zur Ader gelassen hätte. Wenn jemand eines Verbrechens überzeugt war, so wurde er anstatt des Staupenschlages, Hände und Füße Abhackens, oder den Kopf herzugeben, bloß zur Aderlasse verurtheilt, damit sie erst sehen möchten, ob das Verbrechen aus Bosheit geschehen, oder ob es von verderbtem Geblüte herzuleiten, und ob vielleicht der Missethäter durch dieses Mittel wieder zurechte gebracht werden könnte; daß also die Richter mehr auf Besserung als auf Bestrafung ihr Absehen richteten. Jedoch begriff diese Verbesserung gleichwol eine Art der Strafe in sich, weil es eine Schande war, wenn sich jemand auf richterlichen Ausspruch die Ader öffnen lassen mußte. Beging jemand ein Verbrechen noch einmal, so wurde er von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und pflegte nach dem Firmamente, wo ein jedes ohne Unterschied aufgenommen wurde, relegirt zu werden. Von diesem Elende und

dessen Beschaffenheit wird bald ein mehreres gesagt werden. Daß aber der Chirurgus, so mir die Mediánader geschlagen, bei Anschauung meines Blutes erstaunt, war deswegen geschehen, weil die Einwohner dieses Planeten, anstatt des Blutes, einen gewissen weißen und flüßigen Saft haben, der durch die Adern läuft, je weißer nun derselbe ist, je höher und heiliger wird er geschätzet." — —

Unser unterirdischer Reisender verscherzte die Gunst der weisen Bäume, indem ihn der Vorwitz trieb, als Reformator ihrer Verfassung aufzutreten. Man machte ihm einen Hochverrathsproceß und verurtheilte ihn zur Verbannung nach dem Firmament.

Es lassen sich nämlich auf dem binnen-irdischen Planeten Nazar, wo der Baumstaat Potu liegt, jährlich zweimal gewisse ungeheuer große Vögel sehen. Diese nennen die Leute Cupac, oder Postvögel. Die Reise, welche Klim, mit Hilfe eines dieser gefiederten Locomotiven machte, soll er nunmehr zur Erheiterung des Lehrers selber erzählen.

„Die Postvögel, sagt er, kommen zu gewissen bestimmten Zeiten an, ziehen auch zu gewissen und gesetzten Zeiten wieder weg. Ueber diese ordentliche Zeit, die sie in ihrer Ankunft so wohl, als in ihrem Abzuge halten, haben sich die unterirdischen Naturkündiger schon lange die Köpfe zerbrochen. Einige halten dafür, sie würden durch eine gewisse Art sehr großer Fliegen, die zu der Zeit sehr häufig zu finden, und welche ihre liebste Speise sind, angelocket, daß sie auf diesen Planeten herab kämen, und ich trage selber kein Bedenken, ihrer Meinung beizupflichten. Andere glauben, diese Vögel würden von den Einwohnern des Firmaments dergestalt abgerichtet, daß sie sie wie Falken und andere Raubvögel in andere Länder auf den Raub ausschicken könnten. Diesen Satz wollen sie durch die besondere Sorgfalt und Geschicklichkeit beweisen, welche gedachte Vögel anwenden, wenn sie nach verrichteter Reise ihren Raub niedersetzen. Ja sie zeigen auch aus andern Umständen, diese Vögel wären entweder mit allem Fleiß abgerichtet, oder sie müßten gar mit Vernunft begabt sein: denn wenn die Zeit heran nahet, daß sie wieder weg ziehen wollen, werden sie dermaßen kirre und zahm, daß sie Netz und Garn über sich werfen lassen, unter welchen sie etliche Tage ganz ruhig und unbeweglich liegen bleiben, und mit Ungeziefer gespeiset werden, dessen man zu der Zeit eine große Menge auffängt und sammelt. Denn durch diese Speise lassen sie sich noch so lange aufhalten, bis man alles zubereitet hat, was diejenigen vonnöthen haben, welche relegirt werden sollen. Dieses geschieht nun folgender Gestalt. An die Netze, unter welchen diese Vögel verstrickt liegen, wird eine Kiste oder Kasten mit einem Stricke fest angebunden. Ein jeder solcher Kasten ist nur auf einen Baum oder eine Person eingerichtet. Wenn nun die Zeit ihres Abzuges herzu kommt, und die Fliegen abnehmen, welche ihnen zur Speise dienten, so schwingen sie sich in die Höhe, und fliegen wieder auf und davon. Auf diese Weise war das wunderbare Fuhrwerk beschaffen, auf welchem ich, nebst andern Gefangenen, in eine neue Welt geführt werden sollte. Ich hatte damals zwei Bürger aus Potu zu Reisegefährten, welche anderer Verbrechen wegen das

Elend wandern mußten. Der eine war ein Metaphysicus, welcher die Gesetze dadurch übertreten, daß er von dem Wesen Gottes und der Natur der Geister disputirt hatte. Anfänglich hatte man ihn zur Ader gelassen, als man ihn aber kurz darauf wieder ertappt, wurde ihm die Relegation nach dem Firmament zuerkannt. Der andere war ein Schwärmer, welcher wider die Religion und obrigkeitliche Gewalt Zweifelknoten geknüpft und auf diese Weise alle beide zu stürzen schien. Da alle Vorstellungen und Beweisgründe, wie es bei dergleichen Schwärmern ordentlich zu geschehen pflegt, auch bei diesem Fanatiker nichts fruchten wollten, wurde er als ein halsstarriger Kopf, von dem keine Besserung zu hoffen, in die Acht erklärt und nach dem Firmament relegirt. Es waren also damals unserer drei zu dieser wunderbaren Reise bestimmt, nämlich ein Projectmacher, ein Metaphysicus und ein Schwärmer." (Fortsetzung folgt.)

Militairische Miscellen.

Schreiben des Königs an die Königin über die Schlacht bei Königgrätz.

(Aus der „Provinzial-Corresp.")

(Das nachfolgende Schreiben ist in einem großen Theile der Zeitungen schon vor einiger Zeit veröffentlicht worden. Da sich jedoch in dem Abdruck mehrere Irrthümer eingeschlichen hatten, so erscheint es angemessen, das geschichtlich bedeutsame Schriftstück hier im getreuen Wortlaute wiederzugeben und dabei einige der früheren Abweichungen ausdrücklich zu berichtigen.)

Horritz, 4. Juli. Am 2. verließ mich Fritz Karl (Prinz Friedrich Karl) um 3 Uhr Nachmittags nach einem Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, den durch Märsche und Kämpfe erschöpften Mannschaften 1—2 Ruhetage zu gönnen. Um ½11 Uhr Abends traf jedoch Voigts-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeutung der Recognoscirungen des Tages zu melden, die dahin ging, daß bedeutende feindliche Massen von Josephstadt nach Königgrätz diesseits der Elbe sich von 8—3 Uhr bewegt hätten, Gefangene aussagten, die Armee konzentrire sich zwischen Elbe und Bistritz und Königgrätz; es wurde mir daher vorgeschlagen, den günstigen Umstand, daß die feindliche Armee sich diesseits der Elbe schlagen zu wollen scheine, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten. Zu dem Ende sollte sich die erste Armee mit dem 2., 3. und 4. Corps im Centrum, Sadowa vor sich habend, aufstellen, General Herwarth mit seinen 1½ Corps über Rechanitz in die linke Flanke, Fritz mit der 2. Armee, Garde, 1., 5., 6. Corps von Königshof, seinen

linken Flügel längs der Elbe[1]), in die rechte Flanke vorgehen. Erst um Mitternacht hatte ich mit General Moltke Alles festgestellt: bestimmte meinen Aufbruch um 5 Uhr früh, da die Armee sofort Nachts 2 Uhr den Marsch anzutreten hatte. Ich hatte fast 4 Meilen zu fahren und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind diesseits der Elbe stehen könne. Aber nur zu bald sollte sich die Richtigkeit herausstellen. Als ich in einem kleinen Dorfe, Dub, zu Pferde stieg, regnete es und dauerte derselbe mit langen Unterbrechungen den Tag über an. Schon bei den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denselben mit Hurrah begrüßt. Das Gefecht fing so eben 8 Uhr mit Artilleriefeuer des 2. Corps an, als ich in Sadowa ankam und auf einer Höhe Posto faßte; dies Corps stand rechts von hier. Die Division Horn (8. Division) ging bei Sadowa über die Bistritz und griff vorliegende waldige Höhen an, gewannen bei der Heftigkeit der Vertheidigung wenig Terrain, die 7. Division (Fransecki) entwickelte sich mehr links, mit gleich schwankendem Erfolge, Herwarth griff schon nach $1\frac{1}{2}$ Stunden, von Nechanitz kommend, ins' Gefecht ein, welches von nun an fast während 5 Stunden hauptsächlich in Artilleriegefecht bestand, untermischt mit Infanteriegefecht in waldigen Bergen. Mit Sehnsucht sahen wir dem Eintreffen der 2. Armee entgegen, denn bei diesem langen Artilleriekampf mußte dieselbe mehrere Male bereits ihre Reserve-Munition verausgaben.

Das Infanteriegefecht schwankte hin und her. Endlich entdeckten wir die ersten Spuren der Annäherung des Garde-Corps, aber das Gefecht konnte man nicht sehen, indem es jenseits einer Höhe vor sich ging und man nur dasselbe aus der feindlichen Flankenstellung annehmen konnte. Trotz dieser Umgehung und trotz des allmäligen, sehr langsamen Vordringen Herwarth's hielt der Feind in dem Centrum immer noch festen Stand[2]). Jetzt wurde die 5. Brigade (Schimmelmann) Leib-, 48. Regiment zur Unterstützung des Angriffs auf das Centrum vorgenommen. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten [während Piefke im Marsch[3]) „Heil Dir im Siegerkranz ꝛc." blies, ein ergreifender Moment]. Plötzlich wurde das Artilleriefeuer im Centrum schwächer und wurde Cavallerie verlangt, ein Zeichen, daß der Feind anfange zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfing, sich durch den Flankenangriff der 2. Armee zu entscheiden, und ritt mit der Cavallerie vor.

Hier stieß ich zuerst auf die im vollen Avanciren begriffene (Tambour battant) 2. Garde-Division und Theile des Garde-Füsilier-Regiments[4]) in Mitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben, die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe

1) Nicht: „links der Elbe", wie es im früheren Abdruck hieß.
2) Nicht: „einen festen Standpunkt".
3) Nicht: „einen Marsch".
4) Dieser Satz war im früheren Abdruck gänzlich entstellt.

zum Jubeln und überall das nicht enden wollende Hurrahrufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen! So traf ich auch noch die Truppen des 1., 6. und 5. Armee-Corps, auch mein Infanterie-Regiment; vom 8. Corps nur das 8. Jäger- und vom 7. nur das 17. Regiment, die übrigen waren zu weit schon entfernt in Verfolgung des Feindes. Jetzt brachen unsere Cavallerie-Regimenter vor, es kam zu einem mörderischen Cavallerie-Gefecht vor meinen Augen, Wilhelm an der Spitze seiner Brigade, 1. Garde-Dragoner-, Ziethen-Husaren, 11. Ulanen- (Hohenlohesches) Regiment gegen österreichische Kürassiere, Ulanen die total culbutirt wurden, und das Gefechtsfeld, das ich gleich darauf beschritt, sah fürchterlich aus, von zerhauenen Oesterreichern todt; lebend!

So avancirte[5]) dann wieder die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe wo jenseits dieses Flusses noch sehr heftiges Granatfeuer erfolgte, in das ich auch gerieth, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte. Ich ritt aber nun noch immer umher, um noch ungesehene Truppen zu begrüßen, wo ich Mutius, Württemberg und Bonin auch antraf. Alle diese Wiedersehen waren unbeschreiblich!! Steinmetz, Herwarth fand ich nicht. Wie sah das Schlachtfeld aus! Wir zählten 35 Kanonen, es scheinen über 50 genommen zu sein, mehrere Fahnen, Alles lag voller Gewehre, Tornister, Patronentaschen, wir rechnen bis heute 12,000 Gefangene; hier befinden sich 50 gefangene Offiziere; — Aber nun den Revers der Medaille. Unser Verlust ist noch nicht ermittelt, er wird hoch sein. Daß General Hiller von der Garde geblieben ist, wirst Du schon wissen, ein großer Verlust! Anton Hohenzollern hat 4 Gewehrkugeln im Bein! ich weiß nicht, wie es ihm heute geht! er soll enorm brav gewesen sein. Erckert ist schwer blessirt, ebenso Oberst Obernitz am Kopf. Das 1. Garde-Regiment hat solche Verluste, daß aus 2 Bataillonen eins formirt ist!! In welcher Aufregung ich war, kannst Du denken! Und zwar der gemischtesten Art!! Freude und Wehmuth. Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz (dem Kronprinz) mit seinem Stabe! Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten! Also völlige Ueberraschung! — Einstens Alles mündlich! Erst um 11 Uhr war ich hier, ohne Alles, so daß ich auf einem Sopha kampirte.

Kein Ereigniß der physischen und politischen Welt greift wohl so tief und mächtig in alle Verhältnisse des öffentlichen und häuslichen Lebens ein, erstreckt seine Wirkungen und Folgen so weit und allgemein auf alle Gebiete und Zweige der menschlichen Thätigkeit, wie der Krieg und die in ihm entfesselten furchtbaren Gewalten. Jedermann weiß dies und Millionen Menschen haben es leider eben erst in der traurigsten und schmerzlichsten Weise empfunden. Daß aber der Krieg mit seinem Schlachtengetümmel und Ka-

5) Nicht: „concurrirte“.

nonendonner außer dem politischen Horizonte auch noch den wirklichen sichtbaren Horizont umwölken und einen fühlbaren Einfluß auf die meteorologischen Verhältnisse in unserer Atmosphäre ausüben könne, und daß insbesondere das seit den letzten, auf dem böhmischen und bayerischen Kriegsschauplatze geschlagenen großen Schlachten in ganz Mittel- und Westeuropa herrschende Sturm- und Regenwetter mit den in jenen Treffen stattgehabten furchtbaren Kanonaden im Zusammenhange stehen soll, ist gewiß den meisten unserer Leser ganz neu und dürfte bei Vielen gerechtes Erstaunen erwecken.

Was wir hier aussprechen, ist aber nicht etwa Scherz oder Phantasie eines müßigen Kopfes, sondern bildet den Gegenstand eines ernsten, anscheinend wissenschaftlichen und auf thatsächliche Beobachtungen sich stützenden Artikels, der kurze Zeit nach der Schlacht bei Königgrätz in einem vielgelesenen französischen Journale, dem Publicateur des Côtes-du-Nord, erschien und seitdem auch in wissenschaftliche Blätter übergegangen ist. Wenn wir uns nun auch vor der Hand mit den darin aufgestellten Ansichten und Theorien keineswegs einverstanden erklären können, so bietet der fragliche Artikel durch die darin entwickelten originellen und immerhin nicht ganz unbeachtenswerthen Ideen so viel Interesse dar, daß wir glauben, denselben unsern Lesern mittheilen zu sollen und wir lassen ihn deshalb nachstehend in freier Uebersetzung hier folgen. Derselbe lautet:

„Denjenigen, welche das, was in der physischen Natur um sie her vorgeht, mit einiger Aufmerksamkeit zu beobachten gewöhnt sind, ist jedenfalls die auffallend garstige Witterung nicht entgangen, welche während der letzten 8 Tage (es ist hier von der auf die Schlacht bei Sadowa folgenden Woche die Rede) herrschte und durch häufige Regengüsse mit starkem Platzregen untermischt, durch stürmischen, oft in kurzen Stößen auftretenden Wind, durch einen trüben und umschleierten Himmel, an welchem die schweren Wolken unaufhörlich mit großer Geschwindigkeit und stets in derselben Richtung dahinzogen, sowie durch ein auffallendes Sinken des Barometers am Abend des 3. Juli, des eben erwähnten Schlachttages, charakterisirt war.

Woher rührten nun diese auffallenden Störungen in dem Gleichgewichtszustande der Atmosphäre und namentlich die lang andauernden Regengüsse? Offenbar von den ungeheuren zwischen den Preußen und Oesterreichern geschlagenen Schlachten, welche bekanntlich von dem großartigsten Artillerie- und Kleingewehrfeuer begleitet waren, durch dessen Wirkung die in der Luft aufgelösten Wasserdämpfe verdichtet und in Form von Wassertropfen als Regen niedergeschlagen wurden. Die nächste Folge hiervon besteht darin, daß, da das tropfbare Wasser einen 1700 Mal kleineren Raum einnimmt, als der Wasserdampf, an dem Orte, wo diese Verdichtung des Wasserdampfes in der Luft stattfindet, ein luftleerer oder besser gesagt, luftverdünnter Raum entsteht, den die umgebende Luft auszufüllen strebt, da in dem Luftmeere ebenso wenig ein luftleerer Raum bestehen kann, als in dem Wasserocean. Die Luft strömt daher mit großer Gewalt von allen Punkten des Horizontes nach dem betreffenden Orte und bringt durch diese translatorische Bewegung in den höheren Schichten der Atmosphäre eine Luftströmung oder, wie wir sagen, einen Wind

hervor, welcher um so heftiger ist, je bedeutender jene durch die Wirkung der Kanonade verursachte Wasserdampfverdichtung und Luftverdünnung war. Mit diesen Luftströmungen werden aber zugleich auch die darin schwebenden und aus den Ausdünstungen der Meere und Flüsse entstandenen Wolken nach derselben Gegend hingetrieben und daselbst gleichfalls zu Regen verdichtet, so daß hiernach ein Schlachtfeld gleichsam wie eine Saugpumpe wirkt, welche die in der Luft enthaltenen Wasserdünste von allen Seiten herbeizieht, um sie sofort in Regen zu verwandeln. Diese Wolken gelangen jedoch natürlich nicht alle bis zum Orte der Kanonade, sondern gehen zum großen Theile schon unterwegs durch das Zusammentreffen mit andern kalten Luftströmungen oder mit starken, durch Glocken oder Geschütze hervorgebrachten Schallwellen in Regen über.

Da, wie gesagt, der Kanonendonner, so wie überhaupt die Vibrationen aller schallenden Körper die Fähigkeit besitzen, den Wasserdampf der Luft zu condensiren und folglich ein Steigen des Barometers zu bewirken, so scheint es auffallend, daß am 3. Juli, dem Tage der Schlacht bei Sadowa, gegen Abend ein Sinken der Quecksilbersäule eintrat. Doch erklärt sich diese Erscheinung andererseits gerade aus jenen durch das Geschützfeuer hervorgebrachten horizontalen Luftströmungen und überhaupt aus der stürmischen Bewegung, in welcher sich die Atmosphäre an diesem Tage befand, wo der Wind fast beständig mit sturmartiger Heftigkeit wehte. Es ist leicht einzusehen, daß die Wirkung der Schwere der Luft hierdurch wesentlich vermindert und somit der verticale Druck derselben auf das Quecksilber merklich verringert werden muß, wie denn auch das Barometer nach wieder eingetretener Windstille sofort zu steigen begann, und schon am darauffolgenden Morgen wieder dieselbe Höhe wie vor Beginn der Schlacht erreicht hatte.

Daß die Schlacht bei Königgrätz, sowie die schon vorangegangenen großen blutigen Treffen, von heftigen Regengüssen begleitet waren, ist aus den desfallsigen Zeitungsberichten allgemein bekannt und geht auch aus der amtlichen Depesche des Feldzeugmeisters Benedek an den Kaiser hervor, worin derselbe sagt, daß nach einem fünfstündigen, glänzenden und den österreichischen Waffen günstigen Kampfe die Preußen, durch den Regen unterstützt, sich unbemerkt in Chlum festsetzten, sowie daß der durch den Regen auf den Boden herabgedrückte Pulverdampf verhindert habe, den verhängnißvollen Flankenangriff des Kronprinzen rechtzeitig zu bemerken. Eben so constatirt ein officieller Bericht, daß in dem an demselben Tage stattgehabten Treffen bei Monte Suello die Freiwilligen nicht feuern konnten, weil der Regen (die Folge der vorhergegangenen Schlacht bei Custozza) ihre Munition unbrauchbar gemacht hatte.*)

Was übrigens hier stattfand, ist durchaus nichts Ungewöhnliches, sondern kam während des letzten italienischen Feldzuges im Jahre 1859 sehr häufig

*) In gleicher Weise ergiebt sich aus der Mittheilung eines baierischen Offiziers in der Allgemeinen Zeitung über die Schlacht bei Roßdorf, daß auch hier dasselbe Unwetter herrschte. „Die Mannschaft, schreibt der Berichterstatter, mußte buchstäblich im Moraste waten und ein heftiger Wind peitschte ihr den Regen in's Gesicht.“ Anm. d. V.

vor, wo es fast nach jeder Schlacht regnete, wenn das Unwetter nicht schon im Laufe der Schlacht begonnen hatte. In der Regel brachen jedoch die von Donner und Blitz begleiteten Regengüsse erst nach Beendigung der Kanonade aus und dauerten alsdann während eines Theils der Nacht fort. Man erinnert sich wohl noch des furchtbaren Orkans, der auf dem Schlachtfelde von Solferino wüthete. Gleichzeitig herrschten damals während dieses Krieges in verschiedenen Theilen Europa's zahlreiche Gewitter und Stürme.

Heute steht nun die Quecksilbersäule im Barometer wieder sehr hoch; was zu erkennen giebt, daß bedeutende Regengüsse stattgefunden haben. Außerdem geriethen die Wolken, welche sich seit den letzten 8 Tagen beständig und mit großer Geschwindigkeit in der Richtung nach dem Kriegsschauplatze zu bewegten, gestern plötzlich ins Stocken und ziehen nun heute gegen Süden; auch der Wind hat sich gleichfalls fast ganz gelegt.

Alle diese Thatsachen dürften wohl denjenigen die Augen öffnen, welche die Wirkung des Geschützfeuers auf die Atmosphäre und die darin stattfindenden meteorologischen Processe bestreiten."

Was wir nun vor Allem an dieser Darlegung auszusetzen haben, ist, daß dieselbe Alles, nur nicht die Hauptsache erklärt, nämlich die Art und Weise, wie der Kanonendonner jene angebliche Verdichtung der in der Luft enthaltenen Wasserdämpfe und hierdurch die Entstehung von Regen bewirkt. Die Bildung des Regens erfolgt bekanntlich dadurch, daß die Luft, welche bei jeder Temperatur nur eine gewisse, der sog. Sättigungscapacität entsprechende und mit steigender Temperatur wachsende Wassermenge aufzunehmen vermag, sich durch die Wirkung einer kalten Luftströmung oder einer sonstigen Erkältungsursache so weit abkühlt, daß sie nicht mehr allen vorher in ihr enthalten gewesenen Wasserdampf aufgelöst behalten kann und in Folge dessen den Ueberschuß desselben in Form von Wassertropfen als Regen ausscheidet. Daß aber auch die durch den Knall der Geschütze in der Luft erzeugten Vibrationen oder Schallwellen dieselbe Wirkung, wie eine Temperaturerniedrigung zu äußern vermögen, wäre erst noch zu beweisen und bildet daher eine vor der Hand unstatthafte Voraussetzung.

Ferner leitet der vorstehende Artikel die Entstehung der die Wolken mit sich führenden Luftströmungen von einer durch den Wasserniederschlag auf dem Schlachtfelde hervorgebrachten Luftverdünnung ab, vergißt aber dabei ganz die ungeheuere Menge von Kohlensäure- und Stickstoffgas, welche sich aus der bei einer längeren Kanonade verschossenen colossalen Masse Pulver auf dem Kampfplatze entwickelt und weit eher eine Verdichtung, als Verdünnung der Luft bewirken könnte.

Nichtsdestoweniger möchten wir, wenn auch der mitgetheilte Aufsatz in seinen Consequenzen zu weit geht und in manchen Punkten zu sehr die Phantasie walten läßt, dennoch gleichfalls annehmen, daß eine so ungeheuere Erschütterung, wie sie eine lang andauernde Kanonade in der Luft hervorbringt, wohl nicht ganz ohne Wirkung auf gewisse atmosphärische Vorgänge sein und vielleicht wirklich die Ursache der Entstehung von Regen oder Wind an Ort und Stelle bilden könne.

Doch glauben wir, daß eine derartige Wirkung weit eher in dem Spiele electrischer Kräfte zu suchen wäre, deren Auftreten sich in dem vorliegenden Falle aus der bei dem Geschützfeuer stattfindenden chemischen Zersetzung großer Massen von Schießpulver, aus der durch das stoßweise Ausströmen der erhitzten Gase bewirkten abwechselnden Erwärmung und Erkältung der Luft, aus dem mächtigen Druck und Stoß dieser Gase, aus der hierdurch bedingten Zusammenpressung und Wiederausdehnung der Luft, aus der Reibung zahlloser die Luft durchschneidenden Geschosse ꝛc. leicht und naturgemäß erklären ließe, indem alle diese physikalischen und chemischen Vorgänge Ursachen der Electricitätserzeugung sind. Nun ist es aber bekanntlich die Anhäufung großer Mengen von Electricität in der Luft, welcher die Gewitter sammt Donner und Blitz ihre Entstehung verdanken und es wären somit, nach unserer Anschauung, die auf Schlachtfeldern beobachteten meteorologischen Erscheinungen als das Ergebniß eines künstlichen, durch die großartige Electrisirmaschine der Artillerie erzeugten Gewitters zu betrachten, wofür namentlich auch der Umstand spricht, daß die oben angeführten Regengüsse während des italienischen Feldzuges von 1859 in der Regel von Blitz und Donner begleitet waren.

Jedenfalls würde es sich der Mühe lohnen, weitere Nachforschungen über diesen Gegenstand in der neueren Kriegsgeschichte (denn diese kann wegen der neuesten Vervollkommnung und ausgedehnteren Anwendung der Artillerie allein maßgebende Aufschlüsse in dieser Hinsicht bieten) anzustellen und insbesondere zu constatiren, ob während der großartigen Belagerungen von Sebastopol und Gaëta in Folge der dabei stattgehabten Tage lang dauernden Bombardements aus Geschützen des größten Calibers ähnliche Erscheinungen beobachtet wurden. Flüchtige Studien, die wir im Interesse dieser Mittheilung in der modernen Schlachtengeschichte vornahmen, welche aber wegen der Kürze der Zeit nur wenig umfassend sein konnten, ergaben in dieser Richtung bis jetzt sehr dürftige Resultate, da die gewöhnlichen Schlachtenberichte nur sehr seltene und spärliche Andeutungen über die Witterungsverhältnisse enthalten. Nur in der Beschreibung der Schlacht bei Wagram fanden wir bis jetzt die Angabe von einem furchtbaren Gewitter und Sturm, welche den Uebergang der Franzosen von der Insel Lobau auf das linke Donauufer begleiteten.

Um daher die in Rede stehende allgemein interessante Frage zu entscheiden, muß der Naturforscher vor Allem die Mitwirkung des sachkundigen Geschichtsforschers anrufen. (Pf. Ztg.)

---

* Die Zündnadelgewehrfrage ist in London in ein neues Stadium getreten. Nachdem die Frage nach der Wirksamkeit dieser Waffe und welchen Antheil sie an den preußischen Erfolgen gehabt, genügsam erörtert worden, so handelt es sich jetzt darum, wem die Ehre der Erfindung gebühre, worauf den bereits von Mehreren Anspruch gemacht wird. Nach dem technischen Wochenblatte The Builder war der Erfinder des Princips, ein Gewehr abzufeuern vermittelst einer Nadel, die in eine in der Patrone befindliche ex-

plosive Masse eindringt, ein Hr. Hanson von Hudderfield, der die Erfindung dadurch vollständigt habe, daß er zu eigenem Gebrauch ein Hinterladungsgewehr mit der genannten Vorrichtung verfertigte. Hanson habe die Erfindung einem Freunde, dem Gewehrfabrikanten Golden, geschenkt, der bereits im Jahre 1843 in Patent darauf genommen. Drei Jahre später habe der König von Preußen von Hrn. Golden, auf sein Ersuchen, zwei Gewehre mit der neuen Construction erhalten. Ein Dubliner Tageblatt nimmt die Ehre der Erfindung des preußischen Zündnadelgewehrs mit seiner eigenthümlichen Patrone für Irland in Anspruch. Der erste Erfinder sei Captiän Whitley vom 9. Infanterie-Regiment gewesen, der im Jahre 1823 ein Gewehr dieser Construction in einer Dubliner Fabrik anfertigen lassen und auch bereits Schritte gethan habe, um ein Patent darauf zu erlangen; er habe seine Erfindung der Regierung mitgetheilt, sei aber dort auf solche Kälte und Gleichgiltigkeit gestoßen, daß er entmuthigt von ihrer weitern Verfolgung abgestanden.

Correspondenzen.

Berlin. Am Donnerstag, den 16. d. Mts., fand in dem Kroll'schen Locale das Festdiner statt, welches Männer, allen politischen Richtungen angehörend, den drei Preußen gaben, denen wir nächst König Wilhelms Heldensinn die neue Kräftigung unseres Vaterlandes zu verdanken haben. Das Berliner Fremden- und Anzeige-Blatt giebt folgende lebhafte Schilderung des Festes: Unter der Königlichen Loge waren vier Willkommensgrüße angebracht*), die Bühne prangte im Waffenschmuck und jedem der jüngst erfoch-

*) Also lautend: Unter dem Bilde des Königlichen Herrn:

Habt Alle Acht:
Was wir gemacht,
Ob Viel, ob Wenig,
Alles durch und für den König!

Die drei anderen:

In Worten kurz,
In Thaten stark,
Dem Feinde Trutz,
Treu bis in's Mark:
Hoch Bismarck!
Seiner Verdienste Sohn,
Eine Stütze dem Thron,
Landesdank zum Lohn
Hoch General v. Roon!
Der wohl beacht't
Des Feindes Macht,
Voraus bedacht
Hat Marsch und Schlacht,
Wo Moltke wacht,
Wird's gut gemacht!

tenen Siege war eine Gedenktafel gewidmet worden. Um 6 Uhr fanden sich die Gäste ein, welche mit Ausnahme der Haupttafel an 20 Nebentafeln sich nach freier Wahl placiren konnten. — Die Haupttafel war für die Ehrengäste bestimmt, sie umfaßte 54 Plätze, die fast ausschließlich von Excellenzen eingenommen wurden, deren wir ein halbes Hundert, darunter die sämmtlichen hier weilenden Minister zählen konnten. — Das Herrenhaus war gering vertreten, das Abgeordnetenhaus und der Magistrat hatte dagegen viele seiner Mitglieder dort vereint. Gegen halb sieben Uhr erscheinen die drei Ehrengäste welche von den Mitgliedern des Festcomités empfangen und unter den Klängen von Piefke's Königgrätzer Marsch zu ihren Plätzen geleitet wurden. Der Minister-Präsident hatte den Grafen Stollberg und den General Dr. v. Brandt zu Nachbarn, den Oberbürgermeister Seydel zu seinem vis-à-vis, welcher von dem Minister von Roon und General-Lieutenant von Moltke in die Mitte genommen wurde. Ein Blick auf die Speisekarte genügte, um alle Bangigkeit zu verscheuchen, das Diner könne eines jener Zweckessen werden, auf denen der edle Rebensaft die Macht verliert, die Langeweile zu bannen. Betrachten wir zunächst vom künstlerischen Standpunkt die Speisekarte, so finden wir eine sehr geschmackvoll mit Geschick ausgeführte Arbeit. Unter dem Wahlspruch: Non soli cedit! beschirmt Preußens Aar Norddeutschland. Mit Eichenlaub umkränzt sehen wir in Medaillonform die Portraits der Ehrengäste vor uns; den Schluß der Karte, der mit den preußischen Siegesfahnen ein Grenadier und ein Reiter zur Seite stehen, bildet eine Miniatur-Ansicht der Schlacht von Königgrätz. Was die Speisekarte selbst anlangt, so wollen wir sie wegen des darin vorwaltenden Humors hier folgen lassen:

Eßzettel.
(Französ'sch Menu.)

Suppe, Gastein, in Schleswig-Holstein eingebrockt.
(Consommée à l'imperatrice.)
Ochsenzartes aus den preußischen Marschen.
Schlesische Hähnchen über der Grenze gerupft.
(Poulet de Sagan à la Mongelas.)
Rheinlachs, Sie sollen ihn nicht haben!
(à la Colbert.)
Ostender Steinbutte. Geht uns nichts an!
(à la métropole.)
Blumenkohl (au gratin) à la Beust, ausnahmsweise mit Wiener Würstchen.
Schoten, im Stillen zu genießen.
(à la Chartreuse.)
Rehzimmer aus Schloß Nicolsburg.
Junge Puten, denen der Kamm zu sehr geschwollen war.
Salat (italienischer).
Eis-Panachée — Reichsarmee!
Dessert. Knackmandeln für den Friedensschluß.

Trinkzettel.

Rothwein, das natürliche Getränk der Norddeutschen.
Bordeaux.
1858. Chateau Citron. Marke: Hurrah Preußen!
„ Chateau Leoville. Marke: Königgrätz! Zündnadel!
Rheinwein, eigenes Gewächs.
1857. Rüdesheimer, Marke: Affenthaler Geschwindigkeits-Wein.
1857. Johannisberger, Marke: Main-Linie.
Champagner.
Jaquesson. Adlerwein.
Fleur de Bouzy.

Wie oben gesagt, bei einer solchen Speisekarte kann man schon frohen Muthes sein und dem Humor die Zügel schießen lassen. Und so war es auch. — Nach dem zweiten Gange brachte der Graf Stolberg die Gesundheit Sr. Majestät aus. Derselbe hob hervor, daß dem Könige der Fehdehandschuh nicht blos von Oesterreich, sondern gleichzeitig auch von fast ganz Deutschland hingeworfen worden sei, daß er ihn habe nothgedrungen aufnehmen müssen. Gott habe gnädig ihn in die Siegesbahn geleitet; er möge alle Zeit ein Mehrer des Reiches werden und das Volk an ihm hängen in deutscher Treue und preußischem Gehorsam. Nachdem unter donnernden Hochs die Gläser geleert worden, erhob sich der Vorhang. Auf der Bühne sahen wir die kolossale Büste des Königs und die kleineren des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl. Frau Wallner sprach als Borussia eine Festrede, die mit dem Wunsche schloß: Deutschland möge in Preußen neu erstehen! Darauf legte sie vor der königlichen Büste einen Lorbeerkranz nieder und die Gäste stimmten „Heil Dir im Siegerkranz“ mit zum Theil neu unterlegten Versen an.

Während des vierten Ganges bat Herr Ober-Bürgermeister Seidel um volle Gläser. — Derselbe erklärte, es gäbe Momente, welche über das Geschick ganzer Völker entschieden und so wäre denn nicht für uns Preußen allein, sondern für ganz Deutschland ein Stufenjahr angebrochen, in welchem wir Schritt vor Schritt die Bahn des Sieges vorschreiten würden. Herr Seidel (leider waren bei der mangelhaften Akustik die Herren Redner in den Logen fast gar nicht zu verstehen) gab darauf ein kurzes Resumé der letzten Zeitepoche mit besonderem Bezug auf die Wirksamkeit und Regsamkeit in unserer Residenz und schloß seine Worte mit einem Hoch auf den Mann, der mit unerschütterlichem Muthe und mit fester Willenskraft in dieser ernsten Zeit das Staatsruder sicher gelenkt, eben so auf die, welche das Heer so organisirt, daß es die glorreichen Siege hat erfechten können, und ihnen genau die Bahn vorgezeichnet, auf der unseren Fahnen der Sieg werden mußte. — Als darauf der Minister-Präsident einige Momente später selbst das Wort und gleichzeitig Namens der beiden anderen Ehrengäste nahm, trat eine derartige Aufregung unter der Versammlung ein, daß Niemand an den Nebentischen sich setzen wollte, um keine Sylbe zu verlieren, so daß

Graf Bismarck eine längere Pause machen mußte, bis er zu Worte kommen konnte. Der Ministerpräsident sagte:

Erlauben Sie mir, meine Herren, daß ich wenige Worte des Dankes spreche im Namen der beiden Herren Generale mir gegenüber und in meinem eigenen Namen für die beredten Worte, mit denen der Herr Ober-Bürgermeister dieser Stadt mir gegenüber unser Drei gedacht hat. Wir nehmen Ihren Dank, Ihre Wünsche, Ihre Anerkennung in so weit entgegen, als wir alle Drei der großen Körperschaft angehören, deren Gesundheit mein verehrter Herr Nachbar mir zur Rechten hier ausgebracht hat, dem preußischen Heere; (Bravo) wir nehmen kein andres Verdienst in Anspruch als dasjenige dieser Körperschaft, und ich nenne sie mit Stolz die erste der civilisirten Welt (Bravo), der wir an unserer Stelle angehören, ein jeder nach der militärischen Ordnung, die uns angewiesen wird im Dienste des Königs. In diesem Sinne, meine Herren, danke ich Ihnen von Herzen aufrichtig in meinem eigenen Namen, und ich bin überzeugt, damit auch die Meinung der beiden hochgestellten Generale, die mir gegenübersitzen, auszusprechen. Wenn es aber der Herr Ober-Bürgermeister dieser Stadt war, der Ihren Wünschen für uns Ausdruck gab, so lenkt sich der Gedankengang natürlich auf das große Gemeinwesen, in dessen Mitte wir uns hier befinden, dem wir durch mehr oder weniger enge und nahe Bande, sei es auch nur als vorübergehende Einwohner, angehören. Dies Berlin gilt im Ausland als der Preußen vertretende Typus (Bravo! Heiterkeit). Wir müssen uns das gefallen lassen; (Bravo!) denn ich wenigstens verlange nach Herz, Hand und Mund, nie besser vertreten zu werden (Bravo). Was den Mund anbelangt, so brauche ich mich darüber nicht weiter auszulassen (Heiterkeit); die Beredtsamkeit, welche richtige berliner Kinder nach jeder Richtung hin und in jeder Lage des Lebens entwickeln, ist zu bekannt, als daß ich etwas darüber zu sagen brauchte (Heiterkeit). Aber auch die Hand hat alle meine Sympathien; meine Herren, sie ist fest und offen; sie ist fest auf dem Schlachtfelde, wo es gilt, dreinzuschlagen; das haben die berliner Regimenter in allen Kriegen Preußens bewiesen (Bravo); sie ist offen für den Nothleidenden jeder Zeit; das haben die Lazarethe dieser Zeit bewiesen; das hat eine jede Zeit bewiesen, wo irgend eine Noth das Land heimgesucht hat. Aber nicht blos Hand und Mund, auch das Herz sitzt auf dem rechten Fleck; das hat die Stadt jeder Zeit bewiesen, wenn es darauf ankam. Wenn das Vaterland in Gefahr und Noth war, dann bewies sie, daß unter der Glätte des berliner Witzes ein tiefes und edles Leben saß, (Bravo), stets bereit, sich und sein Alles hinzugeben für den gemeinsamen Zweck, für König und Vaterland (Bravo). Dann sind stets alle Farben Eins gewesen in dem Gefühle, daß, wo das Vaterland in Gefahr, wo der König ruft, wir Alle die Kinder eines Landes sind, und in diesem Gefühle ist uns diese Stadt Berlin, die ein bewegteres politisches Leben führt wie jede andere im Lande, stets mit dem erhebendsten Beispiele vorangegangen (Bravo). Ich fordere Sie deshalb aus ganzem Herzen und aus ganzer

Ueberzeugung auf, mit mir das Glas zu leeren auf — das Wohl der Stadt Berlin; sie lebe hoch! — hoch! und abermals hoch!

Die Versammlung ließ jubelnd ihre Gläser erklingen.

General v. Brandt brachte später ein Hoch dem Heere, der General-Superintendent eins dem preußischen Volke aus. — Während des fünften Ganges ertönte die Volksmelodie: Prinz Eugen, der edle Ritter, und unter schallendem Gelächter wurde ein Festlied abgesungen, zu dessen Characteristik wir nur einen Vers folgen lassen wollen:

Bismarck thät es lang schon wollen,
Daß sich Oestreich sollte trollen
Aus dem morschen deutschen Band.
Roon, der hat es still bereitet,
Wie man siegt und wie man streitet,
Jetzo ward der Welt es kund!

Schließlich wurde den Ehrengästen noch eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu Theil. Es wurde ihnen ein aus 29 Strophen bestehender Festgesang in lateinischer Sprache überreicht. Wir wollen uns darauf beschränken, die Aufschrift des Gedichtes wiederzugeben:

Viris Summis
Ottoni de Bismarck-Schoenhausen,
Albrechto de Roon,
Helmutho de Moltke,
Die XVI. mensis Augusti anni MDCCCLXVI.
Rudolphus Nicolai,
Saxo-Borussus.

Keine Art von Disharmonie störte die schöne Feier, welche die Ehrengäste bis gegen ½10 Uhr in dem Saale gefesselt hielt. — Nachdem sie geschieden, machte ein Feuerwerk im Garten den Schluß. — Die Logen waren durch einen Kranz lieblicher Damen besetzt worden, deren viele in dem Augenblick, wo die Gesundheit der Ehrengäste ausgebracht wurde, auch nach dem Glase griffen, um in Gedanken mit den Gefeierten anzustoßen. Die zahlreich versammelten Gäste, es hatten sich deren nahe an 800 eingefunden, schieden mit einem schönen Eindruck aus dem Festsaale.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr 21.

Wochenschau.

In der Kommission zur Vorberathung des Einverleibungs-Gesetzes hat der Herr Ministerpräsident die prophetische Aeußerung gethan, daß es unsere Aufgabe sein werde, den für Preußen gewonnenen Besitz gegen auswärtige Mächte zu vertheidigen, gleichwie der Erwerb Schlesiens gegen Europa vertheidigt werden mußte.

Die Nothwendigkeit für Preußen gerüstet zu bleiben, ist eine einfache Folge der Situation, die wir geschaffen haben. Wir haben zwei Gewichte, welche bisher in dem System des europäischen Equilibriums eine bedeutsame Rollen spielten, aus demselben herausgehoben: den deutschen Bund und den österreichischen Kaiserstaat. Beide Gewichte sind retardirender Natur gewesen. Nachdem sie außer Wirksamkeit gesetzt worden, muß die politische Maschinerie, statt in Stockung zu gerathen, in beschleunigte Bewegung kommen, und es wird keiner Macht gelingen, sich den Kreisen des somit geschaffenen Wirbels ferne zu halten. Mögen die westlichen Staaten noch so sehr ihre wohlwollende Neutralität, ihre unbetheiligte Zuschauerschaft betheuern, sie werden in den vortex hineingerissen werden. Oesterreich ist eine zur Disposition gestellte Macht; es wird vielleicht, wenn es sich erholt hat, berufen sein, bei einer rationellen Entwickelung der orientalischen Frage mitzuarbeiten, es wird dann vielleicht Gelegenheit erhalten, den Fehler, den es während des Krimkrieges durch seine Parteinahme für Frankreich beging, wieder gut zu machen, aber zunächst befindet sich dort, wo Oesterreich bisher stand, ein Vacuum, eine Lücke, eine Tiefe, ein geheimnißvoller Strudel, in welchem die Geister der Vergangenheit rastlos umhergetrieben werden, nach dem Helden rufend, der ein Schlachtopfer darbringe und ihrer Daseins-Sehnsucht neues Blut einflöße. Drohend, flehend, mahnend klingen die Geisterstimmen herauf, und nur der ist ein ganzer Mann, welcher die Zukunftsarbeiten nicht fürchtet, die uns durch die getödtete Vergangenheit auferlegt worden sind.

Wir wissen, daß wir den staatsmännischen Helden in unserer Mitte haben, welcher das Werk kennt, das uns vorbehalten ist, und welcher die Kräfte in Bewegung zu setzen weiß, die zur Vollbringung des Werkes erforderlich sind. Die durch Preußen geschaffene Krisis gestattet keine Faulheit. Wer hat ein Herz im Leibe? Wer hat Gedanken im Kopfe? Wer hat Mark in den Knochen? Heran ihr Vielen oder ihr Wenigen, die ihr für den Ruf der Geschichte ein Ohr besitzet! Bismarck's Politik gestattet Niemandem, einer altklugen Ruhe zu pflegen; sie zwingt die widerwilligsten

Parteien hinein in das Laboratorium, wo das Gesetz der Zukunft bereitet wird; und jemehr sie sich bisher sträubten, desto emsiger müssen sie jetzt an dem Rade drehen. Wir erblicken den Beweis an der Fortschrittspartei.

Napoleon III. war allerdings weise genug die atra janua zu erkennen, die bei Königgrätz geöffnet wurde; aber es fehlte ihm der Tiefblick, um zu begreifen, daß er durch die Pforte schreiten müsse und daß ihm nur dann eine Möglichkeit bleibe, wieder zum Lichte emporzubringen, wenn er auf das schleunigste den Weg betrete, nach welchem die Pforte hindeutete. Statt dessen ward er von Zweifeln und Bedenklichkeiten hin und hergetrieben. Er redete sich ein, daß die atra janua nur eine Janusthür sei, die er geschwinde schließen könne; und daß Alles wieder gut sein werde, wenn er sie zugethan. In der That glaubte er, durch seine Vermittelung das böse Janusthor zurückgedreht zu haben. Aber das ist ein Mißverständniß; die Pforte steht noch weit offen, ihr Mund ist gewaltiger als je, und er wird den Zögernden verschlingen. Ein Mißverständniß, — wie denn Alles, was Napoleon seit dem Staatsstreiche that, ein Mißverständniß gewesen! Bei seinen Kriegen hat Napoleon immer nur den Drücker der Janusthür in der Hand gehabt, um ihn in das Schloß zu werfen und seinen Wahlspruch vom Kaiserreiche, welches der Friede sei, wahr zu machen. Seine Kriege waren die leibhaftige Furcht vor dem Kriege und wenn er einen Schlag führte, so rief er jedesmal dabei: seid nur nicht ängstlich, ich bin nicht so gefährlich, wie ich aussehe, l'empire c'est la paix.

Als er den kaiserlichen Thron bestieg, lagen zwei Wege vor ihm, die zur Befestigung seiner Gewalt hätten führen können. Er konnte entweder die reactionären Hoffnungen, die sich an den Staatsstreich geknüpft hatten, befriedigen und eine Politik der Vertragstreue, der Stabilität einschlagen; oder er konnte die Folgerungen der Revolution ziehen.

Er hat keines von beiden gethan. Er hat einen Mittelweg eingeschlagen, Provisorien erzeugend, die endlich über dem Kaiser zusammenbrechen müssen.

Der kühne und richtige Plan des Kaisers Nicolaus, die orientalische Frage zum Austrag zu bringen, bot dem französischen Regenten eine Gelegenheit dar, mit seiner ganzen Gewalt bei den Veränderungen zu helfen, welche mit jedem Schritte, den Rußland dem Besitze von Byzanz entgegenthat, unausbleiblich waren.

Napoleon würdigte die Gaben nicht, die ihm damals von der Situation dargereicht wurden. Er führte einen kleinen orientalischen Krieg, um einen großen orientalischen Krieg zu vermeiden. Er warf sich vor dem veralteten Götzen der Integrität des osmanischen Reiches nieder; er glaubte die Türkei retten zu können, fristete aber nur einer Verwirrung und Verstimmung das Leben, die sich schließlich gegen ihn wenden wird.

Gleichwohl war die Möglichkeit vorhanden, daß ihm während des Krimkrieges ein conservativer Gedanke aufging; das damals mit Oesterreich geschlossene Einvernehmen hätte ihn auf einen solchen Gedanken führen können. Kaum aber waren nach dem Schluß der Feindseligkeiten die Bevollmächtigten in Paris versammelt, um über den Frieden zu verhandeln, als Napoleon

den von Cavour in Scene gesetzten italienischen Schmerzensschrei benutzte, um sich nach einer revolutionären Politik hinüberzuneigen. Der Krimkrieg war im Namen der Aufrechterhaltung der Grenzen geführt worden, nun geschahen die Einleitungen zum italienischen Kriege, auf dessen Fahnen ein revolutionäres, kartenrevidirendes Glaubensbekenntniß geschrieben stand.

Doch der Krieg wurde nur halb ausgeführt, der Bund mit der Revolution nicht besiegelt. Die letztere fing an, selbstständig zu agiren, sie schuf ein Königreich, welches, gerade wegen seiner Vasallenschaft, der stille Feind Frankreichs wurde.

Der italienische Krieg machte Oesterreich begierig, für seine Truppen im Norden Deutschlands Lorbeeren, für sein Cabinet in Deutschland Popularität zu erwerben. Deshalb der Eifer, mit welchem Oesterreich, an dem dänischen Kriege theilnahm, deshalb auch die Wunderlichkeit, daß das Wiener Cabinet den Augustenburger, den es fälschlicher Weise für populär hielt, unterstützte.

Die rivalisirende Cooperation der deutschen Mächte in den Herzogthümern fand schließlich ihre Auflösung im preußisch-österreichischen Kriege. Durch ihn ist eine ruhmvolle, selbstgewisse Militairmacht an die Grenzen Frankreichs gestellt, gegen welche des Kaisers Friedensreich kaum eine Schutzwehr besitzt. Die hier nachgewiesene Entwickelung ist zum großen Theile Napoleons Werk, aber ein solches, das die Existenzbedingungen seiner Macht untergräbt.

Mißverständniß war sein Haß gegen die Verträge, Mißverständniß die Verkündigung des Princips der Nationalitäten. Sind denn die Verträge, die Napoleon verabscheut — sind sie denn nicht die *in Formeln gebrachten Resultate der ersten napoleonischen Epoche*? Sind sie nicht das Erzeugniß des Napolonismus, welches von dem dritten Napoleon wie ein Heiligthum hätte bewahrt werden müssen? Während aber der Kaiser diesen Verträgen fluchte, hätschelte er denselben Nationalismus, an welchem Napoleon I. zu Grunde gegangen war. Wunderbares Verhängniß.

Napoleon könnte sich nur salviren, wenn er jetzt das Banner der vertragsmäßigen conservativen Reaction entfaltete, wenn er dem italienischen Königreiche den Daum aufs Auge drückte, wenn er die päpstliche Autorität wieder errichtete. Wir würden nicht auf den Weg, der unserem Gegner noch offen steht, hinweisen, wenn wir glaubten, daß er ihn einschlagen werde. Aber er kann nicht, er wird es nicht, darf es nicht.

Im Beginn unserer Wochenschau haben wir der Aeußerungen erwähnt, welche Graf Bismarck in der Incorporations-Commission des Abgeordnetenhauses gethan. Dieselben sind so wichtig, daß wir sie in größerer Ausführlichkeit mittheilen zu müssen glauben.

Nachdem der Herr Ministerpräsident die Bereitwilligkeit der Regierung erklärt, aus dem Einverleibungsgesetze die Beziehung auf Art. 55 der Verfassung wegzulassen, sagte er, ebenso sei auch die Staatsregierung damit einverstanden, daß in den neuerworbenen Staaten die preußische Verfassung binnen Jahresfrist eingeführt werde. Dagegen wünsche die Staatsregierung, daß es ihr gestattet werde, das neue Regime nach und nach durch königliche

Verordnungen einzuführen, und daß dies ausdrücklich im Gesetze ausgesprochen werde. Die königl. Regierung gebrauche gewisse Latitüden, um den Uebergang in jenen Staaten herbeizuführen, und es sei deshalb nothwendig, daß sie durch das Gesetz nicht zu ängstlich beschränkt werde. Dies möge man erwägen bei Feststellung des Gesetzes.

Es sei, sagte der Minister weiterhin, noch nicht gewiß, wie viele Wochen oder Monate bis zum Zusammentritt des Parlaments vergehen könnten. Von der Einwilligung des Parlaments dürfe daher die Einverleibung nicht abhängig gemacht werden. Jeder Aufschub der Einverleibung würde dahin führen, daß man sagen würde, die Einverleibung sei noch nicht perfekt und es würden daraus Unsicherheiten entstehen. Es möchte ohnehin ein solcher Vorbehalt eine Schüchternheit der Regierung verrathen, welche Europa leicht ausbeuten könnte. Ueberdies sei das Parlament auch zu einem derartigen Beschluß gar nicht kompetent. Käme es später zu einem Kriege, so würde eine spätere Genehmigung des Parlaments der Regierung keinen Nutzen schaffen, denn es könnte sehr wohl sein, daß Preußen auch nach der Einverleibung genöthigt sei, diesen Besitz gegen fremde Mächte zu vertheidigen, wie dies ja auch im vorigen Jahrhundert mit Schlesien der Fall gewesen sei. Es dürfe kein Zweifel aufkommen, daß wir vollkommen entschlossen und auch fähig sind, an der einmal ausgesprochenen und in Vollzug gesetzten Einverleibung festzuhalten. Auch ein europäischer Kongreß, von dem der Abg. Dr. Virchow gesprochen, würde zu nichts Weiterem führen; er würde resultatlos verlaufen, und wenn er irgend etwas im Gefolge haben würde, so wären dies nur Rüstungen und Krieg; denn in diesem Falle giebt es kein höchstes Tribunal. Die Regierung stützt ihr Recht nicht auf die Eroberung, wie Herr Virchow meine, sondern es handle sich hier vornehmlich um das Recht der deutschen Nation, um ihr Recht: zu existiren und zu athmen und um ihre Kraft, welche in Preußen wurzele. Die Einverleibung der in Rede stehenden Länder ziehe die Einführung der Verfassung von selbst mit sich. Es liege in der Absicht der Regierung, in den in Rede stehenden Staaten durch Verordnung die preußische Militär-Verfassung einzuführen, ebenso auch solche Gesetze, welche sich auf die Freiheit des Verkehrs beziehen; aber es müsse der Regierung überlassen bleiben, die geeigneten Mittel und Wege nach eigenem Ermessen auszuwählen, durch welche das vorgesteckte Ziel am ersten und richtigsten erreicht werden könne. Zur Vorbereitung und Organisation der beabsichtigten Umgestaltung in jenen Ländern beabsichtige die Regierung eine Kommission zu ernennen, welche unter dem Vorsitz eines preußischen Beamten ihre Thätigkeit beginnen und zu der Sachverständige aus allen den einzuverleibenden Landestheilen hinzugezogen werden sollen. Ebenso sollen Sachverständige aus jenen Ländern zur Erleichterung und Unterstützung in das Ministerium nach Berlin berufen werden. Aus allen diesen Mittheilungen geht hervor, daß es nicht angebracht ist, wenn wir uns jetzt das Gesetz so schwer machen; seien wir vielmehr heißhungrig nach dem im deutschen Volke erwachten Einheitsgefühl und nehmen wir, ohne viel daran herum zu mäkeln, das Gericht so, wie es uns servirt wird.

— Greifen wir deshalb zu nach dem, was uns geboten wird. Das Glück, was man in der einen Sekunde ausschlägt, kehrt oft in Ewigkeit nicht wieder! Die Regierung wird vor der sofortigen Einverleibung nicht zurückschrecken, aber die sofortige Einführung der Verfassung — wenn Sie uns die zur Pflicht machen wollen, so ist sie für uns beengend. Wie wollen Sie den verschiedenen Strömungen in jenen einzuverleibenden Ländern von vorn herein entgegentreten? Etwa durch Verhängung des Belagerungszustandes? Dann würden wir gerade, anstatt mit den regelmäßigen Zuständen anzufangen zuerst die Ausnahmezustände benutzen müssen. Es ist der Vorschlag gemacht worden, die Landesvertretung in den vier Ländern zu berufen; auch das hat seine große Bedenken. Wir können nicht wissen und ermessen, wie die Beschlüsse dieser Versammlung ausfallen werden. Die große Masse in diesen Partikularstaaten besitzt immer eine große Anhänglichkeit an die bequemen und von aller Verantwortung freien Zustände der Vergangenheit. Allerdings giebt es auch dort intelligente Leute, aber ob diese das Uebergewicht über die große Menge haben, ist mehr als fraglich. Machen Sie, meine Herren, der Regierung die Verantwortung nicht zu schwer! Die Regierung ist das vermittelnde Glied zwischen dem König und den beiden Häusern des Landtages. Stellen Sie nicht zu viele Gesichtspunkte auf, denn Sie erschweren dadurch nur der Regierung ihre Aufgabe. Der Mensch schreitet fort und muß mit der Entwickelungsgeschichte fortschreiten, und es ist ein trauriger Ruhm, immer nur an denselben Ansichten wie vor 50 Jahren festzuhalten. Eine Verständigung ist jetzt vor allen Dingen nothwendig, suchen Sie daher, meine Herren, so schnell wie möglich eine Verständigung herbeizuführen.

Dies sind die Worte des preußischen Ministers. Die Verständigung ist bereits erfolgt, die Abgeordneten und das Volk sind somit unwiederruflich in den Kreis der Arbeiten eingetreten, die ihnen der Staatsmann vorgezeichnet.

Reisebilder.

XXIX.

Wir verließen den Tartaren. Der Weg führt über den Jahrmarkt. Es wird hier viel gebettelt und wie es scheint, wenig gekauft. An einer Honigkuchenbude ist großer Andrang, denn es präsentirt sich hier als Reclame

General Benedek in Lebensgröße, aus Honigkuchenteig gefertigt, einen Monstrestern aus Goldpapier auf der Brust. Seine Gesichtszüge sind erschrecklich tordirt. Sein Bart ist von Pferdehaar. Ist es Ironie oder ist es aus Respect, daß er hier schildert, wir wissen es nicht zu sagen. Die deutschen Zeitungen freilich, die berichten, daß die polnischen Organe gegenüber der allgemeinen Siegesfreude, welche so eben das ganze Land durchrauscht, kalt geblieben, daß sie sich an der Wahrheit der Nachrichten von den Schlachtfeldern zu zweifeln zwangen, daß sie sympathisirten mit den österreichischen Waffen und daß sie endlich sehnsüchtig die französische Einmischung erwarteten. So viel aber steht fest: es giebt hier viel vornehme Leute, welche die goldenen Zeiten sehnlichst zurückwünschen als man noch mit dem Głupi chłop (dummen Bauern) den Gebrauch eines gemeinschaftlich gemietheten Wagens wie folgt theilen konnte: „Eine Stunde fahre ich und du gehst, die andere Stunde gehst du und ich fahre.“ — Gott ist doch hart gegen seine guten Polenkinder! —

Nicht weit vom Stadtthore begegnete uns eine Prozession. Es ist dies eine häufige und regelmäßige Erscheinung hier zu Lande, sobald die Jagden aufgehen. Hinter dem ehrwürdigen Probst und der Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau erblickten wir eine vornehme Dame, deren weißes Haar ihr schon hohes Alter bekundete, begleitet von zwei jungen Fräuleins oder Comtessen, kecken und andächtigen Stumpfnäschen, denen das schöne rabenschwarze Haar über die Gebetbücher quoll. Alle drei waren barfüßig. Dem singenden und betenden langen Cortège folgte ein Staatswagen von vier schönen Pferden gezogen. Hier erinnerte ich mich einer gehörig mit brennenden Kerzen normal ausgerüsteten Prozession, welcher ich vor einigen Jahren in Moabit bei Berlin begegnete. Da ging an der Tête ein Mann mit dem vollen Prozessionsgesichtsausdruck, liebend, trauernd, bittend und betend; sein Herz schien zur Harfe geworden, auf welchem Engel spielten; alle Glieder seines Körpers sangen und spielten mit und der Schweiß — es war ein heißer Tag — lief ihn an der Stirne herab. Darüber, Gott möge mir diese Sünde verzeihen, mußte ich unzeitgemäß herzlich lachen, denn ich hatte denselben Mann einige Monate vorher, in der Kammer erblickt, mit dem vollen Kammerultraoppositionsausdruck, als den großen Schutzheiligen der äußersten Linken, einen zornig-stürmenden Titanen. Da ich wenig antikaristokratischer Ruhe besitze, mußte ich auch damals herzlich lachen. Wie aber kam Saul unter die Propheten? Kann man Rom und den radikalen Fortschritt à tempo aufpäppeln? Nun, Voltaire sagte: „il y a des accomodements avec le ciel.“ —

Gall, der Schädellehrer, führt eine Menge Familien an, wo sich das Laster des Stehlens von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Wir können viele Familien anführen, wo sich der Trieb zu opponiren und frondiren von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. „Was erbt sich nicht Alles fort!“ sagte Hippocrates in seinen classischen „Aphorismen“.

Alexander v. Humboldt schreibt: die Liebe des Menschen zur Natur und sein Hang durch Feld und Wald zu jagen, seien der ewige Zug seines Herzens wieder zu der alten ursprünglichen Freiheit hin u. s. w. Da ich nun zur Nimrod-Lust schon zu alt (d. h. zum Laufen nicht mehr so recht fähig) bin, so genüge ich diesem ewigen Zug durch Reisen auf Eisenbahnen. So reise ich denn wieder mit drei Herren, (unter denen sich natürlich auch zwei ungekämmte Juden befanden) mit der Eisenbahn nach K. Wie Niemand seinem Schatten entfliehen kann, so kann man auch auf der Eisenbahn den Juden nicht entfliehen. Diese beiden waren aus Libochowitz in Böhmen. Da ich auf einer Station zu Mittag gegessen hatte, so wollte ich beim Fahren Siesta halten. Doch daran war nicht zu denken: „Hören Sie, Herr Kuniz: von den gefangenen 70 Ungarn in P., die in die Legion zu treten aufgefordert wurden, denn der Preuß möcht gern alle Völker einzwingen, haben 60 erklärt, sie wollen sich nicht fouragiren lassen; wollen treu bleiben ihrem Eid und ihrem Kaiser Franz Joseph bis ans Ende der Welt. Und diese 60, welche zurückgewichen vor dem preußischen Anerbieten, sind, Gott soll mir strafen, wenn ich sage eine Lüge, lauter mosaische Männer. Ja, das sind ächte Mosaiken, goldene Leut', weil sie behauptet haben ihre gefangene Stellung, wahre moralische Probemuster, machen sie große Ehr' der jüdischen Menschheit und gewaltige Sensation in der weiten Welt. Und wenn sie wieder werden kummen ins Vaterland, diese jüdisch-kaiserlichen Männer von Bronce, werden sie von der Regierung beschenkt mit einem silbernen Lorbeerkranz und man wird ihnen erlassen gewisse Abgaben. Wie heißt! Man soll abgehen von Einem zum Andern! Erst wenn der eine todt ist, kann man abgehen vom Todten zum Erben, denn einer Leiche brauch man nicht fort zu dienen; nein, Stuß schmuses!" — Es kam mir in den Sinn, als ob diese 60 Kaiserlichen es vielleicht für besser hielten feldein und zwar gleich über Stock und Stein auf und davon zu laufen, sich fangen zu lassen und dann ihrem Kaiser treu zu bleiben. — In K. liegen 300 verwundete Oestreicher. Zwölfe von ihnen sind Kadetten. Wir kamen am Sonntage nach Mittag an. Am Marktplatze, auf dem sogenannten Ring, spielte eine Bande böhmischer Musikanten. Sie empfing uns mit der Impromtu-Polka. Man sah die Leichtverwundeten und Reconvalescenten sich sonnend, lustig und ohne Sorgen drein schauen und den geputzten Dirnen die Cour schneiden. „Gott" sagt Achim v. Arnim „ist wie Shakespeare: Ernst und Spaß läßt er aufeinander folgen." Selbst Schwerverwundete ließen sich auf den Markt an die Sonne tragen.

In K. ist eine Provinzial-Irrenanstalt. Ich ging hin. Der Sanitäts-Rath machte ein freundliches Gesicht und führte mich zu einem Narren sui generis (d. h. ganz absonderlicher Art). Da saß in einem Nanquinanzuge, wie weiland der Reichs-Kanarienvogel, ein kahlköpfiger Mann vor einem Kamin, auf welchem weder Feuer flammte noch eine Kohle glühte, stierte eine Bunzlauer Kaffeekanne ohne Deckel an und murmelte wie folgt: „hier sitze ich, sitze und sitze und koche den gestrigen Tag und kann ihn nicht gar

kriegen". Der Sanitätsrath erzählte: dieser arme Mann sitze hier den Sonnabend ausgenommen, jeden Tag wenigstens eine volle Stunde und koche den gestrigen Tag unter derselben Zauberformel. Dann verstimme er die ganze übrige Tageszeit und eine Finsterniß, gleich jener drei Tage vor Erschaffung der Welt, umnachte seine Seele. Nur Sonnabends früh, beim Erwachen, richte er die vier folgende Fragen an seinen Wärter: a) Lebt Bismarck-Schönhausen noch? b) Ist Deutschland noch immer nicht Republik? c) Hat der stichdunkele Louis noch immer seinen schwarzen kunstgeübten Raben-Fittig über Frankreich ausgebreitet; das Provisorium noch nicht sein Ende erreicht? d) Ist Jesus Christus noch nicht abgeschafft? Zu Zeiten fügt er noch eine fünfte Frage hinzu: „Wie viele Erbprinzen sind wieder in Deutschland geboren?" Er ist sehr stolz, und reizbar wie eine Mimosa pudica. Zur Zeit des Vollmondes hadert er mit dem Monde und wird mondsüchtig. Der bloße Anblick einer preußischen Kokarde hat für ihn etwas sehr Beunruhigendes. Er sagte eines Sonnabends: sie habe ihm Gram gemacht sein ganzes Leben durch. Er habe Preußenhaß mit der Muttermilch eingesogen. (Sagte dieses nicht auch Excellenz Herr von der Pfordten einst?) Marzipan ißt er leidenschaftlich gern. Blaue Strümpfe verehrt er. Er ist sehr grob und bitter gegen den Wärter und behauptet, daß er ihn in der freien Untersuchung störe. Er hat eine ungeheuere Furcht vor Kosacken, diese Angst bekundet eine wahre Nervenschwäche. Auch behauptet er, daß er der Chef-Redacteur des Jahres 1848 sei; eine offenbare Ueberschätzung. Man spricht: er stamme aus Amerika und sein Großvater sei Diener bei Franklin gewesen und habe bei dessen electrischen Experimenten den großen Drachen getragen der in die Wolken stieg und den Blitz herableitete. — Das Hauspersonal bezeichnete diesen alten Narren mit dem Namen: „Drillhaase der Philosoph". Es ist längst erwiesen und unterliegt keinem Zweifel, daß diese Art von Blödsinn unheilbar ist.

Als wir den Philosophen verließen, da ertönte aus einer Zelle das Andante dolce legato des „Liedes einer polnischen Mutter" von Ida Gräfin Hahn-Hahn: „Erloschen ist der Sonne Licht, kein Sternchen durch die Wolken, Die Nacht bricht trüb herein, Wohl dem der in der Erde ruht u. s. w." — G.

Der polnische Landmann und sein Fürst.

Ein Trauerspiel in einem Act von Sigismund Wiese.

(Personen: Alexei Brutniewicz, ein Landmann. — Cathinka, seine Gattin. — Jaruszewski, Novokowski, Landleute, seine Freunde. — Andere Bauern. — Der Großfürst. — Gefolge des Fürsten. — Erster General. — Zweiter General. — Petrokowski, Dombrowski, Strahlendorf, Paul Droß, Edelleute vom Central-Comité. — Andere Mitglieder des Comité's.)

Erste Scene.

Im Königspalast zu Warschau ein großer Saal.

Erster Auftritt.

Der Großfürst. Seine Generale. Offiziere. Hofleute.

Großfürst (wider die Chef's.)

Die Herren nahmen Instruction des Hofes,
Den Unterwerfungskrieg zum Schluß zu führen.
Sie kehren gleich zurück in die Armeecorps,
Ich folge andern Tag's zum Heere nach.
Wir werden nach genomm'nem Rath nun ernstlichst
Die blutigen Aufruhren niederlegen.
Alsdann will unser Herrscher Transaction,
Mit Polen Friede, es soll Friede werden.
Die Nation hat viel erlebt, gelitten,
In Schuld und Unglück hart erprobt zur Weisheit
Wird unterm Scepter unsres milden Czaren
Ein Heil ihr werden, Eigenglück und Freiheit.
Ihr Herrn, mir däucht, es ist viel gut zu machen,
Wir haben hier mit Mäß'gung zu verfahren.
Durch Acte einer Ungerechtigkeit,
Die ihresgleichen sucht in den Chroniken
Der überall zerriss'nen, argen Welt,
Ward Polen unterworfen und getheilt.
Wenn bei uns zwistigen, herrschgierigen Wesen
Des Heiligen Gesetz und Lehre gälte,
Der schnöde Raub wär' an den irren Eigner
Unfraglich schon vorzeit zurückgestellt.

Erster General.

Gott wollt' es nicht so — wie mich dünkt, mein Fürst.
Umstände sind das Agens, nicht der Wille.

Großfürst.

Demüth'gend für den Geist.

Erster General.

Doch gut zur Zucht.

Dem Menschen ward kein Privilegium,
Gehorchen soll er lernen, das ist alles.

Großfürst.

Des Willens Macht, der Freiheit hohe Güter,
Wenn nicht mißbraucht, — wer leugnet deren Tugend.

Erster General.

Nie jemals trat ein Wille rein hervor,
Und der Affect beherrscht die Menschenwelt.
Wir Thoren denken wohl ein Werk zu treiben,
Und sind getrieben. Gott lenkt und der Mensch denkt.
Gewiß ist dies doch — Kaiserliche Hoheit,
Mein gnädigster Herr — durch Selbstschuld fiel Sarmatien.
Der Pole, überhoben der Gemeinde,
Vermaß von je sich einer selbst'gen Herrschaft.
Jedweder Edelmann war durch sein Veto
Des bröcklichen, elenden Reichs Despot.
Solch fehlerhaftes, unvernünft'ges Wesen
Hat nicht Berechtigung zur Existenz.
Wunder fürwahr, daß es so lang gewährt,
Kein Wunder, daß es schmachvoll unterging.

Großfürst.

Vor andern blühte dieses Herrenreich
Zur Zeit der Jagellone und Piaste.
Dann im Verfallen schloß es immer neu
Zusammen, denn der Pole liebt sein Land.

Zweiter General.

Ausdauer fehlte, großer Fürst, der Ernst,
Der Fleiß und wahrer Adel der Gesinnung.

Großfürst.

Chevallerie, Gemüth und Phantasie
Giebt auch den Anspruch eigner Existenz.
In mächtigen Aufwallungen bewährte
Dies Volk sich krieg'risch bis zur jetz'gen Stunde.

Zweiter General.

Doch staatenbildend ist nur der Verstand;
Beharrlichkeit, sittliche Kraft, ein Ziel.
Mein Fürst, was ist's um Abentheurergaben,
Wenn sie zur Einheit nicht zu bilden sind.
Sie brausen auf, ein prasselnd Feuerwerk,
Die Nacht der Barbarei bleibt unbezwungen.
Dies unerzog'ne, ungezog'ne Polen
War immerdar vergnügt mit Spiel und Tand.
Ob Waffenspiel, ob Luxus, fremde Pracht,
Ob im Genuß von ungewissen Gütern,
Sei's Tafellust, sei's Frauengunst, sei's Freundschaft,

Verbrüd'rung, Unzucht üblichen Geschmacks —
Ergötzung überall und Herzensrausch:
Dem Volk gebricht's an Würd' und Geistigkeit.
Geschäft und Arbeit ward das Theil Leibeig'ner,
Die vom spießer'gen, sittlich rohen Adel
In unerhörtem Geistesdruck gehalten,
Auch materiell gehandhabt wie das Vieh,
Korn, Brot, das Geld und Gut herschaffen mußten,
Daß der Woywod und Kastellan turnire,
Und Unverdienst an vollen Tischen prasse.

Erster General.

Fürwahr, kein wirklich Volk, ein Volk zum Schein,
Und selbst in dem Betracht nur unbedeutend.
Der Araber, dem Polen sehr vergleichbar,
Auch ohne Selbsteinkehr, Gedank' und Sammlung,
So in die weite Welt hin oben aus
Und nirgendan — nahm doch von Literatur,
Gelehrsamkeit, von Kunst und Wissenschaft
Notiz, und glänzt hervor durch manche Leistung.
Allein im Müßiggange schlug Sarmatien
Barbarisch seine Zeit und Stunde todt,
Ward in Gewerben, Künsten und Gesittung
Von anderen Nationen überholt,
Und muß nun deren Herrschaft nehmen, weil
Selbstherrschaft nie zu seinen Titeln zählte.

Zweiter General.

Im Recht war unsere große Kaiserin
Und der geniale, mächt'ge Preußenfürst,
Ein so verödet Reich in den Verband
Geordneter Nationen aufzunehmen.

Erster General.

Die Wahrheit ist — dies leere vaste Polen
Vermag nur angelehnt etwas zu sein,
An und für sich zertrümmert's — droht Gefahr,
Daß auf die Steppe des Characterlosen
Europa's geist'ge Pöbelbrut sich werfe,
Die auch von Tüchtigkeit und wahrem Werth
Gleich fern, nichts will und kennt als Rausch und Taumel.

Großfürst.

Mit jenen kinderhaften Enthusiasten,
Ob sie auch Posa hießen oder Moor,
Mit sinnlos schwindelnden Revolutionären,
Ist freilich keineswegs zu unterhandeln,
Und jetzt für stets ist deren thör'ge Ford'rung
Mit jeglichen Machtmitteln abzuweisen.

Doch streitet mir den Hochsinn nicht dem Polen
Und seine Liebe zu dem Vaterlande.
Wenn vielgefärbt, ist doch im Kern sein Aufstand
Ein nationaler, dessen innerer Anspruch
Muß, wie zeither auch bill'ger Art gescheh'n,
Genüge werden je nach Staatsraison.
O schlimm, schlimm, daß Mißverstand und Unverstand,
Im Stamme selbst des edeln Volkes wuchernd,
Daß müßiggängerische Emigranten,
Gesellen rings aus aller Herren Ländern,
Ja daß Hineinmischung von fremder Weisheit
Dies zwischen uns und Polen große, heil'ge
Geschäft verwirren, spannen, roh aufhetzen,
Und wider Wunsch und Willen beider Völker
Die anders bald zu sühnende Verzwistung
Zur Wuth entflammen. Immer nun dies Schlachten!
Immer, die doch gebotene Versöhnung
Durch eine Blutsee nur erobern können!
Im Namen kaiserlicher Majestät,
Des hohen Herrn und meines theuren Bruders,
Der nothgebrungen diesen Krieg nur nachsieht,
Daß endlich doch ein sich'rer, friedlicher
Abschluß gewonnen werde — Namens meiner
Seid, edle Herrn, bei abermaliger Rückkehr
In die Provinzen zu den Corps gemahnt,
Des strengsten vorzuseh'n, daß Mord und Krieg
Nicht in das Ungeheure sich entstelle.
Laßt schonend das Nothwendige geschehen,
Leicht ist der Sieg. Dann Friedensunterhandlung,
Dann Sühne, unserm Königreich genug
Zu werden, je nach Billigkeit und Recht.

(Er entläßt Generale, Offiziere und Hof, setzt sich und senkt das Haupt in die Hand.)

Wenn diese aufgeregten, wilden Völker
Den Sinn des zweiten Alexander kennten,
Und wüßten, was uns treibt und regt und hält,
Es wäre Frieden. — Lärm im Vorgemach?

(Der dienstthuende Officier tritt ein.)

Officier.

Kaiserliche Hoheit,
Landleute, von den Dienern abgewiesen,
Beharren doch in demuthsvoller Bitte
Um Audienz, denn „wichtig sei ihr Vortrag."

Großfürst.

Laßt sie herein, laßt gleich die Leute kommen,

Was ihnen werth, darf mir nicht klein erscheinen. (Officier ab.)
Wenn irgendwo, im Landmann wohnt die Kraft
Des Polenreiches, wie es ward und ist.
(Fortsetzung folgt.)

Die Ursachen der Cholera.

Pettenkofer in München kam nach der letzten Epidemie im Jahre 1854 zuerst auf den geistreichen Gedanken, zu untersuchen, ob nicht das unter der Oberfläche unseres Erdbodens befindliche Wasser, welches er „Grundwasser" nennt, in irgend einer Weise auf den Verlauf der Cholera-Epidemie Einfluß nehme, und bald gelang es ihm, nachzuweisen, daß das Steigen und Fallen der Epidemie im verkehrten Verhältnisse zum Steigen und Fallen dieses Grundwassers stehe, ein Gesetz, dessen Giltigkeit später Buhl auch für die Typhus-Epidemie nachgewiesen.

Dieses Gesetz erklärt sich sehr einfach. Unsere Leser, sagt die Wiener „Presse", haben an dem Wienfluß ein trauriges Beispiel vor Augen, wie durch das Sinken des Wassers große Quantitäten organischer Substanzen freigelegt werden, die mit dem abnehmenden Wasserstande in Fäulniß übergehen, und deren Zersetzungs-Producte gasförmig die obere Luftschichte durchdringen; ebensowissensie, daß, wenn nach lang anhaltendem Regen das Flußbett der Wien reich mit Wasser bedeckt ist, die mephitischen Ausdünstungen, wodurch dieser Fluß unserer Hauptstadt eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, verschwinden.

Aehnlich und nicht anders sind die Vorgänge bei dem Grundwasser, welches sich unter der Erdschichte befindet, auf welcher unsere Wohnungen stehen. Auch hier werden, sobald das Grundwasser sinkt, zahllose organische Gebilde bloßgelegt, die sodann faulen und deren Zersetzungs-Producte gasförmig oder an Wasserdünste gebunden durch die überliegende poröse Schichte des Bodens aufsteigen oder über dessen Oberfläche hervortreten, und welche das Choleragift enthalten; während andererseits je rascher, höher und dauernder das Grundwasser steigt, um so größere Mengen der früher freigelegten fauligen organischen Substanzen überdeckt, überschwemmt und dadurch unschädlich gemacht werden.

Die specifische Ursache der Cholera, welche mit dem Sinken des Grundwassers bloßgelegt, mit dem Steigen desselben überdeckt wird, befindet sich daher im Boden, auf welchem unsere Wohnungen stehen. Würden die unterhalb unserer Wohnungen sich entwickelnden Gase verhindert werden, aus dem Boden zu uns aufzusteigen, so ist es klar, daß

sie für uns auch nicht schädlich wirken könnten. Das ist thatsächlich der Fall, wo entweder ganze Orte oder Ortstheile auf compactem Gestein oder auf Felsen liegen, und die wissenschaftliche Commission zur Erforschung der Cholera in Bayern hat auch constatirt, daß in solchen Orten meist gar keine oder höchst selten vereinzelte Cholerafälle — niemals aber eine Cholera-Epidemie beobachtet wurde. Diesen vereinzelten Fällen liegen andere Ursachen zu Grunde, auf welche wir später zu sprechen kommen. Ebenso einleuchtend erscheint es, daß die Wirkung der schädlichen Gase sich um so mehr abschwächt, aus je größerer Tiefe sie bis zur Oberfläche unserer Wohnungen aufzusteigen hätten, oder mit anderen Worten, je tiefer der normale Spiegel des Grundwassers unterhalb unserer Wohnungen liegt. Auch diese Folgerung wurde von der Commission zur wissenschaftlichen Erforschung der Cholera durch gesammelte Thatsachen als richtig constatirt. An allen von der Cholera epidemisch ergriffenen Orten gelangte man schon im einer nicht zu großen Tiefe (5—50′) auf Wasser. Diese Bodenbeschaffenheit ist es auch, welche für die Möglichkeit einer Cholera-Epedimie in einem Orte unumgänglich nöthig erscheint.

Diesen Thatsachen gegenüber drängt sich wohl Jedem von selbst die Frage auf, ob wir durch Tieferlegung des Grundwassers in größerer Entfernung von der Erdoberfläche irgend einen Ort von der Disposition zur Epidemie nicht ein- für allemal befreien könnten. Es läßt sich diese Frage nur bejahen. Gewiß wäre eine radicale Abhilfe geschaffen, wenn der Boden und sein Wasser selbst in Angriff genommen würde. Pettenkofer theilt einen merkwürdigen Fall dieser Art in der „Zeitschrift für Biologie“ mit: „In der Nähe von Donauwörth, auf dem Plateau des schwäbischen Jura, befinden sich, nicht zwei Stunden von einander entfernt, zwei königliche Gestüte, Bergstetten und Neuhof. In Neuhof brach unter den Pferden der Typhus aus und beschränkte sich, trotz des Anfangs ungehinderten Verkehrs zwischen den beiden Gestüten, auf Neuhof. Freiherr von Lerchenfeld kam auf den Gedanken, über diese mehr als ein Jahr dauernde Krankheit Pettenkofer zu Rathe zu ziehen, welcher an Ort und Stelle eine genaue vergleichende Untersuchung vornahm. Lage, Bodenbeschaffenheit, Gebäulichkeiten, Behandlung und Ernährung der Thiere boten an beiden Orten keinerlei Verschiedenheit dar; die einzige Differenz zwischen ihnen ergab sich im Stande des Grundwassers, welches in Neuhof durchschnittlich 2½ Fuß, in Bergstetten 5 bis 6 Fuß unter der Oberfläche des Bodens getroffen wurde.

Pettenkofer rieth nun, das Gestüt Neuhof zu evacuiren und mit Drainröhren in einer Tiefe zu durchziehen, daß der Stand des Grundwassers eben so tief, wie in Bergstetten zu stehen käme. Freiherr von Lerchenfeld führte den kostspieligen Vorschlag aus und hatte die Genugthuung, daß die Krankheit, die bis dahin das Gestüt mehr als decimirt hatte, später dort ebensowenig mehr auftrat, als in Bergstetten.

Eine Tieferlegung des Grundwassers erscheint für eine Stadt wie Wien, wo wir nicht einmal mit dem Oberwasser in Ordnung kommen können, fast unausführbar, und würden die günstigsten Voraussetzungen erst in den entfern-

testen Zeiten möglich gedacht werden können. Aber in einzelnen Fällen, wo es sich um die Anlage von Spitälern, Kasernen, Schulen ꝛc. handelt, oder bei Wohnungen, die sich im Laufe der Epidemie als besonders gefährliche Pestheerde erweisen, ließe sich das Beispiel von Neuhof vielleicht mit großem Erfolge nachahmen. Im Uebrigen bleiben wir vorläufig nur auf Palliativmittel angewiesen, die wir später in Betracht ziehen wollen.

Von besonderer Wichtigkeit ist die durch wiederholte Messungen erwiesene Thatsache, daß das Grundwasser nie plötzlich, sondern stets allmählich durch vier bis fünf Monate sinkt. Sobald wiederholte Messungen das fortgesetzte Sinken des Grundwassers nachweisen, so ist die Disposition des Ortes für die Cholera außer Zweifel, sowie anderseits das erste entschiedene Steigen des Grundwassers die Abnahme der Epidemie constatirt.

In den Messungen des Grundwassers ist uns also ein Mittel geboten, welches selbst einem Nichtarzte möglich macht, vorher zu bestimmen, ob die zu befürchtende Epidemie sich einstellen würde oder nicht. Es ist uns nicht bekannt, daß solche Messungen des Grundwassers in den letzten Monaten oder in den letzten Wochen in Wien vorgenommen worden waren. Wenn diese Messungen aber stattgefunden hätten, dann wären wir auch in der Lage, heute mit Bestimmtheit zu sagen, ob wir ernstlich Grund haben, das Einkehren des schrecklichen Gastes zu fürchten, oder ob wir ruhig schlafen können, wenn gleich die Epidemie schon vor unseren Thoren wüthet.

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Wir hatten ursprünglich beabsichtigt, mit unseren Auszügen aus Holbergs genialem Werke sparsamer zu sein und den Leser schneller zur Katastrophe zu führen, welche den Helden ereilt. Gleichwohl glauben wir bei dem Leser nicht anzustoßen, wenn wir zuvor die Schilderung des Affenstaates, der das unterirdische Firmament schmückt, einschieben. Hätte Holberg sein Werk fünfzig Jahre später geschrieben, so sollte man glauben, daß er die Franzosen der Revolution schilderte.

Der Schulmeister von Bergen erzählt:

Zu Anfange des Birkenmonats wurden wir, ein jeder besonders, aus unsern Gefängnissen an besondere Oerter geführt. Was aber mit meinen Mitgefangenen weiter vorgegangen, weiß ich nicht, denn ich kümmerte mich um fremde Dinge damals nicht, weil ich mit mir selber genug zu thun hatte.

Als ich an den bestimmten Ort kam, wurde ich alsbald in den Kasten gesteckt, und bekam soviel Speise mit auf den Weg, als ich etwa zu etlichen Tagen nöthig haben mochte. Kurz darauf, als die Vögel sahen, daß man ihnen kein Futter mehr gab, wurden sie gleichsam ihres Abzuges erinnert, und flogen mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Luft davon. Die unterirdischen Einwohner glauben insgemein, der Planet Nazar sei von dem Firmament hundert Meilen entfernt. Wie lange ich aber auf dieser Reise zugebracht, kann ich nicht sagen: doch schien es mir, als wenn diese Schifffahrt durch die Luft ohngefähr vier und zwanzig Stunden gewährt hätte. Nachdem Alles eine lange Zeit ganz stille gewesen, hörte ich endlich ein unverständliches Gemurmel, woraus ich schloß, daß ich nicht weit vom Lande sein müßte. Und nun sah ich, wie diese Vögel sorgfältig abgerichtet waren, denn sie setzten mit solcher Behutsamkeit und Geschicklichkeit den Kasten auf die Erde nieder, daß er nicht im geringsten beschädigt wurde. Hier wurde ich alsbald von einer großen Menge Affen umgeben, deren Anblick mir nicht geringe Furcht verursachte, weil ich von dergleichen Thieren auf dem Planeten Nazar schon gewaltig war vexiret worden. Ja meine Furcht vermehrte sich, als ich hörte, daß diese Affen miteinander schwatzten, und sahe, daß sie bunte Kleider anhatten und mit gemessenen Schritten aufrecht einhergingen. Hieraus schloß ich, es würden diese Affen vielleicht die Einwohner dieses Landes sein. Doch weil mir bei so mancherlei wundersamen und ungewöhnlichen Dingen, derer ich mich bisher hatte gewöhnen müssen, fast nichts mehr als neu und ungewohnt hätte vorkommen sollen, so erholte ich mich von meiner Furcht wieder, zumal da ich sah, daß diese Affen sehr leutselig und höflich mit mir umgingen, und mich mit aller Sorgfalt aus meinem Kasten herauszogen. Denn ich glaube fast nicht, daß auf unserm Erdboden Königliche und Fürstliche Gesandten mit mehr Ceremonien und Ehrenbezeugungen empfangen werden, als mir diese Affen erwiesen. Es trat ordentlich einer nach dem andern zu mir, und complimentirte mich mit diesen Worten: Pul Asser. Nachdem sie dieses Compliment zum öftern wiederholt hatten, so machte ich ihnen endlich mein Gegen-Compliment, und sagte ebenfalls Pul Asser; worüber sie ein abscheuliches Gelächter aufschlugen, anbei aber durch allerhand liebreiche Geberden zu verstehen gaben, daß ihnen die Wiederholung gedachter Worte ungemein wohl gefiele. Ich wurde hierauf bald gewahr, daß die Einwohner dieses Landes sehr leichtsinnig, neugierig und schwatzhaft waren: Wenn sie redeten, so schien es, als wenn man die Pauken schlüge, denn sie hatten eine unglaublich hurtige Aussprache, und kollerten fast Alles in einem Athem heraus. Und damit ichs mit wenigen Worten sage, sie waren an Aufführung, Sitten, Sprache und Leibesgestalt accurat das Gegentheil von den Potuanern. Ueber meine Leibesgestalt schienen sie anfänglich ganz erstaunt zu sein. Die Hauptursache ihrer Verwunderung aber war, daß ich keinen Schwanz hatte, wie sie: denn da unter allen unvernünftigen Thieren keines an Gestalt dem Menschen so nahe kommt als die Affen, so hätten sie mich gewiß auch für einen Affen gehalten, wenn ich mit einem Schwanze wäre versehen gewesen;

zumal da sie sahen, daß die übrigen Einwohner des Planeten Nazar, die diese Vögel nach und nach zu ihnen gebracht, ganz und gar nichts ähnliches mit mir hatten. Zu der Zeit, als ich in diesem Lande ankam, waren die Meere allenthalben sehr angeschwollen, weil der Planet Nazar diesem Lande voritzo sehr nahe stund. Denn gleichwie bei uns die Ebbe und Fluth des Meeres mit dem Laufe des Monden übereinstimmt, also richtet sich auch dieses Meer im Firmamente nach dem Laufe des Planeten Nazar, und ist seine Ebbe und Fluth viel stärker, wenn er am nächsten dabei steht, und viel schwächer, wenn er am weitesten von demselben entfernt ist.

Man führte mich also bald in ein geraumes Haus, das mit Steinen, Spiegeln, Marmor, kostbaren Gefäßen und Tapeten auf das Herrlichste ausmeublirt war. An dem Eingange desselben standen Thorhüter, woraus ich leicht schließen konnte, daß hierin kein gemeiner Affe wohnen müßte. Kurz darauf hörte ich auch, daß der Herr dieses Hauses der Bürgermeister wäre. Dieser war begierig mit mir zu reden, und bestellte daher einige Sprachmeister, welche mich in der Landessprache unterrichten sollten. Man wendete hierzu beinahe ein viertel Jahr an, binnen welcher Zeit ich diese Sprache hurtig reden genug gelernt, und glaubte ich, man würde mich durchgängig wegen Hurtigkeit meines Verstandes, und meines guten Gedächtnisses halber bewundern. Allein meinen Sprachmeistern kam ich so langsam und so dumm vor, daß sie mich aus Ungeduld vielmals verlassen wollten. Ich bekam daher hier einen neuen Beinamen: Denn wie man mich auf dem Planeten Nazar, wegen meines hurtigen Verstandes, aus Verachtung nur Scabba oder den Frühklugen genannt, so nannten mich im Gegentheil hier diese Affen, meiner Dummheit und Langsamkeit wegen, nur Kakidoran oder den Tölpel. Denn hier macht man nur aus denjenigen etwas, welche eine Sache geschwind fassen, und ihre Meinung oder Gedanken mit vielen und prächtigen Worten vortragen können. Weil ich in der Sprache dieser Affen unterrichtet wurde, ging mein Wirth öfters mit mir durch die Stadt spaziren, da ich denn sahe, daß man hier herrlich lebte, und an allem Pracht im Ueberfluß zu finden war, denn wir konnten vor Menge der Wagen, Kutschen, Bedienten, und anderem hin und her laufenden Pöbel fast nirgends durchkommen, sondern wir mußten uns jederzeit den Weg mit Gewalt öffnen. Dieses war aber noch nichts gegen die Schwelgerei zu rechnen, die in der Hauptstadt des Landes getrieben wurde, wo man gleichsam als in einem Mittelpunkte alles beisammen sehen konnte, was nur die Eitelkeit der Sterblichen entdecken kann. Nachdem ich nun die Landessprache völlig erlernt hatte, führte mich mein Wirth nach der Hauptstadt, allwo er bei einem gewissen Rathsherren sich ungemein zu recommandiren gedachte, wenn er ihm mit mir, als etwas neuem und so ungewöhnlichem, ein Präsent machte; denn die Regiments-Form ist allhier aristocratisch, und stehet die höchste Gewalt in der Republik bei dem großen Rathe, in welchem alle Glieder aus vornehmen Geschlechtern entsprossen, oder von Geburt Patrici sind. Affen von gemeinem Stande werden höchstens nur Hauptleute, oder Statthalter in den Provinzen und Stadtrichter in kleinen Städten. Es werden zwar bisweilen auch einige zu Bürgermei-

stern verordnet, doch geschiehet solches nicht eher, als bis sie sich vorher durch etwas ganz besonderes verdient gemacht. Auf diese Weise war auch mein Wirth Bürgermeister geworden, denn er war so voller Einfälle, daß er innerhalb Monatsfrist achtundzwanzig neue Gesetze oder Projecte ersonnen hatte. Und ob schon seine Neuerungen, die er erdacht hatte, ohne Nachtheil der gemeinen Wohlfahrt nicht bestehen konnten, so waren es doch Proben eines fruchtbaren Ingenii, wodurch er sich ein Ansehn erworben: Denn in der ganzen unterirdischen Welt, werden die Projectmacher nirgends höher geschätzt, als in dieser Republik. Die Hauptstadt dieser Republik wird Martinia genannt, wovon auch das ganze Land seinen Namen hat. Diese Stadt ist wegen ihrer Situation, vortrefflichen Künstler, besonderer Geschicklichkeit in der Schifffahrt, und wegen ihrer zahlreichen Schiffsflotte ungemein berühmt. An Größe und Zahl der Einwohner, glaub' ich, wird sie Paris wenig nachgeben. Auf allen Gassen der Stadt wimmelte es dermaßen von Volk, daß wir uns mit den Händen und Prügeln den Weg öffnen mußten, als wir nach derjenigen Gegend der Stadt unsern Weg nahmen, wo der Syndicus des großen Rathes logirte. Denn dieser war eben derjenige, welchem der Bürgermeister mich zum Geschenk anbieten wollte.

Als wir nahe zum Haus des Syndici gekommen waren, kehrte mein Wirth in einem Gasthofe ein, um seine Kleider in Ordnung zu bringen, weil er recht geputzt und zierlich gekleidet bei dem Syndico seine Aufwartung machen wollte. Hier fanden sich eine Menge Lohnlaqueien ein, welche insgemein Maskatti oder die Auszierer genennet werden, deren Handreichung sich alle diejenigen zu bedienen pflegen welche einem Rathsherren ihre Aufwartung machen wollen, ehe sie in desselben Pallast eintreten. Diese kehren sich die Kleider aus, machen die Flecke aus denselben, und bringen alles, was etwa unordentlich daran ist, mit wunderbarer Geschicklichkeit und Sorgfalt, bis auf die kleinsten Fältchen, wieder zurechte. Einer von diesen Maskattis nahm sogleich des Bürgermeisters Degen, rieb ihn ab, und polirte ihn auf das schönste. Ein anderer band ihm verschiedene bunte Schleifen an seinen Schwanz, denn sie lassen sich auf der Welt nichts so sehr angelegen sein, als ihre Schwänze zu zieren. Es gab hier Rathsherren, und noch mehr Rathsherren-Frauen, deren Schwänze an Festtagen beinahe tausend Thaler nach unserm Gelde, auszuzieren kosteten. Der dritte Maskatti oder Auszierer maß mit einer geometrischen Instrumente die ganze Kleidung aus, um zu sehen, ob alles seine gehörige Proportion hätte und mit einander übereinstimmte. Der vierte kam mit einer Flasche Schminkwasser herzu gelaufen, womit er ihm das Gesicht verfälschte. Der fünfte untersuchte die Füße, und nahm die Nagelschwäre mit sonderbarer Geschicklichkeit weg. Der sechste trug wohlriechendes Wasser herzu, womit er die Hände und Füße des Bürgermeisters besprengte. Und daß ich kurz mache, einer brachte ein Tuch zum Abtrocknen, einen Kamm zum Kämmen, wieder ein anderer einen Spiegel, sich darinn zu besehen, und alles geschahe mit solcher Sorgfalt und Emsigkeit, wie etwa bei uns die Feldmesser die Landkarten auszumessen und zu illuminiren pflegen. Hierbei dachte ich bei mir selber: „Hilf Himmel, braucht

es so viel Umstände und Mühe einen Mann zu putzen und auszuzieren, was werden nicht erst für Mühe und Unkosten erfordert werden, wenn sich eine Frau schminken, anputzen, und aufs beste heraus schniegeln läßt." Und gewiß die Weiber in Martinia wissen hierinnen ganz und gar kein Maaß zu halten.

Als mein Wirth auf diese Weise ausgekehrt, geschminkt, geziert und abgerieben war, ging er, nur von drei Laqueien begleitet, nach dem Palast des Sindici. Als wir in den Vorhof kamen, zog er die Schuhe aus, damit er den marmornen Fußboden nicht mit Koth oder Staub besudeln möchte. Hier mußte er fast eine Stunde lang warten, ehe dem Syndico seine Ankunft gemeldet wurde, und er wurde nicht eher vor denselben gelassen, bis er die Bedienten beschenkt hatte, welches hier zu Lande höchst nöthig ist, wenn Einer Audienz haben will. Der Syndicus saß auf einem vergoldeten Stuhle etwas erhoben, und da er mich nebst meinem Wirthe in das Zimmer hinein treten sahe, schlug er ein unmäßiges Gelächter auf, und that alsbald so viel närrische und abgeschmackte Fragen an mich, daß mir der Angstschweiß über das Gesicht herunter lief. Zu jeder Antwort, die ich ihm ertheilte, fitzte er die Nase und verdoppelte sein Gelächter. Ich dachte, Comödien zu spielen, würde hier als eine große und löbliche Tugend angesehen, weil die Repulik einen so comödiantenmäßigen Mann zum Syndico erwählet, und ihm die andere Stelle im Rathe verliehen hätte; ich entdeckte auch kurz darauf meinem Wirthe diese Gedanken, der mich aber versicherte, daß er ein Mann von ganz vortrefflichen Gemüths-Gaben sei. Denn was er für einen besondern Verstand besäße, könnte man aus der Menge so mannigfaltiger Geschäfte abnehmen, welche er schon in seiner Jugend verrichtet. Denn er hätte einen dermaßen fähigen Kopf, daß er auch beim Trunke die wichtigsten Sachen expediren könnte, ja er wäre capabel, während der Mittags- oder Abendmahlzeit, zwischen jedem Gerichte, ein Gesetz oder Project zu entwerfen. Hierauf fragte ich, von was für Dauer dergleichen geschwind abgefaßte Gesetze und Projecte zu sein pflegten, worauf er zur Antwort gab: Sie gelten insgemein so lange, bis es dem Rathe gefällt, dieselben wieder aufzuheben und ungültig zu machen.

Nachdem der Syndicus eine halbe Stunde lang mit mir geschwatzet, und fast eben mit solcher Fertigkeit seine Worte vorgebracht hatte, wie unsere Europäischen Bartputzer zu thun pflegen, kehrte er sich zu meinem Wirthe und sagte, er wollte mich doch unter seine Bedienten aufnehmen, ob er gleich aus der Unfähigkeit meines Verstandes wahrnähme, daß in meinem Vaterlande sehr dicke Luft sein müßte, und ich ganz wahrscheinlich da geboren wäre, wo andere Schöpse mehr jung würden, und ich mich folglich kaum zu einem ansehnlichen Amte schicken würde. Hierauf gab mein Wirth zur Antwort: Ich habe schon selber gemerkt, daßer von Natur etwas träge ist, wenn man ihm aber eine Weile Zeit läßt, etwas zu überlegen, so urtheilt er eben so gar ungereimt nicht. Hiergegen erwiederte der Syndicus: Hier braucht man hurtige und geschwinde Bedienten, weil die Menge der Geschäfte keinen Verzug leidet." Und als er dieses gesagt, fing er an, meine Leibeskräfte sorg-

fältig zu untersuchen', und hieß mich eine schwere Last von der Erde aufheben. Als ich dieses ohne Beschwerlichkeit gethan, fuhr er fort: „Ob er gleich von Natur mit schlechten Gemüthsgaben versehen ist, so hat sie doch diesen Mangel durch die Leibesstärke einigermaßen bei ihm ersetzet." Hierauf hieß er mich ein wenig abseits zu gehen, da mich denn die Bediente und Knechte sehr leutselig empfingen, aber auch zugleich mit ihrer Schwatzhaftigkeit und Narrenpossen mir sehr beschwerlich fielen. Sie fragten mich von unserer Welt so vielerlei, daß ich auf die letzt nicht mehr wußte, was ich ihnen antworten sollte, und ob ich ihnen gleich endlich noch vieles über die Wahrheit aufheftete, konnte ich doch ihren Vorwitz nicht befriedigen. Endlich kam mein Wirth zurück, und brachte mir die tröstliche Botschaft, Ihro Excellenz hätten mich unter Dero Hofbediente aufgenommen. Aus den vorigen Reden des Syndici konnte ich leicht schließen, daß die Bedienung, wozu er mich bestimmt, so sonderlich nicht seinwürde. Und ich muthmaßte, er würde mich entweder unter die Thorhüter stecken, oder mir eine Verwalterstelle auftragen; als ich aber meinen Wirth fragte, zu was für einem Amte ich denn destinirt sei, gab er mir zur Antwort: Ihro Excellenz haben die Gnade gehabt, und dich zu ihrem ersten Sänftenträger ernennet, wofür du jährlich fünf und zwanzig Stercolaten (eine jede Martinianische Stercolate gilt nach unserer Münze zwei Thaler) zu genießen haben sollst; anbei hat er versprochen, daß er dich sonst niemanden als ihn selber und seine Gemahlin will tragen lassen. Diese Antwort war ein Donnerschlag in meinen Ohren, und ich stellte ihm ganz beweglich vor, wie unanständig dieses einem freien, und von honneten Eltern gebornen Menschen sei. Aber die andern Hofbedienten unterbrachen meine Reden, indem sie Haufenweise herzu liefen, und mich, da ich ohne dem schon halb todt war mit läppischen Glückwünschen fast gar zu Tode ärgerten. Denn die Martinianer sind insgesammt leichsinnige, liederliche und ungestüme Wäscher, die niemals auf den Werth einer Sache sehen, sondern nur an glatten und schlüpfrigen Worten ihren Wohlgefallen haben. Endlich wurde ich in mein Schlafzimmer geführt, wo meine Abendmahlzeit parat stand, und nachdem ich nun ein wenig Speise zu mir genommen, wurde mir das Bette gezeiget, worin ich ruhen sollte.

Ich legte mich auch alsbald nieder, konnte aber vor großem Gemüthskummer nicht einschlafen. Der Hochmuth, mit dem ich diese Affen empfangen, hatte mich fast aller Sinnen beraubt, und ich hatte in der That Centner Geduld von nöthen, eine so unerträgliche Schmach zu verschmerzen. Ich beweinte daher meinen Zustand, der mir in diesem Lande noch viel härter erschien, als der in dem ich mich auf dem Planeten Nazar befunden, und brach bei mir selber in diese Worte aus: „Wenn der Großkanzler in Potu sollte hierher versetzt werden, der so ein artiger und wohlverdienter Mann ist, und der einen ganzen Monat Zeit haben muß, wenn er nur einen einzigen Befehl ausfertigen soll, hier würde man gewiß wenig aus ihn machen. Was würde wohl die Palmka sich allhier Gutes zu versprechen haben, wo die Rathsherren über der Tafel Gesetze erdenken und Befehle ausfertigen!" Endlich ward ich nach reiflicher Ueberlegung gewahr, daß ich aus dem Lande der

Weisen in die Wohnung der Gaukler oder Comödianten wäre versetzt worden. Worauf ich sodann, nachdem mich diese Sorgen sattsam ermüdet, in einen Schlaf verfiel. Wie lange derselbe gewährt, kann ich nicht sagen, weil allhier zwischen Tag und Nacht kein Unterschied ist; denn es ist hier niemals finster außer, wenn zu gewissen und bestimmten Zeiten der Planet Nazar zwischen dieses Land und die unterirdische Sonne tritt, und etwa eine Sonnenfinsterniß verursacht. Diese Sonnenfinsternisse sind alsdann sehr merkwürdig, weil der Planet Nazar, der nicht allzuweit vom Firmament entfernt ist, die Sonne ganz und gar verfinstert, oder totale Sonnenfinsternisse verursacht. Es ist auch wegen der beständigen Gegenwart der Sonne allhier einerlei Jahreszeit, daher die Einwohner durch verschiedene Erfindungen, als durch den Schatten der Haine, durch erfrischende Spaziergänge, oder durch tiefgegrabene Keller, die Beschwerlichkeiten der Hitze von sich abzuwenden suchen.

Ich war kaum erwacht, als ein gewisser Affe in mein Schlafgemach hinein trat, der sich meinen Collegen nennte, welcher mir mit Stricken einen falschen Schwanz machte, damit ich auch wie andere Affen aussehen möchte. Hierauf befahl er mir, ich sollte mich bereit halten, denn der Syndicus würde sich innerhalb einer Stunde nach dem Gymnasio tragen lassen, wohin er nebst andern Rathsherren durch eine öffentliche Einladungsschrift eingeladen worden. Hierselbst sollte ein Doctor-Promotion vorgehen.

Wir nahmen also einen vergoldeten Wagen auf unsere Achseln, und trugen Ihro Excellenz in's Gymnasium. Als wir in den Hörsal eintraten, sahen wir die Doctores und Magistros in ihrer Ordnung sitzen, die insgesamt vor dem Syndico aufstunden, und ihm im Vorbeigehen die Schwänze zukehrten. Dieses ist ein Zeichen der Ehrerbietigkeit. Um dieser Ursache willen putzen und zieren sie auch ihre Schwänze so sorgfältig. Mir aber kamen diese Ehrenbezeugungen närrisch und lächerlich vor. Denn bei uns ist das Zukehren des Rückens ein Zeichen der Kaltsinnigkeit oder Widerwillens. Doch einem jeden Narren gefällt seine Kappe. Gedachte Doctores und Magistri saßen zu beiden Seiten des Hörsales und am Ende desselben war ein Katheder gesetzt, auf welchem derjenige stand, der Doctor werden sollte. Vor der Promotion wurde eine Disputation gehalten, welche den Titel führte: Eine physicalische Inaugural-Dissertation, in welcher die schwere Frage untersucht und erörtert wird: Ob der Schall, den die Fliegen und andere Insecten von sich hören lassen, aus ihrem Maule oder sonst wo hervor gehe. Der Präses vertheidigte die erstere Meinung, welche von den Opponenten mit solcher Heftigkeit angefochten wurde, daß man besorgen mußte, es würde gar darüber zu Schlägen kommen. Und sie wären in der That handgemein geworden, wenn nicht der Senat aufgestanden, und durch sein Ansehen diese Hitze gemäßigt hätte. Während der Disputation spielte man auf Flöten, denn es war ein Flötenist zugegen, welcher den Streit mäßigen mußte, denn wenn er zu hitzig wurde, bließ er ganz piano, um die Hitze zu dämpfen, ging es aber schläfrig zu, so bließ er allegro, daß sie dadurch wieder aufgemuntert werden möchten. Allein der Zank, von dem ich dachte, er würde sich mit Mord und Todschlag endigen, legte sich unvermu-

thet, und sie gratulirten einander aufs freundlichste: eben wie auf unsern hohen Schulen, wo nach der eingeführten Gewohnheit insgemein der Präses als Ueberwinder vom Catheder steigt.

(Fortsetzung folgt.)

Militairische Miscellen.

Ueber die Heereseinrichtung und Kriegseinkünfte des preußischen Staates aus den Jahren 1640 — 1806 ist aus dem so eben erschienenen Buche: A. F. Riedel, der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt in den letzten beiden Jahrhunderten, das mit reicher Detailforschung eine große Reihe urkundlicher Belege und Mittheilungen über den gedachten Gegenstand giebt, ungefähr Folgendes zu entnehmen.

Die genauere Kenntniß von der brandenburgisch-preußischen Militärverwaltung beginnt erst seit der Zeit des Churfürsten Friedrich Wilhelm. Er erkannte als Grundbedingung seiner Macht und seines Einflusses ein stehendes Heer und suchte ein solches zuerst einzuführen. Unter seinen Vorgängern, den Churfürsten Johann Siegismund und Georg Wilhelm wurden in der Zeit der kriegerischen Bedrängnisse die Landstände angegangen, zur Anwerbung von Soldtruppen die angemessenenen Mittel zur Verfügung zu stellen. Allein dies geschah eben nur bei Kriegsgefahr. Er siedelte, um wenigstens einen Anfang zu einem stehenden Heere zu haben, an vielen unbebauten Stellen des Landes eine Menge erprobter Soldaten gegen ein gewisses Wartegeld an, wofür diese sich zur Leistung von Kriegsdiensten im Falle der Gefahr verpflichten mußten, allein auch diese Maßregel ließ sich doch nur in beschränkter Weise ausführen. Andererseits aber scheute er sich von seinem Rechte, die Ritter und Bewohner des Flachlandes zum Kriegsdienst heranzuziehen, im Interesse der gewerblichen und industriellen Entwickelung des Landes Gebrauch zu machen. Es blieb also kein anderer Weg übrig, als mehr Geldmittel zu gewinnen und die Landstände dafür geneigt zu machen. Diese jedoch widersetzten sich lange dem Plane des Churfürsten, hinweisend auf die große dadurch entstehende Last, allein dieser gab sein Vorhaben nicht auf und brachte doch endlich nach 20jährigem Kampfe die Landstände 1622 dahin, daß sie die Einführung einer stehenden Kriegscontribution gut hießen. Diese lieferte im Jahre 1688 den Betrag von $2^1/_2$ Million Thaler, oder $^3/_5$ der ganzen Staatseinnahme. Hierzu kamen noch die Subsidiengelder fremder Mächte, die zusammen in den Jahren 1674—1688 8 Millionen Thaler betrugen. Mit diesen Mitteln ausgerüstet vermehrte er zunächst sein Heer auf 7000—8000

Mann, warb nach Abschluß des westphälischen Friedens viele entlassene schwedische Söldner an und brachte in Folge des schwedisch-polnischen und schwedisch-dänischen Krieges sein Heer auf ungefähr 30,000 Mann, bestehend aus 15—17 Regimentern Fußvolk, 12—14 Regimentern Reiterei, 2 Compagnien Trabanten und 3 Compagnieen „Grand-mousquetairs". Unter den höheren Offizieren sind besonders zu nennen: die Generalfeldmarschälle Duo de Schomburg, Freiherr v. Derfflinger und Freiherr von der Goltz, der Feldmarschall-Lieutenant v. Schöning, die General-Lieutenants Graf v. Dohna, d'Epence und v. Barfuß, sowie der General-Major v. Treffenfeldt. König Friedrich I. vermehrte das Heer auf 38—40,000 Mann und nahm ruhmreichen Antheil an den Kriegen in England, Holland und Deutschland. Die Kosten der Armee wurden theils aus den Subsidien, die in den 25 Jahren seiner Regierung eine Höhe von 14 Millionen erreichten, gedeckt, theils aus der bestehenden Kriegscontribution und einigen hinzugekommenen Zuschlägen. So wurden die Stempelgebühren, die Zölle für Einführung fremder Waaren erhöht, in den Jahren 1690—1710 8 mal Kopfsteuer eingezogen und 1698 eine Carossen- und Perrückensteuer eingeführt. Die Ausgaben der General-Kriegskasse überstiegen nicht 2½ Million oder die Hälfte des ganzen Staatseinkommens. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde die Heeresmacht zuerst auf 64,000 später auf 80,000 Mann erhöht und die Ausgaben dafür völlig aus den regelmäßigen Staatseinnahmen bestritten. Er führte seit 1714 mit Strenge eine Reorganisation der alten Kriegscontributionen ein, erhöhte die Stempelsteuer, zog die sonst blos zum Naturaldienst zu Roß verpflichteten Ritter zu einer regelmäßigen jährlichen Kriegssteuer mit heran und verwandte zugleich einen bedeutenden Theil der Domaineneinkünfte mit für militärische Zwecke. Hingegen fiel die Kopfsteuer, die Carossen- und Perrückensteuer weg. Friedrich II. fand bei seinem Antritt der Regierung ein schlachfertiges im nordischen Kriege bewährtes Heer und 10 Millionen im Schatze vor. Die Kosten der beiden schlesischen Kriege wurden damit ausreichend gedeckt, ja nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges wurden noch Silberbarren aus dem Schatze in die Münze gebracht, die Friedrich Wilhelm I. 15 Jahre vorher hineingelegt hatte. Bald fing man wieder an zu sammeln und enthielt der Schatz 1756, also zu Anfang des 7jährigen Krieges, schon wieder über 13 Millionen Thaler, wozu noch ungefähr 866,000 Thaler, die im sogenannten „kleinen Tresor" lagen, und 3½ Millionen kamen, die vom König bei der kurmärkischen Landschaft geliehen waren, so daß ihm also zum Kriege beinahe 18 Millionen Thaler zu Gebote standen. Diese Summe wurde jedoch bald verbraucht zur Ausrüstung und Verpflegung der Armee. Seit dem Ende des Jahres 1757 war der Schatz erschöpft. An außerordentlichen Geldmitteln erhielt im Jahre 1758—1761 Preußen von England 670,000 Pfund Sterling. Verwalter aller dieser und durch auferlegte Kriegscontributionen eingetriebenen Gelder war der Kriegszahlmeister Köppen, der 1762 für die von 1751 bis dahin eingegangenen und ausgegebenen Summen dem Könige Rechnung legte. Eingegangen waren nach dieser Rechnung 78½ Millionen, verausgabt wurden 64½ Millionen, der

Rest wurde sofort zur Herstellung eines neuen Schatzes deponirt. Hierzu kommen noch verschiedene Summen, die mit dem vorhandenen Reste gegen Ende des siebenjährigen Krieges mindestens 30 Millionen Thaler ausmachten. Außer der Anleihe bei der Kurmärkischen Landschaft war noch eine Anleihe bei den Städten, bei sämmtlichen Dom- und Collegiatstiften und den Magdeburgischen Landständen gemacht worden, doch wurde dies alles nicht verbraucht. Auch konnten nach dem Kriege an Silberbarren des Schatzes und an Schloßgeräthen noch 8000 Mark Silber nach der Münnze gebracht werden. Friedrich II. hatte also nach einem 7jährigen blutigen Kriege mit den bedeutendsten Mächten des Continents doppelt soviel Geld zur Verfügung, als er zu Anfange des Krieges gehabt. Nach demselben arbeitete der König besonders an Hebung des Bergbaues, des Hüttenwesens, der Salzproduction und der Forstcultur und erzielte jährlich steigende Mehreinnahmen. Im Jahre 1768 führte er auf den Rath französischer Finanzmänner eine Zahlen-Lotterie nach dem Systeme Calzabigi's ein, die ihm in Verbindung mit einer Klassen-Lotterie 75,000 jährlich einbrachte. Seit 1765 erklärte er ferner den Handel mit Taback für ein Monopol, was ihm im Jahre 1785—86 über 1¼ Millionen eintrug. Die Verwaltung aller Accise- und Zolleinkünfte übergab er seit 1765 französischen Entrepreneurs, die jedoch nicht die Hoffnungen des Königs erfüllten. Die Dispositionskasse des Königs zog die Domaineneinkünfte ein und zugleich die Erträge der neu eingeführten Mahlsteuer an Weizen und Transitosteuer an Seide, Wolle und Leder. Ueber diesen Fonds verfügte der König theils für Civilzwecke, theils zur Mehrung des Schatzes, der durch ihn auf die hohe Summe von 55 Millionen gebracht wurde. Die General-Kriegskasse empfing zur Unterhaltung des Heeres jährlich 12 Millionen Thaler. Das Heer wurde auf 200,000 Mann vermehrt. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. vermehrte es noch um 30,000 Mann, verstärkte die Ingenieurabtheilungen und bildete mehrere Regimenter leichte Infanterie, womit schon Friedrich II. angefangen. Die Einnahmen der General-Kriegskasse wurden durch Zuschüsse aus andern Generalkassen vermehrt, so daß ersterer im Todesjahr des Königs 14½ Million Thaler zugewiesen werden konnten. Die Finanzen des Staates erlitten jedoch gefährliche Einbußen durch den unglücklichen Krieg gegen Frankreich. Ebenso kostete das erworbene Süd- und Neuostpreußen dem Staate fast mehr, als es einbrachte und auch in Anspach und Bayreuth waren die Einnahmen, so lange an den Markgrafen und seine alten Diener hohe Renten und Pensionen zu zahlen waren, nicht eben bedeutende. Friedrich Wilhelm III. suchte vor allen Dingen die ökonomische Lage des Soldaten zu verbessern, in dem er trotz des Widerspruchs seiner Räthe befahl, die 1½ Pfd. Brot, die der Soldat im Kriege täglich erhielt, ihm auch im Frieden zu geben. Die Kosten dieser Verpflegung wurden der General-Kriegskasse auferlegt, die die betreffende Summen aus der General-Accisekasse und General-Zollkasse bezog, dieser aber durch Erhöhung der Consumtionssteuern in Stand gesetzt, jene Beträge zu liefern. Ebenso trat eine Verbesserung des Gehaltes der Offiziere vom Stabskapitain abwärts ein durch eine monatliche Zulage von 4 Thlr.,

wodurch dem Staate eine jährliche Mehrausgabe von 270,000 Thaler zur Last fiel. Das Heer wurde noch um 20,000 Mann verstärkt, also auf 250,000 Mann gebracht. Die Garde du Corps, die bisher nur 3 Escadrons zählte, wurde um drei vermehrt, ebenso die von Friedrich d. Großen eingerichtete reitende Artillerie. Neugebildet wurde das Regiment der Towarczys in Neuostpreußen bestehend aus 10 Schwadronen, ferner das Infanterie-Regiment „v. Chlebowsky" und „Graf v. Wartensleben". Das Gesammteinkommen des Staates war in den 9 Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms III. (1797—1806) um 6½ Millionen gestiegen und betrug nahe an 27 Millionen Thlr., von denen 16½ Millionen für militärische Zwecke an die General-Kriegskasse kamen. Die 48 Millionen Staatsschulden waren zu Ende des Jahres 1805 bedeutend vermindert, allein in Folge des unglücklichen Krieges 1806 erreichte die Schuldenlast wieder dieselbe Höhe. Das Land war durch starke Armee-Requisitionen und Brandschatzungen ausgesogen, das Heer in der Auflösung begriffen und Preußen schien vernichtet zu sein.

— Wir entnehmen den mündlichen Berichten eines Augenzeugen folgende Details über Stimmung und Haltung der Bewohner Frankfurts a. M. kurz vor dem Eintreffen der preußischen Truppen.

Nachdem, erzählt unser Gewährsmann, der Preußenhaß durch die bekannte Verhaftung der preußischen Telegraphenbeamten und wirklich schmachvollen Acte der Rohheit bei Austreibung ihrer Familien zunächst einen erreichbaren Gegenstand gefunden hatte, sich daran gütlich zu thun, setzte er, durch diese ersten kleinen Erfolge sicher gemacht, seine Hoffnung auf die Erreichung größerer Dinge in der unmittelbaren Zukunft. Die Bundes-Armee sollte das Werkzeug des reichsfreistädtischen Grimmes sein und der Name des Prinzen Alexander als des „Rächers an Preußen" schwebte auf Aller Lippen. Ihm und seiner glorreichen Heeresmacht galten alle Toaste in den Tag und Nacht überfüllten Bier- und „Aeppelwein"-Wirthschaften; ihm leerte man die Halben, ihm rieb man die Salamander. Die Wortführer unter den Volkshaufen, welche an Bahnhöfen und auf öffentlichen Plätzen bei jeder Gelegenheit mit Lärm und Geschrei sich ansammelten, priesen die Feldherrnkunst „ihres" Alexander in übertriebenster Weise. Was waren gegenüber diesem „ächten deutschen" Nestor kriegerischer Wissenschaft die unbekannten preußischen „Parade-Generale"! — Woher sollten diese denn den Krieg verstehen? — Was hatten sie ihr Lebenlang gethan? „Bauerbube gestriegelt, das hawwe wer mit eigen Aage gesehe!" — Und nun gar der gemeine Mann, die „preußische Exerciermaschine"! — Was war dieser gegenüber dem „ächten Volksheer" der breitschulterigen Würtemberger, der handfesten Baiern und der österreichischen Bundesbrüder. — „Die hawwe Pulverdampf gerochen" — hieß es in Bezug auf die letzteren — „das sein Kerls!" — Selbstverständlich ward die Zahl der bei Hanau stehenden Theile des Bundes-Armeecorps, welches ja nicht den mindesten Zweck hatte, als die Vertheidigung Frankfurts in der unverschämtesten Weise übertrieben.

passirten ein paar Munitionswagen die Stadt, so warn „halt als widder so ä halwes Tausend Proviantwagen durchgekomme“ und ein Truppendurchzug von vielleicht 500 Mann potencirte sich auf 5000. — Hätte Jemand die Ziffer aller deutschen Männer, welche in diesen Tagen Frankfurt passirt haben sollten, sorgfältig summirt, so würde er gefunden haben, daß von den 37,000,000 Deutschen die überwiegende Mehrzahl zum Schutz vor Frankfurts Thoren stehen.

So wenig Ausrüstung und Haltung der Mannschaften dem ehemaligen preußischem Militair — unserem Gewährsmann auch genügen konnte, für die Frankfurt am Mainer waren sie das Fundament der Siegeshoffnung. Von ihnen hieß es „die haage (hauen) de Preiße in Grund und Boden.“

Der Art war die Verblendung, daß die allerdings stets entstellt und unvollkommen anlangenden Siegesnachrichten aus Böhmen das Vertrauen zu vermindern durchaus nicht im Stande waren. Das waren ja Alles „preißische Kniff!“ — Welcher Frankfurter wäre denn dumm genug gewesen, den „Lügentelegramms“ zu glauben? — Ja — da „müßten die Preußen schneller schießen!“ — „Bei Königsgrätz wolle se gesiegt hawwe! — Bei Aschaffenburg sien se gehaage worde!“ — Diese Nachricht eines großen Sieges der Bundestruppen bei Aschaffenburg trat mit einer solchen Bestimmtheit auf; es bewies — erzählt unser Freund — ein langes schwarzlockiges Exemplar von „Vansen“, welcher in der That die Aschaffenburger Gegend genau zu kennen schien, mir mit einer solchen Sicherheit, daß die viel zu schwachen preußischen Truppen geschlagen sein mußten, daß ich — da ich positive Nachrichten nicht erhalten konnte — mich wirklich blutenden Herzens in meine Wohnung begab. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Nächst der Sorge hielt mich der Lärm auf der Straße wach. Betrunkene Schaaren tummelten sich in den Nachts sonst so verödeten Gassen und feierten johlend die gewonnene Schlacht von Aschaffenburg! —

Der andere Morgen sollte mir einen kleinen Trost bringen. In den Buchhandlungen auf der Zeil hingen Karten vom Kriegsschauplatz. Die Truppenstellungen waren mit kleinen Fähnchen bezeichnet. Ich fand: Preußisches Hauptquartier in — Stockstadt! — Hm! — dacht ich — „geschlagen und — avancirt;“ — wird nicht schlimm gewesen sein! — Mein langer „Volksfreund“ mit der orientalischen Nase kam zufällig vorüber. Ich sprach ihn an und befragte ihn, wie es doch komme, daß die geschlagenen Preußen gegen Frankfurt vorrückten. — „Vansen“ war unverfroren. Er nahm eine sehr geheimnißvolle Miene an: „Prinz Alexander — „Kriegsplan!“ — Sie (die Preußen) werden voran gelockt; dann faßt er (der Prinz) se in de Flanke und dann!“ — Mein Herz ward leichter. Ich wußte jetzt wer geschlagen war.

In der That tauchte das Gerücht der Wahrheit wiederholt auf, jedoch nur um sofort wieder zu verschwinden und den abenteuerlichsten Erfindungen Platz zu machen. Da der noch übrig gebliebene gesunde Menschenverstand keinen ersichtlichen Zweck für die Hin- und Hermärsche des kriegserfahrenen Alexander finden konnte, so substituirte auch hier — wie bei Benedek — die Phantasie dem Feldherrn einen geheimnißvollen Kriegsplan. Und was für

einen. Die Märsche waren Combinationen, „wie im Schach!“ — Denn „der Krieg ist ja ganz so — wie das Schach“ — erörterten die Kaffeehauspolitiker. — „Unser Alexander zieht daher“; — „nu ziehe de Preuße daher“; — „dann zieht er daher“; — „de Preiße daher“ — und — „nu sien se gefange — da beißt kei Maus kei Faddern ab!“ — Die sagenbildende Phantasie der Menge war in einer wahrhaft überreizten Weise thätig. „Vierzigtausend Preußen — hieß es einmal, sind im Odenwalde verbrannt!“ — Man erzählte es und es wurde geglaubt. — Naiv war das Vertrauen, welches man zur preußischen Demokratie hatte. — Unter preußischer Demokratie aber verstand man — incredibile dictu — die Landwehr! — „Die thun ja keen Schuß vor de Bismarck!“ Ja — ich erröthe es zu sagen — man hielt den preußischen Landwehrmann fähig — seine Commandeurs — „vor der Front“ zu erschießen und — mit Prinz Alexander gemeine Sache zu machen. — Was half mein Protest gegen solche Ungeheuerlichkeiten; ich mußte schweigen — wollte ich nicht als „Spion“ behandelt werden.

Verrath und Spionage gehörten überdies zu den Stichworten des Tages. Einmal hörte ich meinen Bansen sagen: Nebbe mir wohnt a Preiß — der kriegt alle Tag sechszehn Brief und schreibt auch so viel —; den hawwe se noch nicht a Mal als Spion denuncirt; — ich krieg'n awwer! —

Inzwischen gingen die Ereignisse ihren eisernen Gang. So viel man sich auch gegen die Wahrheit sträubte, so viel man erfand, ersann, erlog; das Fähnchen auf den Kriegskarten in den Buchläden der Zeil rückte vorwärts mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit und — eines Tages hatte man „an der Mainenr“ Preußen gesehen. Freilich glaubte kein Mensch daran. Freilich meinte man, der Omnibuskutscher, welcher von den Preußen da draußen bestürzt die erste Kunde brachte — habe Hessen oder Badenser für Preußen gehalten. Freilich erklärte mein Wirth, „de erschte Preiße, die einrücke, freß ich mit Haut und Haar!“ — Freilich sagte mein Bansen „Un wenn se zehn Mal gesiegt hawwe — und wenn se zehn Mal an der Mainenr stehe — rein komme se net —, se derfe net — das leid der Napoleon nit! — Sie kamen näher, immer näher! — Vergebens fragte man nach Alexander mit der Reichsarmee! — Niemand war da, das Unvermeidliche abzuwenden. — Jetzt war der Zorn groß! — „Das seien rechte Hanswurschtstreich von dem Alexander — uns de Preiße daher zu lasse!“ — erklärte sehr unehrerbietig ein souveräner Bäckermeister und als ich Nachmittags meinen Bansen wieder traf, welcher ganz außer sich zu sein schien — und ihm zur Beruhigung sagte „Vielleicht sind sie doch noch nicht so nahe“; — entgegnete er unwirsch — „net nahe; se sien da — gehe se noch 500 Schritt weiter, da stehe se!“ — Ich ging und im Nachmittags-Sonnenschein funkelten die Spitzen preußischer Helme.

— Folgen des Krieges in den Vereinigten Staaten. Dr. Forbes, der Baumwoll-Commissair der indischen Regierung, wurde vor etwa zwei Monaten abgesandt, um die baumwollerzeugenden Staaten Nordamerikas

zu besuchen, und nach Durchreisung derselben (mit Ausnahme von Texas) hat er jetzt seinen Bericht eingereicht. Seine Ansicht weicht von der bisher in den nördlichen Staaten verbreiteten Meinung ab und lautet ungünstig in Betreff der Ernte-Aussichten. Er reiste durch Virginien nach den beiden Carolinas, von wo er sich nach Georgien, Alabama, Louisiana, Mississippi, Arkansas, und Tenessee begab. In Nordcarolina war nach seiner Angabe in diesem Jahre wenig gesäet worden. In Südcarolina, wo die Baumwollpflege im Ganzen am besten war, betrug die Aussaat doch kaum mehr als ein Drittheil des gewöhnlichen Anbaues und von beiden Staaten dürften nur 100,000 Ballen zu erwarten sein. In Georgia war die Cultur weit lässiger, die Pflanzen waren häufig durch Gras überwuchert und erstickt. Als Ursache dieses schlimmen Resultates dürften Mangel an Arbeitskräfte und schlechte Saat zu betrachten sein, da letztere zum Theil noch von beschädigter vor dem Krieg producirter Baumwolle herrührte. Ursprünglich hatte man in diesem Staate auf 250,000 Ballen gerechnet; aber Dr. Forbes meint 150,000 Ballen würden das Höchste sein. In Alabama schien die Cultur eine bessere, aber Regengüsse und Ueberschwemmungen hatten viel Schaden angerichtet, und aus diesem Staat der vor dem Kriege jährlich fast eine Million Ballen zu liefern pflegte, dürften jetzt kaum 200,000 Ballen zu erwarten sein. Die vier am Mississippi belegenen Staaten — Louisiana, Mississippi, Arkansas und Tenessee — sind durch den Krieg vollständig verwüstet worden. Hunderte von Meilen entlang, am Strome fand sich kaum ein Pflanzerhaus mit Ausnahme verlassener Sclavenbaracken vor, und in den höher gelegenen Districten war allerdings weit mehr Baumwolle als andere Feldfrüchte gepflanzt, doch hatten Gras und Unkraut fast überall die Oberhand gewonnen. In Folge davon dürften diese Staaten, welche früher durchschnittlich 2,600,000 Ballen producirten, jetzt nur 550,000 liefern. Es scheint, daß nur etwa die Hälfte der früheren schwarzen Arbeiter in diesem Jahre dem Baumwollenbau obgelegen hat und daß die Arbeit jedes Mannes, seit er frei geworden, kaum zwei Drittel soviel werth ist wie vormals. In Texas soll es etwas besser stehen, doch kommt Dr. Forbes zu dem Resultat, daß mit Einschluß dieses Staates der Ertrag der diesjährigen Ernte sich schwerlich auf mehr als 1,200,000 Ballen belaufen wird, von welchem höchstens 2—300,000 für den Export verfügbar sein dürften. Die Mission des Dr. Forbes hatte den Zweck, die Regierung und die Bevölkerung Indiens in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über die Baumwollfrage zu bilden, insoweit sie die Interessen dieses Landes betrifft. Die Times warnen jedoch die Speculanten vor einem allzuhohen Hinaufschrauben der Preise, da der inländische Vorrath groß sei und die Liverpooler Notirungen schon eine fast übertriebene Höhe behauptet hätten.

— Ueber die von der Experten-Commission so eben zu Aarau vorgenommenen Schießproben mit dem Hinterladungsgewehre wird aus Bern berichtet: Von den ausländischen kommen namentlich vier Systeme in Frage: 1. Stutzen von Henry; 2. Stutzen von Spencer; 3. Peabody-Gewehre und 4. Zündnadelgewehre. Der Henry-Repitir-Stutzen enthält unten am Laufe, da, wo anderwärts der Ladstock steckt, eine Hülse der ganzen Länge nach. In diese werden 15 Patronen zumal geladen, auf welche eine vorn angebrachte Spiralfeder drückt und sie nach hinten treibt. Nach jedem Schusse, vermittelst Wegdrückens des Bügels, schiebt sich eine Patrone in die Kammer und das Gewehr ist schußfertig. Der Spencer-Stutzen wird zuhinterst am Schafte mit 6 Patronen geladen, ebenfalls in einer Hülse, die gerade so lang ist, als der Anschlag, und die nach dem sechsten Schusse bequem herausgezogen werden kann. Hat der Schütze bei diesen beiden Stutzen z. B. die Hälfte oder ein Drittel der Patronen verschossen und es giebt eine Pause, so kann er den Manco sofort ersetzen und es stehen ihm wieder 15, resp. 6 Schüsse zu Gebote. Der Peabody-Carabiner wird je nur mit einer Patrone geladen. Der Bügel wird weggedrückt und dadurch öffnet sich nach oben etwa ½ Zoll breit eine Patrone lang ein Stück Lauf, die Patrone wird eingeschoben, der Bügel zugedrückt und man ist schußfertig. Während Henry und Spencer sich für Scharfschützen und Jäger, würde sich Peabody für die übrige Infanterie eignen. Die Einrichtung des Zündnadelgewehrs ist bekannt.

— Aus Görlitz wird geschrieben: Vor Kurzem ereignete sich der Fall, daß der zum Militär einberufene einzige Sohn eines hiesigen Vorwerksbesitzers von der Familie für todt gehalten wurde, jedoch plötzlich gesund und nur mit einer kleinen Schmarre am Kopf sich seinen hocherfreuten Eltern präsentirte, die auf Grund der Verlustlisten und Mittheilungen von Kriegskameraden den Tod des Sohnes bereits in öffentlichen Blättern angezeigt hatten. Jetzt wird der Schl. Ztg. von Zittau eine noch interessantere Geschichte berichtet. Dorthin war eine Dame aus Stettin ihrem vom Heere zurückkommenden Gatten entgegengereist. Auf den Zug wartend, besucht sie die dortigen Lazarethe, um Erkundigungen einzuziehen, ob etwa Bekannte unter den Verwundeten sich befinden. Bei der Namhaftmachung eines der verwundeten Officiere erklärt sie, dieser könne unmöglich noch hier im Lazareth liegen, da sie vor acht Tagen seinem Begräbnisse beigewohnt habe. Auf ihre Bitte zu dem betreffenden Officier geführt, erkennt sie in demselben richtig den Mann einer ihrer Freundinnen, an deren Seite sie einem Leichenbegängnisse beigewohnt, welches dem Lebenden gegolten. Der vermeintlichen Wittwe war nämlich vom Kriegsschauplatze die Nachricht zugegangen, ihr Gatte sei durch eine Granate, die ihm den untern Theil des Gesichts weggerissen, getödtet worden. Wie dies jetzt häufig geschehen, hat darauf die vermeintliche Wittwe

den Leichnam ausgraben, nach Stettin bringen und dort beerdigen lassen, während ihr wirklicher Mann, schwer aber nicht tödtlich verwundet, im Lazareth sich befand. So romanhaft die Geschichte klingt, so ist sie doch wahr und auch keinesweges unglaublich.

— Wie ein Held stirbt, hat der in der Schlacht bei Königsgrätz schwer verwundete Major v. Gilsa im 26. Regiment bewiesen. Ueber die letzten Stunden dieses tapfern Kriegers sind uns mehrere Details mitgetheilt worden, welche theilweise dem Sohne des Verblichenen, Cadetten v. Gilsa, von Soldaten aus dem Regiment seines Vaters erzählt worden sind. Die Schilderung dieser Soldaten lautete: „Unser ganzes Regiment ging gegen einen Wald vor. Beim ersten Angriff wurde dem Regiments-Commandeur das Pferd erschossen, ebenso den Commandeur des 1. Bataillons, und der Major v. Schönholtz wurde verwundet. Darauf ging das Regiment zurück und nun führte der Oberst dasselbe zum zweiten Mal vor. Hierbei bekam der Major v. Gilsa, indem er sich auf dem Pferde umsah, einen Schuß in die Seite und wurde hierdurch vom Pferde gestürzt. Er richtete sich aber wieder auf, und als er sah, daß dem Obersten das Pferd — ein zweites — zusammengeschossen wurde, stützte sich der Major auf einen Tambour und commandirte das ganze Regiment. Nach einer halben Stunde etwa wurde das Regiment wieder zurückgeworfen und der Major ließ sich nun auf das Pferd heben und, ehe das Regiment den Wald verlassen hatte, führte er dasselbe wieder vor. Hierbei erhielt er einen zweiten Schuß und zwar in die Brust. Der Major wurde für todt aus dem Gefecht getragen und auf einen Wagen gelegt, wo er auf der Fahrt wieder zu sich kam und sich von anderen Verwundeten — Unterofficieren — aus dem Wagen auf den Bock, bringen ließ, weil er keine Luft bekommen konnte. Ein Unterofficier setzte sich neben ihn auf den Bock, um ihn zu halten. Der Major war sehr still, frug aber doch den Unterofficier, ob wir Preußen gesiegt hätten: und als dies bejaht wurde, sagte er: Ich werde wohl nicht wieder hergestellt werden, aber es freut mich, daß wir gesiegt haben."

Nach Mittheilungen von Officieren, die den Major v. Gilsa im Lazareth von Cerekwitz gesehen hatten, äußerte er daselbst den Wunsch, daß seine Wunden als leichte angegeben würden, damit die Seinigen nicht in Sorgen kämen, doch sagte er auch: „Mit mir ist es aus, aber ich bin zufrieden, der König hat gesiegt." An seinen Sohn, den Cadetten, hatte Gilsa vor der Schlacht geschrieben: „Es ist mir ein Bedürfniß, Dir zu schreiben. — Falle ich, so gehorche Deiner braven Mutter, und denke, daß du künftig ihr und deinen jüngern Geschwistern als Familienhaupt eine Stütze sein mußt. Bleibe fromm und gut." Zum Schluß geben wir den Brief des Herrn Regiments-Commandeurs an die Witwe des verstorbenen Helden: „Der Tod Ihres über alles Lob braven und heldenmüthigen Gatten, der mit leuchtendem Vorbild seiner Truppe voranging, hat das gesammte Officier-Corps des

Regiments in tiefe und schwere Trauer versetzt. Aber im Hinblick auf sein tapferes Verhalten sind wir stolz darauf, daß ein so ausgezeichneter Officier in unsern Reihen stand, und wird sein Andenken mit dankbarer Liebe und inniger Verehrung stets unter uns fortleben. Der Name Gilsa, der fortan der Geschichte des Regiments angehört, er wird auch der späteren Generation den Weg zeigen, der zum Ruhm, zur Ehre und zu unverwelklichen Lorbeeren führt. — So möge denn der treue Kamerad, der tapfere Ritter, der mit Freuden für seinen König und Herrn in den Tod ging, sanft und in Frieden ruhen!"

Aufruf.

Unter Hinweis auf meinen durch das Königl. Polizei-Präsidium genehmigten Aufruf:

die Unterstützung der Ehefrauen und Kinder unserer tapferen Krieger durch Arbeit betreffend

bitte ich nochmals edeldenkende Patrioten, besonders die verehrten Damen, sowie die Herren Fabrikbesitzer Berlins recht dringend, mich mit Anerbietungen zu versehen, wonach dieselben die Betreffenden durch: Waschen, Nähen, Plätten, Ausbessern, Aufwarten, Stricken, Häkeln ꝛc. beschäftigen wollen, da die Anzahl der Arbeitsuchenden diejenige der Anerbietungen bedeutend übersteigt.

von Dirke
Mitglied des Local-Unterstützungs-Comité
Zimmer-Straße Nr. 74.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Es ist diesmal wiederum eine Aeußerung des Herrn Ministerpräsidenten, mit welcher wir unsere Wochenschau zu beginnen haben. In der Debatte über das Indemnitätsgesetz, als es galt, eine tüchtige Majorität des Abgeordnetenhauses für die Mitarbeiterschaft an den Aufgaben der Regierung zu gewinnen, sagte Graf Bismarck: „Wir haben Ihnen die Hand geboten, und der Commissionsantrag giebt uns die Bürgschaft, daß Sie in diese Hand einschlagen werden. Wir werden dann die Aufgaben, die uns zu lösen bleiben, mit Ihnen in Gemeinschaft lösen. In diesem Augenblick sind die Aufgaben der auswärtigen Politik noch ungelöst, die glänzenden Erfolge der Armee haben nur unseren Einsatz ins Spiel gewissermaßen erhöht, wir haben mehr zu verlieren als vorher; gewonnen ist das Spiel noch nicht; aber je fester wir im Innern zusammenhalten, desto sicherer sind wir, es zu gewinnen in diesem Augenblick. Wenn Sie sich im Augenblick umsehen, wenn Sie die Wiener Zeitungen durchgehen, und zwar diejenigen, von denen bekannt ist, daß sie die Meinungen der kaiserlichen Regierung vertreten, so werden Sie diejenigen Aeußerungen des Hasses und der Aufregung gegen Preußen finden, die auch vorher vorhanden gewesen waren, und die nicht wenig dazu beigetragen haben, den Krieg zum Ausbruch zu bringen. Sehen Sie auf die Völker von Süddeutschland, wie sie sich in der Armee vertreten finden, da ist der Grad von Versöhnlichkeit und von Erkenntniß einer gemeinsamen Aufgabe des gesammten Deutschland gewiß nicht vorhanden, so lange bayersche Truppen aus dem Eisenbahnwagen meuchlings auf preußische Officiere schießen. Sehen Sie sich das Verhalten der einzelnen deutschen Regierungen an gegenüber den gemeinsam zu errichtenden Einrichtungen; es ist bei einigen vollständig befriedigend, bei anderen widerstrebend; gewiß aber ist, daß Sie kaum in Europa eine Macht finden, welche die Constituirung dieses neuen deutschen Gesammtlebens in wohlwollender Weise förderte, welche nicht das Bedürfniß hätte, sich in ihrer Weise an dieser Constituirung zu betheiligen, sei es auch nur, um einem der mächtigeren Bundesgenossen, wie Sachsen, die Möglichkeit nicht zu verkümmern, dieselbe Rolle noch einmal spielen zu können, wie bisher. Deswegen, m. H., ist unsere Aufgabe noch nicht gelöst, sie erfordert die Einigkeit des gesammten Landes der That nach und dem Eindruck auf das Ausland nach."

Wird nach diesen Worten des Premier-Ministers späterhin sich irgend Jemand darüber zu beschweren haben, daß ihm bei dem Eintritte in die katastrophenvolle Zeit, welche wir nunmehr zu durchleben haben, die könig-

liche Regierung die vollste und aufrichtigste Darstellung der Situation vorenthalten habe. Wir finden „kaum in Europa eine Macht", welche geneigt wäre, uns in unserem deutschen Constituirungswerke zu fördern. Vielmehr begegnen wir theils, wie bei Oesterreich einer Abneigung, die sich immer noch an den Resten der Hassesflamme zur Feindschaft anzufachen sucht, theils einem applaudirenden Zuschauerthum, wie in England, das erst durch viele und weise Anstrengungen zu positiver Freundschaft veredelt werden kann, theils einer begehrlich-bedenklichen Theilnahme, wie bei Frankreich, vor welchem wir nie sicher sein können, ob es nicht sein Bestreben sei, unsere Vorsicht einzuschläfern, bevor es seine wahren Gesinnungen zeigt.

Nach unserer Ansicht rechnet Napoleon darauf, daß wir eine Art Italien werden. Das Letztere hat uns Dienste gethan, die nicht verkannt werden dürfen, aber zugleich wurde auch die Thatsache deutlich, daß die revolutionäre Krisis, in der es sich befindet, ihm seine Beweglichkeit und Schlagfertigkeit nach Außen hin nimmt. Nun speculirt man in Frankreich darauf, daß auch bei uns eine ähnliche schwächende Entwickelung eintreten werde. Aber man verkennt den Unterschied zwischen Preußen und Italien, der für jeden, der sehen will, augenscheinlich ist. In Italien wurde der König von der Revolution fortgerissen, hier bei uns ist es die erobernde Kraft, welche, selbst wenn sie Throne zu zerstören gezwungen ist, die vollendeten Thatsachen in den Dienst der öffentlichen Ordnung stellt. In Italien stand der Wille, welcher die Leitung hätte besitzen sollen, unter dem Drucke und im Dienste der nationalen Wirrniß, bei uns ist es der königliche Wille, welcher in Wahrheit den Gang der Dinge leitet und welcher in jedem Augenblicke die Kraft sich bewahrt, zu rufen: „bis hierher und nicht weiter." In Italien opferte sich das alte piemontesische Königreich dem nationalen Einheitsgedanken, es verlor sich selber, es wurde in Italien incorporirt. Man darf diese Differenz beleuchten, ohne gleich ausfallend gegen den armen Victor Emanuel zu werden. Ländlich — sittlich! Bei den Italienern ist die Unità wirklich nur eine Idee, gegen welche die uralte Freiheit der Communen, Republiken, Fürstenthümer ein nie zu unterschätzendes Gegengewicht bildet, und von welcher es zweifelhaft bleibt, ob sie den Felsen Petri überwinden werde. Dort also mußte man die Idee der Einheit, wenn sie überhaupt etwas leisten sollte, zur herrschenden Gewalt machen, vor welcher sich auch der sardinische Particularismus zu beugen hatte. Bei uns kann die Idee der Einheit im Zügel gehalten werden, damit sie keine compromittirende Sprünge mache, denn wir haben einen Herrn von Fleisch und Blut, wir haben einen König, welcher mit fester Stimme den Ereignissen gebeut.

Der Unterschied zwischen Deutschland und Italien wird sich auch bei der ferneren Entwickelung des Schicksals der süddeutschen Staaten kenntlich machen. Man stellt Baiern mit Neapel in Parallele; man prophezeit den baldigen Umsturz des Thrones, der von dem Vetter der Königin Marie von Neapel besessen wird; man wittert etwas von herannahendem Garibaldismus in Deutschland und man rechnet schon jetzt aus, daß König Ludwig kaum ein Jahr lang im Stande sein werde, dem andringenden nationalen Einheits-

fähigen Widerstand zu leisten. Wir wollen nicht die Wahrscheinlichkeiten, die sich an den Wegfall alter Verträge anknüpfen dürften, unbedingt leugnen. So viel aber wissen wir, daß Preußen, falls es zur Intervention in Süddeutschland veranlaßt werden sollte, nicht den Aufruhr fördern, sondern im Namen der Ordnung seine Kraft geltend machen und gerade auf dieses Verhalten die Stabilirung seiner Gewalt in ganz Deutschland gründen würde.

Das Große also in Deutschland ist es, daß wir auch bei den gefährlichsten Emotionen die Form beobachten, und sollten die Umrisse dieser Form durch Schießgewehre angedeutet sein. Wir bleiben in Wehr und Waffen, wir bleiben kampfbereit. Mögen wir ohne Alliirte dastehen, so lähmt uns doch wenigstens nicht eine ausländische Collision, wie dies bei Napoleon in Rücksicht auf Mexiko und die Vereinigten Staaten der Fall ist. Wie die neuesten Nachrichten aus Amerika melden, hat der Präsident Johnson in einer Proklamation allen Anordnungen, welche der „Prinz Maximilian" in der „Republik Mexiko" treffe, die Autorität abgesprochen und somit, wenigstens indirekt, dem Kaiser Napoleon, dem Schöpfer des transatlantischen Kaiserthums die Freundschaft aufgekündigt. Es bleibt für den Kaiser Maximilian nichts Anderes übrig, als entweder sich mit den Vereinigten Staaten zu verständigen oder unterzugehen. Während im Vordergrund des europäischen Theaters Armeen und Friedensbevollmächtige sich bewegten, ist ziemlich verstohlen eine Figur über die Bühne gegangen, deren Erscheinung wenig beachtet wurde, obwohl sie genauer, als man zu glauben scheint, bei der Entwirrung des diplomatischen Knotens betheiligt sein dürfte. Wir meinen die Kaiserin Charlotte von Mexico. Gerade in dem Momente, wo die Mächte des mittleren Europa sich von dem Kaiser Napoleon emancipiren, macht die neuweltliche Kaiserin in Paris ihre Aufwartung. Wollte auch sie etwa eine Emancipation ankündigen? Wenn die Nachrichten, die uns zugegangen sind, begründet sind, so ist das Letztere allerdings der Fall gewesen. Der mexicanische Kaiserthron war eine Schöpfung der Napoleonischen Idee und er sollte dieser Idee dienen. Es ist aber schwer, das unsägliche Elend zu beschreiben, welches der Diener einer Idee, und der Napoleonischen insbesondere, zu erdulden hat. Neben der Sclaverei, die doch sonst wenigstens die Dauer und Wohlversorgtheit des äußeren Daseins verbürgt, seufzt man da auch noch unter einer von Tag zu Tag wachsenden Ungewißheit. Kein Geld, keinen Boden unter den Füßen, keine Soldaten, keine Unterthanen, auf die man sich verlassen kann, keinen Zweck für die Existenz, lächerlich in den eigenen Augen und in den Augen des ersten besten Räubers, der sich doch wenigstens durch die Kraft der eigenen Arme den täglichen Unterhalt verschafft! Ein Gefangener der französischen Bajonette, welche gleichwohl nicht im Stande sind, dem Nachfolger Montezumas einen wirklichen Schutz darzubieten!

Das war bisher die Lage Maximilians. Sie wäre von dem phlegmatischen Habsburger vielleicht ertragen worden, wenn der Kaiser der Franzosen ein fester Stab gewesen, auf den eine ehrliche Christenseele sich verlassen könnte. Aber steht nicht das Kriegesheer Napoleons in Mexico seit einem

Jahre auf dem Sprunge das Land zu verlassen? Das Angstleben ist nicht blos ein Geschick der Proletarier; es giebt auch gekrönte Häupter, die das Dasein eines Proletariers führen, da ihnen jede Initiative abhanden gekommen ist. Und was für die Ruhe des Kaisers Maximilian das Schlimmste ist, er hat auch noch eine kluge Frau. Fände er sich in sein Loos, so wäre immer die geistreiche, gewandte, ehrgeizige belgische Charlotte da, welche nie darin stimmen wird, daß ihre Rolle ausgespielt sei. Charlotte ist die Lieblingsschülerin des Königs Leopold, sie hat durch ihn die Menschen und der Menschen Gänge und Schliche kennen gelernt, aus Leopoldinischer Tradition weiß sie, daß Menschen verächtlich sind, und daß man, um sie recht verachten zu können, sie beherrschen muß. Sie will also Herrscherin bleiben, so gut wie sie es war, welche ihren Gemahl beredete, das Scepter zu ergreifen, das ihm Gewalt über alle Azteken verleihen würde. Nun gut, so muß sie es jetzt sein, welche dem grausamen Loose ihres Gatten eine gute Wendung bereitet und wäre es eine fortschrittlich-republikanische. Napoleon ist ja nicht der einzige Mensch auf der Welt, und die Vasallenschaft unter Frankreich ist nicht das einzige Mittel, um sich eine precäre Existenz zu sichern.

Die Kaiserin macht sich daher auf die Reise nach Paris. Etwa um Napoleon den Dritten anzuflehen, daß er fortfahre, ihren Gemahl zu protegiren, daß er seine Truppen in Mexico lasse, daß er eine Finanzoperation in Gang setze, durch welche die Kassen Maximilians von dem horror vacui befreit würden? Schwerlich ist eine so kluge Frau gekommen, um sich vergebens abzumühen. Sie weiß, daß von dem armen Mann in Paris herzlich wenig noch zu holen ist und daß die Schöpfungen desselben entweder zusammenbrechen oder ihm untreu werden. Sie dürfte daher dem Kaiser Napoleon angekündigt haben, daß ihr Gemahl im Begriff stehe, mit dem Führer der republikanischen Armee, Juarez, zu unterhandeln, daß die Verständigung zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten auf diesem Wege sich leicht machen würde, daß Maximilian, der ja keinen Nachkommenschafts-Ehrgeiz besitzt, zufrieden sein werde, eine Art lebenslänglicher Präsident von Mexico zu sein, daß man sich hierdurch mit Ehren aus einem Geschäfte wickele, welches jetzt erst sich mit der Neuzeit in Accord setze. Sind wir recht berichtet, so waren die Eröffnungen der Kaiserin Charlotte dieses Inhalts. Als Napoleon das neue mexicanische Imperium schuf, speculirte er auf die Spaltung zwischen dem Süden und dem Norden in den Vereinigten Staaten. Die Ereignisse haben seine Speculation widerlegt, die ihm nichts übrig läßt, als das Mißtrauen des Cabinets von Washington. Die Regierung der Republik scheint auf Niemanden Vertrauen zu setzen als auf den Selbstherrscher aller Reußen. Ob aber der Czaar sich beeifern wird, jenes Mißtrauen zu beseitigen, ist sehr fraglich. Die Anknüpfungspunkte nach der neuen Welt hin werden dem Kaiser der Franzosen verlegt, während auch nach England hin, statt der alten Civilisations-Allianz nichts weiter sichtbar ist, als Uebellaunigkeit und Verdacht.

Gegen England ist die Stimmung in Paris eine gereizte. Die Bona-

partisten sagen, Frankreich habe sich vor zwölf Jahren zu Gunsten der englisch-französischen Allianz geopfert, es habe damals die prächtige Chance, sich mit dem Kaiser Nicolaus über eine vortheilhafte Lösung der orientalischen Frage zu verständigen, in den Wind geschlagen, es habe die russische Allianz, die ihm Glänzendes versprach, nicht angenommen, weil es auf England Rücksicht nahm und weil es hoffte, daß die westmächtliche Allianz keine blos vorübergehende Combination sein werde. Jetzt sei nicht blos diese Allianz bis auf den letzten Rest verschwunden, sondern das britische Cabinet strebe auch danach, den Kaiser in Europa zu isoliren.

Auch in Betreff Süddeutschlands hat sich Napoleon getäuscht. Er hat da an derselben Illusion gelitten, die ihn bei seiner amerikanischen Politik in eine verderbliche Falle gelockt. Wie er sich nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten die Meinung bildete, daß die Spaltung zwischen dem Süden und dem Norden des großen amerikanischen Gemeinwesens eine bleibende sein werde; wie er daher mit den Führern der südstaatlichen Bewegung coquettirte, so scheint er auch geglaubt zu haben, es werde möglich sein, die süddeutschen Staaten zu einer selbstständigen Gruppe, welche gegen Preußen verwendet werden könne, zu consolidiren. Schon jetzt zeigt es sich, daß er unrichtig gerechnet hat.

Je deutlicher also das Hinsinken des Napoleonischen Genies wird, desto mehr muß das cordiale Bündniß, welches zwischen Petersburg und Washington in der Ausbildung begriffen ist, Aufmerksamkeit erregen. Nach Berichten aus St. Petersburg hat der Czaar zu Ehren der dort anwesenden amerikanischen Deputation ein Festdiner veranstaltet, bei welchem der Kaiser selber den Toast auf das Heil der Vereinigten Staaten und auf die Befestigung der gegenseitigen Freundschaft Rußlands und Amerikas ausbrachte. Man kann behaupten, daß auch diese Allianz eine Frucht ist, die dem Czaaren aus der fehlerhaften Politik Napoleons zuwächst. Je verdächtiger das Benehmen des Kaisers der Franzosen während des amerikanischen Bürgerkrieges war, desto herzlicher mußte die Dankbarkeit sein, welche man in Washington für das loyale Verhalten Rußlands fühlte. Läge es dem Kaiser von Rußland daran, Frankreich in einem gegebenen Momente zu binden und zu lähmen, so würden ihm die Vereinigten Staaten das Werkzeug zu einer solchen Operation bieten.

Rußland und die Vereinigten Staaten, welche sich die Hände reichen, stellen eben hierdurch der britischen Politik ein Armuthszeugniß aus. England ist nur noch eine Uebergangsstation für den atlantischen Kabel, der, dort bis San Francisco, hier bis St. Petersburg, ja bis zur östlichen Küste Sibiriens sich fortziehend, die beiden jungen Mächte mit einander verknüpft. England ist eine große commercielle und industrielle Commune geworden, durch welche die Fäden der Weltverbindung hindurchlaufen mögen, die aber keine Initiative, keine Pulsirkraft mehr besitzt, um die Zuckungen dieser Fäden und den geistigen Inhalt, welchen sie vermitteln, zu beherrschen. Glücklich noch, wenn es in sich befriedigt wäre, wie Holland, das, nachdem es in Ruhestand versetzt worden, wenigstens mit Behaglichkeit seines Leibes pfle-

gen kann. Aber die britische Gesellschaft ist in sich unruhig, unwirsch, zerfallen. In dem Netze von Eisenbahnen, Telegraphen, Banken, Fabriken, das sie so herrlich fortschrittlich über ihren Leib gezogen, krümmt sie sich, und wunderbar! das Herz, das über seine civilisatorische Siege triumphiren sollte, leidet an krampfhaften Pochungen, der Magen, der so vollgepfropft erscheint, hat Hunger. Ueber lauter wohlwollende Reform-Gedanken verlor England den Frieden und das Bewußtsein der alten Verfassung, welche darauf beruhte, daß ein Jeder nicht gleich Alles sein und Alles haben und den Inbegriff aller Rechte in seiner Individualität repräsentiren wollte.

So ist England zum Sitze des Feniertums geworden. Der Unterthan frägt nicht mehr, was er sei oder was er durch bescheidene rechtliche Einfügung in die Verhältnisse werden könne, sondern er frägt, was der Andere ist und hat und genießt. Und wessen der Andere genießt, dessen will er auch theilhaftig werden. Deshalb lauern neben jedem Besitzenden in England hundert Fenier, die ihn beneiden und ihn stürzen wollen, weil sie ihn für einen Usurpator halten. Nicht blos in Irland verschwören sich die Fenier, sie sitzen überall, sie sitzen in jeder Fabrikstadt, neben jedem Wechselcomtoir, sie sitzen im Parlament, sie hausen in Downingstreet. England ist reif zur Revolution.

Großbritannien wird diese inneren Erschütterungen überwältigen, es wird nach der Besiegung des Feniertums der reine vollendete Eigenthumsstaat werden; aber so lange es an seiner socialen Krisis arbeitet, wird es für die auswärtige Politik nicht existiren. Es sind bereits die Vorwehen gewaltsamer Zuckungen, welche den britischen Staatskörper zu einem solchen lazy-bone machen, wie er heute sich darstellt. Recht, Verträge, Europäisches Gleichgewicht, Allianzen — Alles widert ihn an; seine Kräfte sind gebunden; er läßt sich höchstens durch die Sensationsberichte seiner auswärtigen Correspondenten für einen Moment aufrütteln, um gleich nachher in Lässigkeit zurückzusinken und des Fiebers zu harren, das ihn schütteln wird. Mittlerweile bleibt er allen Erbietungen von Allianzen und Cooperationen unzugänglich. In Englands Stelle sind die Vereinigten Staaten eingetreten, welche ihren Jugendsturm in vierjährigem Kriege durchgemacht haben und sich nun danach sehnen, in kühner Theilnahme an den Macht- und Besitzveränderungen, die uns bevorstehen, ihre im Bürgerkriege geschulten Kräfte zu erproben.

In dem Augenblick, wo die orientalische Frage auf die Bühne tritt, wird die neue Rolle Amerikas im Gegensatz zu Englands Faulheit, die jetzt schon der Weltgeschichte durch den Kauf Candias das schönste Drama abschachern möchte, ans Licht treten. Das Feniertum in Großbritannien, der Sklavenkampf in Amerika — sie sind nur Vordersätze für die Lösung der Orientalischen Frage. Rußland, das grandios consequente, hat einen Umweg über den atlantischen Ocean gemacht, und es kommt zum Ziele.

Oesterreich, ist es denn nicht auch für die Arbeit präparirt worden, die ihm bei der ferneren Entwickelung der orientalischen Frage obliegt?

Oesterreich, so lautet die Parole, soll sich nunmehr positiven Aufgaben

zuwenden; auch hat man bereits das Feld gefunden, wo die Wiener Politik sich in schöpferischer Weise bethätigen könne: nämlich die orientalische Frage. Die Behauptung ist nicht so übel und es fragt sich nur, ob der österreichische Kopf schon klar genug ist, um den Sinn derselben zu fassen.

So lange der österreichische Kaiserstaat dreiköpfig war, fiel es sehr schwer, ihm begreiflich zu machen, daß eine gründliche Umgestaltung des Orients ihm zum Vortheil ausschlagen könne; so lange er einen italienischen, einen deutschen, einen slavisch-magyarischen Kopf hatte, hielt er sich für berufen, nicht blos in der europäischen Mitte, sondern auch im Osten den Stand der Dinge so zu bewahren, wie derselbe durch Verträge, durch dynastische Traditionen, durch nationale Trägheiten sich geformt hatte. Der Besitz Oesterreichs war nach allen Richtungen hin so precärer Natur, daß das Haus Habsburg von jeder Umwälzung, möchte sie durch die Diplomatie oder durch die Revolution herbeigeführt sein, eine Gefährdung und Verminderung seines politischen Eigenthums fürchten mußte. Deßhalb begünstigte der Wiener Hof in Italien die Fürstengeschlechter, in Deutschland stützte er die Bundesverfassung; im Orient war er ein Anhänger der Lehre von der Integrität des osmanischen Reiches. Noch in den Jahren 1854—1856 bestand diese ältere Politik Oesterreichs eine Probe. Die Westmächte würden trotz ihrer Flotten und trotz der großen Armeen, die sie nach der Krimm warfen, nicht im Stande gewesen sein, den großartigen Zukunftsplänen des Kaisers Nicolaus ein momentanes Halt zuzurufen, wenn nicht die zähe, widerstandsvolle Masse der österreichischen Monarchie ihnen durch eine sonderliche Mischung passiver Activität Hülfe geleistet und somit die Bewegungen Rußlands gehemmt hätte. Oesterreich erwies sich zu jener Zeit als ein halsstarriges Element, welches dem Lebensgesetze Rußlands, dem Fortschritte des Czaaren nach dem Bosphorus, hinderlich war.

Aber schon wenige Jahre nachher geschah der erste Stoß, der den Kaiserstaat aus seinen conservativen Ueberlieferungen zu schleudern bestimmt war. Ihm ward ein Theil des italienischen Kopfes weggeschnitten, das Mailändische Hirn wurde herausgenommen, und nur der venetianische Mund blieb übrig, welcher nicht müde ward, den nationalen Schmerzensschrei auszustoßen. Oesterreich verlor seine italienische Gedanken, es wurde schwindelig. Der zweite Schlag, der ihm den Rest des süddeutschen Kopfes wegnahm und ihm zugleich den deutschen Gedanken raubte, ist nun auch geschehen.

Man kann in der That diese ganze Entwickelung ihrem vollen Sinne nach erst dann fassen, wenn man sie mit den orientalischen Angelegenheiten in Verbindung bringt. Oesterreich ist nicht blos äußerlich so weit präparirt, daß es nicht mehr sein Interesse darin erblicken darf, dem russischen Aufschwunge, sobald die Zeit für seine Geltendmachung gekommen ist, noch einmal den Trotz einer konservativen Diplomatie entgegenzustellen, sondern es ist auch moralisch in die Nothwendigkeit gebracht, einer kühnen Transfigurationspolitik, wie sie von dem Herrscherhaupte des Kaisers Nicolaus entworfen worden war und wie sie dem Czaarenthum entspricht, fortan die Wege zu bahnen.

Sobald die orientalische Frage sich wiederum vor die europäischen Mächte stellt, wird man die Wandelung, die mit dem Character Oesterreichs vorgegangen, erkennen. Das Oesterreich, welches von dem Czaaren im Jahre 1849 vor der ungarischen Revolution gerettet worden war, setzte noch die Welt durch seine Undankbarkeit in Erstaunen. Das Oesterreich aber, bei dessen Katastrophen späterhin der Czaar ruhig zuschaute, ist so weit in die neue Zeit und in die Erfordernisse derselben hineingezwängt worden, daß es im Orient dankenswerthe Dienste leisten kann. Die Formeln, in denen sich bis jetzt die neuen Erfordernisse der österreichischen Politik zum Ausdruck verhelfen, sind ziemlich schwächlich und dürftig. Man sagt, Oesterreich müsse für die langgezogenen Küstenstrecken, die es an der Ostküste der Adria besitzt, nährende Binnenländer erlangen, es werde durch seine Slaven darauf hingedrängt werden, seinen Machtumfang auf südslavischen Gebieten auszudehnen. Das mag richtig sein, aber es begreift nicht die ganze Weite der Umgestaltungen, die in Aussicht stehen, in sich. Begnügen wir uns für jetzt mit der Formulirung des Resultats, daß nicht mehr an einen conservativen Widerstandsbund der Westmächte und Oesterreichs gegen Rußland zu denken ist, daß, wenn Frankreich die kecke Idee fassen sollte, den Fortschritten Rußlands im Orient entgegen zu treten, es durch das von den Napoleonischen Gelüsten mißtrauisch gemachte Deutschland gehemmt sein würde, daß Oesterreich auf die russische Allianz angewiesen ist, daß daher die Neuerweckung der orientalischen Frage Europa in einer andern Verfassung vorfinden wird als vor zwölf Jahren.

Offenbar hat Napoleon etwas von dieser Lage der Dinge geahnt. Er möchte daher der Wirksamkeit der Strömungen, die gleichwohl ihren unwiderruflichen Gang gehen werden, dadurch vorbeugen, daß er die Spannung gegen Deutschland lindert. Er entläßt den Minister, welcher der Repräsentant dieser Spannung war und läßt Winke fallen, daß ein Civilisationsbund Mitteleuropa's mit Frankreich gegen die große Ostmacht geboten erscheinen möchte. Hierdurch kann allerdings ein Zwischenspiel entstehen. Während desselben würden wohl die in der Levante operirenden Elemente ein wenig in ihrem Schwunge gemäßigt werden, damit zunächst Deutschland und Frankreich darauf beschränkt bleiben, ihre Dialektik aneinander durchzuarbeiten, und damit kein untoward event den deutschen und französischen Kräften, die trotz aller Freundschaftsversuche gegeneinander gerichtet bleiben werden, Gelegenheit biete, im Orient einen gemeinsamen Ausfluß zu suchen. Von der Schnelligkeit also, mit welcher jene deutsch-französische Dialektik sich entwickelt, wird es abhängen, wie früh oder wie spät die orientalische Frage ernstlich ihre Erscheinung macht.

Es bedarf von unserer Seite keiner Andeutung weiter, daß dem preußischen Staate eine tiefgreifende Betheiligung vorbehalten ist, an welcher alle seine Kräfte werden arbeiten müssen.

Es bleibt dabei, die Einigkeit im Preußischen Abgeordnetenhause wird uns unsere Aufgabe erleichtern. Als dankenswerther und beredter Beitrag zur Bildung dieser Einheit hat die Rede gedient, die der Abgeordnete Wagener bei der Indemnitätsdebatte hielt. Herr Michaelis hatte geäußert,

seine Ideale gingen ihm über den preußischen Staat. Hierauf antwortete Herr Wagener im Beginn seiner Rede. „Ich bin dem Abgeordneten, der soeben diese Stelle verlassen hat, dankbar dafür, daß er mit derselben Offenheit wie seine politischen Freunde sich über sein Verhältniß zu Preußen ausgesprochen hat. Wir können ihnen um so mehr dankbar dafür sein, als nicht zu bezweifeln ist, daß, wenn bei Königsgrätz der Sieg bei den österreichischen Fahnen gewesen wäre, diese Herren eine ganz andere Melodie aufspielen würden, als es heute geschieht. Wir unterscheiden uns von den Herren dadurch, daß Preußen auch zu unseren Lebensidealen gehört, daß wir Preußen nicht von unseren Idealen trennen können, und um deswillen, m. H., constatire ich mit patriotischem Schmerze, daß selbst die neuesten Ereignisse, die Erfolge, die alles Erwarten und alles Hoffen überstiegen haben, nicht im Stande gewesen sind, die Gegner unserer Regierung dahin zu bringen, daß sie endlich den Männern, deren Energie sie diese Erfolge verdanken, ohne Clausel und Vorbehalt den Dank auszusprechen im Stande sind (Bravo auf der Rechten). Es ist das, fuhr Herr Wagener fort, ein Schaden für sie selbst, und ich constatire, daß nur Diejenigen von den früheren oder bisherigen Parteigenossen die Situation richtig zu würdigen verstehen, welche die ideale Rolle des politischen Menschen aufgehoben, um sich praktisch an den Aufgaben der preußischen Monarchie in diesem weltgeschichtlichen Augenblicke betheiligen zu können (Bravo). Hat der Abgeordnete für Mansfeld (Gneist) noch nicht gesehen, daß heute der immergrüne Lorbeer dort ist, wo er noch vor vier Monaten das Kainszeichen suchte. (Bravo auf der Rechten.) Wenn Sie solche Thatsachen, wie wir sie erlebt haben, ignoriren wollten, so können Sie nicht den Anspruch erheben, praktische Staatsmänner zu sein. Meine Herren! Wir haben bei Gelegenheit der Adreßberathung gezeigt, daß es uns um eine aufrichtige Verständigung, um einen Abschluß des Conflicts zu thun ist, der das politische Leben unseres Staates in der Schwebe hält. Wir sind entgegengekommen, so weit es möglich war, und wir werden auch heute Ihnen wiederum der Beweis liefern, daß wir unsere Versöhnung dadurch bekräftigen wollen, indem wir es vermeiden, alle Phasen des Streites wieder vorzuführen. Wir halten einfach den Grundsatz fest, daß bei Gegensätzen überhaupt eine Versöhnung unmöglich ist, und ich glaube deßhalb, daß eine Versöhnung nur auf dem Boden der Thatsachen, die uns aufgedrungen und aufgezwungen sind, durch die Ereignisse der Weltgeschichte selbst, zu finden ist. Man hat gesagt, daß die rechte Seite des Hauses wenig Sinn für weltgeschichtliche Aufgaben habe. Ich denke, was seit den letzten drei Monaten geschehen ist, ist von großer weltgeschichtlicher Bedeutung, und weil die Herren das fühlen, daß es auf die Weltgeschichte einwirkt, scheint es, daß sie deßhalb wenig davon wissen wollen. Meine Herren! Wer hat denn diese neue Weltgeschichte gemacht? Haben Sie dieselbe gemacht? (Unruhe.) Haben Sie die kriegerische Begeisterung etwa durch den Budgetstreit in's Leben gerufen, oder den Krieg durch Ihre Friedensadressen erleichtert? Warum also den Vorwurf gegen uns, daß wir keine Weltgeschichte machen wollen? Wir fordern Sie deßhalb auf, sich mit uns

auszugleichen, sich mit uns zu stellen auf den Boden der geschichtlichen Thatsachen, weil wir gemeinschaftlich preußische Geschichte machen wollen, um in Preußen die politische Reserve der Armee zu bilden, deren mit Blut geschriebene Adressen das Haus nicht ungestraft wird übersehen und vernachlässigen dürfen. (Bravo.) Die Redner vor mir haben gesagt, daß es leider nicht gethan sei mit den Eindrücken, aber bei aller Ausführlichkeit und Weitschweifigkeit dessen, was wir gehört haben, haben sie die einzig wichtige Frage nicht aufgeworfen und nicht beantwortet, nämlich die Frage: was denn aus uns werden wird, wenn die Indemnität verworfen wird. Mir scheint das eine sehr wichtige Frage zu sein, und ich möchte, daß alle Diejenigen, die hin- und herschwanken, nicht blos die Consequenz des Ja, sondern auch die Consequenz des Nein sich klar machen.

Ich kann es verstehen, meine Herren, wenn Sie von Ihrem Standpunkte aus sich ein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz wünschen. Aber unzweifelhaft sind wir gegenwärtig vor die Frage gestellt, ob wir in diesem Moment diesen Conflict zum Abschluß bringen wollen oder nicht. Denn mit der Verweigerung der Indemnität wird in einen viel schärferen, schlimmeren Conflict eingetreten, bei dem ich nicht absehen kann, wo da eine Ausgleichung gefunden werden könnte. Es ist Ihnen schon vom Herrn Finanzminister gesagt worden, daß die Staatsregierung nicht aus Verlegenheit und nicht aus Angst oder sonst einem Grunde diesen Gesetzentwurf einbringt, sondern aus wirklichem Friedenswunsch und Friedensbedürfniß. Hierin liegt aber auch die einzige Garantie, die überhaupt eine Regierung für die Zukunft zu gewähren vermag. (Beifall rechts.) Dies Bedürfniß wird sich steigern mit den Aufgaben, die die Regierung in Deutschland und Europa zu vollführen hat. Daher sprechen ich und meine Freunde uns für die Fassung des Entwurfs aus, wie sie aus den Sitzungen der Commission hervorgegangen ist. Ich bin dabei allerdings der Wahrheit schuldig zu erklären, daß wir damit nicht ohne weiteres alle Motive des Entwurfs acceptiren. Eine principielle Ueberzeugung kann man nicht ausziehen, wie einen abgetragenen Rock; aber man kann sich einigen auf dem Boden der Thatsachen, und das thun wir hiermit. (Beifall.) Meine Herren, jede Indemnität, die ja unserem deutschen Staatsrechte bis dahin eine unbekannte Sache war, hat eine formelle und eine materielle Seite. In der formellen Seite ist die Regierung Ihnen entgegengekommen, in der letzteren hat die Commission selbst der Regierung Zugeständnisse machen wollen oder machen müssen, daß nämlich, zuzugeben, daß die Regierung sachlich so weit im Rechte sich befunden hat, als wir jetzt Alle es sehr bedauern müßten, wenn sie anders gehandelt hätte, als sie gethan hat. Der Commissions-Bericht geht selbst in seinen Motiven davon aus, daß man schwerlich die Kosten der Reorganisation verweigert haben würde, wenn man diese Verwickelungen und diesen Krieg vorhergesehen hätte. Nun, wollen Sie die Regierung etwa unter Anklage stellen oder ihr eine Ehrenerklärung geben, deswegen, weil sie die Zukunft besser vorhergesehen hat als Sie? Der Herr Abg. Gneist hat sich, wenn ich ihn recht aufgefaßt habe, was ja bei längeren Reden immer schwierig ist, in einigen uns sehr angenehmen Wider-

sprüchen befunden. Er hat uns zuerst aufgeführt, daß Preußen sehr bequem o h n e Verfassung regiert werden könne, ja daß der Charakter der deutschen Nation eigentlich darauf angelegt ist, ohne Verfassung regiert zu werden. Anstatt daraus aber zu folgern, daß jede deutsche Landesvertretung sehr behutsam in ihrem Auftreten gegen die Regierung sein muß, hat er statt dessen die schärfsten Angriffe auf diejenigen Institutionen unseres Landes gerichtet, die nach seiner eigenen Meinung die stärksten Stützen desselben sind. Außerdem glaube ich auch, daß er sich in betreff der Thatsachen einigermaßen geirrt hat, und möchte ich auch darauf aufmerksam machen, daß wenn er so weiter fortfährt, er nicht nur einen neuen Militär-Conflict, sondern sogar einen n o r d d e u t s c h e n Militärconflict zu Stande bringt, und was dann bei einem solchen aus der Landesvertretung werden sollte, das läßt sich wohl leicht errathen. Gegen den Herrn Dr. Waldeck möchte ich noch bemerken, daß es unzweifelhaft feststeht, daß die Ertheilung der Indemnität nicht die geringste Entscheidung des Verfassungsconflicts rücksichtlich seines materiellen Inhalts in sich enthält. Wer sonst daran Vergnügen findet, der könnte trotz der Indemnität den Conflict so lange verlängern und aufrecht erhalten, wie er will. Haben wir aber heute das Indemnitätsgesetz angenommen, so werden wir, ich zweifle nicht daran, bei der Berathung über das Buget pro 1867, uns in vielen Sachen weit, weit leichter einigen können. Und so möchte ich denn mit folgender Aufforderung schließen: Brechen Sie, m. H. (nach links gewendet), mit einer kleinen negativen Vergangenheit, damit Sie der großen Gegenwart gewachsen sind, und damit wir gemeinschaftlich die noch größere Zukunft zu umspannen vermögen.“ (Lebhafter Beifall.)

Der polnische Landmann und sein Fürst.

Ein Trauerspiel in einem Act von S i g i s m u n d Wiese.

(Fortsetzung.)

Z w e i t e r A u f t r i t t.

Der Großfürst. Brutniewicz. Januszewski. Nowakowski. Andere Bauern.

(Die Leute beugen das Knie.)

G r o ß f ü r s t (winkt).

Nicht doch, steht auf. (Mehr mit sich.) Die morgenländ'sche Sitte
Des frommen Unterthanengrußes wider
Die Majestät, an sich fürwahr ehrwürdig,
Verwirft der Zeitgeist als ein sklavisch Thun.
Doch huldigt man in jener Art dem Herrn
Der Ordnung Gottes in der Menschenwelt.

Allein die Zeit in ihrem seichten Urtheil
Und kahlen Dasein hat das innige Bündniß
Verwirkt, das religiös die Welt umfaßt.
Was sag' ich auch. Ein ecce signum freilich.
Man kommt schwer los von dieser schlimmen Welt.
Zur Sache. Lieben Leute, sprecht mit mir,
Zu euch verseh' ich mir des Guten.

Brutniewicz (hoch).

Herr,
Es muß, muß Hülfe werden — Großer Fürst,
Das Mitleid schreit, des Vaterlandes Liebe.

Großfürst.

Nun, welch ein menschlich hoher Anruf ist das? —
Und sah' ich flüchtig nicht solch Antlitz einst?
Ha, ich erinnre mich — du, Brutniewicz,
Mir mit Gefahr einst hülfreich in dem Felde
Des Todes, du mit deiner Brust beschütztest
Den Fürsten vor dem Ansturz von Mordknechten, —
Dann in das Volk gleich wieder wichst du fort,
Des Dankes nicht gewärtig. Sei gesegnet,
Daß du nun kommst. Ich will vergelten, Mann,
Du Redlicher, Getreuer — und ich thu's,
Weil mir das Wasser in die Augen sprang.
Willkommen, Freund, an deines Fürsten Hofe.

(Brutniewicz will sichtlich antworten, vermag es aber nicht vor Herzensfülle und Gemüthsbewegung. Der Großfürst verweilt in seinem Betrachten; gerührt, verwundert.)

Ob wir einander kennen, ohne Worte
Uns einverstehn? das däucht mir. Lieber, sprich.

(Brutniewicz bleibt mit sich im Kampfe still.)

Jarusczewski (tritt vor.)

Wohl seltsam, kaiserlicher Fürst und Herr,
Doch diese Seltsamkeit ist unsres Führers
Und meines sehr verehrlichen Gevatters
Gar prächt'ger, mächt'ger Vorzug vor uns andern:
Er muß zu tief geh'n in Gefühl und Denken,
Als daß er mit dem Wort behülflich wäre.
Und so hab' ich, Herr, zum Aaron mich erlesen
Des Herrn Gevatters Mose; ich kann schwätzen.

Großfürst.

Und wer bist du, Gesell?

Jarusczewski.

Ein Mensch zum Lachen,
Mein Herr und Fürst, weil man im Grund für Gottes
Geschöpf den Bauer nicht will gelten lassen.

Jarusczewski heiß' ich. (Auf Novakowski) Dieser da,
Auch meines Herren treuer Unterthan,
Las in Geschichten viel, desgleichen ich,
Und wir, zwar im Buchwesen vielverworren,
Verstehen doch im Herzen Polens Schicksal.
Die Andern hörten von den Vätern alles,
Wie es von Anfang zugegangen,
Daß wir bergunter sind in Sumpf gerathen,
Daraus mein Fürst, ein Hort uns retten wird.
Brutniewicz will wohl sagen, daß des Fürsten
Leutseligkeit und mildes Regiment
Ueber die Millionen von uns Polen,
Ob deren Leidensloos das Herze blutet,
Den treuen, patriot'schen Mann entzückt.
So schwören wir auf unsres Fürsten Gnade.

Großfürst.

Auf's beste habt ihr nun euch eingeführt,
Gern hört' ich euer eigenthümlich Reden.

Brutniewicz.

Der Polack, Herr, wer wüßt's nicht, war ein Sohn
Des Glücks, und könnt' es wieder sein, wo nur
Ursprünglich alte Sitten würden wieder
Zu Rechte kommen, könnte auch jetzt sein wie einst,
Da Przmysl, Casimir, die Sigismunde
Das Königreich zu einem Anseh'n hoben,
Davor wie Morgenland so Abendland,
Wie Papst so Czar in Ehrfurcht sich gezeigt.

Jarusczewski.

Gelt, Brutniewicz, unsre Heereszüge,
Da wir dem Moslim aufgetrumpft und Russen,
Und durfte Niemand zwischen drein uns reden,
Wo wir den Adler aufgepflanzt zum Siege.

Novakowski.

Die Krone Ungarn's war des Polen Erb',
Und adoptirt der Großfürst von Litthauen,
Das Deutschherrnreich zerbrach an unsrer Macht,
Und Schlesien dient' erblühend unsrer Großheit.

Brutniewicz.

Wir hegten treu die heiligste Religion,
Daß auch der Duldung Ruf von Polen ausging.
Ein Reich, in Christi Diadem ein Demant,
Ein frommes, freies, unabhäng'ges Reich.

Jarusczewski.

Wir sagen's frank, Gevatterchen, der Fürst

Mag's hören: noch ist Polen nicht verloren,
Piastenblut kommt immer wieder auf!

Alle.

Piastenblut kommt immer wieder auf.

Großfürst.

In guter Meinung sprecht ihr es, und so
Bestätige's auch ich im kaiserlichen Namen.

Bruknewicz.

Sprich, Novakowski, von dem einst'gen Flore
Des Polenreichs, daß uns mein Herr und Fürst verstehe.

Novakowski.

Nun, Wälder wurden ausgerodet, Sümpfe
Urbar gemacht, das Land gedieh in Prächten.
Dreihundert Schiffe, kornbeladen gingen
Auf unsrer balt'schen See von Dänzigs Hafen
In Frankreich, England und Constantinopel;
Und die Nation war wohlversorgt und frei.

Bruknewicz.

Doch bald, bald — und Verwüstung brach herein.
Das Ausland spöttete der polnischen
Reichstage, fehlerhaft war die Verfassung;
Die Herren wurden allzustolz und herrisch.

Jaruszewski.

Die Edelleute, Bruknewicz, diese Großen,
Sie haben's Ursach der Gesunkenheit.
Leibeigen war der Bauer zwar von Anfang,
Doch bei der Streng' und Tyrannei, die nun
In Schwang ging, sank der Kunstfleiß, das Gewerb.
Roh blieb das Handwerk, unverarbeitet,
Was uns das Land herausgab, und den Handel
Verschleuderten die Herren an den Juden.
Natürlich, denn, mein Brüderchen, Starosten
Sind andershin beschäftigt, müssen jagen,
Hofiren, eigenherrlich in Staatssachen
Zank suchen, Hader, Streit und uns das Blut
Aus unsern Nägeln pressen; ist's nicht so?

Novakowski.

Das hat man gern, so läßt man sich's behagen.
O diese Herrn, die Herrn, die bösen Herrn.

Jaruszewski.

Allein die Theilung kam, der Unglückskrieg,
Die Fremdherrschaft. Ei immerhin, Gevatter,
Des Adels schwergejochte, arme Knechte
Sind wider sonst zum bessern übernommen.

Nicht vieh'sche Frohnde ist die Hörigkeit;
In Aussicht ward gestellt die gold'ne Freiheit.

Brutniewicz.

Wo ich mir's richtig vorgestellt, mein Fürst,
Ist Rußlands, eines ungeheuern Reichs,
Gedank' und Sinn das Weitumfassende,
Und so bezeugten's seine großen Herrscher.
Sie hielten eben alle nord'schen Völker,
Nationen von verschiedenster Stammsitte
Und Denkart unter einer weisen Einheit,
Denn wenn beherrscht, ward Jedem doch das Seine.
Nicht Umgestaltung oder gar Ausrottung
Der Völker, die dem russischen Scepter folgen,
Liegt in den Planen dieses großen Reichs,
Sondern die Fortentwickelung der Nationen
Nach ihrer Eigenart wie jede ist.
In solchem Sinn und Geist wird Polen auch,
Als es durch seine Herrn in sich zerbrach,
In russischer Führung weiter forterbaut.
Die Frag' ist nur, den Kernpunkt recht zu treffen,
Daß gute Absicht auch zum Ziele führt,
Und Ueberlebtes fortgeworfen werde,
Dem strebsam Neuen einen Raum zu gönnen.

Großfürst.

Was willst du sagen, Brutniewicz?

Brutniewicz.

Herr,
Entartet scheint in seinen Großen Polen,
Hier blieb ein Anhalt kaum für bessre Bildung.
Der Landmann muß zu seiner Geltung kommen,
Denn wir sind national und wir sind Polen.
In uns wohnt ein der Eigensinn des Volks,
Die Sinnesweise, die den Polen macht.
Czar Alexander, segn' es ihm der Herr,
Befahl Entjochung seiner russischen Bauern,
So ist die Lösung auch der Hörigkeit
Begonnen in dem Königreiche Polen.
So hoffen wir auch von des Czaren Herrschaft,
Daß endlich unser Stand zu Ehren komme.

Großfürst.

Du hast der Sachen richtige Erkenntniß.
Die Kron' in Einheit soll die Völker binden,
Daß jedes frei in Eigenheit erblühe.
Dieß Loos ward auch dem Polen vorerseh'n.
Du sinnst?

Brutniewicz.

Dem Polen freilich, mein Großfürst,
Allein, wie ich darüber nachgedacht,
Und mir das Herz im Busen wallt' und einkroch,
Ich wiederhol's, Herr, daß mir aufging, Polen,
Die tapfre, frommbegeisterte Nation,
Ist nicht in unsern Großen aufzufinden,
Die polnisch sprechen, doch französisch denken,
Sich schmückend mit Verdiensten ihrer Vordern,
Die sie durchaus nicht innerst mehr versteh'n,
Im Grund und eigentlich nur Allerweltsmenschen,
Und Luxus treibend mit dem Namen Polen.

Großfürst.

So mag es leider sein, Nationalität
Wird vorgewendet und man meint den Umsturz.

Brutniewicz (fährt immer fort.)

Auch Jene, die so überaus falschnam'gen,
Die sich die Nationalregierung nennen,
Verfahren nach Grundsätzen, seicht und starr,
Die keinem Volke je so widrig waren,
Als unserm lebensfrischen, leichtgeherzten,
Lebhaften, immer off'nen. edeln Polen.
Verkriechen sich in Höhlen, wollen schrecken,
Unwiederbringlich Altes wiederbringen.
In Flachsinn und Verblendung wüth'ge Leute,
Die Freunde des Vergänglichen, Verlebten.

Großfürst.

Sie haben freilich mehr von Jacobinern.
Das Vehmgericht stand immer Polen fern.

Brutniewicz.

Und nennt' ich gar die Schaar von Edelleuten,
Die noch in ihren Schlössern wüsten möchten,
Daß sie zum Beispiel gern wie einst, Tragweite
Und Güte von Geschossen zu erprüfen,
Den Bauersmann zu einem Ziel aufstellten,
Ob flugs der arme Narr todt niederstürze — (flammt auf.)
Fluchwürd'ger Handel! Ihr ew'gen güt'gen Mächte,
Auch das, auch das habt ihr geschehen sehn — (findet sich.)
Gnädigster Herr, ich sage, Polenland
Hat in Verwild'rung seine Stätte nicht.
Auch in den schwer verführten Massen nicht,
Von Wen'gen aufgestachelt durch Vorspiegelung
Von besseren Zuständen, die auch nie
Und nie, wie sie sie kundthun, kommen können.
Da eilt man falschen Lehren zu, vergißt

Des adamitischen Geschlechtes Fluch,
Will durch ein sünd'ges Leben mühlos durch,
Es soll auf einmal alles gut sein, frei.

Großfürst.

Du nanntest jene Lehrer äußerst treffend
Allerweltsmenschen. Ganz Europa, Deutschland
Vorzüglich, Preußen vor den andern Staaten
Ist überfüllt von so nichtigen Mundhelden,
Die, ging's nach ihnen, gern den Staat zerschmissen —
Sie kennen weder sich, noch Welt und Leben.
So überwuchern sie das arme Polen,
Und droh'n die beste Aussaat zu ersticken.

Brutniewicz (fährt fort.)

Die arme, stets bedrängte Masse rennt
Umsonst das Hirn hart an, wird d'rüber rasend,
Wirthschaftet auf der Erde Gottes ärger,
Als reißende Bestien der Wüste irgend können.
Herr, an Aufruhren solcher thör'gen Weise
Hat nicht das ächte, alte Polen Antheil.
Die Insurgenten mögen aller Orten
Hinpassen oder keinen Orts — Polacken
Sind wir das Landvolk, keineswegs begnügt,
Allein in Hoffnung ruhig bei der Arbeit,
Und mit dem Regiment, uns vorerseh'n
Von dem, der unser Loos in Händen hat,
In wesentlicher Einstimmung. Beim Himmel,
Mein Großfürst hat mit Patrioten Bund,
Die von dem Weltlauf bill'ge Einsicht nahmen,
Mit Urtheil unsichtbarer Führung folgen,
Daß es in That und Wahrheit besser werde,
Und Polen nicht zum bloßem Schemen schwinde.

Großfürst.

Gut denn, Brutniewicz; was hat insbesondre
Euch hergeführt, ihr wackern Patrioten?

Brutniewicz.

Landboten großer, mächtiger Gemeinden
Sind wir zu Hof gekommen, Herr und Fürst,
Dienst anzubieten, ob es nicht gelänge,
Den lohen Aufstand, wüste Feuerflammen,
Die unsre Brüder wie ein Gras verzehren,
Um Gottes Barmherzigkeit willen schnell zu dämpfen!
Aus allen Adern blutet Polenland,
Und muß verbluten, wo die Hülfe säumt,
In Weherufen sollte Wort und Reden
Ausarten, wär' es recht, mit Schrei und Frage.

Faßt' ich mein Haupt in Händen: wie ist's möglich —
Zum Rasendwerden, das geschieht am Licht!
Zerfleischen und zerhauen sich wie Eber
Und Hirsch in Brunst, Erbarmen wich zum Himmel,
Kein Herz pocht in der Leute Brüsten,
Und treiben teuflisch Spott mit allem Mitleid,
Wuth wider Freund und Feind, Wuth hat's verkehrt.
Da weigert eine Dorfschaft jüngst Beihülfe —
Ging lichterloh in Greuelflammen auf,
Und seh'n, mit diesen Augen mußt' ich's seh'n —
Der Insurgent schmiß Kinder in die Gluth.
Gefangenen wird nie Pardon, und Galgen
Sind unsres heil'gen Urwalds Säulenstämme.
So schont auch seinerseits nicht der Kosack,
Ermordet, sengt und brennt, hängt Schwangere, Mütter
Mit Säuglingen, läßt Greise, Kinder bluten.
Ha und die Großen in den Kriegsgerichten
Mit Pulver, Blei, Dolch, Strang, Profoßenwirthschaft
Wird eiserne Gerechtigkeit geübt,
Als wäre schon Vernichtung eingekehrt,
Geworfen unser Loos, Ausrottung da,
Gefangen weggeführt die Nation,
Ausrottung meines Volks, Ausrottung Polens — —

(hat die Fäuste aufgeworfen, die Sprache versagt ihm, Leben und Bewußtsein ist an der Grenze. Der Großfürst sieht ihn erschüttert.)

Jarusczewski (tritt hervor.)

Herr, in den Wäldern wüthet ein Treibjagen —
Satan ist los. Will sagen, alle Zwietracht
Und Haß der ganzen Welt ward heim in Polen,
Und Polen war ein Brüdervolk wie keins.
Ha, müßten wir einander gar aufzehren,
Und die Verfluchung wär auf uns geweissagt,
Daß Ephraim Manasse fressen sollte
Manasse Ephraim! Herr, Brutniewicz
Mag großen Kampf empfehlen, raschen Krieg.
Brutniewicz, willst du hier nicht an den Pforten,
Aus denen uns ein Engel des Erbarmens
Wohl kommen kann, das Wort verkündet haben,
Das du im Anfange gleich ausgerufen:
Es muß schnell Hülfe werden, großer Fürst,
Das Mitleid schreit, des Vaterlandes Liebe!

Brutniewicz (vor dem Großfürsten niedergeworfen.)

Zur Stund' eh als des morgenden Tages, Fürst —
Zu Boden mit der scheußlichen Revolte!

Von Wuth und Barbarei gereinigt Polen
Das gute Land; verführt ist's in Zerreißung —
Die fremden Helfer, Schönredner, Kerle,
In Jedermann's Hand, wer sie nährt, der hat sie —
Verflucht Gesindel, glatt und hoch von Worten,
Machtgierig, hohl inwendig, geil, golddürstig —
Hinausgejagt aus unserer Landesgrenze,
Daß nur die Gottesluft vorerst rein werde,
Und ein Besinnen Furcht und Besserung schaffe,
Daß nur die Stätte erst gewonnen werde,
Da die Nation sich baue frei und friedsam
Unter dem Scepter unsres milden Herrschers.

Großfürst (erhebt ihn.)

Komm, steh' bei mir, denn du darfst mit mir geh'n,
Noch hat das ächte Polen eine Zukunft.
Die Stürmenden, sie fehlen alles Ziels,
Ihr aber übt Geduld, euch wird geholfen.
Wie dich, erbarmt uns der mordwüth'ge Krieg,
Befleckt durch alle Greuel dieser Welt.
In unsrer ungeheuern Uebermacht
Gedachten wir mit Schonung ihn zu wält'gen,
Allein das Irren, Rasen fraß zu tief,
Dem Schaden hilft nur ein durchgreifend Mittel.
Schon sind in solchem Sinne die Heerführer
Mit Instruction verseh'n, und Hülf' ist nah.
Auf euren treuen Stand ward im Voraus
Gerechnet, eurer werden wir bedürfen,
Ihr kennt die Wege polnischer Wälder, wißt
Von Unternehmungen der Insurgenten —
Nennt euren Wohnort.

Novakowski.

Ohnfern Warschau, Herr,
Am Waldsaum in vereinzelten Gehöften
Weithin erstreckt sich der Gemeinden Sitz,
Die mit Gesandtschaft uns beehrt zum Fürsten,
Ob uns Erlösung käme von dem Wahnwitz.

Großfürst.

Erwartet meine Ankunft in der Kürze,
Ich habe nur Ade von Frau und Kindern
Zu nehmen. Ihr eilt heim und stehenden Fußes,
Denn Warschau ist kein Aufenthalt für euch.
Sicarier, meuchlerische Sendlinge,
Wie Todte streng beherrscht von den Verschwornen,
Die in Schlupfwinkeln hausen, nicht auffindbar,
— Denn Warschau's Volk stützt diese Ränkewollen —

Heimtückisch morden sie am Licht des Tages;
Habt ihrer Acht, und eilt in eure Hütten fort.
Im Augenblick schwankt alle gute Ordnung.
Bald, und Gesetz und Recht sind hergestellt.
Wir sind nicht sicher, Leute, sind nicht sicher.
Auch schleichender Verrath bedroht den Fürsten.
Brutniewicz, hast auch du wie ich zu sorgen?
Bist du vermählt, Brutniewicz, hast du Kinder?

Brutniewicz.

Durch schnöden Meuchelmord der wüth'gen Rotte,
Die sich die Nationalregierung nennt,
Ward meiner Liebsten Vater umgebracht —
So nahm ich die Verlobte in mein Haus,
Und heute segnet unsern Bund der Priester.

Großfürst.

In dieser Zeiten Gram gedeiht kein Wohlsein,
Wir insgesammmt sind nicht erseh'n zum Glück.
Doch Opfer will die Pflicht, sie muß gescheh'n,
Und Muth aus Gott, Freund, überwindet Alles.
Brutniewicz, Gruß an die Erwählte. Morgen
Des spätesten ergeht mein Ruf an euch.
„Das Mitleid schreit, des Vaterlandes Liebe" —
Ja, edler Mann, es muß uns Hülfe werden.

(Er entläßt die Gemeinde; ab in die Binnengemächer.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Mystiker.

I.

Mathilde, Gräfin von Lilienstern, die junge, einzige Erbin der Herrschaft Lilienstern, bewohnte, umgeben von vielem Gefolge und reicher Dienerschaft, selbstständig den weitläufigen, alterthümlich erbauten Palast der reichsgräflichen Familie in einer Residenz Norddeutschlands. Ein Vormund zwar verwaltete das große Vermögen der noch sehr jungen Gräfin, doch hatte der greise Graf, ihr Vater, testamentarisch die möglichste Unabhängigkeit seines hinterlassenen einzigen Kindes festgestellt.

In einem der hochgewölbten, brillant staffirten Gemächer des Schlosses, das auf die Straße mündete, von derselben durch einen Vorhof getrennt, den zwei Flügelgebäude begrenzten, — erschien Mathilde mit Lektüre beschäftigt.

Gekleidet in leuchtende Seide, das tiefdunkle, volle Haar kunstvoll aufgewunden und geschmückt, lehnte die feine, gracile, doch nicht kleine Gestalt in einem Divan von Carmoisin. Wie ihre feingeäderte, schlanke, fast durchschimmernde Hand das Buch emporhielt, fiel der weite Aermel des Gewandes zurück: der halbentblößte, vollendet schöne Arm correspondirte dem zierlich geformten Fuße, der aus der reichen, weichen Umkleidung der nachlässig, unruhig hingegossenen Leserin etwas hervorsah. Mathildens großgeschnittene Augen, die in das Buch herabblickten, waren von seidenen Wimpern tief verschattet. Um die dunkelrothen, feuchten Lippen spielte ein geistig-sinnlicher Ausdruck, der mit dieser ganzen, reizenden, liebenswerthen, doch unruhigen Erscheinung harmonirte. Ihre Farbe, von dem feinsten Incarnat, wechselte oft und leicht.

Jetzt legte Mathilde aufathmend, unstät das Buch aus der Hand, indeß sie sagte: Es hilft mir nicht; je mehr ich trachte, mich von mir selbst abzugrenzen, desto banger droht dieses Gefühl; der Wille vermag nichts wider die tiefe Gewalt des Lebens: ich will mich nicht mehr fliehen, mein leichter Sinn ist hin; ich will mir's bekennen, daß es mich, — ihm zuzieht.

Wundererröthend stand sie auf und sprach unwillkürlich fort: So weh bewegt, so glücklich doch, in welchen Wonnen zittert mein Herz! Ist Liebe das, von der sie singen und sagen — Liebe, die Himmel und Erde schuf, durchwebt und eint? Ich zage und schwelge in Gefühlen, die nicht der wundervollste Name nennt.

Sie durchwandelte ruhlos das Zimmer, wieder verweilte sie und sagte in einem Besinnen: Warum säumt und zaudert der wunderliche Freund? Warum verschließt er sich dieser Stimme, die zum seligsten Vereine ruft? Wie, sollte ein phantasievoll freies Glück ihm genügen, das große Dichter, ein Petrarca, Dante über Alles liebten? Ob er die Herzensliebe nichts achtet wider Traum und Poesie? Nein, er ist innigeren Geistes. Verschmäht er vielleicht, um die reiche Erbin zu werben, weil er mittellos ist? Er ist viel zu hoch, viel zu ungemein für solch ein Erwägen.

Hier unterbrach sich die junge Gräfin, von einem Einfall überrascht, den sie tief genug war für die wahre Ursache seines Zauderns zu erkennen. Sie sprach, ernster aufgeregt: Er zweifelt wohl, daß ich in seiner höchsten Seele theilnehmend ihn verstehe!

Erschüttert, vertieft, schwieg sie eine Zeit, dann sich erinnernd, fuhr sie fort: Jüngst nur, als er in seiner ernsten feurigen Weise behauptet: „die Bündnisse der Menschen könnten nur wahr sein und wirklich, wenn ihrer Herzen freies, größestes Verhältniß Grund sei und Gehalt der besonderen Vereine" — es kam mir fremd, fast neu und allzuplötzlich; ich erwiderte nicht gleich, nicht geradezu; so brach er empfindlich ab, und weil ich der Frage in ihrem Ernste ausgewichen, so mußt' ich's erdulden, daß er in witzige Unart übersprang.

Mathilde versank in eine schwere Vertiefung, fast ohne Freudigkeit fuhr sie fort: Er hängt nach dem wundervollen Traume der Kindheit, wie er in der christlichen Offenbarung wirklich geworden, er huldigt dem heiligen

Wesen und will einer Liebe nichts nachsehen, die sich nicht nährt aus solchen persönlich-ewigen Sympathieen. Er achtet Alles gering, was nur menschlich ist; ein solches Glück wird ihm zu Pein und Qual, weil es nicht durchdrungen ist von dieser Wahrheit. Daher sein Suchen nach Theilnahme, sein Dringen nach Einverständniß, trotz seiner inneren Gewißheit, daß ich ihn erwählen mag; sein Wort, daß Liebe, Kraft nur sei und Treue, wenn sie dem eigen ewigen Gemüth entquille." —

Die junge Gräfin erhob das Haupt, schüttelte die balsamischen Locken aus der leuchtenden Stirn, ein halber Leichtsinn überflog ihre doch so ernsten Züge, indem sie ausrief: Erhabner, theurer Jüngling, wohl begreif' ich, daß so zu lieben unsere Aufgabe ist; Du darfst, was Du herzlich bietest, wahrhaft fordern. Nahe nur! Wenn meine Neigung auch nach Deinem Sinn mehr aus dem Aeußeren Leben zieht, so ahn' ich Deine Götterliebe doch — nahe mir; es wird Alles gut.

Sie sah über den Vorhof den Freund herkommen; der Genius schlug in ihr die Flügel auf, sie eilte nach der Thüre zu — plötzlich blieb sie tieferröthend stehen. Wie geheftet, erwartete die Liebende den sonderbaren, wundersamen, jungen Mann, der alsbald in das Zimmer eintrat.

II.

Graf Leo von Eichen, eine merkwürdige Persönlichkeit, fest und stolz in seiner Erscheinung — doch schien hinter der hohen Energie ein sehr empfindliches, sehr weiches Gemüth verborgen, davon zeugte sein sanftes, volles, ziemlich unbestimmtes Auge und um den Mund ein Zug von großem, mächtigem Gefühl — Leo trat rasch ein, im Reiseanzug; er erschien poetisch sehr aufgeregt und sprach selbstverflochten, selbstverwundert sogleich: Nicht Absicht, doch ein Etwas mehr als Absicht — kurz, was mich hergeführt, ich frage mich; meines Ganges Ziel führte anders hin — und doch!

Er wendete sich wider Mathilde und sprach skeptisch, ironisch: Beim Himmel, Fräulein, wie ich mich finde, staunend und verwirrt weiß ich nichts zu sagen, als Ihre Nachsicht anzuflehen, daß ich im schlichten Reisekleid sofort hier eingetreten. Mit einer Wendung groß emphatisch setzte er hinzu: Ich halte diesen Zwang nicht aus, ich suche Fassung mir vergebens. —

Er schien das Zimmer wieder verlassen zu müssen. Mathilde, sonderbar getroffen, sprach leise, nicht ohne Heftigkeit: „Sie erzürnen mich, der Mangel alles Zutrauens macht mich stumm."

„Zutrauen?!" faßte Leo das Wort glühend leidenschaftlich auf. „Wenn ich in Liebe diese Brust erschließen darf, wenn das fluchwürdige Weltwesen mich nicht tödtlich peinigen soll, wenn ich verstanden bin: nach welchen Worten greif' ich dann, um ein Gefühl auszusprechen, ein Entzücken, das in solchem Maße, so erwühlend innig eines Menschen Seele nie durchathmet."

Gleich brach der Ekstatische wieder um, und fast in dem früheren zweifelnden Tone fuhr er fort: „Schon wagt' ich viel und sagte nicht mehr als einen Laut. Verzeihung, Gräfin! ich weiß, dergleichen Excentricität erträgt die Convention nicht, die gute Gesellschaft."

Fein erwogen und ganz in ihrem Character erwiderte die junge Gräfin:

„Ich liebe die Sitte und die Bildung meiner Zeit; sie hindert nicht zu bekennen, daß mir nichts so vorbereitet begegnen konnte, als Ihr Besuch."

„Ein offner Ton doch, gütige Worte!" versetzte Leo nachdenklich; „ich soll gelinder Theilnehmung mich erfreuen. O Dank auch dafür! Doch geb' ich nur zagend der Forderung meines Herzens nach, das voll von Hoffnung eines überschwenglichen Verständnisses, sich äußern möchte, aus dem Innersten heraus. Darf ich reden? Ja, ja, gutes Muthes will ich reden, — wenn Sie mich hören wollen."

Gereizt und verletzt durch Leo's herbe Zweifel, fand Mathilde kein Wort der Erwiderung. Innerst gespannt ließ sie in den Divan sich nieder und blickte fragend zu ihm auf.

Leo blieb in seiner Stellung und sprach nach längerem Besinnen: „Nur wenige Freunde nenn' ich mein, Freunde des Geistes mehr als des Charakters; ich nenne sie, die Grafen Culm und Eckardstein und den Dichter Conrad Reinhard. Sie wohnen mir leider jetzt fern. Doch tiefer gesehen, hab' ich auf der weiten Welt nur ein Wesen, das mich völlig versteht, meine Schwester Cäcilie. Auch von ihr trennte mich ein herbes Geschick und ich stehe einsam. Wenn Hoffen nicht, wenn Erinnerung die scharfe Dissonanz meiner Lebenstage milderte, ich wüßte wahrlich nicht, wie weiterleben. Ein Mensch, aller lieblosen, ungläubigen Vereinzelung und Nichtigkeit von Herzen gram, lebt vereinsamt inmitten einer vollen, regsamen Menschenwelt — wie ging das zu? Die Antwort ist nicht leicht — an sich zwar einfach; jedoch sie herzlich zu verstehen ist schwer."

Seine Blicke ruhten einen Moment schmerzlich fragend auf der herrlichen Erscheinung vor ihm, doch weil er in diese Augen sah, die ihm fast mit der Bitte um Abwehr einer Kränkung begegneten, so zog es ihn einen Augenblick an ihre Seite, indem er sagte: „Ich zweifle nicht, beim Ewigen, nein! Ich muß mich aussprechen und ich darf es."

Leis und dringend entgegnete sie: „Meine ganze Seele hört."

Nach einem Bedenken sprach Leo: „Auch mir gab Traum und Wähnen der heiligen Kindheit eine Welt voll Freiheit und Liebe, vermittelt war mir Alles auf die wundervollste Weise und ich wiegte mich in der Fülle und Vollendung. Doch überwog alsbald der Drang zur Freiheit die Liebe. Mich trieb ein noch unerklärtes Sehnen, von allen Schranken frei, welches Namens sie auch seien, mich im Unermeßlichen zu weiden. Kein weltlich-persönliches Glück, kein nationales, kaum die Kunst, die Natur vermochten mich zu fesseln. Ich fehlte mir, wie ich in ihnen webte; hinaus hob mich's aus der falsch eingegränzten Welt. Mich fühlt' ich nur im Einssein mit dem Geiste des freien, unendlichen Himmels in tiefster Sehnsucht nach der bleibenden Gestalt."

Des Schwärmers heiliger Ernst erschütterte Mathilde; so hing sie an seinem Munde, wie er aufgegangen in Traum und Erinnerung fortsprach: „Weil ich zwar wie im Himmel gelebt, doch im Himmel nicht, mußt' ich zur Erde nieder. Mein Friede, mein ganzes Gemüth ward zerrissen. Von der Welt der Dinge ergriffen, ward ich gezwungen mich selbst aufzugeben; doch statt der Seligkeit, der heiligen Ruhe, in Schrecken, in Pein und Un-

gestüm sucht' ich mich selbst. Liebe und Freundschaft, wie Natur sie anbietet, wollten aus der Bande der Welt, aus der Vereinzelung mich lösen, mich mit meinem Wesen vermitteln. Selbstisch aber sind sie selbst der Unterwelt verfallen, nur eine schöne Form ist ihr Gehalt, vor dem Auge des Geistes zergehen sie, wie sie sind, in Nichts."

Mathilde erschrak. Leo fuhr unbeirrt fort: „Der Gemeingeist des Staates, ja der hergebrachten Kirche konnten mir mein Erbe nicht wiederschaffen. Auch hier ist Einheit und Liebe ein Spiel der Ideen, und das Beharren auf sich selbst Sinn und Verstand der Einzelwesen. Natur, Wissenschaft, Kunst, Humanität gewähren nur eine Scheinsühne, sie haben nicht das Leben in ihnen selbst, das bleibende; will sagen, ihre Anbeter ermangeln des persönlichen Princips und gewinnen nicht die Gestalt der Substanz. In der Flucht der widereinander und wider ihr Geschick kämpfenden Dinge ist alles Verweilen, aller Friede Illusion, Gedanke und Stimmung; und diese Welt der Wirklichkeit, im Grunde Schatt' und Gespenst, offenbart den Gott nicht, sie verhüllt ihn nur. Ich konnte mich in dieser Welt nicht wiederfinden und Lebensangst entseelte mich in Qual."

Leidenschaftlich jäh unterbrach sich Leo und fragte herum: „Ob ich verstanden bin?" — Mathilde winkte stumm in großer Spannung, und Leo fuhr nach einer Stille fort: „Auf äußeren Antrieb hatte ich zum Staatsdienst mich vorgebildet; ein Pflichteifer wohnt mir ein, ich strebte mit Erfolg: dennoch mußt' ich die Laufbahn aufgeben, weil ich auf diesen Wegen äußerer Legalität wie in der Hölle ging. Mein Vater ließ geschehen, was nicht zu ändern; ich gab eine Lebensweise auf, die mir den Wahnsinn drohte. Poet im Herzen versucht ich nun, mich durch die Kunst zu sühnen; ich schuf Dichtungen, voll von jenen Stürmen, die mich in Leid und Sehnen hingerissen. So füllte sich die lange Zeit zwar aus, doch blieb ich, der ich war; die nur phantastische Versöhnung hielt mir nicht Stich auf's Leben, und die schöngestaltete Schwärmerei, mit welchem Entzücken sie mich überströmte, konnte sächlich nicht die Pein der verzwifteten Existenz überwinden."

Was melden diese düsteren Blicke, sprach Mathilde mit unwillkürlichem Ausruf, birgt die Erinnerung noch schwärzere Schatten?!

Ohne unmittelbare Antwort sprach Leo: „Kein andrer Weg zum Heil als dieser der Verzweiflung. Alle, die persönlich nach der Wahrheit trachten, werden jener äußersten Noth nicht entrinnen, in welcher ihnen Welt und Leben zum Gespenst sich verwandeln; einmal doch ist das Gefühl von Selbstvernichtung ihr gebotenes Theil. Ich mag bei Schilderungen nicht verweilen, die ob extrem auch bis zur Tollheit, an Härte das Entsetzen nicht darstellen, darin ich ergrimmend manche Stunde, entbehrend über Maß, beraubt durchaus, schattengleich, Bedingungen nicht hatte fortzuleben. Die Weltangst trieb in mir sich auf eine Höhe, daß mich kein Einzelnes mehr zu fassen wußte. Ich hatte mich selbst überlebt, in Pein und Graus war ich daran, der Wahrheit mich zu opfern."

Der Graf wendete sich mit einem fragenden, forschenden Blick zu Mathilde und sprach zurückhaltender: „Wenn meine Freundin auch bis hier für mein

Wort ein ahnendes Verständniß gehabt, darf ich vertrauen, daß jetzt ihr Geist mir folgen werde?"

Ernst vertieft entgegnete die junge Gräfin: „Mir däucht, daß ich errathe, was Sie noch mir sagen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder.

XXXI.

Mein guter Reisegenius hat mich noch nicht verlassen. Ich verlebe jetzt zwischen Fasanen, Rebhühnern und Hasen gerechte und unsträfliche Tage. Daß doch so manche Menschen auf der schönen Erde niemals begreifen lernen, was es besagen will, Rittergutsbesitzer oder regierender Fürst, oder wohl gar regierender König zu sein! O ihr Thoren, die ihr so leichtfertig sein konntet, Subhastation und Exmission über euch ergehen zu lassen! Ihr und euere Creaturen sagen: „Unrecht thut man uns" und legen bei der Kammer, und bleibt diese taub bei Europa Protest ein. Unrecht? Tolles Wort! Verklagt die Dummheit, die euch um Gut und Thron gebracht. Jetzt ist's zu spät, es ist Schlafenszeit und alles ist vorüber. Leget euch schlafen wohin es euch beliebt, in Paris, in die Nähe Londons, zu Lausanne oder in Böhmen, es ist alles eins; Schlaf ist eine süperbe Erfindung, sagte der Erzmaterialist Sancho. „Sommeil le meilleur des états de l'homme, si ce n'est la mort et je cherche des distractions la dedans" sagte ein Franzose, dessen Name mir entfallen. Freilich, „c'est pitié de voir un roi qui s'en va, une montre qui se brise," sprach jüngst unser Uhrenfabrikant aus Neapel; aber was hilfts? Wer auch konnte euch helfen? Herr Lüdekind in Hannover, der Leibbarbier und Minister in partibus doch sicher nicht! —

Der selige Chosrew-Pascha, mein hoher Gönner, denn er verehrte jeden Giaur-Hekim und mir war er vorzugsweise zugethan, ein weiser sehr unterrichteter Herr und von einer Schlauheit, wie ich sie weder in Israel noch im Fanariotenquartier angetroffen, derselbe graubärtige und augenblitzende Chosrew, welcher den Säbel in der alten Eisenfaust und den rubinblitzenden Ataghan im Gürtel, sein Feß lässig weit nach hinten gerückt, den Grimm auf den Lippen und den Schweiß auf der Stirne die Janitschaarenkaserne zusammenschießen ließ und tausende von ihnen, die er als freche Höllensöhne und unverschämte Dummköpfe bezeichnete, durch Tofaiken- (Musketen) Kugeln einverleibte, der sagte, als wir eine Woche nach dieser schrecklichen Katastrophe die Ehre hatten, in seinem paradiesischen Kiosk an des Bospor-

crystallenem Blau gelegen, Abschied von ihm nehmen zu dürfen, zu einer schönen, leider zu früh verstorbenen Dame, welche in etwas unvorsichtig laut gewordenen Klagen — doch, weß das liebe Herz voll war, deß lief der schöne Mund über — das viele vergossene Blut bedauerte: „So viele Anlagen zu hohen und edlen Thaten Allah in uns gelegt hat, Trieb dem göttlichen Propheten es nachzuthun an Ruhm, an eigner Vollendung, an Kraft zur Selbstbeherrschung und Leidenschaft, die durch ihren Sturm vor tödtlicher Opium-Schlafsucht, immerwährendem Schibukrauchen und Kaffeetrinken sichern, eben so viele Keime zur unverschämten Dummheit und Narrheit hat er leider auch zugleich durch dieselbe uns mitgetheilt. Aber der Weise und Fromme muß sich der Dumm- und Narrheit, welche Oberhoheitsrechte beanspruchen, zu entledigen suchen, und geschehe dies auch durch Tofaikenkugeln.“ Als er so gesprochen, fuhr er, nicht ohne Ironie die schöne Frau und dann mich fixirend fort: „Und du, schlanker Hekim, du durch Allah's Gunst an den Anblick der Engel mit dem Gesichtchen wie Rosenblätter und an den weißen Marmor der Reinheit Gewöhnter, was denn sagest du dazu? Bist auch du so angegriffen von fremden Blutverlust, wie es deine Herrin ist? Sprich dreist und lüge nicht!“ Mich verneigend antwortete ich: „In Chosrew's Händen ist die Macht, wer dem Chosrew widerspricht, der widerspricht der Macht.“ —

XXXII.

Heute Mittag traf der englische Oberst bei uns ein, derselbe mit welchem ich die Reise in die böhmischen Quartiere neulich angetreten. Er ist auch Times-Correspondent und hat tüchtig den jungen fruchtreichen preußisch-welthistorischen Baum geschüttelt. Der Engländer entwickelte wie damals viel humoristischen Ernst und machte allerlei Sprünge in die Zukunft Preußens, Deutschlands und Europas. Wenn er sagte, daß das Meer noch lange nach gelegtem Sturm schäume, so hat er Recht; wenn er aber die Reichthümer des Homunculus mit der blauen Brille auf der Nase für höchst gefährlich hält, so bekundet er in Etwas den Pessimisten. Er sagte: der Homunculus sei reicher wie der Frankfurter Rothschild und mit solchen Bergen goldener Arbeitskräfte könne man sich überall einmiethen, in fremden Canzleien und Archiven herumblättern und heiligen Allianzen auf die Beine helfen. Nicht „pour le roi de Prusse,“ wie der Franzose zu sagen pflegt, habe der schlaue Louis Napoleon die orleansschen Güter confiscirt; an dem Sou habe ihm weniger gelegen. Wenn man diese Confiscation als eine tour de . . . . bezeichnen wolle, so habe sie doch wenigstens viel Methode, und zwei oder drei Millionen correcter Goldstücke à 5 Thaler 15 Silbergroschen seien keine Schafheerde u. s. w. Habsburg habe eine Revivescenz wie ein Kleisteraal und Horaz sage: mag man die Natur mit Heugabeln hinausjagen, sie kehrt immer wieder, Sachsen, Baiern, Württemberg, Darmstadt seien angeschossen, nicht erschossen (scotched, not killed) und zwischen ihnen und Preußen könne kaum eine andere Beziehung, als die der unversöhnlichen, wenn auch noch so sehr unterdrückten Feindschaft bestehen; obgleich die materielle und moralische Macht Preußens an der Spitze des nordischen

Bundes groß genug sein möge, um jede Möglichkeit eines offenen Widerstandes Seitens der geschonten Feinde auszuschließen, so könne man doch schwer voraussagen, welche Masse von Schwierigkeiten ihr vereinigtes Uebelwollen Preußen verursachen dürfte, wenn es je in ernste Verwicklungen mit einem oder dem andern seiner starken Nachbarn gerathen sollte. Wenn die alten Feinde Deutschlands es auf Unheil abgesehen haben, würden sie seine verwundbare Seite immer zu finden wissen — Preußen müsse also, noch auf lange Zeit hinaus, eine Respect einflößende Armee auf's Picket stellen; für jeden Pflasterstein in den Straßen Berlins einen Zündnadelgrenadier sei nicht zu viel. —

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Nach geendigter Disputation ging die Doctor-Promotion selber mit folgenden Cermonien vor sich: Als der Candidat mitten in den Hörsaal getreten, naheten sich drei Pedelle oder Universitäts-Bediente mit ordentlichen Schritten zu ihm, und gossen ihm ein ganzes Faß voll kaltes Wasser über den Kopf, hierauf beräucherten sie ihn mit Weyrauch, und endlich gaben sie ihm ein Brechpulver ein. Als sie dieses mit größter Ehrerbietigkeit und vielen Complimenten verrichtet hatten, so meldeten sie endlich der ganzen Versammlung, numehr wäre er rechtmäßiger Weise zum Doctor ernennt worden. Ueber so viele wunderliche und mir ganz unbekannte Ceremonien erstaunte ich nicht wenig, und fragte einen gelehrten Affen, der neben mir stand, was dieses alles vorstellen sollte. Dieser hatte Mitleiden mit meiner Unwissenheit und sagte: Durch das Wasser, den Weyrauch und das Brechpulver würde dieses angedeutet, der neue Doctor solle die Schandflecken der alten Laster abwaschen, und hingegen neue und dergleichen Sitten annehmen, die ihn von dem gemeinen Pöbel unterscheideten. Als ich dieses hörte, war ich selber über meine Dummheit ungehalten, und nachdem ich mich sattsam darüber gewundert, fragte ich weiter um nichts, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wenn ich niemals mit hübschen und verständigen Leuten umgegangen wäre.

Endlich ließen sich Pauken und Trompeten nebst anderer Instrumental-Musik tapfer hören, und als der neue Doctor, nachdem man ihm einen grasgrünen Mantel und kostbaren Gürtel angethan, aus dem Hörsaale wieder hinaus ging, begleitete ihn die ganze gelehrte Versammlung bis zu seinem

Hause. Weil er aber nur von geringem Stande war, wurde er nicht in einer Sänfte getragen, wie sonst gewöhnlich, sondern er wurde nur auf einen Schubkarren gefahren, vor welchem einige Läufer in langen Röcken herliefen. Diese Solennität endigte sich, wie gewöhnlich, mit einem herrlichen Schmause, auf welchem sich die Eingeladenen toll und voll tranken.

Die Gesellschafts-Händel werden hier mit wunderbarer Geschwindigkeit entschieden, so daß ich die Hurtigkeit des Verstandes, und die geschwinde Einsicht in dergleichen Dingen, die bei diesem Volke ganz ausnehmend sind, nicht sattsam bewundern konnte. Denn ehe die Advocaten noch ausgeredet haben, stehen die Richter zuweilen schon auf, und fällen das Urtheil so hurtig als zierlich. Ich ging allhier öfters aufs Rathhaus, damit ich die Art und Weise, wie die Rechts-Sachen in Martinia entschieden werden, hören und sehen möchte. Die Urtheile schienen mir anfangs sehr gründlich und der natürlichen Billigkeit gemäß zu sein: als ich sie aber genauer untersuchte, kamen sie mir höchst ungerecht, thöricht und einander widersprechend für, daß ich lieber eine Rechtssache dem Ausschlage der Würfel, als dem Gutachten der Richter in Martinia hätte unterwerfen wollen. Von den Gesetzen dieses Volks kann ich nichts sagen, weil sie einer allzugroßen Veränderung unterworfen sind; denn die Gesetze werden hier alle Jahre, wie die Moden in den Kleidern, verändert. Es werden ihrer daher viele um solcher Verbrechen willen bestraft, die zu der Zeit nicht strafbar waren, als sie ausgeübet wurden: Viele werden auch bloß deswegen zur Strafe gezogen, weil ihre Thaten, die nach den Gsetzen erlaubt waren, etwa nach der Zeit, durch ein neues Gesetz, verboten worden. Um dieser Ursache willen wird allezeit von den Untergerichten an die Obergerichte appellirt, weil sich ein jedes die Hoffnung macht, daß, während des Processes, das Gesetz, wonach er straffällig ist, für ungültig werde erklärt werden. Dieser Fehler rührt bloß von der allzueilfertigen Entwerfung der Gesetze her. Hierzu kommt noch, daß dieses Volk so gar neugierig ist, und vor den heilsamsten Gesetzen und Gewohnheiten blos deswegen einen Ekel bekommt, weil sie alt sind. In Auszierung des Leibes und den Kleider-Trachten sind sie nicht weniger veränderlich. Die Advocaten werden hier hochgeschätzt, weil sie sehr spitzfindig disputiren können, ja es sind einige unter ihnen, die, wie man sagt, beweglicher als die Drehscheibe eines Töpfers sind, auch keine andere als zweifelhafte und ungerechte Sachen annehmen, um zu zeigen, was sie für Geschicklichkeit im Disputiren besitzen, und wie künstlich sie das Schwarze in Weiß verwandeln können. Dieser Ursache wegen gewinnt zuweilen ein solcher listiger Causenmacher eine höchst ungerechte Sache, und die Richter sind zufrieden, wenn der Proceß nur durch Vernunft-Schlüsse und nach den Regeln der Kunst geführt worden. Sie pflegen wol gar zu sagen: „Wir sehen die Unbilligkeit dieser Sache zwar ein, weil aber der Proceß mit so vieler Geschicklichkeit und Kunst geführt worden, so können wir nicht anders, als daß wir, wegen der Geschicklichkeit des Advocaten, ein wenig von der Billigkeit abweichen müssen.“ Die Rechtslehrer unterweisen hier ihre Untergebenen um ein gewisses Geld, welches nach der Beschaffenheit der Rechts-Händel fällt und

steigt. Diejenigen, die ihre Untergebenen lehren, wie sie eine ungerechte Sache führen und gewinnen sollen, fordern zwanzig Stercolaten; welche aber lehren, wie man eine billige Rechts-Sache führen und gewinnen solle, begehren nur zehn Stercolaten für ihre Unterweisung. Die Gerichts-Formeln und andere Umstände, die bei einem Processe zu beobachten, sind so verschieden, daß man, wegen der überhäuften und unzähligen Gesetze, kein Ende davon sehen kann. Denn da die Martinianer einen sehr subtilen Verstand besitzen, und eine Sache auf das allergeschwindeste fassen, so haben sie vor allem, was schlecht und recht ist, einen Ekel, und vergnügen sich nur an hohen oder subtilen, verworrenen und schweren Dingen.

Eben so sieht es auch mit der Religion aus, welche nicht in Ausübung der Gottesfurcht, sondern in eitelem Nachgrübeln besteht. Von der Gestalt, die man Gott zuschreiben könne, sind allein zwei hundert und dreißig verschiedene Meinungen, und von der Natur und Beschaffenheit der Seele zählt man derselben dreihundert und sechs und neunzig. Die Kirchen und die Hörsäle, worinnen die Gottesgelahrheit gelehret wird, besuchen die Martinianer nicht deswegen, daß sie hören wollen was ihnen nützlich und gut ist, oder wie sie ein tugendhaftes Leben führen und sterben sollen: sondern nur bloß darum, daß sie hören, was für Kunst und Geschicklichkeit die heiligen Redner in ihren Ausdrückungen beweisen. Je dunkler und undeutlicher nun einer seine Sache vorträgt, je mehr findet er Beifall, so gar, daß die Martinianer nichts lieber hören, als was sie nicht verstehen. Man hält hier mehr auf Worte, als Sachen, weil die Redner selbst mehr auf eine zierliche Redensart und fließenden Vortrag, als auf die Gründlichkeit und Wichtigkeit der Sachen sehen; die Zuhörer hingegen haben nur an liebkosenden und die Ohren kitzelnden Worten ihren Wohlgefallen. Bei so gestelltenen Sachen unterstund ich mich nicht, etwas von der christlichen Religion zu erwähnen als welche schlecht und recht ist, und welche eine ungeschminkte Wahrheit allein beliebt macht.

Nirgends sind die Projectmacher beliebter, als in dieser Republik, denn je schwerer und ungereimter ein Project ist, desto mehr findet es Beifall. Als ich einstmals einer gewissen Meerkatze die Art und Beschaffenheit unserer obern Welt erzählte, und ihr zeigte, daß die Oberfläche derselben bewohnt wäre, hatte er alsobald den Einfall, er wollte die obere Rinde der Erde durchgraben, und einen Weg zu den Einwohnern auf der obern Erdfläche machen. Dieses Project fand alsobald durchgängig Beifall, und es wurde eine Gesellschaft, oder „Handels-Compagnie nach der obern Welt" errichtet, zu welcher die Einwohner haufenweise herzugelaufen kamen und nach geschehener Einrichtung, sich Actien, wie die Kaufleute reden, erhandelten. Als aber hierüber das ganze Land aufrührisch wurde, und viele Familien durch diese Actien an den Bettelstab geriethen, sahen sie endlich die Thorheit dieses Projectes ein, und stunden von ihrem Vorhaben wieder ab. Der Projectmacher aber wurde wegen dieser Narrheit, und des Schadens halber, den die Republik dadurch erlitten, keinesweges zur Strafe gezogen, man legte ihm vielmehr einer so edelen Erfindung wegen allerhand Lobsprüche bei, dergestalt,

daß die Martinianer zu sagen pflegten: Obgleich dieses Vorhaben nicht gelungen, so wäre es doch an sich selber etwas Großes und sehr vortrefflich gewesen.

Nachdem ich nun die Gemüthsart dieses Volkes hatte kennen lernen, so bemühete ich mich, durch eben dergleichen Mittel mir einige Hochachtung bei den Martinianern zuwege zu bringen, und etwa auch durch ein neues Project meine Umstände zu verbessern. Als ich die Staatsverfassung dieser Republik untersuchte, fand ich nicht wenig Fehler in derselben. Ich sahe, daß hier alles mit scharfsinnigen Künstlern erfüllet war, hingegen fehlete es an Handwerksleuten in diesem Lande. Ich brachte daher in Vorschlag, daß etliche Handwerker möchten aufgerichtet werden, als welche dem gemeinen Wesen sehr dienlich sein würden. Allein durch diese und andere dergleichen Vorschläge zog ich mir nichts als Verachtung zu, und machte mich lächerlich, weil dieses Volk gar zu eitel ist, und nur an Spielwerken sich belustigt. Ich war daher über meine Dummheit selber böse, und gab mir folgenden nachdrücklichen Verweiß: Bist du nicht ein dummer und ungeschickter Kerl, es geschieht dir ganz recht, daß du hier als ein nichtswürdiger Lastträger grau werden sollst. Doch ließ ich den Muth noch nicht völlig sinken, und weil ich sahe, daß ich mit heilsamen Rathschlägen nichts ausrichtete, so wollte ich versuchen, ob ich etwa, durch einen närrischen und ungereimten Vorschlag meinen Beschwerlichkeiten abhelfen könnte. Ich eröffnete daher meine Meinung einem verständigen Affen, welcher mich in meinem Vorhaben bestärkte, und sagte: Wenn ich wollte berühmt und angesehen sein, so müßte ich freilich etwas wagen, wenn ich auch allenfalls anfangs ein wenig zu kurz dabei kommen sollte. Und als er mir ferner erzählte, daß ihrer schon viele allhier durch bloße Narrenpossen und nichtswürdige Dinge, sonderlich aber durch neue Kleider-Moden, ihr Glück gemacht, so nahm ich mir für, mit andern Narren auch einmal närrisch zu thun. Ich ging daher alle Künste durch, und untersuchte alle Thorheiten der Europäer auf das sorgfältigste, und als ich endlich eine Wahl unter ihnen angestellt, beschloß ich die Perrücken allhier zu recommandiren. Denn ich sahe, daß dieses Land an Ziegen sehr fruchtbar war, aus deren Haaren zur Noth Peruquen gemacht werden könnten. Weil nun mein seliger Vormund dieses Handwerk lange Zeit getrieben hatte, so verstand ich dasselbe auch einigermaßen. Ich schaffte mir daher Ziegenhaare an, und machte eine Peruque, die sich auf meinen Kopf schickte, setzte dieselbe auf, und zeigte mich in diesem Aufzuge dem Syndico. Dieser erstaunte über diesen neuen und ungewöhlichen Anblick, fragte, was das wäre, nahm sie mir sogleich vom Kopfe, setzte sie sich selber auf, und lief vor den Spiegel, damit er sehen möchte, wie ihn dieser neue Zierrath putzte. Er gefiel sich auch damals mit dieser neuen Hauptzierde dermaßen wohl, daß er für großer Freude überlaut schrie: Nun bin ich fast den Göttern gleich. Hierauf rufte er alsbald seine Gemahlin herbei, damit sie an seiner Freude Theil nehmen möchte. Diese sprang nicht weniger für Freuden, nahm ihren Mann liebreich in die Arme, und betheuerte aufs höchste, sie hätte auf der Welt noch nichts so Anmuthiges und Angenehmes gesehen; welcher Meinung

auch das ganze Hausgesinde beipflichtete. Hierauf kehrete sich der Syndicus zu mir und sagte: Wenn dieses deine eigene Erfindung ist, mein lieber Kaliboran! so wird sie dem ganzen Rathe so wohl gefallen, als uns, und da kannst dir die größte Hochachtung und Ehre in unserer Republik versprechen. Ich aber stattete ihm herüber meinen ergebensten Dank ab, und bat, Ihre Excellenz möchten geruhen, diese Bittschrift, welche ich ihm zugleich übergab, dem Rathe von meinetwegen zu übergeben. In derselben strich ich die Vortrefflichkeit meiner Erfindung aufs beste heraus, und hatte sie mit folgenden Worten abgefaßt:

Hoch-Edelgeborne, Hoch-Edle, Beste, Hochgelahrte, und Rechtserfahrne Rathsherren. Die natürliche Neigung, die ich bei mir hege, das gemeine Beste jederzeit zu befördern, hat mich veranlaßt, daß ich diese neue und bisher ganz unbekannte Kopfzierde erdachte und verfertigt, welche ich hiermit in Unterthänigkeit zu Dero erleuchteten Beurtheilung darlege, in der festen Hoffnung, sie werden dieses im besten vermerken, zumal da diese Erfindung zur Ehre des Volks und zu einem Zierrath dienet, auch dadurch in der ganzen Welt behauptet werden kann, gleichwie die berühmte Republik Martinia alle andere Sterbliche an Tugenden und Gemüths-Gaben weit übertreffe, so sei sie auch an äußerlicher Zierrath und Kleider-Schmuck, der dem Leibe eine Ehre und majestätisches Ansehen geben kann, von allen andern zu unterscheiden, und ihnen weit vorzuziehen. Ich versichere anbei aufs feierlichste, daß ich hierunter keinen Eigennutz suche, und folglich keine Belohnung für meine Arbeit begehre: sondern ich werde damit zufrieden sein, wenn nur der gemeine Nutzen, und die Ehre des Volkes, nach meinen wenigen Vermögen, dadurch befördert werden kann. Dafern aber ja ein Hoch-Edler Rath meine wenige Bemühung würdig schätzen sollte, so würde ich diese mir erzeigte Gewogenheit mit allem ersinnlichen Dank annehmen, damit Dero Freigebigkeit der ganzen Welt bekannt gemacht, und andere zu dergleichen und noch herrlichern Erfindungen angefrischet werden mögen. Und bloß in diesem Absehen will ich mich der Freigebigkeit des Rathes und der gesammten Republik Martinia nicht widersetzen. Uebrigens aber empfehle ich mich Ewr. Herrlichkeiten bester maßen, und verharre Eines Hoch-Edlen Rathes unterthänigster Diener Kaliboran.

Als hierauf der Syndicus in den Rath ging, nahm er beides, die Perrücke und meine Bittschrift mit: Und ich hörte, daß an diesem Tage alle Gerichtshändel aufgeschoben und bei Seite gesetzt worden, und daß sie alle mit einander bloß mit Untersuchung dieser neuen Erfindung waren beschäftigt gewesen. Als man die Stimmen gesammelt, war das zierliche Ansehen meines Meisterstücks gelobt, meine künstliche Hand gerühmt, meine Demuth gebilligt und mir zugleich eine Belohnung zu geben in Vorschlag gebracht worden. In dem ganzen Rathe waren nicht mehr als drei Rathsherren gewesen, welche diesem Rathschlusse widersprochen hatten: allein sie waren deßwegen sehr übel angesehen, und für ungelehrte, unhöfliche und unwürdige Rathsglieder gescholten worden.

Nachdem nun der Rathschluß gefaßt worden, wurde ich auf das Rath-

haus gerufen, da denn bei meiner Ankunft der oberste Affe aufstand, und nachdem er mir im Namen der ganzen Republik Dank abgestattet, und zugleich angezeiget hatte, man würde meine Erfindung und Bemühung nach Verdienst belohnen, so fragte er mich, wie lange ich wohl Zeit brauchte, noch eine dergleichen Perrücke zu verfertigen. Hier antwortete ich ihm, es würde mir dieses statt einer ansehnlichen Belohnung dienen, daß mein Kunststück den Beifall so großer und vornehmer Männer verdiente, und von einem ganzen Hochedlen Rathe gütigst wäre aufgenommen worden: Im übrigen machte ich mich verbindlich, innerhalb zwei Tagen noch eine dergleichen Perrücke zu verfertigen, anbei versicherte ich, wenn sonst noch andere zur Handarbeit geschickte Affen, denen ich diese Kunst lernen wollte, mit mir zugleich zu Werke gingen, daß wir innerhalb Monatsfrist so viel Perrücken machen wollten, daß die ganze Stadt damit versehen werden könnte. Durch diese Anwort wurde der Syndicus bewegt, daß er in folgende Worte ausbrach: „Das sei ferne, mein lieber Kakidoran, daß diese Hauptzierde in der ganzen „Stadt gemein werde, und wegen allzu freien Gebrauchs etwas von ihrem „Werthe verlieren sollte! Denn es ist allerdings nöthig, daß der Adel von „dem gemeinen Pöbel unterschieden bleibe.“ Diesem Ausspruche eines so ansehnlichen Mannes stimmten sie alle einmüthig bei, und es wurde den Censoribus der Stadt befohlen, sie sollten ja genau Acht darauf haben, daß dieser Rathschluß nicht übertreten oder durch allzugemeinen Gebrauch der Perrücken, der Adel an seinem Ansehen leiden, und so eine unvergleichliche Zierde durch den Pöbel verunehret werden möchte. Allein dieser Befehl hatte eben die Wirkung, die insgemein alle Gesetze haben, die den übrigen Aufwand verbieten, und die zum Nachtheil der Bürgerschaft gegeben werden; denn es machte das gemeine Volk nur noch hitziger und begieriger solchen zu übertreten. Und da diese Hauptzierde einem jeden über die Maßen wohl gefiel, so erkauften sich die reichsten Bürger von dem Rathe entweder hohe Titel, oder ließen sich für's Geld adeln, andere aber sahen, wie sie ein gleiches durch gute Freunde zuwege bringen konnten, dergestalt, daß innerhalb kurzer Zeit der halbe Theil der Stadt geadelt war. Als aber endlich aus den Provinzen, die unter Martinia standen, häufige Bittschriften einliefen, daß man ihnen auch erlauben möchte Perrücken zu tragen, so hielt der Rath für dienlich, dieses Gesetz wieder aufzuheben, und einem jeden solches frei zu stellen, daß ich also mit Vergnügen alles Volk in Perrücken sah, ehe ich aus Martinia wieder weg ging. Es war in der That lustig anzusehen, wenn sich die Affen so mit Perrücken geputzt hatten. Es hat auch diese Erfindung dem ganzen Volke so wohl gefallen, daß sie eine ganz neue Jahrrechnung von Erfindung der Perrücken angefangen, und schreibt sich davon das haarige Alter in den Martinianischen Jahrbüchern her.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Die Hessen in Amerika.

Es ist Sitte geworden, die Hilfstruppen, welche während des Kampfes Großbritanniens gegen seine amerikanischen Colonien auf Seiten der ersteren Macht fochten, mit dem Namen „Hessen" zu belegen. Außer den hessischen Fürsten hatten jedoch auch Braunschweig, Anspach, Waldeck und Anhalt-Zerbst Subsidientractate mit England abgeschlossen. Es ist unmöglich, die genaue Zahl der von jedem der betheiligten Fürsten gelieferten Soldaten festzustellen, so lange die deutschen Archive dem Forscher verschlossen bleiben. Die englischen Quellen, so zuverlässig sie sich sonst auch in den unbedeutendsten, die deutschen Miethstruppen betreffenden Einzelnheiten erweisen, reichen deshalb nicht darüber aus, weil in ihnen sehr häufig die Contingente der einzelnen Staaten unter der allgemeinen Bezeichnung „deutsche Rekruten" oder „deutsche Verstärkungen" zusammengefaßt werden.

So weit ich im Stande gewesen bin, die zuerst von Schlözer in seinem „Staatsanzeiger" veröffentliche Berechnung mit meinen Quellen (bis Ende 1778) zu vergleichen, finde ich sie im Ganzen zuverlässig und richtig. Einmal ist Schlözer's Gewissenhaftigkeit in allen seinen statistischen Mittheilungen unbestreitbar, dann aber stützt sich seine unmittelbar nach der Rückkehr der Truppen aufgestellte Tabelle, wie mir bei einer Vergleichung mit den englischen Angaben klar geworden ist, überall auf officielle deutsche Mittheilungen.

Sie weicht nur da von den englischen Berechnungen ab, wo sich ein Unterschied zwischen den von den Fürsten gelieferten und zwischen den von den englischen Commissarien Faucitt oder Rainsford angenommenen Rekruten ergiebt. Diese Unterschiede sind indessen sehr gering und belaufen sich im Ganzen auf kaum 50—60 Mann.

Nach Schlözers Tabelle haben im Ganzen geliefert:

Braunschweig	5,723	Mann,	davon	kehrten	zurück		2,708	Mann.
Hessen-Cassel	16,992	„	„	„	„		10,492	„
Hessen-Hanau	2,422	„	„	„	„		1,183	„
Waldeck	1,225	„	„	„	„		505	„
Anspach	1,664	„	„	„	„		461	„
Anhalt-Zerbst	1,160	„	„	„	„		984	„
Es sind also im Ganzen	29,186	„	nach Amerika geschickt und dort				12,853	Mann

verloren gegangen.

Leichter sind die für jene Zeiten kolossalen Geldzahlungen festzustellen, welche England für diese Soldaten-Lieferungen an die deutschen Fürsten leisten mußte.

Es liegen mir in dieser Beziehung in den „Journals of the House of Commons“ die genau spezifizirten Aufstellungen vor, welche das Kriegsministerium jährlich dem Parlament zur Genehmigung einreichen mußte. Während sich nun ganz bestimmt feststellen läßt, wie viel England im Ganzen an die deutschen Fürsten zu zahlen hatte, kann dagegen nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, wie viel von den gezahlten Summen in deren Taschen floß. Ich habe in der hier folgenden Aufstellung den Fürsten daher nur diejenigen Beträge berechnet, die auf Grund der betreffenden Verträge ihnen rechtlich zukamen. Das sind die jährlichen Subsidien und die Werbegelder. Von den letzteren mußten sie ihre Rekrutirungskosten bestreiten.

England zahlte von 1776 bis 1785, da einzelne Subsidien noch zwei Jahre nach Rückkehr der Truppen fortdauerten, an

	für die Soldaten			an den			
1. Braunschweig	£ 658,153	9	7	Herzog	£ 164,887	3	0½
2. Hessen-Kassel	2,107,220	6	4¾	Landgrafen	1,168,751	7	11¼
3. Hessen-Hanau	245,921	3	1¼	Erbprinzen	146,357	6	10¾
4. Waldeck	90,063	4	8½	Fürsten	56,662	11	10½
5. Anspach	211,024	9	7½	Markgrafen	104,334	13	6½
6. Anhalt-Zerbst	79,271	6	7½	Fürsten	43,052	14	9½
Im Ganzen	£ 3,391,653	3	7½		£ 1,684,048	2	1

oder Löhnung, Subsidien und Werbegeld zusammen £ 5,075,701 5 8½, dazu kommen noch etwa £ 50,000 per Jahr für Verpflegung, ferner die Transportkosten, Jahrgehalte, Geschenke und Reisekosten der englischen Commissare, so daß im Ganzen fünf Millionen Pfund als Gesammtbetrag der englischen Kosten für die deutsche Hülfe nicht zu hoch gegriffen sind.

Der Gesammtverlust der deutschen Truppen während eines beinahe achtjährigen Krieges stellt sich auf etwas mehr als vierzig Prozent der gesammten Mannschaft; von blos militärischem Gesichtspunkte aus betrachtet ein durchaus günstiges Verhältniß, wenn man damit die früheren oder späteren europäischen Kriege vergleicht. Es war aber England's Interesse, den deutschen Soldaten dieselbe gute Verpflegung angedeihen und dieselbe hohe Löhnung zahlen zu lassen, welche seine eigenen Angehörigen erhielten. Wenn trotzdem z. B. 300 hessische Grenadiere in einem einzigen Winter vom Faulfieber dahingerafft wurden, so war dieses Unglück eine Folge des Mangels an Reinlichkeit und guter Pflege, dessen sich die hessischen Grenadiere und Offiziere schuldig machten. Im Gefechte sind verhältnißmäßig wenige Leute gefallen, wie denn überhaupt alle damals gelieferten Schlachten heutzutage nur als ernstliche Plänkeleien gelten würden; die Meisten kamen durch klimatische Krankheiten, angestrengte Märsche, übermäßige Strapazen, Entbehrungen und ungewohnte Lebensweise um. In der Schlacht von Monmouth starben z. B. 28 hessische Grenadiere am Sonnenstich. Nach geschlossenem Frieden blieben mehrere Braunschweiger und Hessen mit Genehmigung ihrer Vorgesetzten in Amerika. Ein Theil ging auch durch Desertion verloren. Amerikanische und ihnen gläubig nachschreibende deutsche Schriftsteller haben vielfach die Ansicht verbreitet, als sei der deutsche Soldat, wo sich nur eine

Gelegenheit dazu geboten habe, eiligst desertirt. Wenn je eine Angabe irrig war, so ist es diese. Selbst in der Gefangenschaft blieben die Leute mit Treue bei ihren Fahnen; ja, sie wiesen die lockendsten Anerbietungen und Verheißungen zurück und wollten lieber bei ihren Kameraden bleiben, als sie verlassen. So desertirten von den bei Saratoga gefangen genommenen und zuerst in Cambridge bei Boston in Haft gehaltenen Braunschweigern kaum 80 Mann — und doch hätten sie durch die Flucht mitten im Winter ihrem Elend ein Ende gemacht. Die nach der Uebergabe von Yorktown in Frederick in Maryland internirten Anspacher verloren kaum den achten Theil durch Desertion, obgleich sie fast zwei Jahre lang in Gefangenschaft schmachteten und sehr schlecht gehalten wurden. Es ist ein hoher Beweis für die Tüchtigkeit und Disciplin der hessischen Regimenter, daß die Soldaten, trotzdem, daß ihre Reihen in den letzten Jahren des Krieges mit allem möglichen Gesindel aufgefüllt wurden, in verhältnißmäßig geringer Zahl und standhaft bis an's Ende aushielten. Bei den kleineren Contingenten kamen allerdings mehr Desertionen vor, gleichwohl waren sie klein im Verhältniß zu den sich bietenden Gelegenheiten, zur Unmöglichkeit der Habhaftwerdung der Deserteurs und überhaupt zum Charakter der damaligen Heeresorganisation. Diese meine Angabe stützt sich auf etwa vierzig Tagebücher von Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen. Amerikanische Novellisten, à la Cooper, und deutsche Tendenz-Bären werden zwar nicht müde, diese „unglücklichen, fremden Interessen geopferten Miethlinge" als einen verächtlichen, kaum des Widerstandes fähigen Haufen zu schildern; allein diese Phantasien werden von den Thatsachen auf Schritt und Tritt Lügen gestraft. Die hessische Infanterie jener Zeit stand der preußischen, der besten des Jahrhunderts kaum nach. Sie hatte gemeinschaftlich mit dieser die Schlachten des siebenjährigen Krieges gewonnen und sich schon während der Kämpfe im Anfange des Jahrhunderts (spanischer Erbfolgekrieg) in allen Theilen Europa's durch ihre Tapferkeit, Disciplin und Unverwüstlichkeit ausgezeichnet. Kaum in Amerika gelandet, entscheidet sie hauptsächlich durch ihre Bravour den Feldzug des Jahres 1776 zu Gunsten der Engländer. Die amerikanische Landbevölkerung hatte einen solchen Schrecken vor den Hessen mit ihren Bärenmützen und Zuckerhüten, daß sie dieselben als eine Art Menschenfresser fürchtete, und daß Washington, um diese Vorurtheile zu brechen, einen Theil der bei Trenton gefangenen Hessen durch die Straßen Philadelphia's führen und dem Volke zeigen ließ. Auch die kleineren Contingente, namentlich die Waldecker und Anspacher, schlugen sich sehr gut. Wo aber die Mannschaften nicht viel taugten und lediglich zum Festungsdienst, wie z. B. die Zerbster, verwendet wurden, waren die Offiziere desto tüchtiger und durchgreifender.

Wenn die englischen Waffen gleichwohl unterlagen, so war es wahrlich nicht die Schuld der deutschen Soldaten, sondern die Unfähigkeit der verantwortlichen Officiere und die Kurzsichtigkeit der englischen Politik. Uebrigens sahen weder Gemeine, noch Offiziere ihre Stellung so an, wie sie durch die liberale Phrase gezeichnet worden ist. Die Lieutenants und die Subalternoffiziere jubelten, daß sie aus ihren langweiligen Garnisonen ausrücken durften,

und malten sich das ferne Land in den glänzendsten Farben aus, wo ihre Phantasie Alles zu finden hoffte, was sie zu Hause nicht hatten. Nichts ist erklärlicher als diese freudige Stimmung, wenn man sich die damaligen Verhältnisse dieser Truppen im Friedensstande vergegenwärtigt. Zu Hause überall Kleinlichkeit und Armseligkeit, karge Besoldung, kümmerliche Verpflegung, schlechte Behausung und langweiliger Dienst; in der Fremde dagegen ein bewegtes Kriegsleben mit seinem steten Wechsel, seinen Anregungen und Anspannungen, ja ein unbekannter Continent mit tausend neuen, Auge und Geist gleichmäßig einnehmenden Erscheinungen und Vorkommnissen, endlich ein großer, lange nicht mehr gekannter Armee-Verband, doppelte Löhnung und reichliche, ja verschwenderische Verpflegung und Aussicht auf schnelle Beförderung! Welcher junge Offizier hätte da nicht mit Freuden zugegriffen und sich nicht glücklich gepriesen, den Krieg in Amerika mitmachen zu dürfen? Es sind manche interessante militärische Denkschriften von höheren Offizieren erhalten; aber nirgend wird die Politik selbst nur als untergeordneter oder beiläufiger Factor der Ereignisse erwähnt. Da geht, unmittelbar nach der Schlacht, die das Geschick eines ganzen Continents entscheidet, ein deutscher Oberst am Meeresstrand spazieren, sucht Muscheln und preis't die „Allmacht des Schöpfers". Ein Anderer sieht von den Höhen von Brooklyn aus, wie die ganze englische Flotte vor Anker geht und sich anschickt, die Stadt zu bombardiren. Das große ungewohnte Schauspiel hat wenig oder gar keinen Reiz für ihn, aber er vergleicht New-York, das Europa zugekehrte Auge Amerika's, mit Preußisch-Minden, das ungefähr von derselben Größe und Ausdehnung sei. Es klingt heutzutage wie Märchen aus alten Zeiten, wenn man diese Parallele liest. Ein Dritter endlich erzählt den Seinigen daheim, daß der bei Brooklyn gefangen genommene General Sullivan dem Metzgermeister Fischer in Rinteln auf's Haar gleiche und schimpft über die Mosquitos, die ihm die geträumten Freuden in der neuen Welt gleich anfangs verleiden.

Dieses sympathische Interesse für Nebendinge welche das Gemüth wohlthätig hindert, der Romantik sogenannter „großer Eindrücke" anheimzufallen, erinnert unwillkürlich an die alten Chronisten des Mittelalters, wie den Mönch Gregor im Kloster Tarfa bei Rom, welcher die Geschichte dieses seines Klosters beschrieben und die allerwichtigsten Begebenheiten in dem Kampfe zwischen Kaiser Heinrich und dem Papste Gregor in der Nähe gesehen hat. Allein er beschäftigt sich ausschließlich damit, die seinem Kloster gemachten Schenkungen zu verzeichnen oder die Grenzstreitigkeiten mit dem Nachbaren zu berichten; von dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Kaiser und Papst hören wir dagegen kein Wort. Da schreibt ein anderer Mönch im Hubertus Kloster am Fuß der Ardennen eine Chronik, nur wenige Stunden vom Schlosse Bouillon entfernt. Er hat Gottfried von Bouillon gekannt; aber der kleine Zwist seines Abtes mit dem Lütticher Bischof interessirt ihn viel zu sehr, als daß er der gewaltigen Bewegung des Jahres 1096 wo Gottfried mit 700,000 Mann nach dem Orient zieht, anders als nur beiläufig Erwähnung thun könnte. So geht es uns auch, kaum mit zwei oder

drei nennenswerthen Ausnahmen, mit den Aufzeichnungen der deutschen Offiziere über den amerikanischen Krieg; der werthvolle Aufschluß, den wir über einzelne Ereignisse und Personen erhalten, findet sich gelegentlich und meistens unter einem Haufen von gleichgültigen Notizen versteckt.

Hie und da klagen sich denn die deutschen Generale und Obersten wohl ihre Noth über die Anmaßungen der Engländer, die ihnen und den deutschen Soldaten oft etwas zu viel zumuthen; Einzelne verfluchen den Dienst, welcher ihnen so manche Entbehrung auferlegt und kaum einen Vortheil dagegen bietet, ja in einem unbewachten Augenblicke malt sich sogar der hessische General Loos das „philosophische Vergnügen" aus, einem undankbaren, fühllosen Fürsten und hochmüthigen Minister trotzend, sagen zu können: „Ich will Euch nicht länger dienen!"

Persönlich waren diese höheren Offiziere sämmtlich Ehrenmänner. Das englische Ministerium ließ es ihnen gegenüber an Versprechungen und Versuchen, sie in sein Interesse zu ziehen, nicht fehlen; allein sie waren unbestechlich und ehrlich. „Da sehr viel von der herzlichen Mitwirkung und der guten Stimmung der deutschen Offiziere abhängt — schrieb der Staatssekretär Suffolk bereits am 12. Februar 1776 an seinen Agent Faucitt — und da dieser Zweck am besten durch Mittheilungen über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten erreicht werden kann, so verschaffen Sie sich darüber möglichst viel Einzelheiten. Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt ist der, daß die Offiziere auf die Freigiebigkeit des Königs verwiesen werden, wenn sie unseren Erwartungen entsprechen und weder durch parteiische und unzulässige Rücksicht auf die Erhaltung der von ihnen befehligten Truppen, noch durch Eifersüchteleien unter einander oder gegen die englischen Offiziere den Dienst stören oder unterbrechen. Ich bevollmächtige Sie also, den betreffenden Offizieren die Freigebigkeit und Gunst des Königs für den Fall der glücklichen Beendigung des Krieges in Aussicht zu stellen und sie über ihre Ansprüche genau auszuforschen." Faucitt verfehlte natürlich nicht, von dieser Vollmacht den weitgehendsten Gebrauch zu machen und fragte bei Einzelnen, z. B. Riedesel, Heister und Knyphausen an, in welcher Art sie die englische Gunstbezeugung wünschten; allein er erhielt von ihnen die kühle, einstimmige Antwort, daß sie in Amerika aus eigenem Antriebe als gute Soldaten ihre Pflicht thun würden, und daß es ihrer Ehre zuwider laufe, mit England über außerordentliche Belohnungen zu unterhandeln.

Der General Heister, ein tapferer alter Haudegen, aber auf seine Würde eifersüchtiger Corpsführer, bat nur für den Fall, daß er vor dem Feinde bleiben sollte, um Berücksichtigung seiner Familie. Er wurde aber auf Veranlassung des englischen Ministeriums schon zu Anfang 1777 zurückberufen, angeblich wegen der Niederlage bei Trenton, woran übrigens Heister ganz unschuldig war, in der That aber, weil er nicht zugeben wollte, daß seine Hessen immer und überall die gefährlichsten, exponirtesten Stellungen einnehmen und zu den blutigsten Angriffen verwandt werden sollten. Suffolk nannte das im Sinne seines oben mitgetheilten Schreibens unpractisch und

unzulässig. Er erklärte deshalb dem Landgrafen von Hessen, daß die Operationen des Heeres leiden würden, wenn Heister an der Spitze der Hessen bliebe, und versprach Schlieffen, dem Minister und Unterhändler des Landgrafen, mehr als einen bloßen Dank in Worten, wenn er in dieser Angelegenheit seine Hülfe zusagen wollte. Der „Weise von Windhausen" ging sofort auf Suffolk's Wunsch ein. Der brave alte General kehrte im Sommer 1777 nach Europa zurück, starb aber schon am 19. November 1777 in Cassel aus Gram über die ihm zu Theil gewordene Behandlung. Der König von England ließ seiner Wittwe, die mit ihren acht unversorgten, in Armuth zurückgelassenen Kindern vom Landgrafen nur 600 Thlr. jährliche Pension erhielt, einen Jahrgehalt von 200 Pfund Sterling auszahlen. Knyphausen wurde Heisters Nachfolger und machte sich bei seinen Vorgesetzten sehr beliebt, vielleicht weil er weder Deutsche noch Engländer schonte. Er war einer der besten Divisionsgenerale auf englischer Seite. Bekanntlich wurde das von seinen Leuten erstürmte Fort Washington auf der Insel New-York ihm zu Ehren Fort Knyphausen genannt. Von seinen Soldaten konnte er jede Leistung verlangen, weil er überall selbst mit dabei war und weder Gefahr noch Strapazen scheute. Gegen Ende des Krieges wurde General Loßberg der Nachfolger Knyphausen's. Der braunschweigische General Riedesel ist durch die von seiner tapferen Frau und Begleiterin geschriebene sog. „Berufsreise" und die Biographie von Elking als ein tüchtiger und umsichtiger Offizier, humaner Vorgesetzter und edler Charakter allgemein bekannt geworden. Die übrigen Contingente hatten keine Generale, sondern nur Obersten an ihrer Spitze.

Eine Eigenart dieser Männer, die zugleich durch die Mode der Zeit bedingt war, bestand in dem Gebrauch des Französischen als ihrer Geschäftssprache; dabei schrieben sie es durchaus schlecht und inkorrekt. Das Küchenlatein der Mönche ist klassisches Latein im Verhältniß zum Französischen der deutschen Generale und Obersten. So schreibt, um hier nur ein Beispiel herauszugreifen, u. A. einmal Riedesel an den Earl von Suffolk: „Le courier, qui prendra cette lettre avec". Und Riedesel war sogar noch der kleinste Verbrecher am Genius der französischen Sprache!

Während keiner der nach Amerika gesandten deutschen Offiziere einen pekuniären Vortheil von England zog — der doppelte Sold ging mehr als ein Mal bei den theuren Preisen der nothwendigen Bedürfnisse darauf — erhielt mit Ausnahme der bei derartigen Verhandlungen üblichen Kanzleigeschenke nur Schlieffen in Gestalt einer Pension von 300 Pfund eine Belohnung von England. Diese wurde ihm angeblich dafür bewilligt, daß er einige Zeit vor der Schlacht bei Minden in Osnabrück mehrere wichtige, der verbündeten Armee gehörige Magazine gerettet hatte, in der That aber ward sie für seine bei Abschluß und Ausführung des Truppen-Lieferungs-Vertrags geleistete Hülfe ausgeworfen. Schlieffen selbst wunderte sich anfangs über das plötzlich so gut gewordene Gedächtniß und eine so lebhaft, wenn auch spät, zu Tage tretende Dankbarkeit des englischen Ministeriums, begriff aber sehr schnell, daß dieses nur unter einem so unschuldigen Titel die Ge-

willigung des Parlaments erlangen könne. Er erinnerte sich alsobald sehr genau seiner wichtigen Dienste, ohne welche der Sieg in der Schlacht bei Minden gar nicht möglich gewesen sein würde und bezog die Pension länger als vierzig Jahre bis zu seinem erst 1825 erfolgten Tode.

Uebrigens verhielt sich die öffentliche Meinung Europa's diesen Dingen gegenüber im Ganzen ziemlich gleichgültig. Während die Worte der englischen Opposition kaum gehört verhallten oder in den Parlamentsberichten begraben wurden, nahm ein zu jener Zeit in Holland lebender, kaum bekannter französischer Flüchtling, der zwölf Jahre später Europa's größter Volkstribun wurde, das Wort gegen England und die deutschen Fürsten. Dieser Mann war Mirabeau, der revolutionäre Titan, der damals auf der Suche war nach Gegenständen, an denen er sein oratorisches Genie prüfen könne. Seine Schrift „Rath an die Hessen" liefert eine Probe, wie sich das revolutionäre Feuer des flüchtigen Grafen allmälig an Gegenständen übte, welche Mirabeau's Erbe, Napoleon I. in viel colossalerem Maßstabe zu executiren wußte.

Der Landgraf von Hessen suchte die Mirabeausche Schrift durch eine Antwort zu widerlegen, welche den Titel führte: „Vernünftiger Rath an Hessen". Mirabeau entgegnete ihm in einer „Erwiederung auf den vernünftigen Rath", worin er einen Vorgeschmack seiner künftigen rednerischen Leistungen lieferte. „Wenn die Gewalt", sagt er dort, „willkürlich und unterdrückend wird, wenn sie das Eigenthum angreift, zu dessen Schutz sie eingesetzt ist, wenn sie den Vertrag bricht, welcher ihr ihre Rechte sicherte und beschränkte, dann wird der Widerstand Pflicht und kann nicht Empörung heißen. Wenn das nicht wahr ist, dann sind die Holländer sammt und sonders Verbrecher und Empörer. Wer sich bemüht, seine Freiheit wieder zu erlangen und für dieselbe kämpft, der übt ein gesetzliches Recht aus; die Empörung dagegen ist eine durchaus gesetzliche Handlung. Das Verbrechen gegen die Freiheit der Völker ist die größte Unthat."

Gegen diese und ähnliche Ausführungen ließ der Landgraf durch seinen Minister Schlieffen Artikel in die holländischen Zeitungen rücken, welche damals die gelesensten, weil einzig censurfreien, waren. Auf Seiten Mirabeau's kämpfte noch der bekannte Abt Raynal, gegen den sich bald die Wuth des Angriffs richtete, weil seine historischen Arbeiten ihm einen weitern Leserkreis sicherten und er damals der Bekanntere von Beiden war.

Größere Aufmerksamkeit als diese Zeitungsartikel und Abhandlungen erregte jedoch der kleine Pamphletkrieg, der von den französischen Feinden Englands und der deutschen Fürsten von Holland aus geführt wurde, und sich die Aufgabe stellte, die Amerikaner immer wieder siegen zu lassen oder die Fürsten in den Augen des gebildeten Europa lächerlich und verächtlich zu machen. Selbst Franklin schöpfte in seinen Briefen in die Heimath oft, ohne es nur zu wissen, aus dieser keineswegs reinen Quelle, wenn er z. B. als neueste erfreuliche Thatsache meldet, daß Friedrich der Große von den Minden passirenden Hessen den Viehzoll erhoben habe, weil sie ja als Vieh verkauft seien, wie man es allen Ernstes glaubt, daß der Markgraf von Anspach in

Holland vom Pöbel verfolgt und verhöhnt worden sei. Die englischen Oppositionszeitungen machten sich ein besonderes Geschäft daraus, diese vom Parteiinteresse erfundenen Anekdoten weiter zu verbreiten, und natürlich fanden sie in der damaligen amerikanischen Presse stets ihr getreues Echo.

Unter diesen zahllosen Tendenzlügen hat besonders ein Brief unverdientes Aufsehen gemacht und sich bis auf den heutigen Tag erhalten, den der Graf Schaumburg, Prinz von Hessen-Cassel am 8. Februar 1777 aus Rom an den Oberbefehlshaber der hessischen Truppen in Amerika, von Hohendorff, geschrieben haben soll; er hat der Kritik- und gedankenlosen Geschichtsschreibung so viel Kopfzerbrechen verursacht, daß die Frage ob seiner Aechtheit der Gegenstand verschiedener Artikel und Ausführungen geworden ist. Dieser Brief, der durch Franz Löher zuerst in Deutschland bekannt geworden ist, lautet:

„Baron Hohendorff! Ich erhielt zu Rom bei meiner Zurückkunft aus Neapel Ihren Brief vom 27. Dez. v. J. Ich ersah daraus mit unaussprechlichem Vergnügen, welchen Muth meine Truppen bei Trenton entfalteten, und Sie können sich meine Freude denken, als ich las, daß von 1950 Hessen, die im Gefechte waren, nur 300 entflohen. Da wären denn gerade 1650 erschlagen, und ich kann nicht genug Ihrer Klugheit anempfehlen, eine genaue Liste an meine Bevollmächtigten in London zu senden. Diese Vorsicht würde um so mehr nöthig sein, als die dem englischen Minister zugesendete Liste aufweist, daß nur 1455 gefallen seien. Auf diesem Wege sollte ich 160,050 fl. verlieren. Nach der Rechnung des Lords von der Schatzkammer würde ich blos 483,450 fl. bekommen, statt 643,000 fl. Sie sehen wohl ein, daß ich in meiner Forderung durch einen Rechnungsfehler gekränkt werden soll, und Sie werden sich daher die äußerste Mühe geben, zu beweisen, daß Ihre Liste genau ist und seine unrichtig. Der britische Hof wendet ein, daß da 100 verwundet seien, für welche sie nicht den Preis von todten Leuten zu bezahlen brauchten .... Erinnern sie daran, daß von den 300 Lacedämoniern, welche den Paß bei Thermopylä vertheidigten, nicht einer zurück kam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie Major Mindorf, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet habe, welche von Trenton entflohen. Während des ganzen Feldzugs sind nicht 10 von seinen Leuten gefallen." — — —

Wenn nur einer der Abschreiber sich die Mühe gegeben hätte, den Hessen-Casselschen Truppenlieferungs-Vertrag vom 31. Januar 1776 nachzulesen, so würde er sofort den schlagendsten Beweis für die Unächtheit des obigen Briefes gefunden haben. Abgesehen von diesem im Wesen der Sache liegenden Grund, sind die äußeren Unwahrscheinlichkeiten nicht minder groß. Einmal gab es keinen Grafen von Schaumburg, Prinzen von Hessen-Cassel, dann aber gab es weder einen Herrn von Hohendorff, noch einen Major Mindorf, endlich aber war es zu jener Zeit unmöglich, daß ein Brief vom 27. Dezember schon am 8. Februar in Rom sein konnte. In England

selbst traf die Hiobspost von der Niederlage bei Trenton erst gegen Mitte Februar ein; eine direktere Verbindung mit Europa gab es damals aber nicht.

Dieser Brief ist nichts als eine amerikanische Verballhornung eines französischen, 1777 veröffentlichten Pamphlets, welches offenbar aus den Mirabeau'schen Kreisen hervorgegangen ist; er erschien später in Amerika zur Blüthezeit der nativistischen Bewegung als ein „Campagnepaper" gegen die Fremden, besonders uns Deutsche, und Herr Löher hat ihn auf Treu und Glauben als ächt angenommen und aus einer St. Louiser Zeitung abgeschrieben.

In derselben Weise wie Mirabeau und seine politischen Freunde spricht sich auf deutscher Seite Schiller in „Kabale und Liebe" gegen den Soldatenhandel aus. Es geschieht dies an der Stelle, wo die gutherzige Lady Milford voll Verachtung und Entsetzen die Diamanten zurückweist, als sie erfährt, daß sie mit dem für die verkauften Soldaten gewonnenen Geld beschafft sind. „Gestern" — sagt der Kammerdiener — „sind 7000 Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles; ich habe auch ein paar Söhne darunter." Doch keine gezwungene? fragt die Lady. „O Gott nein, (fährt der Kammerdiener fort) lauter Freiwillige! Es traten wohl etliche vorlaute Burschen vor die Front und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf's Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe nach Amerika! Die Herrlichkeit hättet Ihr nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten und hier eine wüthende Mutter lief, ihr säugendes Kind am Bajonette zu spießen, und wie man Braut und Bräutigam mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und den Burschen noch zuletzt die Krücken nachwarfen in die neue Welt! O! und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören! — — Noch am Stadtthore drehten sie sich um und schrieen: Gott mit Euch Weib und Kinder! Es lebe unser Landesvater, am jüngsten Gerichte sind wir wieder da!"

Als Modell des hier gezeichneten Landesvaters hat dem Dichter offenbar der Markgraf von Anspach gedient, während in Lady Milford die Lady Craven geschildert wird, die der Markgraf nicht zu seiner Maitresse, sondern zu seiner Frau nahm. Es waren bekanntlich die Anspachischen Truppen, die sich beim Ausmarsch empörten.

Schiller hat Vieles von Mirabeau gelernt: beides Idealisten, welche die Welt und die Mißlichkeiten der Welt nicht umschufen, aber die Ecken und Schärfen des Realen fühlbarer machten!

Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß unser größter deutscher Dichter, der im ersten Jahre des amerikanischen Krieges seinen Triumpheinzug in Weimar hielt und gerade während desselben seinen Ruhm in Deutsch-

land fest begründete, daß Goethe so wenig von den Ereignissen jenseits des Oceans berührt wurde, daß er sie nicht einmal vorübergehend erwähnt.

Noch interessanter ist die Haltung des Dichters Johann Gottf. Seume. Derselbe war als Student der Theologie zwischen dem kirchlichen Dogma und seinem Gewissen in Widerspruch gerathen, und verließ, 19 Jahr alt, Leipzig, um in Paris Mathematik zu studiren. Auf dem Wege dahin wurde er von Landgräflich Hessischen Werbern aufgefangen und ohne Weiteres den nach Amerika verkauften Rekruten einverleibt. Seume's Erzählung seiner Pressung und erzwungenen Reise nach Amerika ist einer der werthvollsten und interessantesten Beiträge zur Geschichte jener Zeit. Zeigt sie auf der einen Seite, wie kein junger gut gewachsener Reisender, mochte er nun Student oder Handwerker, Künstler oder Kaufmann sein, seiner Freiheit sicher war und befürchten mußte, in die Hände der Menschendiebe zu fallen, so beweist auf der andern Seite die Ruhe und fast objektive Gleichgültigkeit, mit welcher Seume von diesem Eingriff in sein Leben spricht, wie leicht sich der ruhigere Sinn damals mit dem Schicksal aussöhnte. Die Resignation, mit welcher Seume von sich redet und mit welcher er sein Loos als eine humoristische Schicksalstücke auffaßt, hat etwas für uns Schwächlinge Beschämendes. „Ich ergab mich," sagt Seume, „in mein Schicksal und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Mir zerriß man meine akademische Inskription, als das einzige Instrument meiner Legitimirung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall; wo so Viele durchkommen, wirst Du auch. Ueber den Ocean zu schwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits noch etwas. So dachte ich."

In diesem Tone geht's fort. Für eine so harmlose idyllische Existenz giebt es keinen Haß und keine Erbitterung, keinen Racheplan.

Es ist eine in dieser Verbindung noch zu erwähnende interessante, wenn auch wenig bekannte Thatsache, daß der Reichthum und die Weltstellung der Familie Rothschild in ihrem Ursprunge indirekt auf diese Affairen zurückzuführen ist. Der alte Landgraf und spätere Kurfürst von Hessen-Kassel hatte nämlich den Begründer des Hauses Rothschild, Mayer Amschel, schon lange vor der französischen Revolution durch Geschäfte in alten Münzen kennen gelernt und benutzte denselben als Agenten, um seine Zinsen aus der Londoner Bank zu erheben, welche dort von den Subsidien-Kapitalien fällig wurden. M. A. Rothschild zog für die Summe Wechsel auf das englische Bankierhaus van Notten, welches Vollmacht des Landgrafen zur Erhebung der Zinsen hatte. Beim Jahresschluß berechnete sich Rothschild mit dem Landgrafen und hatte, abgesehen von der nicht unbedeutenden Provision, auch noch den Nutzen, fortwährend mit den Geldern des Landgrafen speculiren zu können, was er auch in seiner unermüdlichen, scharfsinnigen und dabei doch durchaus rechtlichen Weise mit dem glücklichsten Erfolge that. Die Erwerbung ungeheuerer Summen wurde dem M. A. Rothschild später dadurch möglich, daß es ihm gelang den Landgrafen zu bewegen, daß er die Vollmacht dem Hause van Notten entzög und dieselbe dem zweiten Sohne Rothschild's, Nathan, übertrug. Als nun die englische Regierung ihre Armee in Spanien zu unterhalten hatte

und kein christlicher Bankier die Lieferung des Geldes von England nach Spanien übernehmen wollte, da übernahm M. A. Rothschild die Lieferung gegen hohe Provision und leistete mit den unter Einwilligung des Eigenthümers erhobenen landgräflichen Fonds die geforderte Caution, bei der Niemand sein eigenes Vermögen wagen wollte. Das Glück begünstigte Rothschild's Unternehmen, die Geldsendungen kamen unversehrt an. Auf diese Weise verdiente Rothschild während der Dauer des spanischen Feldzuges, also während acht Jahren, jährlich drei bis vier Millionen. Die Möglichkeit, eine so hohe Caution zu leisten und die pünktliche Geschäftsbesorgung veranlaßten hierauf die englische Regierung, den europäischen Fürsten die enormen Subsidien während des Continentalkrieges durch das Haus Rothschild zu übermitteln, wodurch dessen Ansehen und Reichthum zusehends wuchsen. Von dieser Zeit an, namentlich seit dem Wiener Frieden, nahmen die Rothschilde Theil an allen großen Geldoperationen und Anleihen der wieder eingesetzten Dynastien und wurden von Tag zu Tage mächtiger.

Unter den deutschen Truppen in Amerika waren echte Heldengestalten. Es charakterisirt aber die Deutschen, daß sie von den dortigen Thaten ihrer Landsleute so wenig wissen oder erzählen. Wer, außer dem engen Kreise kriegsgeschichtlicher Fachschriftsteller, kennt heute noch die tapferen Jägerstückchen des Hauptmanns Emmerich in Amerika, wer meldet den Ruhm des umsichtigen und kühnen Ewald, wer weiß vom heldenmüthigen Hauptmann Schaller, der mit dreißig Mann einen Posten gegen einen ihm fünfzigfach überlegenen Feind glücklich vertheidigte, oder vom tapfern Waldecker Obersten Hankleden, der an der Spitze seiner Truppen gegen die Spanier in Florida fiel? Wer endlich hat vom braven Sergeanten Rübenkönig gehört, der gleich dem Capitain d'Arras vom französischen Regiment d'Auvergne, in der Gewalt des Feindes und von diesem mit augenblicklichem Tode bedroht, trotzdem seine Pflicht höher achtete als sein Leben und sein Regiment durch seinen Zuruf rettete? Den Franzosen rühmte Geschichte und Gedicht; sein dankbares Vaterland nahm sich sogar in der Revolution seiner Wittwe und Kinder an; den Namen des braven hessischen Unteroffiziers dagegen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.

Ja, selbst Donop ist vergessen, der tapfere hessische Oberst, der uns den tragischen Schmerz des Helden über seinen frühen Tod und über seine Hinopferung für fremde Zwecke ergreifend vor Augen führt. Er hatte an der Spitze seiner Brigade, zu Fuß und mit dem Degen in der Hand, den Sturm gegen Fort Redbank am Delaware unternommen, wurde aber zurückgeschlagen und von einer Kugel zu Boden gestreckt. Hilflos lag er unter einen Haufen von Leichen, als der Vertheidiger des Forts, der französische Ingenieur, Hautmann Mauduit de Duplessis, ihn fand und in das benachbarte Haus eines Quäkers schaffen ließ, wo der Sterbende noch drei Tage mit dem Tode rang. Dort, auf dem Schmerzenslager in der einfachen Quäkerwohnung und im Frieden des amerikanischen Waldes, fern von dem Flitter und Tand der Welt, schwebten zum letzten Male die Bilder der Vergangenheit, der Glanz seiner Jugend, die Pracht des europäischen Hoflebens

und die stolzen Ziele seines Ehrgeizes vor dem Geist des tapfern, erst siebenunddreißigjährigen Soldaten vorüber. Sein Blick klärte sich, und sein Verstand unterschied zwischen dem Wesen und dem Schein seiner Vergangenheit. „Ich bin zufrieden," sprach er zu dem ihm sorgsam pflegenden Duplessis in dessen Muttersprache, „ich sterbe in den Armen der Ehre selbst. Das ist ein jähes Ende für eine schöne Laufbahn."

Vergessen wir auch nicht, daß Neithard von Gneisenau, damals kaum zweiundzwanzigjähriger anspachischer Lieutenant, seine ersten militärischen Studien im Kriege gegen die amerikanischen Colonien machte, denen er das damals neue System der Milizen ablauschte, um es in der veredelten Form der Landwehr auf preußischen Boden zu übertragen!

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wer durch die Combination überrascht wird, welche den russischen Kaiserstaat mit den Vereinigten Staaten verbündet, der beweist, daß ihm die diplomatische Geschichte der letzten Jahre nicht in der Erinnerung geblieben. Seit dem Krimkriege wurden die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Czaaren und der nordamerikanischen Republik mit erneutem Eifer wieder angeknüpft. Buchanan, der letzte Friedenspräsident der Vereinigten Staaten, hatte seine Studien als Gesandter in St. Petersburg gemacht, dort hatte er seine Sympathien gebildet; sein späterer Aufenthalt am Hofe von St. James hatte ihn überzeugt, daß von den Parteien in England, die dem Verfalle entgegengingen, bei weitem nicht dieselben Garantien der Freundschaft zu erwarten seien, welche die einheitliche und zukunftsreiche Gewalt des Czaaren den Vereinigten Staaten darbot. Buchanan war ein conservativer Staatsmann, und die Politiker, welche mit Lincoln zur Führung der Geschäfte gelangten, können nicht unmittelbar zu seiner Schule gerechnet werden. Gleichwohl hatte er es verstanden, während seiner Präsidentschaft Anhängern und Gegnern die Nothwendigkeit des guten Einverständnisses mit Rußland derartig einzuschärfen, daß dieselbe von allen Parteien zum Werthe eines Dogma's erhoben wurde. So brachte denn der Uebergang des Präsidiums aus der Hand der Demokraten in diejenige der Republikaner keine Aenderung in dem Verhältniß der Vereinigten Staaten zu Rußland hervor. Ja, als der Bürgerkrieg in Amerika ausbrach, war es das Petersburger Cabinet, welches das Programm des Kampfes und das Resultat desselben im Voraus zeichnen

durfte. „Erhaltung der Union," — das war der Ruf, der von St. Petersburg aus den Republikanern gelehrt ward.

Am 10. Juli 1861 richtete Fürst Gortschakoff eine Depesche an den russischen Gesandten zu Washington, worin es hieß: „Vom Anfang des Zwistes an, welcher die Vereinigten Staaten scheidet, sind Sie angewiesen worden, der Bundesregierung das tiefe Interesse kundzuthun, mit dem unser erhabener Herr die Entwickelung einer Krisis, welche die Wohlfahrt und selbst das Dasein der Union in Frage stellt, beobachtet. Der Kaiser bedauert es innig, zu sehen, daß die Hoffnung einer friedlichen Lösung sich nicht verwirklicht, und daß amerikanische Bürger, schon unter den Waffen stehend, im Begriffe sind, auf ihr Vaterland die schrecklichste aller Geißeln, den Bürgerkrieg, herabzubeschwören. Der Kampf, der sich unglücklicher Weise so eben entsponnen hat, kann weder in's Unendliche verlängert werden, noch zu der vollständigen Vernichtung einer der beiden Seiten führen. Früher oder später wird man zu irgend einem Ausgleich kommen müssen, unter welchem die jetzt einander befehdenden Interessen neben einander zu bestehen vermögen. Seine Kaiserliche Majestät setzt immer noch in jenen practischen gesunden Sinn der Bürger der Union, welche mit so scharfem Urtheil ihre wahren Interessen erkennen, sein Vertrauen. Die Union ist nicht blos in unseren Augen ein für das allgemeine politische Gleichgewicht wesentliches Element, sondern sie stellt zugleich eine Nation dar, welcher unser erhabener Herr und ganz Rußland den freundlichsten Antheil verpfändet haben. Denn die beiden Länder, an die Ausgangsspitzen der beiden Welten gestellt, scheinen zu einer natürlichen Gemeinsamkeit von Interessen und Sympathieen, wovon sie einander bereits Beweise geliefert haben, berufen zu sein. Es ist nicht unsere Sache, in Betreff der Streitpunkte eine Meinung auszudrücken. Die obigen Bemerkungen haben nur den Zweck, die lebhafte Theilnahme des Kaisers im Angesicht der Gefahren, welche die amerikanische Union bedrohen, und die aufrichtigen Wünsche zu bezeugen, welche Seine Majestät für die Erhaltung eines großen Werkes hegt, das mit so viel Mühen aufgerichtet wurde und das eine so reiche Zukunft versprach. In diesem Sinne, wünsche ich, mögen Sie Sich sowohl gegen die Mitglieder der Regierung als gegen die einflußreichen Personen, denen Sie etwa begegnen, aussprechen, indem Sie ihnen die Versicherung geben, daß die amerikanische Nation, komme es, wie es wolle, auf die herzlichste Sympathie unseres erhabenen Herrn während der bedeutsamen Krisis, die sie gegenwärtig durchläuft, rechnen kann."

Diese Depesche las der russische Gesandte am 7. September 1861 in feierlicher Audienz dem Präsidenten Lincoln und dem Staatssecretär Seward vor. Das Aktenstück legte ein hohes Zeugniß für die Geschicklichkeit ab, mit welcher die Petersburger Diplomatie die Bausteine zu legen weiß. Die politische Sagazität Petersburgs beleidigte keine der streitenden Parteien, sie faßte die bestehende Regierung nicht als eine Parteiregierung auf; unbeirrt durch die Ereignisse des Momentes, welche den Vereinigten Staaten mit Zerreißung zu drohen schienen, hielt Petersburg den Kämpfern die Einheit des amerikanischen Volkes und die Unvergänglichkeit der Union entgegen, auf

deren Boden Rußland sich stelle, um dort nach dem Bürgerkriege wieder das Ganze der Union als seinen Allirten zu begrüßen. Rußland schmeichelte nicht den nordstaatlichen Republicanern, es verurtheilte nicht die südstaatlichen Demokraten; es sah das voraus, was jetzt eingetroffen ist, daß, wenn auch das stürmische Feuer der Radicalen den Sieg über die defensive Hartnäckigkeit des Südens davontrug, gleichwohl bei der Neugestaltung der Union die conservativen Elemente des Südens wieder zur Geltung gelangen würden. Rußland fungirte inmitten des Conflictes zu Nutz und Frommen beider Parteien als Hort und Verwahrer des Unionsgedankens.

Die Regierung zu Washington würdigte die Stellung vollkommen, welche Rußland einnahm. Mr. Seward sprach die „tiefe Erkenntlichkeit" der Regierung der Vereinigten Staaten für die „freisinnigen, freundschaftlichen und großherzigen Gesinnungen" des Czaaren aus, und er bat den Gesandten, dem Petersburger Hofe die Genugthuung kundzuthun, mit welcher die Union „diese neue Gewährleistung einer Freundschaft zwischen den beiden Ländern, welche mit dem nationalen Dasein der Vereinigten Staaten ihren Anfang nahm", entgegengenommen habe.

Von jenem Augenblicke an war der Bund, der jetzt nach seiner positiven Bewährung sucht, geschlossen. England und Frankreich waren hinweggedrängt, da diese beiden Mächte, die bereits gelernt hatten, in der Union ihren maritimen Rival zu erblicken, keinen andern Wunsch hegten, als daß aus dem Bürgerkriege eine endgültige Zerreißung der Vereinigten Staaten oder wenigstens eine langjährige Schwächung derselben folgen möchte.

Waren seit dem Pariser Frieden des Jahres 1856 die Ereignisse, die im Interesse Rußlands arbeiteten, darauf hinausgegangen, die innere Hohlheit der westmächtlichen Allianz darzustellen, so würde andererseits der Kampf in Nordamerika den Westmächten, falls noch ein brauchbarer Entschluß in ihnen lebte, die Gelegenheit geboten haben, ihr geschichtliches Recht zu bewahrheiten. England so gut wie Frankreich sahen mit Schrecken voraus, daß die Union, sobald sie die Sturmfluthen des Bürgerkrieges überwände, als der Erbe ihrer maritimen Macht hervortauchen würde, sie erkannten auch, daß sie, um dieser Gefahr vorzubeugen, in den Kampf eingreifen und den secessionistischen Süden stärken müßten. Und in der That, Napoleon, dessen Ideal trotz aller revolutionären Anflüge die Bildung einer conservativen Allianz ist, versuchte es, einen Bund zwischen England, Spanien, Frankreich zu Stande zu bringen, der in Mexico seine positive Schaffungsfähigkeit beweisen sollte.

Die Gründung fester Zustände in Mexico sollte nach der Berechnung des Kaisers den destructiven Republikanern Nordamerikas gegenüber ein leuchtendes Bild politischer Gestaltungskraft aufrichten; sie sollte den bedrängten Südstaaten die stützende Hand reichen, sie sollte, indem sie dem europäischen Einflusse in Amerika ein neues Feld eröffnete, den durch Spanien erweiterten West-Bund zu einer permanenten Institution machen. Aber es blieb bei der schönen Idee. England und Spanien wurden von einem heiligen Schrecken vor derselben ergriffen, sie zogen ihre Schiffe und Soldaten, kaum in Mexico

angekommen, eiligst von dem verhängnißvollen Boden zurück, sie kündigten die mit Frankreich geschlossene Convention, und die große mexicanische Unternehmung ward eine Falle für Louis Napoleon. Die Südstaaten der Union, welche vergebens darauf warteten, daß die Sympathieen Englands und Frankreichs ihnen einen reellen Ertrag brächten, wurden von Ekel gegen die Rathlosigkeit der Westmächte erfaßt, die nordischen Republikaner werden nimmermehr ihr Mißtrauen wider England und Frankreich ablegen — man kann sagen, daß der Bürgerkrieg in Nordamerika es gewesen sei, der nicht blos die Politik der Westmächte auf den Sand geworfen, sondern auch die occidentalische Allianz endgültig gesprengt und somit für Rußlands Arm eine neue Bahn gebrochen habe.

Im Angesichte dieser Entwickelung nimmt sich die Qual der Napoleonischen Staatskunst in Venetien kleinlich und ärmlich genug aus. Einige betrachten die Volksabstimmung, die der Kaiser Napoleon in Venetien will vornehmen lassen, nur als ein ziemlich fades Nachspiel, das dem großen eben durchlebten Drama angehängt werde. Sie sagen, die Förmlichkeit werde bald vorbei sein und es wäre unnütz, sich deswegen zu echauffiren, daß der venetianischen Braut vor ihrer Verbindung mit Victor Emanuel noch das Jawort abverlangt werde. Andere sind geneigt, die Sache ernster aufzufassen. Sie sagen, es widerspreche im Grunde dem preußisch-österreichischen Friedensvertrage, wenn jetzt in Betreff der Herausgabe Venetiens noch irgend welche Umstände gemacht würden. In dem Prager Tractate sei die Erwerbung dieser Provinz von Seiten Italiens an keine anderen Bedingungen geknüpft, als daß der König Victor Emanuel nach Maßgabe des Züricher Vertrages den auf das lombardo-venetianische Königreich entfallenden Theil der öffentlichen Schuld übernehme. Die Sache selber werde im Tractat als eine abgemachte behandelt, für die noch überdies das Wort des Kaisers Napoleon bürge. Rede man nun von einer Volksabstimmung, so werde die Frage, wenn auch in einer milden Weise, wieder eröffnet; bei einer Consultation der Bevölkerung sei doch immerhin die Möglichkeit zugelassen, daß die Bewohner Venetiens gegen die Vereinigung mit Italien votiren und daß somit der zweite Artikel des Prager Friedenstractates unausgeführt bleibe. Man könne zwar nicht annehmen, daß Victor Emanuel wirklich leer ausgehen werde, offenbar aber möchte der Kaiser der Franzosen den Schein erwecken, als ob er der eigentliche Geschenkgeber sei. Es werde viel davon gesprochen, daß Napoleon sich durch das ganze venetianische Geschäft belästigt fühle; doch wenn es mit dieser Behauptung seine Richtigkeit hätte, so würde der Kaiser sich ja die Affaire schnell vom Halse schaffen, statt daß er jetzt bedenkliche Ceremonien in Scene setze. Gewiß schmeichle es dem Kaiser, daß er, nachdem in Wahrheit Preußen die Provinz Venetien erobert habe, als der eigentliche Besitzer dieses Landes dazwischen treten und ohne Mühe und Kosten seinen Wahlspruch „frei bis zur Adria" durchführen könne. Man fügt hinzu, es möchte zwar nicht staatsklug sein, dieses Benehmen des Kaisers zum Gegenstande einer Interpellation zu machen, gleichwohl liege in demselben ein Symptom, welches nicht übersehen werden dürfe.

Andre gehen noch weiter und behaupten, Napoleon hege wirklich die Absicht, wegen Venetiens Weitläufigkeiten zu machen. Die feierliche Manier, mit welcher dabei verfahren werde, müsse Verdacht erwecken. Wozu die Sendung des Generals Leboeuf nach Venedig, wozu die Uebergabe der Provinz an ihn, wenn man nicht dem Könige Victor Emanuel den Satz recht einleuchtend machen wolle, daß Frankreich der wahre Herr Venetiens sei und daß jede Maßregel, durch welche der König etwa der Entscheidung vorzugreifen suchte, ein crimen laesae majestatis gegen Frankreich sein würde? Soll etwa am Po und Etsch die Compensation liegen, nach der Napoleon bisher die Angel vergeblich ausgeworfen? Victor Emanuel hat schon vor vier Wochen in einzelnen Districten Venetiens, die von seinen Soldaten besetzt waren, eine Art von Huldigungsformalitäten vornehmen und die italienischen Gesetze proclamiren lassen. Diese Anordnungen müßten nunmehr als nicht geschehen betrachtet werden, da jede Huldigung widersinnig ist, so lange die diplomatische Fiction aufrecht erhalten wird, daß Napoleon der Erbe Oesterreichs in Venetien und der Souverän dieses Territoriums sei. Man hat gesehen, wie Vielerlei Victor Emanuel bereits auf das Geheiß Napoleons rückgängig gemacht; er zog seine Truppen, die bis an die nördlichsten Grenzen Venetiens vorgedrungen waren, nach dem Süden der Provinz, er revocirte somit den Krieg, den er für fortbestehend angesehen, während nach der Declaration Napoleons der Krieg mit dem Augenblick, wo er durch die österreichische Cession in den Besitz Venetiens getreten, aufgehört hätte. Denkt man nun vielleicht daran, dem Könige noch mehr die Nothwendigkeit des Gehorsams einzuschärfen, und von ihm unter dem Vorwande, daß die Volksabstimmung „frei" sein müsse, die einstweilige gänzliche Räumung Venetiens zu erlangen? Will man, ehe die Uebergabe der Provinz an ihn erfolgt, Garantien in Betreff späterer Bundesgenossenschaft und in Betreff Roms erringen? Wird man auch die Erklärung der italienischen Regierung, daß die in Venetien getroffenen Verfügungen in Kraft bleiben sollen, als nicht vorhanden betrachten? Jedenfalls kann nicht eher von einer Klärung der Situation geredet werden, als bis der gute Leboeuf wieder den Gefilden Venetiens den Rücken gedreht hat. Die Sachen sind allerdings nicht darnach angethan, um für Preußen eine neue Complication zu erzeugen; Preußen hat Italien gegenüber seine Pflicht gethan. Aber ein offenes Auge ist unter allen Umständen nöthig.

Die Mystiker.

(Fortsetzung).

Getrost fuhr Leo fort, und — nun redete Alles an ihm, Blick, Miene, Geberde und seine Mittheilung gewann den Ausdruck hoher Freudigkeit; so sprach er: Zwar mahnend neben meinem nächtigen Dasein verhieß von Anfang mir das Christenthum, bei ihm zu suchen, was ich eingebüßt; doch war ich noch an Allem nicht verarmt; die Scheingüter und illusorischen Besitzthümer, durch welche Millionen träumend ihr ganzes Leben hinfristen, umfriedigten auch mich, und leichtere Mittel nährten den nicht völlig erwachten Geist mit Leben. Nun aber zum Bewußtsein der Schuld und des Unglücks gekommen, entbunden aller falschen Einschränkung, ganz entblößt von der ungeheueren Lüge, verlassen und aufgegeben wie ich war, trat der hohe Geist des Evangeliums auf's Neue mich an und erbot mir seinen Frieden: „Das Herrlichste hast du besessen, die Einheit, den Frieden, die Liebe — du hast sie verloren. Im Schönen wie im Sittlichen trennt eine unüberschwingliche Kluft dich wie alles Einzelwesen von der Vollendung. Du sahest das nicht zu vergütende Unglück der Welt von Angesicht, du hast gelitten, so fasse und erhebe dich in mir, der heilige Geist ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; du findest Alles in mir wieder, was du verlorst. Die Kindschaft biet' ich dir, die Kindschaft. An deinem Orte hilf in meinem verheißenden, seligen Dienst die Zeit zu erfüllen, daß du einst gänzlich eingehest in das Reich der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe". Wundervolle Worte mir, denn mich ergriff das Heil und meine Brust durchathmete das neue Leben. Ein Leben nämlich hoher Zuversicht auf eine Welt, daselbst der Wunsch gesättigt ist, der Gedanke sein Wesen und die Anschauung ihren Gegenstand gefunden hat. Ein Leben, das allem Hiesigen und Jetzigen treibend, schaffend, umbildend einwohnt, und einst, alle Schranken verklärend, in Wirklichkeit offenbar sein wird. Ein Geist, ein Leben, das mich in mir, und mir die Welt vermittelt und versöhnt, das mir die Kindschaft wiedergegeben hat. Ob auch Mathilde das verstehen mag?

Mathilde schwieg überwältigt; ihm stürzten die Thränen aus den Augen; er nahm ihre Hand und preßte sie mit beiden. Bald aber faßte er sich und hochbestimmt setzte er seine Mittheilung fort: des Geheimnisses der Welt inne, in dem Besitzstand solcher großen Kraft, war mir die Forderung nahe, an meiner Stelle zu bethätigen, was mich hält und frei gemacht. Schriftwerke schuf ich, voll dieses Inhalts, und ihrer einige ließ ich in Druck gehen. Weil sie die Welt jedoch nicht für die Welt, vielmehr für den, der sie im Innern führt, zu fesseln, zu begeistern angethan, vermochten sie nicht recht sich Raum zu greifen; sie blieben einsam auf dem Markt, der freilich nur das Seine liebt. Auch mancher Freund, den meine früheren Schriften, Ergüsse nur des kämpfenden Geistes und sehnenden Gemüths, in Liebe mir verbun-

den, verließ mich nun, weil ich innerst gedrungen von der Wahrheit zeugte. In nichtiger Einschränkung, welches Namens sie auch sei, sich wohlgefallend, verstand man nicht meine Art zu sein. Doch meine Schwester Cäcilie war nun innig eins mit mir; o nur im Geiste der Heiligung und Verklärung ist ein Menschenbund wahrhaft, wirklich und ewig. Mein Vater, unzufrieden mit dem Gange, den ich selbstthätig schlechterdings nehmen mußte, unmuthig daß ich meine Kräfte und Gaben nicht für den Ruhm verwendet und äußeren Glanz, fand sich gewillt ein Majorat zu stiften. Mein älterer, feuriger Stiefbruder Michael, der mir und meiner Sinnesart tief zürnt, ist zum Erben unserer sämmtlichen Besitzungen bestellt. Mir ward ein Quantum Geld, das mich knapp nährt. — So in den äußeren Geschicken wie in Betreff rein menschlicher Beziehung hielt mir das Glück nicht Stand, weil ich es nur schätzen darf, wenn es dem heiligen Geist entsprießt, doch hatte ich mich selbst, ich war herzlich frei — wohl frei und demnach einsam. Nicht Worte mögen dies Gefühl erschöpfen, in Schweigen hülle sich die große Schwachheit. Damals ward mir die theure Gunst, Mathilden zu begegnen.

Die junge Gräfin, leis' in sich erzitternd, schwieg niederblickend. Wie er an ihrem wundervollen Betrachten schüchtern eine Zeit sich geweidet, sprach er weiter: Ob Sie schon aus meinen Schriften mich gekannt, ob nicht, ich glaubte mich bemerkt. Wundersam wie die Anschauung der heiligen Gestalt mich in ihr kindlich zartes Selbst verschlang. Mußten diese vollen, klaren Augen nicht, dies Lächeln, dies zückende Aufblitzen in Berührung mit der Welt, Ausdruck und Geberde einer Seele sein, in der ein inneres, tiefes Sein und Treiben sich aus der Himmelswelt genährt! Noch sah ich sie nur im Gewühl von Gästen und nicht war mir ein eigenes Wort vergönnt; nun sprach ich sie. Doch durft ich keineswegs mit dem Geheimsten, das mich verflocht in allen Seelentiefen, ihr, die nur schön empfunden mich eröffnen. Wenn auch fort und fort ihr süßes geistvolles Loben auf mich den gleichen, innigen Zug geübt, doch wagt' ich nicht auf's Neue ihr zu nahen. Nun traf es sich, daß ich verreisen sollte, in Aussicht, meine Angelegenheit selbst auf dem Büchermarkt fördernder zu treiben — meinen Wagen suchte ich auf, und finde mich verirrt. Es ist die Straße, in der sie wohnt. Vor ihrem Schlosse wandt' ich hin. Mein Blick schweift suchend schon nach diesen Fenstern, eine leuchtende Gestalt tritt mir entgegen — ob ich gewöhnt zu sehen, was ich begehrt, ob meine Augen wahrhaft mich belehrt: ich glaubte diesem Bilde nah'n zu dürfen. Ja Anschauen, ja Erkennen! Von einem Spruche nur der Zauberin gerührt, schlug dies Herz in hohen Freuden, ich offenbart' ihr alles Tiefst' und Beste. —

Er war aufgestanden, er fand ein weiteres Wort nicht. Mathilde erhob sich; sie blickte zu ihm auf, und die Herrlichkeit der Liebe leuchtete von der liebeathmenden Gestalt, aus den ernsten, heißschmachtenden Augen. Leo erfaßte ihre Hände, und der hohe, feurige Jüngling sprach in seinem leidenschaftlichen Ernst: Schönes, heil'ges Wesen — o wir haben uns gefunden! Es soll dies Wort den Geist der Liebe, die uns segnet, aufführen in den Himmel. Verstummen heißt hier zu reden.

Die Liebenden verschmolzen unter Schauern und Thränen in bräutlicher Umarmung. Wie sie von einander zurücktraten — er ihre feuchten, pulsirenden Hände in Händen — wie sie an gegenseitigem Betrachten sich weideten: kein schönres Paar sah die Sonne. Nun flimmerten ihre Blicke ineinander, und Mathilde sprach unwillkürlich: Liebst du mich — o sage, daß du mich liebst.

Ich liebe dich, und möcht' es immer sagen, daß ich dich liebe, entgegnet' er. Was wähnst du auch, daß mich der hehre Geist schon überwunden? Noch scheint mir diese Sonne, noch belebt mich das Gefühl dieser reizenden Gestalt. Von deiner Huld und Schöne flammendurchfacht empfind' ich Leben, Welt — ich habe Thränen. O nicht weigern soll ich mich des süßen Gifts — wie ich dich schau' und fühle, Schmelzende, lechzt zitternd die empörte Seele. Ersättigen darf ich mich, den Taumelkelch dieser Liebe aussaugend, und Kuß um Kuß soll Herz an Herz, in Seele Seele leben, dir grenzenlos sich geben. Ist es denn wirklich? Träum' ich wieder, dicht' ich nur so hohe Liebe mir? Herz, jauchze, nein! in Wahrheit lebst du das, den süßen, sel'gen Schmerz — eins ist Poesie und Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Der polnische Landmann und sein Fürst.

Ein Trauerspiel in einem Act von Sigismund Wiese.

(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

Ein unterirdisches, matterleuchtetes Gewölbe. Vielfach vermummt, in seltsamen Gestalten das geheime Nationalkomité um einen großen Tisch, worauf Papiere und Urnen.

Dritter Auftritt.

Petrokowski (Präses.) Dombrowski. Viele Mitglieder.

Petrokowski.

Wir sind in allem Wesentlichen eins,
Warum dies Hadern um Modalitäten!

Dombrowski.

Modalitäten? Sachen sind in Frage,
Und wir verlangen auch gehört zu werden.

Petrokowski (fährt fort.)

Des Manifest's Entwurf, den wir berathen,
Zeugt klar vor ganz Europa, rückhaltlos,
Daß wir kein freundlich diplomatisches
Einschreiten, wie es sich vermittelnd kundgab,
Als unersprießlich — streng ablehnen müssen:

Wir wollen Unabhängigkeit von Rußland
Und zwar des reconstituirten Reiches
Selbstständigkeit in jenen Grenzen,
Wie es beschlossen war im Jahr des Herrn
Eintausend siebenhundert zwei und siebzig.
Doch widersprechen wir dem weiteren
Detail der Grenzbezeichnung, das ihr heischt.
Genug schon, daß wir alle Palliative
Verschmäh'n, die uns bisher in nichts gefördert.
Wir halten fest an radicalen Mitteln,
Quem ferrum non sanat, sanat ignis.
Das Land, von Moskau frei, sich heimgegeben,
Hat in ererbter Würde neu zu gelten.
Im Namen von Millionen gilt mein Wort,
Das in fast völliger Verleugnung polnischer
Geschichte seit dem Jahre Zwei und siebzig,
An sich schon kühn revolutionair genug ist,
Und wider das befremdete Europa
Nicht noch verschärft auftreten darf.

Dombrowski.

Herr Präses,
Banale Reden sind dem Tribunal
Der heiligsten Revolution unschicklich.
Das Volk verlangt von uns Prägnanz im Ausdruck
Für seine tiefberechtigten Ford'rungen.
Es sei auf's deutlichste den Thronen kund,
Daß wir in einen Frieden nur dann will'gen,
Wenn der Barbar und Czar verzichtet, König
Des Polenreichs zu sein, und wenn dem Lande
Die Garantie wird seiner alten Grenze,
Wie sie gewesen vor der ersten Theilung.
Denn unser sind von Gottes- und Rechtswegen
Nicht nur Rothreußen und Litthauerland,
Auch Polnischpreußen, Posen, ein Theil Schlesiens,
Gallizien, Krakau, Danzig, Pommerellen.
Ob Sieg uns werde oder Untergang,
Nicht eh' kehrt unser Schwert in seine Scheide,
Als wir nicht jene Marken neu gewonnen,
Die uns durch eine Infamie verrückt sind,
Dergleichen nie so schaamlos und erdreistet
Zu Tag gekommen, seit die Welt die Welt ist.

Petrokowski.

Ein Fleischerhund, den Raub im Maule, schritt
Bedachtsam über 'ne Brücke des Waldbachs,
Und weil er in dem Wasser abgespiegelt

Des Bissens Bild sah, schnappt er nach dem Schatten,
Verlor die Beute über heiße Gier,
Und ging leer aus, ob unbezähmten Wunsches.
Wenn wir den Appetit der Art verfolgten,
So stürzten ganz Europa über uns,
Sarmatiens Schicksal wäre das Carthago's,
Bis auf den Namen würd' es ausgetilgt.

Dombrowski.

Gesetzt das, Herr Starost, eh untergeh'n,
Als schnöder Tyrannei den Schleppsaum tragen.
Nicht einen Bruder polnischer Zunge dürfen
Die Patrioten freveln Herrschern lassen,
Die unter Gottes Zulassung der Welt
Ein Schauspiel gaben von Moral der Großen.
Nein, diesen Gleißnern Trotz und wüth'gen Hohn,
Verstarrung ihnen vor dem Gorgobild.
Noch aber ungewiß blieb' unser Hinsturz,
Denn ein selbstkriegend Volk ist nie erlegen.
Wie Spreu zerstiebten die gewalt'gen Heere
Des kühnen Carl dem schweizerischen Angriff.
Den trefflichen Helvetiern gleicht das Volk
In Liebe und Begeist'rung für sein Land.
Und übertrifft die Heere der Gebirgswelt
An Zahl, wir commandiren Millionen.
Laßt nur den Aufstand erst zum vollen Athem,
Laßt Greise, Kinder, ja das Weib zuschlagen,
Fürwahr, dann ist die Wehrkraft von Europa
Nicht besser als ein Spielball unsrer Hand —
Die Nationen aber sind für uns,
Wir kämpfen in der Sympathie der Völker.
He, wirst du nicht im brennenden Hause zehnmal
Die Kraft vervielfacht fühlen, die errettet.
Exaltation wie Wahnsinn hat Schiffstaue
Wie Spinngeweb zerrissen, Ketten gesprengt.
Auch das Dämonenreich bestritt' ein Volk
Umsonst, das sich zusammenfaßt in eins.
Ich rathe, daß wir eisern unnachgiebig
Auf unserm guten Recht bestehen bleiben.
Das alte Polen wollen wir zurück
In ungeschmälert unverrückter Grenze.
Dieß müßte strikt in unserm Manifest
An die Nationen ausgesprochen werden.

Petrokowski.

Genug der Discussion. Stimmt ab, ihr Herrn,
Entscheiden möge die Majorität.

Dombrowski.

Gut, werd' ich überstimmt, doch geht mein Veto
Zu Protocoll. (Durch Kugeln in einer Urne wird abgestimmt.)

Petrokowski (indeß.)

In Führung der Geschäfte
Ist uns vor andern Maaß und Ruhe Noth,
Daß wir dem Ausland kein Spectakel geben,
Wie weiland Polens vielberuf'ner Reichstag.
Dombrowski, sollten Spötter uns verschrein:
„Seht, dies Sarmatien, unverbesserlich,
Noch ehbevor es neu sich eingerichtet,
Zerfällt es schon durch klägliche Parteiung;
Sie lernten nichts sie haben nichts vergessen,
Ein Volk, das keck sich selbst regieren will,
Und überall und allenthalben zankt's,
Wie will das werden". (Er erblickt die Urne.) Es ist abgestimmt.
Die Mehrheit ist für mich. Das Manifest
Geht an Europa ohne weitere Clausel.
Wir reden unbestimmt von Polens Grenzen,
Die Deutung bleibt der Zukunft vorbehalten.

Dombrowski.

Mit großem Widerstreben füg' ich mich.
Die Nationalregierung handle frei.

Vierter Auftritt.

Strahlendorf. Die Vorigen.

Strahlendorf (tritt vermummt herein; er wirft den Mantel ab.)

Dem Comité in Ehrerbietung Gruß,
Ich habe wicht'ge Post. Der Stadtchef meldet,
Daß eine Generalsversammlung stattgehabt,
In Folge vom Decret aus Petersburg.
Die Moskowiten ändern ihren Krieg,
Der Großfürst wird an dessen Spitze treten.

Petrokowski.

In Wahrheit — dies will schnellen Rath, Entschluß.
Ward diese Post des Nähteren erkundigt?

Strahlendorf.

Der Russe, jetzt in einer Heeresmacht
Von Hunderttausenden zur Stelle, meint
Mit einer Handvoll Insurgenten, mehr
Als Dreißigtausend zählen wir wohl schwerlich,
Leicht aufzuräumen, wenn sein ganzes Corps,
Formirt zur Chaine, unsre Streiterschaaren
Aus ihren Wäldern, Sümpfen, Mooren, Schanzen
Zu einer Feldschlacht in das Freie treibt.

Ein Kesseljagen soll das Wild ihm stellen,
Daß es der Meute Uebermacht zerreiße.

Dombrowski.

Wenn nicht der Hirsch sie auf die Fänge nimmt,
Blutdürst'ge Bestien wirft und frei entrinnt.
Wir haben bis zum jetz'gen Augenblick
Dem ries'gen Moscowiten Schach geboten.
Vor aller Welt zum Narr'n geworden konnte
Der Goliath gegen David Polen nichts.
Es muß uns fernerweit gelingen, wider
Instinkte kämpfender Nationen hält
Die Kunst nicht Stich von söldnerischen Knechten.

Petrolowski.

Die Meldung von veränderter Kriegsführung
Des freilich wüthend aufgehetzten Feindes
Erscheint doch nicht hinlänglich motivirt.

Strahlendorf.

Durch sichere Leute uns verkundschaftet.
Der Russe will, vom Ausland hart gedrängt
Um eilende Bethät'gung der Tractate,
Die freie Hand erkämpfen, dann zu schalten
Nach ungehemmten Willen und Gutdünken.
Und ja, der Freiheitsfeind weiß mit Gewalt
Und List dem Strome Widerstand zu thun,
Der anders überwindend ganz Europa
Schon neuen Ufern zugeführt.

Dombrowski.

Wohin?

Strahlendorf.

Nun, Herr Woywod, zu einem Reich des Glücks,
Daselbst auf immerdar hierarch'sches Streben
Zu Grunde ging an selbstbeständ'gen Wesen,
Und alles Volk, in Freiheit hochbeglückt,
Die süße Frucht genießt der Selbstregierung.
Ha wäre Rußland erst auf seine Grenzen
Zurückgebracht, die Zwingherrschaft des Feudums
Hier hingestürzt, wer widerstände ferner
Dem hohen Trachten von Europa's Völkern,
Die Welt der Lieb' und Freiheit zu erobern —
Beim ersten Anprall stürzten die Dynasten.

Dombrowski.

Mir däucht, am Ort hier kämpft die Propaganda
Wie der Manchaner mit Windmühlen; besser,
Sie wäre hübsch bei Weib und Kind geblieben.
In Rußland mehr als sonst in allen Ländern

Erblüht ja ihr gepries'ner Lib'ralismus.
Der Czaar, in eines Athemzuges Dauer,
Gab zwanzig Millionen seiner Unterthanen
Die Freiheit. Iwan, Peter, Catharina,
Wenn ihr in euren Gräbern das vernommen,
Euch schreckte nicht der Weltposaune Ruf!
Man hegt für Polen auch die gleiche Sorge,
Und denkt uns solch Schlaraffenleben zu.
Wir aber müßten dem Erbieten danken,
Das, sieht man's näher an, zur Wüstheit führt.
Erworb'ne Freiheit nur kann nützlich wirken,
Verlieh'n dem Unverdienst erzeugt sie Schmach.
Der Freiheit Gut ist mißlicher Natur.
Von Haus aus wilden Triebes ras't der Mensch.
Geschichtliche Einschränkung ist uns Noth,
So hat es die Historie ausgewiesen.
Der Weise nur, weil er es ist, verdient
Auch frei zu sein, doch nicht der Leidenschaften und
Umstände Knecht. Die albern thör'ge Bauern-
Emancipation gereicht zum Aergerniß.
Der Urtheilsfäh'ge, Einsichtsvolle weiß,
Daß noch die Welt, wenn überall die Welt
Für die Bestimmung eingerichtet wäre,
Dem Ziele fern ist einer Freisprechung,
Ob sie politisch heiße, ob moralisch.
Wir insgesammt sind Sklaven des Affects,
Und Unglück ist auf alle Schultern gleich
Vertheilt, der Edelmann schleppt wie der Bauer.
Warum die Stände durcheinander werfen,
Zum Bessern führt doch der Verkehr mit nichten.
Aus diesem unvernünftig ungeschichtlichen
Umsturz kann nur das Chaos resultiren.
Daß wir uns dem entgegenstemmen, ward
Zu einer Ursach auch des Polenaufstands.
Der Landmann freilich auch bei uns lauscht auf
Nach jenen Theoremen ohne Salz,
Wo anders wäre unsre Revolution
Schon vorlängst zum glorwürd'gen Ziel gelangt.
Man säumt; Kosackische Sirenensänge
Verführen unsre Bauern und wir lahmen.
Ihr Demagogen, kosmopolitische
Umstürzer tretet eben diese Wege.
Und traun, des Lächerlichsten dieser Welt
Das Lächerlichste ist jener Mißverstand,
Daß Moskau meint, ihr wäret seine Feinde.

Daß ihr meint, Rußland wäre euer Gegner.
Die fadesten Principien beiderseits,
Ihr seid vielmehr die allerbesten Freunde,
Und Alexander sollte Garibaldi,
Mazzini unsern Constantin umarmen.

Strahlendorf.

Die Sprache eines polnischen Edelmanns,
Und Worte eines Welt- und Menschenfeindes.
Dem Pessimismus ist nichts zu erwiedern,
Dem Vorurtheil nicht Wahrheit zu entdecken,
Sie leugnen das Idealprincip der Welt.

Dombrowski (lacht.)

Das eure Dichter sattsam declamirt,
Und eure Philosophen demonstrirt;
Daran alsdann Staatsweise scheiterten,
Und das der practische Christ als Dunst verlacht:
Kurzum, es paßt nur in das Hirn von Schwärmern,
Ein Volk hat mehr zu thun als Phrasen dreschen.

Strahlendorf.

Was! wär' ideenlos die Welt, das Leben —
Nicht des Aufhebens werth, ja unerträglich.
Ein Geist, nach Wahrheit dürstend, hell, aus Gott,
Sucht in dem mißgebildeten Jahrhundert,
Das gährend ringt nach eigener Verfassung,
Vergebens die entsprechende Gestalt.
Nicht vor dem Urtheil kann die göttliche
Idee als staatenbildend sich behaupten,
Wenn sie hervortritt in dem Mummenschanz
Des Feudalismus und der Hierarchie.
Ein Durchgangspunkt zur geist'geren Entfaltung
War jene dunkle Zeit des Mittelalters,
In deren Form nicht unser Wohlsein blüht —
Erhabener geht unser Streben aus.
Der Glaube hat zum Wissen sich verherrlicht,
Und frei erscheinen dürfen muß der Geist,
Und er soll herrschen, der lebendig macht,
In seinem Hauche athmen wir den Gott.
Zum Menschendienst entartete ein Glauben,
Roh aufgefaßt von kinderhaften Seelen,
Und so herabgebracht auf die Nation
Von Denkern ward das heiligste zum Joch.
Die Zeit erträgt ein fürstlich Regiment
So wenig mehr als priesterliche Herrschaft.
Regeneriren muß sich Staat und Kirche,
Und neu ein neuer Geist die Welt umbilden.

Verbrüderung und Wegfall nicht'ger Schranken
Erheischen wir, nicht Vormundschaft, Anleitung.
Wir sind zu jenem Lichte vorgedrungen,
Daß jeglich Volk, zum Ziel der All-Einheit
Der Geister, eigenherrlich sich soll führen,
Bis keine Kirche sein wird, alles Kirche,
Kein Herr und Herrscher, Jedermann selbstständig;
Gewissen und Vernunft das höchste Gut,
Bethätigt in gemeiner Menschenliebe.
Ein Unbegriff und inhaltsloser Name
Erscheint uns, tief betrachtet, Vaterland,
Familie, Gesellschaft eig'ner Sitte,
Und Bindung von Gemeind' und Eigensucht.
Die Freiheit wollen wir, uns frei zu regen
Im angebor'nen Hang von Lieb' und Mitleid.
Zurück erobern müßen wir das Kleinod,
Das uns durch Schuld und Irrthum weggekommen.
Der Geist hat seinen Körper sich zu bilden
In Ueberwindung einer Lügenwelt.
Hier ist der Ort, wo neu das Werk beginne,
Bis hieher und nicht weiter herrsche Moskau.
Nach Asien hinüber Monopol
Und Privilegium, im Orient
Mag Fürst und Unterthan einander würgen,
Doch in Europa herrsche das Gesetz.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Doch daß ich auf mich selber wieder zurückkomme: Ich wurde mit Lobeserhebungen ganz überhäuft, nachdem man mir einen Purpur-Mantel umgethan, wurde ich auf dem Tragesessel des Syndicus nach Hause getragen; daß also der Sänftenträger, so nur kürzlich mein College gewesen war, mir jetzt statt eines Pferdes dienen mußte. Von der Zeit an speißte ich auch mit dem Syndicus an einem Tische. Nach diesem angenehmen Vorspiele meines Glückes, setzte ich das angefangene Werk fleißig fort, und durch Hülfe derjenigen, die mir zugegeben wurden, verfertigte ich in kurzer Zeit so viel Perrücken, als für den gesammten Rath nöthig waren; und nachdem

ich einen ganzen Monat über solcher Arbeit zugebracht hatte, überreichte man mir einen Adels-Brief, der folgender Gestalt abgefaßt war:

„Wegen einer vortrefflichen und dem gemeinen Wesen sehr heilsamen Erfindung, womit sich Kakidoran, der aus der Stadt Europa gebürtig ist, das ganze Martinianische Volk ungemein verbindlich gemacht, haben wir beschlossen, ihn hiermit in den Adels-Stand zu erheben, dergestalt, daß Er und seine Nachkommen, von jetzt an, als wahre und rechte Edelleute geachtet werden, auch sich aller Privilegien, Rechte und Freiheiten, so dem Martinianischen Adel eigen sind, sich zu erfreuen haben sollen. Wir verordnen ferner, daß Er auch einen neuen Namen führen, und anstatt Kakidoran inskünftige Kikidoran genennet werden soll. Ja weil auch dieser neue Ehrenstand mehrere Unkosten erfordert, daß er sich seinem Stande gemäß halten könne, so bewilligen wir ihm hiermit zum Einkommen zweihundert Pataren. Gegeben auf dem Rathhause in Martinia, am vierten Tage des Monats Merian und mit des Raths größerem Insiegel bekräftigt."

Auf diese Weise war ich aus einem niederträchtigen Sänftenträger nunmehr ein Edelmann geworden, und lebte eine Zeitlang in der größten Ehre und Glückseligkeit. Und als die Martinianer sahen, daß ich bei dem Syndico sehr wohl ausgeschrieben stünde, so bewarben sie sich alle mit einander um meine Gunst und Gewogenheit. Viele, die etwas zu erhalten suchten, gingen in ihrer Schmeichelei so weit, daß sie mir um die Wette Lobschriften überreichten, und mir ganz unbekannte Tugenden andichteten. Einige trugen so gar kein Bedenken, mein Geschlecht-Register sehr weitläuftig und von vielen hundert Jahren herauszuführen, oder zu beschreiben, ob sie gleich wußten, daß ich ein Bürger einer ganz unbekannten Welt wäre. Allein dergleichen Geschlecht-Register waren mir eben so gar angenehm nicht, indem ich es mir für keine Ehre schätzte, von den Affen herzustammen. Und da es ferner in Martinia gebräuchlich ist, die Schwänze der Vornehmsten mit vielen Lobes-erhebungen heraus zu streichen, fast eben auf die Art, wie etwa unsere Poeten ein schönes Frauenzimmer zu erheben pflegen, so rühmten auch einige Poeten, die meine Gunst gern erlangen wollten, die Vortrefflichkeit meines Schwanzes auf das höchste, da ich doch keinen Schwanz hatte.

Nachdem ich zwei Jahre in diesem Lande, theils als ein Sänftenträger, theils als ein Edelmann zugebracht hatte, begegnete mir ein unvermutheter Zufall, der mir bald das Leben gekostet hätte. Ich hatte bisher in dem Palast Ihrer Excellenz mehr Gunst, als ich vermuthen konnte, genossen und die Gemahlin des Syndici hatte mich ihrer ganz besonderen Gewogenheit gewürdigt, dergestalt, daß ich unter allen ihrer Freunden den obersten Platz zu haben schien. Sie hatte sich zum öftern ganz allein mit mir unterredet, und ob es gleich schien, daß sie ein besonderes Wohlgefallen an meiner Gegenwart hätte, so redete sie mich doch allezeit mit einiger Schamhaftigkeit an, so, daß ich ihre Gunstbezeugungen nicht anders, als wohl auslegen konnte, und ich konnte im geringsten nicht muthmaßen, daß unter dieser Gewogenheit eine unreine Liebe verborgen läge, zumal bei so einer Frau, welche unter den übrigen Affen so wohl wegen ihrer Tugenden, als vortrefflichen Ahnen

berühmt war. Mit der Zeit aber erweckten mir ihre zweideutigen Reden gleichwol einigen Argwohn, welcher durch ihre Farbe, Abnehmen des Leibes, blasses Gesicht, niedergeschlagene Augen, und durch einige zuweilen tiefgeholte Seufzer vermehrt wurde. Endlich aber wurden mir die Augen vollkommen aufgethan, als mir eine Jungfer ein Handbriefchen folgenden Inhalts überbrachte:

„Allerliebster Kikidoran! Die vortreffliche Geburt, und die unserm Geschlechte angeborne Schamhaftigkeit haben die Funken der Liebe, die schon lange in meinem Herzen verborgen gelegen, bisher noch immer gedämpft, bis sie nunmehr endlich in vollen Brand gerathen. Ich bin daher gänzlich überwunden, und kann der Heftigkeit meiner Liebe nicht länger wiederstehen. Habe deswegen Mitleiden mit derjenigen, die ihre Liebe frei bekennt, und die sie nimmermehr an den Tag würde gegeben haben, wenn sie die allzugroße Heftigkeit derselben nicht dazu gezwungen hätte. Starnusa."

Wie sehr ich über diese unvermuthete Liebeserklärung erschrocken, ist mir nicht möglich mit Worten auszudrücken. Doch da ich es für rühmlicher hielt mich der Rache einer wüthenden Frau auszusetzen, als die Gesetze der Natur durch eine unerlaubte und schändliche Vermischung mit einer nicht menschlichen Creatur zu übertreten, so setzte ich folgende Antwort auf:

„Gnädige Frau! Die beständige Gewogenheit, welche Ihre Excellenz der Herr Syndicus mir bisher geschenkt, die Wohlthaten, mit denen er mich wider Verdienst überhäufet, die Unmöglichkeit Sie in Dero Verlangen zu befriedigen, und unzählige andere Ursachen, deren ich hier nicht einmal gedenken will, fordern von mir, daß ich mich vielmehr dem Zorn und Widerwillen meiner gnädigen Frauen unterwerfen muß, als daß ich in eine solche Sache willigen sollte, die mich zu dem allerleichtfertigsten und ungerechtesten unter allen Menschen machen würde, wenn ich es thäte. Es wird mir so etwas zugemuthet, das mir herber als der Tod ist; mir wird etwas aufgetragen, welches ich ohne die größte Schande einer so Hochansehnlichen Familie nicht zu Werke richten kann: denn es ist so beschaffen, daß es dem Herrn selbst den größten Nachtheil verursacht. Ich betheuere demnach hiermit auf's heiligste, daß ich hierin den Wunsch meiner gnädigen Frau unmöglich erfüllen kann, ob ich gleich sonst in allen Dingen einen blinden Gehorsam verspreche. Kikidoran."

Unten an den Brief hängte ich noch folgende Erinnerung an:

Bedenke, was du thust; das Laster ist zwar groß,
Doch gieb ihm nur alsbald im Anfang einen Stoß,
Und führe fernerhin ein tugendhaftes Leben,
So wird das übrige sich von sich selber geben.

Diese Antwort versiegelte ich mit meinem Ringe, und gab sie eben dieser Jungfer, daß sie solche ihrer Frauen zustellen sollte. Und was ich vermuthet hatte, das geschah auch, denn die heftige Liebe wurde in den tödtlichsten Haß verwandelt. Der Schmerz verschloß ihr den Mund, daß sie vor Wuth kein Wort vorbringen konnte, ja sie war nicht vermögend, vor allzugroßer Bestürzung einmal eine Zähre aus ihren Augen rinnen zu lassen, und sie

dachte auf weiter nichts, als wie sie nur ihre Rache an mir ausüben wollte. Doch schob sie ihre Rache eine Zeitlang auf, bis sie das Liebesbriefchen, so sie mir geschrieben, wieder von mir zurück hatte. Nachdem ich ihr aber solches wieder zugestellt, erkaufte sie einige, welche mit einem Eidschwure betheuern mußten, ich hätte in Abwesenheit des Syndici sein Ehebette beflecken wollen. Diese Unwahrheit wurde mit solcher Kunst und Wahrscheinlichkeit vorgetragen, daß der Syndicus alles völlig glaubte, und mich ins Gefängniß legen ließ. Bei diesen Umständen war nun kein anderer Rath für mich übrig, als daß ich mich zu dem mir fälschlich angedichteten Laster freiwillig bekennte, und den Syndicum um Gnade und Barmherzigkeit anflehte; wodurch ich entweder seinen Zorn zu lindern, oder doch wenigstens mit einer leiblichen Strafe wegzukommen hoffte. Denn mit einem so mächtigen Hause sich in einen Proceß einzulassen und zumal in so einem Land, wo man nicht auf die Richtigkeit der Sachen, sondern bloß auf die Umstände der Personen sieht, schien mir höchst thöricht gehandelt zu sein. Ich setzte daher alle Vertheidigung bei Seite, und wendete mich nur zum Bitten und Flehen, doch bat ich nicht so wohl um Abwendung, als nur um einige Linderung der Strafe.

Da ich mich nun auf diese Weise freiwillig eines Lasters schuldig bekannte, an welches ich niemals gedacht hatte, wurde ich doch wenigstens von der Todes-Strafe befreit, und nur zu ewigem Gefängniß verdammt. Mein Adels-Brief wurde mir alsbald wieder abgenommen, und durch den Scharfrichter zerrissen, ich selber aber wurde auf eine Galeere gebracht, und sollte das Ruder ziehen. Es war selbige ein Schiff, das auf Rechnung der Republik zur Fahrt nach Mezendore, oder in die wunderbaren Länder bestimmt war, welche zu gesetzten Jahres-Zeiten, nämlich im Monat Kadir, pfleget angestellt zu werden. Aus diesen Ländern werden allerhand Waaren zugeführt, die in Martinia nicht zu haben sind; dergestalt, daß die Mezendorischen Gegenden gleichsam die Indien der Martinianer sind. Die Mezendorische Handels-Compagnie bestehet aus Kaufleuten, sowohl adelichen als bürgerlichen Standes, unter welche die Waaren, wenn das Schiff zurück kommt, nach eines jeden Antheil, oder nach der Zahl der Actien eingetheilt werden. Hier werden die Schiffe durch Segel und Ruder regiert, und an jedes Ruder zwei Sclaven gestellt. Und zu so einer Arbeit wurde ich bei dieser Reise auch verdammt. Wie mir damals müsse zu Muthe gewesen sein, kann ein Jeder leicht erachten, zumal da ich nichts verschuldet hatte, weßwegen ich unter dergleichen liederlich Gesindel gesteckt zu werden verdiente, oder welches so einer knechtischen Arbeit und der Karbatsche werth gewesen wäre. In Martinia wurde über meinen Unfall, je nachdem die Gemüther gesinnt waren, verschiedentlich gesprochen. Einige meinten, ich hätte dergleichen Strafe zwar verdient, doch hätten sie dieses Verbrechens, oder vielmehr der darauf erfolgten Strafe wegen einiges Mitleiden mit mir. Andere hielten dafür, man hätte doch meine Verdienste einigermaßen in Betrachtung ziehen, und die Strafe deswegen lindern sollen. Die Affen aber, so am redlichsten gesinnt wären, murmelten unter einander, ich wäre ganz und gar fälschlich angeklagt

XXXIV.

In Zeiten der Bedrängniß braucht man den Doctor und Gott. Gestern hat mich eine alte vornehme Polin zu sich bitten lassen. Ihr Wohnsitz, ein Schloß, früher dem in der Elster bei Leipzig ertrunkenen Marschall Poniatowski gehörend, liegt einige Stunden von unserem Rittergute entfernt. Es ist die Cholera in der Nähe ausgebrochen, und die in der verflossenen Mitternachtsstunde im Schlosse erschienene weiße Frau, hat den Schreck der Gnädigen noch bedeutend erhöht. Der Geist trug ein Kostüm von ganz besonderer Physiognomie, einen weißen Atlasmantel luxuriös mit goldgestickten Bienen übersäet. Doch trug der Atlas jenes bekannte krankhafte durch die Zeit entstandene Gelb. (Es ist dies das Gelb, welches wir Aerzte bei Menschen mit dem Worte „abdominell" zu bezeichnen pflegen.) Die Dame meinte: es gäbe nichts in der Welt, worin man sich nicht fände, doch dieses mitternächtliche Attentat auf ihre Ruhe ängstige sie unaussprechlich. Was ich denn dazu wohl sage; ob ich überhaupt an Geistererscheinungen glaube; ob denn dieses Kostüm des Geistes die Nationalität kennzeichne; dieses zu wissen sei ja sehr wichtig heut zu Tage; was wohl dieses nächtliche Gesicht bedeute. Ich antwortete, daß ich kein practischer Geisterkenner sei; auch wisse ich weiter nichts als daß die Theologen namentlich seit den Tagen Gregor des Großen das ganze Geisterreich in neun Ordnungen eingetheilt. Alles was ich ferner wisse, beschränke sich auf das was jedem Menschenkinde bekannt sei: daß nämlich der Erdgeist „hin und herwebe, Geburt und Grab, walle er auf und ab."

Als hierauf der Geistliche des Orts eintrat, ward auch er um sein Gutachten über die Erscheinung und deren Bedeutung angegangen. Er sagte: es sei möglich, daß die Erscheinung ein Spiel der Phantasie der Gnädigsten sei, nur ein Hirngespinst, möglich auch nicht; die Schrift spräche den Geistern reale Existenz zu; die Geister könnten zur Vollziehung ihrer Missionen in der sichtbaren Welt eine leiblich wahrnehmbare Umhüllung annehmen. Er glaube an die weiße Frau; was aber ihre Erscheinung in der verflossenen Nacht bedeute, könne er natürlich nicht wissen. Ueber Dämonen aber, böse und unreine, weder durch Krieg noch Pest moralisch verbesserliche Geister, übermüthige Satansmenschen in ihrem Streben nach Selbstvergötterung und Partikularismus könne er hinreichend Auskunft geben und er habe solches zu thun niemals unterlassen, wie solches ja sein Amt verlange. G.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Während wir beschäftigt sind, Deutschland zu constituiren, bereitet sich im Osten die Umgestaltung des türkischen Reiches vor. Die Raschheit, mit welcher wir bei uns zu Hause in Ordnung kommen, wird das Maaß des Einflusses bestimmen, den wir auf den Verlauf der orientalischen Krisis auszuüben im Stande sein werden. Daß auf die Erschütterung und Verkürzung Oesterreichs eine Convulsion im osmanischen Reiche folgen muß, ergiebt sich aus der gleichartigen Gestaltung beider Reiche. Wien ist im Grunde nichts anderes als eine Abspiegelung von Byzanz, oder, wenn man lieber will, Byzanz ist nichts weiter als der Doppelgänger von Wien. Da haben wir zwei Ost-Reiche, welche aus der Zusammenhäufung der verschiedensten Nationalitäten bestehen und welche um einen stets angezweifelten Thron ein Conglomerat alter Staaten, ruhmreicher Reminiscenzen, sentimentaler Aspirationen vereinigen. Wir haben zwei Reiche, die seit langer Zeit für Todescandidaten ausgegeben werden, denen aber wunderbarer Weise das Unglück selber zum Lebenselement zu dienen und das zerstörende Verhängniß neue Daseins-Zähigkeit zu liefern scheint. Beide existiren von der Tradition, von der Formlosigkeit, von dem unlösbaren Zwiespalt zwischen Centralisation und Autonomie, von schlechten Finanzen, von provinziellen Insurrectionen, von Niederlagen, von den Begehrlichkeiten ihrer Nachbarn. Sie sind Idealreiche, die trotz Jahrhundertlanger Mühen nicht die praktische Gestalt zu finden vermochten, die ihnen die Dauer garantire. Sie dauern, weil die Diplomatie an sie glaubt und weil, sobald von ihrem phantastisch componirten Körper irgend ein Theil abgefallen, die Nachbaren, sich des Satzes von der Nothwendigkeit jener Reiche erinnernd, herbeizulaufen pflegen, um die „Integrität" derselben zu sichern. So wurde, als im Jahre 1856 die Donaufürstenthümer auf die Bahn der Selbstständigkeit gelenkt waren, die Integrität des osmanischen Reiches festgestellt, so die Integrität der österreichischen Monarchie durch die nicolsburger Präliminarien und durch den prager Frieden, nachdem das lombardisch-venetianische Königreich losgelöst worden. Nur daß diese traktatenmäßig stipulirte Integrität niemals lange vorhält, und daß, wie es scheint, immer wieder ein Glied geopfert werden muß, um die Integrität für den Rest des Körpers zugesichert zu erhalten. Das Recept lautet: Alle zehn Jahre einen Eßlöffel voll Integrität einzugeben, wenn den Kranken ein Schlaganfall betroffen.

Das osmanische Reich ist gegenwärtig in der Lage, einer Wiederholung der Integritätsdosis zu bedürfen. Doch wird ihm dieselbe nicht eher gereicht werden, als bis es einige hellenische Glieder verloren.

Man beschäftigt sich mit der Haltung, welche Rußland den Erschütterungen im Orient gegenüber beobachten werde. Was die Ereignisse im Archipelagus und an den Nordgrenzen Griechenlands betrifft, so darf Rußland denselben ruhig zusehen, da die Action der anderen Mächte in den griechischen Gewässern hinreichen wird, um den Zwecken der petersburger Politik vorzuarbeiten. Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Westmächte, wie zur Zeit der Krim-Expedition gegen den nationalen Kampf in Epirus ihr Veto einlegen, den Piräus occupiren und den König von Griechenland als einen Gefangenen halten konnten. Die Fesseln, welche Frankreich und England damals dem armen Otto anlegten, haben den König vom Thron gezerrt. Seitdem haben England und Frankreich eine Wendung gemacht, sie haben das Königreich Griechenland durch den Traktat vom 29. März 1864 zum „Royaume Hellénique“ umgeschaffen, sie haben den König von Griechenland zu einem Roi des Hellènes umgetauft, und ihm somit einen Freibrief ausgestellt, dem Könige der unirten Italiener nachzuahmen. Alles, was die Westmächte fortan in dieser Richtung thun, kann Rußland getrost geschehen lassen; denn es wird die endliche Ausführung dessen sein, was der Czar vor zwölf Jahren präparirt hatte.

Auch nach den Donaufürstenthümern werden die russischen Heeressäulen nicht dirigirt werden. Rumänien geht der Neutralisation entgegen. Von Oesterreich scheel angesehen, weil die vereinigten Donaufürstenthümer ihre Attraktionskraft auf die rumänische Völkerschaft unter habsburgischem Scepter ausüben, wird der bojarisch-fürstliche Freistaat der Moldo-Walachei des russischen Schutzes bedürfen, —; seine Eroberung mit moskowitischen Waffen wäre daher etwas Ueberflüssiges.

Aber Rußland wird sich doch irgendwie bethätigen müssen? Sicherlich, — und zwar wird es seine Kräfte von der natürlichsten Basis aus entwickeln, nämlich von der nordöstlichen Grenze des osmanischen Reiches. Wird die petersburger Diplomatie den Tod des kranken Mannes proklamiren? Wird sie dadurch die humanistische Action erschrecken, die im griechischen Archipelagus und an der Südgrenze der europäischen Türkei vor sich geht? Wird sie durch die Ausgabe eines solchen Schlagwortes den Westmächten einen Anlaß liefern, sich aus ihren nationalen Künsteleien zu einer Politik des Widerstandes aufzuraffen? Nein, nach unserer Meinung wird Rußland diesmal seine Bewegungen durch das Programm der Integrität der Pforte decken. Indem der Czaar von Armenien her seine bewaffneten Massen, die im Kaukasus und in Centralasien geschult worden sind, längs der kleinasiatischen Küste des schwarzen Meeres nach dem Bosphorus sendet, ist es für ihn das Rathsamste, als der Protector des Sultans aufzutreten und den maritimen Mächten somit den Vorwand einer „Compensations“-Forderung zu entziehen. Indem er die Phrase von der Integrität der Pforte, die ja in dem eventuellen Tractate wieder auftreten wird, vorwegnimmt, bemächtigt er

sich der Handhabe, um die unausbleiblichen Verhandlungen über die Constituirung der hellenischen Nationalität — des Parallel-Phänomens zum italienischen Einheitsvolke — zu beherrschen.

Wir stehen vor einer Gleichgewichtsfrage. Sie kann nicht entschieden werden, ohne daß Preußen in sie eingreift. Eine neue Mahnung für alle Parteien, ihre Beschlüsse nach dem Maaßstabe der Großmachtstellung Preußens einzurichten. Selbst die „Times" richtet diese Mahnung an unsre Abgeordneten. Sie sagt: „Eines Sinnes über alle Gegenstände auswärtiger Politik zu sein, trotz der Meinungsverschiedenheit über fast alle heimische Fragen, das ist es gerade, was eine wirklich freie und einige Nation macht, und die Preußen haben ihren Beruf für das angestrebte preußische Supremat nicht weniger durch ihre Zähigkeit im Verfassungskampf bewiesen, als durch die Bereitwilligkeit, mit der sie in einem Kampf um die nationale Existenz sich um ihren Monarchen schaarten. Wir fürchten kaum, daß die Abgeordneten bis zum Extrem factiöser Opposition schreiten werden, denn das Werk, an dem Graf Bismarck arbeitet, ist der Art, daß es nicht voreilig gestört werden kann und darf. Es ist eine gewaltsame und anomale Zeit, die das Vaterland jetzt durchmacht, und wenn der König und sein Minister von der Nation volle und selbst dictatorische Gewalt auf so lange gefordert hätten, bis die Friedensverträge mit allen deutschen Staaten definitiv unterzeichnet sind und die Verfassung des nordischen Staatenbundes vollständig entworfen ist, so würden dies Viele für keine unbillige Forderung gehalten haben."

— Ueber die mexicanische Katastrophe sagt das Londoner Blatt: „Das Jahr 1866, welches so verhängnißvoll für Deutsche Throne gewesen ist, wird auch den Zusammensturz einer neuen Monarchie in der neuen Welt aufzuweisen haben. Es kann nicht mehr verhehlt werden, daß das Mexicanische Unternehmen hoffnungslos fehlgeschlagen ist und das Kaiserreich, welches Napoleon III. in der Hauptstadt der Azteken gründete, verwelkt ist, ohne auch nur Wurzel gefaßt zu haben. Die Kaiserin kam vor Kurzem in Europa an, und der Kaiser wird, so erwartet man, seiner Gemahlin baldigst folgen. Das Land muß von seinen Kaiserlichen Besitzern geräumt werden, wie eine werthlose Niederlassung oder eine unhaltbare Colonie, und Mexico wird noch einmal einer Bevölkerung überlassen werden, welche bisher die vollständigste Unfähigkeit bewiesen hat, sich selbst zu regieren. Wenn diese Mexicaner während der Periode fremder Occupation nur einige von den Pflichten civilisirter Menschen gelernt oder sich befähigt haben, die Bürger eines organisirten und selbstständigen Staates zu werden, so werden wir gewiß bereit sein, eine neugeborene Regierung mit vollkommener Genugthuung zu begrüßen, aber bei der Abwesenheit oder Dunkelheit solcher Aussichten können wir nur unser Bedauern aussprechen über das Mißlingen eines Unternehmens, welches darauf angelegt war, vielen Nutzen zu bringen und sicherlich Niemandem Unrecht that. Zwei oder mehrere Häuptlinge, welche repräsentirten, was ursprünglich vielleicht zwei politische Parteien gewesen waren, führten und unterhielten beiderseits so viele Briganten und Halsabschneider, als die Aussicht auf Plünderung und Raub zusammenhalten

konnte, und zwischen diesen beiden Factionen blieb das Land die Beute eines Streites, für welche der Name Bürgerkrieg eine zu würdige Benennung ist, während alle wirkliche Autorität abhanden gekommen war. In keinem Theile des mexikanischen Gebietes war Sicherheit für Leben oder Eigenthum, und die Fremden waren nicht besser daran, wie die Einheimischen. Man dachte, und wir dachten ebenfalls, daß wenn irgend etwas wie ein Publikum und eine öffentliche Meinung in Mexico vorhanden wäre, diese sich von einem Fürsten angezogen fühlen würde, der wenigstens eine Regierung, statt der Anarchie darbot und Gesetzlichkeiten statt Unordnung; aber es war entweder nichts dergleichen vorhanden, oder sie wurden abgestoßen durch die fremde Dynastie, und Maximilian konnte auf keine andere Unterstützung rechnen, als nur auf die der französischen Garnison. Es kam noch dazu, daß das französische Volk, welches sonst militairischen Unternehmungen so geneigt ist, gegen diese Expedition eine ganz bestimmte Abneigung zeigte. Selbst den Truppen gefiel der Dienst nicht, ihre Landsleute daheim wünschten ihnen kaum einen günstigen Erfolg, wenn dieser dazu dienen sollte, ein so unpopuläres Protectorat aufrecht zu erhalten. Dann betrachteten die vereinigten Staaten, obgleich sie lange durch ihren eigenen Krieg in Anspruch genommen waren, das ganze Unternehmen mit eifersüchtigen Augen, und diese Eifersucht verwandelte sich bald in offenbaren Widerstand und nahm endlich die Form von drohenden Protesten an. Die amerikanische Regierung verbot endlich sogar die weitere Absendung von europäischen Truppen nach Amerika, obgleich das ganze Unternehmen bereits so hoffnungslos und unpopulär geworden war, daß die Ansichten in Washington mit den in Paris schon gefaßten Entschlüssen zusammentrafen. Inzwischen konnte die kleine französische Garnison, obschon auf dem Schlachtfelde unwiderstehlich, aber unfähig, ein so gewaltig ausgedehntes Gebiet zu decken, wenig mehr thun, als die Hauptstadt und die Hauptstraße nach der Küste zu schützen; die alten Factionen, einmal beinahe schon über die Grenze getrieben, gewannen wieder Muth und Kraft, und wie die Ereignisse sie ermunterten, haben sie sich allmälig um den Kaiser und seine Garde auf allen Seiten zusammengezogen. Während der ganzen Zeit hat auch der Nerv des Krieges und der Regierung gemangelt; man konnte von den Franzosen nicht verlangen, daß sie die Kosten für ein amerikanisches Reich aufbringen sollten, und das Reich selbst konnte sie nicht aufbringen. Wie auch bei älteren Reichen ist die letzte Katastrophe eine finanzielle; der Kaiser muß Mexico aufgeben, weil er nicht stehlen kann, wie seine Vorgänger, und weil er auf andere Weise keine Dollars auftreiben kann, um davon zu leben."

So die „Times." Wir fügen hinzu, daß die Yankees, die sich zur Rolle der Befreier Mexicos vorbereiten, gerade die Leute sind, um den Emancipirten mores beizubringen. Die Yankees sind herrliche Schulmeister, besonders wenn sie befreien.

Bilder aus Böhmen.

Es war schon dunkel, als der Stellwagen über die Brücke der Beraunka nach der alten Königsstadt Beraun hineinfuhr. —

Da lag das alte Städtchen vor mir, freundlich, anziehend und doch so bescheiden. Ringsumher treten die Berge in weiten Bogen zurück und schließen eine fruchtbare Ebene ein, durch die wildschäumend mit unregelmäßigen, bald sandigen, bald felsigen Ufern eingefaßt, der Beraunfluß sich hindurchwindet. Fast alle Abhänge der Berge sind kahl und von weißer glänzender Farbe, denn der obersilurische, versteinerungsreiche Kalkstein tritt häufig zu Tage. Weiter nach Südwesten zu erhebt sich ein langgestreckter massiger Bergrücken, es ist der Lisek oder Haselberg und stolz hinter diesem bis zu 1900 Fuß aufsteigend die Kruschnahora, jener erzreiche Höhenzug, auf dem noch prächtige Buchenbestände an die einstige Herrlichkeit der böhmischen Wälder erinnern, die sprüchwörtlich geworden, aber in Wahrheit schon sehr verschwunden sind.

Beraun ist eine alte und zum Theil noch recht alterthümliche Stadt, die in der böhmischen Geschichte eine Rolle spielte. Karl IV., jener Kaiser, dem Böhmen nicht genug danken kann, von dessen Ruhme jede Scholle des Landes predigt, nannte auch Beraun „Verona mea“ und die Bürger des Städtchens sind heute noch stolz auf das Prädicat „Königlich“, das ihr Ort führt. Der Name soll weder slavischen noch germanischen Ursprungs, sondern keltisch und mit Brünn, Bern und Verona gleichbedeutend sein. Schon vom Flusse her präsentirt sich der Ort sehr malerisch — da stehen zunächst die Ruinen einer steinernen Brücke, aber sehr moderne Ruinen, die davon zeugen, wie bei den Verpachtungen von Staatsbauten an Meistbietende oft gewissenlos vorgegangen wird.

Reste alter Stadtmauern, aus Backsteinen aufgeführt und mit kleinen spitzdachigen Thürmen besetzt, von denen zierliche Giebel und Fialen sich abheben, umgeben Beraun, das etwa 4000 Einwohner zählt. Hohe Kirchthürme und größere Bauten findet man freilich nicht, aber die zwei alten Hauptthore, das „Prager“ und das „Pilsener“ erfreuen das Auge des Alterthumsforschers. Stattlich präsentiren sich die hohen spitzbogigen düstern Einfahrten mit den tschechischen Inschriften darüber, die uns ankündigen, daß wir uns hier auf rein slavischem Boden befinden. Wir stehen bald auf dem Ring, dem großen schlecht gepflasterten Marktplatze, der von niedrigen Häusern mit weiten rundbogigen Thoreinfahrten umgeben ist. Hier und da tritt uns noch ein Erker entgegen oder ein zierlicher Renaissancegiebel erhebt sich in die Luft. Inmitten des Platzes fehlt auch er nicht, dem jeder echte Böhme Liebe und Verehrung entgegenträgt, der heilige Johannes von Nepomuk. Dort steht er auf dem alten Brunnen, „hell glänzen die Sternlein ihm um das Haupt, daß selig das Volk wird, das an ihn glaubt!“ In der Rechten hält er den

Gekreuzigten, in der Linken den Palmzweig, unter ihm sprudelt frisch das Wasser des Brunnens, von dem die Dirnen der Stadt schöpfen, wo sie allabendlich ihr Stelldichein mit dem „Schamster" (Liebsten, abgeleitet von dem dem deutschen Gehorsamster!) haben. Außer dem Ring hat Beraun keinen Platz und nur wenige kurze Straßen führen nach rechts und links; wenige Fabriken erheben ihre Essen in der Umgebung der Stadt, die im ganzen von einer armen Bevölkernng bewohnt wird. Die „Noblesse" wird meistens durch Beamte vertreten, die in unverhältnißmäßig großer Zahl sich hier aufhalten. Ist denn Beraun gut kaiserlich? Ach nein, wir lernen die Spießbürger kennen und finden bald, daß sie nur „königlich" gesinnt, daß ihnen der Kaiser von Oesterreich nur als „nase cesky kral", unser böhmischer König gilt.

Ich stieg in einem Wirthshaus am Ring ab, wo mich das kokette „Stubenmädl" in wohlgesetztem Deutsch empfing und in ein großes, nicht gerade sehr einladendes Zimmer geleitete. Auch an den Wänden manifestirte sich das Tschechenthum; da hingen sie, alle die großen Führer der Nation von heute. Der greise Historiker Franz Palacky mit dem langweiligen Professorgesicht; Ladislaus Rieger mit dem deutschen Namen, dem grimmigen Auge und dem tschechischen Herzen; Klaudy mit dem schönen blonden Vollbart, und dort endlich in der Tschamara, dem schnurenbesetzten „Nationalkleide", Karl Havlitschek, der Journalist, der zu früh für die Tschechen in Folge der Quälereien, welche die Regiernng an ihm verübte, dahinstarb. Sie alle thronten über meinem Bette und schienen mich zu fragen: „Was willst du deutscher Fremdling auf diesem slavischen Boden? Weißt du nicht, daß Böhmen nie zu Deutschland gehörte, daß wir mit euerm Lande nichts zu schaffen haben wollen? Ins Grab mit dem überlebten, altersschwachen Germanien! Unser ist die Zukunft, uns allein gehört sie, den jugendkräftigen Völkern slavischer Zunge."

Das waren schöne Auspicien für meine Nachtruhe; ich riß das Fenster auf und schaute auf den Ring hinaus, ob denn wirklich hier so gar nichts Deutsches zu finden wäre. Aber nein! Das Erste was ich erblickte waren einige barfüßige, zerlumpte Mitglieder der Berauner Straßenjugend, die sich an einem nationalen Spiel, Spatschek, ergötzten. Sie waren unermüdlich darin, ein kleines, etwa drei Zoll langes, an beiden Enden zugespitztes Hölzchen sich mit Stäben einander zuzuwerfen.

Meine Wiege stand nicht an der Moldau, Sazava oder Mies, ich bin daher auch nicht näher in die Mysterien des Spatschek eingedrungen und kann dessen Regeln nicht verrathen; in den deutschen Gegenden Böhmens scheint aber dies Spiel nicht bekannt zu sein.

Die Töne eines Leierkastens schallten von der Straße herauf an mein Ohr; meist waren es national-tschechische Weisen, welche das alte zahnlose Weib dem Instrument entlockte.

An Spottliedern auf uns fehlt es in Böhmen gerade nicht; wenn sie auch nicht alle zur Orgel gesungen werden oder gedruckt sind, so gehen sie doch schriftlich von Hand zu Hand und erregen den Haß gegen alle „Frankfurter", wie man die Deutschen zu nennen pflegt. Auch schöne Lieder, so

etwa wie unsere „gedruckt in diesem Jahr", verkauft die alte Hexe dort unten; darauf ist ein roher Holzschnitt angebracht: ein zierliches Mädchen pflückt Aepfel von einem Baume. Die Ausführung dieses xylographischen Werkes erinnert an die Vignetten auf den Tabackspaketen von Nathusius — alles zeigt an, daß diese Druckwerke auf einem sehr niedrigen Standpunkte stehen; aber niedrig, sehr niedrig würden sie dem tschechischen Patrioten schon um deßwillen erscheinen, weil sie nach der alten Rechtschreibung und — horribile dictu — mit deutschen Lettern gedruckt sind, denn groß und breit steht auf dem einen: „Nowa pjsen Mladencum a pannam". Die Tschechen gebrauchen bei ihren Druckwerken jetzt stets die lateinischen Lettern, und nur allerlei Volksschriften werden noch mit deutschen Buchstaben gedruckt; die heranwachsende Jugend bedient sich aber schon meistens der lateinischen Lettern.

Unten im Schenkzimmer waren die Lichter angezündet worden; es wurde lebhaft, und die erbgesessene Bürgerschaft Berauns rückte heran; der eine im gewöhnlichen Rocke, der andere in der neuerfundenen Tschamara. Auch ein junger Kaplan, in langem schwarzem Rocke fehlte nicht. Ich ging auch hinab. Das „Stubenmädl", das oben recht gut deutsch gesprochen hatte, antwortete mir hier unten auf meine Fragen nach einer deutschen Zeitung kurz tschechisch: „Nemame". Wir haben keine. Ich wußte also von welcher Seite hier unten der Wind bliés, und ich mußte mich schon bequemen, mit meinem gerade nicht sehr guten Tschechisch herauszurücken, wenn ich mit den Herren verkehren wollte. Das Mädchen hatte Recht: nur gute tschechische Blätter, wie die Narodni listy, der Hlas und das schmutzige Witzblatt Humoristicke listy lagen auf.

Die Gesellschaft vergrößerte sich immer mehr. Da war ein Gerber, ein Klempner und auch der Herr „Purkmistr" (Bürgermeister), seines Zeichens ein Müller. Sie alle waren Mitglieder des Gesangvereines „Slawosch", dem vor kurzem die Jungfrauen des Städtchens eine neue Fahne gestickt hatten; diese und der darauf angebrachte böhmische Löwe bildeten das einleitende Gespräch, daß sich durch eine einfache Ideenverbindung bald von dem doppelgeschwänzten Leu zur „ceska koruna" wandte. Die „tschechische Krone" ist diesen Leuten das politische Evangelium, ihr Eines und Alles. Der Kaplan nahm eine Prise und erklärte, man dürfe mit der Vereinigung von Böhmen, Mähren und Schlesien unter einem auf dem Hradschin thronenden Könige sich nicht begnügen; preußisch Schlesien, die Lausitz, wo 100,000 slavische Brüder unter deutschem Joche seufzten, gehörten von rechtswegen auch dazu und früher, zu den Zeiten Karls IV. habe Böhmen bis an die Ostsee gereicht; man müsse auch ein Stück Meer besitzen, schon Shakspeare habe von den Küsten Böhmens im Wintermärchen gesprochen, und Berlin, Dresden und Breslau dürften Provinzialstädte werden, die, wenn ihnen erst die Segnungen slavischer Cultur zu Theil würden, allmählich erblühen könnten.

Der geistliche Herr trug dick auf, aber desto größer wurde sein Ruhm als „Vlastenec". Er schrieb auch die Correspondenzen für die Narodni listi

und protestirte gegen den Namen „Pochmatow“, den man der guten Stadt Beraun beigelegt hatte, um es zu einer Art tschechischen Abderas zu stempeln. Kein Schadenfeuer, keine Gassengeburt, kein Diebstahl, keine Rauferei entgingen seiner gewandten Feder und Beraun glänzte daher unter den Correspondenzen der Narodni listy als treutschechische Stadt obenan. Man hatte der Politik genug gethan und weidlich auf die Deutschen geschimpft; wer hätte also den edlen Kämpen für Nationalität und Freiheit eine Erholung verargen können? Frischer Dreikönigstabak, gewachsen auf Ungarns Fluren und verkauft in der kaiserlichen Traffik ward in die braungerauchten Meerschaumpfeifen gestopft und das Pilsener Bier im Glase erneuert. Dann gruppirte man sich zu einem „nationalen“ Kartenspiel um die Tische. Die dabei gebrauchten Karten sind freilich die italienischen, aber das Spiel selbst „Schestadwacet“ (Sechsundzwanzig) scheint in Böhmen entstanden zu sein.

— Ich war unschlüssig, wohin ich meinen Fuß weiter wenden sollte. Stromaufwärts nach Westen zu oder in entgegengesetzer Richtung?

Also stromabwärts, hin zu dir, Tetin, zu euch, ihr romantischen Felsen von Srbsko und zu dir, Krone aller Burgen Böhmens, du unvergleichliches Karlstein!

Stromabwärts von Beraun beginnen die Flußufer wieder steil anzusteigen und nur mit Mühe und vielen Kosten hat man einen Durchgang für die Eisenbahn ausfindig gemacht. Ich folgte den engen Pfaden, die sich durch die Kalksteinfelsen hinschlängeln und erreichte nach kurzem Marsche Tetin. Einige elende tschechische Bauernhäuser, aus roh behauenen Holzbalken aufgeführt, repräsentiren jetzt das Dorf, das einst eine bedeutende Stadt gewesen sein soll. Noch stehen vier Kirchen in dem kleinen Orte, deren Grundmauern jedenfalls uralt sind. Die Geschichte und die Sage breiten ihren Schleier über Tetin aus: hier ward die heilige Ludmila erschlagen, und alljährlich ziehen am Tage der Heiligen von nah und fern die Landleute gläubig herbei, um ihre Verehrung zu beweisen. Es ist gleichsam als ob ein geheimnißvoller Zauber den Tschechen nach Tetin lockt; dort steht er oben auf den hohen Bergen und schaut herab in den Strom, hinter sich in die fruchtbare Landschaft — und vom Schifflein da unten, das auf den Wogen der Beraunka tanzt, klingen die herrlichen Weisen tschechischer Volkslieder herauf:

Nad Berounku pod Tetinem
Ruze jiz se cervena. —

Wir vernehmen deutlich die Worte; Melodie folgt auf Melodie, eine gewaltiger und ergreifender als die andere — echte Kinder des Volkes und der Natur, voll unendlichen Schmerzes, voll Sehnsucht und tiefer Wehmuth; so ertönen sie in Mollweisen einschmeichelnd und berauschend, doch nie zur Freude und Lust stimmend. Wie oft habt ihr meine Seele ergriffen, ihr Lieder von hohen Bergen und tiefen Thälern, wie oft lauschte ich, selbst ein Fremdling und verlassen im Lande der Tschechen, dem Gesang vom treulos verlassenen Mädchen, den Romanzen von Bretislaw und Judith!

Ich stieg auch hinab zum Flusse und setzte mich in einen Kahn, der langsam stromabwärts trieb. Die Felsen traten immer näher an den Fluß

heran, der sich in mannichfachen Krümmungen hindurchschlängelt. Da liegt das Dorf Srbsko und bei ihm ist der romantischste Punkt an der Beraunka erreicht. Obstbaumgärten umgeben die strohgedeckten Häuser, die in einer Schlucht zwischen den Bergen erbaut sind und von keiner Straße, als der Wasserstraße der Bernau berührt, einen gänzlich abgeschlossenen Ort bilden, in dem man fern von aller Cultur unter tschechischen Böotiern versauern kann, ohne etwas von dem Getümmel der Welt, dem Hasse der Parteien zu vernehmen — denn der tschechische Landmann ist einer der tolerantesten, die es giebt, er kennt keine vorgefaßten Meinungen gegenüber dem Protestanten und läßt sich auch durch seinen Geistlichen durchaus nicht gegen diesen aufhetzen, gleichsam als lebte noch ein altes Stück Hussitenthum in ihm, als schwebten ihm die Thaten seiner Väter vor, die mit Kelch und Schwert für den geläuterten Glauben auszogen.

Noch immer erblickt man Karlstein nicht, und doch müssen wir ganz nahe dabei sein. Zur Linken erhebt sich endlich auf einem Hügel das Dorf Budnau mit dem kleinen Palmatiuskirchlein, zur Rechten das einzelne Gehöfte Poutschnik und bei demselben ein gutes Wirthshaus. Dorthin lenkte ich den Kahn und dort sah ich zuerst, gleichsam eingerahmt wie ein Bild, die mächtige Burg, thronend auf einem schroffen Kalksteinfelsen und rings umgeben von höheren, steilen, kahlen Bergwänden, die wie Wächter das Kleinod in ihrer Mitte zu schirmen scheinen. Da steht Karluv tyn mit dem massigen, viereckigen Hauptthurm, mit Erkern und zinnengekrönten Mauern, mit den vielen Nebengebäuden, die Paläste und Kapellen in sich schließen, halb erhalten, halb verfallen, zerstört durch Belagerungen, die Macht der Elemente und verständnißlose Restauratoren.

Auf einer Fähre setzte ich über den Fluß und schritt den in die Felsen eingesprengten Weg zur alten Burg hinauf. Was ist es denn, was uns bei Karlstein so unwiderstehlich anzieht, so ungleich mehr fesselt, als bei vielen andern Burgen? Warum treten andere Bergschlösser, selbst unsere Wartburg, hier in den Hintergrund, obgleich sie in architectonischer Beziehung bei weitem Karlstein überragen? Es ist das unmittelbar überkommene Alterthum, der ursprüngliche Inhalt. Die meisten Burgen unserer Zeit sind so sehr restaurirt, daß von dem Ursprünglichen nur wenig übrig blieb. Was wir aber auf Karlstein erblicken, ist unzweifelhaft echt.

Nachdem Karl IV. den großartigen gothischen Veitsdom auf dem Hradschin gegründet hatte, beschloß er in demselben Jahre, in welchem die Prager Universität, die erste Deutschlands, gestiftet wurde, auch einen sicheren Platz für die deutschen und böhmischen Reichskleinodien zu schaffen. Der Meister, der den Plan zum Prager Dom entworfen hatte, Mathias von Arras, erhielt im Jahre 1348 den Auftrag, diese Burg zu bauen und Bischof Ernst von Pardubitz legte am Pfingstdienstage, den 10. Juni 1348, den Grundstein dazu. Beinahe neun Jahre währte der Bau und am 27. März 1357 ging von eben diesem Bischof die Einweihung vor sich. Die Burg trägt den Namen ihres Gründers; er ist ganz deutsch; denn es war in Böhmen schon von früherer Zeit her Sitte, daß selbst tschechische Adelige ihre Bur-

gen mit deutschen Namen belegten, dafür zeugen Klingenberg, Schreckenstein, Rosenberg, Sternberg u. A. Im Gründungsinstrument kommt nur der Name „Karlstein" vor, ältere tschechische Schriften haben „Karlstehn" und die neuere Form „Karluv tyn" ist nur eine schlechte Uebersetzung, welche den deutschen Namen ausmerzen soll.

Damit die Burg nicht ohne Vertheidiger dastehe, wurden die zwei und zwanzig Karlsteiner Lehen gegründet, deren Besitzer zu jeder Zeit mit Roß und Reisigen herbeieilen mußten, um den heiligen Ort zu beschützen; denn zwei Kapellen mit einer Menge kostbarer Reliquien barg das Innere, und wir können uns eines Lächelns nicht erwehren, wenn wir unter den Reliquien folgende angeführt finden: pars de virga Aron, quae refloruit. Lapis magnus ubi Dominus fuerat a Diabolo tentatus: dic ut lapides panis fiant. Digitus St. Joannis B. quo monstravit Christum, dicens: ecce agnus Dei. — So ward Karlstein ein großes Reliquiar, zu dessen Ausschmückung die ersten Künstler der Zeit berufen wurden und an dessen Thoren die Wächter allstündlich warnend ausrufen mußten:

„Dále od hradu, dále
At' té nepotka nestésti nenadále!"

„Fern von der Burg, fern, damit dich nicht unversehens ein Unglück überrasche!" Heut sind die Rufe der Mannen verstummt und ein alter Kastellan mit klapperndem Schlüsselbund geleitet uns durch die verödeten Hallen und erzählt Burgmährchen, die ihren Ursprung aus der berüchtigten böhmischen Chronik des Domherrn Hajek von Libotschan nicht verleugnen können. Ein einziger künstlich ausgesprengter Weg führt durch zwei Eingangsthore in den Vorhof oder Zwinger, der von Kanzleigebäuden eingerahmt wird, und an diesen schließt sich die Burg, das Wohngebäude Karls, mit langer, fünf Stock hoher Front. In den hohen, weiten Hallen sieht alles traurig und verödet aus; auf dem Gypsboden rascheln Mäuse hin und in dem Getäfel der mit Eichenholz belegten Wände bohrt und nagt der Holzwurm. Man zeigt in diesem Gebäude noch eine Statue des heiligen Nikolaus aus Lindenholz, die Karl selbst geschnitzt haben soll; allein nach ihrem ganzen Habitus, nach der Art des Faltenwurfes ist sie jünger. Es ist dieser Wohnpalast des Kaisers der interesseloseste Theil der Burg, indem nur die theilweise mit Wappen versehenen Rüstkästen der alten Lehnsritter den Heraldiker einigermaaßen anziehen können.

Von dem Wohngebäude führt ein überbrückender Bogen nach der Collegiatkirche, die zugleich Dechanatswohnung war und deren unterirdische Räume als Burgverließ und Gefängniß benutzt wurden. Sie führen merkwürdigerweise den Namen „Czerwenka" d. h. Rothkehlchen, vielleicht nach dem ersten Bewohner, und wissen viel von vornehmen Verbrechern, von Folter und Staatsgefangenen zu erzählen; der Custos zeigt noch einen ausgemauerten Gang, durch den die Gefangenen von einer der oben befindlichen Hallen herabgelassen wurden. Mit mehr Wahrscheinlichkeit kann man diesen aber für einen wälschen Kamin ansehen.

Im zweiten Stockwerke befindet sich die Kirche Mariä Himmel-

fährt, in der noch heute Gottesdienst abgehalten wird, und in ihr fühlt sich der Beschauer schon dadurch zur Andacht hingeneigt, weil er hier die ersten Kunstwerke aus der Zeit der Gründung der Burg antrifft. Es sind Wandgemälde, welche Darstellungen mit Versen aus der Apokalypse und eine Maria mit dem Christusknaben in Lebensgröße enthalten. Aber alles ist arg beschädigt, verblichen und erregt den Zorn gegen die Vandalen, die hier gehaust haben. Da ist der siebenköpfige Lindwurm, untergehende Städte, allerhand Dämonen, Engel, Reiter und geängstigte Menschen; die Gestalten sind ungemein lebhaft gehalten, es ist freie Bewegung in ihnen und die Phantasie des Künstlers ist zu bewundern.

An der Wand rechts vom Hochaltar sind auch drei, noch ziemlich gut erhaltene Wandgemälde angebracht, welche Scenen aus dem Leben Karls darstellen. Auf dem einen ist der Kaiser mit seiner Gemahlin Blanka abgebildet, wie er ihr ein Kreuz überreicht; auf dem zweiten giebt er seinem Sohne Wenzel einen Ring, auf dem dritten betet er an einem Altare. Die lebensgroßen Gestalten haben etwas Süßliches; sie sind ganz im Style der deutschen Schule ausgeführt und als ihr Meister gilt, wohl nicht mit Unrecht, Nicolaus Wurmser von Straßburg. Denn dieser Maler war herbeigerufen worden, um die Schlösser des Kaisers auszumalen, und dicht bei Karlstein erhielt er ein Gut zum Geschenke.

Von der Marienkirche führt eine eiserne Thür nach der Katharinenkapelle, die vielleicht einzig in ihrer Art dasteht. Sie ist so klein, daß sie höchstens zehn Personen faßt und war das Sanctuarium des Kaisers, der hier, ganz abgeschieden von der Welt, oft Tage lang in Bet- und Bußübungen zubrachte. Und damit nichts ihn in seiner frommen Versunkenheit störe, ließ er sich die Nahrungsmittel durch ein Loch in der Wand zuschieben. Das ist der Ort, von dem der tschechische Patriot Rieger sagt: „Hier wohnte, hier betete, hier vergaß zuweilen seiner selbst, aber nie seiner Böhmen, der geliebteste Karl!"

Alle Pracht, die man in damaliger Zeit anwenden konnte, wurde in dieser Kapelle angebracht, und obgleich Vieles im Laufe der Zeit verdarb oder entfernt wurde, so blendet sie doch noch heute den Beschauer. Von geschliffenen Halbedelsteinen funkeln die Wände, da wechselt Karneol, Amethyst und Jaspis, die uns aus einer vergoldeten Gypsunterlage entgegentreten. Die Decke wird durch ein doppeltes Kreuzgewölbe mit zierlichen Gurten gebildet, zwischen denen sich blaue Sterne auf Goldgrund abheben, die Schlußsteine der Wölbung sind silberne mit Edelsteinen besetzte Scheiben und durch die mit Glasmalereien geschmückten Fenster fällt ein gedämpftes Licht in den kleinen Raum, der auch der Malereien entbehrt. An der Wand befinden sich sieben Köpfe böhmischer Landespatrone, über der Thür Karl IV. selbst und seine Gemahlin Anna von der Pfalz. Der Altar, an dem der Kaiser betete, zeigt eine sehr schöne Madonna mit dem Jesusknaben, offenbar italienische Arbeit, und vor diesen Karl und eine seiner Gemahlinnen. Huldvoll neigt sich die Jungfrau zur Kaiserin herab und bietet ihr die Hand, während der Kaiser die Hand des Christkindes erfaßt.

Das ist das kleine Meisterwerk der Katharinenkapelle, welche jeden Besucher mit Entzücken erfüllt, das aber bei weitem noch durch die Kreuzkapelle überboten wird, die wir nun betreten. Sie liegt in dem letzten und Haupttheile der Burg, einem 121 Fuß hohen viereckigen Thurme mit 13 Fuß dicken Mauern. Seine Architectur erscheint uns plump, aber mächtig; je weniger hübsch sein Aeußeres, desto anziehender ist das Innere. Die Aussicht von der mit einer Galerie umgebenen Spitze ist keineswegs bedeutend, denn rings verhindern die umgebenden Berge den freien Blick; nur nach dem Dorfe Budnau und dem Flusse zu, kann das Auge etwas weiter in die Ferne schweifen. An einigen alten, im untern Geschosse aufgehängten Glocken vorüber gelangt man zu der engen Wendeltreppe, in der uns zunächst Wandgemälde italienischen Styls entgegen treten. Die Beleuchtung ist aber sehr ungünstig und der größte Theil der Bilder ist schon jetzt so beschädigt, daß wohl dies Jahrhundert noch ihr gänzliches Erlöschen sehen wird. Zum Glück wurden sie vor dreißig Jahren von zwei tüchtigen böhmischen Malern, Chota und Kandlar, copirt. Die Darstellung behandelt die Einführung des Christenthums in Böhmen durch die Taufe des Herzogs Boriwoj, die Geschichte der heiligen Ludmila und des heiligen Wenzel.

Vorbereitet durch die andächtige Gemüthsstimmung, welche durch die Abbildung der Geschichte dieser Heiligen im gläubigen Sinne entsteht, gelangt man im dritten Stockwerke zu der mit vier Thüren und neunzehn Schlössern verwahrten Kreuzkapelle. Die tschechische, mit alten deutschen Lettern angebrachte Inschrift auf einer der Thüren lautet: Pán Krystus, neymocnegssi pán, racz techto klenotuw, ostrzihati sam, az do neyposlednegssiho dne." (Herr Christus, mächtigster Herr, wolle diese Kleinodien selbst behüten, bis zum letzten Tage.) Wir stehen nun an der Schwelle des heiligen Ortes, der außer den Reichsinsignien so viele sonderbare Reliquien barg, zu dessen Ausschmückung alle Kunst und Pracht verwendet wurde, deren die damalige Zeit fähig war.

Die herrlichen Fenster, von denen ein kleines aus Bernstein und Amethysten zusammengesetzes Stück noch vorhanden ist, sind verschwunden. Die Pracht ist vergangen. In den Brustbildern, welche dicht gedrängt die obere Hälfte der Wände ausfüllen, ist uns der Kunstschatz Böhmens erhalten worden. Es sind sogenannte Temperagemälde mit Leimfarbe auf Holz und Gypsgrund gemalt, welche Fürsten, Heilige, Bischöfe, Mönche und weibliche Köpfe darstellen. Als ihr Meister gilt Theoderich oder Dietrich von Prag, Aeltester der dortigen Malerinnung, und es gereicht dem Tschechen zu nicht geringer Freude, auf ihn als den Stifter einer sehr entwickelten „alttschechischen Malerschule" zurückschauen zu können.

Die Kreuzkapelle barg auch die Schätze des Reiches, und noch werden die rohen Kisten mit schweren Schlössern gezeigt, worin diese und der wichtigste Theil des Staatsarchivs enthalten waren. Die vielen andern Alterthümer und theilweise lächerlichen Kuriositäten (wie ein Krokodilkopf aus dem Flusse Beraun!) zähle ich hier nicht weiter auf, aber ehe wir die an Kunst-

schätzen so reiche Burg verlassen, sei es vergönnt, nach einen kurzen Blick auf ihre Geschichte zu werfen.

Als nach Karls Hinscheiden sein Sohn Wenzel die Krone Deutschlands und Böhmens trug, blieb der Karlstein unangetastet. Der „faule Wenzel“ zog die Jagd den Bußübungen und Staatsgeschäften vor und verlegte seinen Wohnsitz nach den nahebelegenen Jagdschlössern Pürglitz, Tirow und Totschnik. Aber schon sein Bruder Sigismund vergriff sich an den Reichthümern des Karlsteines. Ewig in Geldnöthen, dachte er wie Herzog Christian von Braunschweig, der die zwölf silbernen Apostel zu Paderborn einschmelzen und zu Thalern ausprägen ließ, mit den Worten: „Gehet hin in alle Welt und prediget allen Heiden“. Die echten Edelsteine wurden durch unechte ersetzt, die silbernen Schilde, welche an den von Theoderich gemalten Brustbildern angebracht waren, mit hölzernen vertauscht, Sonne und Mond aus der Decke der Kreuzkapelle ausgebrochen und zu Geld gemacht. Auch die hussitischen Stürme brachen verwüstend über Karlstein herein; Belagerungen und Feuersbrünste wechselten mit einander ab. Dann brauste der dreißigjährige Krieg durch das Land, Karlstein litt unendlich und der größte Theil der Kostbarkeiten und Heiligthümer wurde theils zur Sicherheit nach Prag gebracht, theils von den Schweden zerstört. 1693 ward die Herrschaft für 100,000 Gulden an einen Grafen Kolowrat-Liebsteinsky verkauft, ward später wieder eingelöst und endlich dem adligen Damenstift zu Prag zur Nutznießung überlassen. In diesem Verhältnisse ist Karlstein heute noch, halb erhalten, halb Ruine.

Die Mystiker.

(Fortsetzung).

Er war zu ihren Füßen hingesunken, er umschlang ihre Kniee, er küßte ihren Leib — Mathilde stammelte die Namen der Zärtlichkeit, sie sagte, daß sie nur in ihm ihr ganzes Glück finde.

Bist du mir nicht des Allerhöchsten Kind, sprach er und sprang wieder auf, sollt' ich dir etwas Minderes sein? O nicht ein schöner Wahn eint die wachen Herzen, noch ras't in uns ein wildentflammter Trieb — im Angesicht des Himmels halt' ich dich und bin in seinem Namen hochgeliebt. Fühlst auch du dich so einig, so glücklich, so wohl? Ja, ja, an solche Gnade reicht das Wort nicht hinan. Sie leuchtet von deinem Antlitz, in dieses Lächelns wahrer Heiterkeit. O hingenommen ganz, von dir durchseelt, schmachtend erwählt mich eine Gluth, die ewig sein muß, die ewig ist. Wie in einem schmerzlichen Entzücken sprach Mathilde erzitternd: du hebst auf deinen Schwingen mich hinaus — O mein Freund! —

Ihr Haupt sank auf sein Herz.

Tief erinnert sprach Leo: Ja das macht uns wohl und sicher, gut und frei! — Er trat zurück. Sieh an, Geliebte, sprach er, wie ich mich gepeinigt, in welchem trüben Wahn ich mich hineingelebt.

Ihre Hand lehnte auf seiner Schulter; so an ihm athmend, in seinen Augen, ganz Liebe und Traum schien sie nur seinem Wort zu lauschen, wie er sprach: Weil mir bis jetzt das herbe Schicksal worden, um meines Geistes willen aufgegeben, bezweifelt und verkannt zu sein, geschah's, daß mit der heutigen Welt ich mich abfand. „Wahr," sagt' ich, „auch sie wird bewegt durch den christlichen Geist, doch ist dieser so von ihrem eignen Treiben selbstischer Leidenschaft überdrungen, daß er nur dann ihr zum Bewußtsein bringt, wenn sie vom Thun sich zur Betrachtung flüchtet: nicht wirklich, nur intuitiv ist die jetzige Welt eine christliche Welt, vereinsamt geht, wer nach dem Heiligen hängt." Ich irrte. O nicht nur in den großen gemeinsamen Andachten und Gottesdiensten, selbst in dem Eigenthümlichsten des Daseins wirkt auch in dieser Zeit der Geist des Heils. Uns lebt der Kirche Thun in heiteren Herzen, uns ist das Heil'ge nicht ein Aeußres; wir bekennen den Geist, unsere Liebe ist eine Liebe des Altars. Liebe Geliebte, tief ruhig, innerst gesühnt laß ich dich nun. Ich eile so, desto früher zu dir zurückzukehren.

Du gehst, sprach sie betroffen.

Die Reise leidet nicht Aufschub, versetzt' er, ich gab mein Wort. In einer Kürze bin ich zurück.

Sie ergab sich darein, und fuhr fort: Nichts ist unserem Verein dann entgegen und uns verbindet die Kirche.

Mathilde, die in dem Rausche ganz Hingebung gewesen, loderte bei diesen Worten schamhaft auf — sie erschien in höchster Schöne und Herrlichkeit. Den Liebenden ergriff ihr Anblick im Innersten; es dauerte, bevor er sich wiederfand.

Mit diesem Bilde, sprach er und seine Hand fuhr zum Herzen, hier eingesenkt auf ewig — laß mich hinweg.

Leo nickte ihr mit feuchtem Blick, groß heiter; eilend verließ er das Gemach.

3.

Mathilde war dem Scheidenden bis zur Thür nachgeeilt; so brach sie in die Worte aus: O, meine besten Wünsche ziehen mit dir und sollen mir bald, Holder, dich heimführen.

Sie faßte ihr Haupt an, sank in den Divan und überließ sich einem augenblicklichen Nachsinnen: Es ist mir wie ein Traum, kaum find ich mich. Das Fluthen seines wundervollen Geistes riffen mich hin, ich war in ihm mir wie verschwunden: Was ich auch Bestimmtes gefunden oder gesagt, gleich erhob er mich in eine Größe und Freiheit zu fernen Sphären, in denen er zum Staunen licht und herzlich, auf diesen höchsten Höhen sich kraftvoll wägt. Bewunderungswürdiger! Seltsamer! — O Alles geht mir in dem Einen auf: ich lieb' ihn.

Sie stand lebhaft auf, eilte nach der Glasthüre zu, die auf einen Balcon führte, trat hinaus und sahe dem Geliebten nach. Seinen Gruß erwidernd hob sie den Arm nach ihm auf — er war verschwunden. In Gedanken verweilte sie einige Zeit; dann durch einen Lärm von draußen her aufgeschreckt trat sie in das Zimmer zurück und schloß die Thür. Militair zog vorüber unter Trompeten und Tubenklängen, die junge Gräfin, ohne hinauszublicken, sprach bei sich: Wie schlecht stimmt diese Musik zu dem tiefinneren Wesen, das der wundersame Freund mir rief und nährte in einem Ueberschwange.

Sie stutzte vor dem Wort und fuhr fort: Ueberschwang? Ja! So sei auch das Weltgefühl willkommen. Wenn er mächtig geheimnißvoll dem Ewigen zustrebt, so ergänze ich wohl durch den Frohsinn des Tages seinen Ernst. Er gleicht dem Adler, der in Erdfernen, näher nach der Sonne zu, soll in vollster Lebenskraft erblühen zu Sang und freiem Schwung — so darf wohl ich, was er zu geistig ist, zu groß und allgemein, recht eigensinnig sein und bestimmt: ausgleichen wird in Harmonie sich dann zur rechten Heiterkeit der Seelenbund. Welch ein Mensch! Wie hochbegabt, gleich groß von Character und Geist! Es ist, wie ich seiner in Wonnen gedenke, doch ein Fürchten auch, ja ein tiefes hehres Ergrausen, das um so inniger mich ihm nachzieht. Wohl kenne auch ich die erleuchtete Weise, auf welche er unsern Bund und das ganze Leben versteht: doch er in seinem Genius schwingt frei und glücklich, und mich dringt eine große Absicht nur, ihm nachzufliegen, dem Wahrhaften, dem Geliebten! Er liebt auch mich; o hier ist jedes Räthsel gelöst, in dem Gefühl ist Himmel; es wird alles gut sein. Was frag' ich auch, was säume ich noch! Stürmisch eilte er hinweg — ich selbst nun muß mit meinem Vormund verhandeln. Ueberdies lud ja der Fürst Liewen zu Concert und Ball. Ich darf und — will mich nicht ausschließen. Die Toilette wird zu ordnen sein; fort in mein Boudoir.

So eilte die Sylphide hin, ätherisch genug, den ernsten Feuergeist des Grafen zu verstehen, doch zu unstätt, ihn innigst sich anzueignen. Sie war ungemein genug, eine Persönlichkeit liebzugewinnen, die auf höchst eigenthümliche Weise in der That und Wahrheit sich einer Sühne erfreute, doch blieb ein Zug in ihrem flüchtigen lebensfrohen Wesen, der sich lieber aller ursprünglichen Frage und Forderung entschlug, ohne Weiteres mit den Lebenden zu leben, wie sie eben leben. Wenn der junge Graf auch diesen Zug geahnt, die Flamme der Liebe verzehrte die Erkenntniß. Auch dieser Herzenswürdige, ein vorzüglicher Prüfer der Geister, zahlte der allmächtigen Natur ihren Tribut: er schloß den Bund mit Gefahr. Freilich durfte er hoffen, die bildungsfähige und nach Bildung verlangende Geliebte gänzlich für ein Leben aus dem Geiste und der Wahrheit zu gewinnen; doch überall, ob irrend, ob zum Heile, er folgte mehr unmittelbaren Antrieben, er liebte, und „die See hat Grund, doch Liebe nicht."

4.

Michael, Graf von Eichen, Chef eines Cavallerieregiments, der heute sein Regiment aus einer entfernten Garnison in die Residenz geführt, wo-

selbst er in Zukunft verweilen sollte, trat mit seinem vertrauten Diener in die eleganten Räume seines Quartiers ein, und bevor er den glänzenden Anzug erleichtert, sprach der schöne, gebräunte, große stattliche Mann in Ungeduld wider den scharfaufmerkenden Begleiter: Wer jene Dame auf dem Balkon des fürstlichen Pallastes gewesen, die hold vertieft unsere Ankunft nicht wahrzunehmen schien, dann aber wie aufgeschreckt schnell in den Salon sich zurückzog, — das erforsche mit allem Fleiß und benachrichtige mich sofort.

Der Diener eilte fort. Der Oberst legte Helm, Degen und Schärpe ab, machte einen Gang durch das Zimmer und merkte auf seine Umgebung kaum, doch schien er mit seinem Geschick in bester Harmonie. Joviale Laune blitzte aus seinen Augen, Bonhommie umspielte die schön aufzückende Lippe, indeß er sagte: Ich wußte bis zur gegenwärtigen Stunde mich für meine ernste Wahl nicht zu entscheiden, so oft mir auch ein Frauenbild gefiel; bald daß in seiner Gestalt die plastische Natur — die zwar immerdar in ihrem der Vollendung nachtrachtenden Bildungsgange nur irrt und versucht, ohne sich zu erreichen — auf eine Weise mir entgegentrat, die mein Geschmack nicht; bald, daß solchen Bildes, daß mir gefallen mochte, inneres Sein und Unsein in seinem Zwecke verfehlt, mißleitet war, wie denn das Erziehungswesen sehr im Argen: genug, daß Kritik und Skepsis mich lähmte, die Huld der Frauenschöne anziehend frei zu empfinden. Jedoch vor der Erscheinung zerrann jede Prüfung; ein reines Wohlgefallen, trunkenes Gefühl beherrscht mich gar. Wenn mir die Lilie die Königin der Blumen ist, und der Eigensinn meines Genius mir zu keiner Blume sonst einen besonderen Hang gab: wie gleicht das schöne Mädchen einer Lilie! beider sanftgeneigtes Haupt, des Wuchses hohe schwungvolle, klare Linie — gleich lieblich, gleich verfänglich, magisch lockend, Duft, Athem in beiden. Welch ein Rausch der Empfindung — liebevoll inbrünstiges Verlangen — vermag ein Anschauen das? Ja, ein Anschauen, weil es mein Herz gerührt. Verfolgt mit Ernst sei diese tiefe Regung, ob ich's vermag, daß sie Erfüllung kröne. Aller Güter eines Mannes schönstes und edelstes ist ein holdes Weib. Wo nur bleibt der Kundschafter?

Wie der Graf sich wandte, nahm er ein Billet vom Tische auf, erbrach und las eine Einladung vom Fürsten Liewen zu Concert und Ball für heute Abend. Er warf den Kopf auf, dann aber stutzt' er: Vielleicht, ich finde sie in seinen Kreisen, ich will hin.

Leo trat herein. Von dieser Begegnung betroffen empfing ihn Michael mit dem Wort: Mein Bruder!

Wundre dich nicht so, erwiderte Leo, dir ziemt nicht wider mich die Gletschermiene.

Du bist mir willkommen, sprach Michael sehr gespannt, fast fragend.

In Wahrheit, bin ich das! versetzte Leo mit einem Lächeln. In einer Wendung fuhr er fort: doch verschließt sich mein Herz dir nicht. Ich sah, indem ich fortzureisen dachte, mit deinem Regiment dich in die Stadt einziehen, um hier, wie ich vernahm, zu bleiben — und weil ich in der Stim-

mung just gewesen, daß mich Erinnerungen sehr erweichten, so hab' ich diesen Augenblick mir ermäßigt.

Noch, einmal, Leo, du bist sehr willkommen, sprach nun Michael offen. Zutrauend erwiederte Leo: Ich habe dir einen Aufschluß; theils bringt mein Herz mich dazu, dann auch meine Absicht, damit du siehst, daß ich Dir weder, noch den Andern grolle, die in unserer Familie mir nicht ohne Härte widerstrebt. —

Hier irrst du, unterbrach ihn Michael lebhaft, aufgeregt. Ich bin nicht voreingenommen wider dich, und keiner ist es der Unsern. Indessen was uns des Näheren verbände, sehe ich nicht. Mächtiger als Verwandtschaft eint, trennt Verschiedenheit der Gesinnung. Dergleichen lehrte der schlechthin einzige Sittenlehrer selbst, der mit Recht Gehorsam und Glauben verlangte wie Gott, den du aber, ich weiß nicht wie, schaust und anbetest. Du bist, gesteh' ich's doch, im besonderen Sinne Christ, ich aber soll ohne Einmischung solches himmlischen Geheimnisses mein Glück verfolgen; gehalten von Gewissen und Vernunft soll ich meines Lebens frei genießen. Was hätten wir mit einander gemein, und welchen Umgang könnten wir pflegen. —

Jetzt trat der ausgesandte Diener wieder herein; lebhaft emfing ihn sein Herr. Er wandte sich an Leo: „Auf einen Augenblick, erlaub' es mir." Er nahm den Gesellen an sich, und sprach mit ihm geheim.

Leo indeß überlegte, daß in jener Stimmung, „die wohl die Welt eingeladen hätte, mit ihm zu theilen, und ihr gegönnt, sich an ihm recht auszufreuen," das Herz mit ihm durchgegangen sei, denn Michael blieb verschlossen. Er bereute sein Kommen, mochte ihm nun den Bund nicht anvertrauen und war im Begriff aufzubrechen. Michael, mit dem Bericht des Dieners hochzufrieden, wendete sich im Augenblick an Leo; doch Leo, entfremdet sprach sofort: Meine Zeit drängt, ein andermal, ich muß hinweg. Zur Erwägung — prüfe mein Abschiedswort: Die ganze Frucht von Bildung und Humanität ist ein mündliches Bekenntniß der Freiheit, die sie innerst nicht kennt, denn das Menschenherz liebt unwandelbar nur sich, und bleibt in selbst'scher Vereinzelung Sklav der einigenden Nothwendigkeit. Das Christenherz ist einig und ist frei. Deine Welt ist ein Schein und Schatten; die Welt, der ich zulebe, Geist und Wahrheit. Bedenk' es und lebe nicht in Frieden, damit du des ächten Friedens inne werdest.

Du predigst, sagte Michael kaustisch.

Mehr nicht als ich gelebt und lebe, versetzte Leo und ging.

Michael, der eine Weile vertieft gestanden, rüttelte sich auf; so sprach er: Der edele Ernst des Wundergläubigen ergriff mich jederzeit, doch kann ich den Glauben solcher Gestalt, als wäre die Erfüllung gegeben, nicht theilen. Er mißt mit einem Maaße, das Natur, Geist und Geschichte nicht bestätigen. Von diesem Punkt hinweg, der unfruchtbar mir nichts herausgeben will als Thorheit oder Aergerniß. Der wunderliche Heilige nähre sich von Geist, mich reißt's in eine andere Welt hinüber. Fürst Liewen ist der Vormund meiner Dame, wahrscheinlich kommt auch sie in die Soiree. Erwartung — welch' ein geistiges Feuer durchzittert meine Brust! Nun, du allverehrte Göttin,

so habe auch meine Huldigung. Die Flamme deines Altars glühe auf und weihe mir den Liebling auch zu deinem Priesterthum. Gieb, Liebe, daß ich Gunst gewinne.

Jetzt erblikte Michael den harrenden Diener. Schon recht, sprach er; komm, folg' mir in mein Cabinet. Es ist spät worden, das Fest muß seinem Ausgang nahe sein. Wir werden mit dem Anzuge eilen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Der polnische Landmann und sein Fürst.

Ein Trauerspiel in einem Act von Sigismund Wiese.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Paul Drost (tritt lebhaft ein, auch verhüllt, er wirft die Maske ab.) Die Vorigen.

Drost.

Mir ward von hoher Nationalregierung
Der Auftrag, dem Gerüchte nachzuforschen,
Ob aus passivem Widerstand der Landmann
Erfrecht hervorgetreten zur Action.
Dies ist gescheh'n, heut und hier am Ort.
Ich habe von weitgehender Verschwörung
Der Bauern wider euch, hochmögende,
Verehrte Herrn, bestimmte, sichre Nachricht.

Petrokowski.

Ha in Geschwadern kommt das Mißgeschick,
Erfahren sollen wir auch das zur Stunde.
Des Feindes projectirte Kriegesführung
Gewinnt in Bauernbündnissen den Anhalt.
Dem Vaterland dräut um und um Gefahr.

Dombrowski.

Wohlan, so lehre Rom uns auszuharren. (Wider Drost.)
Dein Auge blitzt, gedenkst du Rom's wie ich?

Drost.

Woywod, das Feuer römischer Legionen
Entstand auch nie den Reihen unsrer Tapfern.
Wo panischer Schrecken andre Völker warf,
Stand der Polack in vollster Leistung fest,
Entschied zum Siege schon verlor'ne Schlachten,

Er aller Herrn ritterlichster Kämpe.
Im Glücke groß wie Rom, doch war im Unglück
Rom größer als des Nord's unstätter Sohn.

Dombrowski.

Du scheinst gar hoch bewegt — so sprich, mein Junge,
Wir kommen feur'ger dann zu unsrer Sache.

Drost.

O Herr — ich las, als Knabe schon in Zorn
Und Schauern schluchzend, von dem Hochverrath,
Der unser Volk in schmähl'gen Hinfall brachte,
Das gute Volk und das zwieträcht'ge Volk.
Im Felde eins, heroisch wie kein Land,
Doch in den bürgerlichen Dingen schwach,
Trotz aller seiner Conföderationen,
Erliegen mußt's dem Schlaufinn von Philistern.
Von mir zu reden, in dem Jesuiter-
Collegium studirt' ich die Chronik,
Und in den Klostergängen, hochgeschmückt
Von Bildnissen der Heil'gen Polenlands,
Hinwandelnd schwer vertieft in die Geschichten —
So überfiel mich Wuth, ich riß die Blätter
Des Buchs, als dürft' ich ihr Gedächtniß tilgen,
Heraus, zerriß die Schmachurkundenschrift,
Und Rache war mein heiß Gelübde, Rache —
Ihr Herrn, stellt an die Orte der Gefahr
Mich an, denn wo ich die Nation nicht frei,
Selbstständig schauen soll, verdrießt es mich
Des Lebens, dieser Sonne — ich mag sterben.

Petrokowski.

Nun, die Gelegenheit wird eilends kommen,
Und „dir wie mir" Freund, unsrer aller warten
Die Orte der Gefahr.

Drost.

Die Patres lehren,
Tyrannenmord sei eine That der Tugend —
Und wenn Gefühl und Tact in den Rechtsfragen
Entscheiden müssen, dieß mein Herz bezeugt,
Daß die ehrwürd'gen Väter richtig lehren.
Im Namen der Gerechtigkeit kaltblütig
Stieß' ich den Dolch in des Verräthers Brust,
Der schnöde künstelnd Rechtsgrundsätze fälschte,
Das Vaterland in Stücke zu zerreißen.
Und mit den Helfershelfern der Tyrannis
Ist gleicher Weise der Garaus zu machen.
Gefödert durch nur materiellen Vortheil

Steh'n die Landleute dem Erzfeind zur Seite.
Mit ihnen müßte abgerechnet werden,
Den Aufstand unterm Fuß zu haben.

Petrokowski.

Sprich denn.

Drost.

Herr, mir gelang der Zutritt zum Palast,
Als eine Deputation der Gemeinden
Audienz beim Fürsten heischte und erhielt.
Brutniewicz war der Führer dieser Rotte. (Sensation.)

Petrokowski.

Wir kennen den. Ein hochgefährlicher
Charakter.

Dombrowski.

Eingefleischter Moskowit.

Strahlendorf.

Merkwürdig durch sehr lebensvolle Denkkraft,
Merkwürd'ger durch sarmat'sches Temp'rament.

Petrokowski.

In Wola's Eb'ne schwören alle Bauern
Auf ihn, der ein gebor'ner Polenführer.

Drost.

Bald auch gewann er des Großfürsten Freundschaft.
Mir aber in das innerste Herz hinein
Mißfiel des russificirten Mannes Weise.
Weichlichen Herzens, im Bezeigen knechtlich,
Von Sinn demüthig bis zum Niedrigen,
Erbot er Namens der Verschwor'nen Beistand.

Dombrowski (mit einer Wendung.)

Wir dürfen nicht den Bündnissen der Bauern
Unthätig zuschaun.

Petrokowski.

Sicher nicht.

Dombrowski.

Im Keime
Erstickt sei der profane, freche Aufruhr,
Der anders wahrlich uns verschlingen könnte.

Petrokowski.

Dem Eigensinn des Landmanns ist mit Worten
Nicht beizukommen.

Dombrowski.

Freilich nicht. Um deshalb,
Terrorisirt!

Strahlendorf.

Terrorismus hülfe.

Zu altgewohnter Unterwerfung kehrten
Die Widerspenstigen zurück, wenn wir
Nicht scheuten, ihre Führer hinzuopfern.

Dombrowski.

Das ist die Meinung. Brutniewicz falle.
Mit seinem Haupte stürzt auch die Verschwörung,
Nach rechts und links zerstreuen sich die Glieder.
Das Eins hinweggestrichen vor den Nullen
Der bäurischen Rebellen. Zaudert nicht.
Wo wir den Landmann nicht gewinnen können,
Und renitent ist wie kein Pferd dies Bauernpack,
Erzittern soll's. Wir müssen frei uns regen.

Petrokowski.

Fürwahr ist Brutniewicz Patriot,
Uneigennütz'ger Freund des Vaterlandes.

Dombrowski.

In falscher Weise.

Petrokowski.

Brutniewicz will —

Dombrowski.

Erlaubt mir, Herr. Die Nationalregierung
Hat in Verurtheilung von Staatsverräthern
Nicht Sinnesweisen nachzuforschen, sondern,
Von jeder weitern Rücksicht abstrahirend,
Nur nach dem Grade der Gefährlichkeit
Die Widerwärtigen zu treffen. Hoch
Gefährlich nanntet ihr mit Recht den Bauern,
Die Strafe leid' er eines Hochverräthers.
Für das Gemeinwohl falle Brutniewicz.
Was ist der Schluß des Tribunals?

Alle.

Er sterbe.

Strahlendorf.

Der Menschheit Ruf hat leider keine Macht
In Krisen uns'rer Art; wir müssen handeln.

Petrokowski.

Unüberwindliche Nothwendigkeit.

Dombrowski.

Die Sache will's, nicht säumen darf der Präses.

Petrokowski.

Geschehe denn die Wahl des Todesboten.

(Sämmtliche Mitglieder des Revolutionsgerichts ziehn Loose aus der Urne.)

Drost.

Das Loos ist mein. Ich will die That vollbringen.
Für das Gemeinwohl falle Brutniewicz.

Ich werd' ihm unbedenklich nahen dürfen
An seinem Hochzeitstag heut — (schwingt das Loos,) Brunniewicz,
Für Himmel oder Hölle, sei bereit,
Verwirkt hast du als Pole deine Zeit. (ab.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne Drost.

Strahlendorf.

Ein Mucius Scävola fand seines gleichen
In diesem heißen, kühn entschlossenen Jüngling.

Dombrowski.

Das heil'ge Vaterland zählt Tausende
Wohl über Tausende von gleichem Eifer.
Wie Cromwell mögen dieser Zeit Porsenna's
In stählernen Hemden sich vorseh'n, übel
Verscherzt ist der Tyrannen Sicherheit,
Und nah herbeigekommen unser Sieg.
So nun entscheide hoch- und freigesinnt
Das Comité, ob wir den Freiheitskrieg
In der bisherigen Art fortführen, oder
Dem Moskowiten in Verein'gung aller
Kriegsschaaren in off'ner Schlacht die Stirne bieten.
Ich stimme für den großen Krieg aus Ursach
Der Charactere uns'rer Conscribirten,
Die mit dem Satan auf der Rinne kämpften,
Und, gleich der macedonischen Phalanx, Feinden,
So tief verabscheut, auf den Tod sich stellen —
Haß und Verzweiflung siegen wie es sei.
Bedenkt auch, daß der Zeit Unruh' und Spannung,
Die so nicht dauern könnte, Eil' erheischt.
Das Eisen muß man schmieden weil es heiß,
Die Massen sind veränderlich, und kurz,
Gefördert treibt der Krieg dem Ziele näher,
Wenn wir in offenen Feldschlachten kämpfen.
Heroisch sei denn unser Glück versucht,
Weil es der Feind auf's Große abgeseh'n.

Petrokowski.

Ich widerspreche nicht. Dombrowski sagt's.
Dem Polen eignet besser diese Kriegsart.
Auf einmal will er den Erfolg und Sieg.
Voll Ungeduld erschöpft sich sein Genie,
In Festungen von Wald und Sümpfen kleine
Vortheile dem Gegner abzutrotzen.

Strahlendorf.

Ihr übereilt's. Erwägt wohl die Entscheidung.

Hinhaltend zwar, jedoch wie aussichtsreich
Gestaltet sich der Guerillakrieg!
Die Feinde werden ihrer colossalen
Gewalt in solchem Krieg nicht satt nicht froh.
Selbst wo sie siegen, nicht zur Unterwerfung
Ist in Waldkämpfen Polen zu besiegen.
Inzwischen wächst Europa's Antheil, Hülfe
Wird unserer ausharrend kühnen Kraft.
Schon führt das Ausland Schaar an Schaar uns zu,
Und muß alsbald an Rußland Krieg erklären.
Dann ohne Zweifel siegt die Sache Polens,
Des edeln Volkes Zwecke sind erreicht.
Im Felde aber spielte unser Krieg va banque,
Tollkühn entäußerten wir uns unsrer Hoffnung,
Muthwillig, sinnlos. Nur Verzweiflung setzt
Auf einen Zufallswürfel Glück und Stern.

Dombrowski (höhnt).

Soll etwa in dem hingezögerten
Und kleinen Krieg je länger desto mehr
Sarmatien zum Lager werden jener
Glücksritter, die Europa billig ausstößt!
Unfäh'ge, wüste Theoretiker,
Rhetoren, Störer aller guten Ordnung,
Die nichts aufbauen, sei es denn Luftschlösser
Und Luftschlösser, die Tempel für Ideen —
Soll Polens große Angelegenheit
Auch schließlich in den Brei zergeh'n von Schwindlern?
Eh' mit dem Schwerte in der Faust umkommen,
Als solcher Lumperei zum Preise werden.

Strahlendorf.

Erlassen sei mir auf so plumpen Angriff
Sarmat'scher Rohheit weitere Entgegnung,
Als daß mein Degen euch beweisen soll,
Daß dieses Landes Heil mir werth vor allen,
Persönlich will ich an dem Krieg Theil haben,
Und wär's zum Tod; nähm' ich ihn eben doch.
Wahr, daß wir hohen, fernen Zielen, die
Dem Blick der Völker noch verschleiert sind,
Nachgehn, daß wir, von euch auch unbegriffen,
Zumeist den Spott erfahren blöder Selbstsucht:
Doch wesentlich sind einzig diese Ziele,
Anfassend, int'ressant sind einzig sie,
Und schaal ist alles Uebrige, vergeblich.
Ach weil sie unerreicht sind, unerreichbar
Vielleicht, so kriegt man satt des Ringens, satt.

Allein dem Ideale Ehrfurcht, Männer,
So wider euren Fremdling stimmt den Ton.
Ich gehe. Gott behüte Polenland,
Denn euer Rath ist schlimm und ihr erreicht's nicht.
Sprichwörtlich ist das Wort „polnische Wirthschaft,"
Ihr seid und bleibt dem Augenblick verfallen. (Ab.)

Dombrowski.

Schwarmgeisterei läßt sich gar hoch vernehmen,
Stopft mit Orakelsprüchen unser Ohr.
Inzwischen rennt sie selbst in das Verderben.
Die nichts zu thaten hat, hat nichts zu rathen.

Petrokowski.

Kommt, daß wir die Decrete gleich' ausfert'gen,
Den künstlich schlauen, nichtsgewärt'gen Feind
Durch Contreminen in die Luft zu sprengen.
Die Führer sind sofort zu instruiren.
Ich selber will zum Heer. Nimmst auch Du Theil,
Woywod, an dieser neuen Feldschlacht?

Dombrowski.

Wer nicht?

Wir alle!

Die Comitémitglieder (aufspringend.)

Alle, alle!

Dombrowski (aufstehend, gewaltig.)

Für das Land

Der Väter Gut und Leben.

Alle.

Gut und Leben.

Dombrowski.

Voran denn. Unermeßlich ist die Zukunft,
Die Zukunft Polens, meine Brüder. Wann auch,
Gelingen muß es doch einmal, dies Dringen.
Denn, Brüder, Gott liebt die Gerechtigkeit.
Mit Gotte an das Werk.

Alle.

Mit Gott, mit Gott. (Ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder.

XXXV.

Cerinthus, ein zum Christenthum übergetretner jüdischer Theosoph, welcher zur Zeit des Apostel Johannes und mit diesem zu Ephesus lebte, eröffnete seinen Anhängern die Aussicht auf ein tausendjähriges Reich am Ende der Zeiten. Auch ich eröffne meinen Freunden, nachdem ich gestern auf dem Bahnhofe zu Alt-Boyen den entzückenden Anblick des rückkehrenden siegestrunkenen ersten Armeekorps hatte, die gewisse Aussicht auf ein tausendjähriges Reich, aber auf ein Deutsches. Wahrlich! Wir müssen den Dänen und Habsburgern, ihrem lüsternen Ehrgeiz, der unruhigen gewaltthätigen Herrschsucht und dem fanatisch-ränkeschmiedendem Hasse, großen Dank wissen, daß sie die preußische Kraft so herrlich ans Licht gebracht. Es waren zwar die preußischen Lichtentwickelungen vor Düppel und auf Alsen leuchtend genug um, wie an König Frederiks Thaten, uns auf lange hinaus daran erwärmen zu können, aber die König-Wilhelmsschlacht und alles erstaunenswerthe Vorangegangene haben unser Nationalbewußtsein und unseren berechtigten Stolz erst zur hellsten Flamme, ich möchte sagen, zu einer Bengalischen Lichtentwickelung empor gebracht.

Die Gesichter und die Gestalten dieser heimkehrenden Truppen, alle, trugen den Stempel des Ueberlegenen, der Preußen-Kühnheit und des preußischen thaten- und culturreichen Selbstbewußtseins. Einst hatte die Universität Oxford den Feldmarschall, Fürsten Vorwärts-Blücher mit der Ehrenwürde eines Doctors der Rechte bedacht; wäre ich ein Rector magnificentissimus, ich creirte jetzt unsere ganze Armee, diese siebenmalhunderttausend Sterne meines geliebten heiligen Vaterlands, alle ohne Ausnahme, zu Doctoren der Rechte, denn die ganze Armee vom Leibreitknecht Seiner Majestät bis zum General hinauf, hat gleiche Meriten, natürlich ein jeder nach seiner Façon. Und übte denn nicht diese unvergleichliche Armee während des ganzen Verlaufs dieses heiligen zauber- und wundervollen Krieges, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat, den größten Humanismus? Es behaupten zwar die Theologen, Philosophen und Historiker, daß in dem Maaße als der Reichthum wachse, als die Sitte sich verfeinere und die Künste und Wissenschaften ihre Wunder entfalten, auch die Dämonien des modernen ethischen Prinzips, die Habsucht, das Genußverlangen, die Frechheit der Lüge, die punische Treue, das unberechtigte Anstürmen, die Anmaßung, die Resignationsbeklemmungen und die modernen Standpunkte einer drehkranken Logik wüchsen, aber „in allen Dingen auf der Erde ist Ormuz und Ariman zugleich vorhanden" steht im Sanskrit geschrieben. — G.

XXXVI.

Etwa eine halbe Meile vom Bahnhofe zu Alt-Boyen entfernt, liegt die Stadt Schmiegel. Es ist Schmiegel keine Stadt wie Ninive, die bekanntlich so groß war, daß man drei Tage laufen mußte, ehe man um sie herum kam,

aber wie in Ninive grundböse Menschen wohnten, so wohnen hier grundgute ehrliche Leute, wozu ich auch unser Faktotum, unsern „Macher“, den Herrn Ephraim Silbermenger genannt Muskat, zähle, der, seit zwei Jahren hier wohnhaft, ein freies Feld orientalischer Wirksamkeit an meinem Hofe hat und unsere Hasenfelle kauft. Es zogen nun am 16. September die beiden Füsilierbataillone des 6. Regiments (5. Armeecorps — Steinmetz) in Schmiegel ein. Schon am frühen Morgen musicirte ein Bataillon alle süßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Die Sonne flammte heute in ihrem ganzen Glanze und schien zu rufen: die Trauerzeit des geliebten Preußens ist vorüber, ihr Kinder Schmiegels. Die Glocken läuteten. Alle Einwohner waren auf den Beinen, denn jeder sah es als strenge Pflicht an, beim Einzuge der Truppen nicht zu fehlen. Es war eine Art Gottesdienst, dem sich Niemand entzog. Jeden Soldaten hätten sie küssen mögen und die ganze Stadt ihnen gebraten vorsetzen.

Statt der Bayonettspitzen starrte ein Wald voll Blumen im Vorbeimarsch entgegen; man ward an den aufmarschirenden Wald in der berühmten Tragödie Shakespeare's erinnert. Es dauerte nicht lange, so wurde, trotz Cholera, tüchtig gegessen und getrunken, denn heute konnte man alles vertragen und sehr bald waren viele Köpfe durch Gott Bacchus vergoldet. Der Zug ging durch eine Ehrenpforte mit der Aufschrift: Heil euch, tapfere Söhne Preußens, kühn war euer Mühen, herrlich der Lohn, als der Benedek lief davon, Heil euch! Doch bleibet unter Waffen, denn es wird bald wieder die Zeit kommen, wo unser Vaterland seinen ganzen Mann noch einmal in Anspruch nehmen wird. Dann aber werdet ihr das Schicksal Deutschlands gründlich entscheiden. So steht es in den Sternen geschrieben.“ Als es Abend wurde, war die ganze Stadt erleuchtet. Ein Schneider, Cassius mit Namen, hatte folgende Transparentinschrift an seinem Hause angebracht:

„Lieb' Deutschland! Dank Gott mit jedem Morgen,
Daß für dich der Bundestag nicht mehr thut sorgen.
Doch darf ein Kaiser dir nicht fehlen,
Drum mußt du unsern Wilhelm erwählen,
Dazu hat er ja die beste Qualität,
Die den Ausschlag giebt, den Mann erhöht,
Auch ist er aus dem besten Haus,
Und sieht so gut und ritterlich aus.“ S.

XXXVII.

Gestern hatte ich das Glück, vier Offiziere und zwanzig Musquetiere bei mir im Quartier zu sehen. Weiß Gott! da war ich agreable und anständig gestimmt und rief wie Lord Byron: „das Leben ist doch schön!“ Ich könnte nun meinen Freunden viel erzählen von der antiken Tapferkeit unserer königlichen Prinzen, z. B. von der Feldtüchtigkeit und der hohenzollernschen Schlachtenruhe unseres Prinz-Admirals Adalbert in der Bataille von Nachod, von dem Benehmen und den Thaten der jetzt weltberühmt gewordenen Generale und ihrer Soldaten, von manchen Ziethen- und Seidlitz-Abentheuern und lustigen Husarencoups, von dem römischausdauernden Heldenmuthe des

37. Regiments bei Nachod, von dem posenschen Landwehrhusaren-Regiment und dem Oberst-Lieutenant von Glasenapp, dann ganz in specie Vieles — und manches noch sicher Unbekannte — von dem hochtragischen Schicksale des General von Benedeck und seiner eisernen Brigaden, von den Vorurtheilen und Aberglauben gewisser Herren, welche glauben, daß der Mensch erst beim Baron anfängt, vom Clam-Gallas, von Nierenleiden und dito Schmerzen, von der mathematischen Gewißheit, daß wir nach Wien kamen, wenn wir nur wollten, daß es dann aber gänzlich vorbei mit dem österreichischen Kaiserstaate, (und für immer!), von gewissen geheimen Instructionen des Herrn General von Benedeck, z. B. von einer solchen, die besagte, daß jeder Soldat eine nagelneue Uniform, ein noli me tangere, im Tornister haben müsse für den Einzug in Berlin (woher es denn auch gekommen, daß die Oesterreicher meist nur in ihren langen Mänteln in die Schlacht rückten und dann bei ihrer forcirten Beresinaflucht so ungeheuer genirt waren), von der in Mähren und in Böhmen jetzt umsichgreifenden Machination des kleinen Mannes zur Revolution, von dem soeben allda mit Blitzeseile ausgebrochenen sehnsüchtigsten Verlangen preußisch zu werden („Wer mag auf Nationen trauen! Man habe auch noch soviel für sie gethan." —); ich könnte ferner erzählen, wie man jetzt in Böhmen musizirt, tanzt, schwatzt, kocht, trinkt und liebt in kaiserlichen, weißen Uniformen und blauen Beinkleidern, aufgefunden in tausenden der auf der Fluchtgedränge weggeworfenen Tornister u. s. w. u. s. w., aber ich muß mir dies alles für künftige Tage ersparen, da ich zum morgenden Einzuge des schlesischen Füsilier-Regiments No. 38 in Breslau mir den Koffer packen lassen muß und keine Zeit zu verlieren habe. G.

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Der Theil der Selbstbiographie, in welchem unser unterirdischer Reisende seine Eroberer- und Herrscherthaten schildert, liest sich wie ein Abschnitt aus Cäsars Commentarien; auch wird sein Latein schwungvoll und gewinnt eine classische Reinheit. Daß er, der Schulmeister von Bergen, nachdem er aus seiner glorreichen Stellung als Himmelsgestirn bis zum Sänftenträger, politischen Verbrecher, Flüchtling und Ruderknecht herabgesunken, aufs Neue zur Höhe eines Monarchen emporsteigen würde, ward unserm vielgeprüften Helden auf der See geweissagt, da er noch simpler Ruderknecht war. Es begegnete uns, erzählt er, auf unserer Fahrt lange Zeit nichts Merkwürdiges; nachdem wir aber das Land aus dem Gesichte verloren, sahen wir erschreckliche Gesichter aus der Tiefe des Meeres hervorkommen. Dies waren Si-

renen, welche an unser Schiff geschwommen kamen, und um eine Almosen anhielten, so oft als sich Wind und Wellen ein wenig gelegt hatten. Der Oberleib dieser Sirenen war als eine wohlgebildete Jungfrau gestaltet, der übrige Theil aber war einem langen und schmalen Wallfische ähnlich. Ihre Sprache war von der in Martinia wenig unterschieden, so, daß einige Schiffleute ohne Dollmetscher mit ihnen reden konnten. Als mich eine unter diesen Sirenen um einen Topf voll Fleisch bat, und ich ihr denselben auch gab, sah sie mich sehr bedächtig an und sagte: Aus dir wird noch ein großer Held werden, und du wirst die ganze Welt beherrschen. Allein ich lachte über diese Prophezeiung, als über eine eitele Schmeichelei, ob die Schiffleute gleich auf das höchste betheuerten, daß die Prophezeiungen der Sirenen fast durchgängig erfüllet würden. Nachdem wir acht Tage zur See gewesen, wurden wir endlich Land ansichtig, welches die Schiffleute Picardaniam, das ist, das Elster-Land, nennten. Als wir in den Hafen einliefen, sahen wir eine Elster herum fliegen, von welcher mir gesagt wurde, daß es der General-Zoll-Inspector, und ein sehr angesehener Mann wäre. Hierüber konnte ich mich des Lachens kaum enthalten, weil ich hörte, daß eine Elster so ein ansehnlich Amt verwaltete, zumal da ich auch den Schatzmeister in der Luft herumfliegen sah: Und aus der Gestalt des Zoll-Inspectors schloß ich, daß die Fliegen allhier wohl würden die Zollbediente und Güterbeschauer sein.

Als unsere Waaren ausgeladen, kam eine große Menge Elstern herzu geflogen. Diese waren insgesammt Kaufleute. Als aber der Schiff-Patron auf's Land aussteigen wollte, befahl er mir und noch einigen andern, daß wir ihm folgen sollten, daß also in allem unserer viere waren, die wir das Schiff verließen, nämlich der Schiff-Patron, ich, und noch zwei andere Affen, deren einer der Commerzien-Rath, der andere aber der Dollmetscher war. Wir wurden von dem General-Zoll-Inspector zu Gaste gebeten, aber da war kein Tisch vorhanden, und weil die Picardaner sich auch keiner Stühle bedienen können, wurden mitten im Zimmer auf dem Boden Tischtücher aufgebreitet. Es wurden uns hier herrliche und niedliche Speisen, aber in sehr kleinen Schüsseln aufgetragen, und weil die Küche auf dem Oberboden war, so kamen allezeit vier Elstern mit einem jeden Gerichte herabgeflogen. Nach geendigter Mahlzeit führte uns der Zoll-Inspector in seine Bibliothek. Hier war ein großer Vorrath von Büchern anzutreffen, sie waren aber alle sehr klein, dergestalt, daß die größten und die Folio-Bände kaum so groß als unsere Kalender waren. Ich konnte das Lachen kaum verbeißen, als ich sah wie der Bibliothekarius in die Höhe flog und aus den obersten Fächern Octav- und Duodezbände herablangte.

In diesem Lande hielten wir uns nicht lange auf, daher ich von der Regierungsform, der Gemüthsbeschaffenheit und den Sitten der Einwohner nichts sagen kann. Es war damals alles in der größten Bewegung, weil nur kürzlich ein Krieg zwischen den Elstern und ihren Nachbarn den Krammetsvögeln entstanden, insonderheit aber, weil man drei Tage vor unserer Ankunft die Nachricht erhalten, daß die Elstern eine sehr große Niederlage erlitten, weswegen der commandirende General, nachdem man die Sache

untersucht, dahin verdammt worden, daß ihm die Flügel abgelöst werden sollten, welches hier eine sehr harte Strafe und wenig von der Todesstrafe unterschieden ist.

Nach einer dreitägigen und glücklichen Schifffahrt langten wir an den Ufern eines fast wunderlichen Landes an. Nachdem wir Anker geworfen, stiegen wir aus Land, und unser Dollmetscher ging mit einem musicalischen Instrumente, welches wir einen Baß zu nennen pflegen, vor uns her. Da wir nun hier alles leer und verlassen fanden, und keine Spur von irgend einer lebendigen Creatur anzutreffen war, so befahl der Schiff-Patron mit einer Trompete den Einwohnern unsere Ankunft kund zu thun, worauf alsbald ungefähr dreißig musikalische Instrumente oder Basse, die nur einen Fuß hatten, herzugelaufen kamen. Hier dacht ich, ich wäre bezaubert, weil ich auf meiner ganzen Reise nichts erstaunlicheres gesehen. Diese Baß-Violinen, von denen man mir sagte, daß sie die Einwohner dieses Landes wären, waren folgender Gestalt gebildet. Oben hatten sie einen langen Hals und einen ganz kleinen Kopf, der Leib an und für sich selber war enge und zusammengezogen und mit einer ganz glatten Rinde überzogen, dergestalt, daß zwischen dieser Rinde und dem Leibe selber ein leerer Raum zu finden war. Ueber ihren Nabel hatte die Natur einen Kamm oder Steg mit vier Saiten gesetzet. Die ganze Maschine aber stand auf einem einzigen Fuße, dergestalt, daß sie insgesammt auf einem Beine hüpfen und mit der artigsten Behendigkeit auf den Feldern herumspringen konnten. Mit der einen Hand hielten sie einen Fiedelbogen, mit der andern aber fingerten sie auf den Saiten. Als unser Dolmetscher sich mit den Einwohnern dieses Landes unterreden wollte, nahm er den Baß, den er bei sich hatte, in die linke Hand, den Fiedelbogen aber in die rechte, und fing an zu spielen, worauf ihm die Einwohner auf gleiche Weise alsbald antworteten, dergestalt, daß sie eine gute Weile wechselseitig gegeneinander fiedelten und ihre Meinungen auf diese Art einander zu verstehen gaben. Anfangs spielten sie ganz langsam und auch ziemlich gleichstimmig, kurz darauf aber fingen sie an dergestalt übelklingend gegeneinander zu fiedeln, daß einem die Ohren wehe thaten. Endlich wurde aber die Musik recht lieblich und wohlklingend, und sie spielten recht hurtig und angenehm. Als dieses die Unsrigen hörten, jauchzten sie vor Freuden, und sagten, nunmehr wären sie über den Preis der Waaren einig. Man sah hieraus alsbald, da sie anfangs ganz langsam gegeneinander gespielt, daß dieses nichts anders als der Willkommen auf beiden Seiten gewesen. Da es hernach so widerlich geklungen, hatten sie sich wegen des Preises der Waaren nicht vergleichen können; endlich aber, da die Musik wieder annehmlich wurde, und lieblich und hurtig gegangen, hatten sie sich mit einander darüber verglichen, und waren völlig einig geworden: Denn kurz darauf wurden die Waaren ausgeladen. Unter den Waaren, welche hierher gebracht werden, ist das Colophonium oder Geigenharz das vornehmste, womit die Einwohner des musikalischen Landes ihre Fiedelbogen bestreichen, welche das vornehmste Werkzeug ihrer Rede sind. Wenn demnach hier jemand eines Lasters überwiesen wird, wird ihm durch richterlichen Ausspruch

der Fiedelbogen genommen, und wenn er sich niemals desselbigen wieder bedienen darf, wird dieses der Todesstrafe gleich geschätzt.

Die Kinder sehen hier beinahe aus wie unsere sogenannten Stock-Violen, Diese bekommen aber keine Fiedelbogen, bis sie das dritte Jahr zurückgelegt. Wenn sie in das vierte Jahr getreten, werden sie in die Schule geschickt, daß sie von den Lehrmeistern unterrichtet werden, wie sie mit dem Fiedelbogen hin und herstreichen, und einen verständlichen Klang machen sollen, welches bei ihnen eben das ist, als wenn wir sagen, sie sollen in guten Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden. Unter der Zucht und Aufsicht dieser Lehrmeister bleiben sie nun so lange, bis sie recht zierlich fiedeln gelernt haben, und vollständig verstehen, wie sie die Saiten tractiren sollen, daß sie keinen widrigen Klang von sich geben. Dergleichen Knaben vexirten uns nicht wenig, indem sie uns beständig nachliefen und eines aufspielten. Unser Dolmetscher, der ganz wohl verstand, was dieses zu bedeuten hätte, sagte uns, daß diese musicalischen Knaben um Colophonium bettelten. So lange als sie bettelten, machten sie einen ganz sachten und langsamen Klang, wenn sie aber erhalten hatten, was sie suchten, spielten sie sehr geschwind und klar: und dieses hieß, wir bedanken uns.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenzen.

Aus der Rheinischen Pfalz. Die Stimmung der Rheinischen Pfalz ist wie die Bevölkerung eine gemischte. Der größere und im Durchschnitt auch wohlhabende Theil der Bewohner ist evangelisch, der geringere Theil ist katholisch. Während nun anderwärts der Majorität gegenüber die Minorität sich gewöhnlich in reservirter Stellung zu halten sucht, ist dies Verhältniß in der baierischen Rheinpfalz geradezu umgekehrt. Auffallend ist das recht offen zu Tage getreten seit etlichen Monaten, seit dem Ausbruch des Krieges zwischen Oestreich und Preußen. Als Ende Juni die ersten Lügenberichte von den ungeheuren Siegen der Oestreicher über die Preußen in das Land geschleudert wurden, da erhoben die unbedeutendsten Katholiken, selbst diejenigen, die nur von dem Brode der Evangelischen leben, auf einmal ihr Haupt, schimpften auf die Preußen so arg sie nur konnten, und bedrohten dabei die Evangelischen auf jede mögliche Weise. „Eure Zeit ist aus, jetzt seid ihr unten, denn Oestreich ist oben, Eure Häuser und Aecker werden wir nehmen, Eure Kirchen in Ställe verwandeln, und Euch selber ans Leben gehen, wenn Ihr euch nicht bucken wollt“ — solche und ähnliche Worte

wurden ausgestoßen und in einzelnen Gemeinden sogar in Thätlichkeiten umgesetzt, so daß die Gerichte dagegen in Anspruch genommen werden mußten. Fanatismus und Communismus gingen brüderlich miteinander Hand in Hand; nicht bloß der Glaube, auch der Wohlstand der evangelischen Bürger ward zum erwünschten Object des Angriffs gemacht. Wie vor 7 Jahren zur Zeit des italienischen Krieges, so wurden auch jetzt wieder von der Priesterschaft besondere Abendgottesdienste veranstaltet und lange Gebete für den Triumph der östreichischen Waffen gehalten.

Dem excessiven Gebahren der fanatisirten Katholiken gegenüber verhielt sich die Bureaukratie ganz passiv, wie wenn das ganze Land im tiefsten Schlafe läge. Man könnte geneigt sein, hierin ein außerordentliches Phänomen zu erblicken, wenn man nicht wüßte, daß ein Theil der pfälzischen Beamtenwelt den unwandelbaren Regulator ihrer politischen Bildung und Anschauung in der officiellen „Bairischen Zeitung“ besitzt. In dieser wird der bairische Patriotismus haarscharf nur nach der östreichischen Elle gemessen: Wer an Oestreich sich klammert und von diesem alles Heil erwartet, der ist ein braver Mann, wer aber nach Preußen neigt, der ist ein schlechter Patriot.

Es ist, als ob man alle Geschichte vergessen, oder ihr offen in's Angesicht schlagen wollte. Denn man mag die bairische Geschichte aufschlagen wo nur immer, überall auf ihren Blättern steht mit Lapidarschrift eingegraben, daß Bayern, das Stammbayern von keinem Herrscherhause in Europa so sehr mißhandelt worden ist als von dem Hause Habsburg; und wiederum, daß Baiern, das Stammbaiern einzig und allein gerettet wurde nur von dem Geschlechte der Hohenzollern. Baiern wäre ja vernichtet, sein Name wäre ausgetilgt vom deutschen Boden, wenn Friedrich der Große von Preußen nicht zur rechten Stunde es entrissen hätte den gefährlichen Klauen des östreichischen Adlers. Das aber will man in den Beamtenkreisen oben und unten nicht mehr wissen; die ultramontane Strömung in München wird maßgebend für die Provinzen, und ängstlichen Gemüthern scheint es beinahe wieder dahin kommen zu wollen, wie einst in den Tagen des Abelschen Ministeriums, unseligen Angedenkens, daß die Evangelischen sich niederknieen sollen vor der katholischen Hostie!

Und doch bilden die Evangelischen einen respectablen Theil der Bewohner von Baiern. Sind sie auch nur der dritte Theil der gesammten Bevölkerung, so sind sie doch in dem annektirten Anspacher und Bayreuther wie in dem Pfälzer Lande der intelligente, der wahlhabende und der numerisch überwiegende Theil. Auch der besonnene kann man hinzusetzen. Denn wenn in der Pfalz, gestützt auf die östreichischen Zeitungen die fanatisirte Menge von der katholischen Bevölkerung zu Excessen in Wort und That sich hinreißen ließ, so haben sich dadurch weder die aufgeklärten Katholiken noch die besonneren Protestanten irgendwie provoziren lassen, vielmehr haben diese eine ganz männliche Resignation entgegengesetzt, und dieß um so leichter, da jene Siegesberichte sich rasch auf einander als Lügenberichte entkleidet hatten. Aus dieser ruhigen und zuversichtlichen Handlung hat man den Evangelischen den

Vorwurf gemacht: daß sie preußisch gesinnt seien. Und in der That läßt sich dieses nicht läugnen. Denn nachdem der ultramontane Fanatismus den Krieg zwischen Oestreich und Preußen zu einem Religionskrieg gestempelt, und an Oestreichs Fahnen den Sieg des Katholicismus über alle Ketzer in Deutschland schon im Voraus geheftet hatte, so war es nur die logische Consequenz, daß die Evangelischen ihre Blicke nach Preußen richteten und den Triumph der Preußischen Waffen mit Freuden begrüßten. Ja, es gab Eltern, welche offen heraus es sagten: „Unsere Buben sind bei den Baiern, aber dennoch wünschen wir aus vollem Herzen alles Glück den Preußen um des evangelischen Glaubens willen, den die Pfaffen, im Bunde mit Oestreich uns rauben wollen."

Die Hoffnung verbrannter Köpfe auf solchen Raub, ist nun freilich zu Wasser geworden bei Königgrätz. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, versichern nicht Wenige, und käme es auf sie an, müßte sofort der Angriff erneuert und der Kampf bis aufs Messer geführt werden. An die Stelle des früheren Uebermuths ist jetzt der bitterste Ingrimm getreten, und die Hoffnung auf eine baldige Zertrümmerung Preußens und seine Degradirung zur Markgrafschaft Brandenburg ruht im tiefsten Grunde aller Ultramontanen diesseits und jenseits des Rheins. Dabei blicken sie nicht allein sehnsüchtig nach Sachsen, dessen Königshaus nach ihrer Meinung von Gott berufen sei, den Hohenzollern ein Dorn im Auge zu werden, sondern sie wünschen auch je eher je lieber den Tag herbei, an welchem die rothen Hosen sich aufmachen und geraden Weges nach Berlin marschiren müssen. Darum jubiliren sie über die sinnlosen Compensationsforderungen Frankreichs, und sehen darin schon den Anfang vom Ende des siegreichen Preußens, ohne dabei zu bedenken, daß Preußen vom specifisch preußischen Standpunkt die bairische Pfalz leicht hätte preisgeben können, und wenn dieses nicht geschehen, es damit nur seinen deutschen Standpunkt aufs Schönste dokumentirt hat.

Das Erbämlichste jedoch ist, daß die ultramontane Clique sich nicht schämt, an die traurigen Rheinbundszeiten zu appelliren, und zu behaupten, daß Baiern, Württemberg und noch andere Staaten durch Napoleons I. Gnaden entstanden seien und deßhalb auch Napoleon III. die heilige Verpflichtung als ein Erbtheil empfangen habe, über diesen deutschen Staaten seine schirmende Hand zu halten. In solche Versunkenheit kann der Fanatismus gerathen! Doch mögen diese häßlichen Creaturen mit dem Auslande coquettiren, wie sie wollen, und mögen sie am Verrath des gemeinsamen Vaterlandes spinnen, wie ihnen beliebt, so werden doch Nichts erreichen, vielmehr zu einem bleibenden Denkmal sich selber das Cainszeichen auf die Stirne brennen. Napoleon III. ist klüger als sie.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Ein besseres Geschenk konnte uns zur Siegesfeier der vorigen Woche nicht dargebracht werden, als das französische Rundschreiben, denn in ihm bekennt das Kaiserthum der Napoleoniden, daß es durch den Krieg dieses Sommers eben so gelähmt und desorientirt worden sei, wie das Habsburgische Kaiserthum. Mag Napoleon sich für den Schöpfer der gegenwärtigen Situation ausgeben, mag er selber zu dem, was er vollbracht zu haben glaubt, Bravo rufen, mag er sich und seinem Volke vorphantasiren, daß eigentlich nur Napoleonische Ideen ins Leben geführt worden seien, so bleibt doch immer die Thatsache bestehen, daß er in die Rolle des Zuschauers verwiesen ist. Das ganze Gemälde, welches er vom heutigen Europa entwirft, dient eben nur als Schleier, durch welchen jenes Factum bedeckt und beschönigt werden soll. Louis Napoleon entpuppt sich endlich als dasjenige, was er immer war, nämlich als Louis Philipp in höherer Potenz. Es ist nicht zu leugnen, daß französischer Sinn und französisches Wesen während der Herrschaft Napolens III. einen großen Einfluß auf Europa ausgeübt hat, die Tractaten-Stimmung ist von uns gewichen, das Vertrauen auf das traditionelle Recht, falls ihm nicht die entsprechende materielle Gewalt zu Gebote steht, haben wir abgelegt, und schließlich haben wir auch begriffen, daß das europäische System recht tüchtige Veränderungen ertragen könne, ohne gleich zu verhimmeln. Sicherlich ist diese schärfere Anspannung unserer politischen Sentiments der Einwirkung des Staatsstreiches zuzuschreiben. Aber es bleibt doch sehr die Frage, ob wir nur deshalb unsere Stimmung mit dem französischen Kaiserthum in Harmonie versetzt haben, um in desto lauterem Ton den Triumph des Cäsarimus verkündigen zu können. Wir wenigstes hegen eine andere, eine noblere Anschauung von den Zielen, auf welche die Geschichte lossteuert. Wir sind der Ueberzeugung, daß Europa sich cäsarisch eingerichtet hat, um das Staatsstreichthum desto erfolgreicher bekämpfen zu können und um aus dem Untergange des letzteren schließlich wieder ein Recht zu erzeugen, auf welches die Gesellschaft sich verlassen kann. Jede Macht vermag man nur mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Sehnt ein conservatives Volk sich nach dem Rechte, will es eine Herrschaft zuverlässiger Tractate von Neuem aufrichten, so muß es zunächst den unhaltbar gewordenen Rechtszustand zerstören, es darf nicht davor zurückschrecken, durch seine Glieder eine Art staatsstreichlichen Sauerteigs zu verbreiten. Das hilft nun ein-

mal nichts; überdies sehen wir ja, wie die Parteien bei uns wetteifern, um zu beweisen, daß sie den Gedanken unserer Zeit, welcher zugleich der Gedanke unserer Regierung ist, begriffen haben. Der Conservative löst sich von Parteisätzen los, die er früher wie unumstößliche Dogmen verehrte, der Fortschrittler, so weit er der Vernunft zugänglich ist, stellt sein Steckenpferd des Verfassungsrechtes in die Ecke und hilft bei der Arbeit, Preußen stark zu machen. Freilich scheinen wir hiermit das Programm des Staatsstreiches zu verwirklichen, daß es „keine Parteien mehr gebe", und daß die Thatsache das höchste Recht sei. Aber zugleich lebt in uns die Gewißheit, daß wir nur deshalb von früheren Standpunkten zurücktreten, weil wir durch sie nicht im Stande sind, eine dauernde allgemein giltige Rechtsgrundlage zu befestigen. Wir alle werden uns einigermaßen ungetreu, aber nicht aus cäsarischer Frivolität, sondern weil wir das wahre lebendige Recht suchen wollen, unter dessen Dach die späteren Generationen existiren mögen. Und Aehnliches ist in Betreff der auswärtigen Politik Preußes zu sagen. Das französische Rundschreiben malt das heutige Bild Europas mit so zuversichtlichem Pinselstrich, als ob nunmehr etwas Endgiltiges geschaffen, eine definitive Gestalt gewonnen wäre, welche keiner höheren Aufgabe dienen dürfe, als vor dem Altare des Napoleonismus zu opfern. Napoleon will seine Franzosen damit trösten, daß seine Geschicklichkeit hinreiche, die europäischen Schachfiguren in der Gruppirung, die sie jetzt einnehmen, festzuhalten und sie in dieser Position für seine Zwecke zu verwerthen. Doch da ist nichts Definitives. Für uns gilt der Ausspruch des Herrn Ministerpräsidenten, daß wir erst am Anfange unserer Aufgabe stehen. Preußen hat seine Heldenkraft probirt, und es wird dieselbe bewähren, indem es die Krone des Rechts auf seine Thaten setzt, — die Quelle des Unrechts und der Rechts-Auflösung verstopft, — die Krankheit der Vertragsscheu ausrottet. Preußen führt das Schwert, es feiert seinen Sieg, es feiert ihn mit Freuden, weil in ihm die Gewährleistung glorreichen Erringens und fernerer Triumphe liegt.

Wer kann sagen, welche Erschütterung morgen herausbricht, nachdem heute die Lage Europas für beruhigt erklärt worden, — welches Gewitter morgen heraufzieht, nachdem heute aus kaiserlichem Munde die Versicherung ertönte, daß der Himmel Europas wolkenleer sei. In dieser Hinsicht enthalten auch die Ereignisse auf Sicilien eine Lehre.

Zwar ist die Bewegung in Palermo unterdrückt, doch verhehlt man sich nicht die Bedeutsamkeit des Symptoms, welches an jenen Ereignissen zur Erscheinung gekommen. Die sogenannten Banden, die sich der Stadt Palermo bemächtigt haben, konnten ja nicht vom Himmel herabgeschneit sein, sie mußten sich in der Nähe der Stadt organisirt haben, sie mußten mit Führern, Geld, Waffen versehen worden sein. Und von all diesen Dingen hatte die Florentiner Regierung nichts geahnt? Dann bleibt nur der Schluß übrig, daß die Herrschaft Victor Emanuels über die Insel Sicilien eine höchst problematische ist, daß die inneren Districte der Insel nicht unter des Königs Controle stehen, daß das einige Italien noch nicht im Stande gewesen, Sicilien in den Kreis seiner Ideen und Organisationen aufzunehmen.

Sollte etwa auf jener Insel sich eine neue Phase der Nationalitäten-Agitation entwickeln? Sollte Sicilien die Parallele zu Candia werden? Es ist nicht zu leugnen, daß es eine eigene, ausgeprägte, selbstständige sicilianische Nationalität giebt, die mit dem, was man die italienische Nationalität nennt, herzlich wenig gemein hat. Die Sprache des gemeinen Mannes auf Sicilien wird nur aus Artigkeit und Herkommen italienisch genannt; sie trägt vielmehr eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Neugriechischen. In den Städten allein hat sich das italienische Idiom eingebürgert, der gemeine Mann hat treuer als die Kaufleute und Nobili der Städte die Erinnerung an das Griechenthum bewahrt, welches die Quelle der Cultur auf Sicilien war. Von Griechenland aus ist die Insel civilisirt worden, nach Griechenland zeigte Jahrhunderte hindurch die historische Magnetnadel Siciliens. Noch die byzantinischen Kaiser, so oft sie die Insel verloren, setzten ihre Ehre darein, Sicilien immer von Neuem ihrer Herrschaft zu unterwerfen, bis die Sarazenen, welche anfänglich als die Hülfsvölker der Kaiser aufgetreten waren, dort die Herrschaft an sich rissen.

Bei diesen Traditionen hat es für denjenigen, der die Völker nicht für Eintagsgeschöpfe hält, sondern die tiefe Gewalt der Ueberlieferungen in Betracht zieht, nichts Erstaunendes, wenn gleichzeitig mit der hellenisch-orientalischen Frage eine sicilische aufwacht. Und erkundigt man sich, wer den nervus rerum für die Bewegung hergegeben, so dürfte auch die Antwort hierauf nicht schwer sein. England hat seit den Kriegen des ersten Napoleon sich stets bemüht, die sympathetischen Fäden, die es mit Sicilien verknüpften, nicht zerreißen oder vermorschen zu lassen. Man weiß, daß die Engländer zu der Zeit, wo Napoleon I. das Festland Italiens unter seine Ruthe beugte, die Protectoren Siciliens waren, daß sie der Insel eine Verfassung gaben, daß die sicilianischen Stände für den britischen Löwen schwärmten, daß noch im Jahr 1815, als die jonischen Inseln dem Protectorat Englands überantwortet wurden, unter der Aristokratie und den commerciellen Klassen Siciliens eine starke Partei vorhanden war, welche auch für dieses Eiland ein ähnliches Protectorats-Verhältniß hergestellt wünschten. Später waren es die Interessen des Handels, welche Sicilien auf England hinwiesen. So lange das legitime Königshaus der Bourbons in Neapel herrschte, durfte England nicht daran denken, offen mit Sicilien zu experimentiren. Ist es aber nöthig, daran zu erinnern, daß Englands Schiffe es waren, welche den Freibeuterzug Garibaldi's nach Marsala geleiteten? England begünstigte den Sturz der Bourbons, und indem es dies that, bereitete es schon die Insel Sicilien für die Wiederaufrichtung des britischen Einflusses vor. Kannten andere Leute den hartnäckigen, stolzen, selbstständigen Character der Sicilianer nicht, so kannten ihn wenigstens die Engländer recht gut; sie wußten, daß früher oder später die Insel sich dagegen sträuben würde, von dem revolutionären Festlande aus regiert zu werden, und daß in dem Augenblick, wo Sicilien sich erhebe, die Epoche eines neuen britischen Protectorats anbrechen werde.

Sicherlich ist es eine Lebensfrage für England, im Mittelmeer einen

Stützpunkt zu suchen, von wo aus es der orientalischen Frage ins Gesicht schauen könne. Die jonischen Inseln sind an Griechenland abgetreten; Malta allein genügt nicht. Amerika strebt nach dem Besitz einer Insel im Archipelagus, Frankreich hofft Aegypten zu seiner Provinz zu machen, der russische Adler schwebt über dem Bosphorus. Ist es da etwa zu kühn, wenn man die englischen Kriegsschiffe, welche an den sicilianischen Küsten kreuzen, für die Vorboten eines wohldurchdachten Planes hält? Palermo mag wieder von Insurgenten gereinigt werden, so bleiben immer die wohlgerüsteten Banden, die das Innere der Insel in ihrer Gewalt haben; es bleibt die Aufregung, welche im passenden Moment benutzt werden kann, um einen Schmerzensschrei in Scene zu setzen und die Aufführung eines Abstimmungsdramas zu verlangen.

Vielleicht konnte dem Könige Victor Emanuel kein fataleres Geschenk gemacht werden, als dasjenige, welches ihm Garibaldi in den Schooß legte. Vielleicht hätte Victor Emanuel klug gehandelt, wenn er sich mit der Volturno-Linie begnügte. Und vielleicht sind es die Erfahrungen des Königs Victor Emanuel, welche unserer Regierung — den Schreiern gegenüber — den Beweis an die Hand geben, wie richtig es war, die Mainlinie zu ziehen.

Berlin's Sieges-Einzüge.

Die festlichen Tage, die nun auch hinter uns liegen, fordern zu einem dankbaren Rückblick auf Gleiches und Aehnliches in früheren Zeiten auf, und der Staatsanzeiger führt einen glücklichen Gedanken aus, wenn er zusammenstellt, was sorgfältige Chronisten uns von Sieges-Einzügen in die Hauptstadt aufbewahrt.

Dem ersten begegnen wir am 4. Mai des Jahres 1532, wo Kurprinz Joachim, als Kurfürst Joachim II., aus dem Feldzuge zurückkehrte, den er mit dem Kaiserlichen Heere zusammen gegen die Türken geführt. König Ferdinand hatte damals die Reichshülfe gegen den in Ungarn eingefallenen Erbfeind der Christenheit aufgeboten, und der Kurprinz von Brandenburg war zum Befehlshaber eines Niedersächsischen Contingents bestellt worden, dem auch die Brandenburger zugetheilt wurden. Mit 1100 Reitern und 4000 Fußknechten hatte Kurprinz Joachim am 10. August 1531 Cölln an der Spree verlassen, und mit welcher Besorgniß damals der Auszug so vieler Landeskinder gegen den „grausamen Türken" die Gemüther erfüllte, davon erzählt die, 1555 in Frankfurt „teutsch getruckte" Chronik Johannis Carionis. Sie sagt aus: „Als das geschah, kräheten zu Berlin etzliche junge Hähnlein, so kaum vor 2 Tagen ausgebrütet und aus den Schaalen gekrochen waren,

den ganzen Tag und auch die folgende Nacht, was doch ein ungewöhnlich Ding ist, weswegen es auch von Jedermann für ein Zeichen gehalten wurde." Die Brandenburger machten dem schon im Reiche wohlbegründeten Rufe ihrer Tapferkeit Ehre und Kurprinz Joachim schlug mit ihnen in Ungarn ein abgesondertes Türkisches Corps von 15,000 Mann, nahm den Befehlshaber desselben, Cassan-Bascha, gefangen und wurde dafür vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen. Während des Krieges hatte Kurfürst Joachim I. in Berlin mehrere Bettage angeordnet, denn die Sorge um das Schicksal der Landeskinder war groß, die Freude daher desto lebhafter, als endlich der Kurprinz siegreich aus Ungarn zurückkehrte.

Sehen wir, wie schon damals, vor jetzt 334 Jahren, der Siegeseinzug in die Hauptstadt des Landes sich gestaltete.

Zunächst findet sich ein Befehl des Kurfürsten an die Bürger Berlins und Cöllns, für den Tag des Einzuges die Straßen möglichst rein zu halten; dann Kurfürstliche Schreiben an die Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus, sowie an die Grafen von Ruppin, Hohenstein, Stolberg, die Herren v. Putlitz und v. Schenk, sowie eine große Anzahl anderer Ritter mit der Mahnung, sie möchten den rückkehrenden Kriegsvölkern gute Quartiere geben; endlich wurden sämmtliche Kurfürstliche Räthe nach Berlin beschieden und für Vorräthe an Lebensmitteln in der Stadt gesorgt.

„So waren denn die Einwohner bemüht, ihre Gassen und Straßen auszuzieren, daß es dem Prinzen auch gefallen möge. Die Stücke wurden aufgeführet, auch sogar die Thürme und Mauern mit Geschütz versehen. Eine auserlesene Mannschaft wurde ihm entgegengeschickt und nichts unterlassen, was zur Pracht und Freude dienen konnte. Das Kurfürstliche Schloß wurde mit den kostbarsten Tapezierungen ausgeziert, die Stühle mit gestickten Kissen bedeckt, alle Gemächer mit angenehmen Geruche erfüllet, und nichts gespahret, was alle Sinne erfreuen konnte. Da nun das Geschreye kam, daß der Printz nahe seye, zog Ihm der Herr Vater nebst seinem Sohne Markgraf Johannsen entgegen und machte Anstalt, wie alle Großen des Hofes und die ganze Ritterschaft folgen sollten. Da sahe man denn Pracht und Herrlichkeit, indem sich jeder auf's Beste mondirte. Die Priester gingen mit ihrem priesterlichen Ornate, die Raths-Collegien in ihrer ehrbaren Kleidung, denen die vornehmsten Bürger in ansehnlicher Frequenz folgten. Endlich aber folgte eine unzählige Menge Volkes, die alle dem Markgrafen entgegen gingen, also daß auch die vornehmsten Frauen und Jungfrauen sich nicht zu Hause halten konnten. Damit nun Markgraf Joachimus bezeugen möchte, wie angenehm ihm die Ankunft seines Herrn Vaters wäre, sprang er in seinem Harnische vom Pferde, und ging demselben zu Fuße entgegen, mit allem Ornat, womit ihn der Kaiser unlängst beschenkt hatte. Wie ihm denn auch der Kurfürst entgegen ging und vor Freude fast nicht reden konnte, und obgleich er bisher von keinem Schmerz zum Weinen beweget worden, so konnte er sich doch der Freudenthränen nicht enthalten. Indem er ihn nun umfaßt, sprach er:

„Ich danke dem ewigen Gott, daß ich Euch nach erhaltener Victorie

gesund wiedersehe. Der liebe Gott helfe, daß uns diese Wiederkunft glücklich und ersprießlich sei!"

Ein Mehreres ließ ihn die Liebe und Freude und die daher fließenden Thränen nicht reden, worauf dann einer von denen vornehmsten Ministris die eigentliche Fest-Anrede hielt, deren Schluß also lautete:

„Wir sind auch bereit, vor Eurer Fürstlichen Gnaden unser ganzes Vermögen hinzugeben, obgleich Euer Fürstlich Gnaden durch diese Contestation, bei unserer Armuth, schwerlich vielen Nutzen haben werde!"

Der Kurprinz antwortete darauf: Ob Mir zwar die ungemeine Liebe und Gnade Meines Herrn Vaters aus mehr als 600 Proben bekannt ist, so erhalte ich dennoch davon an dem heutigen Tage die allerhöchste und prächtigste, die ich daher auch mit gebührender Veneration und danklichem Gemüthe erkenne und muß wohl gestehen, daß mir der erhaltene und von Gott verliehene Sieg sehr angenehm gewesen. Aber wie viel angenehmer ist mir die Ehre und Gnade, die mir von meinem Herrn Vater erwiesen wird. Ich habe zwar jederzeit gewünscht, mich um das Vaterland wohl zu verdienen und all mein Vermögen anzuwenden, daß ich meinem Herrn Vater gefällig sein möge. Habe ich nun solchen Zweck einigermaßen erreicht, so ist mir's eine herzliche Freude: was aber bei dem erhaltenen Siege und andern Verrichtungen durch mich geschehen, solches schrieb ich nicht mir, sondern der großen Güte Gottes zu. Ich rühme daneben der gesammten Märkischen Stände Treue und Zuneigung gegen mich und versichere, daß sie sich zu auch Alles zu versehen haben, was sie nur von einem rechtschaffenen Fürsten verlangen können.

Nun wurde der „triumphirende Churprintz" von seinem Vater in die Mitte genommen, und zog also in die Stadt hinein. In der ersten Suite waren die Spolia, die er dem Feinde abgenommen und die gemachte Beute, sammt denen Gefangenen, nebst den Größten des Hofes. Hernach zog die victorieuse Armee, alle in Cürassen, dann der Adel und die Bürgerschaft nebst allem Volk. Allenthalben, wo der Markgraf seine Augen hinwandte, war Alles erfüllt mit Glückwunschrufen: „Ist das nicht ein glücklicher Tag, den wir hier erlebt haben, da wir unsern victorisirenden Churprintzen wiedersehen!"

Solchergestalt ist der Einzug mit großer Feierlichkeit durch eine ungemeine Menge Volkes geschehen. Die Fremden hatten sich von allen Oertern und Enden eingefunden, und hatten in allen Straßen, da der Durchzug geschehen, doppelte Reihe gemachet. Durch dieselbe wurde der Prinz nach dem Schloßplatze begleitet. Daselbst stieg er vom Pferde ab und ließ sich von der Geistlichkeit in den Dom begleiten, woselbst die eroberten Fahnen aufgehängt wurden. Nach diesem wurde der Prinz von seiner Gemahlin und Kindern empfangen, und nun ging es an ein „starkes Umfassen und Glückwünschen", während dessen die Stücke und alles grobe Geschütz nach Herzenslust gelöset, mit allen Glocken geläutet, alle Orgeln in den Kirchen gespielt, und allerhand musikalische Instrumente gehöret wurden.

Von Frankfurt fanden sich die Gelehrten mit Carminibus und Glück-

wünschen häufig ein. In Summa, „es war überall eine so große und einmüthige Freude, daß man bisher noch nichts Prächtigeres im Lande gesehen.“

Bei der damaligen Ummauerung und theilweisen Umwallung Berlins kann der Einzug im Jahre 1532 nur durch das Köpnicker- oder Gertraudten-Thor stattgefunden haben. Von beiden führten nur enge und theils gekrümmte Straßen zum Domplatze, bis auf die Breite- und Brüderstraße, die nach damaligen Gewohnheiten schon zu den sehr geräumigen Straßen gehörten. Der Dom stand zu jener Zeit noch auf dem jetzigen Schloßplatze, zwischen der Brüderstraße, Breitenstraße, der langen Brücke und dem Schlosse. Wahrscheinlich hat also die Begegnung vor der Stadt auf den Rollbergen oder in der Gegend des „dustern Kellers“ stattgefunden.

Den zweiten Sieges-Einzug sah Berlin in der glorreichsten Zeit des Brandenburgischen Kurstaats, 1678, nach der Rückkehr des großen Kurfürsten von der Eroberung der Insel Rügen. Schon hatten die Schlachten bei Warschau, Nyborg und Fehrbellin bewiesen, daß Europa von jetzt an auch mit einem Brandenburgischen Heere zu rechnen habe, ein stehendes Heer war bereits nach schwerem Ringen mit den Ständen geschaffen, und diesmal hatte der rothe Adler sogar seine Schwingen zur See entfaltet, denn mit 350 Fahrzeugen unter Brandenburgischer Flagge, allerdings die meisten nur für diesen Zweck gemiethet, aber doch auch 11 Kurfürstliche Schiffe darunter, — hatte die Ueberfahrt von Peenemünde nach der Insel Rügen stattgefunden und die Landung bei Neuen Kamp über den Besitz derselben entschieden. Von diesem Feldzuge kam der Kurfürst — so erzählt v. Buch in seinem oft citirten Tagebuche —, am 1. December nach Spandau und hielt von dort aus seinen Einzug in Berlin.

„Man hatte vom Georgenthore an, durch welches wir einzogen, bis an die Treppe des Schlosses, sehr schöne Triumphbogen und andere Verschönerungen angebracht, die sehr reizend waren. Auf dem Flusse hatte man zwei Forts errichtet, die einen Lärm wie aus der andern Welt machten.“

Auf diese wenigen Worte beschränkt sich die Nachricht von Buch's über diesen wahrhaften Triumph-Einzug, der in seinen Veranstaltungen viele Aehnlichkeit mit dem Einzuge König Friedrich Wilhelm IV. 1840 nach der Königsberger Huldigung hatte, und jedenfalls an Pracht der Ausschmückung den Einzug König Friedrichs I. nach seiner Krönung im Jahre 1701 übertroffen haben muß; es hat sich ein mit Holzschnitten und selbst Kupferstichen geziertes Flugblatt: „Sieghafter Einzug des Kurfürsten in Dero Residentz und Festung Berlin am 2. December 1678“ erhalten, welches der Magistrat herausgegeben zu haben scheint, aber allerdings jetzt sehr selten geworden ist. Zwei andere Flugblätter haben die Festpredigt in St. Nicolai und die sämmtlichen Anreden des Magistrats aufbewahrt. Dieser und sonst vorhandenen Quellen entnehmen wir Folgendes:

Der Magistrat hatte in besonders feierlicher Sitzung beschlossen, die

unvergleichlichen Thaten Sr. Kurfürstl. Durchlaucht mit „ungemeinen und vor dem in diesem Orte (Berlin) nimmer gebräuchlichen Ehrenwerken feiern zu wollen", welcher Resolution auch die zur Sitzung eingeladenen Kurfürstlich Geheimbden Räthe beistimmten.

Zu diesem Ende begab sich der Magistrat am 2. December vor das St. Jürgen-Thor, also in die Gegend des jetzigen Alexanderplatzes, um den Kurfürst dort zu empfangen und sich dann dem Einzuge anzuschließen. Der Kurfürst muß also, da er von Spandau kam, von dem Spandauer Thore (jetzt in der Gegend des Haack'schen Marktes) um die Stadtmauer herum bis zum St. Jürgen- (später Königs-) Thor gefahren sein. Die Anrede wurde von dem Burgemeister von Berlin, Herrn Tiefenbacher, unter Assistenz der Magistrate von Köln, Friedrichswerder und Dorotheenstadt, sowie der Eximirten sämmtlicher Städte gehalten.

Im Gefolge des Kurfürsten befanden sich die ganzen kurfürstlichen Herrschaften, d. h. die Kurfürstin und deren Kinder; dann die Landgräfin von Hessen, Schwester des Kurfürsten, mit ihrer Tochter; die Herzöge von Holstein und von Curland, der Holländische Admiral Tromp, sämmtliche Minister und viele Generäle. Nachdem das ebenfalls festlich geschmückte Festungsthor passirt war, empfingen den Kurfürsten an den Klosterstraßen-Ecken zwei 40 Fuß hohe, mit Guirlanden umwundene Säulen, von denen herab zwei Bildsäulen, die Fama und die Victoria, eine Kette über die ganze Breite der Straße hielten, in deren Mitte lateinische Verse den Sieger begrüßten. An den Ecken der Jüdenstraße standen zwei ebenfalls 40 Fuß hohe Pyramiden; auf der einen der kurbrandenburgische Adler, auf der anderen der Pommersche Greif. Sie waren, da die Verse an der Klosterstraße sich direct an den Kürfürsten gerichtet hatten, der Kurfürstin gewidmet, und zeigten auf den Begrüßungstafeln die folgenden Verse:

Der König der Vögel soll billig regieren,
Und greifen die Greifen, die müssen verlieren!
Sieh' Mutter des Landes, betrachte das Bild,
Und bleib' in Berlina dem Rathe nur mild! —

An den Spandauer-Straßen-Ecken, also unmittelbar vor dem damaligen Rathhause und an die noch jetzt stehende alte Gerichtslaube angelehnt, war eine Ehrenpforte von 50 Fuß Höhe errichtet, welche die ganze Breite der Straße einnahm und alle 4 Ecken der Häuserreihen berührte. Zwei Thore befanden sich in der Königsstraße und zwei Thore in der Spandauerstraße. Der ziemlich massive Unterbau war 35 Fuß hoch und mit einer Gallerie versehen, von welcher sich ein achteckiger tempelartiger Oberbau erhob. An den Ecken trugen und stützten das ganze vier starke Säulen, und 8 Nischen hatten 8 allegorische kolossale Figuren aufgenommen. Es waren die Magnanimitas als Kurfürst Friedrich Wilhelm selbst, die Modestas als Kurfürst Friedrich I., die Fortitudo als Albrecht Achilles, die Eloquentia als Johann Cicero, die Justitia als Joachim I., die Autoritas als Joachim II., die Sapientia als Johann Georg, die Pietas als Joachim Friedrich. Obenauf standen die Clementia als Johann Sigismund und Prudentia als Georg

Wilhelm. Auf der Spitze des Oberbaues stand ein geharnischter Held. Er sollte auf die „Virtutem heroicam des jetzigen höchstlöblichen regierenden Kurfürsten" hindeuten. Acht Personen in ledernen Kollern mit schönen Schärpen und Partisanen, 4 Geharnischte und blumenstreuende weißgekleidete Jungfrauen umgaben diese Heldenfigur.

Bei dieser Ehrenpforte war Musik aufgestellt, welche eine „Aria“ begleitete, die dem Kurfürsten vorgesungen wurde.

An den Ecken der Heiligengeiststraße waren zwei Seeschiffe auf viereckigen „Machinas“ aufgestellt, um an die gelungene Seefahrt zu erinnern. Man hatte sie gerade hierher gestellt, da ja nun „das Wasser des Spreestroms in der Nähe war."

Die lange Brücke, damals noch nicht die jetzt vorhandene, erst von Kurfürst Friedrich III. gebaute, scheint der Culminationspunkt für die Ausschmückung gewesen zu sein. Die Geländer der Brücke waren in eine fortlaufende Wand von grünem Tannengebüsch verwandelt, von 5 zu 5 Fuß aber mit kleinen „Pyramidibus“ versehen. In der Mitte der Brücke stand wieder eine Ehrenpforte mit 3 Thoren. Obenauf der Pegasus in natürlicher Pferdegröße, und über der mittleren Durchfahrt das Bild des Kurfürsten als Triumphator und eine Quadriga. An den Zugängen zur Brücke vier Trophäen auf hohen Postamenten. Auf der Spree rechts und links der Brücke zwei auf Flößen erbaute Schanzen, und am Ufer auf dem Schloßplatze ebenfalls zwei Schanzen, aus denen mit Geschütz während der Durchfahrt lustig kanonirt wurde, wobei auch eine fröhliche Musik nachhallete." Das Ganze muß, nach Zeichnung und Beschreibung, einen wirklich großartigen Eindruck gemacht haben.

Bis hierher hatte der Magistrat von Berlin die Veranstaltung getroffen. Nun hatte der Magistrat von Kölln in der Mitte zwischen der langen Brücke und der Domkirche einen Triumphbogen erbaut, durch welchen der Kurfürst bis zur Kirche fahren mußte. Zwischen dem Dom und dem Schlosse war der Magistrat des Friedrichswerders eingetreten, und hatte ebenfalls eine Ehrenpforte erbaut, auf welcher acht Mohren einen colossalen Kurhut trugen, auch Fahnen und sonst allerlei „mohrianische Instrumente" führten. Hier überreichte eine „romanisch und sonst kostbar gekleidete Prinzessin" dem Kurfürsten einen Myrthenkranz mit den Worten:

„Nimmb, nach eingenommner Schantz,
Hin den grünen Myrthenkranz!"

Den Schluß der Ausschmückung machte im Schloßhofe selbst die nicht weniger als 48 Fuß hohe Reiterstatue des Kurfürsten selbst, die nach der Abbildung eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Schlüter'schen Meisterwerke auf der Kurfürstenbrücke hat, — 48 Fuß sind die halbe Höhe des jetzigen Schlosses — das Bildniß muß also einen überwältigenden Eindruck gerade in dieser Umgebung gemacht haben. Zwei mächtige Palmenbäume rechts und links neben demselben wölbten sich über ihm zu einem Bogen, auf welchem der Kurhut schwebte. Neben den Palmen standen Ceres und Bacchus auf Postamenten. Bacchus saß auf einem Schlauche, aus welchem Wasser her-

vorströmte. Rechts und links schlossen Obelisken und Decorationen, deren guirlandenumwundene Spitze Sonne und Mond trugen.

Aber auch die Dorotheenstadt hatte sich ihre Betheiligung an der Ausschmückung nicht nehmen lassen. Sie hatte den Durchgang vom ersten zum zweiten Schloßhofe und den Weg bis zum „Wändelstein" (Wendeltreppe) mit Säulen, Obelisken und Ehrenbogen reich verziert, so daß der Kurfürst bis zum Eintritt in seine Gemächer von Huldigungen aller Art umgeben war.

Der Dritte, freilich in seinem Hauptzweck, — dem König Friedrich dem II. bei seiner Rückkehr aus dem siebenjährigen Kriege nach Berlin, den Dank und die Freude der Berliner zu bezeigen —, verfehlte Einzug, fand am 30. Mai 1763, also vor hundert und drei Jahren statt. Die Stadt hatte bei der großen Noth und Armuth, welche der Krieg verursachte, ihr Möglichstes gethan, um dem siegreichen Monarchen eine würdige Huldigung entgegenzutragen, und Gotzkowsky erzählt in seinem bekannten Buche „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns," daß an dem Tage, wo die Rückkehr des Königs aus so vieler Gefahr stattfinden sollte, keine Seele in der ganzen Stadt zu Hause blieb, daß alle Straßen von Menschen wimmelten, und daß schon vom frühen Morgen an, die Bürger in ihren besten Festkleidern, den Weg des Königs vom Frankfurter Thor bis zum Schlosse besetzt hatten, und die freie Durchfahrt in Ordnung gehalten. König in seiner „Historischen Schilderung von Berlin" sagt aber, daß die ganze Veranstaltung fehlgeschlagen wäre, weil der König statt früh, erst spät Abends zwischen 8—9 Uhr eintraf, als es schon ganz dunkel geworden war, und in der Eile Fackeln herbeigeschafft werden mußten, damit man doch nur etwas von der versammelten und nach Möglichkeit geschmückten Menschenmenge sehen konnte. Der König kam in einem einfachen Reisewagen, in welchem sich der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der General von Lentulus mit ihm befanden. Die Spalier bildende Jäger-Compagnie hatte sich eine halbe Meile vor dem Frankfurter Thore bis zu diesem und weiter die Frankfurter Linden entlang, bis zum Innern der Stadt aufgestellt. Der trüben Gemüthsstimmung des Königs, wahrscheinlich durch den Gedanken an die schweren Opfer und Verluste des Krieges veranlaßt, scheint der Jubelruf aber zu viel gewesen zu sein, denn er wich, sobald er konnte, im Innern der Stadt, dem weiteren Empfange aus und fuhr durch die Vorstädte nach dem Schlosse. Sehen wir aber wenigstens, was die Stadt gewollt, um den siegreich Königlichen Helden zu feiern.

Am Frankfurter Thore war eine Ehrenpforte gebaut. Sie hatte eine mittlere Durchfahrt und zwei kleine Durchgänge daneben. Eine Balustrade umgab den mit grünen Tannen geschmückten Bau. Uber der Durchfahrt schwebte der Preußische Adler und über den Nebenpforten waren Lateinische Inschriften angebracht, welche Professor Ramler entworfen hatte. Neben der Ehrenpforte und am Fuße der Balustrade waren zwei mit Ketten an Kanonen geschlossene Sklavengestalten auf zertrümmerten Waffen, von Tro-

phäen und Palmenzweigen umgeben, angebracht. Alles nach den Plänen des Königlichen Bau-Inspectors Triebel.

Außerdem war eine Panthea Borussorum nach dem Vorschlage Ramlers aufgestellt, das heißt, eine weibliche Gestalt, welche die verschiedensten Attribute in sich vereinigte: Die Leyer der Musen, die Wageschaale der Gerechtigkeit, das Horn des Ueberflusses der Ceres, die Mauerkrone der Cybele und den Medusenpanzer der Minerva.

Auf diese Ehrenpforte beschränkt sich die äußere Ausschmückung des festlichen Tages. Die Stadt war nicht im Stande gewesen, aus dem Gemeindesäckel mehr zu thun und mußte es der Bürgerschaft überlassen, durch festliche Erscheinung und corporatives Auftreten den belebten Schmuck der Stadt zu vervollständigen. Man wendete sich an den Freund des Königs, den Marquis d'Argens, welcher Rath ertheilen sollte, wie man am besten den Sieger empfangen könnte. Der Marquis scheint sich mit dem Kaufmann Gotzkowsky und den Gilde-Vorstehern, so wie mit Magistrats-Mitgliedern in Verbindung gesetzt und es gebilligt zu haben, daß keine zu kostbaren Veranstaltungen mit Bauten getroffen würden, damit der König keine falschen Begriffe von dem Wohlstande der Stadt erhielte, denn dieser war allerdings während des Krieges außerordentlich gesunken; selbst die Einwohnerzahl hatte sich sehr bedeutend verringert. So wurde denn besonders auf die Betheiligung der Innungen und Gewerke gerechnet, und diese erfolgte auch in fast eben so ausgiebiger Weise, als bei dem Einzug Friedrich I., 1701, von welchem Willen im Berlinischen Kalender eine so vollständige Beschreibung aufbewahrt.

Wie immer und dies als ein altes Vorrecht in Anspruch nehmend, zeichnete sich das Schlächtergewerk durch seine Erscheinung zu Pferde aus. Es erschien in zehn Zügen, mit Musik und Standarten, in braunen Röcken mit silbernen Knöpfen und rothseidenen Bandschleifen geziert. Die Standarte der Altmeister war die alte der Innung, die der jüngeren Innungsgenossen war neu angefertigt worden.

Auch die Schützengilde erschien zu Pferde mit Trompetern, Pauken und Standarte.

Die Kaufmannschaft und 2 Compagnieen junger Kaufleute, mehrere Compagnieen der Französischen Kolonie, eine Dragoner-Compagnie, eine Grenadier- und eine Kadetten-Compagnie bildeten die uniformirten und bewaffneten Corporationen beim Einzuge.

Vor dem Frankfurter Thore hatten sich der Kriegsminister Reichsgraf von Reuß, die Königlichen Stallmeister Bogislav von Schwerin und Graf von Schaffgotsch, und der Feldpostmeister mit 9 Feldpost-Secretairen und 72 Postillonen, so wie der Marquis d'Argens versammelt, um die Ankunft des Königs zu erwarten, die sich um acht volle Stunden verzögerte! Als sie endlich erfolgte, bewillkommnete der Magistrat den König unter der Ehrenpforte, und die Chefs der Französischen Compagnieen, Messieurs Jtier und Clauce, überreichten eine in hellblauem Sammet eingebundene Ode. Der Zug hatte sich schon beim Empfang des Königs vor dem Thore gebildet, und die dort aufgestellt gewesenen Corporationen schlossen sich nun demselben

an; der König selbst ließ ausbiegen und fuhr unbemerkt durch dunkel gebliebene Straßen durch das Schloß, während der Zug durch die Königstraße bis zum Schlosse zog, allerdings nur sparsam erhellt durch die Fackeln, welche überhaupt noch hatten angeschafft werden können.

Die Enttäuschung des eigentlichen Einzugstages wurde zwar am Tage darauf durch den Empfang der Vorstände und Führer aller Corporationen im Schlosse wieder gut gemacht, bei welchem der König die Bewillkommnungsgedichte persönlich entgegennahm, die am Abend vorher nicht hatten angebracht werden können. Am 4. April kam die nachträgliche Verherrlichung des Sieges-Einzugs durch eine ebenso glänzende als allgemeine Illumination der ganzen Stadt zur Ausführung, während der König selbst mit dem ganzen Hofe in Staatskarossen diese Beleuchtung in Augenschein nahm. An ausführlicher Beschreibung derselben fehlt es nicht.

Der vierte und letzte Siegeseinzug vor dem eben stattgehabten, fand am 7. August 1814 statt, wo König Friedrich Wilhelm III. mit seinen Söhnen und vielen Generalen der Armee an der Spitze der Garden in Berlin einzog, nachdem er es am Tage vorher abgelehnt hatte, daß die Veranstaltungen ihm gelten sollten. „Er könne und wolle sie für seine Person nicht annehmen.“ Solle die ganze Festlichkeit aber dem Heer und seinen Söhnen gelten, so sei er gern bereit, sich dem würdigen Feldmarschall Fürst Blücher und den Garden — welche in diesem Augenblicke als eine Deputation der ganzen Armee und als der würdige Repräsentant angesehen werden könnte, anzuschließen und sie selbst in Berlin einzuführen.

Der König war am 3. August mit seinen Söhnen, dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm, unerwartet nach Potsdam gekommen, hatten mitten unter den dort veranstalteten Festlichkeiten seine auf dem Schlosse versammelten Kinder überrascht, und dann den 4. dort in aller Stille zugebracht. Am 5. kam der König nach Berlin und ließ sofort die Minister, so wie die Magistrats- und Stadtverordneten-Vorsteher in das Königliche Palais bescheiden. Schon auf der Fahrt zum Palais hatte er die Vorbereitung zu dem am 7. gehofften Einzuge gesehen und ließ sich darüber Bericht erstatten. Unter Anerkennung der wohlgemeinten Absicht lehnte er aber alle mit Glanz und Siegesgepräge verbundenen Feierlichkeiten ab, weil dergleichen von jeher seinem Charakter und seinen Grundsätzen entgegen gewesen und nahm alle Huldigung und Freude nur für die Armee in Anspruch, welcher vor Allem der Dank des Vaterlandes gebühre. Glücklicherweise bedurfte es nur weniger Abänderungen, um bis zum nächstfolgenden Tage vollständig auf den Willen des Königs einzugehen und Alles zu entfernen, was sich in Zier und Emblemen auf die Person des Königs bezog.

Die Victoria auf ihrer Quadriga war wieder an ihrem alten Platze, aber noch durch 4 große Leinwandflächen verhüllt, welche erst in dem Augenblicke fallen sollten, wo die Truppen sich dem Thore nähern würden. Auf dem innern Thorplatze waren Laubgewinde zwischen Flaggenbäumen, auf dem

äußern Thorplatze aber, zwischen dem Thore und den damals vor den Bäumen stehenden Statuen des Apollo und Hercules, war, im Anschluß an das Thor, eine Säulen-Rotunde von 43 Fuß Höhe errichtet, auf jeder Säule eine Nike den Einziehenden einen Lorbeerkranz entgegenhaltend. Die Namen der großen Schlachten waren auf Tafeln zwischen den Säulen angebracht, und Kandelaber zu Feuerbecken hinter ihnen aufgestellt.

Das Wetter schien dem festlichen Einzuge nicht günstig werden zu wollen, denn bei der ersten Aufstellung der von Potsdam gekommenen Truppen auf der Chaussee nach Charlottenburg, und zwar vom großen Stern an, wo die Königlichen Prinzen, welche den Feldzug mitgemacht, und die Generalität sich versammelten, hatte es geregnet, klärte sich aber glücklicher Weise bald auf. Der König hatte die Nacht in Charlottenburg zugebracht, von wo er zu Wagen bis zu den Truppen kam, hier zu Pferde stieg und sich, vom lauten Hurrah derselben begrüßt, an ihre Spitze setzte.

Vor dem Eintreffen des Königs hatte sich eine Deputation von Dienstmädchen bei der Generalität eingefunden und überreichte für die Truppen vier silberne Trompeten auf einem seidenen Kissen. Sie waren mit der Inschrift versehen: „Die dienenden Jungfrauen Berlins den tapferen Kriegern," und das 1. Garde-Regiment zu Fuß bewahrt noch jetzt eine derselben bei seinen Fahnen in der Fahnenkammer des Königlichen Schlosses zu Potsdam. Auch das leichte Garde-Cavallerie-Regiment — damals aus 1 Escadron Dragoner, 1 Escadron Ulanen, 1 Escadron Husaren und 1 Escadron Kosaken bestehend — erhielt eine davon und ist dieselbe wahrscheinlich durch das später formirte Garde-Ulanenregiment an das aus diesem entstandene Garde-Kürassierregiment übergegangen.

Die Truppen rückten bis zu der Säulen-Rotunde vor dem Thore, wo nur der Magistrat und die Stadtverordneten sich aufgestellt hatten, da man nach der erhaltenen Königlichen Weisung verfahren wollte. Die damaligen Gardetruppen bestanden nur aus dem 1. und 2. Garde-Regiment zu Fuß, dem Garde-Jäger-Bataillon, den Garde du Corps, dem leichten Garde-Cavallerie-Regiment und der Garde-Artillerie. Wie jetzt, ging auch damals der Marsch durch die Mitte der Linden-Promenade über die Opernbrücke — sie existirt nicht mehr und ist zwischem dem Palais der Königlichen Prinzessinnen und der Königswache überwölbt, — über die Brücke (jetzt Schloßbrücke) bis zum Lustgarten, der damals noch von hohen Pappel-Alleen umgeben war und aus einem sandigen Platze zwischen zwei Wasserläufen — dem Dom und dem Schlosse bestand. Auch an der Brücke waren Trophäensäulen aufgestellt worden.

Im Lustgarten selbst, vor der damals noch dort stehenden Statue des „alten Dessauers" war ein Altar errichtet, den die Geistlichen aller Confessionen umstanden, und vor welchem der König mit seinen Söhnen Platz nahm. Die Infanterie stand in Colonne innerhalb, die Cavallerie außerhalb der Umfassungs-Allee. Als die Aufstellung beendet war, hielt der Feldprobst Offelsmeyer die Festrede, welche mit zwei Versen des Liedes: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut!" eingeleitet worden war. Die gottesdienstliche

Feier schloß mit Gebet, während dessen der König auf das Knie sank, und Alle mit ihm!

Die Glocken des Doms und aller Kirchen stimmten in das vom Kanonendonner begleitete „Herr Gott Dich loben wir!“ ein, worauf der König sich in das Schloß begab, dort die Glückwünsche der Gesandten und Behörden entgegennahm, die Truppen aber in die Quartiere entlassen wurden.

Es sind Capitel-Ueberschriften zu eben so vielen Abschnitten der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte — diese vier Sieges-Einzüge. Wie verschieden in ihrer Form und Bedeutung, und doch wie so Eins in dem Antheil, den nicht allein die Einwohner Berlins, sondern das ganze Volk an ihnen nehmen, und immer wieder nehmen wird, wenn es der Armee und der Führung Seiner Könige den Dank des Vaterlandes auszusprechen und zu veranschaulichen hat.

Die Mystiker.

(Fortsetzung).

5.

Des anderen Morgens nach dem Gesellschaftsabend beim Fürsten Liewen erschien die junge Gräfin nicht gewohnter Weise durch geistvolle Reflection in ihrem sehr flüchtigen Geisten gesammelt, vielmehr war sie ein Spiel phantasievoller Eindrücke, die ihr durch Erlebnisse an jenem Feste geworden. Eine zärtliche Blässe war über sie ausgegossen, eine süße Unruhe. Sie hatte zu einer sorgfältigen Toilette nicht Zeit gefunden. In den überworfenen, weißen Gewanden bewegte sich freier die blühende Gestalt; eine entnestelte Locke der glänzend schwarzen Haarfülle fiel auf den leuchtenden Hals herab. Sie erschien außerordentlich schön, theils durch vorherrschend leidentliche, poetische Stimmung, theils durch die verrätherische, nachlässige Gewandung.

Aufathmend wie ermüdet sank Mathilde in den Divan und sprach vor sich hin: Noch schwirren mir verworren diese Töne, die wundersam verschlungen gleich Zephyretten die Prachthallen zauberisch durchwebt, so hold, daß die Sinne leicht beschwingt sich in ihren luftigen Tanz verflechten. Glanz und Schönheit dieser Gäste wogt mir im Innern auf und ab, — o aller Sterne funkelnd fesselndster ist dieser Fremdling. Ha Geist, Gewissen, Ernst! bezeugt es mir: ich trat zu diesem Feste nicht herein, empfänglich für andern Reiz als den der Phantasie. Befriedigt, unbedürfend war mein Herz; nichts verlangt' ich weiter als die flüchtige Freude. Nun rinnt ein Murmeln durch den Saal, erstaunend öffnet sich der Kranz der Gäste, und Aller Augen haf-

ten an dem hohen Mann, dessen Blicke suchend, groß fragend umherschweifen. Entschieden naht er mir, erliest mich zum Tanze. Was er mir dann gesagt, nur träumend hört' ich. Dieser stolze Mund sprach begeistert von der Schönheit der Gestalt, von Frauenschöne. Gewaltsam entriß ich mich dem Traum und Rausch. Sein Gespräch, sein Anblick verflocht mich wundersam. Kein Ueberschwengliches, kein Treiben unerklärter Mächte — einfriedigende Grenzen, Natur, Poesie. Und nun umflossen magisch von der süßen Nacht im Parke mit den Uebrigen wandelten wir unter dem Sternenzelt. Wundernd, mit offener Seele am schönen Schein des funkelnden Gewölbes hinschweifend sprach er in religiöser Ehrfurcht von der untrüglichen Plastik der himmlischen Gestirnung, und feierte die waltende Vernunft und fand sie wieder in den großen Schicksalen der Völker und in den sittlichen Bezügen der Einzelwesen. So sprach er erfahren auch und schön beglückt von Poesie und Kunst. Meinen herzlichen Worten vergönnte er eine Stätte, er hörte mich: ich wußte und fühlte mich verstanden. O nicht tief dunkel wie Jener, der mich in einen Seelenstand hinriß, den ich kaum ertrug — wie glücklich, klar, gegenwärtig, bestimmt — so vernahm er mich, so erwiderte er —

In einer plötzlichen Erschütterung stand Mathilde heftig auf.

Uebt ich Verrath? rief sie aus, ich hab' ihn erlebt! Nach jenen Sphären hängt mein Wesen nicht — dieser Himmel beschließt meine Welt. Des Irrthums aus Leichtsinn hab' ich einzig mich anzuklagen. Und doch — ein peinigendes Gefühl zerwühlt mich. Im Gedächtniß dieses fürchterlich erhabenen Charakters bangt mir so, als frevelte ich über Menschenmaaß. Was ist es? Von seinem Wesen hingenommen, im Wahn, daß ich eigen das empfunden, auf solchen Trug hin überließ ich mich einem Scheinbündniß. Grausamer Irrthum! Ich kann nicht wider mich — wahr muß ich sein.

Von widersprechenden Empfindungen gequält, ruhelos durchschritt sie das Zimmer, die Gewande fielen rauschend zurück, sie glich an leuchtender Schönheit einer Uranide. Mit eins blieb sie geheftet stehen, ein siegendes Gefühl übergoß sie mit allen Zaubern weiblichen Liebreizes.

Er naht, sprach sie hinausblickend. Das ist des Kriegsgottes Bild! Wie blitzen seine Heldenaugen! Poesie zieht ein durch alle Sinnen und hebt das kraftberauschte Herz von hinnen. Hab ich geliebt? zu lieben mich gewöhnt — hier wohnt das Glück und alles scheint versöhnt.

Durch die erhöhte Stimmung der jungen Gräfin erklärt sich das Jähe ihres Gemüthsumschwungs, der an sich nur im Wege der Natur geschah; denn das Menschenherz, sich überlassen, ist fehlbar, und es wäre eine Ausnahme, ein Zufall, wo einmal in Wahrheit die Wahl der ersten Liebe Einzigkeit hätte, Untrüglichkeit. Doch wird der Irrthum des Herzens von Mathilden wichtig und verflechtend, weil er mit ihrem Schwanken verknüpft ist zwischen der tief innern Welt des Christenthums und der natürlichen, blos menschheitlichen Existenz. Sie selbst fühlte sehr wohl die weite Bedeutung ihrer Herzensgeschichte und bei aller anscheinenden Natürlichkeit und Gewöhnlichkeit war die schöne Mathilde ein tiefes interessantes Geschöpf.

Kaum hatte die junge Gräfin die hergekommene, gesellige Fassung wiedergefunden, als in dem vollen Glanze eminenter Persönlichkeit der Oberst in das Zimmer eintrat. Von ihrer Begegnung innigst bewegt sprach er doch sogleich besonnen, ernst und fest: Wenn ich, um mein Erscheinen hier zu rechtfertigen, den Brauch vorwenden wollte, der uns befiehlt, am Tage nach einem Feste das Wohlsein derer zu erkunden, die in der Gesellschaft hervorragend erschienen, so hätte ich mir nicht, auch der Absicht nicht genug gethan, die mich hergeführt. Voraus muß mein freier Sinn — sich in eigener Art darstellen, ungeschminkt und ursprünglich, Menschheit fordernd, wie er Menschheit bietet.

Mathilde erwiederte mehr im conventionellen Tone, daß sie dessen sich auch vermuthend gewesen, und ließ sich nieder. Er sprach fort, indem er sich zu ihrer Seite setzte: Ich weiß mich nicht in Ideen zu wiegen und durch erhabene Worte mich und Andere zu illudiren. Auch ist es mir versagt, Eingebungen des Gemüths mit Suada und dichterisch begeistert zu offenbaren. Nicht das Wort, vielmehr das unmittelbare Leben, die That ist meine Sphäre.

Der Graf schien über sich selbst einen tiefern Aufschluß geben zu wollen, und so erwiederte Mathilde: Ich bin gespannt.

Er fuhr fort: Mein Vater, reich und mächtig, in weiten Kreisen als Grundherr wirksam, erkannte früh in mir den ihm selbst eigenen Drang, zum Ganzen mitzuwirken einer Welt, die wie sie ist allerdings eine Theofanie, ein Tempel Gottes mag genannt werden. Mein thätiges Bestreben, nah und nützlich, vielleicht beschränkt, doch um so kräftiger, ließ mich bald in der Gesellschaft eine Stufe erreichen die freier und übersichtlicher erlaubt, hilfreich in menschliche Geschicke einzuwirken. Erfreut von meiner Sinnesart und Stellung, gedenkt mein Vater mir allein den Besitz seiner Güter zu lassen. Ich bin reich und gänzlich unabhängig. So viel über mein äußeres Geschick, das wesentlich doch ein Ausdruck des Charakters ist, und so mag mein Fräulein mich verstehen.

Gewiß, sagte Mathilde leise, doch mit Entschiedenheit, ich würdige Sie.

Schüchtern, feurig versetzt' er: Das freut mich tief. Denn was zu sagen übrig ist — Gräfin, daß mich Natur gemahnt, ich sei ihr Sohn, daß ihr allmächtiger Rausch auch mich bethört, daß ich gesehnt — wie spräch' ich nur davon. Doch fand ich nicht das liebe Wesen, das mir Gemüth und Sinne ganz erfüllt. Ich bin der Meinung, daß jedes eigenthümliche Sein zu seiner Ergänzung die ihm entsprechende Eigenthümlichkeit voraussetzt, und war entschlossen, mich nicht zu binden, wenn ich mit zwingender Nothwendigkeit nicht jenes Zugs Gewalt erfahren würde, der die Vereinigung heischt der Getrennten. Nun wollte mein Geschick, daß ich in einer Stimmung, der Art, wie Männer sie wohl hegen dürfen, dort auf dem Balcon Sie erblickte, in dem Moment nur. Mächtiger Augenblick. Mein Gemüth ging in eine Thätigkeit auf, die unbeschreiblich; kein Bild noch Wort reicht an dies Treiben an, davon tiefinnerst meine Seele erglüht; im Genusse schwelg' ich eines Lebens

als webte schon im Herzen mir der Himmel: auch dies Wesen hatte mir die Natur geweissagt, und in ihm hält die redliche mir Wort.

Der Graf hielt ein. Mathilde, im innern Widerstreit, fand keine Entgegnung. Er fuhr nachdenklich bescheiden fort: Wenn denn in dem Gewühl der zerstreuenden Gesellschaft das Herz nach Zeichen rang, sich kund zu thun, so fragt' ich mich umsonst, ob ich gewürdigt worden? Und wenn beim stillen Gange durch den Park der schwache Mund ein kühneres Wort gewagt, so sann ich umsonst, ob ich verstanden sei? Ich frage, frage noch: bin ich erhört? Ja, Fräulein, Ihrer Antwort harr ich still.

Mathilde nahm sich sichtlich zusammen; sie sprach gewaltsam, doch entschieden: Ich bin nicht mehr frei.

Ha wie! fuhr er auf.

Düster entgegnete sie rasch: Ihr Bruder hat mein Wort.

Mein Bruder! wiederholte der Graf und ein seltsamer Ausdruck überflog sein Gesicht. Er, der verwegen die Welt übersfliegt, er fesselte die reizende Mathilde?!

Ohne daß sie ihn recht verstanden hätte, nur voll von ihrem Aufschluß, erwiderte die Gräfin: Aufs schmerzlichste reut mich der seltsamste Irrthum. In dichtend großentflammter Seele lieh Ihr Bruder mir, was ich niemals besessen. Mich lockte seine Größe, er warb leidenschaftlich. Unverstand einer sonderbar übereilten Verbindung. Ein gegenseitiger Trug schloß den Verein — wer kann halten, was sich aufgeben muß.

Michael, noch einer bestimmten Antwort wartend, sprach dringend, gespannt: doch, Fräulein, doch?

Die junge Gräfin schaute zurück, doch sprach sie nach einer Stille: Mit Ausnahme jener Energie, die ihm zur anderen Natur geworden, gleichen Sie ihm — Ich sagte, denk' ich, viel.

Der Graf ward erschüttert, und wie er ihre Hand ergriff, stotterte er: Mein, mein? — Bin ich es nicht — sagte sie.

Die Thränen sprühten aus seinen Augen, so sprach er: Ich faß' es schwer, ich stellt' es mir wohl vor, ich phantasirt' es — ich glaubt' es nicht.

Sie war zitternd aufgestanden, er faßte sie in die Arme. „Ich halte Dich," rief er, mir am Busen die Braut, die Schöne, die Würdige — o Glücksgefühl! — Lasse Blick und Kuß dir sagen, was unsäglich."

Von heil'ger Röthe übergossen entwindet sich Mathilde den Armen des Flammenden, sie spricht: Als ob mein Freund — da der Herrliche, Gewaltige in die Gesellschaft eintrat, nicht gleich gesehen, daß in der Schaar der staunenden Mädchen vor Allen eins betroffen war, verwirrt, zerstreut, über allen Ausdruck thöricht, glücklich und unselig — als ob mein Freund das nicht sogleich bemerkt.

Ich wagt' es nicht zu glauben, versetzt' er, das Glück ging über mich: auch bliebst du abgewandt, schüchtern und scheu.

Konnt' es anders sein, sprach sie und fuhr aufathmend fort in Erwiderung seiner früheren Worte: die Seele sucht, nun wähnt sie, daß sie fand —

doch aufgethan sind ihr plötzlich des wahren Glückes lichte Räume, in ihrem Eigenthum bewegt sie sich, ihrer selbst gewiß — jetzt hat sie gefunden.

Er ergriff aufs Neue inbrünstig ihre Hände; die Blicke der Liebenden strahlten in einander, und Mathilde, wie in einer stolzen Freude, lehnte zurück, sie sprach: Und ja, ich darf sie fordern und dulden, diese Gluth, denn Lieb' um Liebe tausch' ich diesem — o Du bist gut.

Gerührt versetzt' er: Mit Dir vereint, ich denke, daß ich's sei. Mit fassendem Blick hing er an ihrem Antlitz, an ihrer Gestalt und wundernd fuhr er fort: Wie schön, wie himmelvoll ist das Menschenauge! Welche Huld und Majestät umfließt dies zärtliche Bild! Welch ein erlesenes Wesen ist der Mensch! — Nur Lieb' ist Kraft, die Lebenschauende! Ich liebe Dich, ich will Dich nimmer wieder lassen, Du bist mein, wir trennen uns nicht mehr.

Niederblickend flüsterte sie: Dein Wille ist der meine.

Auf dies Wort umschlang er sie, im Taumel der Leidenschaft rief er: Aug' in Auge, Lipp' auf Lippe, Seel' in Seele, in Oben Oben.

Sie verschmolzen im Kuß. Er trat zurück. „Dein Wille ist der meine," wiederholt' er. Ja, Geliebte! Mir überlasse alle Sorge um das Aeußere. Glaube nur, er verliert trotz allen Anscheins das nicht, was wir nach unserer Sinnesart vermuthen. Was kann ihm der wirkliche Besitz der Geliebten groß gelten, da sie, wie sie erscheint, im Grunde weder Gegenstand, weder Ursache seines Liebens ist? Wohl schmerzen mag ihn die Erfahrung neuer Abgeschiedenheit aus diesem vollen Leben, doch wird exclusive Frömmigkeit das zu nehmen wissen. Ihn trifft nur ein nothwendiges Geschick. Leute seiner Art sind isolirt. Die Welt ist doch einmal nicht zu verwandeln, verwandelt aber wollen sie sie haben. Die eigentliche Mystik hat ihre Stätte nur in Ueberwindung der Welt. Mystik und Welt wie sie ist, schließen einander aus. Wie Klippen in der grenzenlosen See, so in Zeit und Natur erscheinen mir diese Jünger des Meisters. Die See im steten Wechsel tost donnernd auf und sinkt wieder erschlafft — das ist die Welt, die kämpfend in sich kocht. Fest stehen die Felsen zwar, doch öd und unfruchtbar — die Jünger sind's, die wesentlich Nichts schaffen, und nur Worte haben, Worte, Worte. Doch diesen himmlisch begeisterten Seelen sind auch selbst die Höhen von Poesie und Leben nur Orte augenblicklicher Erholung, ihr Flug des höchsten Liebens geht höher und sie erreicht ein Schmerz nicht, er werde ihnen denn zur Wollust. Ich kenne meinen Bruder, ihn ficht nur an, was aus dem Geist ist, wie sie ihn nennen und bekennen. Liebste, Du sinnest?

Die junge Gräfin erwiderte nicht, und er entschied sich. „Ich überlasse Dich Dir selbst," sprach er. „Mit Sonnenuntergang bin ich zurück, und dann erfährst Du, wie ich's eingerichtet, daß wir ohne Hinderniß in wenigen Tagen das schönste Fest des Lebens feiern."

Von ihrem Anblick sich losreißend, sprach er: An diese Stunde denk' ich wohl im Tode!

Er verließ sie rasch. Mathilde ging einige Zeit durch den Saal dann in einem Nachsinnen blieb sie stehen, und wie sie sprach erschien ihr Auge-

sicht verschattet: Dieser Ton, mit dem er so leichthin über das Wunderbarste, dies Höchste redete, klang mir so fremd, verletzte mich, erschreckte mich wohl gar.

Wie ihre Gedanken abwehrend erhob sie Haupt und Hände: In seiner Liebe schwindet das auch hin. Das Zeugniß innigster Wahrhaftigkeit, ich nahm' es an; wo wäre mir eine Heimath, wenn nicht hier.

Doch auf's Neue in schweren Gedanken sank sie in den Divan und sprach höchst schmerzlich: Ein bitterer Tropfen im dem Kelche der Freuden höhnt den Genuß und verdirbt ihn gänzlich. Der feine, dichterisch reizbare Jüngling, dessen Weisheit, die den Gleichmuth will, immer kämpft, vergebens oft mit so empfindlicher Anlage — wie wird er dies Geschick ertragen! — Dies Bündniß, das ein hoher Wahn schloß, hat freilich durch sich selbst sich lösen müssen — doch im Gemüth stört mich sein Andenken, und zum frohen Selbstgefühl gedeih' ich nicht.

Sie stand lebhaft auf und wieder wegschüttelnd sprach sie: Folgt' ich nicht der Stimme des Herzens? Auch mich führt die untrügliche recht. Ein Schatten quält mich, ein Nichts. Ich blieb mir selbst treu — Muth meine Seele.

Sie meinte nicht sicher zu sein, daß der Graf selbst ihren Vormund von dem schnellen Jawort unterrichte. Sie ging mit den Worten: Der vernünftelnd schwere Mann darf dies nur von seines Mündels Lippen vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der polnische Landmann und sein Fürst.

Ein Trauerspiel in einem Act von Sigismund Wiese.

(Schluß.)

Dritte Scene.

In der Hütte des Brutniewicz ein großes Gemach. Morgendämmerung. Es wird Tag.

Siebenter Auftritt.

Brutniewicz. (kommt durch eine Binnenthür aus der Kammer.)

Noch schläft sie, anzuseh'n wie eine Heil'ge,
So kindfromm, daß mir's in der Brust aufwallte.
Schon überkam mich hart ein schlimmer Einfall.
Nicht harmlos kann ich Schlafende erblicken,
Schwermüthig gleich des Todes eingedenk.
So mahnt' in Schauern mich Cathinka's Bild.

Ha griff mir's eisig in das Herz, und riß
Vom Lager mich hinaus, nur aufzuathmen.
Die Morgendämmerung steigt hell empor,
Der Tag bricht an. Mich freut das Licht nicht recht.
Trübsel'ge Ahnungen. Was für ein Wesens
Von Sorg' und Furcht will mich zu Boden pressen.
Ich bin gleich tapfer wie ein andrer Mann,
Und weichlich auch und zärtlich wie ein Weib.
Einbildung macht mich schwach. Es ist ja nichts.
Woher soll Unheil kommen. Welt des Herrn,
Die doch ein hassend grimmer Geist durchhaust.
Aus allen Ecken lauschen sie hervor
Die schadenfrohen, höhnischen Gesellen,
Und werfen in den Weg des Wandrers Schlingen,
Weil er sich glücklich und geborgen wähnt.
Der Krieg, des Landes Loos will Opfer haben —
Zum Opfer sollt' ich meine Liebe geben?!
Wie denk' ich das — ha Ausgeburt der Pein,
Benommen ist mein Sinn — Selbstqual, nichts weiter.
Allein wenn mich das Schicksal just da träfe,
Wo meine Sterblichkeit des schwächsten ist?
Die Vorstellung weicht nicht, mir krampft's im Herzen,
Was ist's? — In diesen Zeiten der Gefahr,
Ich zittre um sie, die mir das Liebste ist —
So ist des Menschen Art und das wird's sein.
Nein, nein, o nein, die Qual schlägt tiefer hin,
So allgemein ist die Besorgniß nicht.
Unsicherheit, auch nicht auf eine Stunde
Gewißheit, Angst und Fürchten um mein Weib.
Ich sah den Tod in ihrem Schlaf — Brutniewicz! —
Wer ruft mich an? Da hab' ich keine Kraft.
Des Himmels Gott, du, du, o Heiliger,
Mein Vater — Unsre Zuflucht für und für!

(Er sinkt verstummt in die Kniee, preßt die Hände wider die Brust und bleibt so.)

Achter Auftritt.

Cathinka Brutniewicz.

Cathinka (wie sie ihn sieht, stutzt, ihr Finger fährt zu Munde. Leise.)
O, im Gebet. (Nach einer Stille.) Was bin ich wider ihn?
Daß ich ihm sterbensgut bin, das ist alles.
Wie mochte nur solch tiefgewalt'ges Wesen
Ein kind'sches Ding wie mich zum Weibe haben.
Geliebter, Trauter du. Doch ward es anders
Und ich versteh's nicht recht. Vordem in's Weite
Verführte mich's, in eine Herrlichkeit

Mein Lieben, Bangen um den theuern Mann.
Und nun — Ihm ist vereint die Seele mein,
Hochernst, entzückend traun, ganz Freud' und Weh.
Mein Alexei, ach. Er blickt empor.
Ich will still harren, bis er mich wahrnimmt.

Brutniewicz (im Aufstehen.)

Kriegslärm im Weiten. Sie sind handgemein.
Der Großfürst muß alsbald erscheinen. (Er sieht sie. Weich) Ah,
Da bist du ja, da bist du ja, Cathinka.
That dir der Schlummer wohl, bist du erquickt?

Cathinka.

Genug. Erschrocken, daß ich dich nicht sahe,
Und ich allein war, schlüpft ich in das Kleid,
Und mußte suchen geh'n den Liebsten mein,
Und fand ihn im Gebet, den Liebsten mein —
Brutniewicz — doch zu sagen weiß ich's nicht,
So halt' ich dich, mein lieber, lieber Mann.
(Sie hat mit beiden Armen ihn umschlungen und preßt an ihn sich an.)

Brutniewicz.

Mein süßes Leben — das ist auch in Worten
Nicht auszusprechen, o ein groß Geheimniß.
Verschlungen im Gefühl die ganze Welt,
Schmerz, Süßigkeit, Leid und Entzückungen.
Wie schön du bist, in meinen Augen schön
Wie auch kein himmlisch Bild.

Cathinka.

Du hast gebetet —
Um was hast du gebetet?

Brutniewicz.

Wüßt's nicht, Holde,

Cathinka.

Du wüßt's nicht? Und wie nehm' ich das?

Brutniewicz.

Sieh,
Voll Unruh', Angst um diese stürm'schen Tage,
Die Du nun mit mir theilen sollst — Cathinka,
Abwehren wollt' ich, daß dich nichts versehrte,
Und konnte doch die Sicherheit nicht finden.
In inn'rer Noth warf ich vor Gott mich nieder,
Und mochte flehen, daß er dich verschone.
Doch flugs, und dies Gedächtniß war verloschen,
Wie ich begegnete dem Wunderbaren,
So war es alles wie in eins geworden,
Und Leid und Leidenschaft und ich und du
Ganz abgegeben in die Huth des Herrn.

Gesprochen hab' ich nur das Vater unser
Und lallt's, das Unservater — das war alles.

Cathinka.

Mir wird es noch in meiner Brust das Herz
Zerlösen, wenn du so fortfährst. Mann, Mann.
Vermöcht' ich's, doch ich stell' es mir nur vor,
Wie du zu beten, das ist recht gebetet.
Du hast all das, wonach ich doch nur ringe.
Sei nachsichtig, sei gut — ach liebst du mich?

Brutniewicz.

Mich warf's ja eben auf die Kniee nieder,
Weil ich um dich in tiefster Sorge bin.

Cathinka.

Was fragst du auch?

Brutniewicz.

Ich muß heut' in den Krieg,
Wer schirmt dein Leben!

Cathinka.

Fürchtest du?!

Brutniewicz.

Beim Himmel,
Ich spüre nichts von Kraft in mir und Muth,
Wo ich dich Zärtlichliebe missen soll.
Ich bin ein Mann der Furcht.

Cathinka.

Wie sagst du das?
Furcht, Alexei, Furcht?!

Brutniewicz.

Ich fürchte mich.

Cathinka.

Erstaunen — wie?

Brutniewicz.

Ich fürchte mich, Cathinka.
Wenn ich soll angetastet werden hier just
Im zärtesten Gemüth, was fing' ich an.
Ich hang an dir aus allen meinen Kräften,
Je — stürbst du, wär' ich schwach wie'n hülflos Kind.

Cathinka.

Wie solltest du verzagen, Brutniewicz,
Erinnerst du dich nichts? sind wir vertauscht,
Ward mir des Mannes Theil, nahmst du mein Kind,
Du aller der Gemeinden Hort und Held,
So weit gepriesen als ein kühnster Führer
In Sachen unsres heil'gen Vaterlandes.
Gedenke doch, daß wie sie meinen Vater

Als todten Leichnam in die Hütte brachten,
Ermordet auf Befehl des Tribunals,
Das dort, ein Höllenbund, im Finstern richtet —
Ach meine Mutter, erst im Schreck versteint,
Dann am Herzschlag in sich zusammenbrechend —
Ich von den Schlägen so betäubt in mir
Empfindungslos sah beide Eltern todt — —
Da warst du plötzlich kommen, warfst in Wuth
Die Mörder nieder, nahmst mich auf die Kruppe,
Zogst deiner Hütte zu, und hast dein Weib
Erhoben zu des Mannes Heldenmuth!
Wie solltest du verzagen, Brutniewicz,
Erinnerst du dich nichts?

Brutniewicz.

Verstehe nur.
Ich rühme mich des tapfern Arms wie einer,
Doch hätt' ich nicht die Kraft, dich gern zu missen.
Und würd' ich durch des Herren tiefste Ford'rung
An mich versucht, ich widerstrebte Gott.
Ich geh' in der Zerrissenheit des Innern,
Und kann dem Herrn nicht willig Folge geben.
Was für gewiß ich guten Glaubens ansprach,
Geräth mir in ein Schwanken, weil ich's dachte.
Mein liebes Weib, mir theuer werth so innigst,
Daß Puls und Nerv in mir voll Freuden bebt,
Und alle Himmelsgeister mich entzücken,
So ich mich weid' an ihrer Huld und Schöne —
Dich sollt' ich gar gutwillig meinen Armen
Entrissen sehen, dich geopfert seh'n,
Den Schmerzensschrei doch niederpressen müssen,
Weil das Geschick so furchtbar mit mir hadert?!
Ich kann's nicht, in den Sachen liegt's verborgen,
Daß ich auf Erden nicht zum Frieden komme.
Die menschliche Bestimmung ist nicht anders,
Bös bin ich nicht, doch von Natur so trutzend.

(Eine Stille. Cathinka betrachtet ihn erschüttert. Er bleibt im Sinnen und fährt fort.)

Das Vaterland, in einer Höh' unglücklich,
Die nicht durch Volksschuld mir sich will erklären,
Sollt' ich gelassen schau'n am Abgrundsrande,
Und fragen dürft' ich nicht, warum, warum?!
Doch andrerseits, erwogen Gottes Güte,
Die großen Thaten, meines Heilands Kreuz —
Des heiligen Geheimnisses tief inne,

Wie in mir quillt und bebt die Seele mein,
Begreif' ich das Gebot des Herrn: Gott
Allein und über alles Gott! Gewiß.
Doch wie geschäh's daß ich mich leugnete.
Nicht menschenmöglich ist das zu erfüllen,
Wird auch nur mitgetheilt in hoher Gabe,
Die insbesondre die Natur nicht ändert.
In der Bedeutung liegt's von dieser Welt.
Wie ich gezeugt ward, muß ich auch zu Grabe.
Sieh, sieh, im innern Streit und Widersprechen,
Darein mich wach hineingeführt mein Leiden,
Was bleibt?! He, daß ich diese Brüste packe,
Wo wallend auf und ab das Herze zückt,
Und niederbringe solchen Jammerlaut,
Der auch den Herrn des Himmels wohl erschreckte.
Denn das Geschicke von uns erd'gen Wesen
Ist über Wort und Ausdruck schmerzensvoll.
Kannst du versteh'n, was alles in mir umtreibt?
Versteh' es besser nicht.

Cathinka.

Ja, wo das Tiefe,
Das Heil'ge dich nicht durch und durch regierte,
Ach welch ein Wohlsein gäb' uns das, welch Glück!
Nein, Alexei, nein erhör' es besser,
Mit Wahrheit sag' ich's vor des Himmels Gott,
Um deine Seele ist's, daß ich dich liebe,
Du sollst nicht wie die andern sein, wie ich.
Wohl schmerzlich ist's, doch ach, so selig auch,
In deiner Gunst und Liebe mich zu wägen.
Dies aber wisse, noch geht's nicht zu Rüste,
Und nur in dir ist solch aufwühlend Bangen.
Dein Vaterland wird neu aus Angst und Wirrsal
Zum neuen Glück hervorgeh'n und dein Weib —
Nun, siehst du mir's nicht an den Augen ab!
Ich bin dir unentreißbar jetzt und immer.

Brutniewicz.

O — das uns eint, kann nicht ein Enden haben
Kein Enden, nur kein Enden! Enden wäre
Verzweiflung — fühlst du das, Cathinka!

Cathinka (an seinem Herzen.)

Mann! (Vermehrter Kriegslärm.)

Neunter Auftritt.

Strahlendorf (mit zerbrochenem Degen, aus vielen Wunden blutend.) Die Vorigen.

Strahlendorf (im Kommen, erschöpft, verweilt an der Thür.)
Versprengt — die ganze Streiterschaar geworfen—
Wir sä'ten Mühen und wir ernten Tod.
Des stolzen Trachtens trauriges Ergebniß,
Wie aller Welt Geschick. Ich sterbe gern.

Cathinka (aus Brutniewicz' Armen.)
Ein Insurgent, von Blut entstellt.

Brutniewicz.
Wo da?

Strahlendorf (fährt fort.)
Nach Menschen mußt' ich geh'n, mich dürstet schrecklich.
Die Zunge klebt am Gaumen und mir dunkelt's.
Wo bin ich — Leute, o — gebt mir zu trinken.
Laßt so mich nicht verschmachten.

Brutniewicz (erkennt ihn mit eins.)
Strahlendorf!

Strahlendorf (bebt auf.)
Brutniewicz!

Brutniewicz (in sich hinein, wendet ihm wie auf immer den Rücken.)
Deutscher Hund, verschmachte.

Strahlendorf.
Weh.

Cathinka.
Nein, Alexei.

Brutniewicz (ganz abgewandt.)
Dieser hat vor Vielen
Mein arglos Volk verwirrt. Der böse Führer,
Was meinst du, wie viel Tausend' er geopfert,
Und meine Brüder an das Schwert verfällt?!
Ich find' in mir kein Mitleid für den schädlichen
Und selbstgefäll'gen Narren. (Er winkt zurück.) Fort hinaus.
(Er läßt vorn an einem Tisch sich nieder, der Thüre ganz den Rücken zugewandt, doch läßt er Cathinka gewähren.)

Cathinka (eilt und bringt dem hinsinkenden Strahlendorf einen Becher.)
Trink, Aermster — hier!

Strahlendorf.
Zu spät — der Arm sinkt schlaff.
Ich kann den Becher nicht zu Munde führen.

Cathinka.
Ich helfe dir.

Strahlendorf.
Dank, Liebe, Dank.

Cathinka.

Die Stirn
Wird fahl, das Antlitz spitzt sich schrecklich zu,
Er stirbt mir unter Händen.

Strahlendorf (auf einmal.)

Ha, Paul Drost!

Cathinka (nur mit dem Sterbenden beschäftigt.)
Wen ruft ihr an?

Strahlendorf (ringt empor, mit äußerster Anstrengung.)

Mensch, thu' ihm nichts. (Er fällt zurück.)

Cathinka.

Er stirbt
Und redet irr. Ach er ist starr und todt.

(Indem sie den Kopf herumwirft, springt Paul Drost, der unbemerkt hereingeschlichen in Ecken lauerte, gezückten Messers wie ein Tiger wider Brutniewicz; Cathinka im Nu aufgerissen stürzt schreiend zur Wehr vor ihren Mann und nimmt den Todesstreich für ihn. Brutniewicz sieht, taumelt auf, Cathinka athmet aus; er wird von sich, funkelnd sieht er den Mörder.)

Drost (starr, ganz verzweifelt, ihm entgegen.)
Was zauderst du, Unsel'ger — Hau' mich nieder.

(Brutniewicz hat das Schwert herausgerissen, schlägt den Drost zu Boden, noch findet er sich nicht, haut den Mörder in Stücken, heult in unarticulirten Lauten, fällt an Cathinka nieder, birgt sein Haupt an ihr und wird still. Nach einer Zeit.)

Novakowski (draußen.)
Auf's neue Kriegslärm — Insurgentenschaaren —
Brutniewicz, he! Was säumt der rasche Führer.

Jarusczewski (draußen und kommend.)
Wie, weißt du nicht — ein weißer Frauenarm
Hält auch den Helden oft gewalt'ger,
Als ehbevor ihn Blut und Schlachtlärm lockten.

Brutniewicz — (eintretend.) Alle guten Geister, helft!

Zehnter Auftritt.

Jarusczewski. Novakowski. Andere Bauern. Die Vorigen.

Novakowski.
Von Blute schwimmt das Zimmer. Klägliche
Ereignisse; allein er athmet, lebt.

Jarusczewski.
Ermordet, wie es scheint, Cathinka. Blume,
Geknickt noch schön. Sein Angesicht, schier hin.

Novakowski.

Ermordet auch und schreckbar wie gemetz'get
Ein junger Edelmann.

Jarusczewski (erkennt.)

Paul Drost — vom Comité
Wahrscheinlich ausgesandt.

Novakowski.

Hier noch ein Leichnam,
Ein Insurgentenchef — (erkennt.) Strahlendorf!
Den sah ich in die Hütte sich einstehlen.
Hier, auf den Tod verwundet, starb er hin. (auf Drost.)
Allein was weißt du von dem Sendling dort?
Reimst du die Schau'rgeschichten, die wir seh'n?

Jarusczewski.

Vielleicht, ertappt auf seiner Unthat starb
Paul Drost den Tod von Brutniewicz' Hand.
Doch weil der todte Leichnam so zerstückt ist,
Hat ihn Berserkerwuth erschlagen.

Novakowski.

Weiter.

Jarusczewski.

Cathinka — ob sie Brutniewicz schirmte
Und so den Todesstreich des Meuchlers litt?
Nicht anders ist der Rachemord erklärlich,
Den wir vollstreckt seh'n an dem Schurken Drost.
Ich will die traurige Begebenheit
Und mein Vermuthen flugs unserm Großfürsten
Statthalter melden, der im Anzug ist.
Du suche Brutniewicz beizusteh'n. (Ab.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Jarusczewski.

Novakowski.

Horch, Hornsignale fern, schon näher, nah.
Im Eilmarsch ist der Großfürst bald heran.
Brutniewicz hört nichts. Hetzten Schreck und Wuth
Ihn aus den Sinnen? Soll der Unglücksmensch
Auf solche Stürme des Gemüths blödsinnig
In der Entwürdigung ein Ende haben?
Ein heil'ges Herz, solch lichter Kopf — Nein, nein. (spricht ihn an.)
Brutniewicz, he, so wirst du's auch nicht zwingen,
Und deines Arms bedarf das Vaterland.
Auf von den Knieen, auf, auf, das Schwert zur Hand,
Und suche Trost in Thaten für dein Volk.

(Brutniewicz vernimmt ihn nicht. Novakowski, rathlos faßt ihn an. Brutniewicz bleibt so.)

Mir klemmt's das Herz im Busen, ich fürchte schier,
Er ist gestört. — Der Großfürst tritt herein.

Zwölfter Auftritt.

Der Großfürst. Jarusczewski (ihm zur Seite.) Gefolge des Fürsten. Die Vorigen.

Großfürst (wie er verweilt.)

Jammer, mit Worten nicht zu nennen. (Er tritt heran.) Lieber!
Du armer, ach du armer Mann. (Er berührt seine Schulter.)

Brutniewicz (richtet sich auf.)

Mein Fürst! (Stille.)

Großfürst (spricht ihn wieder an.)

Brutniewicz — wo hast du dein Schwert?

Brutniewicz (noch wie sinnlos rafft's auf.)

Mein Schwert!

Großfürst.

So folge mir nach in die Schlacht.

Brutniewicz.

Ich folge.
Mit Gott für Fürst und Vaterland.

Großfürst (bricht auf.)

In's Feld.

Brutniewicz.

Halt, halt, halt. Jarusczewski!

Jarusczewski.

Lieber Bruder.

Brutniewicz (lallt.)

Du sorgst für die Beerd'gung meines Weibes.

(Er wimmert, umwandelt händeringend sein Weib; er beginnt zu weinen, laut zu schluchzen. Alles in Thränen. Wie er die anderen Leichname sieht, flammt er auf. Zu den Bauern, hinweisend.)

Die Mordgesellen da werft auf den Mist. —
Ich bin bereit zu folgen, Herr.

Großfürst.

Wohlan! (Sie wenden sich zu gehen.)

Ende.

Reisebilder.

XXXVIII.

Eins der unschätzbarsten Güter des menschlichen Lebens ist doch nächst der Gesundheit die Eisenbahn. Eine kleine Armee von Menschen bestieg heute die Eisenbahn nach Breslau. Eine sorgfältige Untersuchung oder eine Wahl der Waggons seitens der Reisenden war unmöglich. Die Moral-Theoretiker sagen, man dürfe sich zur Erreichung eines guten Zweckes keines schlechten Mittels bedienen, aber ich war oft kühn genug mir auf Eisenbahnreisen durch mancherlei Hülfsmittel, z. B. durch Cigarren, ganz bequeme Stunden zu verschaffen, heute konnte ich von diesen zweckheiligenden Mitteln keinen Gebrauch machen, ich mußte mich eiligst in den ersten besten Wagon stürzen und mich auf kleine Leiden allerlei Art gefaßt machen. Aber Frau Fortuna meinte es gut und brachte mich in die beste, patriotisch etwas übermüthige Gesellschaft, pursang Preußen. Dieser Uebermuth entsprach unserem Reisezwecke; es herrschte eine wahrhafte epidemische Freude unter uns, und hätte nicht die heutige Posener Zeitung von einer in Aussicht stehenden jugendlichen Schwärmerei gegen Sachsen erzählt und uns auf Minuten zu Grüblern gemacht, ich glaube unsere Lust, unser Seelenfrieden hätten sehr hoch gegipfelt. Ist es wahr was die Posener schreibt, dann hätte ja Herr von Beust wieder den Schlüssel zur Uhr. Gift für Preußen! —

Der Regen am Morgen hatte aufgehört. Wir hatten jetzt prächtigen Sonnenschein. Die Conversation war ungemein animirt; sie gewinnt immer bei Sonnenschein. Auch unsere bescheidenen Wünsche in Bezug auf unsere Stellung Sachsen gegenüber, erhielten mehr Aussicht auf ein Reussiren; „unser König und Graf Bismark werden es schon durchsetzen".

Ein alter Herr meinte, wenn im siebenjährigen Kriege, nach dem Einmarsch König Friedrich's in Sachsen, der Kaiser in einer Art Betäubung („wer hätte das gedacht!") den 13. September 1756, ein Dehortatorium erläßt, in welchem er den König von Preußen väterlichst ermahnt, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten und s t i l l und r u h i g nach H a u s e zu g e h e n"; wenn er zugleich in einem Advocatorium allen preußischen Generalen und Kriegsobersten befiehlt „ihren g o t t l o s e n H e r r n zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen: wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes blosstellen wollen" so wandelte zwar den großen König ein olympisches Lächeln an und Jordan, Kayserling, Knobelsdorf, Quintus Icilius und Frau Tourbillon von Morien amüsirten sich darob königlich, aber es sei doch noch ein Sinn darin gewesen. Die neuliche Anweisung aber, wonach diejenigen österreichischen Regimenter, deren Inhaber Mitglieder unseres königlichen Regentenhauses oder demselben befreundete Fürsten waren, sich in der Folge lediglich nach ihrer Nummer mit Hinweg-

lassung des Namens der Inhaber zu benennen haben, sei eine mauvaise plaisanterie, sei höchst kleinlich, ja erbärmlich, kindisch und albern. Der Staatskanzler, Fürst Metternich hätte sicher bei dieser Anweisung die Farbe gewechselt, wie er es einst am 28. Juni 1813 gethan nach den Berichten des Baron Fain (Manuscrit de 1813 par le Baron Fain Secr. de cab.). Zorn sei am heftigsten im Schwachen. Der alte Herr hatte ganz Recht. „L'intelligence humaine a des nuits profonds" sagte Vergniaud als er die Guillotine-Carriole bestieg.

Einige der Herren theilten uns mit: Kaum komme man jetzt über die Grenze Böhmens, so erblicke man wieder das Schwert des Damokles über den Häuptern der Weißröcke; man flüstere von allerlei inneren Bewegungen, von geheimen Gesellschaften, wovon Eine den Namen „Ziska" führe, von baldigen lustigen Belagerungszuständen, vom Croaten-Krankenwärter David Quosegowitsch und von nächstens überfüllten Stockhäusern. Dem armen Kaiser Franz Joseph werden die Geschäftsbewegungen doch gewaltig erschwert! Es habe Aergerniß verursacht, sage man, daß er sich während der großen Entscheidungsschlacht auf glorreicher Fasanenjagd gottvoll amüsirt habe. Nähme man die Partie des Kaisers und sage, daß man ja daraus ersehen könne, wie viel ein Mensch über sich vermöge, so werde man ausgelacht. Auf den Gallas sei man fabelhaft schlecht zu sprechen. Man sagt, der Teufel habe ihn während des ganzen Feldzuges geritten, ihn sowohl als den nichtsnutzigen Windmüller von Nachod und sein Weibsbild, welche beide durch Windmühlenflügel-Signale die Stellungen der Weißröcke verrathen. Der Gallas habe einen protestantischen Parvenu aus dem Bürgerstande als Oberfeldherrn unter keinen Umständen statuiren wollen. Die Regierung zu Wien müsse noch gewaltig viel Schutt aus ihrem Geiste entfernen und der hohe Adel noch sehr vieler Vorurtheile sich zu entledigen suchen; das positive Prinzip Oesterreich's: den Cretinismus zu unterhalten, müsse aufgehoben werden, da in der Bildung der Anker liegt, der in die Welt des Gelingens und des Glückes hineingreift; mit einer seelenlosen Materie, mit Automaten schlage man keine Preußen; man müsse der preußischen Regierungsweisheit mehr Glauben schenken und das Kaiserhaus müsse seinen Jahrhunderte genährten unvermittelnden Idealismus aufgeben. Benedek sei ein tüchtiger General, wie ja jeder preußische Offizier unumwunden zugestehe. Er habe ja auch von der Pike auf gedient und sei unbestechlich. (Hört!) Freilich habe er Cardinalfehler begangen, doch Irren sei menschlich. Zu diesen Fehlern müsse man zählen, daß er sich die furchtbare Wirkung der Zündnadelgewehre als nichtseiend eingebildet, daß er supponirt, die preußischen Generale seien bloße Theoretiker, daß er auf den sogenannten inneren Conflict Preußens stark gerechnet und in dem Wahn gestanden: die preußischen Landwehrregimenter seien jetzt schwankende Gestalten, durch des wilden Augenblicks Gewalt leicht zu erschüttern. Daß drei Bataillone des westphälischen Füsilier-Regiments Nr. 37 (Oberst v. Below. Avantgarde des 5. Armeecorps, Steinmetz), mit nicht mehr als sechs Geschützen (von welchen sofort eins oder zwei demontirt wurden) achtzehn österreichische Bataillone

mit zwei und fünfzig Geschützen, welche ein mörderisches Kartätschen- und Granatfeuer unterhielten, beschäftigten und mehrere Stunden, unter dem größten Aufwand von Kraft und Blut, aufhielten, bis das 1. westpreußische Grenadier-Regiment Nr. 6 (Oberst von Scheffler) und die andern herankamen und tabula rasa machten, („Maria und Joseph! 's thut's halt nimmer mehr! Rette sich wer kann!") das konnte er sich freilich nicht träumen lassen. Daß aber so Etwas wohl möglich, durfte er allerdings aus dem Sturm auf die Düppeler Schanzen und aus der Eroberung Alsens, nach Louis Napoleons Ausspruch: ein unicum in der Kriegsgeschichte, wohl ahnen. Wußte denn Herr Benedek nicht, daß in jedem preußischen porte-épée der Geist des großen Friedrich steckt? Er mußte es wissen! So nun habe sich Alles um und um gekehrt und eben als man's fest erhalten wollte, und die kostbare Perle des Feldherrnruhms sei in's Meer gefallen. Ob aber nun der Herr General Benedek oder ein Anderer dieselbe mit glücklichem Erfolg gegen Preußen sobald wieder auffischen werde, sei kaum anzunehmen, wenigstens glaubten dies nur Wenige. Es werde lange dauern, bis die spottlaunige Fortuna wieder ein Liebesverhältniß mit Habsburg anknüpfen werde. Zwar berichtet man von einem in Wien lebenden vielgeliebten Magiker aus Rom, welcher in seinem Hohlspiegel eine solche liebevolle Umarmung, mit der Jahreszahl 1869 gezeigt habe, doch dieses sei nur Volksgerede.

XXXIX.

Die Chronikschreiber des Mittelalters berichten von acht Brüdern von Freysingen, welche unter Friedrich I. Barbarossa in den Lombardenkriegen mit großer Auszeichnung gefochten. Ich gebe hier Notiz über acht Gebrüder von Treskow's auf Radagewo, welche in unserer Armee das herrlich-hohe und unbegreiflich schnelle Werk unseres glorreichen thatenstürmenden Kampfes mit geschaffen, acht ächte Preußensöhne:

1) Max, Hauptmann und Comp.-Chef im 18. Infanterie-Regiment, erhielt pour le mérite bei Düppel.
2) Otto, Premier-Lieutenant im 2. Landwehr-Husaren-Regiment (Besitzer von Radagewo).
3) Oskar, Premier-Lieutenant im 7. Husaren-Regiment.
4) Franz (Rittergutsbesitzer auf Umultowo bei Posen) Premier-Lieutenant und Compagnie-Chef im 2. Landwehr-Husaren-Regiment, erschoß mit dem Revolver den Rittmeister von Haller-Husaren vor der Front, hieb 2 Offiziere vom Pferde und erschoß und hieb vom Pferde noch 4 Husaren, im Zeitraum von 10 Minuten bei Tobischau.
5) Eduard, Premier-Lieutenant im 10. Regiment.
6) Heinrich, Seconde-Lieutenant im 47. Regiment, verwundet bei Nachod.
7) Arthur, Seconde-Lieutenant im Königs-Grenadier-Regiment, verwundet bei Nachod.

8) Herrmann, Seconde-Lieutenant im Kaiser-Franz-Regiment. (Die Mutter dieser Herren ist eine geb. von Bünting).

XL.

Wartet nicht, meine sehr ehrenwerthen Freunde auf eine ausführliche Beschreibung des Einzuges unserer Truppen in Breslau, denn ich habe bei dem besten Willen alles nur flüchtig gesehen, und die breslauer Zeitungen gaben sie ja ausführlich und geistvoll. Nun, ich bin da gewesen, und bin noch da und consumire meine Tage mit meinen aus dem Felde heimgekehrten Angehörigen; sie leben sämmtlich noch. Wahr ist's, der Anblick des Helden-Königs, wie er seinen charmanten Sohn, unseren lieben Kronprinzen, so liebevoll umarmte, war ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht, ein sonnenheller Lichtglanz in der preußischen Geschichte. Alles war wie zusammengewachsen, die Ordnung musterhaft, ein Volksmeisterstück. Alle hatten heute ein gutes Gewissen und sahen aus als wollten sie sagen: wir verlassen uns auf unsere Hohenzollern. Es war ein Seelensturm, der nicht enden wollte. Es war zu schön; Alles königlich. G.

N.S. Irrthümlich ist in dem Reisebild XXXVI. von zwei Füsilierbataillonen die Rede, welche in Schmiegel einrückten; es waren dies aber zwei Grenadierbataillone.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Siebenundvierzigster Band.

Viertes Quartal.

Berlin, 1866.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Inhalts-Verzeichniß.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Der Verlauf der Orientalischen Krisis wird davon abhängen, wie rasch oder wie langsam der Wiener Hof den Sinn des Geschehenen erfaßt und sich um die russische Allianz bewirbt. Bis jetzt freilich scheint die österreichische Magnetnadel, statt nach dem Norden, nach dem Westen hinzudeuten und den „katholischen Bund", an welchem man in Biarritz arbeitet, für einen Felsen von Erz zu halten. Das Project der Bildung eines solchen Bundes existirt und es ist vor allem die Kaiserin Eugenie, welche die Verwirklichung desselben in die Hand genommen hat. Um die Kaiserin gruppiren sich alle diejenigen Elemente, welche mit der Neutralitätspolitik, soweit dieselbe Preußen günstig ist, grollen. Dorthin richten sich auch die hoffenden Blicke der von des Schicksals Tücke Verfolgten, von dort soll der Umschwung ausgehen, welcher das kaiserliche Werk zu krönen bestimmt sei. In vollem Ernste glaubt Eugenie das Geheimniß gefunden zu haben, wie die Frömmigkeit und der Conservatismus mit der Frivolität und dem Staatsstreiche zu vermitteln sei. Da Oesterreich in dem katholischen Bund, dem sie nachstrebt, ein hauptsächlicher Bestandtheil sein müßte, so spielt die Kaiserin natürlich das tröstende und ermuthigende Genie für alles das, was österreichisch heißt oder Wienerisch fühlt. Wie es scheint, sind denn auch die Oesterreicher bestens dazu aufgelegt, sich trösten zu lassen und so machen sie denn nach ihrer gewohnten Manier wieder einmal einen recht derben Fehler. Die Zeit ist hin, wo man von Frankreich eine entscheidende Action erwarten konnte. Wenn die Oesterreicher etwa glauben, daß sie in ihren Bemühungen um die Gunst des Kaisers Napoleon dem Grafen Bismarck die diplomatische Kunst abgelauscht haben, so sind sie in einem Irrthum befangen. Allerdings trugen die Reisen des Grafen Bismarck nach Biarritz ihre vortrefflichen Früchte, aber nur deßhalb, weil der große preußische Staatsmann von dem Kaiser der Franzosen nichts Positives zu erzielen wünschte, sondern weil er dem Kaiser die Politik der neutralen Zuschauerschaft begreiflich machte. Rechnen die Oesterreicher auf eine positive Leistung von Seiten des Kaisers Napoleon, so verlängern sie nur die Tantalusqual, welche Oesterreich seit der Nacht vom 3. zum 4. Juli erleidet, wo es in Paris den Born der Erquickung schöpfen zu können meinte.

Der Napoleonismus ist längst versiecht; es ist öde rings um ihn her,

das Geistesleben hat sich von ihm zurückgezogen. Macht denn nicht Frankreich auf den Beobachter einen unheimlichen Eindruck? Das Kaiserthum fristet sein Dasein nur noch an seiner eigenen Reminiscenz, aus einem beherrschenden ist es zu einem geduldeten Wesen herabgestiegen. Man fühlt, indem man auf die französische Nation hinblickt, eine eigenthümlich neugierige Spannung, als müsse man darauf gefaßt sein, daß im nächsten Moment ein Zucken erfolgt, welches das Abgelebte abschüttelt und die neuen Kräfte, welche sich unter der Decke des Staatsstreiches gebildet haben, zur Offenbarung bringt. Frankreich ist in einer Krisis, die zur moralischen Lähmung des Kaisers beiträgt; und indem Unerwartetes sich vorbereitet, wollen österreichische Diplomaten gemüthlich über die Wohlthaten, die von Kaiser und Kaiserin zu erwarten seien, conferiren!

Klar ist die Stellung Preußens zur orientalischen Frage. Wer sich überzeugen will, wie sehr unser Einfluß auf dieselbe gewachsen, der denke nur zwölf Jahre zurück und erinnere sich, daß damals unsere Theilnahme an den Ereignissen des Krimkrieges fast nur eine theoretische war. Zu jener Zeit schwatzten wir, je nachdem unser Standpunkt beschaffen war, entweder vieles von dem Fortschritte der Humanität und Civilisation, der durch die Westmächte endgiltig zum Siege geführt werde, oder von den ewigen Erfordernissen der Ordnung und des Rechtes, die auf Rußlands Fahne geschrieben seien. Der ganze orientalische Krieg ging in unserem Kopfe vor sich, die Ereignisse hatten nur insofern für uns einen Werth, als sie sich an unseren liberalen oder conservativen Anschauungen abspiegelten. Der Eine sah durch Palmerston und Louis Napoleon den Liberalismus zur Weltmacht erhoben, der Andere erblickte im Kaiser Nicolaus den Märtyrer der heiligen Allianz, deren Hinfälligkeit und Ueberlebtheit der Czaar zu spät begriffen habe. Und weil wir nichts als Hirngespinnstler waren, deshalb trug der orientalische Krieg für uns keine reelle Frucht. Jetzt ist die Sache anders. Die Bescheidenheit, mit welcher wir vor zwölf Jahren seitwärts standen, indem wir glaubten, daß unser actives Eingreifen kaum für irgend Jemanden von Wichtigkeit sein könne, ist einem stolzem Bewußtsein gewichen, welches uns sagt, daß unsere Allianz für jede der Parteien, die sich etwa wiederum der orientalischen Frage bemächtigen wollen, die höchste Bedeutung besitze, ja, daß die Richtung, in welcher Preußen jene Frage anfaßt, für den Verlauf der Ereignisse entscheidend sei. Das militärische Ansehen, welches Preußen erworben, ist so außerordentlich, daß wir Denjenigen lähmen, mit dem wir uns nicht verbinden.

Frankreich spielt zunächst eine abwartende scheinbar conservative Rolle, nicht als ob das Kaiserthum sich die Kraft zutraute, die Zustände und Besitzthümer des osmanischen Reiches wirklich retten zu können, sondern weil es einerseits seine Bundesgenossenschaft recht theuer verkaufen zu können glaubt und weil es andererseits warten möchte, bis England sich aus der rathlosen Enttäuschung, die es in Betreff der östlichen Dinge hegt, herausgerafft habe.

England hatte nach dem Krimkriege die merkantilische Beglückungslehre

in die Türkei importiren wollen. Orientalische Banken gründen, von einem Ende des großherrlichen Gebietes nach dem anderen Eisenbahnen bauen, die Ufer des Euphrat mit Telegraphendräthen schmücken, vor Allem aber das System der Staatsschulden in das osmanische Reich einführen, das bis dahin von consolidirter Schuld so gut wie nichts gewußt hatte und welchem der Gedanke einer perennirenden Zinszahlung ein Gräuel war, — darin bestand das civilisatorische Credo, durch das die britische Nation den türkischen Freund in die Garantien und Herrlichkeiten einer neuen Zeit einführen wollte. Das Experiment ist nicht gelungen und der Engländer ist entmuthigt. Er hat eingesehen, daß Eisenbahnen und Telegraphen und Staatsschulden einen festen Staatsboden erfordern, den bis jetzt das Reich des Sultans nicht bietet; und er wird wohl abwarten, ob ein solcher Boden sich bilden werde aus den Kämpfen, die im Orient sich vorbereiten.

Abwarten scheint überhaupt der Wahlspruch der Mächte zu sein. Deßhalb dürfte es auch mit der Notiz, daß fremde Höfe sich bereits rathgebend, interpellirend, vorwärtsdrängend in die Nordschleswigsche Sache gemischt hätten, schwerlich seine Richtigkeit haben. Man wollte vor Kurzem von der Ankunft russischer und französischer Depeschen in Berlin wissen, welche sich wegen des Zeitpunktes, wo die Abstimmung in Nordschleswig vor sich gehen solle, erkundigten. Frankreich hat sich allerdings darum bemüht, daß eine Stipulation über Nordschleswig in die Friedenspräliminarien aufgenommen werde, aber es hat keinen Grund, sich nunmehr wegen schleuniger Durchführung jener Bestimmung außer Athem zu rennen. Außerdem ist es die gegenwärtige Politik des Kaisers Napoleon, Alles zu vermeiden, was nach drängender Hast aussehen oder dem Berliner Hofe den Anlaß, eine unwirsche Miene anzunehmen, bieten könnte. Was Rußland betrifft, so rührt dasselbe schwerlich in eine Verhandlung, bei welcher es sich um die Theilung Schleswigs handelt. Das Petersburger Cabinet verhält sich hierbei gänzlich neutral. Maßgebend für Rußland bleibt in dieser Hinsicht das Benehmen, welches Baron Brunnow auf der Londoner Conferenz beobachtete, als Lord Russell zum ersten Male den Gedanken einer Theilung des Herzogthums Schleswig anregte. Damals erklärte der russische Bevollmächtigte, daß es seiner Regierung nicht zukomme, eine bestimmte Meinungsäußerung über jenen Plan kundzuthun und daß sein Kaiser, falls die zunächst betheiligten Staaten sich auf einer solchen Basis einigten, höchstens nachträglich das Arrangement billigen könnte.

In ähnlicher Richtung mögen noch heute die Manifestationen Rußlands gehen. Der Petersburger Hof verhält sich beobachtend. Man hat von Ermuthigungen gesprochen, die noch kürzlich aus Petersburg nach Kopenhagen gegangen seien und welche den Zweck hätten, die Politik, die in der nordschleswigschen Sache inne zu halten sei, vorzuzeichnen. Wir können in das Geheimniß der Cabinette nicht dringen, wir haben also auch kein Mittel, zu constatiren, ob jene Angabe richtig sei; aber aus dem Charakter der russischen Diplomatie läßt sich der Schluß ziehen, daß sie schwerlich eine große Eile gehabt haben wird, sich über eine Idee zu äußern, die nicht in ihrem Haupte entsprungen.

Die Schwierigkeiten, die etwa noch die Angelegenheiten der Herzogthümer begleiten dürften, sind nicht diplomatischen, sondern nationalen Ursprungs. Erst jetzt nämlich ist jene Frage so weit, daß die Nationalitätstheorie con amore an sie herantreten kann. Im Jahr 1863 war die Frage noch eine rein staatsrechtliche; es handelte sich damals um die Interpretation der Verabredungen, die im December 1851 und im Januar 1852 zwischen Dänemark und den deutschen Mächten getroffen worden waren. Zwar arbeitete der nationale Liberalismus in die Sache hinein, aber die Basis blieb immerhin eine auf Verträge, internationale Stipulationen sich stützende. Dazu kam dann noch das Staatsrecht der Herzogthümer, die Untheilbarkeit, die Vererbung im Mannsstamme, die Autonomie — lauter Dinge, mit welchen der reine Nationalismus sich kaum zu schaffen macht.

Nach dem Kriege wurde der Wiener Friede vom 30. October 1864 der Maaßstab, nach welchem die Stellung der Herzogthümer sich regelte. Auch in diesem Tractat war vom Nationalitätsprincip noch keine Spur; er enthielt zwar die Bestimmung, daß einzelne nördlichste Theile Schleswigs an Dänemark fallen sollten, aber nur zu Zwecken der Grenzregulirung, die, weil sie nicht nach Racensympathien, sondern nach bequemen Linien, Bächen, Flüssen, strategischen Gesichtspunkten frägt, das Gegentheil des Nationalismus genannt werden kann. Von der Gasteiner Convention ist ebenfalls zu sagen, daß das Nationale in ihr nicht zum Durchbruch gelangte; sodann wurde der Krieg mit Oesterreich auf Grund der von dem letzteren gemißachteten Gasteiner Convention geführt, also ebenfalls nicht um eines streng nationalen Programms willen. Erst jetzt will das letztere sein Haupt erheben. Nun aber macht sich die Schwierigkeit geltend, daß das nördlichste Schleswig eine gemischte Bevölkerung von Dänisch- und Deutschredenden enthält. Nach welcher Regel soll da getheilt werden? Zunächst hat sich die beiderseitige Agitation der Frage bemächtigt, und diese muß sich erst abklären, ehe ein Resultat gezogen werden kann.

Zum Theil trägt die Gründlichkeit des Herrn Kanngießer, des Berichterstatters der Annexions-Commission im Abgeordnetenhause, die Schuld, daß die Liebhaber rascher Erledigungen sich noch eine Weile gedulden müssen. Herr Kanngießer wollte allzuklar sehen, aber indem er in Fragen rührte, die ein weiser Mann zunächst unangetastet lassen mußte, hat er die Unklarheit verdoppelt. Der ehrenwerthe Abgeordnete meinte, zur Einverleibung von Länderstrecken und Gebietstheilen in die preußische Monarchie sei es doch erforderlich, daß man wisse, wo die neue Grenze liegen solle: daher dürfte der Prager Friedensvertrag nicht in dem Gesetze erwähnt werden, weil dieser Vertrag die Abtretung nordschleswigscher Districte stipulire und somit die Beziehung auf ihn einen Zweifel in Betreff der eigentlichen Nordgrenze hervorrufe. Dies hatte freilich die Regierung auch gewußt; darum hatte sie in ihrem Entwurfe jede Erwähnung des Artikel 2 der Verfassungsurkunde, wonach die Grenzen der Monarchie nur durch ein Gesetz verändert werden können, vermieden. Ihre Meinung war, daß dem preußischen Gouvernement nach dem Erwerb der Herzogthümer freie Hand bleiben solle, mit den Be-

völkerungen der nördlichen Districte Schleswigs zu schalten wie sie wolle, dort zu einer ihr passend erscheinenden Zeit eine Abstimmung zu veranlassen, und, falls sich Gemeinden für die Vereinigung mit Dänemark aussprächen, die Form, unter der sie zu der dänischen Krone treten sollten, festzustellen. Darum, wie gesagt, war jede Hinweisung auf den zweiten Artikel der preußischen Verfassung weggelassen, und darum war der Prager Tractat erwähnt. In der That kann man sich, wenn die nordschleswigsche Frage geordnet werden soll, keine andere Manipulationsart denken, als eine solche, wo die Regierung ungebunden schalten und walten kann wie sie will und wo das, was sie thut, endgiltig ist. Ginge der Entwurf der Annexionscommission durch, so würde der preußische Landtag noch nachträglich darüber zu discutiren haben, ob die Abtretungen, zu denen sich das preußische Gouvernement etwa auf Grund des Prager Friedens entschließt, zu genehmigen seien. Das würde uns noch mancherlei Weitläufigkeiten in Aussicht stellen, und darum ist es gut, daß die Vertagung eingetreten, ehe der Entwurf in der Kammer angenommen werden konnte.

In anderen Dingen ist das Abgeordnetenhaus glücklicher gewesen. Durch die Annahme der Kredit-Vorlage hat die Kammer die letzte Spur des Conflikts beseitigt. Und hierbei gab die Erklärung des Herrn Ministerpräsidenten den Ausschlag. Sie konnte eines siegreichen Eindrucks nicht verfehlen. Jedes Wort, mit welchem Graf Bismarck die politische Lage schilderte, war eine Batterie, vor deren Wirkungen die constitutionellen Sophismen der Gegner in Staub zerflogen. Preußen hat sich in die Bresche gestellt, welche durch den Untergang der Bundesverträge geschaffen ist, es hat von dieser exponirten Situation aus den Erwerb zu vertheidigen, den es um der Sicherheit Deutschlands willen an sich nehmen mußte. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hat die Politik gebilligt, welche die Regierung befolgte; sie hat zu dem Gesetze, das den neuen Besitz in das Gebiet der preußischen Monarchie einfügte, ihre Zustimmung gegeben. Konnte sie also die Mittel verweigern, welche erforderlich sind, um die neue Rolle, welche Preußen übernommen hat, durchzuführen? Einen festverpflichteten, zuverlässigen Bundesgenossen besitzt Preußen außerhalb Deutschlands nicht; unser Vaterland ist rein und allein auf seine eigene Kraft angewiesen. Statt der Allianzen, welche es früher wohl möglich machten, den Gang der Dinge vorauszusehen oder zu leiten, ist die „Freiheit der Bündnisse", die Anarchie in den internationalen Beziehungen zur Regel geworden. Eine allgemeine Unsicherheit beherrscht nicht blos das Verhältniß der Staaten zu einander, sondern auch das Leben und Wollen der Parteien innerhalb der bürgerlichen Gemeinwesen selber. Das Unberechenbare ist die politische Luft, in welcher wir athmen. Selbst wenn heute der gewiegteste Diplomat, der unfehlbarste Staatsmann, der orakelhafteste Imperator uns betheuert, daß an dem Himmel Europas kein Wölkchen stehe, und daß dieses heitere Bild ein dauerndes sein werde, so kann morgen ein Gewitter heraufziehen. Die Regierungen mißtrauen einander, und noch mehr mißtrauen sie den eigenen Entschlüssen. Nur eine Clique von Männern, die in der Doctrin festgefahren sind, kann unter solchen

Umständen der preußischen Regierung die Mittel verweigern wollen, deren sie bedarf, um gerüstet zu bleiben. Zu diesen Doctrinärs rechnen wir vor Allem die 40 oder 50 Fortschrittsleute, welche gegen den außerordentlichen Credit gestimmt haben; sie wollen die Gefahren nicht sehen, auf welche eine gute und sorgsame Regierung gefaßt sein muß; sie bilden sich ein, daß Preußen unverwundbar sei, so lange sie ihre Phrasen von dem Verfassungsrechte wiederholen. Was daneben die Katholiken und Polen betrifft, welche gleichfalls gegen den Credit gestimmt haben, so möchten wir die Motive derselben weniger in der doctrinärer Verstocktheit als in einem unverbesserlichen Hange nach Isolirung suchen. Weder die katholische Fraction noch die kleine polnische Nationalsecte dürften die Mühen und Arbeiten verkennen, welche dem preußischen Staate noch vorbehalten sind, aber die erstere scheuet sich, irgend ein Votum abzugeben, wodurch die Kriegspolitik eine Sanction erhielte, und die Polen andererseits nehmen immer mehr eine Haltung an, als ob sie gegen die Erfolge der Regierung, bei denen für ihre nationalen Schrullen nichts abfalle, gleichgiltig sein dürften. Beide Fractionen vereinsamen sich, indem sie den Ereignissen den Rücken drehen und die wirklichen Interessen des Staates gering anschlagen.

Wie dem aber auch sei, der Erfolg der Regierung wurde durch die geringe Minorität, welche bei der Abstimmung ihr „Nein" abgab, nur um so glänzender herausgehoben. Noch vor acht Tagen hatten parlamentarische Rechenmeister herauscalculiren wollen, daß die Regierung, obwohl ihr die Majorität sicher sei, doch nur eine Mehrzahl von etwa fünfzig Stimmen haben würde. Auf die große Ueberzahl von 150 Stimmen war man nicht gefaßt gewesen.

Die Hauptzwecke der Regierung sind nunmehr erreicht. Die Session, die so unmittelbar auf die Mühen des Krieges folgte, war gewiß keine geringe Arbeitszugabe, die den von den außerordentlichen Kriegsgeschäften bereits her beanspruchten Ministern noch zugemuthet wurde. Die parlamentarischen Anstrengungen wären schon groß genug gewesen, wenn die Regierung es mit einem unzweifelhaft ergebenen Abgeordnetenhause zu thun gehabt hätte. Aber noch mit dem Staube der Schlachtfelder bedeckt mußte sie einer Kammer entgegentreten, welche im Anfange von feindseligen Elementen beherrscht zu werden schien; sie mußte ihre Errungenschaften noch einmal gegen den Andrang der constitutionellen Skepsis sicher stellen. Auch diese zweite Heldenarbeit ist ihr gelungen.

Eine Völkerwanderung.

In einem vor Kurzem erschienen Werk: „Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, gesammelt vom Kabardiner Schora Bekmursin Nogmow. Bearbeitet und mit einer Vorrede versehen von A. Berge, Leipzig 1866," giebt der durchaus kundige Bearbeiter interessante Nachrichten über die beispiellose Volkswanderung, bei welcher nicht weniger als 470,000 Menschen ihre alte Heimath im westlichen Kaukasus verlassen haben, um nach der Türkei überzusiedeln. Da über diese Vorgänge bisher wenig bekannt geworden ist, so geben wir in Folgendem wieder, was R. Andree im „Globus" mit Benutzung des genannten Buches hierüber sagt.

Die ganze westliche Hälfte des Kaukasus und ein Theil der anliegenden Ebene ist, oder war vielmehr bis vor Kurzem von zwei Völkerstämmen bewohnt, von den Adyche (oder, wie man bisher gewöhnlich schrieb, Adighe) und den Afega oder Abchasiern. Der eigenthümliche Charakter der Gegend, die Schwierigkeit der Verbindungen, die Zersplitterung der zu Ansiedlungen geeigneten Oertlichkeiten, die hafenarme Ostküste des schwarzen Meeres, welche nur unsichere Rheden darbietet, wirkte wesentlich ein auf das ganze Leben und Treiben der Bewohner dieser Region. Was wir Ordnung und Gesittung nennen, fehlte ihnen stets.

Die Adyche bilden den großen Volksstamm, welchen wir gewöhnlich als Tscherkessen bezeichnen. Er zerfällt in zehn Volkszweige, von welchen die Abadsechen und Schapssugen oft genannt worden sind. Die ersteren wohnten am Nordabhange des Gebirges, in den Thälern der Flüsse, welche in den Kuban fallen, und sie zählten 1861, als sie sich den Russen unterwarfen, etwa 100,000 Köpfe; die Schapssugen zählten 150,000 Seelen; die Natuchaizen bei Anapa und in dem dortigen Gebirge 40,000; die Kabardiner, in deren Lande der Terek fließt, zählten 1865 nur noch 41,000; die Kopfzahl der übrigen Stämme hat man auf etwa 70,000 veranschlagt. — Die Afega bestehen aus vier Zweigen: den Ssadsen oder Dschigeten, 11,000; den Abchasen, 80,000; den Sambal oder Zebeldinern, 8000, und sechs kleineren Stämmen, die zusammen nur 5000 Köpfe zählen. Die ersten drei lebten auf der Südseite des Hauptgebirges westlich von Mingrelien, die kleineren am Nordabhange. Am Südabhange lebten auch die 20,000 Ubychen.

Niemals hat irgend eine der tscherkessischen Völkerschaften einen zusammenhängenden politischen Körper gebildet. Jede theilte sich nach ihrer Familienabstammung in eine große Anzahl gesonderten Sippen, und diese Geschlechtsverbände zerfielen wieder in gesonderte Familien. Diese bildeten, mit den ihnen unterthänigen Sklaven, das erste Glied der gesellschaftlichen Kette. Regierungsbehörden, Gemeindegewalten oder bürgerliche Verbindungen waren durchaus unbekannt. Man hatte nur Anfänge, Rudimente zu einer Gesellschaft, die aber nicht weiter gingen und keinen andern Inhalt hatten, als

daß die Mitglieder eines Familienbundes anderen Verbindungen gegenüber zu gemeinsamer Vertheidigung und Rache verpflichtet sind. Im Stamme wurden, wenn das Bedürfniß vorhanden war, Volksversammlungen einberufen, die einen lediglich berathenden Charakter hatten. Fehden und Streitigkeiten zwischen Völkerschaften, Verbindungen und Privatleuten wurden durch Schiedsgerichte, die für den besondern Fall gewählt waren, ausgetragen. Ständige Richter gab es nicht; den Mullahs, mohammedanischen Geistlichen, legten wohl die Parteien nach gegenseitiger Uebereinkunft einen streitigen Fall vor; „aber das geistliche, durch den Islam eingeführte Gericht gehört nicht zur Zahl der volksthümlichen Institutionen.“

Bekanntlich sind die tscherkessischen und abchasischen Völkerschaften in einige Stände getheilt; Aristokratie, eine Art von Mittelstand und abhängige Sklaven. Dazu kommt die wenig zahlreiche Geistlichkeit, welche nicht zu den alten Ständen gehört. Unter den Tscherkessen hatten Fürsten und Edelleute alle Macht verloren, bei den abchasischen dagegen dieselbe bewahrt. Unter den transkubanischen Tscherkessen hatten die Volksklassen der Tschwocheltk den Adel aller seiner Vorrechte beraubt.

Ueberall ganz ungezügelte Freiheit und Willkür, daher denn auch immerwährende Fehde. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts macht sich bei den Bergvölkern türkischer Einfluß bemerkbar, aber nie sind sie den Osmanen völlig unterthan geworden, und diese mußten sich auf die Besitznahme einiger Küstenpunkte (Poti, Suchum Kaleh und Gelendschik) beschränken.

Das Jahr 1783 bildet einen Wendepunkt. Rußland kam in Besitz der Krim, und der Kuban wurde Grenze zwischen dem Reiche des Czars und jenem des Sultans. Die Russen legten zur Sicherung derselben eine Reihe von Kosakendörfern (Stanitzen) an; sie bildeten die „kaukasische Vertheidigungslinie,“ und von nun an waren sie in unablässiger, und zwar zumeist feindlicher Berührung mit den Bergvölkern. Ueberfälle und Raubzüge kamen an die Tagesordnung. Im adrianopeler Frieden von 1828 entsagten die Türken ihren Ansprüchen auf den westlichen Kaukasus, und von da an bauten die Russen Festungswerke am Nordostufer des schwarzen Meeres. Aber die Bergvölker blieben nach wie vor mit den Türken in Verbindung, wurden von ihnen mit mancherlei Bedarf versorgt und bezahlten denselben zumeist mit Sklaven, namentlich mit hübschen Mädchen. Allmählig gelang es aber den Russen, „Tauschhöfe“ in der Nähe ihrer Burgen zu gründen und mit den Bergvölkern in Handelsverbindung zu kommen; ja, es bildete sich unter den Transkubanern eine Partei, welche Frieden mit den Moskowitern zu halten geneigt war.

Aber vor nun 26 Jahren entstand die fanatisch-mohammedanische Bewegung des Müridismus im Daghestan, also im östlichen Kaukasus; von dort kamen Sendlinge zu den westlichen Völkern und predigten denselben als heilige Pflicht einen religiösen Krieg gegen die Ungläubigen. Schamyl sandte vertraute Männer zu den Transkubanern und machte den Versuch, bei diesen einen fest zusammenhängenden Bund zu bilden. So viel wenigstens hat er erreicht, daß seit 1849 etwas mehr Zusammenhang in die Operationen gegen

Rußland kam. Dieses sah sich im Kaukasus während des Krimkrieges geschwächt, denn die Türkei schickte den Bergvölkern auch Soldaten. Nach 1856 aber wurde von Seiten der Russen der Krieg mit größerem Nachdruck als je zuvor wieder aufgenommen; sie unterwarfen den östlichen Kaukasus und 1859 fiel Schamyl als Gefangener in ihre Hände. Sie konnten nun ihre an den Gebirgskrieg gewöhnten Truppen zumeist im westlichen Kaukasus verwenden. Mehre Stämme versprachen Gehorsam, setzten aber ihre Raubzüge fort, durchbrachen die russischen Linien und ließen die, gleichfalls Raubzüge unternehmenden Ubychen und Schapsugen durch.

Die russische Regierung beschloß dann 1860 eine entscheidende Maßregel durchzusetzen und die „durch Emissäre und Abenteurer verschiedener Nationen fortwährend aufgewiegelten Völkerschaften" zur Botmäßigkeit zu zwingen. Die Stämme, welche sich an den Raubzügen betheiligt hatten, sollten aus der Gebirgs- und Uferregion auf die Ebene am linken Ufer des Kuban gedrängt werden, wo sie sich dann der Aufsicht der russischen Behörden um so weniger entziehen konnten, weil die Vorberge und die Eingänge zum Kaukasus durch Kosakenstanitzen bewacht werden sollten.

Herr Berge bemerkt: „Als die russische Regierung an den neuen Kriegsplan ging, hatte sie weder die Ausrottung der Bergvölker durch Waffengewalt, noch deren Verjagung aus dem Gebiete des Kaiserstaates im Auge. Um die zukünftige Lage derselben zu sichern, bestimmte sie zur Niederlassung für sie die ganze Niederung am Kuban, so daß auf jede Seite 6—7 Dissätinen, also 25—30 Morgen, fruchtbaren Landes kämen." Aber in Folge ganz eigenthümlicher Umstände scheiterte dieser Plan.

Bis zum Ausbruche des Krimkrieges hatten diejenigen Bergbewohner, welche von Rußland abhängig waren, ohne Anstand Erlaubniß zur Reise in die Türkei, nach Mekka oder auch zu Handelszwecken erhalten. Im Durchschnitt verließen jährlich nur etwa 30 Familien das Land. Während des Krieges mit den Osmanen war jene Erlaubniß nicht ertheilt worden; nach dem Frieden verlangten etwa 150 Familien nach der Türkei und Mekka zu gehen, etwa 1500 Köpfe. Die Russen aber wollten eine Auswanderung in die Türkei nach Möglichkeit beschränken und verordneten, daß in jedem Jahre nur 80 Mann entlassen werden sollten. Inzwischen erfuhren die Bergvölker, daß viele Tataren aus der Krim nach der Türkei gezogen seien, und dann liefen Aufrufe um, in welchen die Geistlichen jeden Gläubigen aufforderten, in die Türkei auszuwandern, wo sie angeblich die beste Aufnahme finden und besser leben würden als unter der Herrschaft Ungläubiger. Die Mullahs verbreiteten die Nachricht, daß Rußland die Bergvölker zwingen wolle, ihrem Glauben untreu zu werden.

Man sieht, wie tief das religiöse Element in alle diese Dinge hineinspielt. Im Jahre 1859 wurde der Kommandeur des kubanischen Landstrichs, Jewdokimow, bestimmt, die Wallfahrt nach Mekka zu gestatten. Er gab sie, um eine offene Erhebung zu verhindern, doch so, daß immer nur je 10 Familien abziehen durften. Nun entstand eine beispiellose Bewegung. Man kümmerte sich nicht um dieses Gebot; „die zur Auswanderung Entschlossenen

hörten auf, der Wirthschaft obzuliegen, veräußerten Hab und Gut und begannen, nach der Türkei aufzubrechen; schon nicht mehr mit bloß religiösen Zwecken, sondern rein zur Auswanderung, um unter dem hohen Schutze des Beherrschers der Gläubigen zu leben, von dem sie alles Wohl erwarteten. Nicht schwer wäre es gewesen, die Bewegung durch Gewalt aufzuhalten; doch eine solche Maßregel hätte das Land mit Leuten überschwemmt, die durch den Verkauf ihres Besitzes sich der Mittel zum Unterhalte beraubt hatten und wider ihren Willen Räuber geworden wären. Außerdem war es viel vortheilhafter, allen Unzufriedenen freien Ausgang zu geben und im Lande bloß Die zu behalten, welche mit ihrer Lage zufrieden waren. Endlich konnte man darauf rechnen, daß die nähere Bekanntschaft mit der Türkei den Nimbus vernichten werde, welchen der Name des Chunkars (Sultan), in Folge der Ränke mohammedanischer Emissäre, auf alle russischen Muselmänner machte."

Im Laufe der Jahre 1858 und 1859 wanderten aus dem kubanischen Landstrich 80,000 Muselmänner nach der Türkei aus; 1860 stockte die Auswanderung, weil ungünstige Gerüchte über das Schicksal der ausgewanderten nogayischen Tataren viele Leute bedenklich machten.

Dem Kriegsplane der Russen zufolge wurden 1861 neue Kosakenstanitzen im Quellgebiete des Kuban, der Laba und des Chods gebaut, und 1862 gelang es, ungeachtet des verzweifelten Widerstandes der Bergvölker, welche nun fast alle gemeinsame Sache gemacht hatten, alle Vorberge vom Flusse Laba bis zur Belaja durch Kosakenposten zu besetzen. Dadurch wurden alle Gemeinden abchasischen Stammes und alle nach vornehin wohnenden tscherkessischen Völkerschaften in die Nothwendigkeit versetzt, entweder die Forderungen der Russen zu erfüllen, d. h. auf die ihnen angewiesenen Landstrecken überzusiedeln, oder das Land zu verlassen. Etwa 10,000 Kabardiner und einige kleinere Stämme verstanden sich zu ersteren, während andere nach dem Südabhange des Gebirges oder auch zu den Abadsechen fortzogen, aber schon im nächsten Winter nach der Türkei gingen.

Im Jahre 1863 hatte der hartnäckige Widerstand der Bergvölker aufgehört; nach und nach kamen auch Abadsechen und Schapsugen in die Ebene zu den Russen. Die Stimmung wurde ruhiger, schlug aber sofort um, als wieder einmal Hülfe aus der Fremde in Aussicht gestellt wurde. Die Leichtgläubigen erwarteten eine französische Armee oder eine englische Flotte. Im Herbst kamen 40 europäische Abenteurer mit 4 Kanonen zu den Ubychen und gaben sich für den Vortrab einer großen Hülfsarmee aus. Nun zogen diese Ubychen fort von ihren Feldern und Wohnungen in die Wälder der Hauptkette oder an den Südabhang, litten große Entbehrungen und wurden von den Blattern heimgesucht, die damals am ganzen Ostufer des schwarzen Meeres wütheten. Inzwischen waren russische Heersäulen ihnen an den Südabhang nachgeschickt und drängten sie alle nach dem Meeresufer hin. Dorthin hatten die Türken Segelschiffe und Dampfer nachgeschickt; auch wurden jetzt wieder Aufrufe erlassen, welche Gastfreundschaft bei den Osmanen versprachen.

Noch bevor die russischen Truppen am Südabhange waren, hatte die Auswanderung schon begonnen; mehr als 60,000 Auswanderer schifften sich ein, und im Frühjar 1864 war der Andrang noch größer. Herr Berge bemerkt, daß nun die russische Regierung alle möglichen Maßregeln getroffen habe, um die Ueberschiffung nach der Türkei sicher zu stellen; sie habe den Aermsten Geldunterstützungen gegeben, Schiffe gemiethet, auch Kriegsfahrzeuge mit Auswanderern beladen.

Im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug, amtlichen Nachrichten zufolge, die Zahl der Auswanderer 318,068 Köpfe. In den Jahren 1858, 1859, 1862 und 1863 etwa 80,000, so daß also an 400,000 „Seelen" nach der Türkei übergesiedelt waren. Seitdem sind noch etwa 50,000—70,000 nachgefolgt.

Aber von denen, welche im westlichen Kaukasus bis zur Grenze der Kabarda und Abchasiens gelebt hatten, sind, bis gegen Ende des Jahres 1865, doch etwa 100,000 Köpfe zurückgeblieben. Sie wohnen nun in drei Bezirken an den Flüssen Kuban und Laba. Die Kabardiner, Abchasen, Zebeldiner und Samursakaner haben ihre alten Wohnsitze nicht verlassen.

Die Mysterien der Bundestags-Armee.

„Der ganze Feldzug der Prinzen Karl und Alexander war nichts als der Bundestag in's Militärische übersetzt." So heißt es in einer so eben veröffentlichten Darstellung dieses Feldzuges, der wir die nachfolgenden Mittheilungen entnehmen.

Die an sich ganz trefflichen Bestandtheile des Bundesheeres bildeten in ihrer Zusammensetzung eine nahezu hilflose Maschine, besonders das 8. Armee-Corps konnte vom technischen Standpunkte aus nicht als ein zur Kriegführung in jetziger Zeit geeignetes Instrument betrachtet werden. Selbstständigkeit, Geist, Genie im Militär hatte man absichtlich nicht aufkommen lassen, jetzt zeigten nun die Gamaschenknöpfe, daß Kopf und Herz ihnen fehle.

Während die Zeitungen von den wunderbaren Kreuz- und Quermärschen aller Bundestruppen erzählten, hatte das mächtige Baiern keine 10,000 Mann disponibel, um durch das Werrathal hindurch den bedrängten Hannoveranern die Hand zu reichen. In der Festung Mainz herrschte eine so kolossale Verwirrung, daß ganze Regimenter dort einmarschirten und auf eigene Faust Quartier nahmen, ohne daß der Festungs-Kommandant Kunde davon hatte. Was über eine Menge von hier und anderwärts in dieser Beziehung passirten traurig-komischen Vorgängen berichtet wird, wäre kaum zu glauben, wenn es nicht durch authentische Mittheilungen bestätigt würde.

Ein fester taktischer Zusammenhang zwischen den 3 Divisionen des 8. Armee-Corps bestand durchaus nicht. Das Corps hatte 24 Jahre lang keine vereinigte Uebung mehr gemacht und war im Kommando, in der Uniform, Ausrüstung und Organisation bekanntlich ganz verschieden. Es bestand keine Kalibereinheit der Handwaffen, die 4 Feldbatterien der 3. Division waren nach 4 verschiedenen Systemen ausgerüstet. Der Corpsverband war ein rein theoretischer, demnach konnten auch bei keinem Gefechte die Divisionen des 8. Armee-Corps unter sich, oder das 8. Corps mit dem 7. als Glieder einer und derselben Armee zu regelrechtem Zusammenwirken gelangen. Es gab nichts als isolirte, wenn auch ehrenvolle Kämpfe, nirgends konnte die Gesammtkraft der Heere sich geltend machen. Und das Merkwürdigste ist, daß dieselben Regierungen die Unmöglichkeit, mit dieser Organisation einen energischen Krieg zu führen, schon 7 Jahre früher offiziell beim Bunde erklärt und darauf 2 Jahre lang erfolglos über eine nothwendige Reform sich herumgestritten hatten, bis sie endlich die Sache wieder auf sich beruhen ließen. Daß am Bunde die enormen Diäten für die Mitglieder der Militärberathungs-Commissionen bezahlt wurden, war ja doch am Ende die Hauptsache!

Alle Mängel aber wurden noch übertroffen durch die Wahl der Führer, die man mit fast unbegreiflicher Sorglosigkeit an die Spitze jener ja ohnedies wenig brauchbaren Heereskörper stellte.

Prinz Karl Theodor Max August von Baiern, der zweite Sohn König Max I. und Bruder König Ludwigs I., ist am 7. Juli 1795 zu Mannheim geboren, mithin 71 Jahre alt. Schon in seinem 18. Jahre war er Generalmajor und Brigadier der Infanterie und machte an der Seite des Generals Wrede die Feldzüge gegen Frankreich mit. Die Baiern hatten bekanntlich nicht viel Gelegenheit, sich auszuzeichnen, die blutigste Schlacht, die sie schlugen, war die durch Wrede verlorene Schlacht bei Hanau, die aber Prinz Karl nicht mitmachte. Auch bei dem zweiten Feldzuge nach der Rückkehr Napoleons von Elba hat er sich keine Lorbeeren erworben. Uebrigens fehlt es ihm keineswegs an persönlichem Muth, er hat ihn auch in den Gefechten des letzten Feldzugs häufig bewährt. Nach dem Frieden erhielt Prinz Karl das Generalkommando in München und ward nach dem Tode Wredes Feldmarschall und Generalinspector der Armee. Erbe von vielen Millionen seiner Mutter, der verstorbenen Königin Caroline, im Besitze großer Gehalte als Feldmarschall und Comthur reicher Orden u. s. w. konnte er sich jedes Vergnügen, jeden Lebensgenuß gewähren, doch muß man zu seiner Ehre sagen, daß er sehr mildthätig war.

Diesen sonst ganz achtungswerthen Fürsten erkor nun der deutsche Bund, weil er Prinz und bairischer Prinz war, zum Ober-Kommandanten der Bundesarmeen. Es war eine verfehlte Wahl, einen an Bequemlichkeit gewöhnten Mann von 71 Jahren zu einer Zeit an die Spitze von Armeen zu stellen, wo es galt, durch Schnelle und Entschlossenheit die Kraft zu verdoppeln. So kam es denn, daß das Hauptquartier des Prinzen Karl 168 Pferde und 8 Chaisen mit sich führte, eigene Wagen für Silberzeug, Porzellan, Federvieh,

Ja, das baierische Hauptquartier soll nur deshalb einige Tage später zur Armee aufgebrochen sein, weil die bestellten Kommoditäten noch nicht fertig waren. Köche, Friseure und ähnliche Individuen waren in reicher Anzahl vorhanden. Führte doch Fürst Taxis sogar nebst seinen Küchenwagen und vier brillanten Equipagen Kammerdiener und Köchin im Cabriolet mit sich herum. Trotz der Schnelligkeit der Preußen soll der Kommandant der Bundesarmee vor 9 Uhr Morgens keinerlei Meldungen angenommen, Offiziere nur in Gala vorgelassen haben. Gute Diners zu halten, war eine Hauptsorge des Tages. Während die Preußen das 8. Bundes-Armeecorps verfolgten, wurden fünf Tage lang in der königlichen Burg zu Würzburg splendide Essen gegeben. Fürst Taxis hielt eben auch ein Gelage in Hammelburg, als die Nachricht vom Anrücken der Preußen kam, die er natürlich, da sie störend wirkte, nicht glaubte.

War aber schon das hohe Alter der Heerführer kein Segen, so noch weniger die hohe Stellung derselben. Als königlicher Prinz war es mißlich, unter dem bürgerlichen Doctorssohn Benedek zu stehen, es gab Rangstreitigkeiten mit dem erst später gefürsteten Prinzen Alexander; als königlicher Prinz konnte man keinen Mahner dulden, wie General v. Zoller, und mußte ihm Arrest dictiren. Diese Strenge traf selbst Offiziere im Dienst, die so unvorsichtig waren, dem prinzlichen Wagen vorzureiten.

Dem Publikum, welches zweifelte, ob ein Greis von 71 Jahren noch ein geeigneter Führer zweier Armeen sei, wurde erwidert, daß die Seele des bairischen Generalstabes ja Freiherr v. d. Tann sei, jener romantische Freischaarenführer von 1848, dem es doch gewiß nicht an Entschlossenheit und Energie fehle! Aber die Wahl von der Tanns zum Generalstabschef war noch unglücklicher, als die des Prinzen Karl von Baiern zum Kommandanten der Armee. v. d. Tann, ein Glückskind, dem die Jugendfreundschaft Königs Max II. nach und nach alle militärischen Ehrenstellen, Orden, Titel, Aemter und Reichthümer in den Schooß geworfen, hatte nichts gethan, als einige glückliche Sprünge mit verwegenen Freischaaren, die ohne allen Einfluß auf die Kriegsentscheidung blieben. Er ward auch preußischer Ordensritter und als geschmeidiger Cavalier zu allerlei Hoffendungen gebraucht. 1850, als die armen Schleswig-Holsteiner, nur auf sich angewiesen, kämpften und von Oesterreich und Baiern schon als Empörer angesehen wurden, denen v. d. Pfordten rieth, sich den Dänen zu unterwerfen, weil Rußland es so wolle, ging v. d. Tann zwar zum dritten Male hin, ließ aber den von ihm kommandirten Flügel in der Schlacht bei Idstedt schlagen und die Dänen einen Sieg gewinnen, auf den sie nicht mehr gehofft hatten. Ueber v. d. Tann urtheilte schon früher eine competente militärische Feder, daß ihm die genügende Bildung fehle. Trotzdem nahm er im letzten Kriege wieder diese wichtige Stellung an, wozu er so wenig befähigt war, angeblich auf Wunsch des Prinzen Karl. Wenn Einer über die Kriegsführung der Preußen, ihre Taktik und die Gewalt ihrer Waffen im Voraus hätte unterrichtet sein müssen, so war er es.

Alle anderen Generale der Baiern waren auch Höflinge, in den Friedens-

jahren emporgeschossen meistens durch Protection, so v. Feder, der den Pfarrer von G. nach dem Laufe des Main fragte. Auch die Generale v. Stephan und v. Hartmann, deren Bravour über allem Zweifel steht, hatten keine Gelegenheit zu lernen, wie man große Massen dirigirt, und der Volksbote hat nicht Unrecht, wenn er sagt, daß ganz Baiern keinen General hat, der nur eine Division im Felde commandiren kann. Zoller war der fähigste und zeigte auch am meisten Ernst, den Hannoveranern Luft zu machen, was ihm einen Verweis, ja sogar Arrest vom Obercommandanten zugezogen haben soll. Er suchte den Tod und fand ihn. Andere Officiere erschossen sich; so Oberst v. Pechmann vom 5. Chevauxlegers-Regiment in Kissingen, weil er die Schmach seiner Reiterei nicht überleben wollte, die bei Hünfeld und Gersfeld, von Schrecken ergriffen, davongeritten war, weil sie sich verrathen glaubte. Ueber den tragischen Selbstmord des Rittmeister Strommer, der sich vor der Front erschoß, weil er auf einen wiederholten Befehl seine Leute nicht nutzlos zur Schlachtbank führen wollte, haben die Blätter berichtet.

In dem 8. Bundes- oder bunten Armeecorps wimmelte es von Hauptquartieren, von denen jeder Prinz eines selbstständig hatte, wie eine selbstständige Verpflegung, bei der jeder Mann selbstständig Hunger litt. Bis eine Meldung von einem Hauptquartier zum andern kam, waren die Preußen schon da. Von gegenseitigem Beistand war keine Rede, Niemand kümmerte sich um den Andern, trotz ihrer gemeinsam schwarz-roth-goldenen Armbinde. Der Obercommandant dieses bunten Armeecorps hatte eigentlich nur 12,000 Mann Hessen zu seiner Verfügung und diese standen unter einem General Perglaß, der während der letzten 50 Jahre bei der Artillerie diente, nie eine combinirte Armeedivision ins Feuer geführt hatte, dem Gefechte bei Laufach nicht einmal beiwohnte, dem man (wie Zeitungen sagten) nicht einmal bleierne Soldaten anvertrauen konnte.

Le mie prigioni.

Der Italiener, der unter dem obigen Titel sein Leben in österreichischen Gefängnissen beschrieben hat, ist offenbar bestrebt gewesen, ein Seitenstück zur Divina commedia zu liefern. Die habsburgischen Prisons sind ihm ein Höllenreich, in welchem der Spielberg das Tiefste der Schrecknisse darstellt. Humoristischer liest sich die Beschreibung der Olmützer Kasematten, die Jemand in der Br. Z. geliefert hat.

Wenn man, so beginnt er seine Erzählung, von Kasematten spricht, so überläuft Einen häufig ein Frösteln über den Rücken; es giebt allerdings Kasematten genug, die man eher als Wohnungen vorbereitet zur Aufnahme

von Fröschen und anderem Gethier annehmen dürfte als für Vaterlandsvertheidiger; das war jedoch in der großen und starken Festung Olmütz, wenigstens in dem Theil, in dem wir Civil-Gefangenen die Ehre hatten, den 30tägigen Krieg abzusitzen, nicht der Fall. Man muß es ihnen, unseren Gegnern nämlich zum Ruhme nachsagen, daß sie sich auf unsere Aufnahme rechtzeitig und gastlich vorbereitet hatten; die dazu ausgesuchten Räumlichkeiten rechts am Catharinen-Thor unter dem Hauptwall waren sehr reinlich und schienen frisch getüncht zu sein, mit Thüren in dem Corridor und Fenstern nach dem Kasemattenhof oder dem Festungswall, licht, hoch und geräumig, trocken, überall Oefen und, was die Hauptsache, sie waren bewohnt gewesen, theils von Staats-Gefangenen, zuletzt von den letzten ungarischen Verschwörern, von denen man bei uns wenig erfahren hatte, theilweise von militärischen Strafgefangenen, die nach einer Sprachweise eines k. k. Curialstyl's, nach Komorn und Laibach übersetzt worden waren, so daß ziemlich viel gastliche Räume der Art zur Aufnahme von Gästen vorhanden waren.

Als also mir, dem Schreiber dieser Zeilen, die hohe Ehre zu Theil wurde, in die Festung Olmütz einzurücken, so machte mich mein gemüthlicher Begleiter, ein k. k. Gendarm, auf diesen Umstand aufmerksam. Der Rosenkranz, mit welchem er scherzweise die eisernen Ketten bezeichnete, durch welche meine Hände vorn sicher gemacht worden waren, wurde ein wenig angezogen und regelmentsmäßig zugestutzt, da es aber regnete, so konnte ich wenigstens den Regenschirm benutzen — eine Tragweise, die allerdings nicht ganz bequem war. Der Herr Gendarm vertauschte darauf seine Gemüthlichkeit mit dem Dienstgesicht, und so wandelte ich Mittags 12 Uhr bei heftigem Regen in die Thore der inneren Stadt; der Gendarm war so gnädig, mich durch einige Hintergassen nach dem Platz-Commando zu führen, wo ich ihm wie eine Waare abgenommen und nach dem Aufbewahrungslocal, wie es die Beamten des Platz-Commando's nannten, abgeliefert wurde.

Ehe mir die Ehre zu Theil wurde, diese Räume zu betreten, hatte man mich längere Zeit an anderen Orten herumgeschleppt, so daß meine Brust förmlich aufathmete, als ich in freundliche Räume trat und ein ebenfalls äußerst gemüthlicher Herr in Beamten-Uniform mich als einen Gast seines Hotels artig und freundlich empfing, mir sofort die eisernen Handschuhe abnahm; ich mußte mich zu ihm setzen, wobei er auf ganz joviale Weise das National aufnahm und sich nur darüber beschwerte, daß sich so wenig Gäste einfinden, er hätte schon so lange darauf gewartet, es würden nach den öffentlichen Berichten immer so Viele angegeben, und hier gäbe es noch sehr viel Raum. Endlich führte man mich in ein Zimmer, und als die Thüre abgeschnappt wurde, befand ich mich allein; allerdings war die Einrichtung eine sehr mäßigen Comfort versprechende, doch genug, um zu zeigen, daß es ein Anfang von Civilisation war, denn es gab einen Tisch, eine Bank und einen Stuhl, auch erschien bald eine eiserne Bettstelle mit den nöthigen Ruhekissen, die allerdings weder mit Eiderdaunen, auch nicht mit Seegras, sondern mit Stroh gefüllt waren; aber sie waren sauber; auch befanden sich drei neue

Besen im Zimmer, eine Kanne und ein kleiner Krug — Alles reinlich und sauber.

Gegen Abend öffnete sich die Thür; die Zwischenzeit war von mir benützt worden, mich endlich einmal mit meiner Garderobe in möglichst bessere Verfassung zu bringen; es wurden noch zwei Thüren geöffnet, und 3 Männer betraten den Kasemattenhof, sahen sich stumm an, man kannte sich noch nicht, und als wir unsere Namen austauschten, Visitenkarten gab es natürlich nicht, gaben wir gegenseitig die Gründe an, wie und warum wir hier in Sicherheit gebracht wurden. So knüpfte sich bald ein Einigungsband. In dem Kasemattenhofe Nr. 1 befanden sich Gartenanlagen, eine Laube mit Oleander, und ein prächtiger Blumen- und Resedaduft erquickte uns, so daß diese täglichen Spaziergänge zu je einer Stunde, früh und Nachmittags, uns mehr als eine bloße Erholung wurden.

Zweimal des Tages erschien ein Soldat, abwechselnd ein Italiener und ein Ungar, die zum Aufräumen bestimmt waren, was von mir jedoch abgelehnt wurde, indem ich das Abwischen des ungeheuren Meublements und das Zimmerkehren sehr gern durch eigene Hand vollzog, um die Zeit wegzubringen, so daß dieser Dienerschaft nur übrig blieb, Aqua fresca durch den Italiener oder Wisset durch den Ungar zu besorgen; der Ungar war gar gesprächig und setzte jedesmal die Kanne voll Wasser mit dem Worte Bor (Wein) hin, wobei er jedesmal die Achseln zuckte und auf den leeren Handteller hinwies.

Das Schlimmste, was mir bis dahin passirte, war die Abnahme meiner Baarschaft und die kolossale Summe von 12½ Kreuzer täglich, die aber mein Begleiter erhielt, um seinen Zögling zu verpflegen, was z. B. der Eine dahin verstand, daß wir zusammen 3 Seidel Bier tranken, er 2 Seidel und ich ein Seidel, denn mein Schutzherr erlaubte es nicht, mehr zu trinken. Da nun das Seidel damals 3 Kreuzer kostete, so wurden die noch in seinen Händen befindlichen 3 Kreuzer aus großer Gewissenhaftigkeit gegen mich zugleich übergeben, das Uebrige war ja schon auf Verpflegung ausgegeben worden, welcher Umstand von mir bei etwaiger Anfrage unbedingt zugegeben worden wäre. Nun bestand mein ganzes Vermögen, das zu meiner augenblicklichen Disposition war, in der unendlichen Summe von 2 Kreuzern in österreichischer und einem Dreipfennig in preußischer Kupfermünze, denn ein Gulden in Papiergeld, den ich im Handschuh mitgebracht hatte, durfte nicht gezeigt werden; er sollte mir in Reserve bleiben.

Der erste Tag war also Fasttag. Gegen Abend erschien der Herr Profoß, um sich zu empfehlen; er müsse heut Abend schleunigst nach Ungarn abreisen, denn dort hätten sich so viel Italiener eingefunden, daß es an Wirthen und Verpflegern zu mangeln anfange, und da wir 3 Gäste noch keinen Zuwachs erhalten hatten, so überwies er uns einem Gefreiten vom Regiment Gruber, der würde für Alles sorgen, was wir bedürften. Dieser Herr empfahl sich sehr artig mit Händedrücken trotz nur 36stündiger Bekanntschaft und meinte: „Meine Herren, lassen's nur gut sein, hier hobens nit bös, nur a bissel langweilig, aber dafür wird sich schon was finden, wenn's nur erst das Auditorium überstanden haben."

Nun war Land, der Gefreite mußte nun zuerst Brot und Butter besorgen, den anderen Tag, „a Suppen und ein Fleisch," Alles auf Credit; aus welchem Speisehause dies besorgt worden ist, das wußten wir allerdings nicht, aber das Essen war sehr gut und kräftig. Wir verstiegen uns in den beiden Freistunden sogar zu dem unerhörten Luxus, in der Gartenlaube unter Oleanderbäumen, die in Blüthe standen, Vierkreuzer-Cuba-Cigarren zu rauchen und ein Maß Bier zu vertilgen, natürlich Alles auf Pump; der Gefreite sollte ja dafür sorgen und er besorgte Alles, wenn auch manchmal etwas langsam. Endlich sahen wir einige preußische Uniformen an den Fenstern vorüberpassiren, Tritte im Corridor zeigten uns neue Ankömmlinge an; es waren nach mehreren Tagen endlich 9, dann 11 Mann angekommen, ein Dragoner, 2 Husaren, ein Pionier, ein Artillerist, das Uebrige Infanteristen; dann erschienen Telegraphen- und Postbeamte. Schließlich füllten sich die Räume; es erschienen auch Frauen, Mädchen, halberwachsene, die als Marketender und mit Vorspann-Wagen gefangen worden waren, und nachdem wir das Verhör überstanden, mußten wir, wahrscheinlich auf höheren Befehl, unsere Zimmer räumen und wurden in den Hof Nr. 2 einquartirt, wo es keine Blumenbeete und keine Laube gab; dagegen waren das vis-à-vis die Zellen von Ursulinerinnen, von denen aus manchmal Clavierspiel zu hören war. Diese Sorte Kasematten war nicht so schön, aber immer noch gut zu nennen, denn rechts von uns waren die Zimmer, wo die k. k. Herren Offiziere und Chargen (Feldwebel, Cadetten) ihren Aufenthalt nahmen, wenn sie in's Profoßen-Quartier geschickt wurden, dann folgten die Wohnungen, die für uns zurecht gestellt waren, dann erst jene für die Militair-Sträflinge, die in Untersuchung waren; daran knüpften sich die Locale für Vorräthe, das Aufsichts-Personal, Kanzlei, Küche, Wache, und in den dort sogenannten Kerker-Arresten steckten österreichische Pioniere der Besatzung, welche unter unseren Fenstern am Walle entlang des Abends häufig spazieren gingen und uns durch Gesang erfreuten; es waren viele Italiener darunter; auch die Wachen waren die erste Zeit Italiener, vom Regiment Haugwitz, mitunter bildschöne große Leute, aber schlapp; später wurden sie durch ein ungarisches Regiment abgelöst. Dieses Regiment, Erzherzog Wilhelm, bestand aber fast nur aus Slovaken aus den kleinen Karpathen — ein großer Gegensatz gegen die Veronesen der ersten Wache.

In diesem zweiten Locale vermehrte sich unsere Zahl sehr schnell, denn Jeder, den man aus irgend einem Grunde, und war derselbe noch so gering, verdächtigte, wurde kalt gestellt, wie wir es nannten.

Es erschienen Leute aus allen Gegenden, aus Königsberg, Breslau, Berlin, Schlesien, Sachsen, Böhmen, Hannaken, Nieder-Oesterreicher, Ungarn, dem Stande nach Landleute, Gesellen, Commis, Kaufleute, Handwerker, Gutsbesitzer, Gastwirthe, Lehrer, so daß in den verschiedenen Abtheilungen die Zahl der Art Gefangener 107 betragen haben soll. Die höchste Zahl war bald nach dem Abmarsch der Benedek'schen Armee nach Ungarn, als Olmütz cernirt war, bis zum Abschluß des Waffenstillstandes. Ehe man sich kennen lernte, ehe Einer dem Anderen traute und das sich verwickelnde

Sprachengewirr klärte, dauerte es allerdings immer einige Zeit, aber wunderbar gelang es, eine bestimmte Disciplin festzuhalten, der wir es allein zu verdanken hatten, daß wir gesund blieben und den Muth nicht verloren.

Es sei mir gestattet, hier die Namen von 2 Männern zu nennen, denen wir zu großem Danke verpflichtet wurden. Der erste war unser directer Vorgesetzter, der Schließer Passureck. Du alter, ehrlicher Papa Passureck, du weißt gar nicht, was du für eine Perle bist, du wurdest bei deinem schweren Amte niemals ungeduldig und besitzest einen kostbaren Humor; mit diesem und mit zarter Hand konntest du den widersetzlichsten Kerl krumm schließen, der es sich aber auch nur von dir derartig gefallen ließ; dir zu Gefallen wurde schon unter uns auf die möglichste Ordnung gesehen und als auch du uns verlassen mußtest, um nach Komorn zu gehen, so mußtest du von deinem Herzen getrieben, in der letzten Stunde nochmals von uns Abschied nehmen; dein Auge wurde naß, denn solche Untergebene hattest du noch nicht. Aber wir vergessen dir es nicht, du sagtest zu uns nie anders als: „meine Herren;" du hattest ein weiches Herz und niemals hast du die Strenge des Dienstes, ohne ihn zu verletzen, uns fühlen lassen. Der zweite, ein Genosse in der Klause, du einfacher Landmann Seibert, ein Hannake, Mann von Witz und Verstand, kostbarer Geschichten-Erzähler, der du so manchen Abend verkürzt hast und als Vermittler zwischen dem slavischen und deutschen Element es verstandest, so zu vermitteln, daß die Reizbarkeit des Slaven niemals gegen den Germanismus zum Ausbruch kam, wenn sie sich in ihrer Anschauungsweise lächerlich gemacht hatten.

Nachdem wir längere Zeit auf Credit aus dem Speisehause gelebt hatten und das Auditorium, wie man daselbst das erste Verhör nennt, überstanden war, erhielten wir die Mittheilung, daß wir von nun ab in reglementmäßige Verpflegung treten. Wir empfingen also pro Tag ein halbes Brot von guter Qualität ($1\frac{1}{2}$ Pfund), eine Portion Mittagessen aus einer sehr großen Menge recht guter Suppe und ein Stück meistens recht gutes Fleisch, was etwa ½ Pfund entsprach, nur war Alles sehr papricirt (mit türkischem Pfeffer angemacht), woran wir uns jedoch bald gewöhnten. Hierbei bestätigte sich die alte Erfahrung, daß unsere Gegner unter allen Zuständen auf die bestmögliche Küche halten, und vor Allem ist hervorzuheben, daß dieses Mittagessen auch reinlich war. Die erste Zeit wurde uns das Essen gebracht, später jedoch, als zuviel Bewohner sich einfanden, mußten wir es uns in der 50 Schritt entfernten, jedoch in derselben Front befindlichen, Küche abholen. Dieser Gang war uns der schwerste; da aber viele von uns das Brot nicht aufzehrten, manche an ihrer Portion 4—6 Tage genug hatten, so erhielten wir dafür 5 Kreuzer, so daß man in einer Woche nebst den 3 Kreuzern, welche man täglich baar erhielt, ein Vermögen von 50 Kreuzern pro Monat ersparen konnte, was auch in der ersten Zeit geschah.

Nun entwickelte sich ein Handel; es wurden Vorschüsse gegeben, Tabak gekauft, Pfeifen dazu angeschafft, der Schließer versorgte uns mit Cigarren; Butter erhielten wir ebenfalls, auch andere Sachen erschienen; was nicht zur Thür hereinfand, kam auf mannigfach andere Art herein, kurzum wir suchten

uns den möglichsten Comfort zu schaffen, dessen Höhepunkt durch ein Spiel Karten gekrönt wurde. Nur eins wurde uns nie gestattet, Papier und Schreibmaterialien; auch sollten wir von Allem, was außerhalb vorging, nichts erfahren, aber merkwürdig, bald fand sich bei dem Einen, bald bei dem Anderen eine Zeitung vor, und was wir nicht dadurch erfuhren, das erzählten uns die Sperlinge aus der Luft, von Fenster zu Fenster wurden die Ereignisse der Feldzüge bekannt gemacht, und wollte es gar nicht gehen, so wurde es gesungen, wobei uns die Wachen ganz ungestört ließen, denn die Herren Slowaken geben sich keine Mühe, den Text dieser Gesänge kennen zu lernen. So erfuhren wir schon am 5. und 6. Juli das wahre Resultat von Königgrätz, obwohl uns von anderer Seite geflissentlich ganz andere Sachen erzählt wurden, denn darnach war der Prinz Friedrich Carl mit seiner Armee schon mehrere Male gefangen genommen und unser hochverehrter Kronprinz an seinen schweren Wunden verschieden; ganze Armeen waren in den Wäldern, die man mit Raketen angezündet hatte, verbrannt; die Russen waren mit 180,000 Mann der Oesterreichischen Südarmee zu Hülfe gezogen, die Franzosen waren waren bereits über den Rhein gegangen und die Bayern standen zwischen Leipzig und Berlin: kurzum die Sachen standen so, daß in acht Tagen Alles in Oesterreichs Händen war; Glatz und Neisse war mit Sturm genommen, und ein Theil ihrer Armee in der Nähe von Breslau und Ratibor war verbrannt.

Diese Erzählungen standen nun doch in zu starkem Contrast mit den Berichten, die uns neue Leidensgefährten brachten, von den Rückmärschen der Oesterreicher, von den vielen Preußen, man wüßte nicht, woher denn die Masse Volk käme, das nehme gar kein Ende, die Erzählungen der Soldaten, daß es ihnen „gar schlecht gangen sei", und als unsere Ohren das Wagengerassel und die Klänge der Feldmusik der zurückgekehrten Armee hörten, einzelne Explosionen und Kanonenschüsse vernommen wurden, dann hörten sie allerdings auf, uns derartige Nachrichten aufzubinden; aber mit größter Stille saßen wir beisammen, als nach einigen Tagen neues Wagengerassel sich hören ließ und bald darauf der Kanonendonner von Dub und Tobitschau an unser Ohr schlug. Da wurden denn die Gerüchte wiederholt; Parlamentäre waren gekommen und wollten capituliren, denn ein ganzes Preußisches Armeecorps von noch 16,000 Mann wäre vor Feuer und Hunger ermattet, gänzlich eingeschlossen, daß ihnen nichts Anderes übrig blieb, und auf unsere Frage, wohin sich die Benedek'sche Armee gewandt hätte, brüsteten sie sich damit, daß man die Preußen ruhig nach Brünn marschiren ließe, denn da würden sie von den Bauern erschlagen werden; Benedek aber hatte Glatz und Neisse nochmals mit Sturm genommen und war direkt nach Berlin zu abmarschirt. Denselben Tag, als dieses uns erzählt wurde, brachte man einen neuen Leidensgefährten ein, der uns erzählte, daß die ganze Armee nach dem Waag-Thale auf dem Marsche über Trenczin und Neustadtl sei, um nach Preßburg zu entkommen; allerdings sei ein Theil in's Schlesische Gebirge abgerückt, das sei aber unbedeutend, und als wir uns erdreisteten, jene Herren der

ersteren Berichte zu fragen, wie denn die Preußen nach Brünn gekommen seien, da hieß es, sie hätten sich hineingeschlichen.

Gleichzeitig mit dem Eintreffen der Nachricht vom Waffenstillstande wurde uns mitgetheilt, daß die Preußen darum nachgesucht und gebeten hätten, die Ueberreste ihrer Armee mit heiler Haut nach Schlesien zu retten, denn bei dem Sturme auf die Florisdorfer Brücke seien 28,000 Mann geblieben und es gebe keinen Kürassier mehr in der ganzen Armee; auf unsere Frage, wie denn aber die Preußen nach Florisdorf gekommen, gab man uns die sehr treffende Antwort: „ja das weiß i nit."

Nun hatten wir gerade in dieser Zeit die Zeitungen sehr regelmäßig bekommen, so daß wir den Sachverhalt eben so gut wußten; nur über die letzte Preßburger Affaire wurde nie gesprochen. Erwähnen müssen wir noch einige Aussprüche, die uns unvergeßlich bleiben werden.

Eine k. k. Militairbeamter sagte nach dem Friedens-Abschlusse: „Schaun's, meine Herren, das Haus Oesterreich ist sehr religiös, und der Kaiser ein sehr frommer Mann und um Preußen von einem großen Unglück zu bewahren, hat der Kaiser den Frieden gemacht;" ein andermal sagte derselbe Herr zu uns: „Hör'ns auf mich, wos i ihnen sag'. A Wuth ist in dem ganzen kaiserlichen Volk, und daß es gar nit lang dauern wird, da würde man sich schon zu rächen wissen, die Preußen wären schlimmer wie die Türken und Tartaren, und was die Leute übrig gelassen hätten, das würde nachher durch die Requisition abgezwickt und eine solche Schmach könne das Haus Oesterreich nicht vertragen."

Allerdings war letzterer Umstand, die Wuth und die Schmach, gleich groß, und es ist wahr, daß die Rachsucht dort ungeheure Dimensionen angenommen hat, denn von einer klaren Einsicht der Dinge kann fast gar nicht die Rede sein; die Person von der Sache zu trennen, ist ihnen gar nicht möglich und die corrumpirte Art, wie ihnen alles vorgetragen wird, läßt es nicht zu, es zu klären, sondern man stachelt sie nur auf und sucht jede Einsicht erst recht zu verdunkeln.

Um nun das innere Leben zu betrachten, so begleiten sie uns in die Kasematte; rechts und links hölzerne Pritschen, jedoch mit eisernen Füßen, darauf reihenweise die Strohsäcke mit aufgerollten Decken. Um die Langeweile nicht aufkommen zu lassen, wurde eine bestimmte Tagesordnung festgestellt; die Wahl eines Stuben-Aeltesten war nicht nöthig, sondern es fügte sich Alles den Anordnungen der beiden Einsichtsvollsten von selbst; jeden Tag wechselten die Stuben-Fouriere, die das mehrmalige Auskehren, Reinigen und Wassertragen besorgen mußten. Früh 7 Uhr wurde aufgestanden, Toilette gemacht, das frugale Frühstück aus Brot genossen; wer Butter dazu hatte, war schon zu beneiden; den theuern Kaffee konnten wir uns nicht anschaffen und so ersetzte ein Glas Wasser das gewohnte warme Frühstück sehr bald. Dann konnten wir bis 8 oder 8½ Uhr spazieren gehen; bis 9 oder 10 Uhr hatten wir eine ganz eigenthümliche Unterhaltung die uns viel zu Lachen gab. Unter uns befand sich auch ein Wächter einer Fabrik aus Böhmen, der als k. k. Artillerist lange in Italien und an der Türkischen

Grenze gestanden hatte; wir bekamen bald heraus, daß dieser Mann eine kostbare Eigenschaft besitze; derselbe war nämlich Traumdeuter. Er mußte nun alle Tage die gehabten Träume auslegen, was von seiner Seite mit größter Ernsthaftigkeit geschah. In Folge dessen fand sich auch ein Kartenleger, der alle Tage die Karten legen mußte, wie der Tyrann von uns, der Festungs-Commandant, gesonnen, ob seine Laune gut oder schlecht sei; darauf machte man bis zu Mittag eine Partie Picket, Sechsundsechszig, Präferanz oder Solo; der eine nähte sich was, es wurde mitunter gelesen, wenn wir etwas zu lesen hatten; nach dem Mittag hielten wir Siesta, dann wurde der Nachmittags-Spaziergang angetreten, dann von dieser Anstrengung ausgeruht, anstatt der Vesper eine Pfeife oder eine Cigarre geraucht, dann mußten die Karten herhalten, mitunter etwas Zimmerturnen; nach dem Abendessen, das analog dem Frühstück war, zuweilen mit etwas Bier, wurden die Nachtlager zurechtgestellt und nachdem wir uns eine gute, wo möglich letzte Nacht in dieser Situation gewünscht hatten, begann die Zeit der Erholung. Jeder lag auf seiner Stelle und man conversirte in Form eines Vortrages über alles Mögliche, über den Sternenhimmel, über Berg- und Grubenwesen, Ackerbau, Naturphilosophie; auch mußten wir Preußen auf die specielle Bitte der Oesterreicher ihnen die Geschichte der Reformation erzählen; über die Französische Revolution von 1789 nebst deren Ursachen wurde viel gesprochen, über Deutsche und Französische Geschichte, viel Geographie, namentlich Norddeutschlands, Italiens und Frankreichs. Dazwischen erzählte Freund Seibert wieder einige prächtige Märchen, aber am meisten amüsirten wir uns über den Vortrag eines böhmischen Lehrers, über Böhmische Geschichte, die Hussiten und den 30jährigen Krieg. Es ist uns nicht bald etwas so Confuses vorgekommen; die Jahrhunderte der Hussiten und der Reformationszeit wurden fortwährend verwechselt, die böhmischen Könige und deutschen Kaiser, kurzum es stellte sich eine so absichtlich corrumpirte Schulbildung heraus, daß es werth wäre, derartigen Versuchen, wie das arme czechische Volk durch seine Literatur so falsch unterrichtet wird, entgegenzuwirken. Man stachelt absichtlich den Haß gegen den Germanismus auf und will eine Nation schaffen, die durch diese Art von Führung und Verführung, durch die Nichtkenntniß einer besseren Literatur und der Wahrheit ein willenloses Werkzeug feudaler und ultramontaner Führer werden soll; darum wäre es sehr nöthig dieser Sorte Literatur Aufmerksamkeit zu schenken, daß sich in der Mitte Deutschlands nicht ein Hagelwetter zusammenziehe, von dem Niemand etwas merkt.

Auf diese Weise vertrieben wir uns die langen Stunden und machten daselbst Propaganda, so daß sich diese Leute bei ihrer Entlassung bei uns bedankten und meinten, sie hätten diese verlorene Zeit nicht zu bedauern, sie hätten hier mehr gelernt und gehört als in ihrem übrigen Leben.

Endlich wurde unsere Zahl immer kleiner, Einer nach dem Anderen wurde entlassen, der Letzten bemächtigte sich dann ein sehr unheimliches Gefühl; es war als ob die Zeit gar nicht fortschritte, bis endlich der Tag der Erlösung schlug. Den Tag vorher sagte der Stabsprofoß zu uns: „Nu,

meine Herrn, i denk' morgen kommen's fort". Unsere Antwort lautete: „Wenn es nur wahr wäre." Denselben Tag früh um 6 Uhr rief Jemand in's Zimmer: „Meine Herren, heut kommen's fort'', eine Stunde später kam ein Schließer, der Nachfolger unseres vorhergegangenen alten Passirred, ein gebildeter, man konnte sagen feiner Mann, und erklärte: „Heute, meine Herren, gehen Sie das letzte Mal spazieren, packen Sie Ihre Sachen, daß Sie dann bald fortkommen". Noch eine Stunde später erschien der Herr Stabsprofoß im besten Dienstanzuge und kündigte uns mit freudestrahlendem Gesichte an: „Meine Herren, jetzt kommen's schon fort". Es schien, als schieden unsere Vorgesetzten aller Art von uns wie von Freunden mit Bedauern, ja, als wir schon auf der Eisenbahn waren, erschien noch ein Corporal, der einige preußische Reconvalescenten nach Prerau zu bringen hatte, und seine ungeheuchelte Freude, mit uns noch zusammen sein zu können, war nicht zu verkennen.

Eine große Schattenseite war, daß auf unserem Kasemattenhofe die sogenannten Publicationen abgehalten wurden, d. h. den österreichischen Militärstrafgefangenen wurden daselbst die Erkenntnisse publicirt und die decretirten Hiebe sofort ausgetheilt. Da wurde allerdings mancher arme Kerl bedauert, dessen Gewinsel bei dem unbarmherzigen Schlagen tief in die Seele schnitt und uns jedesmal den Apetit verdarb , denn es geschahen diese Publicationen stets gegen 10 und 11 Uhr Vormittags. Wenn wir später erfuhren, warum sie diese entsetzlichen Hiebe bekamen, so bedauerten wir es kaum, denn wenn viehische Rohheit sich breit macht, so kann sie nur durch solche Mittel im Augenblick gebändigt werden. Was in dieser Art ertragen werden kann, bewies uns ein hagerer Mensch, ein geborener Wiener. Er erwarte, daß er heute ein kaiserliches Frühstück (so werden die Stockhiebe genannt) bekäme; es wären allerdings 60, er hätte jedoch schon 1640 aufgeladen bekommen und da würde dieses Schock auch noch Platz haben. Ein anderer Soldat hatte 50 bekommen und 8 Tage darauf saß er schon wieder und bereitete sich auf eine neue Portion vor. Als wir auf dem Bahnhofe waren, nahmen wir Abschied von Olmütz. Gedenken werden wir dieser 10 Wochen für immer.

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Von hier richteten wir unsern Lauf nach dem Eislande, welches so abscheulich und erschrecklich anzusehen, daß mir niemals ein Land unglücklicher

und erbarmungswürdiger vorgekommen ist, als dieses, weil man nichts als Berge sieht, die beständig mit Schnee bedeckt sind. Zwischen den Gipfeln der Berge, wo keine Sonne hinscheinen kann, befinden sich hin und wieder einige Einwohner, welche aber alle aus purem Eise bestehen. Denn alles, was zwischen den Gipfeln der Berge zu finden ist, starret vor beständiger Kälte, und ist mit Eis bedeckt. Daher ist es daselbst auch beständig finster, und wenn es ja einiges Licht giebt, so wird es nur von dem weiß schimmernden Reife verursacht. Die untenliegenden Thäler hingegen sind von der Hitze ganz und gar verbrannt, und alle Dünste daraus vertrocknet. Daher sich die Einwohner nicht unterstehen, in die Thäler herab zu kommen, es müßte denn der Himmel sehr trübe und finster sein; und sobald sie nur den geringsten Sonnenstrahl erblicken, laufen sie entweder nach den Bergen zurück, oder verkriechen sich in die Höhlen und Klüfte. Zuweilen geschieht es, daß sie unterwegs, wenn sie von den Bergen herabgehen, entweder zerschmelzen, oder ihnen ein anderer Unfall begegnet. Daher werden die Verbrecher, bei trübem Wetter, auf die Ebene heruntergeführt und an einen Pfahl gebunden, damit sie hernach von der Sonnenhitze zerschmelzen müssen.

Nachdem wir wieder acht Tage zur See gewesen, langten wir endlich bei der Kaiserlichen Hauptstadt von Mezendoria an, wo alles wirklich anzutreffen ist, was die Poeten nur jemals von den Gesellschaften der Thiere, Bäume und Pflanzen gedichtet haben. Denn Mezendoria ist gleichsam das allgemeine Vaterland aller vernünftigen Bäume, Thiere und Pflanzen. Hier erlangt ein jedes Thier und ein jeder Baum das Bürgerrecht, wenn er nur die Oberherrschaft erkennet, und sich den öffentlichen Gesetzen unterwirft. Nun sollte man zwar denken, daß dieser Mischmasch von so vielen und an Gestalt einander so ungleichen Creaturen, ja von so sehr unterschiedenen Naturen große Verwirrungen und Unruhen verursachen müßte: Allein dieser große Unterschied hat die gewünschteste Wirkung, weil hier sehr vernünftige kluge Gesetze und Verordnungen gegeben sind, kraft deren einem jeden von diesen vermischten Unterthanen, nach Beschaffenheit seiner Natur und dem Maaße seiner Gemüthskräfte, dergleichen Verrichtungen und Geschäfte aufgetragen werden, die sich für ihn schicken.

Der erste, der auf unser Schiff kam, war ein magerer Wolf, oder der Zoll-Inspector, welcher von vier Habichten oder Dienern, die wir in Europa Visitateres nennen, begleitet wurde. Diese nahmen von unsern Waaren zu sich, was ihnen am besten anstand. Als wir aufs feste Land kamen, begegnete uns zuerst ein Haushahn, welcher sogleich unsere Ankunft dem Zoll-Einnehmer meldete, nachdem er uns vorher, wie gewöhnlich, um die Ursachen unserer Reise und um unser Vaterland befraget hatte. Von diesem wurden wir sehr gütig aufgenommen und zu Gaste gebeten. Es wurden verschiedene andere Frauen zugleich mit zu Gaste gebeten, worunter sich auch die Frau eines Schiffs-Commandeurs befand, welche eine weiße Kuh war, die hin und wieder schwarze Flecken hatte. Zunächst nach dieser saß eine ganz schwarze Katze, welche die Frau eines Jagdbedienten war, die nur kürzlich vom Lande in die Stadt gekommen. Unter denen, die am Tische saßen, hatte gleich neben mir

eine buntscheckigte Sau-Mutter ihren Platz bekommen, welche eines Renovations-Inspectors Frau war. Diese widmete mir viele Aufmerksamkeiten, griff einmal über das andere in die Schüssel und legte mir vor. Nachdem die Tafel aufgehoben war, steckte sie mir ein Zettelchen zu, auf welchem folgende Verse verzeichnet waren:

Die Borsten mußt du nicht an mir für Fehler achten:
Du magst ja, wenn du willst, die Ursach' wohl betrachten;
So siehest du gar leicht, es kann das schönste Schwein
Vermöge der Natur nicht ohne Borsten sein.
Es ziert ein stolzes Pferd nichts besser als die Mähne,
Den Baum das grüne Laub, die Wölfin ihre Zähne,
Der Bart macht einen Mann, das Schaf muß wolligt sein,
Und folglich zieren auch die Borsten jedes Schwein."

— Durch einen Sturm wird das Schiff zerschmettert, unser Reisende ist der einzig Ueberlebende und dies war denn der Anfang seiner Laufbahn als Civilisator, Messias, Himmelsgesandter, Priester, Halbgott, König, Eroberer, eine Laufbahn, die er natürlich nicht anders beginnen konnte als damit, daß er ein Volk aus dem Urzustande zum Heldenthum emporhob. Die Wogen trugen ihn nämlich nach dem Ufer eines Landes, dessen Bewohner, an Gestalt den oberirdischen Menschen ähnlich, noch im Naturstande lebten. Wir lassen ihn seine umgekehrte Robinsonade selber berichten.

Sie waren, erzählt er, beinahe wie die ersten Menschen, die in aller Unschuld lebten und weder nach Gut noch Finessen trachteten, sondern die sich blos von Baumfrüchten und der Jagd nährten. Und in Wahrheit auch die schlechtesten Unterweisungen, die ich ihnen gab, wurden als göttliche Aussprüche angesehen. Aus den umliegenden Dörfern kamen die Einwohner, nachdem sie von mir gehört hatten, haufenweise herzu gelaufen, damit sie den vortrefflichen Lehrer sehen möchten, der ihnen vom Himmel wäre zugeschickt worden. Ja ich nahm wahr, daß einige eine neue Jahr-Rechnung von meiner Ankunft anfingen. Dieses alles war mir um so viel angenehmer, weil ich auf dem Planeten Nazar wegen meines allzu hurtigen Kopfes, und in Martinia meiner Dummheit halber, jedermänniglich zum Gelächter hatte dienen müssen. Damals wurde an mir erfüllt, was man im gemeinen Sprichworte zu sagen pfleget: Er ist unter den Ungelehrten der Geschickteste, oder auf dem Dorfe ist gut predigen. Denn ich war hier in ein Land gekommen, wo ich mir durch mäßige Gelehrsamkeit, und solche Dinge, die wenig zu bedeuten hatten, einen unsterblichen Namen machen, und zu der allerhöchsten Ehre gelangen konnte. Ja ich hatte hier sattsame Gelegenheit, meine Kräfte zu produciren, weil dieses Land alles im Ueberflusse hervorbrachte, was zu des Menschen Besten und Bequemlichkeit dient; das meiste wächst freiwillig aus der Erde hervor, ohne daß man einige Mühe auf die Pflanzung wenden dürfte, und was ja in die Erde gesäet wird, das giebt sie mit reichlichem Wucher wieder her, überhaupt aber findet man hier alles, was sowohl zum Vergnügen als zur Nothwendigkeit der Menschen erfordert werden kann. Als ich ihnen mein Geschlecht, Vaterland, Schiffbruch und andere dergleichen Dinge, welche

mir auf meiner Reise begegnet waren, erzählte, so fand ich keinen Glauben bei ihnen. Sie hielten vielmehr dafür, ich wäre ein Einwohner der Sonne, und wäre von dannen zu ihnen herabgekommen: weswegen sie mich auch nur insgemein Pikil-Su oder den Gesandten der Sonne nannten. Daß ein Gott sei, glaubten sie zwar, allein wegen des Beweises einer so wichtigen Lehre waren sie unbesorgt, denn sie meinten, es wäre schon genug, daß ihre Vorfahren solches auch geglaubet hätten: und in dieser Lehre einzig und allein besteht ihre ganze Gottesgelahrheit. Sie waren keinen Gesetzen unterworfen, sondern der bloße Wille des Kaisers diente ihnen statt der Gesetze, daher wurden auch keine als nur die gar groben und öffentlichen Laster gestraft. Wer aber in Lastern lebte, den flohen und mieden die andern, und diese Verachtung war den Schuldigen dermaßen beschwerlich ja unerträglich, daß sich ihrer nicht wenig darüber zu Tode grämten, oder sich vor Verdruß das Leben selber nahmen. Sie zählten ihre Jahre nur von den Sonnenfinsternissen, welche durch den Planeten Nazar verursacht werden. Wenn man daher einen fragte, wie alt er wäre, so gab er zur Antwort, er hätte so oder so viele Sonnenfinsternisse erlebt. Ihre Wissenschaft in der Natur-Lehre war sehr schlecht beschaffen und abgeschmackt: denn sie bildeten sich ein, die Sonne wäre eine güldene Platte, und den Planeten Nazar hielten sie für einen Käse. Ihre Reichthümer und Vermögen bestunden vornemlich in Schweinen, welche sie zeichneten, wenn sie sie in die Wälder auf die Mast schickten, und nachdem einer viel oder wenig Schweine hatte, wurde er auch für reich oder arm gehalten. Die unfruchtbaren Bäume und die keine Eicheln trugen, hieben sie mit Peitschen, weil sie in dem thörichten Wahn stunden, solche Bäume wären nur so neidisch und boshaft, daß sie keine Früchte tragen wollten.

So elend war damals dieses Volk beschaffen, und es schien mir fast nicht möglich zu sein, daß ihm gute Künste und anständige Sitten würden können beigebracht werden: Jedoch da ich bei mir selber überlegte, daß gleichwol niemand von Natur so gar wild wäre, der nicht sollte können zahm gemacht werden, wenn er nur Lehre annehmen wollte, so wendete ich allerhand Fleiß an, die rauhen Sitten dieses Volks zu verbessern, und deßwegen wurde ich von ihnen als ein göttlicher Mensch angesehen, ja sie hatten sich von meiner Weisheit einen dermaßen hohen Begriff gemacht, daß sie glaubten, ich könnte auf der Welt alles möglich machen. Wenn daher jemanden ein Schaf war gestohlen worden, oder eine Ziege verrecket, oder die Erndte sparsam auszufallen schien, oder es war etwa ein Ochse am Pfluge umgefallen; oder es stieß ihnen sonst ein Unglück vor, so kamen sie bei Nacht und Nebel zu meiner Hütte gelaufen, und baten mich flehentlich um Hülfe. Einsmal sahe ich einen Bauer vor meiner Hütten-Thüre auf den Knien liegen, der die bittersten Thränen vergoß, und sich das Fleisch bis auf die Knochen von den Händen gerungen hatte, der mich auch um Hülfe bat. Als ich ihn um die Ursache seiner Betrübniß fragte, beschwerte er sich über die Hartnäckigkeit und Unfruchtbarkeit seiner Bäume, und bat auf das demüthigste, ich möchte doch durch mein Ansehen zu wege bringen, daß sie wie sonst Eicheln tragen müßten. Ich erfuhr auch, daß dieses ganze Land einem Könige unter-

than wäre, der damals von dem Dorfe, wo ich mich aufhielt, nicht weiter als 8 Tage-Reisen seine Residenz aufgeschlagen hatte; ich sage damals, denn das Hof-Lager hielt sich nicht immer an einem Orte auf, sondern der König verlegte es nach seinem Gutbefinden, bald in diese, bald in jene Provinz, denn der ganze Königliche Hof bediente sich, statt der unbeweglichen Häuser, gewisser Zelte, die gar leicht von einem Orte an den andern konnten fortgeschafft werden. Der König, welcher damals regierte, war schon ein alter Herr, und wurde Casba genannt, welches den großen Kaiser bedeutet.

Mein Name und das Gerücht von meinen Tugenden wurde alsbald in allen Provinzen dieses Königreiches kund. Die Einwohner nahmen von der Zeit an ohne meinen Rath nichts vor, weil sie meine Worte als göttliche Aussprüche ansahen, und so oft, als etwa ein Unternehmen mißlang, glaubten sie, daß solches von meinem Widerwillen oder Kaltsinnigkeit herrührte. Einige fielen daher gar auf den Gedanken, meinen Zorn durch Opfer zu versöhnen Ich mag die Thorheiten dieses so entsetzlich unwissenden Volkes nicht alle erzählen. Es wird genug sein, wenn ich nur eines und das andere beibringe, wovon man auf das übrige leicht schließen kann. Eine schwangere Frau glaubte, ich könnte durch meine Kunst gar wohl zu Wege bringen, daß das Kind, mit dem sie schwanger ging, ein Knäblein würde. Ein anderer stand in den Gedanken, ich könnte seinen abgelebten Eltern wohl ihre Jugend und verlornen Kräfte wieder ersetzen, und bat mich beweglich darum. Wieder ein anderer lag mir an, ich möchte ihn doch durch die Luft nach der Sonne bringen, damit er sich daselbst so viel Gold sammeln könnte, als er brauche, er wollte sodann mit einem ansehnlichen Schatze wieder zurückkommen. Mit diesen und andern dergleichen abgeschmackten Bitten wurde ich alle Tage geplagt, daher ich denn zum öftern ihre Thorheit mit den nachdrücklichsten Worten bestrafen mußte; denn ich besorgte, es möchte endlich die gar zu große Meinung von meiner Gewalt und von meinen Tugenden in eine göttliche Verehrung ausschlagen. Endlich kam es auch dem alten Könige zu Ohren, es wäre ein ganz vortrefflicher Mann, in fremder Kleidung, in diesen Landen angekommen, welcher sich einen Gesandten der Sonne nennte, und der durch seinen weisen und fast göttlichen Unterricht einige Quamiten unterrichtet, (denn so wurden die Einwohner dieses Landes genennet, welches Quama hieß,) und zugleich dadurch gewiesen hätte, daß er mehr als ein Mensch sein müsse. Der König schickte daher alsobald einige Gesandten ab, mit Befehl, daß sie mich nach den königlichen Hoflager einladen sollten. Diese Gesandten waren an der Zahl dreißig, die insgesammt mit Tiger-Häuten bedeckt waren, welche hier zu Land eine vornehme Tracht sind, weil niemanden Tiger-Häute zu tragen erlaubt wird, er habe sich denn in dem Kriege wieder die Tanachiten vor andern hervor gethan. (Diese Tanachiten sind vernünftige Tiger, und der Quamiten ihre abgesagte Feinde.) Ich hatte indessen in dem Dorfe, worin ich mich aufhielt, ein kleinern Haus, zwei Geschoß hoch, auf die Art, wie unsere Europäischen Häuser sind, unter meiner Aufsicht bauen lassen. Dieses Haus sahen die Gesandte als eine erstaunende Leistung an, ja als ein Werk, das menschliche Kräfte zu überwachsen

schien, deswegen traten sie in dasselbe mit größter Ehrerbietigkeit, und gleichsam in ein Heiligthum ein, und kündigten mir des Kaisers Befehl an. Ihr Vortrag aber geschah mit folgenden Worten: „Da der große Kaiser Casba, unser allergnädigster Herr, und seine Vorfahren ihr Geschlecht von Sphnko, einem Sohne der Sonnen, herleiten, als welcher zuerst das Quamitische Scepter geführt, so kann ihm nichts angenehmer als diese Gesandtschaft sein, zumal da sie den größten Nutzen des ganzen Reichs befördern kann, und man Hoffnung hat, daß unter einem so vortrefflichen und himmlischen Lehrer, das ganze Reich bald ein anderes Ansehen bekommen werde: Er lebet daher der Hoffnung, der vortreffliche Gesandte der Sonne werde desto williger nach dem königlichen Hoflager kommen, weil er daselbst, als in der königlichen Hauptstadt, noch weit bessere Gelegenheit haben kann, seine Vortrefflichkeiten an den Tag zu legen."

Nach geendigter Anrede stattete ich ihnen meinen verbindlichsten Dank ab, und begab mich mit den Gesandten auf die Reise. Sie hatten auf ihrer Herreise vierzehn Tage zugebracht: zu der Rückreise aber brauchten sie nicht mehr als vier Tage, welches ich durch meine Geschicklichkeit so weit brachte: Denn ich hatte wahrgenommen, daß es in diesem Lande sehr viel Pferde gäbe, die den Einwohnern mehr zur Last, als zum Nutzen gereichten, weil sie ganz wild in den Wäldern herum liefen: ich wies daher den Nutzen, den diese großmüthigen Bestien schaffen könnten, und lehrete die Einwohner, wie sie selbige zahm machen sollten. Es wurden auch sofort einige Pferde zahm gemacht, und da die Gesandten anlangten, hatte ich ihrer schon so viel parat und abgerichtet, als wir zu unsrer Rückreise nöthig hatten. Als die Gesandten die Pferde sahen, erstaunten sie darüber, und stunden lange an, auf dieselben zu steigen: wie sie aber sahen, daß ich nebst noch einigen andern mich auf dieselben setzte, und sie vermittelst der Halftern regierte, ingleichen, daß sie sich mit den Zäumen hin und her lenken ließen, so versuchten sie es endlich auch, und faßten Muth, so, daß sie sich insgesamt zu dieser Reiterei bequemten. Und dieses war die Ursache, daß sie ihre Rückreise dreymal eher vollbringen konnten, als ihre Herreise. Als wir nahe an den Ort kamen, wo wir glaubten, daß sich das königliche Hoflager aufhielte, hörten wir, daß es in eine andere Provinz wäre verlegt worden: Daher mußten wir wieder zurück reisen und einen andern Weg nehmen.

Es ist nicht zu beschreiben, mit was für Erstanen uns die Quamiten betrachteten, da sie uns in solchem Aufzuge sahen. Einige erschraken dergestalt darüber, daß sie das königliche Hoflager verlassen wollten. Der Kaiser selbst hielt sich vor Furcht in seinem Zelt, und unterstand sich nicht eher vor die Thüre desselben heraus zu gehen, bis einer von den Gesandten vom Pferde stieg und ihm dieses Geheimniß eröffnete. Kurz darauf wurde ich mit aller Herrlichkeit und unter zahlreichem Gefolge in das kaiserliche Zelt geführt. Hierselbst sah ich den Casbam auf einem Teppiche sitzen und die Hofbedienten um ihn herstehen. Als ich in das Zelt eingetreten war, und die Gütigkeit des Kaisers mit den verbindlichsten Worten rühmte, stand derselbe auf, und fragte, was der Beherrscher der Sonne, der Urheber und Stamm-

vater des Quamatischen Geschlechts, gutes machte. Um nun die Quamiten in ihrer alten und falschen Meinung nicht irre zu machen, antwortete ich auf diese Frage folgender Gestalt: Der Beherrscher der Sonne hat mich auf die Erde geschickt, daß ich die rauhen Sitten der Quamiten, durch heilsame Gebote verbessern und ihnen vielerlei Künste offenbaren soll, durch deren Hülfe sie nicht allein der Grausamkeit der benachbarten Völker widerstehen, sondern auch ihre Gränzen erweitern können; und ich habe Befehl, mich beständig allhier aufzuhalten. Diese Antwort gefiel dem Kaiser über die Maassen wohl: und er befahl alsobald ein Zelt für mich neben seines aufzuschlagen, es wurden mir auch zwölf Aufwärter zugegeben, die allein zu meinem Dienste stehen sollten, und er bezeigte sich in nichts als Herr gegen mich, sondern er hielte mich als einen treuen und ergebenen Freund.

Von der Zeit an war ich nur einzig und allein darauf bedacht, damit ich diesem Lande ein ganz anderes Ansehen geben, und die Jugend in dem Kriegs-Wesen unterrichten möchte. Ich übte daher vor der Stadt die jungen Leute im Reiten und Fahren, ingleichen wie sie den Bogen spannen, und die Pfeile abschießen sollten. Doch lehrete ich sie vor allen Dingen, wie sie die Pferde zahm machen und zu Kriegs-Diensten abrichten sollten, indem ich hoffte, daß durch die bloße Reiterei die Nachbarn würden unter dem Gehorsam können erhalten werden. Es geschah auch durch meine fleißige Bemühung, daß ich in kurzem dem Kaiser sechs tausend Reiter darstellen konnte. Und da eben zu der Zeit die Tanachiten mit einem neuen Einfalle droheten, weil ihnen die Quamiten den jährlichen Tribut noch nicht bezahlt, den sie schon wie viel mal vergebens gefordert hatten, so ging ich, auf Begehren des Kaisers, mit dieser neuen Reiterei, und auch einer Armee Fußvolke, dem Feinde entgegen. Das Fußvolk hatte ich mit Spießen und Wurfpfeilen bewaffnet, mit denen sie von ferne die Tanachiten angreifen konnten: Denn vorher hatten sich die Quamiten nur kurzer Degen oder Dolche bedienet, daher sie allezeit den Kürzern gezogen, so oft sie mit diesen grausamen Feinden, die ihnen an Leibes-Stärke weit überlegen waren, in der Nähe hatten streiten müssen.

Da ich nun auf diese Weise zum Feldherrn erklärt war, und erfuhr, daß sich die Tanachiten nicht weit von den Gränzen unseres Reichs gefaßt hielten, so führte ich die Truppen gegen dieselben an. Als die Tanachiten eine so unvermuthete Armee ansichtig wurden, wurden sie stutzig und hielten sich ganz stille: Die unsrigen aber rückten immer näher an, und so bald sie die Feinde mit den Pfeilen erreichen konnten, drückten sie dieselben auf sie los, und da sie ferner mit den Spießen und Wurfpfeilen gegen sie stritten, erlegten sie eine entsetzliche Menge Feinde. Doch ließen dieselben ihren Muth deßwegen nicht sinken, sondern thaten einen heftigen Anfall auf unser Fußvolk: als aber unsere neue Reiterei sie auf allen Seiten anfiel, wurden ihre Glieder getrennt, und sie in die Flucht gejagt, dergestalt, daß an diesem Anfalle der Ausschlag dieser ganzen Schlacht hing. Hierauf geschah ein erschreckliches Morden unter den Feinden, und der Tanachitische General wurde nebst zwanzig andern der vornehmsten Tieger lebendig gefangen, und hernach im

Triumph nach Quama gebracht. Was dieser Sieg in dem ganzen Reiche für eine ungemeine Freude erweckt, ist fast nicht möglich zu beschreiben: Denn in den vorhergehenden Kriegen hatten die Quamiten fast allemal eingebüßt, und hatten nichts anders, als unter den härtesten unbilligsten Bedingungen den Frieden erhalten können. Der Kaiser befahl alsobald, wie gewöhnlich, die Gefangenen zu tödten; Ich aber hatte einen Abscheu für diese Gewohnheit, und rieth vielmehr, man sollte die Gefangenen nur in genauer Verwahrung behalten, indem ich urtheilete, die Tanachiten, mit denen jetzt weder Friede noch Krieg war, würden sich wenigstens so lange stille halten, bis sie erführen, was man mit den Gefangenen vornähme: Ja ich gab noch ferner zu verstehen, daß ich einen Stillstand nöthig hätte, damit ich noch andere Dinge ins Werk richten könnte, die ich im Sinne hätte. Ich hatte nämlich wahrgenommen, daß es in diesem Lande sehr viel Salpeter gäbe, und ich hatte auch schon eine geraume Zeit her eine sehr große Menge davon gesammelt, woraus ich Schießpulver machte. Doch hatte ich Niemanden, als einzig und allein dem Kaiser, mein Vorhaben entdeckt, weil ich desselben Ansehen und Bewilligung nöthig hatte, damit ich Werkstätten anlegen konnte, worin Flinten und andere Kriegs-Instrumente verfertigt werden sollten. Und ich hoffte, daß ich durch Hülfe dieser Instrumente alle Feinde des Reichs in kurzem würde dämpfen können. Nachdem ich etliche tausend Flinten und Kugeln in Menge hatte verfertigen lassen, so legte ich öffentlich eine Probe damit ab, worüber jedermann zum höchsten erstaunte. Hierauf las ich eine gewisse Anzahl Soldaten aus, und unterrichtete sie, wie sie mit den Flinten umgehen müßten. Nachdem mir nun dieses wohl von statten ging, und die Soldaten die Flinten aufs Beste zu tractiren wußten, wurde ich vom Kaiser zum Jachal, oder zum commandirenden General über die ganze Armee erkläret, unter dem alle übrige Ober- und Unter-Officiers stehen, und meinen Befehlen genau nachkommen sollten. Da dieses alles vorging, unterredete ich mich zum öftern mit dem gefangenen General Tomopoloko, mit welchem ich seines ehrlichen Gemüths halben, eine ganz vertraute Freundschaft aufgerichtet hatte, und erkundigte mich nach der Gemüths-Beschaffenheit und Sitten seines Volkes. Ich sahe an ihm nicht ohne Verwunderung, daß er sehr verständig, wohl gesittet, und auch ziemlich gelehrt wäre: Ich hörte auch von ihm, daß in der Landschaft Tanachitis die Gelehrsamkeit und guten Künste nicht nur obenhin getrieben würden; ja er sagte mir ferner, daß sie gegen Morgen ein erzkriegerisches Volk zu Nachbarn hätten, vor welchem die Tanachiten beständig auf guter Huth sein müßten. Dieses Volk wäre zwar kleiner von Statur, und an Leibeskräften weit schwächer als die Tanachiten, an Verstand aber und in der Kunst mit Wurfpfeilen umzugehen, wären sie ihnen weit überlegen, weßwegen die Tanachiten auch öfters wären gezwungen worden, um Frieden bei ihnen zu bitten. Aus diesen Reden merkte ich gar bald, daß dieses Volk Katzen sein müßten und das sie allen Einwohnern des Firmaments an Staatsklugheit und Urtheilungskraft vorzuziehen wären. Ich aber für meine Person hörte mit der größten Gemüths-Kränkung, daß die Weisheit, Gelehrsamkeit und anständige Sitten, bei allen unterirdischen Creaturen anzutreffen sei, die

Quamiten aber allein, die doch Menschen waren, rauh und ungesittet wären. Doch hoffte ich, diese Schmach würde ehestens von ihnen genommen werden, und die Quamiten würden in kurzem die Oberherrschaft über die übrigen Thiere wieder erhalten, die den Menschen von Natur über dieselben zukommt.

(Fortsetzung folgt.)

Militairische Miscellen.

Ein preußisches Requisitions-Commando. Aus dem westlichen Böhmen wird der „Boh." folgende humoristisch gehaltene Invasionsgeschichte mitgetheilt: Wenige Tage waren nach jener unglückseligen Schlacht verflossen, welche in der Brust eines Jeden die Gefühle der bittersten Enttäuschung hervorrief, als sich auch schon in Bischofteinitz und der Umgegend das Gerücht verbreitete, die Preußen seien im Anmarsche gegen Pilsen und dürften am 7. Juli in Bischofteinitz eintreffen. Neuer Schrecken, neue Verwirrung! Die ganze Nacht wurde in den meisten Wohnungen gepackt, werthvolle Gegenstände wurden vermauert und Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Genährt und wahrscheinlicher gemacht wurde dieses Gerücht durch die Ueberführung der öffentlichen Kassen nach Budweis. Erst die zur Eruirung der Wahrheit nach Pilsen entsendeten und mit der Nachricht zurückgekehrten Boten, daß dort und in der Umgegend kein Preuße in Sicht, beschwichtigten die geängstigten, aufgeregten Gemüther. Doch nur kurze Zeit gaben wir uns der Hoffnung hin, daß unsere Gegend von dem Besuche der lieben Gäste verschont bleiben dürfte; das Gerücht tauchte in 2. und 3. Auflage auf, bis es endlich zur Wahrheit wurde: Am 27. Juli war es sicher gestellt, daß die Preußen in Pilsen in der Stärke von 600 bis 800 Mann eingerückt seien, und daß Bischofteinitz ihres Besuches gewärtig sein könne. Eines ihrer ersten Liebeswerke manifestirte sich in der Auferlegung einer Contribution von 150,000 fl. für den Pilsner Kreis, wozu nach der von preußischer Seite vorgenommenen Repartition der Bezirk Bischofteinitz 8000 fl., Hostau und Ronsperg je 3000 fl. und Tans 7000 fl. beizutragen hatten. Schon die bei jedem Bezirke abgerundete Summe läßt der Vermuthung Raum, daß man bei der Repartition eben nicht skrupulös vorgegangen sei, und diese Vermuthung wird durch die im Verhältnisse zu den anderen Bezirken viel zu hoch gegriffene Summe von 8000 fl. für Bischofteinitz zur Gewißheit. Zur Inempfangnahme dieser auferlegten Contribution erschienen denn auch am 28. zeitlich Früh vier preußische Soldaten begleitet von einigen Repräsentanten der Stadt Pilsen in Bischofteinitz. Die Verwirrung und der Schrecken, als die Bewohner durch die

Kunde: „Die Preußen sind da“ aus dem Morgenschlummer geweckt wurden, waren grenzenlos und sie wuchsen, als die Nachricht sich verbreitete und leider auch bestätigte, der Bezirksvorsteher sammt der Gensdarmerie hätten die Stadt verlassen. Erst als man sich überzeugte, daß ein einziger Preuße in der Stadt zurückgeblieben und je Einer in die angrenzenden Bezirke weiter gefahren sei, legte sich der Schrecken und man fragte sich kopfschüttelnd, ob denn eine Invasion auch von einem einzigen preußischen Soldaten ausgeführt werden könne. Indessen wurden aber Boten an die einzelnen Gemeinden entsendet mit dem Auftrage, die entfallende Quote bis längstens 6 Uhr Abends in Teinitz abzuliefern, denn am 29. 8 Uhr Morgens mußten in Pilsen die 150,000 fl. übergeben sein; so lautete der Befehl des Feindes. Während die Sadt Teinitz den auf sie entfallenden Betrag von über 1400 fl. durch Erhebung einer 1½ monatlichen Steuer zu beschaffen sucht und die Gemeindevorsteher aus allen Orten mit den gesammelten Beiträgen herzuströmen, finden wir Muße, die Sieger von Königsgrätz näher zu betrachten. Wir dürfen uns nur in das Billardzimmer „zum weißen Löwen“ verfügen und können sie uns recht bequem beschauen, was denn auch schon den ganzen Nachmittag hindurch von Einheimischen und Fremden geschehen ist. Treten wir ein. Wir finden das Billardzimmer mit Neugierigen überfüllt, und in der Fensternische, so recht am bequemsten Platze, bei einem Extratische die vier preußischen Soldaten, welche zur Eintreibung der Contribution von vier Bezirken hinreichen. Sie vertreiben sich die Zeit auf eine recht geistreiche Weise, — sie spielen Zwick um unsere österreichischen Neukreuzer. Würden es uns die Scham und die unterdrückte Erbitterung erlauben, diese vier Herren anzusprechen, sie würden uns bereitwilligst mittheilen, daß in der Gegend von Danzig ihre Wiege gestanden und sie sämmtlich Familienväter seien. Aber wir richten keine Frage an sie, und so rauchen sie denn behaglich unsere feinen Cigarren, lassen sich unser Bier munden und zwicken gemüthlich weiter. Aus dieser Gemüthsruhe lassen sie sich auch nicht besonders aufstören, als der Herr Obmanns-Stellvertreter der Hostauer Bezirksvertretung erscheint und die Frage nach dem Commandanten stellt, um ihm die eingehobene Contribution zu übergeben. Die vier Zwicker blicken verwundert Einer den Andern an, als wollten sie sich gegenseitig fragen: „Bist Du's?“ Eben so bleibt die weitere Frage nach dem Führer, Corporal, Gefreiten unbeantwortet: die vier Danziger haben es eben nur bis zum Gemeinen gebracht, und wer wird es den Siegern verargen, daß er so wenig Courtoisie besaß, daß er nicht einmal einen Gefreiten zur Eintreibung der Contribution beorderte? Auch die weiteren Einwendungen, daß die Contribution für den Hostauer Bezirk zu hoch bemessen und ob eine Herabminderung unmöglich, und daß es überhaupt unstatthaft sei, während der Waffenruhe eine Contribution einzuheben, finden nicht die gewünschte Würdigung und es erübrigt nichts, als der Gewalt zu weichen und die 3000 fl. zu erlegen. Der Teinitzer Bezirk hatte unterdessen die 8000 fl. aufgebracht, während Ronsperg seinen Betrag in Pilsen abzuliefern versprach, und die Mission der Preußen war hiermit beendet. Um 6 Uhr erfolgte die Rückfahrt nach Pilsen in weich gepolsterten Kutschen, in welchen die Danziger

es sich so bequem machten, als wären sie gewohnt, nie schlechter bewirthet zu werden.

Warmbrunn, 28. September (Die verspätete Saison.) — Während sonst um diese Zeit hier schon alles still und öde ist, herrscht noch eine große Lebhaftigkeit hier, genährt durch die Ankunft noch so mancher verwundeter oder kranker Militärs und unterstützt durch das vorzügliche Wetter, das seit längerer Zeit unser schönes Thal begünstigt und nach dem Ausspruche bewährter hiesiger Wetterpropheten noch den ganzen nächsten Monat andauern soll. Neben einer nicht unbedeutenden Anzahl Familien befinden sich im Militär-Kurhause noch gegen 100 in der Reconvalescenz begriffene Soldaten von den verschiedensten Truppengattungen und gegen 14 Offiziere, welche sich indeß größtentheils in Privatquartieren eingemiethet haben, aber natürlich Kurbäder genießen. Das hiesige Militair-Kurhaus hat übrigens schon in der verflossenen Saison die befriedigendsten Resultate geliefert. Es wurde am 9. Juni eröffnet und steht seit dem 15. Juli unter der ärztlichen bewährten Oberleitung des Herrn Dr. Schönfeld aus Mecklenburg-Strelitz, der seiner Zeit willig dem auch an die ausländischen Aerzte ergangenen Rufe folgte, sich der freiwilligen Krankenpflege zu weihen und hierher eilte, um als Chefarzt im Kurhause zu wirken. Es ist fortwährend in demselben ein Bestand von 100 bis 120 Verwundeten und Kranken verblieben. Die höchste Ziffer betrug sogar einmal 175. Auch österreichische Verwundete befanden sich darunter. Ein einziger von ihnen, ein Jäger, ist verstorben. Seine Rettung war auch ganz unmöglich, da ihm eine Kugel quer durch die beiden Lungen gegangen war. Acht Wochen hatte der Aermste hier gelitten. Heute sind übrigens die letzten Oesterreicher aus dem Kurhause evacuirt worden, 6 an der Zahl, so daß sich jetzt nur noch Preußen darin befinden. Durch die Munificenz des Herrn Grafen Schaffgotsch ist allen Insassen freies Bad gewährt. Auch gegen 80 Offiziere haben von dieser Wohlthat Gebrauch machen können. In Hinblick auf die bestehenden außerordentlichen Verhältnisse bleiben die Bäder in diesem Jahre bis zum 15. October geöffnet. In militärischer Beziehung steht das Kurhaus unter dem Oberst-Lieutenant v. Grumbkow, der sein Amt gleich dem oben genannten Chefarzte mit vieler Aufopferung und großem Erfolge verwaltet. Als ökonomische Vertreterin des Kurhauses fungirt Frau Dr. Gödsche aus Berlin, der es schon sehr hoch angerechnet werden muß, daß sie ihren Hausstand vollständig den Sommer über im Stich gelassen hat, um andere heilige Pflichten zu übernehmen. Es dürfte Ihnen schon bekannt sein, daß Se. K. H. der Kronprinz und seine erlauchte Gemahlin, Besuch abgestattet und ansehnliche Quantitäten von Wein und Cigarren dem Hause zugewendet haben.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Der Fall der Zünfte.

Unter dem Titel „das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart"*) hat Dr. H. A. Mascher in Naumburg ein Werk herausgegeben, welches dem Fleiße und der Gründlichkeit des deutschen Forschers Ehre macht, und in welchem der Verfasser die Geschichte der deutschen Arbeit von ihren Anfängen bis auf die modernen Gesetzgebungen und Genossenschaften darstellt. Wir entnehmen dem Werke den Abschnitt über den Verfall des deutschen Gewerbewesens, welcher mit dem Untergang des deutschen Lehnsstaates gleichen Schritt hielt.

Die Zünfte, sagt der Verfasser, waren nicht eine durch ein allgemeines Gesetz, sondern eine durch das Bedürfniß in den einzelnen Städten hervorgegangene Einrichtung, die anfangs in keiner Weise drückend sein konnte, weil immer eine Stadt nach der andern entstand, und weil es jedem solchen Gemeinwesen darum zu thun sein mußte, zur Vermehrung seiner Bevölkerung, zur Verstärkung seiner Wehrfähigkeit, und zur Belebung seines Verkehrs vollkommene Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, diese Grundelemente des wirthschaftlichen Lebens, zu gestatten. Sobald aber mehrere Künstler und Handwerker in einer Stadt das gleiche Gewerbe betrieben, und sich zur Förderung ihrer Interessen verbanden, so hatten sie auch nur einen Schritt zu thun, um von der Selbstsucht beherrscht zu werden. Den ersten Schritt im Dienste dieser häßlichen Leidenschaft thaten sie, indem sie diejenigen vom Gewerbebetriebe ausschlossen, welche sich ihrer Genossenschaft nicht angereiht hatten. Diejenigen Gewerbe, welche die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens anfertigten oder verkauften, machten gewiß überall den Anfang, dann folgten die übrigen Kaufleute und Handwerker, und schließlich zwang man gar jeden Bürger, mochte derselbe ein Gewerbe treiben oder nicht, sich einer Zunft anzuschließen, und schrieb die Söhne der Meister schon bei ihrer Geburt in die Zunft ein.

Mit der Zeit erklärte man, davon ausgehend, „daß die Handwerker so rein sein müßten, als wenn sie von Tauben gelesen wären", zur Aufnahme in eine Zunft für unfähig: Leibeigene, Diejenigen, welche einen Erhenkten los schnitten, uneheliche Kinder, die Kinder der Gerichtsdiener, Stadtknechte, Frohnknechte, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Schuster, Schweineschneider, Wald- und Feldhüter, Wasenmeister (Abdecker und Schinder),**)

*) Potsdam, Verlag von Eduard Döring. pp. XXIV und 797.

**) Die Kinder Derjenigen, welche eine Wasenmeisterei blos gepachtet hatten oder als Lehn besaßen, sah man nicht als Wasenmeister an, und demzufolge waren auch deren Kinder zunftfähig.

die Leinweber, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter und Bader, deren Herkunft man nicht für ehrlich hielt, Diejenigen, welche deren Töchter, oder eine von einem Andern geschwächte, oder eine unehelich geborene und nicht legitimirte Weibsperson heiratheten, und endlich alle Personen weiblichen Geschlechts ebenfalls für unfähig, ein Gewerbe zu betreiben. Die Reichspolizei-Ordnung von 1548 und 1577 stellte diesen Mißbrauch zwar hinsichtlich der Leinweber, Müller, Zöllner, Pfeiffer, Trompeter und Bader, und ein kaiserliches Privilegium hinsichtlich der Schweineschneider ab, bezüglich der übrigen bestand das unsinnige Vorurtheil indeß noch Jahrhunderte lang fort. Auch die Juden, denen durch die Reichsgesetze, z. B. durch die Reichspolizei-Ordnung von 1577, Tit. 20, Nr. 6, aufgegeben wurde, „sich des Wuchers und verbotenen wucherlichen Kaufs zu enthalten," und denen gestattet war, „mit ziemlicher Handthierung, Handel und Arbeit sich zu ernähren," waren, dieser Anordnung zuwider, doch in den meisten deutschen Ländern zunftunfähig, und durften kein Handwerk betreiben, selbst nicht in Brandenburg und Kurhessen, welche doch sonst religiöse Duldsamkeit übten, und diejenigen Gewerbetreibenden gern aufnahmen, die um des Glaubens willen aus andern Ländern vertrieben wurden.

Da, wo man den Eintritt vornehmer und reicher Personen in eine Zunft fürchtete, machte man die Aufnahme von harten und erniedrigenden Bedingungen abhängig. Bei den Kaufleuten z. B. wurde es Grundsatz, die Lehrlinge streng zu behandeln, und sie einige Jahre zu den niedrigsten Diensten, zum Stuben- und Gassenkehren, zu gebrauchen. In Bergen, wo die Hansa eine Niederlassung hatte, unterwarf sie die Lehrlinge dem sogenannten Wasser- und Rauchspiel. Das Wasserspiel bestand darin, daß die Lehrlinge in's Meer geworfen, dreimal unter einem Schiffe durchgezogen, und zwischen dem Durchziehen mit Ruthen blutig geschlagen wurden. Beim Rauchspiel hing man die Lehrlinge eine halbe Stunde an einer Feuermauer, auch wohl in einem Rauchloche auf, unter ihnen aber machte man einen entsetzlichen Rauch, indem man Haare, Mist, Fischgräten, und andere stinkende Gegenstände verbrannte, Dies geschah am Frohnleichnamstage, unter großen Feierlichkeiten. In Nürnberg waren die Lehrjungen verpflichtet, Tragekörbe zu tragen, Schleifen, und kleine Wagen zu ziehen, stehend zu essen und blinden Gehorsam zu leisten. Die Gasse mußten sie, wie überall fegen. Bei den Handwerkern war das Predigen, Taufen, Vermummen und auf der Gasse Umschleppen eingeführt.

Um den Andrang zum selbstständigen Gewerbebetriebe möglichst zu vermindern, und aus den längeren Diensten der Lehrlinge und Gesellen den ausgedehntesten Nutzen zu ziehen, verlängerte man die Lehrzeit und die Gesellenjahre weit über die nothwendige Zeit hinaus.

Auf diese Weise waren die Zünfte im ausschließlichen Gewerbebetriebe geschützt.

Das genügte ihnen aber nicht mehr. Sie wollten sich auch ein gewisses Einkommen sichern, und um dies zu erlangen, setzten sie die Löhne und

Preise für ihre Leistungen und Erzeugnisse häufig sehr willkürlich fest, oder wußten es, durch ihren Einfluß im Rathe, dahin zu bringen, daß dieser solche, ihren Interessen entsprechend, möglichst hoch feststellte.

In Frankenberg setzten die Zünfte schon im Jahre 1366 alle Waaren und Arbeiten so hoch an, daß sich der Landgraf von Hessen bewogen fand, hiergegen einzuschreiten. Landgraf Wilhelm II. suchte den Uebervortheilungen der Zünfte dadurch vorzubeugen, daß er den verschiedenen Gewerben in der Reformationsordnung, von 1500, Taxen ertheilte.

Aber auch damit war dem Publikum nicht geholfen. Die Taxen wurden natürlich nach dem Preise des Urstoffs, der Arbeit und des Kapitals bestimmt, so jedoch, daß die Arbeit einen möglichst hohen Reinertrag gewährte. Da sich aber die Preise der Stoffe, der Arbeit und des Kapitals stets ändern, so hätten auch die Taxen fortwährend geändert werden müssen. Da dies aber nicht geschah, und zum Theil auch nicht geschehen konnte, so waren die Preise entweder zu hoch oder zu niedrig. Letzteres war indessen selten der Fall, weil die Gewerbetreibenden dann schnell auf eine Erhöhung der Preise drangen, oder einen hinreichenden Grund hatten, die Taxen unbeachtet zu lassen, die somit in der Regel dem Publikum zum Nachtheil und den Gewerbetreibenden zum Vortheil gereichten. Um den letzteren noch mehr zu erhöhen, lieferten sie für den bestimmten Preis die möglichst schlechtesten Waaren. In Folge dessen erließ die Obrigkeit zwar Bestimmungen über die Güte der Waaren, die indessen ebenso wenig befolgt wurden, wie deren Beachtung genau controlirt werden konnte. Jedenfalls lieferten die Handwerker die Waaren immer so schlecht, als das Gesetz nur irgend zuließ, „und das Publikum erhielt," wie Leuchs richtig bemerkt, „nie die bessere Waare zu dem taxmäßigen Preise". Die Beweise hierfür liefert jede Stadt, noch heute, wo Brod- und Fleischtaxen vorhanden sind. Ganze Bände von Verordnungen und die strengsten Strafen erwiesen sich als unwirksam, die Fleischer und Bäcker zur genauen Befolgung der Taxen zu bringen. Dagegen wurden dieselben, besonders in den Zeiten der Theuerung, welche bei den mangelhaften Kommunikations- und Transportanstalten früher häufig vorkamen, als jetzt, Veranlassung zu den mannigfachsten Zuwiderhandlungen gegen Gesetz und Ordnung, namentlich auch seitens des Publikums und der obrigkeitlichen Personen selbst. Beide machten sich ein Vergnügen daraus, die Fleischer und die Bäcker, besonders aber letztere, tüchtig zu strafen. Sie wurden, zur großen Belustigung des Volkes, von der Obrigkeit „geschupft", das Publikum aber schlug ihnen Thüren und Fenster ein, warf sie mit Steinen und mißhandelte sie auf andere Weise.

Aber alle Strafen reichten nicht hin, die Fleischer und Bäcker zur Beachtung der Taxen zu bringen, weshalb man an einzelnen Orten dazu schritt, das Monopol derselben dadurch einzuschränken, daß die Einfuhr von Fleisch und Brod vom Lande gestattet wurde, so z. B. in Hamburg, am Schluß des vorigen Jahrhunderts.

Gleich nachtheilig, wie die Preisfestsetzungen für Waaren, wirkten auch die Lohntaxen, welche Einzelne auf Kosten Vieler bereicherten, das Zuströmen

zu lohnenden Arbeiten verhinderten, die Einführung von Maschinen hemmten, und die Arbeiter träge machten.

Im Mittelalter suchte das Publikum sich selbst zu helfen, und bezog seine Waaren von anderen Orten, wohl auch von den unter Hoferecht arbeitenden Handwerkern, so lange solche Handwerker zu finden, und sofern deren Produkte billiger zu erhalten waren. Dies, im Interesse der Zunftgenossen, zu vermeiden, wurde der Verkauf in den einzelnen Städten und Ländern ganz verboten, und diejenigen mit aller Strenge verfolgt, welche solchen Verboten entgegen handelten. Dies war z. B. in Iglau der Fall, wohin aus dem böhmischen Städtchen Polna so vortheilhaft verkauft wurde, daß sich bei diesem Geschäft selbst angesehene Personen betheiligten. Deshalb bestimmte der Rath, 1535, daß jeder mit fremden Tüchern Handeltreibende mit Wegnahme der Tücher bestraft werden würde; was auch wirklich 1538, 1553 u. s. f., geschah. Diese Maßregel verschärfte man noch dadurch, daß man, um die Tuchmacher anderer Städte zu ruiniren, gestattete, den Iglauer Spinnern, welche Wolle von auswärts zum Spinnen übernommen hatten, Wolle und Gespinnst wegzunehmen, eine Drohung, die man auch mehrfach ausführte. Ein Prozeß, welcher in dieser Angelegenheit gegen die Stadt angestrengt wurde, fiel zu Gunsten der letztern aus. Den Tuchmachern in den benachbarten Städten blieb somit weiter nichts übrig, als von dem Rechte der Reziprozität Gebrauch zu machen, was sie auch redlich thaten.

Das Verbot des Einbringens fremder Waaren verschärfte man demnächst noch dadurch, daß man Handel und Gewerbe für ausschließliche Nahrungsquellen der Städte erklärte, und nur solche Gewerbe auf dem Lande duldete, welche die Rohprodukte, die sie verarbeiteten, nicht ohne große Kosten in die Stadt schaffen konnten, z. B. die Töpfer und Ziegelbrenner, oder solche Gewerbetreibende, welche Kunstprodukte lieferten, die dem Landmanne beim Betriebe seines Gewerbes ganz unentbehrlich waren. Uebereinstimmend waren die Gesetze in dieser Beziehung aber nicht. In Braunschweig wurden Grobschmiede, Zimmerleute, Leinweber, Radmacher, Schuhflicker, Bauernschneider und Höker, letztere unter gewissen Einschränkungen auf dem Lande geduldet; ebenso in den meisten Territorien, aus denen der preußische Staat besteht, auf katastrirten Stellen: die Leinweber, Zimmerleute, Schmiede, Stellmacher oder Wagner und die Schneider, wenn sie Küster oder Schulmeister waren. In der Mark Brandenburg bestanden nämlich auf den Dörfern sogenannte Handwerksstellen. Das Jahr 1624 war als Normaljahr angenommen wurden, und die Häuser, welche damals von Handwerkern bewohnt waren, hießen: alte Handwerksstellen. Diese waren in den Katastern, deren jeder Kreis eins hatte, aufgeführt, und außer diesen durfte sich kein Handwerker in den Dörfern niederlassen. Auch im Herzogthum Lauenburg wurden die Handwerker gelitten, von allen Gattungen in jedem Orte jedoch nur ein einziger. In Sachsen verordnete der Kurfürst Ernst und der Herzog Albert, 1482, daß in den eine Viertelmeile von den Städten entfernten Orten keine Handwerker geduldet werden sollten. In Baiern wurden auf den Dörfern vier unentbehrliche Handwerke, die Ehe-

haften, geduldet. In Hessen war den Leinwebern, Wagnern oder Rademachern, Schuhflickern, Bauernschneidern, Zimmerleuten, Mauern, Grob- und Nagelschmieden, Töpfern, Dachdeckern, Backstein- und Ziegelbrennern, der Gewerbebetrieb auf dem Lande gestattet. Die Schuhmacher, Weißbäcker und Höker wurden, nach einer Verordnung des Landgrafen Wilhelm II., vom Jahre 1497, auf dem Lande nicht geduldet. Von jedem Handwerke sollte nur ein einziger in jedem Dorfe arbeiten dürfen; auch war den Dorfhandwerkern nur gestattet, um Lohn für die Dorfbewohner zu arbeiten; ausdrücklich untersagt war ihnen, Waaren zum feilen Verkauf oder für die Bewohner der Städte anzufertigen. In Würtemberg verfügte die Landesordnung vom Jahre 1567, Tit. 61, Folgendes:

> „dieweil Wir befinden, daß dermalen in Dörfern und Flecken des Herzogthums allerlei Handthierungen und Gewerbe entstehen und feil haben, darunter Gefahr und Betrug gesucht und gebraucht wird, und welches Unsern Städten, so auch dem gemeinen Nutzen zu großem Abbruch und Schaden gereicht; — so ist anmit aus dieser und mehr anderen bewegenden Ursachen Unsere rechtliche Meinung, daß in Dörfern, so nicht eigene Wochenmärkte vor Alters gehabt, oder sonsten besondere Freiheiten haben, den Walonen oder fremden ausländischen Krämern, sie seien gleich darin Einwohner oder nicht, auch Andern, fernerhin wollen Tuch, Barchent, Sammet und allerlei Seidenwerk, auch Gewürz und anderes, wie solches genannt werden mag, — feil zu haben und damit zu werben, zu handthieren und zu hausiren — abgestrickt und verboten sein sollen, damit desto weniger Betrug und Gefahr gebraucht, und die Städte desto friedlicher bei ihrem Wesen erhalten werden, und bleiben mögen, alles bei Verlierung der Waare, so einer feil haben würde."

Ausnahmen von dieser Regel wurden gemacht: a) bei denjenigen Handwerkern, welche zur Zeit des Erlasses besonderer Verbote bereits auf den Dörfern arbeiteten; eine solche Ausnahme gestattete die schon gedachte hessische Verordnung, vom Jahre 1497; b) bei solchen Dörfern, welche von den Städten weit entfernt, oder an den Landstraßen lagen; hier wurde den Bäckern und Fleischern der Gewerbebetrieb noch gelassen; c) wegen der Dorfschulmeister, denen der Betrieb gewisser Gewerbe gestattet war; d) da, wo der Kaiser oder Landesherr dergleichen gestattete. Ein derartiges Privilegium erhielten u. A. die Abtei Salmansweiler, 1623, und die Abtei St. Blasii, 1710. Der römische König Ferdinand gestattete den Einwohnern zu Oberbenningen bei Kirchheim, „daß in ihren Flecken zwei Gewandschneider und Grempler wohnen dürfen, welche mit Tuch, Eisen, Salz, Nägel, Wax, Schmeer, Lichten, Schmalz, Band, Zeug, Leinwand, Knöpfen, Käs, und allen kurzen Waaren, wie auch Frucht, Erbsen, Gerste, Musmehl und dergleichen handeln." Derartige Ausnahmen machten die Landesherren in der Regel in den Gegenden, wo die Städte bedeutenden oder wo die Dörfer wenig Ackerbau trieben, um nicht eine Klasse der Unterthanen vor der andern zu sehr zu begünstigen, und um den Ruin wenig begüterter Ortschaften des

platten Landes zu verhindern. In der allerfrühesten Zeit waren die mit Marktgerechtigkeit versehenen Dörfer, die Flecken, den Städten in Bezug auf den Gewerbebetrieb ganz gleich geachtet worden. Seitdem aber die Stadtmauern das unterscheidende Merkmal der Städte geworden waren, wurden die Gewerbe in diesen überall bevorzugt.

Nur in den Städten waren die Zunftladen zu finden. Mehrere Handwerkordnungen enthielten sogar die ausdrückliche Bestimmung, die betreffenden Gewerbe, wo sie in den Dörfern bestanden, in die Städte zu versetzen. So z. B. bestimmte die würtembergische Fleischer- und Metzgerordnung vom Jahre 1567: „so wollen Wir — daß die Dorfmetzger zum Theil, so viel immer thunlich, besonders in den Flecken, welche den Städten nahe gelegen, kein Markt, oder große Dörfer sind und keine durchgehende Straßen haben, wo auch besonders von Alters her kein Metzger gewesen, oder wo die Flecken mit Metzgern übersetzt und man deren entrathen mag, ab- und in die Städte geschaft werden. Es soll auch in den Dörfern und Flecken, in welchen vor 5 Jahren kein Metzger gewesen, fernerhin keiner angenommen, gestattet und geduldet werden."

Unter solchen Umständen war die Niederlassung der Handwerker auf den Dörfern unzulässig. Da, wo es dergleichen gab, war das Verhältniß derselben zu den Zünften in den einzelnen Ländern ebenfalls nicht übereinstimmend. In Oesterreich durften sich Weber, Schneider und Schuster auf den Dörfern niederlassen. In Braunschweig brauchten die Dorfmeister, mit Ausnahme der Schmiede, nicht zünftig zu werden; auch die Dorfschulmeister, die ein Gewerbe betrieben, waren zunftfrei; in Baiern stand es den Landmeistern frei, ob sie einer Zunft beitreten wollten oder nicht; letztere war zur Aufnahme derselben aber nicht verpflichtet. In Hessen mußten nur die ausnahmsweise geduldeten Handwerker sich in eine Zunft aufnehmen lassen; die der Regel nach auf den Dörfern geduldeten Handwerker waren hierzu nicht verpflichtet, wollten sie sich aber in eine Zunft aufnehmen lassen, so mußten die Zünfte sie aufnehmen. In Preußen und in den meisten Reichslanden mußten alle Dorfhandwerker, selbst die Schulmeister, wenn sie ein geduldetes Handwerk betrieben, sich zu einer Zunft halten, sofern ihr Gewerbe zünftig war. Die Zünfte, welche die Dorfhandwerker zuließen oder zulassen mußten, übten übrigens auch über die Dorfschulmeister den Zunftzwang unnachsichtlich aus, nachdem das Einbringen auswärtiger Kunstprodukte in die Städte überall unstatthaft war. Einzelne größere Zünfte thaten dies so streng, daß sie an den Thoren der Städte Wächter anstellten. Auf diese Weise waren die Zunftgenossen zwar wieder gesichert rücksichtlich des Verkaufs, aber es lag doch noch in der Hand des Einzelnen, den Absatz seiner Genossen dadurch zu beeinträchtigen, daß er billiger oder besser arbeitete, als diese, entweder, weil er es unbillig fand, so hohe Preise zu stellen, oder weil er eine wohlfeilere Zubereitungsweise kannte, oder rascher und besser arbeitete, wie jene. Um dies zu verhindern, setzte man bestimmte Preise fest, unter denen nicht verkauft werden durfte, oder bestimmte die Zahl der Lehrjungen und Gesellen, welche jeder halten durfte, ferner die Art, sowie die Zeit,

wann er seine Arbeit verrichten sollte. Die Goldschmiede in Danzig z. B. durften vor 5 Uhr früh ihre Arbeit nicht beginnen, und mußten sie Abends um 9 Uhr schließen. Wer zu viel Arbeit hatte, mußte sie einem Andern überlassen. Auch das Halten fremder Gesellen verbot man. So z. B. verordnete die Hansa, daß Niemand aus England, Schottland, Holland, Flandern, Hochdeutschland, Dänemark, Schweden, und Polen einen Gesellen annehmen dürfe, und untersagte endlich gar die Annahme von Lehrlingen auf eine bestimmte Reihe von Jahren. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts durfte jeder Meister in der Regel nur einen Lehrling und einen, selten mehrere Gesellen halten. Auch die Zahl der Meister beschränkte man auf jede nur irgend mögliche Weise, und erschwerte die Meisterprüfung, so sehr es sich nur irgend thun ließ. Ausgehend von der grundfalschen Ansicht, daß der Gewerbestand sich bei der geringsten Anzahl selbstständiger Gewerbetreibenden am wohlsten befinde, suchte man die Arbeit und das Recht zu arbeiten, auf jede nur denkbare, manchmal kaum glaubliche Weise einzuschränken. Den Besitz eines Hauses verlangte man fast überall von dem Meister. In Iglau fand die Aufnahme neuer Meister nur alle Quartale statt, um in der Zwischenzeit die Bewerber abweisen zu können. In Brünn, in Olmütz und in Iglau durfte kein Meister einer Spinnerin Kost geben. Diesem Geiste entsprachen auch die Förmlichkeiten, die man jetzt mit der Schau verband. Zum Beweise dieser Behauptung führt Werner Folgendes an: „Das „Schwaffen der Gänge“ und das „Schwaffen von 12 oder 14 Fäden in Ein Dyhl“ wurde den Tuchmachern in Iglau verboten, und ebenso verordnet, daß jeder Meister beim Anschlagen seiner Tücher an die Rahmen persönlich zugegen sein mußte, widrigenfalls er nicht anschlagen durfte. Niemand durfte ein weißes Tuch schwarz färben, oder färben lassen, endlich wurde gar bestimmt, daß nicht jeder Meister so viel Tuch anfertigen dürfe, wie er wolle, sondern nur eine vorgeschriebene Quantität. Man theilte zu dem Ende die Meister in drei Klassen: die Geschworenen, die Hausgesessenen und das Ingesinde, d. h. Meister, welche kein Haus besaßen. Die Geschworenen durften, weil sie ihren Dienst bei jeder Witterung versehen mußten, 90 Stück, die Hausgesessenen, welche Steuern für ihre Häuser zahlen mußten, 80 Stück, das Ingesinde aber nur 70 Stück jährlich anfertigen.“ Später theilte man die Meister in 4 Klassen, und setzte fest, daß

ein Rathsverwandter	nur	12	breite,	24	vordere	und 7 Boy und 2 Gallustücher
„ Geschworener	„	10	„	20	„	
„ Ansässiger	„	9	„	24	„	
„ Inwohner	„	8	„	18	„	

anfertigen dürfe.

Um das Maaß des Druckes voll zu machen, ordnete man an, daß von diesen Tüchern noch eine bestimmte Anzahl braun sein müsse. Diese Anordnung war deshalb nöthig, weil die Taxe für die braunen, groben, für ärmere Leute zur Kleidung dienenden Tücher so niedrig war, daß sie von den Tuchmachern nicht ohne Einbuße verkauft werden konnten. In Speier durften die nichtzünftigen Meister, nach dem Gesetz vom 23. Juni 1381, jährlich

nur 8 Stück Tuch verfertigen, und in Danzig mußten die Goldschmiede die Arbeit, welche sie mit Hilfe zweier Gesellen und zweier Lehrlinge nicht bewältigen konnten, an andere Meister abgeben.

In allen diesen Bestrebungen fanden die Zünfte die kräftigste Unterstützung bei der Obrigkeit, so gern dieselbe sonst geneigt war, die politischen Vorrechte und Privilegien derselben zu vernichten. In Bremen z. B. erkannte der Rath, schon am 1. Dez. 1509, auf eine von den Schuhmachern gegen die Krämer angebrachte Klage dahin, daß letztere künftig keine Schuhe feil halten sollten, und daß ihnen nur der Handel mit Oberleder gestattet werde. Noch früher, am 9. Juni 1467, hatte derselbe, in Folge einer Beschwerde der Schneiderzunft, bestimmt, daß keine Frau, die nicht Bürgerin und Frau oder Wittwe eines zünftigen Schneiders sei, Mägde und Knechte halten dürfe, um durch dieselben neue wollene Zeuge nähen zu lassen, oder sie solches zu lehren; dagegen stehe es ihnen frei, solche Zeuge zu verarbeiten, so viel sie es mit eigener Hand thun könnten.

Alle diese Maßregeln bezweckten zwar die Hebung des Gewerbewesens, sie brachten indessen gerade die umgekehrte Wirkung hervor.

Selbst das Verdingen einer Arbeit im Ganzen verhinderte man im Laufe der Zeit. Die Ordnung der Stadt Hamburg untersagte ein solches Verdingen bei 100 Mark Strafe, und führte als Beispiel, worauf sich dieses Verbot beziehe, besonders den Häuserbau und das Verfertigen von Kutschen und Wagen an. Weil es noch keine Kutschenfabrikanten gab, so mußte das Anfertigen einer Kutsche durch mehrere Handwerker erfolgen. Die Zweckmäßigkeit derartiger Maßregeln, oder der Nutzen des Publikums, blieb dabei völlig außer Betracht. Dieselben wurden lediglich von der Selbstsucht diktirt. Die geringfügigste Arbeit, welche in ein anderes Gewerbe eingriff, mußte einem Genossen dieser Zunft übertragen werden, mochte der Geld- und Zeitaufwand, den dies verursachte, noch so groß sein.

Arbeiten, welche Jemand für seinen eigenen Hausbedarf machte, zerstörten die Zünfte häufig, und nicht selten den obrigkeitlichen Anordnungen zuwider; beim Beschauen der Arbeit, bei der früher mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen wurde, öffnete man jetzt dem Betrug Thor und Thür. Schon auf dem Städtetage zu Regensburg, im Jahre 1576, beschwerte sich Frankfurt a. M. darüber, daß die Tücher gereckt und falsch gefärbt würden, und bat deshalb, die nöthigen Verfügungen zu treffen, und die Reichspolizei-Ordnung vom Jahre 1577 enthielt wegen der Fälschung der Handwerkerwaaren Folgendes: „es wäre neulich eine schädliche, betrügliche und fressende Farbe, Teufelsfarbe genannt, erfunden worden, wodurch viel Schade geschähe. Zwar nehme man Vitriol und andere wohlfeilere Korrosivmaterialen anstatt des Waides, und das Tuch schiene dem Ansehen nach ebenso schön, als mit der Waidfarbe gefärbt, und wäre wohlfeiler, aber auch ungebraucht verdürbe es in der Truhe und auf dem Lager, und würde in wenig Jahren verzehrt und durchgefressen." Es wurde deshalb diese Farbe verboten, und den Obrigkeiten aufgegeben, dafür Sorge zu tragen, daß diese Farbe beim Färben des Tuches nicht zur Verwendung komme. Die Ueber-

treter sollten an Leib und Leben gestraft, und das Tuch weggenommen werden. Um dieser Anordnung mehr Nachdruck zu geben, beschlossen die Städte auf dem Städtetage zu Ulm, im Jahre 1580, den Kaufleuten die Verpflichtung aufzulegen, die Käufer auf deren Verlangen, wegen der Mängel und Fehler der Tücher, zu versichern, und die Kreise Franken, Baiern und Schwaben zu ersuchen, eine gleiche Verfügung zu treffen.

Die Färber waren somit Betrüger. In Köln ließ der Rath deshalb, im Jahre 1594, von einer Kommission die Seide der Seidenfärber und Kaufleute prüfen. Zu dem Ende wurden in Gegenwart von Seidenfärbern verschiedene Sorten Seide, von jeder 4 Loth, durch Aussieden und Trocknen geprüft, wobei sich herausstellte, daß sämmtliche Proben nur 3 Loth $1\frac{1}{2}$ Quentchen, 3 Loth, 1 Viertel und 1 Quentchen, 3 Loth, $2\frac{1}{2}$ Loth, 2 Loth, $1\frac{1}{2}$ Loth, $1\frac{1}{2}$ Loth 1 Quentchen, 1 Loth 1 Viertel 4 Eß und 1 Loth 1 Quentchen 7 Eß hielten. Darauf reichte der Rath beim Reichstage eine Vorstellung ein, in der derselbe ausführte, daß beim Seidenfärben überall betrügerisch verfahren werde, indem die Kaufleute und Seidenfärber sich jetzt eines schädlichen, durchfressenden und schweren Färbestoffs bedienten. Sie trugen deshalb darauf an, diesen allgemein verbreiteten Betrug abzustellen. Zu dem Ende erließ darauf der Kaiser ein Hofdekret, in dem eine diesem Antrag entsprechende Verfügung getroffen wurde. Im Jahre 1596 nahm die Hansa Veranlassung, das Färben der Seide, Seidenwaaren und Tücher mit durchfressender, schwerer Farbe zu verbieten.

Auch die Goldschmiede fälschten ihre Produkte. Auf dem obersächsischen Münzprobationstage zu Leipzig bemerkte man in dieser Beziehung, „daß die Goldschmiede, welche Silber nach der Reichspolizeiordnung 14löthig, nach dem Kreisabschiede, vom 26. März 1572, dagegen 13löthig verarbeiten und so zur Schau auf die Reichsprobe bringen und das ihnen anvertraute Silber von gleicher Güte in der Arbeit liefern sollten, die Mark doch zuweilen nur mit 12, $11\frac{1}{2}$ und 11 Loth verarbeiteten. Vergoldete Rosenspangen und Flitter wurden zwar dem Gewichte und der Versicherung nach richtig verkauft, späterhin aber die Mark nur 5 oder $5\frac{1}{2}$löthig befunden; auch bei der Vergoldung der Trinkgeschirre und der Silberwerke werde täglich großer Betrug verübt." Die Stadtobrigkeiten wurden deshalb angehalten, die Fälscher zu bestrafen und ihnen das Handwerk zu legen. Die Goldschmiede aber wollten sich dem nicht fügen, indem sie behaupteten, Gold und Silber lasse sich gar nicht rein aussieden. Die Betrügerei ging soweit, daß Messing für Gold und das Elektrum, Amber, Agtstein (Gold mit dem fünften Theil Silberzusatz) für reines Gold verkauft wurde. Wie jede Unredlichkeit zum Unsegen für ihren Urheber umschlägt, so war es auch hier. Die Polizei, im Kindesalter der Staatsrechtspflege, noch nicht getrennt von der Justiz mischte sich immer mehr in die gewerblichen Angelegenheiten und zwar, beim Mangel staatswirthschaftlicher Grundsätze, so, daß ihre Maßnahmen selbst zum wirthschaftlichen Hemmschuh wurden. Die Sünde gebiert eben fortzeugend nur Böses. Um die abscheulichen Betrügereien der Goldschmiede zu verhindern, verbot man das Vergolden des Kupfers und Messings ganz.

Der Kupferschmied Sebastian Lindenast in Nürnberg mußte es deshalb als eine ganz besondere Vergünstigung ansehen, daß Kaiser Karl V. ihm erlaubte, seine kunstvoll in Kupfer getriebenen Gefäße und Figuren zu vergolden, ein Privilegium, welches man indessen schon seinem Sohne Sebald verweigerte.

Nicht durch Lieferung guter Waaren, sondern durch Betrug suchten jetzt die Zünfte ihr Fortkommen zu sichern und die Zunfteinrichtungen dienten ihnen hierzu zum Deckmantel. Die Zunftehre, auf welche früher so hohes Gewicht gelegt wurde, war somit schon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts vollständig verschwunden.

An Sparen konnten und wollten die verarmten, sittlich und moralisch heruntergekommenen Zünftler nicht denken. Der Sorge für die Ihrigen entschlugen sich dieselben, indem sie auch nach dieser Richtung hin das Zunftwesen auszubeuten wußten. Es wurde nämlich zur Regel, das Gewerbe eines verstorbenen Genossen nur an deren Wittwen und Kinder zu vergeben. In der That blieb ihnen aber auch weiter nichts übrig, weil jeder Zweig des Handels und jedes Gewerbe sich zunftmäßig abschloß, und weil es den Kindern der Gewerbetreibenden nicht möglich war, auf andere Weise ein Unterkommen zu finden; stehende Heere gab es noch nicht, öffentliche Aemter auch nur in geringer Zahl und meistens nur für den Adel, und zu Erwerbung von ländlichem Grundbesitz fehlte es den Gewerbetreibenden an Geld.

Die Folge dieses Systems war bald die Ueberfüllung der Gewerbe. Man erlaubte deshalb jedem Meister nur einen Sohn in sein Gewerbe treten zu lassen und beging damit eine neue Ungerechtigkeit, indem man den alten Vater, wenn dieser einzige Sohn starb, im Alter ohne Stütze ließ und seine übrigen Söhne zwang, in anderen Gewerben zeitlebens als Gesellen zu dienen, sofern sich hierzu Gelegenheit fand, was häufig nicht der Fall war, weil viele Zünfte blos die Söhne ihrer Gewerbsgenossen in ihre Werkstatt nehmen durften.

Recht löblich war allerdings die Gewohnheit, jeden angehenden Meister zu verpflichten, vor oder nach Erlangung des Meisterrechts sich zu verheirathen. Diese Gewohnheit wurde in manchen Ländern sogar zum geschriebenen Gesetz. Die Handwerksordnungen der Tuchmacher, Weber und Sattler in Würtemberg z. B. untersagten geradezu den Betrieb des Gewerbes im ledigen Stande, und die Rothgerberzunft zu Kirchhain verbot in den Jahren 1712 und 1716 einem Meister wiederholt „den Betrieb seines Handwerks, in so lange er sich im ledigen Stande befinde.“

Einem solchen unfreiwilligen Heirathskandidaten wurde übrigens erst dann, wenn es in der eigenen Zunft keine Wittwe oder keine Meisterstochter mehr gab, oder diese nicht geneigt waren, auf die sich darbietende Partie einzugehen, gestattet, sich eine Lebensgefährtin aus einer andern Zunft zu wählen, ein Fall, der indessen sehr selten vorkam, weil eine Wittwe oder Meisterstochter, welche einen solchen Heirathsantrag zurückwies, eines jeden weiteren Antrags verlustig ging. In Nürnberg wurde dieser Gebrauch bis in dieses Jahrhundert aufrecht erhalten.

So lange der Gewerbestand wohlhabend, fleißig und geschickt war, und

so lange diese Zünfte ihr Thun und Treiben auf das Prinzip der Ehre zurückführten, so lange dienten die Zusammenkünfte der Gewerbtreibenden beim Mangel einer öffentlichen, wirksamen Polizei, zur Aufrechthaltung der Zunftordnung, zur Vervollkommnung in der Wehrfähigkeit und Wehrbereitschaft, zur Uebung im Gehorsam und zur Stärkung, nach Erfüllung heiliger Pflichten, im Genusse eines Mahles, das nie die Schranken des Anstands überschritt. Mit dem Verfall der Zünfte arteten die Zusammenkünfte indessen in reine Trinkgelage aus, in denen in der Hauptsache nur Komplotte angezettelt und eigennützige Pläne gegen die Obrigkeit, gegen geschickte und fleißige Meister und Gesellen und gegen die übrigen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft geschmiedet wurden. Die tollsten, habgierigsten und großmänligsten Zunftglieder genossen bei derartigen Gelegenheiten das meiste Ansehen und verführten die übrigen Meister zu unbesonnenen Beschlüssen und unmäßigem Genuß. Man setzte Strafen für Vergehen und Uebertretungen fest, die häufig in der bloßen Einbildung beruhten, oder nur im Zuwiderhandeln gegen krasse Vorurtheile, unsinnige Gewohnheiten und mißbräuchliche Satzungen aller Art bestanden. Der Ertrag solcher Strafen wurde nicht etwa zu nützlichen Zwecken, sondern lediglich zum Versaufen verwandt. In derartigen Zusammenkünften konnten Geist, Herz und Verstand der Gewerbetreibenden keine Nahrung finden; sie dienten vielmehr nur dazu, den Zunftgenossen, durch ihre häufige Wiederkehr, Gelegenheit zu geben, sich von ihren Berufsgeschäften und den guten Sitten zu entfernen und dieselben einer vernünftigen Denk- und Handlungsweise zu entfremden.

Das Meisterstück, sonst der Prüfstein der Tüchtigkeit und Würdigkeit, war jetzt weiter nichts, als das Mittel, jungen Gewerbetreibenden die Niederlassung zu erschweren, das Korporationsvermögen durch hohe Aufnahmegebühren zu vermehren und den Zunftmeistern, auf Rechnung des angehenden Meisters, Gelegenheit zu allerlei Belustigungen und Schmausereien zu geben. Die Probearbeit war im Laufe der Zeit zur Handhabe der Selbstsucht geworden. Bei manchen Zünften war sie weiter nichts, als eine ganz leere, aber kostspielige Förmlichkeit. So z. B mußten die Müller als Meisterstück ein Sechseck vorzeichnen, eine Aufgabe, die jeder Schulknabe lösen kann. Eine Menge von Zünften war übrigens von Haus aus weiter nichts als die Ausgeburt der Zunftsucht.

So kläglich, wie das Thun und Treiben der Zunftmeister beschaffen, so erbärmlich war auch das der Gesellen, deren Verbindungen überall da rechtliche Existenz genossen, wo die Zünfte selbst nur untergeordnete politische Rechte besaßen, z. B. in Danzig, vielleicht um den Gewerbestand hierfür zu entschädigen. In weit älteren Städten gelangten die Gesellenvereine erst später, und nachdem die Zünfte wieder in ein untergeordnetes Verhältniß zur Obrigkeit gekommen waren, in den Besitz von Vereinsstatuten. Das kam daher, weil die Zünfte, so lange sie selbst im Besitze autonomischer Befugnisse waren, sich sträubten, ihr Ansehen und ihren Einfluß dadurch zu schmälern, daß sie die Gesellenverbindungen als selbstständig ansahen und die Einheit der gewerblichen Genossenschaft störten. Sobald aber die Zünfte in größere

Abhängigkeit zur Obrigkeit gerathen waren, erkannte letztere sehr wohl, wie dieses Verhältniß noch mehr zu Ungunsten der Zünfte sich gestalten mußte, wenn die Gesellen aus dem unmittelbaren Zunftverbande ausschieden, und das Handwerk dadurch numerisch schwächer wurde. Die Meisterschaft war jetzt so gedrückt, daß sie sich der Konstituirung solcher Verbindungen und der Bestätigung durch die Obrigkeit nicht mehr widersetzte, schon aus dem Grunde weil sie sonst befürchten mußte, daß sie sonst gescholten werden würde. In Zittau z. B. geschah dies im Jahre 1687. Die Tuchmachergesellen verließen die Stadt und das Handwerk gerieth dadurch in Verfall. Die gedrückten Handwerksmeister, abhängig von der Obrigkeit und abhängig von den Gesellen, wählten deshalb unter zwei Uebeln das kleinste und willigten, um nicht ganz ruinirt zu werden, in die Bildung von Gesellenverbindungen. In Iglau bildete sich, im Jahre 1669, eine Tuchknappenbrüderschaft.

Ihre Statuten, eigentlich, wie Werner ganz richtig bemerkt, der Disziplinarkodex der Tuchknappen, beweisen, daß die Gesellenvereine schon in dieser Geschichtsperiode rechtlich weniger gewerbliche und religiöse, als vielmehr überwiegend soziale Zwecke verfolgten. Da sie dies nun nicht mehr hinter dem Rücken der Obrigkeit, wie bis dahin unzweifelhaft geschehen war, sondern auf den Grund der von derselben genehmigten Statuten, also auf gesetzlicher Grundlage thaten, so war mit einem solchen Akte, der den unselbstständigen Arbeitern naturgemäß das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Selbstständigkeit verleihen mußte, der erste Schritt zur Bildung eines neuen Standes gewonnen, den wir in der Gegenwart den vierten nennen, eines Standes, welcher sein Vorhandensein bereits in geräuschvoller Weise an den Tag gelegt hatte, der aber seine volle Berechtigung überall erst da gewinnt, wo der Gewerbestand die Fesseln des Zunftthums vollständig abgestreift hat, der also ein Interesse dafür hat, daß Letzteres geschieht. Dieser neue Stand befindet sich deshalb auch im natürlichen Gegensatze zum Zunftthum. Die Glieder des Gesellenstandes gingen zwar aus der Zahl der Lehrlinge hervor, wurden dabei aber nicht ohne Weiteres, nachdem sie den Beweis der Fähigkeit geliefert hatten, Mitglieder des Gesellenvereins, sondern, wie Artikel 20 der vorgedachten Statuten ergiebt, erst durch die Einschreibung in das Knappenbuch. In diesem Akte spricht sich rechtlich der Gegensatz zwischen Meister und Gesellen, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer am schärfsten aus.

Bei mehreren solchen Gesellenverbindungen erfolgte die Aufnahme in Gegenwart von jungen Mädchen aus dem Gewerbestande, welche den Namen „Kranzjungfrauen" führten, und zwar deshalb, weil sie nach der Aufnahme-Ceremonie dem Jungfellen den Gesellenkranz aufsetzten. In früherer Zeit, in der ein solches Fest mit dem nöthigen Anstande gefeiert wurde, war das eine schöne löbliche Sitte. Der ursprüngliche Ernst, mit dem diese Handlung vor sich ging, und der gezügelte Frohsinn, welcher dabei herrschte, hatte sich indessen nach und nach verwischt. Nicht selten verwandelten sich derartige Feierlichkeiten in ebenso lächerliche als abgeschmackte, sogar unsittliche Scenen, welche das Zartgefühl keuscher Mädchen beleidigten, und selbst den

männlichen Theilnehmern in dem Grade zuwider waren, daß sich die ganze Gewohnheit von selbst auflöste.

Eine fernere Unsitte bestand darin, daß Lehrlinge, welche ausgeschrieben oder zu Gesellen gemacht worden waren, wenn sie an einem fremden Orte ankamen, bei der Zusammenkunft der Gesellen einen sogenannten Schauer trinken mußten, d. h., sie waren verpflichtet, einen Becher von Zinn oder Silber, der mit zwei Quart Bier nebst Pfeffer und anderen Gewürzen gefüllt war, in drei Zügen, unter Zuziehung eines andern Gesellen, zum Willkommen auszutrinken. Konnten sie das nicht, so mußten sie eine Geldstrafe in die Gesellenlade einzahlen.

Hatte ein Lehrjunge sich während der Lehrzeit gegen die Gesellen nicht anständig genug betragen, so war die Aufnahme desselben in den Gesellenverein jedesmal mit Mißhandlungen begleitet.

Der Geist der alten deutschen Verbrüderung in Zucht und Ehre, zur Erreichung gerechtfertigter Zwecke, war jetzt völlig verschwunden. Während der Geselle in der Blüthezeit des Zunftthums, als Zeichen der persönlichen Freiheit, bei feierlichen Gelegenheiten einen Degen tragen durfte, fand derselbe jetzt eine Ehre darin, den jungen Genossen am Verbrüderungstage mit Ohrfeigen zu tractiren, und mit dem Stocke, dem Symbol der Knechtschaft, zu prügeln. Solche Festtage, die jedesmal mit Tanz und Schwelgerei gefeiert wurden, und jährlich zu verschiedenen Malen stattfanden, währten halbe oft auch ganze Wochen, und gaben häufig Veranlassung zu den widrigsten Zänkereien und blutigsten Schlägereien. Mit allen diesen Unsitten wurde der neue Geselle bei seiner Aufnahme bekannt gemacht, und die Rolle, welche ihm als jungen Gesellen, Junggesellen, zugetheilt wurde, bestand oft nur darin, dafür Sorge zu tragen, daß die Gläser seiner älteren, überdurstigen Genossen, immer gefüllt waren. Kein Geselle durfte, bei Strafe, den Schauplatz so wüsten Treibens früher verlassen, und in seine friedliche Werkstatt zurückkehren, bevor es nicht dem Altgesellen der Brüderschaft, weiter nichts, als ein wüster Tyrann unter seinen Saufgenossen, ermüdet vom Uebermaße des Genusses, beliebte, die Festlichkeit für geschlossen zu erklären, und die ruhende Arbeit wieder aufzunehmen. Gewöhnlich waren gewissenlose und eigennützige Herbergsväter, bei deren Auswahl nicht immer mit der gehörigen Vorsicht verfahren wurde, sowie alte, lüderliche Gesellen, die, arbeitsscheu und arbeitslos, Jahr aus Jahr ein auf der Herberge hausten, und von dem Erwerbe ihrer fleißigeren Brüder lebten, die geheimen Urheber dieser maßlosen Schwelgereien, deren Folgen nicht selten für das ganze Leben der Gewerbetreibenden nachtheilig wurden. Oft war die frühzeitige Theilnahme eines vielleicht ohnehin schwächlichen Jünglings an so ungeregelten und ungezügelten Gelagen, die Ursache lebenslänglichen Siechthums, und ergab sich derselbe überdies mehr oder weniger groben sinnlichen Genüssen, so grub er sich selbst unausbleiblich ein frühes Grab, und raubte seinen bekümmerten Eltern die Stütze ihres Alters und seinen trauernden Geschwistern den Helfer und Berather.

An die großen Schwelgetage reihten sich im Laufe des Jahres die soge-

nannten „blauen Montage" oder „Freßmontage", deren Feier oft schon des Morgens, in der Regel aber des Mittags begann, und regelmäßig erst in der Nacht endigte. War an den Montagen die Mittagszeit gekommen, so legte der Geselle die Arbeit nieder und feierte, schwärmte oder schwelgte, mochte der Meister seiner Hilfe noch so dringend bedürfen. Lieber entheiligte er den Sonntag durch Arbeit, ehe er der Feier des blauen Montags entsagte, deren Entstehung von Ortloff so erklärt wird: „In den Fasten wurden die meisten deutschen Kirchen blau ausgeschmückt. Zu eben dieser Zeit fingen die Gewerbetreibenden an, die Fasten über den Montag in Schwelgereien aller Art zu verbringen, und führten das Sprichwort ein: „Heute ist blauer Freßmontag." Die Erlaubniß, welche die Gesellen in der Fastenzeit bekamen, nahmen sie sich im Laufe der Zeit auch an den übrigen Montagen. Albrecht meint, dieser Mißbrauch verdanke sein Entstehen denjenigen Handwerkern, welche, wie die Schneider und Schuster, am Sonntage in der Regel bis zur Mittagszeit arbeiten müssen, um die im Laufe der Woche liegen gebliebenen Stücke, welche am Nachmittage des Sonntags gebraucht werden, zu vollenden. Zur Entschädigung für diese Sonntagsarbeit und die Einbuße der zur Erholung bestimmten Zeit, benutzten dann solche Gesellen den Montag, und die Gesellen anderer Gewerbe folgten diesem Beispiele. Schon in der frühesten Zeit artete dieser Brauch so aus, daß zu dessen Abstellung allgemeine Reichsverfügungen erlassen wurden, die das Uebel zwar zeitweise verminderten, aber doch nicht ganz vertilgen konnten. Es hat sich bis auf den heutigen Tag, wenn auch angeweht vom Geiste der Civilisation, und deßhalb in milderer Form erhalten.

Eine fernere Sitte war die, daß man ein wahres oder vermeintliches Vergehen eines Meisters oder Gesellen, namentlich aber die einem Gesellen vom Meister, von der Meisterfrau oder der Obrigkeit zugefügte persönliche Beleidigung als eine allgemeine Ehrensache der verwandten oder nicht verwandten gesammten Gesellenschaft ansah oder behandelte. Glaubte die Gesellenschaft, das Handwerksceremoniell sei von einem Orte nicht beobachtet, oder die Handwerksgerechtsame seien gekränkt worden, oder trat man derselben in der des blauen Montags, oder in anderen Unsitten entgegen, dann erklärte sie den oder die betreffenden Gesellen oder Meister für unehrlich oder unredlich, d. h., für handwerksunfähig. In einzelnen Fällen konnten sich solche Gesellen oder Meister mit der Gesellenschaft abfinden (abwaschen nannte man dies). Wollte er sich aber nicht abfinden, oder konnte er dies nicht, ein Fall, der z. B. eintrat, wenn er einen Hund oder eine Katze todt geworfen hatte, dann wurde er gescholten. War ein Meister gescholten, so durfte kein Geselle bei ihm arbeiten, er durfte in den genossenschaftlichen Zusammenkünften nicht mehr erscheinen, und auf dem Markte durfte er nicht neben den übrigen Meistern sitzen, vielmehr mußte er mehrere Schritte von denselben entfernt seine Waaren feil halten u. s. w. War ein Geselle gescholten, so mußte er die Arbeit verlassen, und kein anderer Geselle durfte neben ihm arbeiten. Wollte er sein Gewerbe an einem andern Orte treiben, so wurde er aufgetrieben, d. h., er wurde durch Briefe überall hin verfolgt,

wohin er sich wenden wollte oder konnte, oder wirklich wandte; sein Name wurde an die schwarze Tafel geschrieben u. s. f. Schützte aber die Zunft oder die Obrigkeit einen unredlichen Meister oder Gesellen, so erregte die Gesellenschaft einen Aufstand, d. h. sämmtliche Gesellen stellten die Arbeit ein, und versuchten zunächst hierdurch sich strenge Genugthuung zu verschaffen. Dieselbe Maßregel wandten die Gesellen an, um sich höheren Arbeits-, Tage- oder Wochenlohn zu erzwingen. Wurde der Gesellenschaft die verlangte Genugthuung nicht zu Theil, und mißlang eine Ausgleichung wegen der häufig unverschämten Forderungen der Gesellen, so verließen diese die ihnen verhaßt gewordene Stadt, und schalten die ganze Ortszunft. In einem solchen Orte durfte dann kein reisender Geselle, bei Strafe des Ausschlusses von jeder Gemeinschaft mit seinen Genossen, zusprechen, oder bei einem Meister der gescholtenen Zunft in anderen Städten, Arbeit nehmen, und zwar so lange, bis durch anderweite, oft diplomatisch gepflogene Verhandlungen und Unterhandlungen mit den Gesellenschaften der großen Städte, der Streit zur Zufriedenheit der eigentlichen Ruhestörer ausgeglichen und beseitigt war. Durch eine solche, oft mit vieler Umsicht und Konsequenz durchgeführte Maßregel wurden die Meister einer Zunft mitunter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, in ihrem Wirthschaftsbetriebe gestört und in ihrem Arbeitsverdienste beeinträchtigt. Daß auch das Publikum darunter litt, leuchtet von selbst ein. Die Meister und Zünfte waren deshalb, in der gerechten Besorgniß, ihre Gesellen zu verlieren, und an deren Stelle keine anderen wieder zu bekommen, nicht selten gezwungen, nachzugeben und in eine Ausgleichung zu willigen, die mit ihrer Würde und ihrem Ansehen unverträglich, und mit der gesetzlichen Ordnung unvereinbar war.

Der Verfall der Zünfte trat vor, während und nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges so grell zu Tage, daß schon damals einzelne Stimmen laut wurden, welche die gänzliche Aufhebung der Zünfte empfahlen. So z. B. der Hofrath zu München, welcher etwa um das Jahr 1615 darauf antrug, das gesammte Zunftwesen in Baiern aufzuheben, weil es verderblich und ohne Nutzen sei, und ganz unnöthigen Aufwand verursache.

Auch auf dem Reichstage vom Jahre 1672 erhoben sich einzelne Stände, welche die Aufhebung der Zünfte, als einer veralteten Einrichtung, verlangten, die den Forderungen der Zeit hinderlich sei. Die Feinde des Zunftthums drangen zwar damals mit ihren Forderungen nicht durch, und es geschah zur gänzlichen Aufhebung der Zünfte direkt noch nichts, wohl aber gewannen die jetzt zu Souverainen erstarkten Landesherren staatswirthschaftliche Vollmachten, welche indirekt das Zunftthum immer mehr beschränkten. In Frankreich hatte man schon in den ältesten Zeiten den Grundsatz aufgestellt: das Recht, zu arbeiten, sei ein freies, königliches. Deshalb ertheilten die Könige die Erlaubniß zum Gewerbebetriebe. Nachdem man von der Natural- zur Geldwirthschaft übergegangen war, verkauften die Könige dergleichen Freiheiten, und schufen sich hierdurch eine Einnahmequelle. Man sah es deshalb gern, wenn sich immer neue Zünfte bildeten. Wie theuer die hierzu nothwendige Erlaubniß manchmal bezahlt werden mußte, kann man daraus entnehmen, daß

die Ausrufer alter Eisenwaaren in Paris für die Erlangung der Zunftrechts 3,000 Livres bezahlen mußten. Dafür erhielten die Zünfte das Recht, Schulden zu machen, so viel sie wollten. Um diese zu decken, wurden die Aufnahmegebühren enorm hoch gestellt.

Die Finanznoth war übrigens damals in allen Staaten, und namentlich auch in den deutschen Ländern, groß. Deshalb fingen einsichtsvolle Staatsmänner in Frankreich und in Deutschland an, die Verwaltung nach wissenschaftlich erforschten Grundsätzen zu leiten. Die Anstrengungen, welche zu dem Ende gemacht wurden, waren in Frankreich größer, als in den deutschen Ländern, weil dort auch die Noth empfindlicher war. Den auswärtigen Handel zu heben, das war die unter solchen Umständen völlig erklärliche volkswirthschaftliche Politik der Regierungen, und die Schriftsteller des sechzehnten, siebzehnten und achzehnten Jahrhunderts, zuerst Bodonius (gestorben 1598) in einer, 1586, in Paris erschienenen Schrift, unterstützten dieselben in deren Verfolgung, indem sie der Ansicht waren, daß der Handel das vornehmste Mittel sei, Reichthümer zu erlangen. Auf diese Weise bildeten sich allmälig gewisse volkswirthschaftliche Grundsätze, die man in ihrem Zusammenhange das Handels- oder Merkantilsystem nennt, weil es eine vorzugsweise Begünstigung des Handels vor den übrigen Erwerbeszweigen bezweckte.

Sächsische Soldaten.

Es war am 3. August 1814, in Coblenz. Die Offiziere des damals am Rhein garnisonirenden sächsischen Armeecorps waren der Einladung ihres Commandirenden, des Generals Thielmann, den Tag festlich zu begehen, gefolgt, und ein großes Gastmahl vereinigte sie in einem Hotel der Stadt Coblenz. „Auf daß bald das ganze nördliche protestantische Deutschland unter dem gerechten, weisen, kräftigen und milden Scepter Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen vereinigt werde! Dieser erhabene Fürst, er lebe hoch!“ Mit diesen Worten erhob sich der General von seinem Sitze und forderte die Anwesenden auf, mit ihm anzustoßen. Gänzliche Stille im Saale. Keine Lippe rührte sich zu einem Hoch. Man hörte nur das Verschütten des Weins aus den Gläsern auf die Erde, womit die Offiziere den Toast erwiederten. Draußen im Hofe aber war desto größerer Lärm und Geschrei. Denn der erste Kanonenschuß, der den Toast des Generals begleitete, hatte einem sächsischen Kanonier beide Arme weggerissen. Die Stimmung wurde durch dieses böse Omen drinnen im Saale nur um so trüber und verlegener. „Meine Herren, redete Thielmann einige der ihm zunächst Sitzenden an, feiern wir hier den Geburtstag des Königs von

Preußen, unseres obersten Kriegsherrn, oder nicht?" „Wir feiern den Namenstag unsers Königs August!" war die Antwort. Ein Civilbeamter in der Gesellschaft glaubte der Sache eine andere Wendung zu geben, wenn er zu einem Toast auf Thielmann, als den Commandirenden des Armeecorps, aufforderte. Aber er kam mit seiner Rede so ins Stocken, versprach sich bei jedem Worte, nannte den General den Commandirenden des dritten deutschen Bataillons (statt Armeecorps), daß dem Toast schließlich das Stichwort fehlte. Noch einmal ergriff der General selber das Wort. Seine Rede galt jetzt dem Minister von Stein, dem deutschen Patrioten, „dem deutschen Apostel Petrus," wie er ihn nannte. Als die Gesellschaft wiederum stumm blieb, verließ der General sie mit den Worten: „Meine Herren, bedenken Sie, daß es außer dem Königstein noch andere Festungen giebt!"

„Das sind die Herren, so murmelte Thielmann auf dem Heimwege vor sich hin, welche auf dem Schlachtfelde bei Leipzig zu uns übergingen, und von denen wir glaubten, sie hätten mit diesem Schritte das Urtheil über die undeutsche Politik ihres Königs gefällt." Er konnte sagen: „zu uns." Denn er war schon vor Leipzig aus der sächsischen Armee getreten und war zur Zeit der großen Völkerschlacht General in russischen Diensten. Die gereizte Stimmung, die er vom Feste mit nach Hause nahm, war erklärlich genug. Aber wie war es möglich, daß der Commandirende des sächsischen Armeecorps so wenig die Stimmung seiner Untergebenen kannte? Wie hatte es ihm im Laufe fast eines Jahres entgehen können, daß sich bei dem Offiziercorps die Vorstellung ausgebildet hatte, der Uebertritt zur Sache der Alliirten involvire nicht den Abfall vom eigenen Könige, vielmehr sei das Heer noch durch die Bande des Eides an diesen geknüpft, und ihm auch in seiner Gefangenschaft Treue schuldig. Vielleicht auch kannte der General diese Stimmung. Dann mußte er sich directer Provocationen enthalten, die in Gewissenssachen immer gefährlich sind. Es giebt keine höhere Instanz, an welche das Gewissen sich verweisen läßt, selbst wenn es von lauter Sophismen umstrickt ist. Welcher Geist in seiner Armee herrschte, hatte Thielmann aus unzähligen Einzelheiten erfahren können. Erst kurz zuvor hatte er einen Hauptmann nach Sachsen ins Depot zurückschicken müssen, weil derselbe aus eigener Machtvollkommenheit den Professor Görres, der im „Rheinischen Merkur" einen Artikel gegen die Politik des sächsischen Königs gebracht, hatte verhaften lassen.

Das Fest des 3. August trug böse Früchte. Das Offiziercorps betrachtete sich als herausgefordert, dem Könige Friedrich August seine Gesinnung der Treue und Ergebenheit an den Tag zu legen. Es entstand eine große Bewegung in der sächsischen Armee. Die Geschichtsschreiber nennen sie eine revolutionäre, nur die sächsischen nicht, von denen sie noch heute als eine loyale glorificirt wird. Bei allen Regimentern wurden Adressen gefertigt, welche die Bitte um die Rückkehr des Königs aussprachen. Sämmtliche Offiziere unterzeichneten sie, selbst aus der nächsten Umgebung Thielmanns. Am 6. September erschienen bei ihm in Marburg (das sächsische Armeecorps stand damals in Hessen, um gegen dasselbe wegen Versäumniß

der Kriegsleistungen Executionsmaßregeln in Vollzug zu setzen) sämmtliche Brigadiers, um ihm die Adressen zu überreichen, damit er sie auf dem Dienstwege an die alliirten Souveraine gelangen ließe. Es war darin ausdrücklich gesagt: man halte sich seines Eides an den König nicht für entbunden, und der Uebertritt bei Leipzig sei keinesweges als eine Lossagung von demselben zu betrachten. Thielmann war darauf vorbereitet und versprach die Absendung der Adressen. Noch an demselben Tage schrieb er dem General Kleist, wie dem Minister Stein, welche gefährliche Bewegung sich der Gemüther in der sächsischen Armee bemächtigt hatte, eine Bewegung, welche er lediglich auswärtigen Einflüssen und Aufreizungen zuschreiben zu müssen glaubte.

Der General v. Kleist nahm die Adresse höchst ungnädig auf und als das sächsische Hauptquartier am 15. September nach Coblenz zurückgekehrt war, traf daselbst eine vom 3. datirte Ordre des preußischen Generals folgenden Inhalts ein: Nach allen Rechten des Krieges habe Sachsen 1813 von den alliirten Mächten als ein feindliches Land behandelt werden können. Es sei nicht geschehen, weil der größte Theil der Armee vor der Schlacht vor Leipzig zu den Verbündeten übergetreten sei, und weil in der sächsischen Nation, in der Armee nur eine Stimme, ein Wunsch gewesen sei, der, sich an die ehrenvolle deutsche Sache anzuschließen. Der König von Sachsen sei entfernt worden, weil er nicht in Uebereinstimmung mit seinem Volk gehandelt habe. Die Armee habe ihm den Gehorsam aufgesagt, habe sich selbst von ihrem Eide entbunden, und als das dritte deutsche Armeecorps sich unter dem Schutze der Alliirten für die allgemeine Sache bewaffnete, habe sie es zum zweiten Male gethan. Wer in der Armee die Waffen für etwas anderes ergriffen hätte, als für die deutsche Sache, die von den Alliirten verfochten würde, wäre ein Verräther gewesen; wer von seinem Eide sich nicht entbunden glaubte, hätte nicht in der Armee dienen können, und gehöre als Kriegsgefangener an das rechte Ufer der Weichsel." Der General befahl nun Thielmann: sämmtliche Generale, Brigadiers, und Regiments-Commandeurs zu versammeln und ihnen zu eröffnen, wie der General die Adresse ansehen müsse, und wie leid es ihm thue, daß dieser Schritt nicht gehörig geprüft worden. General v. Lecocq und Obrist v. Zezschwitz wären sofort nach Dresden zu weisen, wo sie sich beim Fürsten Repnin zu melden und ihm die Gründe vorzulegen hätten, „welche sie berechtigten, sich jetzt mit einem Male durch einen Eid an den König von Sachsen gebunden zu halten, nachdem sie so lange ihre Pflichten gegen die alliirten Mächte mit Treue erfüllt haben." Der Erlaß schloß mit den Worten:

„Den übrigen Generalen, Brigadiers und Commandeuren bitte ich zu sagen, daß es mir nicht fremd ist, wie es Augenblicke im menschlichen Leben giebt, in welchen das Herz auf die Handlungen der Menschen und gerade auf die Achtungswerthesten, einen so großen Einfluß gewinnt. Legen Sie ihnen die Adressen vor, damit sie sich überzeugen, auf welche Art sie abgefaßt sind. Ich werde keinen Gebrauch zu ihrem Nachtheil davon machen.

Die Adressen der drei Cavallerie-Regimenter, des 1. leichten Infanterie-Regiments und des Generalstabes nebst Sappeurs enthalten nichts, was gegen die Verhältnisse verstößt; ich werde sie daher einreichen."

Die ganze Angelegenheit wurde dadurch auf gütlichem Wege beigelegt, daß Thielmann seinen Offizieren das Unterbleiben der den beiden Hauptverführern angedrohten Maßregeln und die Beförderung auch der anstößigen Adressen versprach, wenn nur die bedenklich befundenen Stellen gestrichen würden, und die Offiziere die folgende Erklärung unterschrieben: „Wir Endesunterzeichnete erklären hiermit auf das Feierlichste und bei unserer Ehre, durch unsere Namensunterschrift, daß wir die hohen alliirten Mächte als die einzigen Souveraine anerkennen, welchen wir bis zur hohen Entscheidung über das Schicksal unseres Vaterlandes in demselben Maße angehören, als ob wir ihnen den feierlichsten Eid geleistet hätten, und in unserer Pflichterfüllung keine andere Autorität anerkennen werden, als die des uns von den hohen Alliirten jedesmal vorgesetzten Generals en chef des 3. deutschen Armeecorps."

So verlief sich die Bewegung, ohne daß freilich die Ueberzeugung der sächsischen Offiziere von ihrer Pflicht gegen den König sich änderte. Die Offiziere waren durch ihr Ehrenwort gebunden. Die revolutionäre, oder, wie von anderer Seite gesagt wird, loyale Bewegung konnte also nur noch unter den Mannschaften Platz greifen und sollte auch bald zum Ausbruch kommen, um ein blutiges Ende zu nehmen.

Mit der in Wien beschlossenen Theilung des Landes war auch die des Heeres verbunden. In Betreff des letzteren hatten die contrahirenden Mächte beschlossen, daß alle Militärs, welche nicht Offiziersrang hatten, derjenigen Regierung folgen sollten, der ihr Geburtsort gehören werde. Die Offiziere von allen Graden sollten die Freiheit haben, zu wählen, welchem von beiden Diensten sie ferner angehören wollten. Während bis dahin vollständige Einigkeit im sächsischen Offizier-Corps geherrscht hatte, mußten jetzt die von dem Einzelnen über ihren künftigen Heeresverband zu treffenden Entscheidungen nothwendig Spaltungen hervorrufen. Denn es konnte nicht fehlen, daß ein Theil der Offiziere, der anfänglich sehr klein war, später aber sich vergrößerte, durch Familien- und Besitzverhältnisse, sodann aber auch durch politische Gründe bewogen, sich für den preußischen Dienst erklärte. Die Scrupel wegen des dem Könige geleisteten Eides wurden als erledigt angesehen, seitdem der Congreß das Schicksal des Landes entschieden. Dafür griff jetzt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gegen die Maßregel der Trennung Platz. Zwar die Offiziere unterdrückten es, wenigstens äußerlich. Denn ihr König hatte ihnen auf ihre Anfrage, wie sie sich in der Angelegenheit zu verhalten hätten, erklärt: „sie hätten den Bestimmungen zu folgen, welche von den Befehlshabern der verbündeten Mächte gegeben würden." Dafür bemächtigte das Gefühl der Zusammengehörigkeit sich der Mannschaften. Die Bewegung ging jetzt zu den Gemeinen über, begünstigt durch den Zwiespalt der Offiziere, und vielleicht auch durch die Umtriebe, welche damals von Napoleons Anhängern gleichzeitig in den Niederlanden, in der

Schweiz, in Italien, in den Ländern des Rheinbundes, in Sachsen selbst und bis nach Polen gefördert wurden.

Der Dämon der Auseinandersetzung eines Landes, vor dem man sich im Jahre 1866 so weislich gehütet hat, mußte mehr als daheim im Heere sich furchtbar machen, in welchem der Verband jeder Compagnie, jedes Bataillons und jedes Regiments gewaltsam zu lösen war. Der eigentliche Aufruhr der Armee beschränkte sich auf Lüttich, wo Blücher und Gneisenau damals ihr Hauptquartier hatten, und welches von drei sächsischen Grenadierbataillonen besetzt war. Gneisenau hatte am 2. Mai (1815) sämmtliche sächsische Offiziere zu sich geladen, um das Specielle der Ausführung der über die Armee verhängten Maßregel anzuordnen. Da entstand ein tumultuarischer Auflauf von 12—1500 Mann vor seinen Fenstern, die indessen durch das Zureden der sächsischen Offiziere sich einigermaßen beruhigen ließen. Schlimmer ging es vor Blüchers Hause her. Hier schlugen die Soldaten auf die preußischen und eigenen Offiziere. Der Generalstabschef v. Müffling erhielt einen Hieb, der ihn schwer verwundet haben würde, wenn er nicht durch den halben Mond seines Epauletts aufgefangen worden wäre. Blücher war im Begriff, mit dem Säbel in der Hand auf die Straße zu stürzen, was ihm unfehlbar das Leben gekostet hätte. Seine Begleitung hielt ihn gewaltsam zurück und schaffte ihn vor dem eindringenden Haufen durch eine Hinterthür aus der Stadt.

Das weitere Schicksal der sächsischen Armee ist bekannt. Sie wurde durch preußische Truppen entwaffnet und gefangen über Wesel nach Magdeburg geführt. Aber ehe sie ausrückte, wurden sieben sächsische Grenadiere, frische, schmucke Gestalten, in einer frühen Morgenstunde des 6. Mai unweit Huy auf den frischgrünenden Anger geführt, knieten nieder und empfingen, dem Ausspruch des Kriegsgerichts gemäß, das mörderische Blei in ihre Brust. Sie hatten sich freiwillig gemeldet, als die drei Lütticher Bataillone bedroht worden waren, daß jeder zehnte Mann aus ihnen erschossen werden sollte, wenn sie nicht selber die Haupträdelsführer auslieferten.

Die sächsischen Geschichtsschreiber nennen die Sieben die „Sühnopfer für die unglückliche Verirrung bei Leipzig.“ Aus der obigen Darstellung erhellt, daß sie vielmehr die Opfer der Zerreißung des Landes waren. Preußen hat mit der Theilung Sachsens schlimme Erfahrungen gemacht. Nichts hat ihm so erbitterte Feinde geschaffen. Zwar sind die einverleibten Theile schnell in den preußischen Staatsgeist hineingewachsen und die Knaben von Naumburg, die 1815 den preußischen Adler mit Koth bewarfen, sind preußische Männer geworden, welche um keinen Preis wieder sächsisch werden möchten. Aber in dem sächsisch-gebliebenen Reste des halbirten Königreichs wuchs jener fanatische Preußenhaß auf, unter dem wir noch jetzt leiden.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Osiander erzählt, daß in einem Kloster Deutschlands eine Nonne auf den Einfall gerieth, eine ihrer Mitschwestern zu beißen. Es währte nicht lange, so bissen sich alle Nonnen jenes Klosters unter einander. Das Gerücht verbreitete sich von Kloster zu Kloster, durch einen großen Theil von Deutschland, insonderheit Kursachsen und Brandenburg; dann nach Holland, und endlich bissen sich alle Nonnen bis nach Rom. In einem anderen Kloster fiel es einer Nonne bei, nach Katzenart zu miauen. Bald darauf miauten andere Nonnen auch und endlich miaute das ganze Kloster zu einer bestimmten Stunde gemeinschaftlich.

Wenn wir jetzt trotz der Friedensschlüsse bei den Politikern einen gewissen bissigen Charakter vorherrschen sehen, und wenn man im Publikum nicht müde wird, einen baldigen neuen Krieg zu prophezeihen, so ist dies eine Folge der Imagination, welche die vergangenen Ereignisse ausschmückt und ins Ungeheuerliche dehnt. Man irrt sich, falls man annimmt, daß die Einbildung den Thatsachen und positiven Gedanken vorauszueilen pflege und daß die Facta gleichsam eine Verdichtung des phantastischen Dunstes seien, welcher vorerst die Welt erfülle, um sodann durch einen energischen Willen geschichtliche Gestalt zu gewinnen. Im Gegentheil die Phantasie ist immer ein Erzeugniß des Geschehenen. Die Mystik folgt auf das Dogma, die Sentimentalität ist die jüngere Schwester des Gesetzes, die Sophisterei ist die Erbin des anfänglich straffen und scharfbegrenzten philosophischen Systems. So sind auch die mysteriösen Verkündigungen des großen Krieges, der bald ausbrechen werde, zunächst nur der Beweis, daß die Idee des Krieges in das Gemüth des allgemeinen Publikums übergegangen sei. Das deutsche Volk war von dem deutschen Kriege überrascht worden, nur langsam gewöhnten sich seine nationalen Anschauungen an den Krieg, jetzt erst, nachdem er vorüber, glaubt man an ihn, und dieser Glaube dokumentirt sich in Prophezeihungen neuer blutiger Kämpfe.

Es versteht sich von selber, daß die Zeitungen den Entwickelungsgang des Publikums mitmachen. Haben wir die Offenbarungen der Presse richtig beobachtet, so war die „Bank- und Handelszeitung" die erste Nonne, welche kriegerisch zu miauen angefangen und flugs sind ihr die anderen Damen gefolgt. Das geheimnißvolle Concert, welches dem Gerüchte einer frischverfügten Mobilmachung immer neue Modulationen mittheilt, kann man jetzt in sämmtlichen Organen der öffentlichen Meinung vernehmen.

Gar vieles trägt jedoch auch die Reform, die fortschreitende Kräftigung

unserer preußischen Verfassung dazu bei, eine bellicose Stimmung hervorzurufen. Wir meinen unter dieser Verfassung nicht die Sammlung von hundert und einigen Paragraphen, wonach die Preußen wählen, wühlen, raisonniren; sondern wir meinen die wirkliche Verfassung, von welcher unsere Freiheit und unser Eigenthum abhängig ist, wir meinen die Verfassung, wonach die Preußen handeln, fechten, bluten: — die Militairverfassung. Denn wie der Kaiser Napoleon zwei Species von Ministern geschaffen hat, nämlich Rede-Minister und Arbeits-Minister, so besaßen wir bisher zwei Verfassungen, eine constitution oratoire und eine constitution active.

Die erstere lud uns nach dem Wahllocale, die andere führte uns auf den historischen Boden der Schlachtfelder. Die eine beschenkte uns mit Reden und Resolutionen, welche ohne Wirkung blieben, die andere gab uns Schwert und Lanze und mahnte uns, auf die Kraft des Armes, auf die siegreiche Hurtigkeit des Muthes zu vertrauen. Die eine löste uns in agitirende Parteien auf, die andere organisirte uns zu einem unwiderstehlichen Körper. Die eine machte uns mißvergnügt, die andere gab uns Selbstvertrauen.

Nun haben die beiden Verfassungen Jahre lang mit einander gekämpft, bis die echte den Sieg errungen. Die constitution oratoire hat über die constitution active die Nase gerümpft, bis ihr plötzlich die letztere in voller Rüstung und mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte erschien und ihr nichts übrig blieb, als sich zur Schildträgerin der constitution militaire zu machen.

Indem sich nun also die Wahrheit der preußischen Verfassung herausgebildet hat, kann es uns nicht Wunder nehmen, daß man dieses in Wehr und Waffen dastehende, von junger Thatenlust erfüllte Wesen bestimmt glaubt, im nächsten Moment wieder auf einen Feind zu stürzen und seine elementare Gewalt von Neuem zu bewähren. Man sagt sich, die Redeverfassung sei bisher eine Art von Schranke, wenn auch eine sehr fragliche und zusammenhangslose, gegen die Activ-Verfassung gewesen; man sagt, das Volk in Waffen sei bisher von dem Volk auf der Rednerbühne gezügelt worden; man sagt, daß, indem die Schranke nicht blos wegfalle sondern sich sogar drängend und Consequenzen ziehend in den Dienst der bisher controlirten Wehrkraft stelle, die militärische Action fast mit Naturgewalt vorwärtsstürmen und sich einen Feind machen, einen Gegner suchen müsse, falls ein solcher nicht von selber hervortritt; kurz, man sagt, die triumphirende Activverfassung könne nicht umhin, uns in eine Krieges-Aera hineinzuleiten.

Gleichwohl dürfte es bei der subtilen Vorsicht der auswärtigen Mächte schwer fallen, uns einen Feind zu präpariren. Sicherlich haben die fremden Höfe über die Offenbarungen nachgedacht, die in den jüngsten Thaten Preußens enthalten waren, sie sind zu der Erkenntniß gekommen, daß es nothwendig sei, recht zart mit Preußen umzugehen und, wenn's nicht anders ist, ihm zu applaudiren. Man wird uns keinen casus belli darreichen. Ueberdies sind wir ja wieder mit bürgerlichen Verfassungsarbeiten beschäftigt, wir haben uns ja vorgenommen, ein norddeutsches Parlament zu schaffen. Wahrscheinlich möchten die fremden Regierungen abwarten, wie weit es dieser parla-

mentarischen Erscheinung möglich sein wird, die Geltung eines Regulators zu gewinnen.

Gegenüber den kriegerischen Ahnungen des Publicums lautet daher das diplomatische Stichwort Friede. Und trotz alledem — wir leben in der Zeit der Ueberraschungen. Inmitten der Versuche, einen festeren Vertragsboden zu entdecken, sind wir von individuellen Schicksalen abhängig. Von Biarritz aus wirft das Gerücht dunkle Schatten über die Länder Europas. Der Tod geht um; verdüsterte Sinnen entfremden sich dem Gedanken der Ruhe. Wir greifen sehnsuchtsvoll nach dem Rechte, und anstatt seiner erfassen wir die Sense, die durch die Luft schwirrt, um den Vorhang vor einem neuen Drama zu zerreißen.

Miscellen.

Die schriftstellerische Bedeutung Emil de Girardin's datirt aus der letzten Hälfte der 30er Jahre, wo er in den Reihen der Opposition stand. Unter Louis Philippe machte bekanntlich alle Welt Opposition; denn es gehörte zum guten Ton, ein Gegner des Ministeriums zu sein, gleichviel welches Ministeriums. Girardin entwickelte sofort ein furchtbares schriftstellerisches Talent, und wenn seine Anhänger und Freunde ihn vielfach den eigentlichen Schöpfer der modernen politischen Tagespresse Frankreichs genannt haben, so haben sie in mancher Beziehung so Unrecht nicht; denn er gab wirklich dem Pariser Journalismus eine bis dahin unbekannte Bedeutung, die sich selbstverständlich auf ganz Frankreich erstreckte. So war er der Erste, der das regelmäßige politische Tagesbülletin als „premier-Paris" seiner Zeitung voransetzte und der das tägliche Romanfeuilleton einführte. Die „Presse" zahlte zuerst die damals noch unerhörten Honorare von 50,000 und 100,000 Frc. für den „Comte de Monte Christo," die „Mystères de Paris" u. s. w. Diese Feuilletons erwarben aber auch der „Presse" einen größern Leserkreis, als alle Artikel Girardin's je vermocht hätten. Letztere fanden verhältnißmäßig nur ein kleines Publikum. Die kurzen sentenzartigen Sätze, die oft in jeder Zeile einen Absatz nöthig machten und aus denen die meisten seiner spaltenlangen Artikel bestanden, erwarben ihm bald den Spottnamen „le père de l'alinéa", der ihm bis heute geblieben ist. Als gegen 1839 und 40 sein Stern (d. h. der seiner Zeitung) zu erbleichen begann, ward eine geistreiche Frau seine Retterin, zuerst sogar, ohne daß er selbst es wußte — ein um

so pikanterer Umstand, als jene Frau Niemand anders war, als seine eigene Gattin. Es erschienen nämlich in jedem Montagsfeuilleton der „Presse“ auf einmal „Pariser Briefe“ über das Leben und Treiben der Hauptstadt, über Alles, was interessant und mittheilungswerth war, Alles im elegantesten Gewand und augenscheinlich aus einer geübten geistreichen Feder. Jene Briefe waren „Vicomte de Launay“ unterzeichnet. Weder Girardin noch die Leser ahnten, wer sich hinter diesem Pseudonym verberge. An jedem Sonnabend erhielt er durch die Stadtpost das sauber abgeschriebene Manuscript für den nächsten Montag. Honorar, hieß es in dem Billet, das die erste Sammlung begleitete, werde nicht beansprucht, aber man bitte, nicht zu indiscret nach dem Verfasser zu forschen, sonst werde man Nichts mehr schicken. Man forschte also nicht mehr weiter seitens der Redaction nach dem Autor. Dabei wurde die „Presse“ mehr gelesen als jedes andere Journal und an den Montagen erreichte der Absatz derselben manchmal durch den Detailverkauf auf den Boulevards die enorme Höhe von 75,000 bis 80,000 Exemplaren. Girardin, der sich selbst den bedeutendsten Theil dieses glänzenden Erfolgs vindicirte, was er um so leichter konnte, als der fictive Vicomte niemals hervortrat, ließ es sich mehr als je gefallen, daß man ihn den „Napoleon des Journalismus“ nannte, ein Titel, der ihm wie jener andere obenerwähnte, bis auf den heutigen Tag geblieben ist, nur mit dem Unterschiede, daß man bei dem erstern später hinzusetzte: „il avait son Waterloo, comme le grand empereur.“ Der Vorläufer dieses Waterloo war zunächst das Ausbleiben des Launay'schen Montags-Feuilletons; der Sonnabend war gekommen und vergangen, und kein Manuscript. Dabei war die Gattin Girardin's im Laufe der Woche bedenklich erkrankt. Der unglückliche Redacteur sitzt klagend an ihrem Bette, denn er liebte seine Frau sehr, aber fast mehr noch ging ihm auch das Ausbleiben des Manuscripts zu Herzen. „Gestehe nur Emile,“ sagte ihm Delphine Gay (sie hatte bekanntlich als Schriftstellerin ihren Familiennamen beibehalten), „gestehe nur, daß Du mehr an den Vicomte de Launay, als an mich denkst.“ Der Gatte betheuerte das Gegentheil. „Nicht eine Zeile mehr verlange ich von jenem Vicomte,“ rief er aus, „wenn Du nur wieder gesund wirst!“ „So nimm eine Feder und schreib,“ entgegnete ihm die Kranke und richtete sich im Bette auf. Girardin thut wie ihm geheißen, ohne zu wissen, was es bedeutet. Seine Frau fängt an zu dictiren, er schreibt, stutzt aber sofort und erschrickt; sie dictirt lächelnd weiter, denn es ist keine Zeit zu verlieren, wenn das Feuilleton noch am Montag erscheinen soll. Auf diese Weise erfuhr Girardin, daß seine eigene Gattin der bedeutendste Mitarbeiter an seiner Zeitung war. Die „Pariser Briefe“ erschienen später im Separatabdruck als Buch und werden noch heute vielfach gekauft.

Delphine Gay war eine der liebenswürdigsten und geistreichsten, eine der hervorragendsten Frauen ihrer Zeit; ja sie war vielleicht die letzte Frau der Pariser Gesellschaft, welche die Traditionen einer Frau von Staël, einer Madame Recamier, einer Fürstin Lieven fortleben ließ; ihr Haus war, wie das der genannten Frauen, ein Sammelplatz für alle bedeutenden Männer

der Nation. Die Söhne Louis Philippe's gingen aus und ein bei Madame Girardin; auch Thiers und Guizot trafen sich dort. Einst saß Lamartine, der täglich im Girardin'schen Hause zu finden war, in einem Nebenzimmer auf dem Sopha im Gespräch mit Alex. Dumas. Ein Herr tritt zu ihnen, ein Engländer, ein Mann von Distinction; er hält eine Dame an der Hand und bittet die beiden Schriftsteller im höflichsten, aber sehr gravitätischen Tone, der Dame einen Augenblick Platz zu machen, damit sie sich zwischen Beide setzen könne. Lamartine sieht Dumas an und Dumas Lamartine; aber der Herr und die Dame sind so bedeutende Erscheinungen, daß beide Schriftsteller rechts und links ehrerbietig Platz machen und dem seltsamen Verlangen nachgeben. Nach einer minutenlangen Pause sagt der Herr feierlich zu der Dame, indem er seine Uhr herauszieht: „Lady Palmerston, es ist zehn Minuten nach neun; vergessen sie nicht den Tag und Stunde, denn Sie sitzen augenblicklich zwischen den beiden größten Schriftstellern Frankreichs." Die Geschichte ist wahr, so komisch sie klingt; jedenfalls ist es ein neuer Beleg für die Originalität der Engländer und insbesondere für die Lord Palmerston's, denn er war jener fremde Herr und die Dame seine Gattin.

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Nach der letzten Niederlage hielten sich die Tanachiten eine lange Zeit ganz ruhig: nachdem sie aber durche Spione erfahren, wie es eigentlich mit dieser neuen Reiterei beschaffen wäre, die ihnen neulich so einen großen Schrecken eingejagt hätte, und daß diese Centauri nichts anders als zahmgemachte und abgerichtete Pferde wären, auf denen Menschen säßen, faßten sie auf's neue wieder ein Herz, und zogen frische Truppen zusammen, die der Tanachiten König selber wider die Quamiten anführte. Ihre ganze Armee bestand aus zwanzigtausend Tigern, welche insgesammt alte versuchte Soldaten waren, bis auf zwei Regimenter, die man nur kürzlich angeworben hatte. Von unserm Fußvolk rückten ihnen anfangs zwölftausend entgegen, worunter sich sechshundert Schützen befanden: von der Reiterei aber thaten nicht mehr als viertausend den Angriff. Und da ich an glücklichem Ausgange dieser Schlacht unserer Seits nicht zweifelte, so ersuchte ich den alten Kaiser, er möchte die Armee selber commandiren, damit er den Ruhm des Sieges

davon tragen möchte. Denn ich glaubte nicht, daß durch diese verstellte Bescheidenheit meinem eigenen Ruhme etwas abgehen würde, indem mich doch die ganze Armee als ihren wahren commandirenden General ansahe. Ich hielte dabei für rathsam, die Schützen bei dem ersten Anfalle nicht zu gebrauchen, sondern ich wollte versuchen, ob ich ohne dieselben, mit der bloßen Reiterei, den Sieg erfechten könnte. Allein es kam uns dieses theuer zu stehen. Denn die Tanachiten griffen unser Fußvolk mit solcher Grausamkeit an, daß es alsbald in die Flucht geschlagen wurde. Die Reiterei hielt zwar den ersten Anfall tapfer aus, und wehrte sich aufs beste, so daß der Sieg lange Zeit zweifelhaft war, und niemals so heftig war gefochten worden.

Bei solchem zweifelhaften Ausgange, da noch niemand wissen konnte, auf welche Seite der Sieg fallen würde, ließ ich die Büchsen-Schützen endlich auch anrücken. Als diese zum erstenmal ihr Gewehr losbrannten, wurden die Tanachiten stutzig und standen ganz stille, denn sie konnten nicht begreifen, wo dieser Blitz und Donner herkäme: Da sie aber die traurige Wirkung dieses Blitzes und Donners gewahr wurden, überfiel sie ein unsäglicher Schrecken, daß sie fast des Todes darüber waren. Durch diese erste Salve wurden gleich zweihundert Tieger erlegt, unter welchen sich zwei Feldprediger befanden, die auch mit erschossen wurden, da sie ihre Soldaten zur Tapferkeit ermahnten und aufmunterten. Der Tod dieser zwei Feldprediger kränkte sie über die Maßen, weil sie unter die besten und beredtesten Prediger gerechnet wurden. Als ich diese Bestürzung der Feinde merkte, so ließ ich geschwinde noch einmal Feuer auf sie geben. Durch diese andre Salve wurden noch weit mehr Feinde als das erstemal erlegt, und unter den Todten befand sich der König selber. Hierüber ließen die Feinde alle Hoffnung des Sieges fahren, und begaben sich auf die Flucht: unsere Reiterei aber setzte ihnen tapfer nach und es geschahe ein solches Morden unter den Flüchtigen, daß die Felder über und über mit todten Körpern bedeckt, und sie am Nachsetzen gehindert wurden. Nach geendigter Schlacht zählten die Unsrigen die Todten, und fanden, daß dreizehntausend Feinde, in der Schlacht und auf der Flucht zusammen, geblieben waren. Hierauf rückte unsere siegende Armee in das feindliche Land ein, und nach Verlauf etlicher Tage, belagerten sie die Hauptstadt Tanachin selber. Die Feinde waren auch damals dergestalt erschrocken, daß der Rath alsobald ins Lager kam, und den Siegern die Schlüssel der Stadt überreichte, obgleich die Stadt sehr vortheilhaft gelegen, mit starken Mauern und Bollwerken umgeben, und mit genugsamen Proviant versehen war. Gedachte Stadt war sowohl wegen ihrer Größe, als Reinlichkeit der Gassen und Schönheit der Häuser überaus ansehnlich.

Nachdem nun die große Hauptstadt an uns übergegangen, ergab sich sogleich auch das ganze Königreich: daß also die Verachtung, in welcher die Quamiten bisher gestanden, sich in ihre höchste Ehre verwandelte, und das Quamitische Reich, durch den Zuwachs dieses Volkes, fast um die Hälfte erweitert und mächtiger wurde. Und da man diese Glückseligkeit meiner Klugheit und meinem Fleiße einzig und allein zuschrieb, so wurde die Hochachtung

fast in eine göttliche Anbetung verwandelt. Nachdem aber auf diese Weise die Tanachiten überwunden worden, und ich genugsame Besatzungen hin und wieder in die Städte verlegt hatte, die dieses kriegerische Volk im Zaume halten sollten, so ging ich nun weiter darauf um, wie ich dieses einmal angefangene Werk auch vollenden, und die Unwissenheit, worin die Quamiten bisher gesteckt hatten, vollends ganz und gar vertreiben und ausrotten möchte. Doch hielt es sehr schwer, die freien Künste hier so geschwinde in Uebung zu bringen: Denn was ich in Europa gelernt hatte, nehmlich die Lateinische, und etwas weniges von der Griechischen Sprache, war mir hier nichts nütze. Ich befahl daher, daß aus dem feindlichen oder Tanachitischen Lande zwölf der gelehrtesten Tiger nach Quama sollten gebracht werden. Diese wurden zuerst zu öffentlichen Lehrern bestimmt, und sie mußten hierselbst eine Universität, auf die Art und Weise, wie es bei ihnen gebräuchlich, anlegen. Ich befahl ferner, daß die königliche Tanachitische Bibliothek nach Quama sollte versetzt werden. Doch hatte ich mir zugleich vorgenommen, so bald es nur die Quamiten in der Gelehrsamkeit so weit würden gebracht haben, daß sie sich selber helfen könnten, so wollte ich diesen Fremdlingen ihren Abschied wieder ertheilen.

Nachdem sich unsere Nachbarn eine lange Zeit her ganz ruhig gehalten und ich, bei so gewünschtem Frieden das gemeine Wesen nach Wunsch in guten Stand gebracht hatte, lief endlich die Nachricht ein, daß sich drei von den mächtigsten Völkern wider die Quamiten mit einander verbunden hätten. Diese drei Völker waren die Arctonier, Kispucianer und Alectorianer. Die Arctonier waren Bären, die mit Vernunft begabt waren, und reden konnten, übrigens aber waren sie in dem Rufe, daß sie ein hartes und kriegerisches Volk wären. Die Kispucianer waren Katzen von ungemeiner Größe, die ihrer Verschlagenheit und scharfen Urtheilungskraft wegen, unter den unterirdischen Völkern sehr berühmt waren: Daher erhielten sie ihre mächtigsten Feinde nicht so wohl durch ihre Leibes-Stärke, als vielmehr durch allerhand Kriegslist unter ihrem Gehorsam. Die Alectorianer aber machten ihren Feinden am allermeisten zu schaffen, weil sie so wohl in der Luft als auf der Erde Krieg führten. Diese waren lauter Haushähne, welche den Bogen führten, und mit sonderbarer Geschicklichkeit vergiftete Pfeile auf ihre Feinde abdrückten, und ihnen also tödtliche Wunden zufügten.

Diese drei Völker waren durch das ungewöhnliche Glück der Quamiten, und durch den üblen Ausschlag des Tanachitischen Krieges dergestalt aufgebracht worden, daß sie einen Bund mit einander machten, und die überhand nehmende Gewalt der Qumamiten mit vereinigten Kräften zu unterdrücken beschlossen, bevor sie sich weiter ausbreiten könnten. Ehe sie uns aber den Krieg ankündigten, schickten sie vorher Gesandten nach Quama, welche die Freiheit der Tanachiten verlangen, und im Fall ihnen ihr Suchen abgeschlawürde, dem Kaiser auf's feierlichste den Krieg ankündigen sollten. Die Gesandten bekamen aber auf mein Einrathen zur Antwort: Die friedens- und bundbrüchigen Tanachiten hätten es ihrer eigenen Thorheit und Hoffarth zuzuschreiben, daß sie in gegenwärtige schlechte Umstände gerathen wären: Der

Kaiser habe beschlossen, den Besitz dieses Landes, welchen er sich durch das Recht der Waffen zuwege gebracht hätte, gegen jedweden, der ihn darin stören würde, beständig und mit allen Kräften zu behaupten, und er fürchte sich vor den Drohungen der vereinigten Völker keinesweges. Nach dieser Antwort ließen wir die feindlichen Gesandten von uns, und wir machten uns aus allen Kräften zu dem bevorstehenden Kriege bereit. Ich brachte auch in kurzer Zeit eine Armee von vierzig tausend Mann zusammen, unter welchen acht tausend Reiter und zwei tausend Schützen waren. Der Kaiser wollte selber diesem Feldzuge beiwohnen, ob er gleich schon sehr alt war, und er war dergestalt von der Ehrbegierde eingenommen, daß er weder durch mich, noch durch seine Gemahlin und Kinder, die mit gesammten Kräften seine Hartnäckigkeit brechen wollten, von seinem Vorhaben abzubringen war. Was mich bei diesen Umständen am meisten bekümmerte, war dieses, daß ich mich auf die Treu und Redlichkeit der Tanachiten nicht verlassen konnte, denn ich besorgte, sie möchten der neuen Unterthänigkeit überdrüßig sein, und bei gegebener Gelegenheit dieses Joch wieder abzuschütteln suchen, folglich sich zu unsern Feinden schlagen. Ich betrog mich auch gar nicht in meinen Gedanken, denn kurz nach der feierlichen Krieges-Ankündigung erfuhren wir, daß zwölf tausend Tanachiten das Gewehr ergriffen hätten und zu den Feinden übergegangen wären. Daher sah ich nun wohl, daß ich mit vier mächtigen Feinden zu thun hätte.

Zu Anfange des Monats Kilian mußte unsere Armee aufbrechen, die mit allen Kriegsnothwendigkeiten auf's beste versehen war, denn ich hielt dafür, es wäre besser wenn wir den Feind angriffen, als daß wir uns von ihm angreifen ließen. Auf dem Marsch erfuhren wir durch die Spione, daß die vereinigten Truppen schon in daß Tanachitische Reich eingerückt wären, und das Schloß Sibol, welches an den Gränzen der Kispucianer lag, belagert hätten. Es wurde auch diesem Schlosse mit solcher Gewalt und mit solchem Ungestüm zugesetzt, daß sich der Commandant schon zu capituliren entschlossen hatte. Da aber die Feinde von unserem Anmarsch sichere Kundschaft eingezogen, hoben sie die Belagerung auf und wendeten ihre Macht gegen uns. Das Treffen geschah auf einer Ebene unweit von gedachtem Schlosse, daher es auch nur die Sibolische Schlacht genennet wird. Die Arctonier, welche den linken Flügel ausmachten, thaten zuerst den Anfall auf unsere Reiterei, und erlegten sehr viele von ihnen, und da diesen Angriff die rebellischen Tanachiten unterstützten, schien es, als wenn wir alle verloren wären. Doch da die Schützeu nnserer bedrängten Reiterei zu Hülfe eilten und durch ein doppeltes Feuer die Glieder der Feinde trennten, bekam das Treffen gar bald ein ander Ansehen, dergestalt, daß diejenigen, welche schon als Ueberwinder unsere Reiterei aufs härteste drängten, nunmehr selber in die Enge getrieben wurden und sich zurück ziehen, ja endlich gar die Flucht ergreifen mußten. Während der Zeit setzten die Kispucianer unserem Fußvolke ganz gewaltig zu. Diese wußten mit solcher Kunst und Geschicklichkeit ihre Pfeile abzudrücken, daß in kurzem sechs hundert Quamiten, entweder tödtlich verwundet,

oder gar getödtet waren. Als aber unsere Reiterei und die Schützen zugleich herzueilten, wurden sie ebenfalls genöthigt, die Flucht zu ergreifen.

Nun waren die Alectorianer noch übrig, mit denen es hart hielt, ehe wir den Sieg über sie davon tragen konnten. Denn so oft unsere Schützen auf sie Feuer gaben, schwangen sie sich mit ihren Flügeln hoch in die Luft und schossen ihre Pfeile mit solcher Geschicklichkeit auf uns ab, daß ihrer wenige vergebens auf die Erde fielen. Und sie konnten von oben herab freilich viel gewisser schießen, als wir in die Höhe, weil sie die Pfeile seitwärts oder schief abdrückten; unsere Schützen hingegen fehlten gar oft, weil die Feinde im Fluge und in beständiger Bewegung waren. Als der Kaiser mitten in diesem heftigen Treffen seine Pfeile gleich selber tapfer abdrückte und sich an die Spitze der Schlachtordnung stellte, wurde er mit einem vergifteten Pfeil in den Hals geschossen. Er fiel daher vom Pferde und ließ sich aus dem Treffen in sein Zelt bringen, woselbst er kurz darauf seinen Geist aufgab. Bei so mißlichen Umständen hielt ich für rathsam, allen denjenigen ein hartes Stillschweigen aufzulegen, die etwas um den Tod des Kaisers wußten, damit die Begierde zu fechten durch diese traurige Post bei den Soldaten nicht erlöschen möchte. Ich hieß daher meine Soldaten guten Muthes sein und machte ihnen weiß, der Kaiser hätte sich wegen dieses unvermutheten Falls zur Ruhe begeben; der Pfeil wäre nicht tief eingedrungen, und nachdem man das Blut abgewischt und die Wunde besehen hätte, wäre sie nicht tödtlich befunden worden, und ich hoffte er würde in etlichen Tagen wieder öffentlich erscheinen können.

Da nun auf diese Weise die wenigsten wußten, wie es um den Kaiser stünde, setzten wir das Treffen bis in die Nacht fort: weil aber die Alectorianer durch die vielen Strapazen ermüdet, und zum Theil gefährlich verwundet waren, begaben sie sich endlich in ihr Lager zurück; ich machte daher auf etliche Tage einen Stillstand mit ihnen, so lange ich nemlich Zeit brauchte die Gefallnen zu beerdigen. Während dem ließ ich aus unsern Kugeln groben Schrot gießen, weil ich gar wahl sahe, daß ich ein ander Mittel erdenken müßte, wenn ich den Meister über die Alectorianer spielen wollte. Diese Erfindung hatte eine gewünschte Wirkung, so daß in dem folgenden Treffen die Alectorianer wie die Fliegen aus der Luft herunter purzelten und die Hälfte ihrer Armee elendiglich umkam. Als die übrigen dieses sahen, warfen sie insgesammt ihre Waffen weg und baten auf das beweglichste um Frieden. Ihnen folgten kurz darauf auch die Arctonier und Kispucianer, indem sie sich mit sammt ihren Waffen und festen Städten an uns ergaben.

Nachdem nun dieses alles glücklich vollbracht war, ließ ich die Großen des Reichs insgesammt zusammen rufen und als sie auch sehr zahlreich erschienen und sie alle begierig waren zu vernehmen, was ich ihnen vortragen würde, fing ich folgender Gestalt an zu reden:

„Hochedelgeborne, Hochedle, Veste und Gestrenge! Ich zweifle nicht, daß es dem größten Theile unter Ihnen wird bekannt sein, wie sorgfältig und wie beweglich ich unserm Durchlauchtigsten Kaiser zugeredet habe, daß er diesem Kriegszuge nicht beiwohnen möchte. Allein seine angeborne Tapfer-

keit und unerschrockenes Gemüth ließen es ihm nicht zu, daß er zu Hause müßig geblieben wäre, da wir den Feinden die Stirne boten. Ich muß es bekennen, daß dieses die einzige Bitte gewesen, die mir Ihro kaiserliche Majestät abgeschlagen haben. Und wollte Gott! daß der durchlauchtigste Kaiser in andern Dingen härter gegen mich gewesen, die er mir sehr willig zuließ, und nur diese einzige Bitte allein hätte stattfinden lassen, so wären wir gewiß nicht in gegenwärtiges Unglück gerathen, welches uns sein unvermutheter Tod verursachet; sondern wir wären als Sieger und voller Freuden in die kaiserliche Residenz eingezogen, und unser Vergnügen über so viele vortreffliche Thaten würde durch kein Trauern sein unterbrochen worden. Es ziemet sich nicht, und ich kann Ihnen auch nicht länger diesen betrübten Fall verhelen, durch den wir so schmerzlich verwundet worden. Ich melde Ihnen demnach hiemit, daß der Kaiser, da er aufs Tapferste stritte, durch einen Pfeil in der Schlacht getroffen worden, und kurz hernach seinen Geist aufgegeben habe. Was wird der Verlust eines so großen Fürsten nicht für Trauern und grämende Sorgen verursachen? Ich kann aus meiner eigenen Betrübniß gar leicht abnehmen, wie sehr Ihre Gemüther beklemmt sein müssen. Jedoch, sie lassen ihren Muth deßwegen nicht gänzlich sinken, denn es ist kein Tod, durch den die Sterblichkeit eines so großen Helden sich nur vielmehr geendigt, als daß er zu leben aufgehöret habe. Denn der Kaiser lebet allerdings noch, in seinen beiden hinterlassenen und erwachsenen Prinzen, die ihrem Herrn Vater vollkommen nacharten und die mit den väterlichen Reichen auch zugleich desselben Tugenden erben. Und da dem erstgebornen Prinzen *Timurso*, vermöge des Rechts der Erstgeburt, die väterliche Kron und Scepter zukommen, so stehe ich nunmehr unter seiner Regierung der Armee vor. Dieser ist es, dem wir den Eid der Treue leisten und dem wir alle von nun an willigen Gehorsam versprechen."

Als ich aufgehört hatte zu reden, schrien sie alle aus vollem Halse: Wir wollen den Gesandten der Sonnen zu unserm Kaiser haben! Als ich dieses hörte, erschrack ich über alle Maßen darüber und bat sie insgesammt und mit Thränen, sie möchten doch den der königlichen Familie gehörigen Respect nicht aus den Augen setzen, und sollten doch an die Wohlthaten gedenken, durch die sich der Kaiser einen jeden besonders so sehr verbunden hätte, denn sie würden dadurch ihrem Ansehen einen unauslöschlichen Schandfleck anhängen, wenn sie dieselben ins Vergessen stellen wollten. Allein meine Worte waren alle vergebens. Denn die Großen des Volks wurden durch meine Reden nur noch immer mehr und mehr eingenommen, und es wurde unter den Kriegs-Officieren ein starkes Gemurmel. Endlich stimmte der gemeine Soldat auch mit bei, und man hörte durch das ganze Lager oben gedachtes Geschrei einmal über das andere wiederholen. Ich begab mich daher mit bedecktem Haupte in das General-Zelt, und befahl der Wache, sie sollten niemand vor mich lassen: denn ich hoffte, die Soldaten würden wieder anderen Sinnes werden, wenn sich die erste Hitze gelegt hätte. Allein die Generale und der gemeine Soldat drangen mit Gewalt in das Zelt, und thaten mir die kaiserlichen Ehrenzeichen um, so sehr ich mich auch widersetzte. Sodann führten

sie mich vor das Zelt heraus, und erklärten mich unter Trompeten- und Pauken-Schall zum Kaiser in Quama, Könige in Tanachis, Arctonien und Alectorien, und zum Großherzog in Kispucien. Da ich nun auf diese Weise sah, daß es nicht zu ändern wäre, so widersetzte ich mich meinem Glücke nicht ferner, sondern ließ mir gefallen, was der größte Haufe haben wollte.

Ich schickte zwar alsobald einige Abgeordnete an den Prinzen ab, und ließ ihm zu wissen thun, was vorgegangen wäre, ihn auch zugleich erinnern, er sollte das Recht, welches ihm seiner Geburt wegen zukäme, tapfer behaupten, und sollte diese neue Wahl, die den Gesetzen zuwider liefe, für null und nichtig erklären. Ich hatte mir doch aber auch zugleich vorgenommen, das mir von freien Stücken angebotene Kaiserthum nicht so schlechterdings wieder abzutreten; dergestalt, daß ich diese Abgeordneten blos deswegen an den Kronprinzen abschickte, daß ich erfahren wollte, wie er gesinnt wäre. Dieser Prinz, der vortreffliche Gemüthsgaben und vornehmlich eine sehr scharfe Beurtheilungskraft besaß, wußte wohl wie vielen Zufällen und Abwechselungen das menschliche Leben unterworfen wäre, er merkte auch zugleich meine verstellte Bescheidenheit, machte daher sehr weislich aus der Noth eine Tugend, folgte dem Exempel der Armee nach, und ließ mich in der kaiserlichen Residenz gleichfalls zum Kaiser ausrufen. Hierauf wurde ich alsbald von der ganzen Generalität nach der kaiserlichen Residenz begleitet, und hielt daselbst im Triumph und unter freudigem Zurufen des Volkes meinen Einzug, wo mir auch nach etlichen Tagen die kaiserliche Krone mit allen Ceremonien aufgesetzt wurde. Auf diese Weise wurde ich nun aus einem schiffbrüchigen Menschen ein großer Monarch, und damit ich mir die Quamiten desto verbindlicher machen, und meine Macht nicht sowohl durch öffentliche als geheime Rathschläge befestigen möchte, so vermählte ich mich mit des verstorbenen Kaisers Prinzessin, weil ich wahrnahm, daß die Quamiten doch alle Liebe und Ehrfurcht für die kaiserliche Familie bezeigten. Diese hieß Kalac, und war bereits mannbar.

Nachdem ich nun so viele große und wichtige Dinge zu Stande gebracht hatte, so sann ich nun auf neue Mittel, wie ich dieses Kaiserthum vollends recht groß machen und es in so einen Stand setzen möchte, daß sich die ganze unterirdische Welt vor demselben fürchten müßte. Weil dieses Land voller dichter Wälder war, welche viel Holz zum Schiffbau hergeben konnte, so wendte ich alle meine Kräfte dran, daß ich in Kurzem eine Flotte, und sonderlich eine gute Anzahl Orlogs-Schiffe, die auf Europäische Art gebauet wären, zu Stande bringen möchte, und ob ich gleich mit andern Geschäften ebenfalls überhäuft war, so schien es doch, als wenn ich nur einzig und allein alle meine Gedanken hierauf gerichtet hätte. Zu Verfertigung und Ausrüstung dieser Flotte bediente ich mich sonderlich der Kispucianer, welche das Seewesen ziemlich wohl verstanden, und den Feldherrn Monsonium machte ich zum Admiral darüber.

Ich ließ daher sogleich Bauholz fällen, und allerhand Instrumente verfertigen, die zum Schiffbau nöthig waren, ja ich trieb das Werk so eifrig, daß ich innerhalb sechszig Tagen, von der Zeit an, da ich angefangen hatte, Holz

fällen zu lassen, eine Schiffsflotte von zwanzig Schiffen vor Anker hatte. Nachdem mir nun dieses alles nach Wunsche von statten gegangen war, so betrachtete ich mich als einen andern unterirdischen Alexander, denn ich machte hier eben so viel Lärmen, als jener auf unserer obern Erde gemacht hatte. Und ich fühlte bei mir eine so unsinnige Begierde zu herrschen, daß ich sie gar nicht stillen konnte. Einige Jahre zuvor wünschte ich mir nur ein geringes Aemtchen, und wenn ich nur etwa ein Caplan, Secretär oder Kirchendiener hätte werden können, würde ich vollkommen zufrieden gewesen sein, und nicht nach höhern Ehren gestrebet haben: jetzt aber schienen mir vier oder fünf Königreiche zu wenig zu sein, dergestalt, daß ich in Ansehung meiner Begierde, welche mit meinem Vermögen und mit meiner Macht immer mehr und mehr zunahm, niemals ärmer und bedürftiger gewesen zu sein schien, als jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Der Kaiser von Oesterreich hat seinen Dank ausgedrückt für die Standhaftigkeit, mit welcher seine Völker die Prüfungen der letzten Zeit ertragen, und für die Ergebenheit, mit welcher sie sich der Vertheidigung des Landes gewidmet. Der Dank ist nicht unmittelbar an die Völker gerichtet, sondern an den Staatsminister. Graf Belcredi, der Alles versäumt hatte, um den Fahnen des Kaiserstaates einen moralischen Support zu geben, der die Ungarn auf die Tortur zwischen Autonomie und Centralisation gespannt, der die deutsche Bundesverfassung in den Dienst des Augustenburgerthums gestellt, der den Venetianern den österreichischen Staat nur in der Form einer Steuererhebungsmaschine kenntlich gemacht hatte, der in der Diplomatie die Rolle eines Kanoniers und während der Kanonaden des Krieges die Rolle eines Diplomaten spielte: er ist das Organ, durch welches den Völkern, die den verlorenen Posten seiner Staatsmannschaft mit ihren Leibern gedeckt hatten, Dank und Ermahnung mitgetheilt werden soll.

Die Zeitungen erzählen von einer kriegsrechtlichen Erschießung, welche vor Kurzem bei Wien stattgefunden haben soll. Der k. k. Lieutenant Johann Kubellatsch des Infanterie-Regiments Reischach war wegen Feigheit zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt worden. Er war kaum 22 Jahre alt, der Sohn eines sehr wohlhabenden Mühlenbesitzers aus Böhmen, und hatte sich als Cadet-Feldwebel in der Schlacht bei Skalitz durch Umsicht und besondere Tapferkeit ausgezeichnet, so zwar, daß er noch auf dem Schlachtfelde zum Lieutenant ernannt, gleichzeitig aber durch das Regiments-Commando zu einer Decoration vorgeschlagen wurde. In Folge der ununterbrochen fortgesetzten Eilmärsche kam er aber nicht in die Lage, sich eine Officiers-Uniform und den Säbel zu verschaffen, und rückte so am 3. Juli d. J. mit Gewehr und Patrontasche bei Königgrätz vor den Feind. Auch hier bewährte er sich während der Schlacht als tapferer Soldat. Als jedoch das Regiment zum Rückzuge gezwungen wurde, warf er bei der Flucht das Gewehr und Bajonnet hinweg, und machte sich so nach den Kriegsgesetzen der Feigheit schuldig. An dem Tage der Execution zeigte er sich auffallend heiter und bat seinen Beichtvater inständig, die wahre Veranlassung seines Todes-Urtheils ungesäumt seinen unglücklichen Eltern anzeigen zu wollen, was ihm dieser auch versprach. Am Richtplatz mittelst Wagen angelangt, wurde dem Delinquenten durch den Auditeur nochmals das kriegsrechtliche Urtheil verlesen, der gebrochene Stab zu den Füßen geworfen. Wiederholt,

aber mit leiser Stimme, bat Kubellatsch bei dem die Execution kommandirenden Oberst-Lieutenant um Pardon, allein vergeblich, denn inzwischen wurden demselben durch den Stabsprofoßen die Eisen abgenommen, ein Tuch über die Augen gebunden, und da ihn der Profoß zum Niederknieen aufforderte, trennte er sich schmerzlich bewegt von seinem Beichtvater, fiel entschlossen auf die Knie, während dessen 5 Feldjäger vortraten und nach drei kurzen Zeichen des Commandanten den Unglücklichen zu Boden streckten, der von 4 Kugeln getroffen lautlos auf das Gesicht fiel, nach kurzem Gebet mittelst eines Fuhrwesenwagens in die Wiener-Neustädter Akademie überführt und am folgenden Morgen von dort beerdigt wurde.

Dies ist der trockene Bericht, wie ihn die Blätter geben. Ist die Erzählung in ihren einzelnen Punkten richtig, so kann man nur sagen, daß der Vorfall zu denen gehört, die uns daran zweifeln lassen, ob der österreichische Staat eine Seele habe. Auch in einer Monarchie muß ein Herz sitzen; und der Staat, der nicht unterscheiden kann, wo Gnade zu üben sei, kann selber keine Gnade erwarten. War denn Johann Kubellatsch der einzige, den blinder Schrecken erfüllte, als er den gewaltigen Tritt des preußischen Kriegsgottes vernahm? Was dies junge Blut am 3. Juli verbrochen, ist wenig im Vergleich zu dem, was Oesterreich selber in der Nacht vom 3. zum 4. Juli that. Johann Kubellatsch warf das Gewehr weg, Oesterreich aber senkte nicht blos vor der französischen Vermittelung die Waffen, es warf nicht blos Venedig weg, sondern es überreichte dasselbe einem fremden Imperator. Mit einem Staate, der sein ungebeugtes Haupt den zusammenbrechenden Trümmern seiner Größe entgegenstreckt, wollen wir nicht rechten, wenn er den Unterthan zertritt, der nicht unerschrocken und ausdauernd wie er ist. Hätte Oesterreich den Kampf geführt wie die Römer, denen Hannibal Alles genommen außer ihrer Hauptstadt und außer ihrem muthigen Herzen, hätte es der Schlacht von Custozza, statt die Frucht seines Sieges nach der gnädigen oder ungnädigen Miene Frankreichs zu bemessen, einen resoluten Angriff auf die Legationen, die seinem Einmarsche offen lagen, folgen lassen, hätte es statt der diplomatischen Kriegführung südlich der Alpen in der Ueberwindung Victor Emanuels und in der Befreiung des Papstes ein Gegengewicht wider sein nordisches Unglück geschaffen, hätte es seine Hauptstadt zu opfern gewagt, um in jedem Berge Tyrols und Steiermarks, in jeder Steppe Ungarns, die es gegen die Invasion vertheidigte, sich selber wiederzufinden, hätte es so sein wirkliches Vertrauen in die Ausdauer der Völker offenbart, dann dürfte es die Feigen hinwegschleudern von seinem Angesicht. Da jedoch Oesterreich selber dem ungeheuren Schrecken erlag und einen fremden Vermittler bat, die Bedingungen zu ersinnen, unter denen die Hauptstadt gerettet werden könne; was soll da die Pünktlichkeit, mit welcher es die Symptome des gemeinsamen Schreckens an dem einzelnen heimsucht?

Man spricht immer noch von dem Phantasiebilde einer österreichisch-französisch-italienischen Allianz — es ist also wenig Aussicht vorhanden, daß Oesterreich die Rolle, auf die es in der orientalischen Frage durch sein wahres Interesse hingewiesen ist, erkennt.

Preußen hat in Betreff der letzteren Frage eine günstige Position. Es steht fest, daß die preußische Regierung sich noch nicht gegen fremde Cabinette in Betreff ihrer Stellung zur orientalischen Frage geäußert hat. Gewiß wird die Regierung, sobald jene Frage brennend genug wird, um die Mächte auf die Bühne zu rufen, einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge ausüben, bis jetzt aber liegt für sie kein Grund vor, um die Reserve zu verlassen, die sie kluger Weise geübt hat. Der einzige Punkt, über welchen Preußen zunächst mit der Pforte in Beziehung treten könnte, würden die Donaufürstenthümer sein. Nicht als ob unsere Regierung zu der Zeit, wo ein mit dem Königshause verwandter Prinz die rumänische Krone annahm, Engagements irgend welcher Art eingegangen wäre. Aber Preußen würde sich, falls der Prinz Carl von Hohenzollern in seiner Stellung gefährdet wäre, durch den Zauber, den der preußische Name errungen hat, und durch die Verpflichtungen, welche ihm seine Stellung in der ersten Reihe der Großmächte auferlegt, veranlaßt fühlen, die Schwere seines Wortes zu Gunsten des Prinzen geltend zu machen. Uebrigens ist es keineswegs die Pforte, von welcher die Schwierigkeiten, denen der Prinz Carl bis jetzt begegnet ist, ausgehen. Vielmehr glauben wir versichern zu können, daß das Cabinet des Großherrn, welches den Vortheil, Preußens Freundschaft zu gewinnen, nicht niedrig anschlägt, geneigt ist, sich mit dem Fürsten von Rumänien aufs Beste zu vertragen.

Gegenwärtig ist die orientalische Frage noch eine speciell hellenische. Die griechische Nation ist von dem Gedanken der Einheit ergriffen und sie hält sich für berechtigt, dasjenige durch eigene Kraft zu erringen, was der italienischen Nation durch fremde Hilfe zu Theil geworden. Da haben nun die Schutzmächte Griechenlands, vor allen England und Frankreich, sich mit dem Widerstreite zwischen ihrer nationalen Dogmatik und der Integrität des osmanischen Reiches abzufinden. England hatte im Jahre 1859 gejubelt, als Napoleon III. den ersten Schritt zur Verwirklichung der Einheit Italiens that; soll es nun in Griechenland eine Bewegung verdammen, welcher es in Italien seinen Beifall schenkt? Außerdem hat England ein Pfand gegeben, daß es den hellenistischen Bestrebungen nicht abhold sein wolle; es hat dem Königreich Griechenland die jonischen Inseln geschenkt. Soll es die hellenische Monarchie hindern, eine Wahrheit zu werden? Alles deutet darauf hin, daß das britische Cabinet sich des Widerspruchs wohl bewußt ist, dessen es sich schuldig machen würde, falls es dem nationalen Zuge der Hellenen ernstliche Schranken entgegensetzte. Daher verhält sich England abwartend, es möchte wenigstens neutral bleiben, und wenn ihm die Hellenen eine Garantie bieten könnten, daß die von ihnen ausgehende Erschütterung keine gar zu weiten Dimensionen annehmen solle, so würde es wohl auch halb und halb die griechischen Aspirationen unterstützen.

Während England den schwankenden Beobachter spielt, hat Frankreich sich mit Aeußerungen und diplomatischen Demonstrationen bereits weiter vorgewagt, und zwar in einer Richtung, welche den Wünschen der Hellenen direct entgegenläuft. Herr v. Moustier hat im Namen des Kaisers erklärt,

daß Frankreich die Bewegung und die Ziele der griechischen Nationalität mißbillige und an dem Grundsatze der unverkürzten Souveränetät der Pforte festhalte. Solch ein Verfahren ist einigermaßen auffallend, nicht blos weil Frankreich hierdurch seinen Glaubenssatz von dem Rechte der Nationalitäten preisgiebt, sondern auch, weil es seinem Programm von der Umwandlung des mittelländischen Meeres in einen französischen See entsagt. Napoleon würde dies Programm nur dann verwirklichen können, wenn er das hellenische Volk durch Dankbarkeit an sich fesselte. Möglich aber, daß die Erfahrungen, die er mit Italien gemacht hat, ihm abrathen, auf dem Felde der Dankbarkeit nach Ernte zu spähen. Vor Allem fürchtet er wohl, russischen Projecten zu dienen, wenn er den insurrectionellen Bemühungen der Griechen keinen Widerstand leistet.

Doch hier kommt er in eine eigenthümliche Noth. Entfremdet er sich die Neigung der Griechen — und er hat dieselben bereits von sich gestoßen, — so treibt er diese Nation ganz und gar in die Hände Rußlands. Er würde sich jedenfalls verrechnen, falls er etwa glaubte, Rußland in Griechenland dadurch discreditiren zu können, wenn er, jede Intervention zu Gunsten der Hellenen zurückscheuchend, die Letzteren belehrte, daß sie vergebens auf russische Hülfe warten. Im Gegentheil, die Griechen würden das momentane Mißlingen ihrer Bestrebungen — zu welchem übrigens geringe Aussicht ist — rein und allein auf das Conto Frankreichs schreiben und desto ausschließlicher ihre Zukunft von der Hülfe Rußlands, die sicherlich im rechten Momente eintreten werde, abhängig machen.

Und so gelangt man denn immer wieder zu der Frage, wann jener „rechte Moment" für Rußland wohl eintreten dürfte. Bis jetzt hat das petersburger Cabinet in seinen officiellen Auslassungen stets betheuert, daß es dem Wiedererwachen der orientalischen Wirren fremd sei, daß das Rütteln an dem Bau des osmanischen Reiches seinen Wünschen zuwiderlaufe, daß es keine active auswärtige Politik treiben wolle, daß es seinen Blick, seine Pläne, seine Fürsorglichkeit auf seine Grenzen beschränke und daß all sein Trachten einzig dahin gerichtet sei, innerhalb der bestehenden Grenzen das Wohl des russischen Volkes zu befördern. Wir wollten es der petersburger Staatskunst verdenken, wenn sie anders spräche als in dieser Weise. Freilich sind die Beziehungen und Allianz-Möglichkeiten der europäischen Mächte augenblicklich so desorganisirt, daß Rußland die Freiheit der Armbewegung, die ihm durch europäische Uebereinstimmung im Jahre 1856 genommen ward, wiedererhalten hat. Gleichwohl wäre es voreilig, diese Thatsache schon jetzt zur unbedingten Deutlichkeit zu bringen; denn da die Krisis innerhalb der europäischen Politik noch nicht ihren Höhenpunkt erreicht hat, so könnte vielleicht eine vorzeitige Provocation von Seiten Rußlands den schwankenden Mächten ein Object bieten, durch dessen gemeinsame Bekämpfung sie sich aus ihrer Verlegenheit reißen würden. Wir haben noch eine Periode des Abwartens vor uns.

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage seit 1853.

I.

Es ist unsere Absicht, nachzuweisen, daß die gegenwärtige Lage Europas aus der Manipulation entsprungen ist, welcher die orientalische Frage während des vorigen Decenniums unterworfen wurde, daß die Unklarheit und Zerrissenheit, welche in der Gruppirung der continentalen Mächte eingetreten, durch die Berechnungen der englischen Diplomatie entstanden, daß die Ergebnisse dieser Berechnungen immer noch die Situation beherrschen und daß die Staaten des europäischen Festlandes erst dann zu einer vertragsmäßigen Basis, zu einem dauernden und verständlichem Rechte, zu einem verläßlichen Frieden zurückkehren können, wenn sie die Lösung der orientalischen Frage aufs Neue übernehmen — und zwar auf einem Wege, welcher der im Jahr 1854 von England vorgeschriebenen Richtung entgegengesetzt ist.

Die Generation, die heute das Geschäft des Politisirens betreibt, hat die Verwickelungen der letzten orientalischen Krisis mitgemacht, sie hat damals nach der einen oder anderen Seite Partei ergriffen, sie hat entweder für die Civilisation der Westmächte oder für das heilige Recht Rußlands geschwärmt, sie hat jedenfalls geglaubt, damals die Ereignisse zu verstehn, und sie denkt jetzt meist an den Krimkrieg zurück, wie an eine Episode, welche einige lebhafte Eindrücke auf das Gemüth machte, deren Bedeutung aber längst durch die gewaltigen Katastrophen, welche später in unserer Nähe und mit unserer Mitwirkung eintraten, überholt sei.

Gleichwohl wird man erst jetzt das große Drama, dessen erste Scenen im Januar 1853 zwischen dem Kaiser Nicolaus und dem englischen Gesandten Sir George Hamilton Seymour spielten, beurtheilen können, weil man es nunmehr an dem Maaße seiner geschichtlichen Resultate zu messen vermag.

Der diplomatische Streit um die heiligen Stätten war zwischen Frankreich und Rußland in Constantinopel mit abwechselndem Glücke geführt worden, Fermans des Großherren hatten bald den Lateinern bald den Griechen Recht gegeben. Das Vorspiel, bei welchem der Großmachts-Preis, um welchen gekämpft wurde, mit den scheinbaren Objecten in gar zu grellem Widerspruch stand, drohte langweilig zu werden. Man war überzeugt, daß Rußland endlich durch militärische Maßregeln in seinen südlichen Provinzen die Entwickelung auf das Gebiet des Ernstes leiten würde.

In der That dachte der Kaiser Nicolaus daran, den Vorhang vor einem großen Drama aufzuziehen. Die ersten Scenen des letzteren spielten im Januar 1853 zu St. Petersburg im Palast der Großfürstin Helena; — redende Personen waren der englische Gesandte Sir George Hamilton Seymour und der Kaiser.

Lassen wir den Diplomaten selber erzählen. — „Den neunten Januar Abends — so schrieb er an Lord J. Russell, der damals in dem eben ge-

bildeten Coalitions-Cabinet des Grafen Aberdeen das auswärtige Ministerium provisorisch führte — hatte ich die Ehre, den Kaiser von Rußland im Palast der Großfürstin Helena zu sprechen, welche, wie es scheint, freundlich die Erlaubniß erbeten hatte, Lady Seymour und mich einzuladen um die kaiserliche Familie zu treffen. Der Kaiser kam auf mich zu und sagte zu mir auf die gnädigste Art, wie er mit großem Vergnügen vernommen habe daß die Regierung Ihrer Majestät definitiv constituirt sei, und fügte hinzu, daß er glaube dieses Ministerium werde eine lange Dauer haben. Se. kaiserliche Majestät wollte ganz besonders, daß ich diese Versicherung dem Grafen v. Aberdeen übermache, den er seit ungefähr 40 Jahren kennt und für den er ebensoviel Rücksichten als Achtung hat. Sr. kaiserliche Majestät wollte, daß ich die freundliche Erinnerung Sr. Herrlichkeit an ihn zurückrufe. „Sie kennen meine Gesinnungen gegen England", sagte zu mir der Kaiser, „und was ich Ihnen sage, wiederhole ich: es war stets meine Absicht, daß die beiden Länder im Verhältniß einer innigen Freundschaft zu einander stehen, und ich bin sicher, daß sie in denselben Gesinnungen verbleiben werden. Sie sind nun einige Zeit hier, und wie Sie gesehen, sind nur sehr wenige Punkte worüber wir nicht einverstanden sind. Unsere Intressen sind im Grund in fast allen Fragen die gleichen." Ich machte dem Kaiser bemerklich, daß ich wirklich seit meinem Aufenthalt in St. Petersburg nicht bemerkt habe, daß zwischen uns Meinungsverschiedenheiten bestehen, außer was die dynastische Ziffer Napoleons III. betreffe, ein Punkt, in Bezug auf welchen jede Regierung ihre Anschauungsweise habe, was aber nach allem nichts wesentliches sei. „Diese Zahl III.," erwiederte der Kaiser, „würde lange Auseinandersetzungen erfordern, ich rede daher für den Augenblick nicht davon. Es wäre mir jedoch sehr lieb wenn Sie hörten was ich darüber zu sagen habe. Ich werde Sie deswegen bitten eines Morgens zu mir zu kommen, wenn ich etwas freier von Geschäften bin". Natürlich bat ich den Kaiser so gut zu sein mir darüber seine Befehle zukommen zu lassen. Der Kaiser fuhr mittlerweise also fort: „Ich wiederhole, es ist wesentlich, daß die zwei Regierungen, d. h. die englische Regierung und ich, und ich und die englische Regierung, im besten Vernehmen sind, und nie ist die Nothwendigkeit größer gewesen als in diesem Augenblick. Ich bitte Sie diese Worte an Lord J. Russell gelangen zu lassen. Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge was den Westen von Europa anlangt. Was andere denken oder thun, ist im Grund von wenig Wichtigkeit. Was die Türkei anlangt, so ist das eine andere Frage. Dieses Land ist in einem kritischen Zustand und kann uns viel Gelegenheit geben. Aber ich muß Sie verlassen." Dies sagend ging der Kaiser, indem er mir sehr gnädig die Hand drückte.

Ich habe sogleich darüber nachgedacht daß die Unterredung unvollständig sei und nie wieder aufgenommen werden könnte. Darum, während mir der Kaiser noch die Hand drückte, bemerkte ich: „Sire, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, möchte ich mir die Freiheit nehmen ein Wort zu sagen." „Gewiß," antwortete der Kaiser, „was ists? Lassen sie hören." „Sire," hub ich wieder an, „Ew. Majestät sind so gut gewesen der Uebereinstimmung Ihrer Ansichten

mit denjenigen meiner Regierung mich zu versichern, was mir sicherlich das größte Vergnügen verursacht hat und mit allgemeiner Befriedigung in England aufgenommen werden wird, aber ich wäre äußerst glücklich, wenn Ew. Majestät einige Worte hinzufügen wollten, welche geeignet wären die Besorgnisse wegen der Angelegenheiten der Türkei zu beruhigen, Besorgnisse welche die vergangenen Ereignisse bei der Regierung Ihrer brittischen Majestät in so hohem Grade erweckt haben. Vielleicht geruhen Ew. Majestät mich mit einigen weitern Versicherungen in dieser Beziehung zu beauftragen." Die Worte und die Geberde des Kaisers, obgleich immer sehr gnädig, bezeugte daß er keine Absicht habe mit mir von der Demonstration zu sprechen, welche im Süden des Reichs zu machen er im Begriff steht. Er hat indeß mit einigem Zaudern, aber in einem im Fortfahren der Rede bestimmten Ton gesagt: „Die Angelegenheiten der Türkei sind in einem Zustand großer Zerrüttung. Das Land droht eine Ruine zu werden. Der Einsturz wird ein großes Unglück sein, und es ist wichtig daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverständniß kommen und daß keine der zwei Mächte, ohne Vorwissen der andern, einen entscheidenden Schritt thue."

Ich machte mit einigen Worten bemerklich wie glücklich ich mich schätze diese Sprache aus dem Mund Sr. kaiserlichen Majestät zu vernehmen, und daß dies gewiß die Art sei wie die Fragen in Betreff der Türkei behandelt sein müßten. „Glauben Sie," fügte der Kaiser hinzu, als wenn er in seinen Bemerkungen nicht fortfahren wollte, „glauben Sie, wir haben einen kranken Menschen auf den Armen, einen schwer kranken Menschen. Es wäre, ich sag' es Ihnen frei heraus, ein großes Unglück wenn er uns eines Tages entfallen sollte, zumal ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären." Es war für mich offenbar daß der Kaiser die Unterredung nicht verlängern wollte.

Ich sagte daher: „Ew. Majestät sind so gnädig daß Sie mir erlauben werden noch eine Bemerkung zu machen. Ew. Majestät sagen daß der Mensch ein Kranker ist, das ist wahr. Aber Ew. Majestät werden geruhen mich zu entschuldigen, wenn ich Ihnen bemerklich mache daß es Sache des großmüthigen und starken Menschen ist den kranken Menschen zu schonen." Der Kaiser verließ mich dann auf eine Art die mich denken ließ daß ich ihn wenigstens nicht verletzt habe, und er sprach von neuem mit mir von seiner Absicht mich eines Tags holen zu lassen. Ew. Herrlichkeit werden mir verzeihen wenn ich Ihnen bemerke daß wenn ich mit Aufmerksamkeit über meine Unterredung mit dem Kaiser nachdenke, mich bedünken will diese Eröffnung und weitere ähnliche die noch gemacht werden können, zielen dahin ab ein Dilemma zu stellen, wo zu wünschen ist daß die Regierung Ihrer Majestät sich durch dasselbe nicht binden lasse. Dieses Dilemma scheint mir dieses zu sein: Wenn die Regierung Ihrer brittischen Majestät sich mit Rußland nicht über das verständigt was in der Voraussetzung der Auflösung der Türkei geschehen soll, sie um so weniger Ursache habe sich zu beklagen, im Fall die Folgen für England unangenehm wären. Wenn dagegen die Regierung Ihrer Majestät auf die Prüfung dieser Eventualitäten einginge, so würde sie

bis auf einen gewissen Grad zustimmender Theil sein zu einer Katastrophe die so lange als möglich zu entfernen von Wichtigkeit ist. Das läßt sich ohne Zweifel in diesen Worten zusammenfassen: England muß ein inniges Einverständniß mit Rußland wünschen, zum Zweck den Sturz des osmanischen Reichs zu verhindern, während es Rußland lieber wäre daß dieses Einverständniß Ereignissen gälte, von welchen der Sturz der Türkei die Folge wäre."

— Am 14. Januar 1853 erhielt der englische Gesandte durch den Grafen Nesselrode eine Einladung, dem Kaiser Nicolaus aufzuwarten. Die Unterhaltung, die er mit dem Kaiser pflog, schildert er in folgender Weise.

Ich fand Se. Majestät allein. Der Kaiser empfing mich mit großer Güte, indem er sagte: ich hätte, wie es scheine, gewünscht mit ihm über die orientalischen Angelegenheiten zu sprechen; er sei seinerseits nicht abgeneigt dazu, aber er wolle auf eine entfernte Periode zurückgehen. „Sie kennen, sagte Se. Majestät, die Träume und Entwürfe, welchen die Kaiserin Katharina nachhing, sie wurden bis auf unsere Zeit vermacht. Aber während ich unermeßliche Territorialbesitzungen erbte, habe ich diese Visionen oder diese Absichten, wenn Sie dieselben so nennen wollen, nicht geerbt. Im Gegentheil, mein Land ist so umfangreich, so glücklich gelegen in jeder Hinsicht, daß es von mir unvernünftig wäre mehr Gebiet oder mehr Gewalt zu wünschen als ich besitze. Ich bin der erste der Ihnen sagt, daß unsere große, vielleicht unsere einzige Gefahr in einer Ausdehnung bestünde die man einem bereits zu großen Reich geben wollte. Dicht an uns liegt die Türkei, und in unserer gegenwärtigen Lage kann für unsere Interessen nichts besseres gewünscht werden. Die Zeiten sind vorüber wo wir von dem fanatischen Geist oder den militärischen Unternehmungen der Türken etwas zu fürchten hatten, und doch ist dies Land noch stark genug seine Unabhängigkeit zu bewahren und sich eine achtungsvolle Behandlung von andern Ländern zu sichern. Wohlan, in diesem Reich sind mehrere Millionen Christen, deren Interesse ich berufen bin zu überwachen, während mir das Recht das zu thun durch Vertrag gesichert ist. Ich kann in Wahrheit sagen daß ich von meinem Recht einen mäßigen und schonenden Gebrauch mache, und ich will frei gestehen daß es ein Recht ist das zuweilen mit sehr unbequemen Verbindlichkeiten verknüpft ist, aber ich kann mich der Erfüllung einer bestimmten Pflicht nicht entziehen. Unsere Religion, wie sie in diesem Land eingeführt ist, kam uns aus dem Osten, und da sind Gefühle sowohl als Verpflichtungen die nie aus den Augen verloren werden dürfen. Nun ist die Türkei, in der Lange die ich beschrieben habe, nach und nach in einen solchen Zustand der Hinfälligkeit versunken, daß, wie ich Ihnen neulich Abend sagte, so sehr uns die verlängerte Existenz des Kranken am Herzen liegt (und daß ich so sehr als Sie die Fortdauer seines Lebens wünsche, dürfen Sie mir glauben) er uns plötzlich in unsern Armen sterben kann. Was todt ist können wir nicht wieder erwecken, und wenn das türkische Reich fällt, so fällt es um nicht wieder zu erstehen, und ich stelle daher an Sie die Frage, ob es nicht besser ist, voraus einen solchen eintretenden Fall vorauszusehen als sich dem Chaos, der Verwirrung und der Gewißheit eines europäischen Krieges auszusetzen, was alles die

Katastrophe begleiten muß, wenn sie unerwartet kommt und bevor ein weiterer Plan entworfen ist? Dies ist der Punkt auf welchen ich wünsche daß Sie das Augenmerk Ihrer Regierung richten."

„Sire," erwiederte ich, „Ew. Majestät sind gegen mich so freimüthig daß ich sicher bin, Sie werden die Güte haben mir zu erlauben mit derselben Offenheit zu sprechen. Ich würde dann bemerken daß, so kläglich die Lage der Türkei, sie ein Land ist das lange in Schwierigkeiten versunken war die manche für unübersteigbar hielten. Was eventuelle Verabredungen betrifft, so ist Ihrer Majestät Regierung, wie Ew. Majestät wohl weiß, im allgemeinen als Regel dagegen, Verpflichtungen einzugehen für mögliche kommende Fälle, und sie würde vielleicht besonders abgeneigt sein, in dieser Frage das zu thun. Wenn ich so sagen darf, so muß man in England einen großen Widerwillen erwarten, über das Erbe eines alten Freundes und Verbündeten voraus zu verfügen."

„Die Regel ist gut," versetzte der Kaiser, „gut zu allen Zeiten, besonders in Zeiten der Ungewißheit und Veränderung, wie die gegenwärtigen, doch ist es von der größten Wichtigkeit daß wir einander verstehen und uns von den Ereignissen nicht überraschen lassen. Jetzt wünsche ich mit Ihnen als Freund und Gentleman zu sprechen. Wenn es gelingt daß wir, England und ich, uns über diese Sache verständigen, so ist mir an dem übrigen wenig gelegen. Es ist mir gleichgültig was die andern thun oder davon denken. Indem ich also freimüthig bin, sag' ich Ihnen bestimmt daß, wenn England gemeint ist, sich eines Tags in Konstantinopel festzusetzen, ich es nicht erlauben werde. Ich schreibe euch diese Absichten nicht zu, aber es ist besser bei diesen Gelegenheiten deutlich zu sprechen. Meinerseits bin ich gleichfalls geneigt die Verbindlichkeit zu übernehmen mich nicht daselbst festzusetzen — wohlverstanden als Eigenthümer, denn als Depositar sage ich nicht. Es könnte geschehen, daß die Umstände mich in den Fall brächten Konstantinopel zu besetzen, wenn nichts vorgesehen ist, wenn man alles nach dem Zufall gehen läßt. (Maintenant je désire vous parler en ami et en gentleman; si nous arrivons à nous entendre sur cette affaire, l'Angleterre et moi, pour le reste peu m'importe; il m'est indifférent ce que font ou pensent les autres. Usant donc de franchise, je vous dis nettement que si l'Angleterre songe à s'établir un de ces jour à Constantinople, je ne le permettrai pas; je ne vous prête point ces intentions, mais il vaut mieux dans ces occasions parler clairement; de mon côté, je suis également disposé à prendre l'engagement de ne pas m'y établir, en propriétaire, il s'entend, car en dépositaire, je ne dis pas; il pourrait se faire que les circonstances me misent dans le cas d'occuper Constantinople, si rien se ne trouve prévu, si l'on doit tout laisser aller au hazard.)"

Ich dankte Sr. Majestät für die Freimüthigkeit seiner Erklärungen und für den ausdrücklichen Wunsch, herzlich und offen mit der Regierung Ihrer Majestät zu handeln, indem ich zugleich bemerkte daß ein solches Einverständniß die beste Sicherheit wäre gegen die plötzliche Gefahr auf welche Se.

Majestät angespielt hatte. Ich fügte hinzu, obgleich unvorbereitet eine entschiedene Meinung über Fragen von solcher Größe und Zartheit abzugeben, daß es mir möglich schiene daß ein solches Uebereinkommen zwischen Ihrer Majestät Regierung und Sr. Maj. getroffen werde, das wo nicht für, doch gegen gewisse Eventualitäten ein Verwahrungsmittel sein könnte (as might guard, if not for, at least against certain contingencies). Meine Gedanken deutlicher zu machen, sagte ich weiter: „Ich kann nur wiederholen, Sire, daß nach meiner Meinung Ihrer Majestät Regierung ungeneigt sein wird gewisse Uebereinkommen in Bezug auf den Fall der Türkei zu treffen, aber es ist möglich daß sie bereit ist, sich verbindlich zu machen gegen gewisse Schritte die, wenn dieses Ereigniß einträte, versucht werden könnten." Se. kaiserliche Majestät nahm dann Bezug auf eine Unterredung die er mit dem Herzog v. Wellington gehabt, als er in England war, und auf die Gründe die ihn bewogen hatten sich Sr. Gnaden zu eröffnen. Damals, wie jetzt, war es Sr. Majestät, sagte er, ein großes Anliegen gegen Ereignisse Vorsorge zu treffen welche, in Ermanglung eines Einvernehmens, ihn bestimmen könnten in einer den Ansichten der Regierung Ihrer Majestät entgegengesetzten Weise zu handeln. Die Unterredung ging dann auf die Tagsbegebenheiten über, wobei der Kaiser seine Ansprüche auf die heiligen Stätten kurz zusammenfaßte — Ansprüche die durch den Ferman vom letzten Februar anerkannt und durch eine Sanction bekräftigt waren auf die Se. Majestät noch mehr Gewicht legte — das Wort eines Souveräns. Auf der Ausführung der so gemachten und bestätigten Versprechungen, sagte der Kaiser, müsse er *bestehen*; aber er wolle glauben, daß dieser Gegenstand durch Unterhandlung erreicht werde, da die letzten Nachrichten aus Constantinopel befriedigender seien.

Ich drückte meine Ueberzeugung aus daß eine Unterhandlung, die, wie ich vermuthete, durch die Drohung militärischer Maßregeln unterstützt war, hinreichend sein würde die Erfüllung der gerechten Forderungen Rußlands zu sichern. Ich setzte hinzu, ich wünsche Sr. Majestät zu versichern was ich früher aus einem Schreiben seinem Minister vorgelesen hatte, nämlich was ich für die Türkei fürchte, seien nicht die Absichten Sr. Majestät, sondern das wirkliche Ergebniß der Maßregeln die man zu beabsichtigen scheine; ich wiederhole, wie zwei Folgen aus dem Erscheinen eines kaiserlichen Heeres an den Grenzen der Türkei voraus zu entnehmen seien: die eine — eine Gegendemonstration, die von Seite Frankreichs hervorgerufen werden könnte; die andere, noch ernstere, von Seite der christlichen Bevölkerung eine Erhebung gegen das bereits durch Empörungen und Finanzkrisen so sehr geschwächte Ansehen des Sultans. Der Kaiser versicherte mich, es habe noch keine Bewegung seiner Streitkräfte stattgefunden, sie hätten sich nicht von der Stelle gerührt (qu'elles non pas bougé) und drückte die Hoffnung aus daß das Vorrücken nicht erforderlich sein dürfte. In Bezug auf eine französische Expedition nach des Sultans Staaten gab Se. Majestät zu verstehen, ein solcher Schritt würde die Sachen zu einer unmittelbaren Krisis bringen: ein Gefühl der Ehre würde ihn antreiben ohne Verweilen und Zögern seine Streitkräfte in die Türkei zu senden; und wenn das Resultat eines solchen Vorgehens

der Sturz des Großtürken wäre, so würde er das Ereigniß bedauern, aber fühlen daß er nicht anders gehandelt habe als wie er gezwungen war zu handeln.

Ehe ich das Zimmer Sr. Majestät verließ, sagte er: „Wollen Sie, was zwischen uns vorgegangen ist, der Regierung der Königin melden, und sagen daß ich bereit bin jede Mittheilung zu empfangen die sie mir über den Gegenstand zu machen wünschen mag."

Wenn Worte, Ton und Geberde einen Maßstab darbieten um Gesinnungen zu beurtheilen, ist der Kaiser gesonnen, mit vollkommener Gradheit und Offenheit gegen die Regierung Ihrer Majestät zu handeln. Se. Majestät hat ohne Zweifel seine eigenen Zwecke im Auge, und er glaubt nach meiner Meinung zu fest an die Dringlichkeit der Gefahren in der Türkei. Gleichwohl hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, bei Durchführung dieser Zwecke sowohl als bei Vorkehrung gegen diese Gefahren, Se. Majestät aufrichtig wünscht in Einklang mit Ihrer Majestät Regierung zu handeln. —

Auf diese Eröffnungen des Gesandten antwortete Lord John Russell am 9. Februar 1853. „Mein Herr! schrieb er, Ich habe Ihre geheime und vertrauliche Depesche der Königin vorgelegt; Ihro Majestät erkennt mit Vergnügen, bei dieser wie bei frühern Gelegenheiten, die Mäßigung, den Freimuth und die freundliche Gesinnung Sr. kaiserlichen Majestät an; Ihre Majestät hat mich angewiesen in demselben Geist gemäßigter, aufrichtiger und freundschaftlicher Erörterung zu antworten. Die von Sr. kaiserlichen Majestät angeregte Frage ist eine sehr ernste; die Auflösung des türkischen Reichs als wahrscheinlich oder sogar nahe bevorstehend annehmend, geht sie dahin: ob es nicht besser sei im voraus für einen solchen Fall Vorkehrung zu treffen, als das Chaos, die Wirrniß und die Gewißheit eines europäischen Kriegs herankommen zu lassen, welches alles die Katostrophe begleiten müßte wenn sie unerwartet, und ehe ein künftiges System vorgezeichnet wäre, eintreten sollte. „Dies ist der Punkt", sagte Se. kaiserliche Majestät, „auf welchen ich wünsche daß Sie das Augenmerk Ihrer Regierung lenken." Bei Betrachtung dieser gewichtigen Frage ist die erste Reflexion die Ihrer Majestät Regierung beifällt diese: daß keine wirkliche Krisis sich ereignet hat welche eine Lösung dieses ungeheuern europäischen Problems nothwendig macht. Streitigkeiten haben sich erhoben über die heiligen Orte, aber diese liegen außerhalb der Sphäre der innern Verwaltung der Türkei, und berühren mehr Rußland und Frankreich als die hohe Pforte. Einige Störung der Verhältnisse zwischen Oesterreich und der Pforte ist verursacht worden durch den türkischen Angriff auf Montenegro; aber auch das betrifft mehr Gefahren welche die Grenze Oesterreichs berühren als die Autorität und Sicherheit des Sultans; so daß kein zureichender Grund vorliegt dem Sultan zu bedeuten daß er unvermögend sei die Ruhe im Innern zu wahren, oder freundliche Beziehungen zu seinen Nachbarn aufrecht zu halten. Es fällt Ihrer Majestät Regierung ferner die Bemerkung bei daß die jenseits in's Auge gefaßte Eventualität in Bezug auf den Zeitpunkt nicht bestimmt festgestellt ist. Als Wilhelm III. und Ludwig XIV. durch Vertrag über die Erbfolge Karls II. von

Spanien verfügten, trafen sie Vorsorge für ein Ereigniß das nicht mehr weit entfernt sein konnte. Die Gebrechlichkeiten des Souveräns von Spanien und das gewisse Ende jedes menschlichen Lebens ließen den voraussichtlichen Fall als sicher und nahe erscheinen. Der Tod des spanischen Königs wurde durch den Theilungsvertrag in keiner Hinsicht beschleunigt. Das gleiche läßt sich sagen von der im vorigen Jahrhundert vorausgetroffenen Verfügung über Toscana bei dem Tod des letzten Fürsten aus dem Hause Medicis. Aber die Eventualität der Auflösung des osmanischen Reichs ist anderer Art. Sie mag sich in 20, 50 oder 100 Jahren von jetzt an ereignen. Unter diesen Umständen würde es mit der freundlichen Gesinnung für den Sultan, die den Kaiser von Rußland nicht weniger als die Königin von Großbritannien beseelt, kaum verträglich sein, im voraus über die Provinzen seines Reichs zu verfügen. Außer dieser Erwägung jedoch muß bemerkt werden, daß eine in einem solchen Fall getroffene Uebereinkunft sehr sicherlich dahin abzweckt die Eventualität, gegen welche sie vorsehen soll, zu beschleunigen. Oesterreich und Frankreich könnten billigerweise nicht in Ungewißheit über die Transaction erhalten werden, noch wäre eine solche Verheimlichung vereinbar mit dem Zweck einen europäischen Krieg zu verhüten. In der That, ein solche Verheimlichung kann von Sr. Maj. nicht beabsichtigt sein. Man darf schließen daß, sobald Großbritannien und Rußland sich über das einzuschlagende Verfahren geeinigt, und ihm Kraft zu geben beschlossen hätten, sie ihre Absichten den übrigen Großmächten Europa's mittheilen würden. Eine so getroffene und so mitgetheilte Uebereinkunft würde nicht sehr lange ein Geheimniß bleiben; und während sie den Sultan beunruhigen und entfremden müßte, würde die Kenntniß von ihrer Existenz alle seine Feinde zu vermehrter Gewaltsamkeit und hartnäckigerem Kampf anstacheln, Sie würden mit der Ueberzeugung fechten daß sie am Ende triumphiren müssen, während des Sultans Generale und Truppen fühlen würden, daß kein augenblicklicher Erfolg ihre Sache vor dem endlichen Umsturz retten könnte. So würde eben jene Anarchie die man jetzt fürchtet hervorgebracht und verstärkt, und die Vorsicht der Freunde des Patienten würde sich als die Ursache seines Todes erweisen. Ihre Majestät Regierung braucht sich kaum über die Gefahren zu verbreiten welche die Ausführung jeder ähnlichen Uebereinkunft begleiten würden. Das Beispiel des Erbfolgekriegs genügt zu zeigen wie wenig solche Uebereinkünfte geachtet werden, wenn eine dringende Lockung zu ihrer Verletzung antreibt. Die Stellung des Kaisers von Rußland als Depositar, aber nicht als Eigenthümer, von Konstantinopel wäre zahllosen Gefahren ausgesetzt, sowohl durch den langgehegten Ehrgeiz seiner eigenen Nation, als durch die Eifersucht Europa's. Der endliche Eigenthümer, wer er auch sein möchte, würde sich mit der unthätigen, trägen Haltung der Erben Mohammeds II. kaum begnügen. Ein großer Einfluß des Beherrschers von Constantinopel, der die Thore des Mittelmeers und des schwarzen Meers in seiner Gewalt hat, auf die Angelegenheiten Europa's liegt, scheint es, in der Natur der Sache. Dieser Einfluß würde vielleicht zu Gunsten Rußlands gebraucht werden; vielleicht auch zur Controlirung und Hemmung seiner Macht. Se. kaiserliche Majestät hat richtig

und weise gesagt: „Mein Reich ist groß, in jeder Hinsicht in einer so glücklichen Lage, daß es unvernünftig von mir wäre mir mehr Gebiet oder mehr Macht zu wünschen als ich schon besitze.“ „Im Gegentheil“, bemerkte er weiter, „unsere große, vielleicht unsere einzige Gefahr läge in einer noch weitern Ausdehnung eines Reichs das bereits zu groß ist. Ein kräftiger und ehrgeiziger Staat, der an die Stelle der hohen Pforte träte, könnte jedoch den Krieg auf Seite Rußlands zu einer Nothwendigkeit für den Kaiser oder seine Nachfolger machen.“ Also würde der europäische Krieg gerade aus dem Mittel entspringen womit man ihm zu verhüten gesucht hätte; denn weder England noch Frankreich, und wahrscheinlich auch Oesterreich nicht, würden damit zufrieden sein, Constantinopel auf die Dauer in den Händen Rußlands zu sehen. Was Großbritannien betrifft, so erklärt Ihrer Majestät Regierung ein für allemal daß sie auf jede Absicht oder jeden Wunsch Constantinopel zu besitzen verzichtet. Se. kaiserliche Majestät darf über diesen Punkt ganz sicher sein. Wir sind gleicherweise bereit die Versicherung zu geben daß wir auf keine Uebereinkunft eingehen wollen, für die Eventualität des Falls der Türkei vorzusehen ohne vorherige Communication darüber mit dem Kaiser von Rußland. Im ganzen also ist Ihrer Majestät Regierung überzeugt daß keine weisere, uneigennützigere, für Europa wohlthätigere Politik adoptirt werden kann als die, welche Se. kaiserliche Majestät so lange befolgt hat, und welche seinen Namen glänzender machen wird als den der berühmtesten Fürsten die durch unveranlaßten Eroberungskrieg und ephemere Glorie die Unsterblichkeit gesucht haben. Zum Erfolg dieser Politik ist es wünschenswerth daß die äußerste Nachsicht gegen die Türkei geübt werde; daß irgend welche Forderungen, welche die Großmächte Europa's an sie zu stellen haben, mehr zum Gegenstand freundlicher Unterhandlung, als peremptorischen Auftretens gemacht werden; daß militärische und Marine-Zwangsdemonstrationen gegen den Sultan soviel möglich vermieden werden; daß Differenzen in die Türkei berührenden innerhalb der Compteteuz der hohen Pforte liegenden Dingen nach gemeinsamer Vereinbarung unter den großen Mächten entschieden werden, und nicht der Schwäche der türkischen Regierung dabei Gewalt geschehe. Diesen Vorsichtsmaßregeln wünscht Ihrer Majestät Regierung hinzuzufügen, daß es, nach ihrer Ansicht, wesentlich ist dem Sultan anzurathen daß er seine christlichen Unterthanen im Einklang mit den Grundsätzen der Rechtsgleichheit und Glaubensfreiheit behandle, die im allgemeinen unter den aufgeklärten Nationen Europa's gelten. Je mehr die türkische Regierung die Regeln unparteiischen Gesetzes und gleichheitlicher Verwaltung annimmt, desto weniger wird es der Kaiser von Rußland nöthig finden jenen exceptionellen Schutz anzuwenden, den Se. kaiserliche Maj. so lästig und unbequem gefunden hat, wiewohl er durch die Pflicht vorgeschrieben und durch Vertrag sanctionirt ist. Sie mögen diese Depesche dem Grafen Nesselrode vorlesen und, wenn es gewünscht wird, selbst eine Abschrift davon in die Hände des Kaisers übergeben. In diesem Fall werden Sie deren Ueberreichung mit Versicherungen der Freundschaft und des Vertrauens von Seiten Ihrer Majestät unsrer Königin begleiten, welche das Verfahren Sr. kaiserlichen Majestät so gewiß einflößen mußte.“

Dieses Schreiben erhielt der englische Gesandte in Petersburg am 20. Februar.

Lord Russell ist dafür bekannt, daß er seine Depeschen gern in Form von Leitartikeln abfasse. Sie mögen gut gemeint sein, aber sie treffen selten den Punkt, um den es sich handelt. Auch die hier citirte Depesche mit ihren historischen Parallelen, ihren sanftmüthigen Ermahnungen, ihren liberalen Gemeinplätzen konnte auf den Gang der Dinge keinen Einfluß üben, der denn auch von dem Kaiser Nicolaus mit Stärke vorwärts getrieben wurde.

Am 20. Februar hatte der Kaiser in einer Abendgesellschaft bei der Großfürstin Thronfolgerin eine neue Unterredung mit Sir George Hamilton Seymour. Der Kaiser, erzählt der Gesandte, kam auf mich zu, nahm mich auf das gnädigste beiseite, und sagte daß er mit mir zu sprechen wünsche. Nachdem er mir in schmeichelhaften Worten das Vertrauen ausgedrückt das er zu mir hege, und seine Bereitwilligkeit ohne Rückhalt über die wichtigsten Dinge mit mir zu sprechen, wie er mir dies in einer neulichen Unterredung bewiesen habe, sagte der Kaiser: „Und es ist gut, daß es so ist; denn was ich am meisten wünsche, ist daß die größte Innigkeit zwischen den beiden Regierungen obwalte. Sie war niemals so nöthig wie jetzt." „Wohlan," fuhr der Kaiser fort, „so haben Sie denn Ihre Antwort erhalten, und Sie werden Sie mir morgen bringen?" „Ich werde die Ehre haben, Sire!" erwiederte ich; „aber Ew. Majestät wissen bereits daß der Inhalt der Antwort sehr genau das ist, was ich Ew. Majestät erwarten ließ." „„Das hab' ich mit Bedauern vernommen; aber Ihre Regierung, scheint mir's, hat meinen Gedanken nicht richtig aufgefaßt. Es ist mir nicht sowohl darum zu thun was geschehen soll wenn der Kranke stirbt, als ich wünsche mit England zu bestimmen was in jenem Falle nicht geschehen soll."" „Aber, Sire!" antwortete ich, „erlauben Sie mir zu bemerken, wir haben keinen Grund anzunehmen daß der kranke Mann (um Ew. Majestät Ausdruck zu gebrauchen) im Sterben liegt. Wir sind so sehr, als wir es von Ew. Majestät glauben, dabei interessirt daß derselbe zu leben fortfahre; und was mich selbst betrifft, so wag' ich zu bemerken, die Erfahrung lehrt mich daß Staaten nicht so eilig sterben. Die Türkei wird noch viele Jahre existiren, es müßte sich denn irgend eine unvorgesehene Krisis ereignen. Gerade, Sire! zur Vermeidung aller Umstände die eine solche Krisis hervorbringen dürften, rechnet die Regierung der Königin von England auf Ihren edelmüthigen Beistand." „„Dann,"" entgegnete der Kaiser, „„will ich Ihnen sagen daß, wenn Ihre Regierung sich zu dem Glauben hat verleiten lassen daß die Türkei noch irgend Elemente des Daseins in sich trage, Ihre Regierung unrichtige Kunde darüber erhalten haben muß. Ich wiederhol' Ihnen, der kranke Mann ist im Sterben und wir dürfen nimmermehr gestatten, daß uns ein solches Ereigniß überrasche. Wir müssen zu irgend einem Verständniß kommen; und das bin ich überzeugt, würden wir auch, wenn ich nur eine zehn Minuten lange Unterredung mit Ihren Ministern führen könnte — mit Lord Aberdeen z. B., der mich so gut kennt, der volles Vertrauen in mich setzt, wie ich in ihn. Und, bemerken Sie wohl, ich verlange nicht einen Vertrag

oder ein Protokoll; ein allgemeines Einverständniß ist alles was ich verlange — das ist unter Ehrenmännern genug. Und in diesem Falle bin ich überzeugt, würde das Vertrauen auf Seite der Minister Ihrer Königin so groß sein als auf meiner Seite. Also nicht mehr für jetzt! Sie kommen morgen zu mir, und so oft Sie glauben daß Ihr Gespräch mit mir ein gutes Einvernehmen über irgend einen Punkt fördern könne, werden Sie mir sagen lassen daß Sie mich zu besuchen wünschen."" Ich dankte Sr. Majestät herzlichst, und fügte bei: Sr. Majestät dürfe versichert sein daß Ihrer Majestät Regierung sein Wort, einmal gegeben, für so gut wie eine Verschreibung (as a bond) achte. —

Am 21. Februar wartete Sir Hamilton, wie er zugesagt, dem Kaiser auf. Die Unterredung mit Nicolaus schildert er folgendermaßen:

Der Kaiser begann damit daß er mich ersuchte die Depesche vom 9. d. laut vorzulesen, indem er sagte: er werde mir gelegentlich ins Wort fallen, entweder um eine Bemerkung zu machen, oder mich zur Uebersetzung einer Stelle aufzufordern. Als ich an den vierten Satz kam, bat mich der Kaiser eine Pause zu machen, und bemerkte: er wünsche allerdings sehr ein Verständniß mit Ihrer Majestät Regierung, um gegen eine so wahrscheinliche Eventualität wie der Sturz der Türkei vorzusehen: er sei vielleicht noch mehr als England dabei interessirt eine türkische Katastrophe zu verhüten, aber diese stehe fortwährend bevor, und könne jeden Augenblick herbeigeführt werden, entweder durch einen auswärtigen Krieg, oder durch eine Fehde zwischen der alttürkischen Partei und jener der neuen oberflächlichen französischen Reformen, oder aber durch eine Erhebung der Christen, welche bereits sehr ungeduldig seien das muselmännische Joch abzuschütteln. Was die erste Ursache betrifft, sagte der Kaiser, habe er ein gutes Recht darauf hinzudeuten, insofern als, wenn er nicht dem siegreichen Fortschritt des Generals Diebitsch im Jahre 1829 ein Halt zugerufen hätte, die Autorität des Sultans schon zu Ende sein würde. Der Kaiser erinnerte mich auch daran daß er, und er allein, dem Sultan zu Hülfe geeilt sei, als seine Besitzungen vom Pascha von Aegypten bedroht waren.

Ich las weiter, und wurde wieder unterbrochen bei dem Satze der beginnt: „Unter diesen Umständen würde es kaum vereinbar sein mit den freundlichen Gesinnungen ꝛc." Hierzu bemerkte der Kaiser: die englische Regierung scheine nicht wahrzunehmen, daß sein Hauptzweck sei von derselben irgend eine Erklärung, oder auch nur eine Meinungsäußerung, über das zu erholen was im Fall des plötzlichen Einsturzes der Türkei nicht gestattet werden dürfe.

Ich sagte: „Vielleicht hätten Ew. Majestät die Güte, mir Ihre eigenen Ideen über diese negative Politik zu eröffnen." Dieß lehnte Se. Majestä eine Zeitlang ab; zuletzt aber sagte er: „Wohlan, es giebt mehrere Dinge die ich niemals dulden will. Ich will bei uns selbst anfangen. Ich will nicht dulden die bleibende Besetzung Constantinopels durch die Russen. Nachdem ich das gesagt habe, füg' ich bei: Constantinopel darf niemals im Besitz der Engländer oder der Franzosen sein, oder sonst einer großen Nation. Hin-

wieder will ich nimmermehr erlauben einen Versuch zum Wiederaufbau des byzantinischen Reichs; noch weniger will ich erlauben, die Zerstückelung der Türkei in kleine Republiken, Asyle für die Kossuth und Mazzini und andere Revolutionäre Europa's. Lieber, als daß ich mich einem dieser Arrangements bequemte, würd' ich Krieg anfangen, und ihn so lange fortführen, als mir noch ein Mann und eine Muskete bliebe." „Dies," sagte der Kaiser, „sind gleich einige meiner Ideen; nun geben Sie einige dagegen." — Ich deutete auf Englands Versicherung, daß es nie versuchen werde, von Constantinopel Besitz zu ergreifen, und zugleich auf die Abneigung der brittischen Regierung sich auf eventuelle Arrangements einzulassen; aber da Se. kaiserl. Maj. noch immer in mich drang, so sagte ich: „Wohlan, Sire! die Idee mag Ew. Maj. nicht anstehen, mag auch Ihrer Maj. (von England) Regierung nicht anstehen, aber was gut ist zwischen zwei einzelnen Menschen, ist auch oft ein gutes System zwischen einem Staat und dem andern; wie wär' es, wenn, falls eine Katastrophe in der Türkei einträte, Rußland und England die Erklärung gäben: keiner Macht solle es gestattet sein, von ihren Provinzen Besitz zu ergreifen; das Eigenthum solle, so wie es ist, unter Siegel bleiben, bis freundschaftliche Verfügungen über dessen Adjudication getroffen werden könnten?"

„Ich will," bemerkte darauf der Kaiser, „nicht sagen, daß ein solches Verfahren unmöglich sein würde, aber mindestens würd' es sehr schwierig sein. Es giebt in der Türkei keine Elemente provinzialer oder gemeindlicher Regierung. Sie würden es erleben, daß die Türken die Christen angriffen, die Christen über die Türken herfielen, die Christen verschiedener Secten miteinander haderten; kurz wir hätten Chaos und Anarchie."

„Sire!" bemerkte ich, „wenn Ew. Majestät mir offen zu sprechen erlauben wollen, möcht' ich sagen, die große Differenz zwischen uns ist diese: Sie fahren fort bei dem Falle der Türkei und den vor und nach diesem Fall erforderlichen Anordnungen zu verweilen; wir (Engländer) dagegen wünschen, daß die Türkei bleibe, wo sie ist, und fassen die Vorkehrungen in's Auge, welche nöthig sind, um eine Verschlimmerung ihres Zustandes zu verhüten."

„Ah!" erwiederte der Kaiser, „das ist es, was der Kanzler mir beständig vorredet; aber die Katastrophe wird eines Tages kommen und uns alle überrumpeln."

Seine kaiserliche Majestät sprach von Frankreich. „Gott behüte," sagte er, „daß ich irgend Jemand unrecht anklagen sollte, aber in Constantinopel und in Montenegro gehen Dinge vor die äußerst verdächtig sind. Es sieht gar sehr so aus, als trachtete die französische Regierung dahin, uns alle im Orient zu verwickeln, in der Hoffnung, auf diesem Weg um so besser an ihre eigenen Ziele zu gelangen, deren eines ohne Zweifel der Besitz von Tunis ist." —

Der Kaiser äußerte weiter: er für seine Person kümmere sich sehr wenig darum, welche Bahn die Franzosen in orientalischen Angelegenheiten einzuschlagen für geeignet erachten möchten, und vor wenig mehr als einem Monat habe er dem Sultan eröffnen lassen, daß, wenn er seines Beistandes zum

Widerstand gegen die Drohungen der Franzosen bedürfe, er ganz zum Dienste des Sultans sei! „Mit einem Wort," fuhr der Kaiser fort, „wie ich Ihnen vorhin sagte, alles was ich wünsche ist ein gutes Verständniß mit England, und dies nicht darüber, was geschehen soll, sondern darüber was nicht geschehen soll. Ist dieser Punkt erreicht, und haben die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung, vollkommenes Vertrauen eins zu des andern Ansichten, so kehr' ich mich nicht um das übrige."

Ich drückte meine Ueberzeugung aus, daß die englische Regierung so wenig wie Se. kaiserliche Majestät geneigt sein könne, die Gegenwart der Franzosen in Constantinopel zu dulden, und da ich wünschte, mich wo möglich zu vergewissern ob ein Einverständniß zwischen den Cabinetten von St. Petersburg und Wien bestehe, fügt' ich hinzu: „Aber Ew. Majestät hat Oesterreich vergessen; alle diese orientalischen Fragen berühren Oesterreich sehr nahe, und es würde natürlich dabei zu Rathe gezogen zu werden erwarten." — „Oh!" erwiderte der Kaiser zu meinem großen Erstaunen, „Sie müssen wissen, wenn ich von Rußland spreche, sprech' ich eben so gut von Oesterreich, was dem einen ansteht, steht auch dem andern an; unsere Interessen in Hinsicht auf die Türkei sind vollkommen identisch (what suits the one, suits the other; our interests as regards Turkey are perfectly identical)." Gern hätt' ich noch eine oder zwei Fragen über diesen Punkt gestellt, aber ich wagt' es nicht. — Ich hätte erwähnen sollen, daß in einem früheren Theil der Unterredung Se. Majestät, wiewohl ohne alles Anzeichen von Verdruß, einiges Erstaunen über einen Ausdruck in Ew. Lordschaft Depesche äußerte, nämlich über die Stelle: „der lange gehegte Ehrgeiz seiner (des Kaisers) eigenen Nation." Er fragte, was diese Phrase bedeute. Zufällig war ich auf die Aeußerung dieses Erstaunens gefaßt, und bereit, jede Reflexion die sie hervorrufen möchte, zu beantworten. „Sire," sagte ich, „Lord John Russell spricht nicht von Ew. Majestät Ehrgeiz, sondern von dem Ihres Volks."

Der Kaiser konnte anfangs nicht zugeben, daß die Phrase auf die russische Nation anwendbarer sei als auf ihn selbst; da sagte ich: „Ew. Majestät wird mir erlauben zu bemerken, daß Lord J. Russell nur wiederholt, was vor 30 Jahren von Ihrem Bruder glorreichen Andenkens gesagt worden ist. In einem vertraulichen Schreiben an Lord Castlereagh im Jahre 1822 äußerte der Kaiser Alexander: wie er der einzige Russe sei, der sich den Absichten seiner Unterthanen auf die Türkei widersetze, und er sprach von dem Verlust an Popularität den er durch diesen Antagonismus erlitten habe."

Dieses Citat, welches ich zufällig fast mit den eigenen Worten des Briefs machen konnte, änderte den Gedankengang des Kaisers. „Sie haben ganz Recht", sagte er; „ich erinnere mich der Ereignisse auf welche mein seliger Bruder anspielte. Nun ist es vollkommen wahr daß die Kaiserin Katharina ehrgeizigen Visionen aller Art nachhing, aber es ist nicht weniger wahr daß diese Ideen keineswegs von ihren Nachkommen getheilt werden. Sie sehen wie ich mich gegen den Sultan benehme. Dieser Herr (ce monsieur) bricht mir sein geschriebenes Wort und handelt auf eine mir ausnehmend miß-

fällige Weise, und ich habe mich begnügt einen Botschafter nach Constantinopel zu senden um Reperation zu verlangen. Gewiß, ich hätte eine Armee dahin schicken können, wenn es mir beliebt hätte — nichts hätte sie aufgehalten; aber ich habe mich mit einer solchen Schaustellung von Macht begnügt welche beweisen wird daß ich keine Lust habe mit mir spielen zu lassen."

„Und, Sire!" sagte ich, „Sie thaten ganz recht daß Sie sich von Gewaltthätigkeit enthielten, und ich hoffe bei künftigen Anlässen werden Sie mit gleicher Mäßigung handeln; denn Ew. Majestät erkennen gewiß daß die von den lateinischen Christen erlangten neuen Zugeständnisse nicht aus Uebelwollen gegen Sie entsprungen sind, sondern aus den übermäßigen Besorgnissen der unglücklichen Türken vor den Franzosen. Zudem, Sire (bemerkte ich), die Gefahr des jetzigen Augenblicks, ich wag' es zu sagen, ist nicht die Türkei, sondern der revolutionäre Geist der vor vier Jahren zum Ausbruch gekommen ist, und in vielen Ländern noch unter dem Boden brennt. Da liegt die Gefahr und ohne Zweifel würde ein Krieg in der Türkei das Signal zu frischen Explosionen in Italien, Ungarn und anderswo werden. Wir sehen was in Mailand vorgeht."

Se. Majestät sprach von Montenegro, bemerkend: er billige die vom österreichischen Cabinet angenommene Haltung, und in diesen Tagen könne nicht gestattet werden, daß die Türken eine christliche Bevölkerung mißhandeln und sogar hinmorden. Ich wagte zu bemerken daß in diesem Punkt das Unrecht zwischen den Türken und den Montenegrinern wenigstens getheilt sei, und wie ich guten Grund habe zu glauben daß die Aufreizung von den *letztern* gekommen sei. Der Kaiser, mit mehr Unparteilichkeit als ich erwartet hatte, räumte ein, daß Unbilden auf beiden Seiten vorgekommen, daß die Gebirgsbewohner allerdings zu sehr dem Räuberwesen ergeben seien, und daß die Einnahme von Dschablak seine große Entrüstung erregt habe. Zugleich aber sagte Se. Majestät: „Man kann nicht umhin großes Interesse für einen Volksstamm zu fühlen der so warm an seiner Religion hängt und seinen Boden so lange gegen die Türken behauptet hat."

Der Kaiser fuhr fort: „Ich sage es Ihnen ehrlich, wenn Omer Pascha einen Versuch machen sollte dieses Volk auszurotten, und wenn in Folge dessen eine allgemeine Erhebung der Christen stattfände, so verliert der Sultan nach aller Wahrscheinlichkeit seinen Thron; aber in diesem Fall fällt er, um nicht wieder aufzustehen. Ich wünsche seine Autorität zu stützen, aber verliert er sie, so ist sie für immer dahin. Das türkische Reich ist ein Ding das man wohl dulden, aber nicht wieder aufbauen darf. In einer solchen Sache, das versichere ich Sie, laß' ich keine Pistole abfeuern." — Der Kaiser sagte weiter: im Fall der Auflösung des türkischen Reichs würde, seines Erachtens, eine befriedigende Territorialordnung weniger schwierig sein als man gewöhnlich glaube. „Die Fürstenthümer," sagte er, „sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Auch Bulgarien; und es scheint kein Grund vorhanden, weshalb nicht diese Provinz einen unabhängigen Staat bilden

sollte. Was Aegypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebiets für England vollkommen. Ich kann daher nur sagen, daß wenn Sie bei einer Theilung des osmanischen Reichs, die mit dem Fall desselben einträte, von Aegypten Besitz nehmen, ich nichts dagegen haben werde. Ich sage dasselbe von Candia; diese Insel paßt Ihnen, und ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht eine englische Besitzung werden sollte." Ich antwortete: soviel ich wisse, seien Englands Absichten auf Aegypten nie weiter gegangen als dahin, sich eine sichere und rasche Verbindung zwischen Brittisch-Indien und dem Mutterland zu sichern. Da die Unterredung sich nun zu Ende zog, drückte der Kaiser seine warme Ergebenheit für die Königin unsere gnädige Souveränin und seine Achtung für Ihrer Majestät jetzige Rathgeber aus. Die Erklärungen in Ew. Lordschaft Depesche, sagte er, seien sehr befriedigend gewesen; er könne nur wünschen, daß sie ein wenig amplificirt würden. Die Art, wie Ew. Lordschaft von seinem Benehmen gesgrochen, bezeichnete der Kaiser als für ihn sehr schmeichelhaft. Indem er mich entließ, sagte Se. kaiserliche Majestät: „Wohlan, bewegen Sie Ihre Regierung wieder über diese Gegenstände zu schreiben — ausführlicher zu schreiben, und zwar ohne Verzug. Ich hege Vertrauen in die englische Regierung. „Ce n'est point un engagement, une convention que je leurs demande; c'est un libre échange d'idées et, au besoin, une parole de gentleman; entre nous cela suffit." Entschuldigend füg' ich bei, daß ich möglicher Weise einige Stellen des Gesprächs nicht berichtet habe, und namentlich hab' ich die genauen Worte vergessen, in denen er über die Handelspolitik sprach, die in Constantinopel zu beobachten wäre, wenn es die Türken nicht mehr im Besitz hätten. Der Sinn seiner Bemerkung war: England und Rußland hätten ein gemeinsames Interesse für den leichtesten Zugang zum schwarzen und zum Mittelmeer zu sorgen. Eine Abschrift von Ew. Lordschaft Depesche ward in des Kaisers Händen gelassen.

Das Königreich Böhmen.

I.

Das Königreich **Böhmen** bildet ein schönes, auf allen 4 Seiten von Gebirgsarten umschlossenes Viereck. Im Nordosten wird Böhmen durch die Sudeten von Schlesien, im Nordwest durch das sächsische Erzgebirge von Sachsen, im Südwesten durch den Böhmerwald von Bayern und im Osten durch das mährische Gebirge von Mähren getrennt. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes ist eine 3 Meilen breite Lücke, theilweis durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach

Bayern öffnend. Ebenso sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfter bis zur Tiefebene hinab. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet. Im Uebrigen aber ist Böhmen auf höchst merkwürdige Weise von seinen Nachbarländern abgeschlossen und steht mit seinem großartigen Bergzaune da, wie eine Insel auf dem Festlande.

Auch im Innern des Landes bildet fast jeder Kreis ein eigenes Becken, eine eigene Terasse für sich, die Gestalt des Ganzen im Kleinen wiederholend. Standgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, wechseln mit engen Schluchten und weiten Thälern — eine Mannigfaltigkeit der Formen. Die niedrigste Gegend des Landes ist das Elbthal; denn alle seine Hauptflüsse aus Westen, Südwesten und Nordosten vereinigen sich hier; aber dessen ungeachtet ist weder das Elbthal, noch die Mitte des Landes sonderlich eben. Von den vorhandenen Ebenen ist nur die, welche sich von Neustadt an der Metau im Königgrätzer Kreise über Königgrätz und Chrudim südwärts bis zum Rossaberger Gebirge hinzieht, bedeutender; dann jene, die sich von Czaslau bis Podhorce an die Grenze des Chrudimer Kreises dehnt. Außer diesen giebt es noch schöne Flächen im Bunzlauer und Rakonitzer Kreise, nicht minder eine südlich von Gitschin im Budschower Kreise, dann eine um Eger. Alles Uebrige ist mehr oder weniger wellenförmiges Hügelland.

Die Menge der Berge macht Böhmen zu einem quellen-, fluß- und wasserreichen Lande. Am stärksten bewässert sind die Gegenden im Südwesten, namentlich der Budweiser Kreis. — Der Hauptfluß Böhmens ist die Elbe, die im Riesengebirge entspringend, bei Hohenelbe aus dem Hochgebirge tritt, Böhmen in einem großen, nach Nordosten geöffneten Bogen durchfließt, dann das sächsische Erzgebirge durchbricht und bei Herrnskretschen nach Sachsen übertritt. Die Elbe hat in Böhmen ein Stromgebiet von 1010 Quadratmeilen und eine Länge von 40 Meilen. Ihre Breite beträgt bei Königgrätz etwa 100′, bei Melnik 300′, die Tiefe ist nicht über 10′. Bei Pardubitz wird sie schiffbar. Die bedeutendsten Zuflüsse derselben sind und zwar auf dem rechten Ufer: die Iser und der Polzen oder die Pulsnitz; auf dem linken Ufer die Aupe, die Metau (bei Josephstadt mündend), die vereinigte Adler und Oerlitz (bei Königgrätz mündend), die Moldau, die Eger (bei Theresienstadt mündend) und Biela. Unter den genannten Nebenflüssen ist die Moldau der bedeutendste; sie ist größer und wasserreicher als die Elbe, entsteht im Böhmerwalde, fließ zuerst in Nordost-, dann in Nord-Richtung, wird bei Budweis schiffbar und mündet nach einem Laufe von 57 Meilen und nachdem sie mehrere Flüsse (rechts die Sazanec u. a., links die Wottawa und Beraun) mit sich vereinigt, bei Melnik in die Elbe. Mittelst der schiffbaren Moldau und dann in Fortsetzung mittelst der Elbe wird Böhmen von der südlichen bis zur nördlichen Grenze fast in der Mitte von einer Wasserstraße durchspült, auf welcher alle Landesprodukte und Commerzialerzeugnisse, vorzüglich Bau- und Brennholz, Getreide, Obst, Kalk

und Pflastersteine, Glas, Eisen u. dgl., hauptsächlich aber das in Böhmen mangelnde Kochsalz der Hauptstadt und dem übrigen Lande zugeführt werden. Ganz besonders reichlichen Vortheil gewährt die Flößung des Bau- und Brennholzes der Hauptstadt und dem Innern des Landes, wo sich zwar ein sehr ergiebiger Feldbau, aber kein Bauholz und nur sehr weniges Brennholz vorfindet, während die Gebirgsketten, die Böhmen auf allen Seiten umgeben, mit Waldungen bewachsen sind und einen großen Vorrath an Holz enthalten. — Außer den vielen Flüssen und Bächen, die sämmtlich in den Grenzgebirgen entspringend, von allen Seiten ihre Gewässer nach der Mitte des Landes zu entsenden, ist Böhmen auch noch mit einer großen Anzahl von Teichen und Weihern versehen, die zur Bewässerung und Befeuchtung des Landes beitragen.

Das Klima bietet eine Mitte von Wärme und Kälte, nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges, wie der noch höhere der Sudetenkette, schützt das umliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden.

Was die Beschaffenheit des Bodens anlangt, so entfallen von den 902,86 österr. Quadratmeilen Böhmens 776,63 auf die productive Bodenfläche und 126,23 auf die unproductive. Da der letzteren auch die Flächen zugezählt sind, welche die zahlreichen Straßen und Wege, die Kanäle, die stehenden Gewässer ohne Rohrwuchs, die fließenden, die Torfstiche, die Steinbrüche u. s. w. einnehmen, so sind die Verhältnisse als günstig zu bezeichnen. Unfruchtbar ist der Boden nur in den Gebirgen, namentlich in den Sandthälern und Felsenpartien im Osten, die sich in verschiedenen Verzweigungen durch einen großen Theil des Bunzlauer und Leitmeritzer Kreises, unter dem Namen der sächsischen Schweiz bis nach Sachsen hinziehen. In allen übrigen Theilen des Landes ist der Boden mehr oder weniger ergiebig und fruchtbar. Von ausgezeichneter Fruchtbarkeit sind namentlich die Gebiete von Eger, Saatz und Leitmeritz. Sie galten seit jeher als Kornkammern. Ueberhaupt vereinigt Böhmen, mit Ausnahme des Salzes, an welchem das Land Mangel leidet, in seltener Weise Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, zahlreiche Mineralquellen, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse.

II.

Betrachten wir die Naturproducte, mit denen Böhmen aus allen 3 Reichen reichlich gesegnet, im Einzelnen, so liefert das Mineralreich an Metallen: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Eisen, Zinn, Kobalt, Galmei, Zink, Zinkblende, Arsenik, Wismuth, Braunstein, Grafit; an Stein- und Erdarten: Bau- und Nutzsteine, Wetzschiefer und Polierschiefer, Bau- und Nutzsteine, Granit, Marmor, Kalk, Schwefel und Schwefelkies, Schwarzkohlen, Braunkohlen, Alaun, Kupfer- und Eisenvitriol, Lehm, gemeinen Töpferthon, Fayence- und Steinguterde, Porzellanerde (am Fuße des Erzgebirges), Walkererde; an Edel- und Halbedelsteinen: die schönsten Granaten Europas,

Rubine, Achate, Amethyste, Carneole, Chalcedone, Chrysolithe, Jaspisse, Saphire, Topase, Spinelle, schöne Bergcrystalle.

Unter den angeführten Metallen, welche in Böhmen gewonnen werden, ist das Eisen sowohl der Masse als dem Gesammtwerthe nach das wichtigste. Reiche Eisenerzlager finden sich in großer Anzahl in den Gebirgsformationen des ganzen böhmisch-mährischen Gebirgssystems. Auch von Bleierz trifft sich eine große Menge in Böhmen vor, namentlich in den Bleierzgruben von Przcbram und von Mies. Ebenso giebt es im böhmisch-mährischen Gebirge mächtige Lager von Stein- und Braunkohlen, sowie auch bedeutende Torfmoore im Erzgebirge. — Die Ausbeute an Metallen und sonstigen Fossilien betrug im Jahre 1855: an Silber 60,519 Wien. Mark, an Roheisen 398,382 Wien. Ctr., an Gußeisen 282,751 Wien. Ctr., an Blei 41,282 Wien. Ctr., an Bleierzen 16,562 Wien. Ctr., an Zinn 753 Wien. Ctr., an Zink 4 Wien. Ctr., an Zinkblende und Galmei 738 Wien. Ctr., an Nickel 154 Wien. Ctr., an Wolframerz 2 Wien. Ctr., an Wismuth 1 Wien. Ctr., an Arsenik 503 Wien. Ctr., an Schwefel 10,977 Wien. Ctr., an Schwefelkies 12,329 Wien. Ctr., an Grafit 42,716 Wien. Ctr, an Schwarzkohlen 10,314,069 Wien. Ctr., an Braunkohlen 6,323,378 Wien. Ctr., an Alaun 15,126 Wien. Ctr., an Kupfervitriol 2689 Wien. Ctr., an Eisenvitriol 81,890 Wien. Ctr., an Braunstein 748 Wien. Ctr.

Bei der Fülle von Metallen, mit denen Böhmen so ergiebig ausgestattet ist, nimmt es nicht Wunder, daß Böhmen einen großen Reichthum an Mineralwässern und Gesundbrunnen besitzt, wie kein anderes Land in Europa. Wir erinnern an Karlsbad, Teplitz, Franzensbrunn, Marienbad, Eger, Seidschitz, Sedlitz, Bilin, Püllna, Stodisfrot, Liebwerda, Johannisbad, Gießhübel.

Das Pflanzenreich liefert an Getreide eine so bedeutende Menge, daß Böhmen nebst Ungarn, Mähren und Galizien für die Kornkammer der österreichischen Monarchie gilt; ferner einen Ueberfluß an Hülsenfrüchten, viele Kartoffeln, Gemüse, Küchengewächse, Rüben, darunter auch Runkelrüben, Zwiebeln, Knoblauch, Meerrettig, Klee, Kümmel, Mohn, Fenchel; eine Fülle vortrefflichen Obstes, Pflaumen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Nüsse, Wein, vortrefflichen Hopfen, vielen und ausgezeichneten Flachs, Hanf, Raps, Anis, Cichorien, Isländisch Moos.

Böhmen ist reich an Waldungen, namentlich die westliche Hälfte des Landes, wo der Böhmerwald durch Größe und Holzreichthum seiner Waldungen sich auszeichnet. Im Jahre 1851 umfaßte das Waldland 231,$_{06}$ österr. Q.-M., und der Holzertrag betrug in Wien. Klaftern 3,298,500. Es hat daher das Land keinen Mangel an Bau- und Brennmaterial, und außerdem gab die Natur gerade da, wo es an Holz fehlt, durch Steinkohlen reichen Ersatz. Böhmen erzeugt auch edleres Werkholz. In mehreren Gegenden sind exotische Waldbäume zu finden.

Das Thierreich liefert viele Schafe, Pferde, Rindvieh, Schweine, Ziegen und Esel; von Federvieh Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Tauben, Fasane, Auerhühner, Birkhühner, Rebhühner und eine Menge verschiedener Wasservögel; von wilden Thieren viele Hasen, außerdem Wildschweine, Füchse

und Biber; eine große Menge von Fischen, darunter Welse (oft 60—100 Pfd. schwer in der Elbe und Moldau gefangen) und Lachse, Forellen (in den Gebirgsbächen), ferner Krebse, Perlmuscheln (in den Flüssen Wottawa und Moldau), Bienen und Seidenwürmer.

III.

Die Bevölkerung beträgt nach der Volkszählung vom Jahre 1857 (mit Ausschluß des Militärs): 4,705,525 Personen (1830: 3,828,749; 1831: 3,875,657; 1834: 3,931,831; 1837: 4,001,925; 1840: 4,112,085; 1843: 4,249,669; 1851: 4,385,894), wovon im Durchschnitt 4,858 auf 1 Q.-M. kamen. Sonderbarer Weise finden wir eine dichtere Bevölkerung in den dürftigen Gebirgsgegenden, als in den fruchtbaren ebenen Landschaften des Landes, so daß in Theilen des nördlichen Böhmens, wie in den Gegenden von Rumburg, Schluckenau und Reichenberg 12,000—17,000 (1831: 8—9000) Menschen auf 1 Q.-M. wohnen. Das weibliche Geschlecht überwog im Jahre 1851 das männliche um 268,600 in runder Zahl. — Die jährliche Zunahme der Bevölkerung in Böhmen beträgt im Mittel (nach der Periode von 1840—1846) $0,_{981}$ Procent, eine Folge der rasch vorwärts schreitenden Kultur und der zunehmenden Wohlhabenheit im Lande. — Trauungen erfolgten im Jahre 1854 in Böhmen 31,892; in demselben Jahre wurden an Kindern geboren 184,905 (95,027 männliche, 89,878 weibliche; 158,575 eheliche, 26,330 uneheliche); es starben dagegen 123,968 (63,030 Männer, 60,938 Frauen.)

Die gesammte Bevölkerung lebt auf $943,_{07}$ geographischen Q.-M. — denn so viel beträgt der Flächeninhalt des Königreichs — oder in 355 Städten, 223 Marktflecken und 12,274 Dörfern. Ortschaften mit mehr als 2000 Einwohnern zählte Böhmen im Jahre 1857: 280 (1851: 202), Orte, von 2,000—10,000 Einwohnern: 272 (1851: 197), Orte von 10,000 bis 20,000 Einw.: 7 (1851: 4), von Städten mit mehr als 100,000 Einw. nur 1, nämlich die Landeshauptstadt Prag (ohne Militair) mit 142,588 Einw. (1830: 103,670; 1840: 109,359; 1846: 115,436 Einw.) Nach Prag ist am bevölkertsten die Industriestadt Reichenberg im nördlichen Böhmen (mit 18,854 Einw. im Jahre 1857); ihr zunächst kommen die Städte Budweis und Pilsen (jede mit mehr als 14,000 Einw.). An größeren Städten (mit Ausnahme von Prag) fehlt es also in Böhmen; fast die gesammte Bevölkerung lebt in kleinen Städten und in Dörfern, doch enthalten 82 der letzteren mehr als 2000, das eine (Warnsdorf) sogar fast 12,000 Einw.

Dem Religionsbekenntnisse nach gehören mehr als 9 Zehntheile der Gesammtbevölkerung der katholischen Religion an, so daß (außer einer geringen Anzahl von Sectirern) nur 34,000 Lutheraner, 57,000 Reformirte und 86,300 Juden gezählt werden.

Der Nationalität nach bilden etwa zwei Fünftel der Gesammtbevölkerung Deutsche, die übrigen drei Fünftel Slaven oder spec. Czechen mit den (86,000) Juden. Die Deutschen bewohnen hauptsächlich die Grenzgegenden an Oesterreich, Bayern, Sachsen und Schlesien, zum Theil bis weit

in das Innere des Landes, und sind vorzugsweise die Träger der blühenden Industrie Böhmens, weichen aber gegenwärtig mit ihrer Sprache und Cultur immer mehr und mehr vor dem Andrängen der Czechen zurück. Das czechische Nationalgefühl, das zu Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts geschlummert hatte, ist seit ungefähr 50 Jahren wieder erwacht, ist nach und nach immer stärker geworden und hat alle Stände mächtig ergriffen. Ueberblickt man die bedeutenden Fortschritte, welche das Czechenthum in den letzten 20—30 Jahren gemacht hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo czechische Sprache im Gesetz und Gericht, in Kirche und Schule, in der Armee und Polizei, sowie im Landtage gebietend, wo deutsche Sprache und deutsche Cultur in Böhmen ausgerottet sein werden. Das letzte, große Ziel, dem die Czechen zustreben, ist die Durchsetzung einer politischen Vereinigung von Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. Daß Böhmen jemals ein Glied des deutschen Reiches gewesen, stellen die Czechen mit gleicher Bestimmtheit in Abrede, wie daß es ein deutsches Bundesland sei; sie wollen auch heute keine Vereinigung mit Deutschland. Mit dem steigenden Eifer der Czechen für ihre nationale Sache — für Hebung der czechischen Sprache und czechische Litteratur, für Weckung und Pflege der Liebe des Volkes zu seiner vaterländischen Geschichte, für Czechisirung der Schulen und der Universität, der Kirche und des Landtags — ist leider zugleich auch ihr Haß gegen alles Deutsche mächtig gewachsen, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Deutsche in keinem Lande Europas einem so heftigen Widerwillen, einem so tief gewurzelten Grolle begegnet, wie im Lande der Czechen.

Miscellen.

** Binnen Kurzem wird hier die Commission von Ober-Militärärzten zusammentreten, welche vom Herrn Chef des Militär-Medicinalwesens Dr. Grimm berufen ist, die Anfertigung der künstlichen Gliedmaßen für die Amputirten des Garde-, zweiten und dritten Armeecorps, welche ausschließlich hier am Ort geschieht, zu überwachen. Das Gleiche wird zu derselben Zeit in den sechs andern Städten geschehen, nach denen die Amputirten der übrigen Armeecorps dirigirt worden, weil dort gute Techniker in diesem Fache ansässig sind.

Eine Reihe von vortrefflichen Maßregeln zum Besten unserer tapferen Invaliden wird so einen vortrefflichen Abschluß finden, und es bedarf da nicht weitern Lobes der Behörde, wo es schon mit Einstimmigkeit von der

urtheilsfähigen Presse gespendet wurde. Vom Stelzfuß, der früher den Invaliden durchs Leben trug, bis zum, die Form und die Bewegungen der natürlichen Extremität nachahmenden künstlichen Beine, das man heut für alle Verstümmelten fordert, ist ein weiter Schritt; und handelt es sich dabei in erster Linie nicht um die auch wünschenswerthe und erstrebte Aesthetik, sondern um die Schonung des im gegentheiligen Falle so vielen und sehr verhängnißvollen pathologischen Veränderungen unterworfenen Stumpfes. Die diesen am meisten schonende Art der Construction, welche, während sie mit Festigkeit stützt, zugleich die größte Bewegungsfähigkeit des Amputirten sichert, sind jene Militärärzte auszufinden berufen, während bei der Hand nur das Hervorbringen gewisser in jeden Augenblick nothwendigen Gruppen von Fingerstellungen in Betracht kommt, um der andern die nöthige Beihilfe gewähren zu können.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß bei dieser bevorstehenden Prüfung der verschiedenen Herstellungsarten eines so schwierigen Mechanismus einem unserer Mitbürger, dem Bandagisten Pfister, die genügende Anerkennung zu Theil werden wird, da eignes Unglück ihn lehrte, „gut und hülfreich“ zum Besten Amputirter, oder im freien Gebrauch ihrer Gliedmaßen Beeinträchtigter zu wirken.

Ueber Jahresfrist mit amputirtem Oberschenkel auf dem Siechbette liegend, dachte er unablässig nach, wie er das verlorene Glied so gut als möglich ersetze, und als er genesen sein Lager verließ, hatte er den Grund zu den Leistungen gelegt, die ihm unter seinen Fachgenossen in diesem Zweige den hervorragenden Platz anweisen. Es galt zunächst an den Stumpf des Oberschenkels die Röhre des künstlichen Beines so anzufügen, daß nicht der untere Theil des Stumpfes und Theile der Narbe durch seitlichen Druck auf die Röhre die Last zu tragen hätte, sondern daß diese dort wirke, wo ihr Druck am wenigsten empfunden würde; denn nur dann ist das künstliche Bein ein wirklicher Ersatz des Stelzfußes und mehr als ein bloßer Zierrath, der höchstens auf Stunden die Krücke entbehrlich macht, und nicht zu dem Act, den man Gehen nennt, befähigt. Die Vorrichtung, wodurch Herr Pfister diese Aufgabe löste, ist einfach und besteht in sehr starker Herstellung der hintern Wand des Oberschenkeltheils der Röhre mit einem starken gepolsterten Wulste, auf dem der Sitzknorren ruht, so daß der Stumpf auf dem Rande der Röhre mit Bequemlichkeit sitzt, das untere Ende des Stumpfes aber unberührt von derselben darin hängt. Starke Riemen um den Leib und über die Schulter halten das Glied. So ist die Sicherheit der Bewegung verursacht, doch wird sie bei großer Kürze des Stumpfes noch durch eine starke stählerne Schiene gesichert. Herr Pfister selbst legt, nur einen Steck wie wir alle führend, zwei Meilen mit einem solchen Beine zurück. Will der Betreffende sich setzen, so drückt er eine seitliche Feder und das Bein ist gebogen, beim Aufstehen erfolgt durch den Zug des Schulterriemens die Streckung von selbst. Daß diese Bewegungen so leicht wie möglich bewerkstelligt werden können, auch die Construction die nöthige Festigkeit erhielt, um den früher gewöhnlich nach jedem Gebrauche erfolgenden Reparaturen

vorzubeugen, waren Ziele, die nach jenem ersten gefundenen richtigen Princip sich von selbst ergaben, und von Herrn Pfister mit glücklichem Erfolge erstrebt worden sind.

Nicht weniger bemühte er sich, die gewonnenen Anschauungen für am Unterschenkel Amputirte zu verwerthen. Hier sind die Vorbedingungen günstiger als bei jenen, da Knie und Oberschenkel vereint zum Tragen der Last befähigt sind, und es wird nach dem oben Gesagten um so weniger auffallen, wenn wir, ohne Namen zu nennen, hiermit constatiren, daß einer unserer Mitbürger, der einen Unterschenkel verloren, mit einem Pfisterschen Beine sich täglich als rüstiger Reiter bewährt. Thatsache ist es ferner, daß ein Wanderbursche, der in der Schweiz durch Erfrieren um Theile beider Beine gekommen, mit dem künstlichen Ersatz die weite Fuß-Reise von der Schweiz nach einem Städtchen der Mark Brandenburg hat zurücklegen können.

Solche Eigenschaften wird der Laie den so einfach aussehenden Apparaten, wenn sie ihm zuerst gezeigt werden, schwerlich zutrauen; die künstlichen Hände Herrn Pfisters in ihrer neuesten Construction dagegen als bedeutende Kunstwerke, wie sie es sind, sogleich erkennen. Schon die rechte Hand, welche für einen in Schleswig invalide gewordenen, und dann hier als Briefträger angestellten Soldaten von ihm verfertigt wurde, konnte Thüren öffnen und eine Feder halten, aber nur der Daumen und der Zeigefinger waren beweglich; während die jetzt aus der Werkstatt hervorgehenden sowohl die Beugung und Streckung der Finger wie die verschiedenen Bewegungen des Vorderarmes gestatten. Sie können einen Gegenstand mit der Faust oder mit den Fingern halten, und erhöhen die bürgerliche Brauchbarkeit desjenigen, der sich ihrer bedienen muß, um ein Bedeutendes, ja ermöglichen die Fortführung einiger Arten von Handwerk, sofern die künstliche Linke die unversehrte Rechte nur unterstützen soll. Eine wahrhafte, unentbehrliche Erneuerung sind sie aber in dem schrecklichen, seltenen Falle, wenn beide Hände verloren sind.

Dies sind die Leistungen, deren wir hier, wenn auch nur skizzenhaft, doch wie wir glauben, zeitgemäß und um so lieber gedenken, als sie die eines Mannes sind, der aus eigenem Unglück nicht Mißmuth am Leben, sondern Freude zu wohlthätigem Wirken schöpfte.

Zur Pariser Ausstellung.

Bekanntlich ist als Aufstellungsplatz der große Champs de Mars oder Exercierplatz erwählt, welcher jetzt im westlichen Theile innerhalb der erweiterten französischen Hauptstadt belegen und etwa noch einmal so groß wie der Berliner Exercierplatz im Umfange ist. In der Mitte dieses Platzes wird das ovale Ausstellungsgebäude seine Stelle haben. Dagegen hat nun die kaiserliche Commission beschlossen, den dasselbe rings umgebenden freien Raum worin die Landwirthschaft ihren hauptsächlichen Sitz haben wird, ganz eben so merkwürdig und originell in seiner äußeren Einrichtung herzustellen, wie dies bei den bedeckten Gallerien der Fall sein wird. Betrachtet man nun im Einzelnen den kürzlich veröffentlichten colorirten Plan von der ganzen

Ausstellung, so findet man dabei die Idee von einem großen antiken Park zur Verwirklichung geführt. Da sind größere Baum-Gruppen, mit weitläufigen Rasenplätzen abwechselnd vertreten, und an belebenden Wasserfällen fehlt es ebenfalls nicht. Ueber diese ganze breite und schöne ausgedehnte Fläche sollen nun die Ausstellungen des Landbaues und der Gartenkunde, die Vieh- und Geflügelschaustellungen, die Fortschritte der Fischzucht, die Modelle von Wohngebäuden, ferner Wirthschaftsgeräthe von jedweder Varietät und von allen Nationen, und zwar von dem rohen Holzstücke an, womit die Indianer die Erde aufwühlen, bis zu den neuesten Verbesserungen des Dampfpfluges hin ihre Plätze finden. Gleichzeitig sollen dort aber auch Brennereien und andere Fabricationszweige aufgestellt werden, welche mit der Landwirthschaft in Verbindung stehen, und es ist überdies auch ein Versuchsfeld abgegrenzt, auf welchem alle Arten von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen unter den Augen von Preisrichtern in Wettkampf treten werden. Außerdem wird nun dieser Raum rings um den Ausstellungspalast herum mit schönen Exemplaren von den Lastthieren der verschiedenen Länder unserer Erde belebt sein. Auch die Insecten, welche für das Wohl des Menschen arbeiten, werden hier in ihrer Thätigkeit zur Schau gestellt werden. Der Seidenwurm wird auf seinem Maulbeerblatte fressen und die Biene in ihren wächsernen Zellen arbeiten, und auch die Purpurschnecke kann auf ihrem Eichenblatte, oder wie sie sich in Mexiko darstellt, gesehen werden, gleichwie endlich die Musterbienenstöcke und moderne Cocongespinnste auf der Cactuspflanze ebenfalls vertreten sein werden.

In den Alleen des Parks sind dann wieder prachtvoll arrangirte Bassins oder Teiche hergestellt, in denen die Fische, die Crustaceen und Mollusken, welche sich dem Menschen nützlich erweisen, in ihrem natürlichem Stande Aufenthalt nehmen sollen, und gewiß wird so mancher Besucher der Ausstellung gerade hierbei überrascht sein, wenn er die verschiedenen Systeme der modernen Fischzucht hier lebend vertreten erblicken wird und sich überzeugt, daß auch diese neue Wissenschaft, welche in unserer Gegenwart erst seit den letzten Jahren systematisch cultivirt und aufgenommen worden ist, und von der wir jetzt eben nur die Früchte zu ziehen anfangen (wiewohl es übrigens schon längst von der Chemie ermittelt worden war, daß der Lachs z. B. in seinen nährenden Eigenschaften dem Rindfleisch am allernächsten kommt!) — während man im äußersten Osten dieselbe schon so lange vorher genau kannte und ausbeutete. Doch bleibt freilich gerade hierbei noch vieles zu erlernen übrig. Es findet gerade dieser Culturzweig von Seiten des Kaisers von Frankreich, beiläufig gesagt, die wärmste Förderung, wie er denn namentlich die lehrreichen Versuche des bekannten Coste mit großer Liberalität unterstützt hat, trotzdem dessen kostbare Experimente in der Austern-Cultur nach neuesten Notizen darüber die gehegten Erwartungen gar nicht befriedigt haben sollen. Jedenfalls wird diese Preisbewerbung unter den Vertretern der Fisch-Cultur ein höchst interessanter Theil von der nächstjährigen Ausstellung werden, zumal denn auch die Schwester von der berühmten Tragödin Mlle. Rachel sich als hervorragende Experimentalistin dabei erweisen soll.

Die Ausstellung der Pflanzen und Gartengewächse soll überall in den verschiedenen Park-Abtheilungen vertheilt und Fürsorge dafür getroffen sein, daß die Blumen beständig den Jahreszeiten entsprechend während der ganzen Periode erneuert werden, wo die Ausstellung geöffnet ist. Mit den Blumenpartthien und Büschen zugleich sollen auch die verschiedenen Pläne zu Anlagen von Gärten und Treibhäusern nach allen verschiedenen modernen und älteren Systemen ausgestellt werden.

Im Ganzen ist der allgemeine Plan des Parkes im englischen oder pittoresken Stile mit gewundenen Gängen und plötzlich abbrechenden Wendungen beobachtet und zum Vorbilde genommen worden, und selbst bei ihm hat man den Grundzug von dem inneren Ausstellungspalast wieder zur Ausführung gebracht. Es wird nämlich der für ein jedes einzelne Land zugetheilte Theil vom Parke unmittelbar auf der Außenseite von dem dem Lande im Innern des Palastes überwiesenen Raume sich befinden, dergestalt also, daß nachdem der Besucher die Stoffe und Waaren, die Kunsterzeugnisse und Ernährungsmittel aller einzelnen Nationen geprüft hat, er danach eine gleiche Rundreise nach der Landwirthschaft und Gartenkunst von der ganzen Erde machen und dabei die Lastthiere, die Eggen und Pflüge, die Wohnstätten und wirthschaftlichen Producte eines jeden Landes auf seinem Wege kennen lernen kann. Von wo aus also immer er seinen Ausweg aus dem Ausstellungsgebäude nehmen mag, stets wird er sich unter einer breiten Colonnade mit Beeten von den reichsten Blumen davor befinden. Auch die Art und Weise, wie die Oefen und Kessel zur Hervorbringung der bewegenden Kraft für die Maschinen in der Ausstellung vertheilt sind, ist nicht minder genial. Sie werden nämlich alle umschlossen sein, damit sie den Eindruck im Park nicht stören und zwar in regelmäßigen Zwischenräumen rings um den Ausstellungspalast herum placirt werden, und gleichzeitig sollen sie noch dazu dienen, alle die verschiedenen ökonomischen und erfinderischen Weisen zu veranschaulichen, in welchen die so kostbare Dampfkraft in unserer Gegenwart allgemein verwendet wird. Und selbst dies ist noch nicht Alles. Rings um die einzelnen Feuerungsöfen und Siedekessel sind dann wieder die verschiedenen Gewerbe gruppirt worden, welche zu ihrem Betriebe des Feuers bedürfen. Da wird man also den Schmied an seiner Schmiede, den Nagelschmied an seinem Blasebalge antreffen und hier und da wird man mitten unter den Bäumen das rothe Licht von einer Schmiede erblicken oder die metallische Musik von seinem Ambos hören. Und in der Mitte von der einen Gruppe werden dann weiter auch Glasfabrikanten ihr Glas blasen und in einer andern wird der besonders gewandte Gelbgießer das helle, leuchtende Metall wieder in seine Sandform gießen und neben ihm der Emaillenarbeiter mit ängstlichem Blicke seine schönen Arbeitserzeugnisse dem Ofen anvertrauen.

Dieser Wechsel und Uebergang von den regelmäßigen Linien der Gallerien, von der gemessenen Arbeit des Menschen zu der in den offenen Parkanlagen entfalteten Natur wird indessen mit richtigem Kunstsinne, nur allmälig in einander Statt haben. Denn von den Schmieden und Oefen aus gelangt der Besucher erst zu den Ställen und Geflügelhöfen, und er wird dort die

verschiedenen Racen des Thierreichs beobachten können, welche der Mensch seiner Herrschaft dienstbar gemacht hat.

Bei der Militärschule (Ecole militaire) wird sodann ein Fluß geschaffen, der sich in zwei Arme zertheilt und von Westen nach Osten durch den Park fließt und schließlich in die Seine einmündet. In dieser Militairschule werden überdies aber auch Laboratorien eingerichtet, zu dem Zwecke, den Gelehrten zu Experimenten zu dienen und auch ein amphitheatralisch erbauter Hörsaal, in welchem die Professoren, welche neue Theorien erfunden haben, diese im gelehrten Dispüt mit Fachgenossen verfechten können. Ja, selbst die Ufer der Seine sind für die Bequemlichkeit der Besucher angepaßt worden, so daß auch vom Wasser her man bis zu den Ausstellungsräumen gelangen kann. Bekanntlich grenzt nämlich das Marsfeld im Osten unmittelbar an den Seinefluß an. Außerdem werden dort auch Bäder für die Bequemlichkeit der Besucher eröffnet, und dann soll die Seine endlich noch zu hydraulischen Maschinen und anderen Wasseranlagen benutzt werden, von denen die erstern selbstverständlich mit noch den speciellen Zweck haben, den Fluß im Parke mit Wasser zu speisen.

Da nun aber so die Autoritäten an diesem Ausstellungsplane die enormsten Schwierigkeiten und Kosten nicht gescheut haben, um die Sandwüste eines Exercierplatzes in einen zauberischen Park zu verwandeln, so liegt auch der Wunsch von ihnen nahe genug, und rechtfertigt sich von selbst, nun auch den größten Gewinn und Nutzen daraus auszubeuten. Deshalb ist denn schon bestimmt, daß der Park mit den Restaurants aller Nationen täglich bis Mitternacht offen bleiben wird. Und man kann sich denken, was für eine feenhafte Scene es an Sommerabenden sein wird, und welche ungemeine Reichhaltigkeit von Abwechselungen dem Besucher dort geboten bleiben werden, zumal rings umher längs der Umgränzung Theater aller Art sowie Concerte und Clubs abgehalten werden sollen, sämmtlich mit Gasflammen glänzend beleuchtet, gar nicht überdies noch der Lesezimmer und Gesellschaftsräume zu erwähnen, worin die ernsteren Lehren dieser großen Ausstellung denen überlassen bleiben, welche darin etwas Mehreres als ein bloßes Vergnügen suchen.

Dr. H. J. (B. und H. Z.)

Litterarisches.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich mich bei den Kispucianern um die Art und Beschaffenheit der See, ingleichen der umliegenden Länder erkundiget und erfahren hatte,

daß man innerhalb acht Tagen die Ufer des Mezendorischen Kaiserthums erreichen könnte, wenn die Schiffahrt glücklich von statten ginge, und ich von da aus, durch mir schon bekannte und [illegible] Gewässer, gar leicht nach Martinia übersetzen könnte, so beschloß ich, man sollte mit der Fahrt eilen. Denn auf Martinia hatte ich eigentlich mein Absehen gerichtet. Hierzu trieb mich theils die Begierde nach ihren unermeßlichen Reichthümern, theils aber auch dieses, weil sie das Schiffwesen ungemein wohl verstanden und ich dergleichen Leute bei meinem großen Vorhaben nothwendig brauchte. Ueberdies war es auch sonst noch etwas, welches mich antrieb, mir dieses Volk zu unterwerfen, ich wollte mich nemlich, mit einem Worte, an ihnen rächen. Unter den Kaiserlichen Prinzen erwählte ich mir den ältesten zu meinem Reise-Gefährten, indem ich ihm verschwatzte, Ihre Hoheit würden allhier die schönste Gelegenheit haben, Dero Tapferkeit und Verstand sehen zu lassen. Die wahre Ursache aber war, daß ich an ihm ein Unterpfand oder Geißel wegen der Treue der Quamiten haben wollte. Der jüngere Prinz blieb zwar zurück, die Regierung aber trug ich, Zeit meiner Abwesenheit, der Kaiserin, meiner Gemahlin auf, die sich vorjetzt gesegneten Leibes befand. Die ganze Kriegsflotte bestand aus zwanzig sowohl großen als kleinen Schiffen, die insgesammt auf die Art, wie die Schiffe in Martinia, gebauet waren, welches alles der Kispucianische Feldherr Monsenius so angeordnet, welchem ich das ganze Seewesen anvertraut und wozu er die Zeichnungen und Risse mit eigner Hand verfertiget hatte. Denn die Martinianer waren bei den unterirdischen Völkern etwa anzusehen, wie auf unserer obern Erde die Tyrier und Sidonier, oder wie zu unsern Zeiten die Engländer, welche die Oberherrschaft auf dem Meere behaupten wollen. Als ich aber in Martinia ankam, wurde ich allererst gewahr, wie sehr wir in Erbauung unserer Schiffe die Martinianische Manier verfehlt hätten.

Wir gingen zu der Zeit unter Segel, als der Planet Nazar in seiner mittlern Größe zu sehen war. Nachdem wir drei Tage zur See gewesen, wurden wir einer großen Insel ansichtig, deren Einwohner gar leicht zu bezwingen waren, weil sie nicht mit einander einig, sondern in verschiedene Partheien zertheilt waren; ingleichen weil sie keine Waffen hatten, auch von selbigen nicht das geringste wußten, sondern mit bloßen Schelt- und Schmähworten gegen einander stritten. Hierin besteht alle ihre Strafe und ihr ganzer Krieg. Die Ubertreter der Gesetze werden bei ihnen ins Gefängniß gelegt, von dannen werden sie, wenn sie des Lasters völlig überführt sind, auf öffentlichen Markt geführet und auf das allerärgste ausschändiret. Hierzu hat man gewisse und besondere Bedienten bestimmt, welche sie Sabutos oder Lästerer und Flucher nennen, die eben so viel sind, als bei uns die Scharfrichter und Stadtknechte. Ihrer Leibesgestalt nach sind sie nur hierin von andern Menschen unterschieden, daß die Weiber Bärte haben und die Männer glatt sind, überdies sind ihre Füße nicht wie bei den übrigen Menschen vorwärts, sondern hinterrücks gekehrt. Als wir hier ans Land gestiegen waren, kamen uns ungefähr dreihundert Canalisken (denn so werden die Einwohner dieser Insel genannt,) entgegen. Diese griffen uns mit ihren gewöhn-

lichen Waffen feindselig an und spien alle Lästerungen und Schmachreden gegen uns aus. Die Schmachreden, welcher sie sich gegen uns bedienten, (wie wir von einem Alectorianer hörten, der die Canaliskische Sprache wohl verstand) waren dermaßen beißend abgefaßt, daß sie dadurch zeigten, sie wären in dieser Art zu streiten vollkommene Meister und daß sie den Grammaticis oder Sprachlehrern auf unserer Erde nichts nachgäben. Da ich aber sattsam überzeugt war, daß uns der Zorn dieser Leute nichts schaden könnte, so verbot ich, gegen dieses Volk einige Gewaltthätigkeit auszuüben; damit ich ihnen aber doch eine Furcht einjagen möchte, befahl ich ein Geschoß los zu brennen, worüber sie dergestalt erschracken, daß sie auf die Knie niederfielen und um Barmherzigkeit baten.

Hierauf stellten sich alsobald die vornehmsten kleinen Könige dieser Insel bei mir ein, thaten mir einen Fußfall, ergaben sich sammt ihren Unterthanen an mich und machten mir die ganze Insel zinsbar, indem sie sagten, sie hielten sichs für keine Schande, von demjenigen überwunden zu werden, der niemals überwunden zu werden verdiente und es wäre billig, daß man sich demjenigen unterwürfe, den das Glück über alle Menschen erhoben hätte. Nachdem wir nun solchergestalt diese Insel zinsbar gemacht und durch deren Zuwachs meine Macht zwar vermehret worden, ich aber doch wegen des weibischen Wesens dieser Leute wenig Ehre erlangt hatte, so lichteten wir die Anker wieder und langten endlich, nach einer glücklichen Fahrt von etlichen Tagen, an den Mezendorischen Ufern an. Hier hielt ich alsobald Kriegs-Rath, in welchem ich mich mit meinen Generalen berathschlagte, ob es besser und rathsamer sei, sich alsobald feindlich zu bezeigen, oder ob man erst Gesandten an den Kaiser schicken und hören wolle, ob er lieber Friede haben und sich ergeben, oder sich durch Gewalt der Waffen unter das Joch bringen lassen wollte? Die meisten hielten für sicherer und anständiger, daß man Gesandten abschickte: Es wurden daher ihrer fünfe ausgelesen, denen diese Gesandtschaft aufgetragen wurde, nehmlich ein Quamite, ein Arctonier, ein Alectorianer, ein Tanachite und ein Kispucianer. Als diese in die Kaiserliche Hauptstadt eingelassen worden, fragte sie alsobald der Statthalter im Namen des Kaisers: Was verlanget ihr, was hat euch für eine Ursache bewegt, so einen weiten Weg bis Mezendore zu segeln und was seid ihr benöthigt? Diesem antworteten die Gesandten: Wir sind weder durch die Gewalt der Wellen hierher verschlagen worden, es hat uns auch nicht etwa ein harter Winter genöthigt, unser Land zu verlassen, es hat uns auch nicht die Gegend des Ortes oder ein unrechtes Ufer betrogen, sondern wir haben unsern Weg mit gutem Bedacht und allem Fleiße hierher genommen und hiermit überreichten sie ihm ein Kaiserliches Schreiben, folgenden Inhalts:

„Nicolaus Klim, ein Gesandter der Sonnen, Kaiser in Quama, König in Tanachis, Arctonien und Alectorien, Großherzog in Kispucien und Herr über Canaliska, entbietet dem Mezendorischen Kaiser Miklopolatu seinen Gruß! Es wird dir nicht unbewußt sein, daß nach dem unbeweglichen Rathschlusse Gottes festgesetzt sei, daß alle Kaiserthümer und Königreiche der ganzen Welt unter der Botmäßigkeit der Quamiten stehen sollen; und da dieser Rathschluß

Gottes unwiderruflich ist, wird es nöthig sein, daß du dich nebst deinem Reiche nunmehr dazu bequemest. Wir rathen dir demnach hiermit zur freiwilligen Unterwerfung und erinnern dich, daß du deine Reiche nicht dem Ausschlage des Krieges unterwerfest, und unsern siegreichen Waffen dich verwegener Weise widersetzest. Schone durch eine freiwillige und behende Ergebung des Blutes der Unschuldigen, und setze dich dadurch selber in bessere Umstände. Gegeben auf unserer Kriegs-Flotte, am dritten Tage des Monats Nimat."

Nach Verlauf etlicher Tage kamen unsere Gesandten mit einer frechen und stolzen Antwort zurück. Wir setzten daher die friedlichen Anschläge bei Seite und stiegen ans Land. Nachdem wir unsere Völker ausgebreitet und in Schlacht-Ordnung gestellt hatten, schickten wir Kundschafter aus, die die Beschaffenheit der Feinde erkundigen sollten. Diese kamen alsbald wieder zurück und berichteten, daß eine feindliche Armee von sechzigtausend Löwen, Tigern, Elephanten, Bären und abscheulich anzusehenden und räuberischen Vögeln im Anmarsche gegen uns wäre. Wir setzten uns daher an einem gelegenen Orte und erwarteten daselbst die Ankunft unserer Feinde. Da nun alles bereit und das Zeichen zum Angriffe schon gegeben war, wurden vier Füchse oder Gesandten vom Feinde an uns abgeschickt, welche über den Frieden mit uns tractiren sollten. Allein nachdem sie sich etliche Stunden lang mit unsern Heerführern unterredet hatten, gingen sie unverrichteter Sache wieder zurück. Und wir erfuhren bald, daß es vielmehr Spione als Gesandten gewesen und bloß zu dem Ende abgeschickt wären, damit sie die Beschaffenheit unserer Armee auskundschaften sollten. Sie stellten sich zwar, als ob sie bald mit mehrerer Vollmacht versehen wieder kommen wollten; da wir aber kurz darauf die ganze feindliche Armee in vollem Marsche grade auf unser Lager anrücken sahen, so konnten wir leicht annehmen, daß hier an keinen Frieden zu gedenken wäre, daher wir auch aufbrachen und hurtig auf den Feind losgingen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Von den Gewalten, die am Webestuhle der modernen Geschichte sitzen, ist gegenwärtig nur die Presse in Thätigkeit. Und dies vielhändige Ungethüm, sich selber überlassen, vergnügt sich damit, sehr remarkable Muster in das Zeug hineinzuwirken. Selbst wenn die fremde Presse uns lobt, müssen wir vor dem „Dessein" auf der Hut sein. Gleichwie es zu den guten Eigenschaften der preußischen Regierung gehört, daß sie sich durch den Lärm des Zeitungstadels nicht aus ihrer Richtung bringen läßt und daß sie das Geschrei der Ankläger nach seinem richtigen Werthe taxirt, so ist sie auch den Verführungen unzugänglich, welche im Lobe ihre Netze ausstellen. Allerdings ist es eine angenehme Abwechselung, wenn einmal auf das gellende Concert der Schmähungen die Melodien des Applauses folgen, gleichwohl darf das Wohlgefühl nicht dem Urtheil ein Schnippchen schlagen, und es bleibt immer rathsam, die Motive zu untersuchen, denen der Beifall entspringt. Doppelt rathsam, wenn uns das Lob aus englischen Zeitungen entgegentönt. Noch sind die leidenschaftlichen Ausfälle, mit denen wir vor zwei Jahren in der britischen Presse überhäuft wurden, nicht vergessen. Damals war Preußen die unerträglich ehrgeizige Macht, deren aggressive Gelüste durch die Indignation Europas gezügelt werden müßten. Was hat uns denn nun plötzlich den Enthusiasmus der Engländer zu Wege gebracht? Ist denn der Brite ein Gefühlsmensch, der sich von augenblicklichen Eingebungen leiten läßt, oder ist er nicht ein berechnender Politiker, der auch seine Begeisterung in den Dienst des Vortheiles stellt? Sicherlich, wenn die englische Presse, nachdem sie gesehen hat, daß ihr Zorn kein Härchen auf unserm Haupte krümmt, plötzlich umschlägt und uns unter süßlichen Geberden Weihrauch streut, so muß sie hierbei ihre Absichten haben.

Vielleicht kommen wir der Lösung des Geheimnisses näher, sobald wir einen ähnlichen Vorgang, welcher der jüngsten Vergangenheit angehört, betrachten. Referatur ad simile ist eine schöne Regel, deren Befolgung sich immer vortrefflich lohnt. Als Louis Napoleon den Staatsstreich gemacht hatte, gab es in England kein Blatt, nicht ein einziges, welches so kühn gewesen wäre, zu Gunsten der bonapartistischen Politik das Wort zu ergreifen. Die ganze britische Presse stand in Feuer und Flammen, jede Feder glühete von der edelsten Entrüstung, jedes Tintenfaß sprühete Blitze gegen den Räuber der Volksrechte. Wer damals die Maßregel Napoleons durch die verzweifelte Lage der französischen Gesellschaft gerechtfertigt hätte, wer nachgewiesen hätte,

daß die zersprengte Nationalversammlung aus Schwätzern bestand, welche dem Volke nicht ein Atom von fester Einrichtung liefern konnte, wer erklärt hätte, daß nur die militärische Straffheit, mit welcher Napoleon die Kräfte Frankreichs zusammenfaßte, diesem Lande die Fähigkeit der Organisation zurückzugeben vermöge, der wäre als ein Weichling, als ein Verräther, als ein erbärmlicher Speichellecker verschrien und in die Acht gethan worden. Doch dauerte es etwa zwei Jahre, da war Napoleon III. für die britische Presse der „weise Mann," der „starke Charakter," der „ehrliche Beförderer französischen Ruhmes". Ein Chorus unfehlbarer Zeitungspropheten verkündete, daß das civilisatorische Heil der Menschheit in Paris liege; entzückte Reformer schrien: „wir müssen bei uns Alles so einrichten, wie es in Frankreich ist, unsere Militäreinrichtungen, unsere Schulen, unsere Gemeindeverfassungen sind hinter der Zeit zurückgeblieben, und wir können nicht besser thun, als wenn wir sofort die französische Centralisation nach England importiren." — Wir übertreiben nicht, wir berichten Thatsachen, die unter unsern eigenen staunenden Augen vor sich gingen, und schon damals hatten wir Gelegenheit, die Fäden, mit denen das Herz Englands gelenkt wird, zu erkunden.

Nach dem Staatsstreiche nämlich fürchtete die britische Politik, daß Napoleon sich und das französische Volk zu einer selbstständigen Macht gestalten werde, die im Stande sein dürfte, dem britischen Einfluß das Gegengewicht zu halten. In den Händen Louis Napoleons lag eine ungeheuere Kraft: warf er sie wider England in die Waagschaale, oder organisirte er dieselbe nur unabhängig von den Interessen Großbritanniens, so war die Gefahr vorhanden, daß die britische Diplomatie den Boden, auf dem sie bis dahin erfolgreich agirt hatte, unter den Füßen verlor. Deshalb mußte der Regent Frankreichs in den Augen der Menschheit herabgesetzt werden, man mußte ihn so zeichnen, als ob er nicht würdig sei, daß ein ehrlicher Mann von ihm ein Stückchen Brot annehme. Und nun, welch ein Wunder geschah! Zwei Jahre nachher empfingen die Engländer von dem Kaiser nicht blos dankbar und freudig ein Brotkrümchen, sondern sie ließen sich von ihm seine Flotte, seine Armee, sein Cabinet, seine Traditionen verschreiben. Mit dem Fürsten, den kein Gentleman grüßen dürfe, wandelten sie Arm in Arm auf der Straße, sie tranken Brüderschaft mit ihm, sie setzten sich mit ihm auf das Pferd der „Integrität der osmanischen Monarchie" und unternahmen in seiner Gesellschaft einen Kreuzzug. Weil Napoleon sich von dem Londoner Cabinet gegen Rußland verwerthen ließ, weil es gelang, die durch den Staatsstreich so fest geschmiedete Waffe Frankreichs gegen den Czaaren zu wenden, darum war der Kaiser das Muster aller Ritterlichkeit geworden und sein Ruhm erscholl von allen Dächern.

Dies ist der Präcedenzfall, an den jetzt erinnert werden muß. Uebrigens, um gerecht zu sein, dürfen wir den englischen Publicisten eine gewisse Aufrichtigkeit nicht absprechen. Die Times hat neulich am Schluß eines Artikels, der des Rühmens über unsere Politik voll war, gerade herausgesagt, daß die preußische Wehrkraft als eine willkommene Eindämmung g e g e n R u ß l a n d dienen werde. Man zeigt also bereits die Richtung, in welcher man uns

hetzen will, man hält uns für naiv genug, daß wir den von allerhand diplomatischen Aengsten und Bedürfnissen geplagten Briten gestatten werden, uns als einen Sturmblock zu benutzen, der in die so wünschenswerthe Einmüthigkeit der continentalen Mächte Bresche legt. Dies ist aber nicht die Aufgabe, die Preußen sich gestellt hat. Soll man etwa von uns sagen, daß wir, um die Arbeit, die wir auf uns genommen, zu vollbringen, kein besseres Mittel gewußt hätten, als die Zerrüttung nach dem Osten weiter zu tragen? England fürchtet die Einmüthigkeit continentaler Mächte. Kann es einen Riß zwischen zwei festländischen Großstaaten hervorbringen, so wird es der kostspieligen Nothwendigkeit, sich zu rüsten, überhoben. Die durch einen Kampf gegen Rußland eröffnete Wunde würde nur der englischen Supremazie zu Gute kommen. Unsere Interessen verknüpfen uns mit Rußland, der Ruhm unserer Waffen liegt nicht auf östlichen Schlachtfeldern.

Wichtiger aber als die Kriegsfrage, die sich ja zunächst nur auf dem Gebiete der Combination bewegen kann, sind die Constituirungsarbeiten unserer Regierung. Preußen hat den norddeutschen Bund einzurichten und das Verhältniß desselben zu Süddeutschland festzustellen. So angenehm und schmeichelhaft es für Preußen sein mag, daß sich südlich des Mains Stimmen erheben, welche den directen Eintritt süddeutscher Länder in den norddeutschen Bund, sowie die gleichzeitige Unterordnung unter die preußische Führung fordern, so kann aus jenen Wünschen doch nur ein geringer staatsmännischer Nutzen gezogen werden. Es ist offenbar, daß die Herren, welche nach Norddeutschlaud die Hände ausstrecken, vor Allem durch den parlamentarischen Anstrich, den die norddeutsche Organisation erhalten soll, lüstern gemacht werden. Die alten Heroen der oratorischen Kunst, die wir doch eigentlich schon bis zum Ueberdruß gehört haben und deren Verse wir auswendig wissen würden, wenn sie nicht gar zu schaal wären, — diese Helden der Rednerbühne sehnen sich nach einer parlamentarischen Kanzel, von welcher sie wieder einmal ihre Allerweltsmittel zur Einigung und Beglückung Deutschlands möchten vernehmen lassen. Es ist nicht etwas Neues und Lebensfrisches, wonach sie trachten, sondern es ist etwas Antiquirtes, dem sie wiederum einen schwachen und erkünstelten Hauch einblasen möchten. Deshalb trägt denn auch das Programm, das sie vortragen, einen vergilbten, schwammigen, formlosen, unpraktischen Charakter. Schwerlich werden sie uns erklären können, wie sie denn ihren Eintritt in den Norddeutschen Bund zu effectuiren gedenken, oder an welchem Punkte das Königreich Preußen die Pforte öffnen solle, durch welche sie einzutreten vermöchten. Der Norddeutsche Bund ist in Folge des Prager Friedens eine vertragsmäßige Gestalt mit genau gezogenen Grenzen und bestimmt qualificirten Mitgliedern. Soll diese Vertragsbasis zu Gunsten einiger constitutioneller Rhetoren wieder verwischt werden? Das einzig Rechtsgemäße wäre, wenn die Herren, welche uns mit ihren Ergebenheitsanträgen bestürmen, sich gleichfalls auf das Terrain des Prager Friedens begeben und von hier aus operiren wollten.

Der Prager Frieden verfügt, daß, während Se. Majestät der König von Preußen ein engeres Bundesverhältniß nördlich der Mainlinie begründen

wird, die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten sollen, und daß, nachdem dies geschehen, die nationale Verbindung der süddeutschen Union mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibe.

Hier ist der Weg deutlich gezeigt, welcher zu betreten wäre, falls die süddeutschen Männer ernstlich die Segnungen eines Anschlusses an Preußen und Norddeutschland wünschen. Mit kleinen Abgeordnetentagen, Ausschußberathungen, Resolutionen können sie nichts zu Stande bringen, diese Mittel sind verbraucht und das Volk hat sich längst von ihnen abgewandt. Bevor der Norddeutsche Bund zu Süddeutschland in verfassungsmäßige Beziehungen tritt, muß doch das letztere erst eine politische Gestalt gewinnen, es muß die vom Prager Frieden vorgezeichnete Union gründen. Wäre das geschehen, dann wären ja die Organe da, mit welchen Preußen und der Norddeutsche Bund verhandeln könnte. Mögen also die Herren, die schleunigst in die Hände Norddeutschlands sinken wollen, zunächst den Körper schaffen, den wir zu umfassen und an uns zu ziehen im Stande wären. Bisher würden wir immer nur in die blaue Luft greifen, und die nationalliberalen Herren Süddeutschlands würden uns nur die Qual jenes Titanen bereiten, der, indem er die Juno zu umarmen glaubte, mit vergeblich lechzenden Händen durch eine Wolke fuhr. Preußen hat den Prager Frieden nicht zum Spaße gemacht. Wer seine Achtung und Liebe für Preußen aufrichtig documentiren will, der beweise auch durch die That den Respect vor dem Vertrage, welchen Preußen geschlossen. Bis jetzt waren die Süddeutschen wohl noch zu bestürzt, um praktisch zu arbeiten, hoffentlich aber werden sie bald ihrem Ruhm staatsmännischer Sagacität Ehre machen.

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage seit 1853.

II.

Die Unterredungen des Kaisers Nicolaus mit dem englischen Gesandten in St. Petersburg, welche im vorigen Hefte dargestellt wurden, gingen von einer doppelten Voraussetzung aus: einerseits von der Thatsache, daß das Türkische Reich an einer Krankheit leide, durch die es der baldigen Auflösung entgegengeführt werde: andererseits von dem Grundsatze, daß Rußland und England dazu berufen seien, im innigsten Einverständnisse die Erschütterungen, welche mit dem Einbruch des Osmanischen Reiches verknüpft sein mußten, zu regeln, zu beherrschen und einer conservativen Neubildung der orientalischen Verhältnisse unterzuordnen.

Indem somit der Czaar einen Bund Rußlands und Englands constituiren wollte, lag hierin zugleich das stille Anerkenntniß eines Faktums, ohne dessen Existenz der Czaar nicht hätte den Plan fassen können, den Orient umzugestalten, nämlich des Factums, daß Europa selber siech und hinfällig sei. Gab es einen kranken Mann in Byzanz, so war Europa ebenfalls krank.

Europa — so mochte der Gedankengang des Russischen Kaisers im Jahre 1853 sein — Europa hat so eben eine revolutionäre Krisis durchgemacht, ohne von derselben vollständig genesen zu sein. Im Gegentheil, statt die Revolution abzuschütteln, hat es dieselbe auf den imperialistischen Thron gesetzt. Der revolutionäre Stoff, statt ausgestoßen zu sein, hat sich, bei scheinbarer äußerlicher Ordnungs-Erstarkung der Staatskörper, auf die inneren Theile der Völker geworfen. Wenn man daher nicht bei Zeiten dafür sorgt, daß diejenigen Mächte, welche sich noch eine kräftige Constitution bewahrt haben, mit positiven Leistungen hervortreten, so wird der revolutionäre Drang, nachdem er sich imperialistisch zugespitzt, die Oberhand gewinnen, und er wird Europa in eine Reihenfolge von Krisen stürzen, während welcher der permanent gewordene Staatsstreich die Ueberbleisel des alten Rechtes umstürzen, aber kein dauerndes neues Recht begründen wird. Es war also eine conservative Idee, die den Kaiser Nikolaus antrieb, seine Lösung der orientalischen Frage aufzustellen. Vom Orient aus wollte der Czaar die Revolution bekämpfen. Erst wenn man dies erwägt, wird der Nebel des Abenteuerlichen und Unmotivirten, der über den Aeußerungen des Czaaren zu ruhen scheint, sich zerstreuen.

Daß die englische Diplomatie recht wohl wußte, wie es damals mit Europa beschlagen war, geht aus den Worten Seymours an den Czaaren hervor, wo der Gesandte an die Ereignisse in Mailand erinnert. Daß jene Diplomatie aber ihre Schlußfolgerungen in einer Richtung machte, welche derjenigen des Czaaren entgegengesetzt war, erhellt aus der Frage, die Sir Hamilton an jene Erinnerung knüpfte, ob es nämlich gerathen sei inmitten der revolutionären Stimmung Europas die Auflösung des türkischen Reiches zu befördern. Hätte der Gesandte den Gedankengang des Kaisers Nicolaus richtig gewürdigt, so würde auch er zu der Conclusion gelangt sein, daß nur die gemeinsame Aktion derjenigen beiden Mächte, die damals die einzigen von der Revolution unberührten waren, — Rußlands und Englands — das Gegengewicht gegen die Revolution schaffen könne.

Sir George Hamilton Seymour schauderte in Hinblick auf die Ereignisse in Mailand, wo Mazzini damals gerade den sogenannten Dolchputsch gemacht hatte. Was war aber diese kindische Insurrection, die in ein Paar Stunden unterdrückt wurde, gegen den späteren Einheitskrieg in Italien, gegen den triumphirenden Garibaldismus, gegen den Raubzug der Unitarier, gegen die Beschimpfung des Papstes? Dasselbe England, dessen Vertreter im Beginn des Jahres 1853 bei dem Anblick des von Mazzini gezückten Dolches sich entsetzte, hat sechs Jahre später gejauchzt und in die Hände geklatscht und der Göttin der Revolution Weihrauch angezündet, als die Mazzinistische Saat aufgegangen war. Daß es aber sich vor Freuden in den Staub werfen

mußte, den die glühenden Räder des Revolutionswagens aufwirbelten, das verdankte es der Politik, die es trotz der Ermahnungen des Czaren einschlug und durch welche es selber die Mächte des Staatsstreiches großsäugte.

Die Idee des Czaren war zu gewaltig staatsmännisch für England: nur Großbritannien war überhaupt damals nicht mehr so gesinnt, wie Nicolaus glaubte. Free England sehnte sich nach der Vermählung mit dem Staatsstreiche.

Die Frage, die der Kaiser Nicolaus formulirte, war einfach diese: Entweder England handelt gemeinschaftlich mit Rußland, und dann bildet sich eine Kraft, welche den Zerstörungen der Revolution im kranken Körper Europas Halt gebieten kann: — oder diese beiden conservativen Großmächte gehen verschiedene Bahnen, England durchkreuzt in mißverständlicher Auffassung der Erfordernisse einer echt conservativen Politik die Absichten des Czaren, und dann bricht der nur verhaltene revolutionäre Stoff heraus, um Europa zu überfluthen und um das Siechthum des Rechtes zu vervollständigen.

Nach welcher Seite sich England neigen würde, war damals noch nicht klar. Die Vertraulichkeit, in welcher der Gesandte und der Minister mit dem Kaiser Nicolaus die Pläne desselben discutiren, mußte in St. Petersburg die Meinung erwecken, daß England sich dem Standpunkte Rußlands anschließen werde.

Unter dieser Voraussetzung übergab Graf Nesselrode dem Sir Hamilton eine Denkschrift, in welcher die in Russell's Depesche enthaltenen Einwendungen beleuchtet waren. Das Memorandum, vom 21. Februar 1853 datirt, lautete:

„Der Kaiser hat mit dem lebhaftesten Interesse und mit einer wahren Genugthuung von der geheimen und vertraulichen, ihm von Sir Hamilton Seymour mitgetheilten Depesche Kenntniß genommen. Den Freimuth, der sie dictirt hat, weiß er geziemend zu schätzen. Er hat darin einen neuen Beweis der freundschaftlichen Gefühle gefunden, welche ihre Majestät die Königin für Ihn hegt.

Als er sich freundschaftlich mit dem britischen Gesandten über die Gründe unterhielt, welche von einem Tage zum andern den Sturz des ottomanischen Reiches herbeiführen können, lag es nicht entfernt in seinen Gedanken, für diese Eventualität einen Plan vorzuschlagen, nach welchem Rußland und England im Voraus über die vom Sultan regierten Provinzen disponiren würden, ein völlig fertiges System und noch weniger einen förmlichen Transactionsentwurf für die beiden Cabinette vorzulegen. Im Sinne des Kaisers hat es sich ganz schlicht und einfach darum gehandelt, sich von beiden Seiten im Vertrauen zu sagen, weniger, was man will, als was man nicht will, was den englischen, was den russischen Interessen widerstreben würde, damit wenn einst der Fall einträte, es jeder Theil vermeide, sich durch seine Handlungsweise in Widerspruch mit dem andern zu setzen.

Es giebt ja weder Theilungsprojecte, noch eine den anderen Höfen als obligatorisch vorzulegende Convention. Es ist ein einfacher Meinungstausch und der Kaiser sieht die Nothwendigkeit nicht ein, vor der Zeit über jene Gegenstände zu sprechen. Gerade aber deshalb hat er sich wohl gehütet,

daraus das Thema einer offiziellen Mittheilung eines Cabinets an das andere zu machen. Indem er sich darauf beschränkte, jenen Gegenstand in Form einer vertrauten Conversation mit dem Vertreter der Königin zu besprechen, hat er den intimsten und vertraulichsten Modus gewählt, sich Ihrer britischen Majestät zu eröffnen, indem er wünschte, daß das wie immer geartete Resultat dieser Unterredungen bleiben solle, was es auch wirklich ist, ein Geheimniß zwischen den beiden Souveränen.

Damit fallen alle Einwürfe, welche Lord John Russell gegen jedes, den anderen Mächten gegenüber, im Falle einer förmlichen Transaction zu beobachtende Schweigen erhebt, da in diesem Augenblicke von einer solchen Transaction in keinem Sinn die Rede ist; und damit verschwinden auch die Inkonvenienzen, die er als möglicherweise das Ereigniß selbst beschleunigend bezeichnet, welchem zuvorzukommen Rußland und England so sehr wünschen, wenn nämlich die Existenz eines solchen Vertrags vor der Zeit Europa und des Sultans Unterthanen bekannt werden sollte. — Was nun den Gegenstand dieses höchst intimen Meinungstausches — den möglichen Sturz des ottomanischen Reiches anlangt, so ist dies ohne Zweifel nur noch eine ungewisse und noch fernliegende Eventualität; man kann ihre Epoche nicht mit Sicherheit bestimmen, und keine wirkliche Krisis ist bis jetzt eingetreten, die deren Realisirung als unmittelbar drohend erscheinen ließe; bei alledem jedoch kann sie nichtsdestoweniger eintreten. Ohne von den stets wachsenden Auflösungsgründen zu sprechen, die der moralische, finanzielle und administrative Zustand der Pforte darbietet, kann sie nach und nach wenigstens aus einer der beiden von dem englischen Ministerium in seiner geheimen Depesche erwähnten Fragen entspringen. Es sieht dasselbe in der That in jenen Fragen nur einfache Streitpunkte, mit welchen die Diplomatie sich gewöhnlich zu beschäftigen hat.

Allein diese Art von Streitpunkten kann nichtsdestoweniger den Krieg und mit ihm alle Consequenzen herbeiführen, die der Kaiser von ihm befürchtet: wenn z. B. in der Angelegenheit der heiligen Stätten die Eigenliebe und die Drohungen Frankreichs, die Pforte zu influenziren, fortfahren, und diese zwingen, uns jede Genugthuung zu verweigern; und wenn von einer andern Seite z. B. das religiöse Gefühl der orthodoxen Griechen, durch die den Lateinern gemachten Concessionen beleidigt, gegen den Sultan die immense Majorität seiner Unterthanen empört.

Was die Affaire Montenegro's anlangt, so kann man sie glücklicherweise nach den neuesten Berichten heute als völlig beigelegt ansehen; allein in dem Augenblicke, wo der Kaiser mit Sir H. Seymour seine Unterredung hatte, konnte man fürchten, daß die Frage eine höchst ernste Wendung nehmen könne. Weder wir noch Oesterreich hätten die länger anhaltende Verheerung oder die erzwungene Unterwerfung Montenegro's zugeben können, die Unterwerfung eines Landes, das bis jetzt in einer factischen Unabhängigkeit von der Pforte gelebt hat, und dem wir schon seit einem Jahrhundert unsern Schutz angedeihen lassen. Die Gräuel, welche der türkische Fanatismus vor Kurzem in Bulgarien, Bosnien und der Herzegowina hat ergehen lassen, ließen die andern christlichen Provinzen der Pforte nur allzusehr vorsehen, das dasselbe Loos

ihrer wartete. Diese Gräuel waren ganz dazu geeignet, die allgemeine Erhebung der unter türkischem Scepter lebenden Christen hervorzurufen, und dessen Sturz zu übereilen. Es fehlt also viel dazu, daß es eine müßige und fantastische Frage, eine allzuferne Eventualität wäre, auf welche der Kaiser die Aufmerksamkeit der Königin, seiner Verbündeten, gelenkt hat.

Gegenüber der Unsicherheit und Morschheit des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in der Türkei solle, nach den vom englischen Kabinete ausgedrückten Wünschen, die höchste Langmuth geübt werden. Der Kaiser hat das Bewußtsein, nie anders gehandelt zu haben. Das englische Cabinet selbst gesteht dies zu. Es ertheilt dem Kaiser wegen der zahlreichen Beweise der von ihm bisher an den Tag gelegten Mäßigung Lobsprüche, die Se. Majestät nicht annimmt, weil Sie dabei nur ihren gebieterischen Ueberzeugungen gehorcht hat. Damit jedoch der Kaiser fortfahren könne, bei der Ausübung dieses Systems der Langmuth mitzuwirken, sich aller Demonstrationen und jeder peremtorischen Sprache zu enthalten, müßte dieses System von allen Mächten zugleich befolgt worden. Frankreich hat ein anderes System angenommen. Durch Drohung hat es gegen den Buchstaben der Verträge die Zulassung eines Kriegsschiffes in die Dardanellen erlangt; an der Mündung der Kannen hat es zweimal seine Reclamationen und Entschädigungsforderungen erst zu Tripolis, dann zu Constantinopel präsentirt; durch Einschüchterung endlich hat es auch bei dem Streite über die heiligen Stätten die Annullirung des Firmans und der feierlichen, dem Kaiser vom Sultan gemachten Versprechungen herbeigeführt. Bei all diesen Kundgebungen der Uebermacht hat England ein völliges Stillschweigen beobachtet, hat weder der Pforte Unterstützungsanträge noch Frankreich Vorstellungen gemacht. Die Consequenz davon ist ganz klar. Die Pforte mußte daraus schließen, daß sie von Frankreich allein Alles zu hoffen wie zu fürchten habe, und daß sie die Reclamationen Oesterreichs und Rußlands ungestraft umgehn dürfe.

So haben sich Rußland und Oesterreich, um zu ihrem Rechte zu gelangen ihrerseits gegen ihren eigenen Wunsch dazu gezwungen gesehen, durch die Einschüchterung zu wirken, da sie es mit einer Regierung zu thun haben, welche nur einer peremtorischen Haltung gegenüber nachgiebt, und so wird die Pforte durch ihre eigene Schuld, oder vielmehr durch die Schuld Derjenigen, die sie im Voraus geschwächt haben, auf einem Wege vorwärts getrieben, der sie noch mehr schwächen muß. Möge daher England sich bemühen (que l'Angleterre s'emploie donc) sie zur Besinnung zu bringen. Möge England, anstatt sich mit Frankreich gegen die gerechtesten Reclamationen Rußlands zu vereinigen, sich vielmehr hüten, den Widerstand der türkischen Regierung zu unterstützen, oder doch nur zu scheinen, dies zu thun. Möge England das erste sein, die ottomanische Regierung, wie es dies selbst für wesentlich hält, aufzufordern, ihre christliche Unterthanen mit mehr Billigkeit und Humanität zu behandeln. Es wird dies das sicherste Mittel sein, dem Kaiser die Nothwendigkeit zu ersparen, sich in der Türkei seiner traditionellen Protectionsrechte, von denen er nur gegen seinen Wunsch Gebrauch macht, zu bedienen und auf unbestimmt lange Zeit die Krisis hinaus zu schieben, die zu

vermeiden dem Kaiser und Ihrer Majestät der Königin in gleicher Weise sehr am Herzen liegt.

Schließlich kann der Kaiser sich nur dazu Glück wünschen, zwischen Ihrer Majestät und sich diesen intimen Meinungsaustausch hervorgerufen zu haben. Er hat darin kostbare Versicherungen gefunden, von denen er mit lebhafter Genugthuung Akt nimmt. Die beiden Souveraine haben sich offen gesagt, was bei der extremen Hypothese, über welche sie verhandeln, ihre betreffenden Interessen unmöglich zugeben könnten, England sieht ein, daß Rußland zu Constantinopel die Festsetzung einer christlichen Macht nicht dulden könne, die stark genug wäre es zu kontrolliren und zu beunruhigen. Es erklärt, daß es für sich auf jede Absicht, auf jeden Wunsch, Constantinopel zu besitzen, verzichtet. Der Kaiser desavouirt ebenfalls jeden Wunsch oder jede Absicht, sich dort festzusetzen. England verspricht, daß es auf kein Arrangement über die für den Fall des Sturzes des türkischen Reichs zu ergreifenden Maßnahmen ohne vorhergegangenes Einverständniß mit dem Kaiser eingehen wird. Der Kaiser übernimmt seinerseits gerne dieselbe Verpflichtung; da er weiß, daß er bei einer solchen Gelegenheit gleichfalls auf Oesterreich, das durch Versprechungen, sich mit ihm einzuverstehen, verpflichtet ist, rechnen kann, so faßt er daher mit weniger Furcht die Katastrophe in's Auge, die zu beschwören, und soweit von ihm abhängen kann, zu entfernen, stets sein Wunsch sein wird.

Nicht weniger werthvoll sind dem Kaiser die Beweise von Freundschaft und persönlichem Vertrauen von Seiten Ihrer Majestät, zu deren Organ sich zu machen Sir H. Seymour bei dieser Gelegenheit beauftragt war. Er sieht darin die sicherste Bürgschaft gegen die Zukunft, welche seine Vorsicht der englischen Regierung andeuten zu müssen geglaubt hat."

Was Oesterreich betrifft, von welchem dieses Memorandum, wie früher der Czaar selber, betheuert, daß es dazu berufen sei, mit Rußland ein und denselben Weg einzuschlagen, so müssen wir es uns für einen späteren Artikel vorbehalten, nachzuweisen, wie viele und große Berechtigung diese Annahme des Czaaren besaß und wie entsetzlich Oesterreich durch die spätere geschichtliche Entwickelung dafür bestraft ward, daß es seinen Beruf verkannte. Indem Oesterreich sich gegen die Wahrheit, daß in Rußland der Hort des Vertragsrechtes sei, die Augen verschloß, richtete es die Hauptstöße der Revolution gegen sich selber und bereitete es sich eine Lage, in welcher es eine Provinz nach der andern, ein Machtgebiet nach dem andern verlieren mußte.

Zunächst beschäftigt uns England. Sein Diplomat und sein Ministerium bemühten sich, im Czaaren den Eindruck wach zu erhalten, daß England und Rußland sich verständigen würden. So hatte Sir H. Seymour nach Empfang der obigen Denkschrift nichts Eiligeres zu thun, als daß er an den russischen Kanzler einen vertraulichen Privatbrief richtete, worin er dem Verdachte entgegentrat, als ob England in diplomatischen Dingen mit Frankreich sympathisire. Der Brief, vom 24. Februar 1853 datirt, lautete: „Mein theurer Graf Nesselrode! In Bezug auf das sehr wichtige Memorandum, das Ew. Excellenz gestern in meine Hände übergeben, fühle ich mich verbunden, eine

Bemerkung zu machen. Diese Staatsschrift muß abgefaßt worden sein unter dem Eindruck, daß die englische Politik in Constantinopel sehr verschieden von dem gewesen sei, was sie wirklich war. Ich kann gewissenhaft und bestimmt versichern, daß der Zweck sowohl der früheren als der jetzigen Regierung Ihrer Majestät der Königin gewesen ist, als ein gemeinsamer Freund in den Streitigkeiten zwischen den alliirten Staaten zu handeln; und daß, weit entfernt, sich im Verlauf der neulichen kritischen Verhandlungen zu Frankreich hingeneigt zu haben, wie behauptet wird, es der Wunsch der Räthe der Königin war — in dem vollen Maß, als es nur einer Regierung gestattet war, die eine neutrale Haltung zu beobachten hatte — daß den Forderungen, die Sr. kaiserl. Majestät Regierung zu stellen das Recht hatte, volle Genugthuung werde. Diese Behauptung würde ich ohne Schwierigkeit mit schriftlichen Beweisen erhärten können. Und füge ich hinzu, bei jeder gerechten Forderung, die England an ein fremdes Cabinet zu stellen in den Fall kommen mag, wünsche ich mir, daß das Benehmen einer befreundeten Macht gegen uns das nämliche sein möge, welches die englische Regierung in der verwickelten Frage der heiligen Orte in Bezug auf die Ansprüche Rußlands befolgt hat. Ich ersuche Ew. Excellenz um Ihre guten Dienste, damit dieses Sachverhältniß, welches das wahre ist, richtig verstanden werde; jedenfalls bitte ich Sie, zu verhüten, daß ein entgegengesetzter Glaube angenommen werde, bevor man sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit meiner Behauptung vergewissert hat."

Es ist erklärlich, daß nunmehr in St. Petersburg die Hoffnung auf ein Zusammengehen mit England sich steigern mußte. Noch an demselben Tage, wo Graf Nesselrode den obigen Brief Sir Hamilton's empfing, machte der Graf dem Gesandten einen Besuch, um einem etwaigen Mißverständniß der Denkschrift vorzubeugen. „Wir überlasen, berichtet Seymour, das Memorandum mit einander, und Graf Nesselrode bemerkte: alles, was gewünscht werde, sei, daß, mit Berufung auf des Kaisers Großmuth und Gerechtigkeitsgefühl, Ihrer großbritannischen Majestät Regierung einige Anstrengungen mache, den französischen Ministern die Augen zu öffnen über die falsche Bahn, in die sie sich durch Herrn v. Lavalette hätten verleiten lassen. Darauf antwortete ich: von solcher Art sei das Verfahren der britischen Regierung nicht bloß bei einer, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten gewesen, und als eine Probe von der Sprache, die Lord John Russell gegen die französische Regierung geführt, wolle ich mir erlaube, ihm einen Auszug aus einer Depesche Lord John Russell's vorzulesen. . . . Graf Nesselrode sprach seine warme Zufriedenheit darüber aus, zu finden, daß Ihrer Majestät Regierung Frankreich so vortrefflichen Rath gegeben habe, und beklagte nur, daß er nicht schon lange in Besitz eines so bündigen Beweises gesetzt worden sei hinsichtlich des Antheils, den Ihrer Majestät oberster Staatssecretair des Auswärtigen bei der Frage wegen der heiligen Orte genommen. Schließlich ersuchte mich der Kanzler, die Stelle im kaiserlichen Memorandum, die mit den Worten beginnt: „Que l'Angleterre s'emploie donc" als den Ausdruck einer Hoffnung, und nicht eines Tadels, zu betrachten — als bezüglich

auf das Verfahren, welches man wünsche, daß es Ihrer Majestät Regierung einschlagen möge, und nicht als eine Anspielung auf das früher befolgte."

Der Petersburger Hof behandelte den Zwischenfall mit einer Sorgfalt, aus welcher hervorgeht, wie großes Gewicht Rußland darauf legte, daß die guten Beziehungen mit England in keiner Weise gestört würden und wie sehr andererseits das russische Cabinet auf die Ehrlichkeit Englands baute. Am 28. Februar (12. März) bat der Kanzler um den Besuch Sir Hamiltons, und übergab dem Letzteren eine andere Copie des Memorandums, auf welche der Kaiser mit Bleistift bemerkt hatte, es thue ihm leid zu finden, daß Sir Hamilton Seymour eine Stelle in dieser Staatsschrift als einen Tadel des Verfahrens der englischen Regierung betrachtet habe; ein Tadel sei hier nicht beabsichtigt gewesen und der Kanzler würde wohl daran thun, dem englischen Gesandten zu eröffnen, daß, wenn letzterer es wünsche, die Denkschrift zurückgenommen und in jenem Punkte geändert werden könne.

Sir Hamilton erwiederte, es erscheine ihm nicht nöthig, das Memorandum auszutauschen, der Kanzler möge ihm nur ein Paar Zeilen zur Erörterung des Sinnes jener Stelle schreiben. Diesem Wunsche willfahrte der Kanzler, indem er in seinem Schreiben nochmals betonte, daß der Kaiser vor allen Dingen wünsche, aus einem ganz und gar persönlichen und freundlichen Verkehr mit der Regierung Ihrer großbritannischen Majestät Alles zu entfernen, was zu einer irrigen Deutung Anlaß geben könnte.

Mittlerweile war in London ein Wechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erfolgt. Graf Clarendon hatte das foreign office, in welchem Lord John Russell kurze Zeit gehaust, übernommen; und anfänglich schien es, als ob Clarendon in noch intimerer Weise die Discussion mit Rußland führen wolle. Clarendon betonte zwar stärker als sein Vorgänger die Ueberzeugung, daß die Türkei noch lebensfähig sei, aber andererseits ließ er sich stricter auf die Zusage ein, daß, wenn der Türkei etwas Menschliches passire, die Lösung der Katastrophe in der Hand Englands und Rußlands bleiben müsse.

Man kann sich des Verdachtes nicht entwehren, daß Lord Clarendon den Petersburger Hof nur ausholen wollte. Am 23. März 1853 schrieb er an Sir G. Hamilton Seymour eine recht kunstvolle Depesche, die, nachdem sie vor der Proclamirung des Unterganges des türkischen Reiches gewarnt, mit den Worten fortfuhr: „Aber angenommen, daß durch unvermeidliche Ursachen die Katastrophe wirklich stattfände, so theilt die englische Regierung ganz die Meinung des Kaisers, daß die Besetzung Constantinopels durch eine der Großmächte mit dem jetzigen Machtgleichgewicht und der Aufrechthaltung des Friedens in Europa unverträglich sein würde, und ein für allemal als unmöglich betrachtet werden muß; daß keine Elemente zum Wiederaufbau eines byzantinischen Reichs vorhanden sind; daß die systematische Mißregierung Griechenlands keine Aufmunterung zur Ausdehnung seines Territoriums darbietet und daß, da die Materialien zur Provincial- oder Communal-Regierung fehlen, Anarchie die Folge sein würde, wenn man die

Provinzen der Türkei sich selbst überließe, oder sie besondere Republiken bilden ließe."

Im weiteren Verlauf der Depesche regte Lord Clarendon den Gedanken eines europäischen Congresses zur Lösung der osmanischen Frage an, fügte aber gleich die Befürchtung hinzu, daß Frankreich sich mit Hülfe eines solchen von den Verträgen von 1815 losmachen könne. Die antirevolutionäre Färbung, welche Clarendon's Schreiben hierdurch erhielt, mußte den Kaiser Nicolaus so ansprechen, daß er unter der Voraussetzung des conservativen Einverständnisses mit England die Einwände Clarendons wohl als nebensächlich betrachten durfte.

„Der Kaiser, so betheuert Clarendon in der Depesche, kennt vollkommen die Stoffe, die unter der Oberfläche der bürgerlichen Gesellschaft in beständiger Gährung sind, und er weiß, wie leicht sie selbst in Friedenszeiten hervorbrechen. Se. kaiserl. Majestät wird daher wohl nicht der Meinung widerstimmen, daß der erste Kanonenschuß das Signal werden kann zu einem sogar noch unheilvolleren Zustand der Dinge, als es die Trübsale sind, die der Krieg unvermeidlich in seinem Gefolge mit sich bringt. Aber ein solcher Krieg würde das Resultat der Auflösung und Zerstückelung des türkischen Reiches sein, und daher das ängstliche Verlangen der Regierung Ihrer Majestät die Katastrophe abzuwenden. Auch kann dieselbe nicht zugeben, daß die Symptome türkischen Verfalls jetzt augenfälliger sind, oder rascher um sich greifen, als in den letzten Jahren. Noch giebt es große Energie und großen Reichthum in der Türkei; es fehlt nicht an Neigung, das Regierungssystem zu verbessern; die Corruption, wiewohl unglücklicher Weise groß, ist doch nicht von einer Art, noch von einer Ausdehnung, welche die Existenz des Staats bedroht; die Behandlung der Christen ist nicht hart (not harsh). Ihrer Majestät Regierung glaubt, daß die Türkei nur Nachsicht von Seiten ihrer Alliirten bedarf, und den Entschluß, deren Ansprüche nicht auf eine für die Würde und Unabhängigkeit des Sultans demüthigende Weise ungestüm geltend zu machen — kurz, jene freundliche Unterstützung, welche die Schwachen, Staaten sowohl wie Individuen, von den Starken zu erwarten berechtigt sind — um nicht blos ihr Dasein zu fristen, sondern allen Grund der Besorgniß, hinsichtlich ihrer Auflösung, zu beseitigen. In diesem Werk des Wohlwollens und gesunder europäischer Politik wünscht Ihrer Maj. Regierung mit dem Kaiser zusammenzuwirken; sie fühlt vollkommenes Vertrauen in die Rechtlichkeit der Absichten Sr. kaiserlichen Majestät, und da sie die Genugthuung hat zu denken, daß die Interessen Rußlands und Englands im Orient völlig identisch sind, so hegt sie die ernstliche Hoffnung, daß eine ähnliche Politik dort vorwalten und dazu dienen werde, die Allianz zwischen den beiden Ländern zu stärken, welche zu fördern gleicherweise der Zweck Ihrer Majestät und der Regierung Ihrer Majestät ist."

Es war manches Verfängliche in diesem Schreiben Clarendon's, dessen gewundener Stil gegen den ehrlichen Ton des braven Russell arg abstach, und der in künstlicher Drehung die Entente cordiale mit Rußland in Anspruch zu nehmen schien, um die Pforte zu conserviren. Aber wenn auch

der Czaar durch die Depesche Clarendon's, der unter dem Tone des Gentleman bereits die Unaufrichtigkeit verhüllte, hätte gewarnt werden können, so war es zu spät. Schon hatte der Kaiser Nicolaus im Vertrauen auf das richtige Urtheil Englands den Fürsten Menschikoff nach Byzanz geschickt.

Das Königreich Böhmen.

IV.

Wohl die wichtigste Erwerbsquelle der Bewohner bildet die Landwirthschaft. Da, mit Ausnahme der Grenzgebirge und der an ihrem Fuße sich hinziehenden Strecken, das ganze übrige, wellenförmige Land einen mehr oder weniger ergiebigen und fruchtbaren Boden enthält, so findet der bei weitem größte Theil der Bevölkerung, namentlich derjenigen, die das Innere des Landes bewohnt, bei dem landwirthschaftlichen Betriebe Beschäftigung. Nur in den Böhmen umschließenden Gebirgen wo der magere, von Regen und Schneewasser abgespülte Boden nicht so viel Früchte hervorbringen kann, als zum Lebensunterhalte der zahlreichen, die Gebirge bewohnenden Volksmenge nöthig ist, ist an die Stelle des landwirthschaftlichen Betriebes eine sehr regsame gewerbliche Thätigkeit getreten. Der übrige Theil der Bevölkerung beschäftigt sich vorzugsweise mit der Landwirthschaft und hat durch ihren Fleiß und unterstützt durch die Ergiebigkeit des Bodens, Böhmen zu einem der physisch cultivirtesten Länder gemacht. Außer den Bemühungen der österreichischen Regierung, die von jeher durch Gesetzgebung und Unterstützung die Landwirthschaft zu fördern bestrebt war, tragen zur Hebung derselben auch verschiedene landwirthschaftliche Vereine bei. So bestehen in Prag eine ökonomisch-patriotische Gesellschaft, eine Gartenbaugesellschaft, ein Forstverein, ein pomologischer Verein, ein Schafzüchterverein. Auch giebt es ebendaselbst mehrere landwirthschaftliche Versicherungsanstalten, wie eine Hagelversicherungsgesellschaft, wechselseitige Brandschadenversicherungsgesellschaften.

Der Ackerbau befindet sich in Böhmen in einem blühenden Zustande. Die Größe der als Ackerland benutzten Bodenfläche belief sich im Jahre 1854 auf 388,$_{89}$ österr. Q.-M. Die gewöhnlichen Getreidearten, die hier gebaut werden, sind Hafer, Roggen, Gerste und Weizen, vornehmlich die drei ersteren. Getreide ist in genügender Menge, selbst zur Ausfuhr vorhanden. Im Jahre 1851 ergab der Getreidebau 420,328,000 wiener Metzen. — An Hülsenfrüchten hat Böhmen einen Ueberfluß, namentlich an Erbsen, dann aber an Fisolen, Bohnen und Linsen. Der Ertrag an Hülsenfrüchten belief sich im Jahre 1851 auf 1,298,000 wiener Metzen. Der Anbau der Kartoffel ist im ganzen Lande und vorzüglich im Gebirge so bedeutend, daß diese

Frucht das einzige Nahrungsmittel der Gebirgsbewohner und sonst der gemeinen Klasse bildet. Im Jahre 1851 wurden an Kartoffeln 16,442,000 wiener Metzen gewonnen. — Kohlkopf (Kraut) wird sehr viel gebaut. Häufig wird sein Anbau gartenmäßig betrieben. Ebenso werden Rüben fleißig gepflanzt. Namentlich gewinnt die Runkelrübe immer mehr Boden, da die Erzeugung des Runkelrübenzuckers große Fortschritte macht. — Der Anbau von Wicken ist von Belang. — Sehr ausgedehnt ist der Kleebau; für Böhmen bildet der Kleesamen einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel. — Gegenstände des Ackerbaus sind ferner Zwiebeln, Knoblauch und Meerrettig. — Unter den Handelspflanzen, die Böhmen in größerer Menge hervorbringt, sind der Flachs, Hanf, Hopfen und Raps die wichtigsten. Der Flachsbau sagt dem Gebirgsboden besonders zu und ist nach der Kartoffel die Hauptnahrpflanze des böhmischen Gebirges. Er wird stark, vorzüglich in den nord- und südöstlichen Grenzgebirgen, dann im pilsener Kreise, besonders in dessen nordwestlichen Gegenden, als ein Hauptproduct des Bodens gebaut und ist von vorzüglicher Güte. Sein Anbau, seine Zubereitung, Verspinnung, Verwebung, Bleichung, Färbung, Druck u. s. w. beschäftigt viele Tausende. Im Jahre 1851 betrug der Ertrag an Flachs 198,700 wien. Ctr. Bedeutend geringer ist der Anbau des Hanfes. An Hanf wurde im Jahre 1851 gewonnen 7900 wien. Ctr. Der Hopfenbau ist in Böhmen von großem Belange, wo, namentlich im Egerthale, eine besondere Sorgfalt darauf verwendet wird. Von jeher bildete er einen eigenthümlichen Kulturzweig dieses Landes und hat bis jetzt siegreich die Concurrenz mit dem Auslande, wo der böhmische Hopfen gesucht ist, bestanden. Die Erzeugungsmenge deckt hinlänglich den Bedarf, so daß noch etwas zur Ausfuhr erübrigt. Der Ertrag belief sich im Jahre 1851 in Böhmen auf 36,900 wien. Ctr. Der Anbau von Raps hat in neuerer Zeit in Böhmen ungemein an Ausdehnung gewonnen. Die jährliche Ernte wird daselbst auf 120,000 Ctr. geschätzt. — Außerdem werden noch Kümmel, Fenchel, Anis, Cichorien und Mohn gebaut.

Der Bau der Gemüse und Küchengewächse ist nicht unbedeutend.

Der Obstbau wird in Böhmen so stark betrieben, daß nicht bloß der eigene Bedarf an Obst hinreichend gedeckt ist, sondern jährlich noch eine bedeutende Menge gewonnenen Obstes, sowohl im frischen als gedörrten Zustande, zur Ausfuhr erübrigt. Die Bereitung von Obstmuß und Zwetschkenmuß bilden in Böhmen einen Gegenstand der industriellen Thätigkeit für die Bewohner.

Böhmen gehört zwar nicht zu den Weinländern, gleichwohl wird auch dort der Weinbau betrieben. Im Jahre 1851 umfaßten die Weingärten daselbst einen Umfang von 0,45 österr. Q.-M.; der erzeugte Wein betrug 50,000 wien. Eimer. Die edelste Sorte ist der Melniker Wein.

Der Wiesenbau wird in Böhmen sorgfältig betrieben, und das Weideland in ausgiebigem Maße anderen Kulturen zugeführt. Im Jahre 1851 umfaßten die Wiesen und Gärten einen Umfang von 94,80 österr. Q.-M., die Weiden 61,15 österr. Q.-M.

Die Forstcultur befindet sich in Böhmen auf einer hohen Stufe der Ausbildung.

Die Viehzucht ist im Großen und Ganzen als gut zu bezeichnen. Was zunächst die Pferdezucht anlangt, so ist dieselbe in Böhmen zu Hause. Die böhmischen Pferde sind vorherrschend mittleren Baues. Im Jahre 1851 gab es davon 159,466. Förderungsmittel der Pferdezucht sind die militärischen Beschäl- und Remontirungsanstalten und die Gestüte. Ein Hofgestüte befindet sich zu Kladrul in Böhmen. Oeffentliche Pferderennen, mit welchen Preis- und Prämienvertheilungen verbunden sind, werden jährlich in Pardubitz abgehalten. — An Maulthieren und Eseln waren im Jahre 1851 nicht mehr als 247 Stück vorhanden.

Bei dem böhmischen Rindvieh ist zwar der gewöhnliche Landschlag überwiegend; doch giebt sich unverkennbar ein Fortschritt in der Rindviehzucht kund, der hauptsächlich der Kreuzung mit tyroler, salzburgischen und steiermärkischen Racen zu verdanken ist. Im Jahre 1851 wurden 1,058,315 Stück Rindvieh in Böhmen gezählt. — Die Milchwirthschaft ist in Böhmen zu Hause. Der jährliche Ertrag an Kuhmilch beläuft sich daselbst auf ca. 765$^9/_{10}$ Mill. wien. Maß, der jährliche Ertrag an Butter und anderen Milchproducten auf 536,000 wien. Ctr., der Ertrag an Käse auf 242, 000 wiener Ctr.

Die Schafzucht findet in Böhmen, wo die Zucht feinwolliger Schafe sehr veredelt wurde, eine vorzügliche Pflege. Im Jahre 1855 wurden in Böhmen 3,400,000 Schafe gezählt. Die Wolle ist unter den Rohnaturproducten Böhmens einer der bedeutendsten Handelsartikel. Die Wolle gehört zu den feineren Sorten.

Die Ziegenzucht wird von den ärmeren Landbewohnern, besonders in den gebirgigen Gegenden ziemlich stark betrieben. An Ziegen fanden sich im Jahre 1851 110,200 Stück in Böhmen vor. — Verbreiteter und von größerer Bedeutung ist die Schweinezucht. Im Jahre 1851 gab es in Böhmen 244,300 Schweine.

Federvieh wird in großer Menge (1855: 7,273,000 Stück) gezogen; denn der jährliche Bedarf des Landes ist sehr beträchtlich. Am verbreitetsten ist die Hühnerzucht, dann die Gänsezucht. Die letztere begründet einen erheblichen Handel mit Federn. Auch die Zucht der Truthühner und Tauben ist nicht unbedeutend.

Die Bienenzucht wird gleichfalls in Böhmen nicht vernachlässigt. Im Jahre 1851 belief sich die Anzahl der Bienenstöcke daselbst auf 106,300 Stück. Dagegen ist die Seidenraupenzucht von geringem Belange.

Die Jagd ist in Böhmen von Bedeutung, doch beschränkt sich dieselbe jetzt meist auf Hasen, davon jährlich gegen 200,000 geschossen werden, und auf wildes Geflügel (Gänse, Möven), von dem es auf den vielen großen Teichen eine bedeutende Menge giebt. Auerhühner und Birkhühner werden vorzüglich in den Grenzgebirgen in ziemlicher Anzahl geschossen, weit mehr aber Rebhühner, von denen durchschnittlich jährlich 30,000 nach Prag geliefert werden. Die Zucht von Fasanen ist in Böhmen ergiebig. Der böh-

mische Fasan ist berühmt und wird im Winter in entfernte Länder versendet.

Die Fischerei, die entweder Fluß- oder Teichfischerei ist, wird meist nur als Nebenbeschäftigung, aber dennoch mit dem reichlichsten Erfolge betrieben, da fast alle Flüsse und ebenso auch die vielen Teiche und Weiher ungemein fischreich sind. Die Teichwirthschaft wird unter den Ländern der österr. Monarchie in Böhmen, Mähren und dem eigentlichen Oesterreich am vollkommensten besorgt.

V.

Der Bergbau wird in Böhmen seit Alters her ausgedehnt betrieben. Die zum Bergbau verliehenen Flecken bedeckten im Jahre 1855 einen Raum von 98,056,742 wiener Quadrat-Klaftern. Unter den vielen Mineralien, die in Böhmen gewonnen werden, sind Silber, Blei, Eisen, Stein- und Braunkohlen die wichtigsten. — Böhmen wird für Bergsachen in 4 berghauptmannschaftliche Districte getheilt, von denen der Kommotauer den bei weitem größten Flächenraum umfaßt. Das Montanwesen dieses Districtes bilden folgende Berg- und Hüttenbetriebe: Der Bergbau auf Silber-, Kobalt-, Nickel-, Wismuth- und Uranerze bei Joachimsthal, dessen Grubenfelder beinahe 3½ Mill. Quadrat-Klafter betragen (1855: 8570 Mark Silber); der Bleibergbau bei Bleistadt und Königswart, der Zinnbergbau im böhmischen Erzgebirge, der Zinkblendebergbau am sogenannten Kaffenberge bei Joachimsthal, der Braunsteinbergbau bei Platten, der Eisensteinbergbau und die Roheisenerzeugung (1855: 93,134 Ctr.) im Erzgebirge und Böhmerwalde, und der Braunkohlenbergbau von der Elbe bei Aussig bis zum Böhmerwalde (1855: 6,311,495 Ctr.). Im Kuttenberger Districte werden vorzüglich Silber und Blei, Steinkohlen, Braunkohlen, Grafit, Eisenerze (1855: 73,275 Ctr. Roheisen), Kupfervitriol, Schwefel und Vitriol, Arsenik und Arsenikglas, im pilsener Bleierze (bei Mies, 1855: 16,360 Ctr.), Zinkblende (bei Merklin), Steinkohlen (bei Radnitz, Pilsen, im Wittunawalde und bei Wranau, 1855: 2,545,571 Ctr.), Braunkohlen (bei Cohnitz), Eisenerze (bei Rokitzan), Alaunschiefer und Eisenkies, im Przibramer Districte endlich Silber und Blei (1855: 51,908 Mark Silber und 40,374 Ctr. Blei, der Silber- und Bleibergbau um Przibram ist einer der berühmtesten und bekanntesten auf dem Continente), Gold (bei Eule, südlich von Prag), Schwarzkohlen (1855: 7,144,460 Ctr.) und Eisenerze (darunter der Eisenerzbergbau zu Neujoachimsthal einer der reichsten Deutschlands) gewonnen. Es bestehen überhaupt im Kommotauer Districte 2 Silber-, 4 Zinn-, 1 Blei-, 11 Eisenhütten- und 8 Alaun- und Mineralwerke, im Kuttenbeger 13 Bergbaue auf Silber, Kupfer und Arsenik, 2 Bergbaue auf Schwefel, 18 Eisenwerke, 31 Schwarz- und Braunkohlenbergbaue, 17 Grafitwerke; im Pilsener 2 Bergbaue auf Gold, 22 auf Blei, 1 auf Antimon, 2 auf Zinkblende, 5 auf Schwefelkies, 27 auf Vitriolschiefer, 6 auf Eisensteine, 114 auf Stein- und 1 auf Braunkohlen; im Przibramer 3 Bergbaue auf Gold, 2 auf Silber, 30 auf Eisensteine, 205 auf Steinkohlen, 3 auf Kupfer und 4 Vitriol- und Alaunschieferwerke. — Förderungsmittel des böhmischen Berg- und Hüttenwesens sind:

der montanistische Verein im Erzgebirge zu Joachimsthal, die montanistische Section bei dem Gewerbeverein zu Prag und die montanistische Lehranstalt zu Przibram. — Der Bergbau (insofern er das Rohmaterial liefert) beschäftigt ohne die Köhler und sonstigen Nebenarbeiter, sowie ohne die bei Gewinnung der Erden und Steine verwendeten Individuen zu zählen, in Böhmen 22,500 Individuen.

VI.

Wie im Ackerbau, so nimmt Böhmen auch im Gewerbfleiße unter allen österreichischen Landschaften unbedingt die erste Stelle ein. Die Glanzpunkte der böhmischen Industrie finden sich in den Glas-, Leinen-, Baumwollen-, Tuch- und Eisenwaaren; die Sitze der Manufakturen und Fabriken sind außer der Hauptstadt Prag, vorzugsweise die Gebirgsgegenden, namentlich im nördlichen Böhmen, welche von einer zahlreichen, armen und arbeitsamen Menschenklasse bewohnt werden und, weil der magerer Boden dieser zahlreichen Volksmenge nicht die erforderlichen Subsistenzmittel gewährt, dieselbe zur gewerblichen Thätigkeit gezwungen hat, und so Sitze der Industrie in Leinwand, Kattun, Tuch, Glas und Eisen, sowie der übrigen Metalle und der davon abhängenden Arbeiten geworden sind. Die Blüthe der Industrie Böhmens ergiebt sich schon daraus, daß von dem Gesammtwerthe der Industrie-Erzeugnisse der österr. Monarchie, der im Ganzen auf 1000—1200 Mill. fl. C. M. zu schätzen ist, 1/6 allein auf Böhmen entfällt (1/7 auf Nieder-Oesterreich und Wien, 1/10 auf Mähren mit österr. Schlesien). — Im Jahre 1856 betrug die Gesammtzahl der Handel- und Gewerbtreibenden in Böhmen 205,114, und die Anzahl der bei der Industrie und den Gewerben verwendeten Hilfsarbeiter 218,508. An Fabriken und Manufacturen, sowie an anderen Gewerben waren im Jahre 1850 in Böhmen vorhanden, und zwar an:

Fabriken und Manufacturen	1,389
Wechslern und Waarenhandlungen . . .	3,882
Polizeigewerben*)	85,345
Commerzialgewerben	41,866
Besonderen Beschäftigungen	5,957

Zur Beförderung der Industrie dienen: die Gewerbsvereine in Prag, die Handels- und Gewerbekammer ebendaselbst, die Gewerbeproducten-Ausstellungen, welche zu bestimmter Zeit veranstaltet werden, und mehrere technische Real- und Gewerbeschulen.

Was die einzelnen Zweige der gewerblichen Industrie und zwar vorerst die Industrie in Mineralstoffen betrifft, so nimmt die vorzüglichste Stelle die Glasfabrikation ein, worin Böhmen seit lange vor allen übrigen Ländern auf der ganzen Erde entschieden den Vorzug behauptet. Das böhmische Glas ist das beste und wird nur in einzelnen Sorten vom englischen über-

*) Polizei- und Commerzialgewerbe sind concessionirte Gewerbe, von denen die ersteren diejenigen umfassen, deren Absatz nur auf den Ortsbedarf, wo sie bestehen, beschränkt ist, während die letzteren auch für den auswärtigen Verschleiß betrieben werden.

troffen; es ist in Syrien und Aegypten, in Spanien und Mexico bekannt. — Im Jahre 1856 waren 83 Glashütten in Böhmen vorhanden, welche 228,890 wien. Ctr. producirten. Böhmen übertrifft in der Menge der Glaserzeugung bei weitem alle übrigen Landschaften der österr. Monarchie; denn selbst Venedig, das hierin Böhmen zunächst kommt, erzeugt jährlich nur 69,500 wien. Ctr. — Die Rohglaserzeugung gewährt einer großen Anzahl von Menschen, die meist in den Gebirgsthälern wohnen, andauernden Erwerb. — Für Veredlung des Rohglases bestanden (1856) in 21 Orten des nordöstlichen Böhmens Perlenschleifereien mit 2715 Schleifsteinen, die an Perlen, Bijouterien und Lustresteinen jährlich 5000 wien. Ctr. im Werthe von 2,400,000 fl. C. M. produciren, und außerdem eine große Menge von Hausschleifern, besonders um Haida mit 5300 Schleifstätten.

Nächst der Glasfabrikation nimmt für Böhmen in der gesammten Montanindustrie die Eisenindustrie den ersten Platz ein. In diesem Industriezweige steht Böhmen in der österr. Monarchie nur den Alpenländern nach und beschäftigt eine große Menge Menschen. An Raffinirwerken wurden im Jahre 1851 in Böhmen 63 Eisen- und Stahlhämmer gezählt, welche im Jahre 1854 441,241 wien. Ctr. raffinirter Waare producirten. — Von großer Wichtigkeit ist die Eisendraht-Erzeugung, welche in Böhmen sehr belangreich ist. Ferner bestehen daselbst Gewehrfabiken, unter denen die in Karlsbad bedeutend ist. Auch andere Handwaffen werden in Böhmen verfertigt. — Große Maschinenfabriken sind zu Prag und Reichenberg. Zinn wird unter den österr. Landen am meisten in Böhmen verarbeitet. In Quincaillerie und levinschen Waaren steht nächst Wien Böhmen oben an. Auch die Glockengießerei wird in Böhmen ziemlich stark betrieben. Die Schriftgießerei wird zwar gleichfalls in Prag betrieben, liefert aber Erzeugnisse von minderem Belange.

Die Industrie in Gold- und Silberwaaren ist nächst Wien und Venedig auch in Prag von hoher Bedeutung und beschäftigt eine Menge Gold- und Silberarbeiter-Meister nebst Hilfsarbeitern.

In Prag finden sich auch größere Etablissements für Erzeugung geometrischer und optischer Instrumente, sowie physikalischer und chemischer Apparate. In Prag werden auch allerhand musikalische Instrumente, wie Klaviere und Orgeln, Streich- und Blasinstrumente verfertigt.

Auch die Uhrmacherei ist in Prag von Belang.

Thonwaaren-Industrie. Die Erzeugung gebrannter Ziegel bildet theils eine periodische Nebenbeschäftigung der Grundbesitzer, theils hat sie sich zum gewerblichen Betriebe ausgebildet. Im Jahre 1856 bestanden 1464 Ziegelbrennereien in Böhmen. Außerdem werden in allen Kreisen ordinäre Töpferwaaren, sowie Steingut verfertigt. Die Porzellanfabrikation hat in neuerer Zeit sowohl in Bezug auf Quantität als Qualität der Erzeugnisse zugenommen. Nach der Porzellanfabrik in Wien stehen die Porzellanfabriken Böhmens oben an. Im Jahre 1857 standen daselbst 12 Porzellanfabriken im Betriebe.

Die Industrie in Steinen betreffend, so blüht in Böhmen vorzüglich die **Granatenschleiferei.**

Für die **Buchdruckerei** bildet nächst Wien Prag eine Hauptstätte.

VII.

Uebergehend auf die Industrie in Pflanzen- und Thierstoffen, beginnen wir mit der Industrie in **Flachs** und **Hanf** und in **Leinenwaaren**, einem der ältesten böhmischen Gewerbszweige und lange Zeit dem wichtigsten in Böhmen. In Folge der raschen Entwickelung der Baumwollindustrie, des Verlustes an auswärtigen Märkten u. s. w. hat sie in neuerer Zeit zwar gegen früher sehr abgenommen, ist aber dennoch wegen der großen Menge von Menschen, welche sie beschäftigt, noch immer von höchstem Belange.

Die **Flachsspinnerei** ist fast ausschließlich noch Handspinnerei und meistens eine Nebenbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung. **Maschinen-Flachsgarnspinnereien** gab es im Jahre 1854 9 in Böhmen. Die **Leinweberei** ist gleichfalls meist Handweberei. Die Hausweberei, größtentheils landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung, setzt außer dem Hausbedarfe nur ordinäre Sorten in den Handel. Außerordentlich vielseitig ist dagegen die eigentliche für den Handel arbeitende Weberei, die theils in Leinwandfabriken, theils von Commerzialwebern, theils als Nebenbeschäftigung von Landwebern betrieben wird, alle nur erdenklichen Leinengattungen nach allen Stufen der Vollkommenheit producirt und unter allen österr. Landen in Böhmen am bedeutendsten ist. Ueberhaupt gehört Böhmen nebst Sachsen, der Lausitz, preuß. Schlesien und Westphalen zu den deutschen Hauptländern, in denen die Leinwandfabrikation im Großen getrieben wird; aber in Böhmen wird mehr feine Leinwand gemacht, als in Schlesien. Im Osten ist der Hauptsitz der Spinnerei und Weberei, im Norden wird die feinere Appretur vollendet und überhaupt die vorzüglichsten weißen Waaren in Leinwand, Zwirn u. s. w. verfertigt. Die Herrschaften Rumburg, Schluckenau, Hainspach, Schönlinde, Georgswalde, Böhmisch-Kamnitz sind die Hauptsitze der Leinwand-Industrie. Hier verfertigt man aus gebleichten schlesischen und mährischen Garn die herrlichsten Leinwande. Ein anderer Hauptsitz ist im Riesengebirge um Trautenau, Arnau, Hohenelbe, Packau, Chlumetz, Branna (hier der Sitz der allerfeinsten, sowie in Hohenelbe und Starkebach der größten Schleierweberei) und Starkebach, wo aus rohem, auf der Spindel gesponnenem Lothgarn die schönste Leinwand und schöner Battist gewebt wird. Im königgrätzer Kreise sind die meisten Leinweber. — **Zwirn** wird in Böhmen für die ganze österreichische Monarchie gewiß für 1 Million Gulden Silber gearbeitet, hauptsächlich im leitmeritzer Kreise. Außerdem sind auch Zwirnfabriken in Hohenelbe, Joachimsthal und Grulich, welche über 1000 Menschen beschäftigen. **Strick- und Wirkwaaren** werden gleichfalls in größerer Menge verfertigt. Auch die **Bandweberei** und die Erzeugung von **Wachsleinwand** blühen in Böhmen, das Rohgewebe zu der letztern, **Gradel** und **Zwillich**, erzeugen vorzugsweise Böhmen, Mähren und Schlesien. — Die **Spitzenklöppelei** kommt in der österreichischen Monarchie ausschließlich nur in Böhmen vor und beschäftigt im Ganzen über 20,000 Menschen. —

Seilerarbeiten betreiben über 700 Menschen, besonders im bunzlauer Kreise.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eine Tochter Melanchthons.*)

Wer die alte Domkirche zu Königsberg i. Pr. betrat, hat das schöne Frauenbild bemerkt, welches an der Ostwand, für den Eintretenden links vom Altar, sich befindet. Auf den ersten Blick möchte man meinen, eine Madonna aus deutscher Schule vor sich zu haben. Die edlen Formen und der geistige Ausdruck des Gesichts, die weiße Kleidung, das Kind auf dem Schoß würden wohl zu dieser Annahme berechtigen. Allein ein nicht zu verkennender Zug tiefen Seelenleidens erregt Zweifel und die Ueberschrift belehrt uns, daß wir ein Portrait bewundern, die Gedenktafel der Anna Sabinus, der Gattin des ersten Rectors der Universität Königsberg Georg Sabinus, der Lieblingstochter Philipp Melanchthons.

Das Bild selbst, der Gatte, der Vater erregt unser Interesse und ich glaube den Wünschen Mancher zuvorzukommen, wenn ich von den Schicksalen der Frau das mittheile, was ich bei Gelegenheit meiner auf andere Zwecke gerichteten Arbeiten gefunden habe.

„Dem Philippus wurde eine Tochter geboren, Hanna, ein feines Kind" schreibt am 4. September 1522 Luther an Spalatin. Melanchthon war damals noch nicht volle zwei Jahre mit Katharina, Tochter des Bürgermeisters Hieronymus Crapp, verheiratet. Luther, der Stifter dieser Ehe, wurde Taufpathe des ersten Sprößlings derselben: er gab Anna ihren Namen. Je glücklicher die Ehe war und in je größerer Gefahr die Mutter geschwebt hatte, desto stärker mußte die Freude sein, welche der Vater über die Geburt der Tochter empfand. War er doch überhaupt ein Freund der Kinder. Unwiderstehlich ja leidenschaftlich fühlte er sich zu ihnen hingezogen. Anna umfaßte er von zartester Jugend an mit innigster Zärtlichkeit. Besuchende Freunde treffen ihn mit der einen Hand ihre Wiege in Bewegung setzend, mit der andern ein Buch haltend. Er demonstrirt den verwunderten Gästen, das sei seine Pflicht als Hausvater, und beruft sich auf die große Gnade, in welcher Kinder bei Gott stehen. Als Anna älter wird, freut er sich der

*) Siehe die Schrift des Dr. Theodor Muther „Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation". (Erlangen, bei Andreas Deichert), ein Werk, das wir seines gelehrten und zugleich interessanten Inhalts wegen den Lesern empfehlen.

ersten Spuren geistiger Entwicklung; Antworten, welche ihm noch halbstammelnd das zweijährige Töchterlein giebt, sind ihm günstige Vorbedeutungen. Und alle diese Dinge machten auf ihn tiefe Eindrücke, welche, anders wie sonst bei leicht erregbaren Menschen, unauslöschlich eingeprägt blieben. Als er eines Morgens in dieser Kümmerniß über Angelegenheiten der Kirche in Thränen ausbrach, trocknete Anna seine Wangen mit ihrem Hemdchen. Und wohl an zwanzig Jahre nachher erinnert sich Melanchthon jenes Umstandes noch und schreibt: Bis in die innerste Seele drang mir der Gestus, so daß ich meinte, er sei nichts bedeutungslos. Ebenso hat er noch nach langen Jahren Gedächtniß für eine Krankheit der kleinen Anna und für den Trost, der ihm beim Gebet aus dem „wie ein wunderbares Licht" ihm aufgehenden Gedanken kam, sie stehe in Gottes Hut.

Je mehr aber die Tochter sich entwickelte, desto mehr mußte Melanchthons Liebe zu ihr sich steigern: zwischen ihrer Natur und derjenigen des Vaters bestand eine innere Verwandtschaft, sie war mit einem eben so reichen Gemüth begabt, wie jener und besaß treffliche Anlagen. Ihre Erziehung überschritt den Maasstab, den man damals an weibliche Bildung legte, bei Weitem. Daß Melanchthon es nicht versäumte, sein Kind mit den Lehren des Glaubens und mit der heiligen Schrift bekannt zu machen, sie zu wahrer Frömmigkeit hinzuleiten, brauche ich kaum zu erwähnen. Daß er aber auch strebte, ihr eine elegante Bildung zu geben, war etwas ungewöhnliches. Freilich war diese, dem Stand der allgemeinen Bildung gemäß, eine lateinische. Anna wurde eine Gelehrte und verstand es sogar, sich lateinisch auszudrücken.

Mehr als Unterricht und äußere Erziehung wirken auf Kinder die Eindrücke, welche Geist und Treiben im älterlichen Haus überhaupt auf sie machen. Bei Anna mußten diese die besten sein, denn auch ihre Mutter kennen wir als eine überaus treffliche Frau. Joachim Camerarius, der liebste Freund ihres Mannes, sagt von ihr: „Sie war ein sehr frommes, ihren Mann innig liebendes Weib, vor Allem eine treue und emsige Hausfrau, freigebig und gutmüthig gegen Alle, eifrig für die Armen." Nicht nur sie selbst gab und half, wo sie konnte, oft über Vermögen hinaus, sondern sie war auch nicht müde im Fürbitten und Fordern bei Anderen, selbst auf die Gefahr hin, unbequem zu erscheinen. Das Haus wurde nicht leer von Ansprechenden und Niemand ging ohne eine Gabe traurig von dannen. Eben so gastfrei gesinnt, wie ihr Mann, war Katharina Melanchthon die freundlichste Wirthin. Ihr Heerd war ein Sammelplatz vieler bedeutender Geister der damaligen Zeit. Durchreisende Fremde wurden gastlich empfangen und beherbergt, die Wittenberger Freunde oft zu heiterer Tafelrunde versammelt. Ueberhaupt darf man das gesellige Leben jener Tage sich nicht öde und einförmig vorstellen. Die freundschaftlichen Zusammenkünfte in den Häusern wechselten mit großen öffentlichen Gelagen, bei denen häufig auch die Frauen zugezogen waren. Promotionen und andere festliche Akte gaben dazu die Veranlassung. Bei einer einzigen juristischen Promotion des Jahres 1508 finde ich in dem Decanatsbuch sieben Collationen und Mahlzeiten angemerkt,

welche innerhalb weniger Wochen meistens im „Görlitzer Haus" abgehalten wurden. Eines Abends speisten auch die Damen mit dem neuen Doctor und nach dem Essen wurde getanzt. Aus späterer Zeit wird erzählt von Einladungen, welche die Studenten an die Lehrer mit Frauen und Töchtern hatten ergehen lassen zum Abendessen mit nachfolgendem Tanz. Der damalige Pfarrer von Wittenberg, Simon Brück, Bruder des Kanzlers, eiferte gegen diese Juristenbälle. Allein Melanchthon widerlegend sagte, es sei ein Zeichen großen Wohlwollens der Lehrer gegen die Schüler, daß sie der Einladung Folge geleistet. Sittige Tänze werden von Luther wie Melanchthon empfohlen, nur wilde Wirbeltänze verdammt und sogar öffentlich vom Rector den Studenten untersagt. Maskirte Umzüge, öffentliche Redeakte und Comödien der Studirenden, die selbst an Sonntagen aufgeführt wurden, Musikgesellschaften, Landpartien, insonderheit Besuche bei Edelleuten und Pfarrern auf naheliegenden Ortschaften, gaben mancherlei Unterhaltung. Die Stellung der Frauen war eine gar einflußreiche. Wie Luthers Gattin auf ihren Mann sogar in öffentlichen und kirchlichen Dingen einwirkte und nicht immer zum Besten, ist von mehr als einem Zeitgenossen bezeugt; aber auch auf Melanchthon machten in solchen Angelegenheiten die Damen mitunter Eindruck. Kanzler Brück schreibt z. B. 1545 in einem — so viel uns bekannt noch unveröffentlichten — Bericht über Besetzung der mathematischen Professur an Kurfürst Johann Friedrich: der „fürnehmsten der Universität Einer" sagte mir „wunderliche Ding . . ., wie es zuging und unter andern vormarkt Ich souil, das weiber praktiken mit under gelauffen, die den frommen Philippum irre gemacht."

Dieß zur Charakterisirung der Zustände, welche die heranwachsende Anna umgaben. Das rege Treiben ihrer Vaterstadt, der häusliche Verkehr mit vielen bedeutenden Menschen, konnte nur dazu dienen, ihren Blick frühzeitig zu schärfen und demselben eine Tragweite zu verschaffen, wie sie selten in kleineren und beengten Verhältnissen erworben wird. Aber bevor sie noch die Kinderschuhe recht ausgetreten hatte und in den Kreis der handelnden Personen selbstständig eingetreten war, wurde sie demselben entrissen und in eine ganz andere, ihr wohl weniger behagende Umgebung versetzt.

Zu den Haus- und Tischgenossen eines academischen Lehrers des sechszehnten Jahrhunderts gehören nothwendig mehrere Studenten, welche theils als Famuli, theils als Pensionäre zu den Familiengliedern zählen. Bei Melanchthon befand sich unter anderen etwa seit dem Jahr 1523 oder 1524 ein junger Brandenburger, Georg Schuler. Unter Joachim I. war Wittenberg für die Marken eine verpönte Universität und so war Georg heimlich dahin gesendet worden. Er war noch sehr jung, bei seiner Ankunft 15 oder 16 Jahre. Mit glücklicher Beweglichkeit des Geistes und lebhafter Einbildungskraft begabt, von einem brennenden Ehrgeiz beseelt, strebte er nicht ohne Erfolg, sich auszuzeichnen. In Folge des Wiedererwachens klassischer Studien stand damals die Poesie in hoher Gunst. Aber nicht eine nationale, aus dem Volksgeist hervorgewachsene Dichtung war es, die man liebte, sondern die Lateinische Versmacherei, die wenig geistvolle Nachahmung Römischer Muster

in mehr oder minder glatter Form. Es ist das eine gefährliche Kunst: die äußere Fertigkeit, die nur zu häufig mechanisch wird, verdeckt den Mangel wirklichen Gefühls und wahrer Gedanken. Die älteren Humanisten hatten dergleichen Uebungen nebenbei zur Erholung von ihren ernsten grammatikalischen und antiquarischen Forschungen getrieben. Das jüngere Geschlecht aber warf sich auf die Versmacherei als Handwerk. Die unschwer erlernte Kunst sollte Brod und Ansehen geben, den Mangel jeder inneren Befriedigung mußte wilder Sinnentaumel und äußerer Glanz ersetzen. Ein poetisch geniales Leben mochte etwas plumbe und unbeholfene Liederlichkeit vertreten, anstatt nach Bewunderung der für solche Dinge todten Nation aber konnte man nur nach den Gnadenbrocken prachtliebender, mit niederträchtiger Schmeichelei besungener, Fürsten haschen. Wirklich gelang es nicht blos einzelnen Personen, sondern dem ganzen Handwerk ein gewisses Ansehen bei Fürstenhöfen sich zu verschaffen. Als einer jener Leute, Johann Stigelius sich 1542 um die Professur des Terenz in Wittenberg bewarb, schrieb Kanzler Brück an den Kurfürsten: „ . . . die lectio therentij ist für die Jugent die beste lectio nach dem Cathecißmo und untherrichtung (in) gottes sachenn. Do solch poeten volk, als Stiegel ist, leichtfertigs redens und lebens nit dartzue dienet, darumb werden E. C. F. G. gnediglichen bedenken dem genannten Stiegel darzu zu verordnen." Allein Johann Friedrich theilt das Urtheil des scharfblickenden Brück nicht und meinte man könne den Mann, „der sich als Poet ausgezeichnet" nicht zurückweisen. Dies ist um so entschuldbarer, als auch wahrhaft gelehrte Männer von ihrer großen Liebe zur alten Literatur und klassischen Form geblendet, dem Treiben der Dichterlinge nicht abhold waren. Melanchthon selbst machte gelegentlich gern einen lateinischen Vers und bei Anderen ergötzte ihn die Gewandtheit im lateinischen Ausdruck. So war er auch nicht dagegen, als Georg Schuler, weniger aus innerem Drang zur Poesie, als weil ihm der Ruhm des Dichters an sich das schönste Ziel schien, sich vorzugsweise auf poetische Versuche legte. Ja die Fortschritte Georgs im Lateinschreiben waren es gerade, die ihm Melanchthons Gunst erwarben. Jener aber vergoß Thränen, wenn er ein wohlgelungenes lateinisches Gedicht las und beklagte bitter, daß er es noch nicht zu eben solcher Fertigkeit gebracht habe. An Eifer ließ er es nicht fehlen, und so erlangte er bald, was er erstrebte: er wurde ein wohlgeübter lateinischer Poet und, da es einmal die Natur des Handwerks mit sich brachte, von Fremden erborgtes Außenwerk zu lieben, verwandelte er seinen deutschen Vaternamen Schüler in den lateinischen Sabinus. Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten, in den ersten Gedichten, die er herausgab, ließ er „keine Gelegenheit vorüber der Großen Gunst zu erwerben." Besonders war es der heftige Gegner der evangelischen Sache Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz, dem er „einen vollständigen Panegyricus" sang und bald darauf weissagte er sich selbst in einem zum eigenen Geburtstag verfaßten Gedicht: „Du wirst die hohen Pforten der Könige suchen, deren Großthaten dein Lied verherrlicht. Von dort wird dir Reichthum kommen, von dort großer Ruhm, große Ehre und ein

Name, den die Nachwelt kennt." Einige Jahre nachher schon durfte er sagen: „Meine Poesie ist bei Fürsten bekannt und beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die Lande Braunschweig und Hannover. Mit Rücksicht auf die Nachbargebiete geographisch dargestellt von H. Guthe, Dr. phil. Hannover, Klindworth's Verlag. Erste Lieferung, Bogen 1—14.

Bei dem Interesse, welches das Königreich Hannover gerade jetzt auf sich gezogen hat, darf ein Buch, welches den gegenwärtigen Zustand desselben treu zur Darstellung bringt, gewiß auf ein theilnehmendes Publicum rechnen. Das vorliegende Werk dient nicht bloß flüchtiger Neugierde, sondern, auf den sorgfältigsten Studien des im Gebiete der Naturwissenschaften, wie der Geschichte gleich kenntnißreichen Befassers beruhend, versucht es im Sinne der neueren durch K. Ritter begründeten geographischen Wissenschaft zu einer wirklichen Erkenntniß des heutigen Zustands vom nordwestlichen Deutschland als eines durch seine eigenthümlichen Naturformen bedingten hinzuführen. Die politische Abgränzung und Eintheilung des Landes, da sich in ihr geschichtliche Momente nicht aber unmittelbare Naturanlagen darstellen, ist allerdings nicht eingehend behandelt, doch auf der andern Seite ist nichts vernachlässigt, was den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, wie er sich an manchen Stellen so überaus charakteristisch darstellt, in das rechte Licht zu setzen im Stande ist. Wir dürfen in dieser Beziehung nur beispielsweise auf die Darstellung der Lage von Harburg und Hamburg hinweisen. Die folgenden Lieferungen des Werkes, welches etwa 40 Bogen stark werden wird, sollen außer einer eingehenden Schilderung des Berglandes vom nordwestlichen Deutschland noch umfassende Darstellungen der Witterungsverhältnisse, der Vegetation, der Thierwelt und der Bevölkerungsverhältnisse, sowie eine kurze statistische Uebersicht der in Rede stehenden Gebiete bringen. Das Werk führt das wohl zu beherzigende Motto: „O fortunatos, sua si bene norint." Deutsche Völker haben in der letzten Zeit Vieles weggeworfen, oder schwinden sehen, von dem sie jetzt erst erkennen, daß es „ihr Eigen" war. Sie glaubten sich unglücklich fühlen zu müssen, als sie etwas Eigenes besaßen. Vielleicht gefunden sie wieder, indem sie ihr Land betrachten. Denn die Rückkehr zum Materiellsten ist die nothwendige Vorbedingung geistiger Umkehr. „Begieb Dich gleich hinaus auf's Land".

Die politische Neugestaltung von Nord-Deutschland im Jahre 1866. Mit 3 Karten. (Aus A. Petermann's Geographischen Mittheilungen.) Gotha, Justus Perthes. Preis 10 Sgr.

Diese Publikation führt uns die zum Theil ziemlich complicirten geographischen Details der neuesten Ereignisse in aller Klarheit und Genauigkeit durch 5 Karten und Specialcartons, sowie durch einen beschreibenden Text vor. Sehr verwickelt sind die territorialen Veränderungen besonders da, wo gewisse Theile von Hessen-Darmstadt an Preußen, und wiederum Theile von den an Preußen gekommenen Staaten, von Kurhessen, Nassau, und Frankfurt an Hessen-Darmstadt abgetreten worden sind; der erschöpfenden Darstellung dieser Verhältnisse ist einer der Specialcartons, den von Bayern an Preußen abgetretenen Gebieten ein anderer gewidmet; eine der Karten zeigt den Bestand Preußens vor dem Jahre 1806, im Jahre 1807, im Jahre 1815 und vor 1866, während die Gestaltung Preußens und Norddeutschlands im September 1866 auf zwei verschiedenen Karten veranschaulicht ist.

Der Text, dem zum Theil directe officielle Mittheilungen aus den betreffenden statistischen Bureaux und eigens für diesen Zweck angestellte Planimeter-Berechnungen einiger der Arealwerthe zu Grunde liegen, enthält zunächst diejenigen Theile der 7 Gesetze und Friedensverträge, auf welchen die jüngste Gestaltung Deutschlands beruht, dann eine vollständige Uebersicht der 22 Staaten des jetzigen norddeutschen Bundes, sowie der 5 süddeutschen Staaten, nach Areal, Bevölkerung und Religionsbekenntnissen; ferner das Verhältniß des Areals und der Bevölkerung Preußens und Nord-Deutschlands zu den übrigen europäischen Staaten, und ihrer Handelsmarine zu der anderer seefahrenden Nationen der Erde, und endlich historische Rückblicke.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Der Streit war heftig und es wurde beiderseits lange Zeit mit der größten Hartnäckigkeit gefochten. Denn obschon durch unsere Schützen anfangs sehr viel Feinde erlegt wurden, so blieben doch ihre Elephanten in Ordnung, weil ihnen die kleinen Kugeln wegen Härtigkeit ihres Leibes nichts thaten. Nachdem wir aber anfingen mit den Stücken zu feuern, und die Elephanten die traurige Wirkung davon sahen, überfiel sie eine entsetzliche Furcht, und ergriffen sie hin und wieder die Flucht. In dieser Schlacht blieben dreiunddreißigtausend mezendorische Soldaten auf der Wahlstatt, und zwei tausend wurden zu Gefangenen gemacht: Die übrigen, so aus der Schlacht entronnen waren, flüchteten nach der Hauptstadt, die ungemein stark befestigt war, und setzten daselbst alles in äußersten Schrecken. Wir aber wollten

unsern Sieg fortsetzen, und kamen in drei Heersäulen vor der Hauptstadt an, die wir zugleich zu Wasser und zu Lande belagerten. Bei unserem Anmarsche kam uns eine neue Gesandtschaft entgegen, welche uns weit billigere Friedensvorschläge that, als die vorigen waren. Der Kaiser bat, ich möchte mir seine Prinzessin, die eine von den allerschönsten Löwinnen wäre, zur Gemahlin nehmen, er wollte ihr das halbe Kaiserthum zur Morgengabe mitgeben. Diese Bedingung aber mißfiel mir vornehmlich deswegen, weil er mir die Vermählung mit seiner Prinzessin antrug; denn es schien mir nicht allein unsicher, sondern auch ein Laster zu sein, wenn ich meine schwangere Gemahlin verstoßen, und mich mit einer Löwin verheirathen sollte. Daher schickte ich die Gesandten ohne Antwort zurück. Das schwere Geschütz wurde alsbald gegen die Stadtmauern gerichtet, und obgleich sie steinern waren, rissen sie doch hin und wieder, und fielen über den Haufen. Und da es in der Stadt von so mancherlei Arten Thieren wimmelte, so hörten wir ein wunderlich Getöne, das dieselben machten, denn sie brülleten, heuleten, blöketen, schrieen und zischten untereinander. Die Schlangen verkrochen sich in die Ritzen der Erde, und blieben lange Zeit in verborgenen Höhlen stecken. Die Vögel schwangen sich in die Luft, verließen die belagerte Stadt, und nahmen ihre Zuflucht zu den Felsen und hohen Bergen. Die Bäume zitterten und ließen das Laub fallen, daß alle Gassen davon voll lagen. Ja wir höreten, daß zwölf Kammerfräulein, welche Rosen und Lilien waren, sogleich verdorret wären, als wir das Geschütz gegen die Stadt losgebrannt hatten. Eine große Menge von allerhand Thieren, die sich zusammengerottet hatten, ängstete Tag und Nacht sowohl die Einwohner der Stadt als das Landvolk, so sich in enge Häuser häufig zusammen retiriret hatte, und eines steckte das andere mit gefährlichen Krankheiten an. Die Elephanten hatten zwar mehr Herz als die andern, als wir aber das grobe Geschütz wacker donnern ließen, wurden sie ebenfalls niedergeschlagen und verließen ihre traurigen Wohnungen.

Der mezendorische Kaiser hielt sich demnach für verloren, ließ seine Räthe zusammenberufen, und redete sie folgendermaßen an: Ihr sehet, Liebe Getreue, daß wir mit einem Volke der Götter und mit unüberwindlichen Männern einen unglücklichen Krieg führen, die keine Schlacht ermüden kann, und wenn sie auch schon überwunden wären, doch das Schwert nicht würden sinken lassen: Rathet an, was bei solchen Umständen zu thun ist. Hierauf schrieen sie alle einmüthig und mit einem Munde: Fried ernährt, Unfriede verzehrt, o du lieber Friede, dich wünschen wir alle. Hierauf ergab sich der Kaiser an mich sammt allen Ländern, die er bisher beherrscht hatte, dergestalt, daß ich in einem Tage nicht nur ein weitläufigtes Kaiserthum, sondern auch fast zehn Königreiche und soviel Fürstenthümer unter meine Botmäßigkeit brachte. Denn da sich der Kaiser ergeben hatte, folgten ihm die kleinen Könige, und die Statthalter in den Provinzen insgesammt nach, und es wollte sich gern ein jeder zuerst an uns ergeben.

Nachdem ich so erstaunend glücklich gewesen, legte ich sechshundert Musquetiere in die kaiserliche Hauptstadt zur Besatzung, und befahl den gefange-

nen Kaiser auf eines unserer Schiffe zu bringen. Auf unserer ganzen Reise ging ich sehr leutselig mit ihm um, und nachdem wir wieder zurück nach Quama gekommen schenkte ich ihm eine ganze Provinz, die soviel eintrug, daß dieser gefangene Fürst einigermaßen seinem Stande gemäß davon leben konnte. Als wir die Anker gelichtet, stießen wir von den mezendorischen Ufern wieder ab, und forderten unterwegs von den meisten Völkern, welche dem Kaiser Miklopolatu unterthänig gewesen waren, Geißeln, die ich auch erhielt, denn ich drohte allen Städten mit Feuer und Schwerdt, daß ich mir auf diese Weise, in kurzer Zeit, alles was mezendorisch hieß, unterwürfig gemacht hatte. Diese Völker waren meistentheils diejenigen, die ich auf meiner Martinianischen Reise beschrieben habe. Als wir die mezendorischen Gegenden verlassen hatten, richteten wir unsern Lauf nach Martinia zu, dessen Ufer wir endlich nach einer langen, jedoch glücklichen Fahrt, ansichtig wurden. Niemals ist mir der Anblick eines Landes angenehmer gewesen als dieser, indem ich bei mir selber dachte: Du kommst nunmehr als ein Kaiser und Ueberwinder so vieler Völker in dasjenige Land wieder zurück, wo du zur Sclaverei auf den Galeeren verdammet wurdest; und ich hatte ein unbeschreibliches Vergnügen darüber. Bald war ich willens, mich zu erkennen zu geben, damit ich den Martinianern eine desto größere Furcht einjagen möchte: allein ich änderte diese Gedanken bald wieder, indem ich für rathsamer hielt, den einmal eingewurzelten Irrthum von meinem Herkommen bei den überwundenen Völkern zu erhalten, und mich ferner für einen Gesandten der Sonne auszugeben.

Nun hoffte ich zwar, die Martinianer in kurzer Zeit, und ohne sonderliche Mühe zu bezwingen, weil mir ihr weibisches Wesen vollkommen bekannt war. Denn es war ein Volk das beständig in Wollüsten lebte, seinen Gemüthsneigungen vollkommen den Zügel schießen ließ, und bei seinen vielen Reichthümern alle Arten der Lustbarkeiten sowohl zu Wasser als zu Lande genießen konnte, in selbigen auch, bei ihrem beständigen Glücke ganz und gar ertrunken war. Allein ich erfuhr gar bald, daß es mir ziemlich sauer gemacht werden dürfe: Denn durch ihre Handlung, welche sie weit und breit in der unterirdischen Welt trieben, hatten sie ganz unsägliche Schätze zusammengebracht, und vermittelst deren konnten sie die streitbarsten Völker alsbald zu ihrem Dienste bereit haben. Hierzu kam noch, daß die Martinianer damals in dem Seewesen erfahrener und geübter waren, als alle unterirdische Völker, und unsere Schiffe waren lange nicht so künstlich gebaut, als die feindlichen, daher wir auch nicht so leicht wenden konnten. Man kann sichs auch wohl gar leicht vorstellen, was dieses für wichtige Schiffe müssen gewesen sein, die ein Baccalaureus Philosophiae angegeben, und in größter Eile hat verfertigen lassen, und wie sie würden durchgezogen worden wären, wenn sie die Holländer, Engländer oder Dänen hätten examiniren sollen. Doch diesen Mangel ersetzten unsere Stücken zur Genüge, die den Martinianern noch unbekannt waren.

Ehe ich etwas Feindliches vornahm, schickte ich vorher Gesandten an den Rath, und ließ ihnen fast eben die Friedensvorschläge thun, die ich dem me-

zendorischen Kaiser hatte thun lassen. Indem wir aber noch auf die Antwort warteten, sahen wir eine unvergleichliche Flotte, die mit allen Nothwendigkeiten versehen, und dergleichen wir uns nimmermehr eingebildet hätten, mit vollen Segeln gegen uns ankommen. Ich stellte daher meine Flotte, so gut ich damals in der größten Eilfertigkeit konnte, in Schlachtordnung, und ließ das Signal zum Angriff geben. Wir stritten hierauf lange Zeit mit gleicher Hitze und Standhaftigkeit. Die Martinianer hatten statt der Stücken gewisse Maschinen, mit denen sie ganz abscheulich große Steine auf unsere Schiffe warfen, wodurch denselben nicht geringer Schaden zugefügt wurde. Ueber dieses hatten sie auch Brander, die mit Pech, Harz, Schwefel und andern leicht brennenden Dingen angefüllt waren, durch deren Hülfe sie das größte von unseren Schiffen ansteckten und verbrannten. Der Sieg war daher lange Zeit ungewiß, wohin er ausfallen würde, und die unsrigen zitterten alsbald vor Furcht und wollten die Flucht ergreifen. Endlich aber brach dennoch das schreckliche Donnern aus unserm Geschütze den Muth der Martinianer dergestalt, daß sie wieder in den Hafen zurücksegelten. Doch konnten wir kein feindliches Schiff in unsere Gewalt bekommen, weil sie viel geschwinder als die unsrigen waren, und wir verloren sie in Kurzem aus dem Gesichte.

Als wir nun dergestalt mit dem Seetreffen fertig waren, setzten wir die Feldsoldaten ans Land und marschirten so eilfertig, als möglich, nach der Hauptstadt Martinia zu. Auf diesem Marsche trafen wir unsere Gesandten wieder an, welche der Rath sehr hochmüthig angesehen, und mit folgender Antwort von sich gelassen hatte: Beschleunigt eure Flucht, und saget eurem Könige, daß nicht ihm, sondern uns die Oberherrschaft auf dem Meere zukomme, und daß die See unsägliche Steine bei sich führe. Denn da sich die Martinianer die Oberherrschaft zur See zuschrieben, hatten sie die Anforderungen eines Fürsten, der in den Gebirgen herrschte, ganz verächtlich aufgenommen. Doch warben sie auf das schärfste; denn ohne die Soldaten, die sie von andern Völkern im Solde hatten, wurde alles in Martinia aufgeboten, was nur die Waffen führen konnte.

Wir hatten kaum etliche Feldweges zurückgelegt, so sahen wir schon eine sehr zahlreiche Armee, die aus vielerlei Völkern bestand, gerade auf uns zu marschiren kommen. Diese Dreistigkeit der Feinde, die sie dennoch bewiesen, ob sie gleich zur See unglücklich gewesen waren, machte uns nicht geringe Sorge. Allein die Truppen waren so zu sagen nur Luftzeichen, welche sogleich wieder verschwinden, als sie sich nur haben sehen lassen, denn sie zitterten und bebten schon, ehe noch das Zeichen zum Angriffe gegeben wurde. Und sobald wir nur das erstemal das Geschütze losgebrannt hatten, begaben sich die Martinianer mit vollem Haufen in die Flucht. Wir setzten ihnen aber hurtig nach, und erlegten eine sehr große Menge derselben. Wie viel ihrer auf feindlicher Seite mußten geblieben sein, konnten wir aus der Menge der Perücken leicht schließen, die wir nach geendigten Treffen sammelten; denn da wir dieselben anfangs zählten, schlossen wir, daß beinahe fünftausend Martinianer mußten geblieben sein. Nach meiner Abreise aus Martinia hatten sie die Perücken vielfältig geändert, und ich habe hier mehr als zwan-

zigerlei Sorten bemerkt, denn dieses Volk ist sehr sinnreich, und treibet eine Erfindung auf das höchste.

Nach dieser glücklichen Schlacht, oder vielmehr Niederlage der Feinde, belagerten wir die Hauptstadt Martinia, ohne daß sich uns jemand widersetzt hätte. Als wir aber alles nöthige zur Belagerung veranstaltet, und die Stücken gegen die Stadt gerichtet hatten, kamen die Rathsherren selber ganz demüthig in unser Lager, und ergaben sich sammt der Stadt und ganzen Republik. Hierauf wurde bald Friede gemacht, und wir zogen triumphirend in diese prächtige Stadt ein. Als wir durch die Stadtthore unsern Einzug hielten, beobachteten wir zwar kein solches Getümmel oder Schrecken, wie sonst in überwundenen Städten zu sein pflegt, sondern es war alles traurig und stille, und diese stille Traurigkeit hatte die Gemüther dergestalt eingenommen, daß sie aus Furcht vergaßen, was sie zurücke ließen, oder was sie mit sich nahmen, denn es fragte einer immer den andern, und bald standen sie an der Thüre, bald gingen sie in die Häuser zurück, und liefen darin herum, als wenn sie sie zu guter letzt nur noch einmal sehen wollten. Mit einem Worte, sie wußten nicht, was sie thaten. Allein wir schonten der überwundenen Stadt, wodurch denn alle Traurigkeit wieder in Freude verkehrt wurde. Als ich in die Schatzkammer der Republik kam, erstaunte ich über die unsäglichen Schätze, die ich daselbst fand: Einen guten Theil davon theilte ich unter meine Soldaten aus, das übrige befahl ich in meine Schatzkammer zu bringen. Hierauf legte ich Besatzung in Martinia, und ließ verschiedene aus dem Rathe als Geißeln auf meine Schiffe bringen. Unter diesen war auch der Syndicus mit seiner Frau, die mir das Laster fälschlich angedichtet hatte, um deßwillen ich auf die Galeeren war verdammt worden. Doch rächte ich diese Schmach nicht, indem ich es für unanständig hielt, daß ich, als ein großer Monarch, die Schmach, die mir als einen Lastträger war zugefügt worden, ahnden sollte.

Da ich nun mit den Martinianern fertig war, nahm ich mir vor, auch die benachbarten Völker von dieser Republik unter das Joch zu bringen. Allein, als ich mich dazu bereit gemacht hatte, kamen Gesandten aus vier Königreichen an, die sich freiwillig an mich ergaben. Und nunmehr herrschte ich über so viele Länder, daß ich mir nicht die Mühe weiter nahm, nach den Namen der unterworfenen Königreiche zu fragen, sondern ich war damit zufrieden, daß ich sie unter dem Hauptheil der Martinianischen Königreiche zusammen faßte.

Nachdem ich nun so viele und erstaunende Dinge ausgerichtet hatte und unsere Flotte durch den Zuwachs der Martianischen Schiffe ungemein war vermehrt worden, so segelten wir wieder nach unserm Vaterlande zurück, woselbst wir nach unserer Ankunft mit der größten Pracht unsern triumphirenden Einzug hielten, daß wohl schwerlich jemals ein Römischer Triumph so prächtig gewesen sein wird. Und es konnte in Ansehung so vieler erstaunenden Dinge auch in der That keine Solennität und keine Pracht zu groß oder allzuhoch getrieben werden. Denn was ist wohl vortrefflicher, und einem wehren Helden anständiger, als ein noch vor kurzem so verachtetes Volk, und

an welchem sich ein jedes reiben wollte, zur Königin und Beherrscherin der ganzen unterirdischen Welt in so kurzer Zeit zu machen? Was konnte mir, als einem Menschen, der unter so mancherlei ungleichen Creaturen lebte, wohl rühmlicher sein, als daß ich diejenige Herrschaft, welche die Natur den Menschen über die übrigen Thiere ertheilet, und welche sie verloren hatten, wieder herstellte? Die ausnehmende Pracht und Herrlichkeit dieses Triumphes, der Zulauf des Volks und die Freudenbezeugungen aller Menschen von jedem Stande und Alter, womit ich empfangen wurde, würden kaum in einem einigen Werk, vielweniger hier in der Kürze, nach Würden beschrieben werden können. Von dieser Zeit an kann in den Historien eine Jahrrechnung angefangen und fünf Monarchien gezählet werden, nehmlich die Assyrische, Persische, Griechische, Römische und die unterirdische Quamitische Monarchie, und mir scheint diese letztre die erstern an Größe und Macht weit zu übertreffen. Ich konnte daher auch den Titel Koblu oder des Großen nicht ausschlagen, den mir sowohl die Quamiten, als auch die überwundenen Völker um die Wette beilegten. Ich muß es gestehen, daß dieses ein sehr hoher und stolzer Beiname sei, wenn man „groß" betitelt wird, wenn aber die Alten, die dieses Beiwort auch erhalten, als Cyrus, Alexander, Pompejus und die Cäsares mit Magister Klim in Vergleichung sollten gestellt werden, so würden sie gegen mich nur als kleine Lichter anzusehen sein. Alexander hat zwar die Morgenländer bezwungen, aber mit was für Soldaten? Mit lauter alten, versuchten und durch die Kriegs-Strapazen abgehärteten Leuten, dergleichen die Mazedonier zu den Zeiten seines Vaters Philippi waren. Ich aber habe weit mehrere und grausamere Völker, als die Perser waren und in wenigerer Zeit, als er, überwunden und meinem Reiche unterwürfig gemacht und dieses zwar mit so einem Volke, das nur vor kurzem noch in der größten Unwissenheit steckte und welches ich selber erst hatte unterrichten müssen. Der Titel, dessen ich mich von der Zeit an bediente, lautete also: Klim der Große, Gesandter der Sonnen, Kaiser in Quama und Mezendorien, König in Tanachis, Alectorien, Arctonien, ingleichen in den Mezendorischen und Martinianischen Königreichen, Großherzog in Kispucien, Herr in Martinia, Canaliska ꝛc. ꝛc.

Nunmehr hatte ich mein Königreich befestigt und es schien als wenn ich durch mein Elend vollkommen glücklich geworden wäre; allein man muß allezeit den Ausgang erst erwarten und niemanden vor seinem Ende glückselig preisen. Denn als ich zu der höchsten Glückseligkeit und Macht gelanget war, die sich nur jemals ein Mensch einbilden und wünschen konnte, so ging mirs eben so, wie andern, die aus dem Staub und Asche hervorgezogen und zu den höchsten Ehren erhoben worden. Denn jetzt dachte ich nicht mehr an meine vormalige elenden Umstände, sondern ich wurde stolz und aufgeblasen, und anstatt daß ich meine Unterthanen hätte lieben und mit Gelindigkeit regieren sollen, fing ich an gegen alle Stände mich grausam und blutdürstig zu bezeigen Die Unterthanen, die ich mir zeither durch Leutseligkeit und freundliches Wesen verbunden gemacht hatte, sah ich mehr als leibeigene Knechte und Sclaven an, dergestalt, daß niemand vor mich gelassen wurde, wenn er nicht vorher gleichsam fußfällig darum angehalten hatte, und wenn

endlich ja jemand vor mich kam, so sahe ich ihn kaum über die Achsel an, welches die Gemüther in Kurzem durchgängig von mir abwendete, und die bisherige Liebe in Kaltsinnigkeit und Furcht verwandelte. Wie die Gemüther meiner Unterthanen damals gegen mich gesinnet gewesen sein müssen, konnte ich aus einer Bitte oder vielmehr Befehle abnehmen, welche ich in ein Quamitisches Patent hatte einrücken lassen. Ich hatte die Kaiserin bei meiner Abreise schwanger verlassen; und sie war in meiner Abwesenheit mit einem Prinzen entbunden worden. Diesen Prinzen wollte ich nun gerne zu meinem Nachfolger erklären: Ich schrieb daher einen Reichstag aus, und lud die Quamiten nebst den Großen aller überwundenen Völker zu der öffentlichen Krönung dieses Prinzen ein. Nun unterstund sich zwar niemand, meinem Befehle ungehorsam zu sein und die Krönung wurde mit der größten Pracht vollzogen: allein ich konnte gar leicht aus den Gesichtern meiner Unterthanen lesen, daß alles nur ein verstelltes Wesen bei ihnen war und daß ihre Freudenbezeugungen nur zum Scheine geschähen. Mein Argwohn wurde durch einige zu der Zeit herum gehende Schimpfreden, wovon man aber doch die Urheber nicht wußte, noch weiter vermehrt, in welchen man das Unrecht, so dem Prinzen Temuso durch diese Wahl und Krönung widerfahren wäre, aufs bitterste durchzog. Dieses machte mich so bekümmert und so erbittert in meinem Gemüthe, daß ich nicht eher ruhen konnte, bis ich diesen guten Prinzen aus dem Wege geräumet hatte. Doch schien mir nicht rathsam, daß ich einen Sohn desjenigen Königs, der sich so sehr um mich verdient gemacht hatte, öffentlich sollte umbringen lassen. Ich erkaufte daher einige, die ihn Hochverraths wegen anklagen müßten. Und da es großen Herren niemals an Bedienten und Schmeichlern fehlt, wenn sie Laster begehen wollen, so fanden sich hier auch einige, welche mit einem Eide betheuerten, daß der übelgesinnte Prinz auf Verrätherei ausginge und mir nach dem Leben stände. Ich ließ ihn daher ins Gefängniß werfen, und er wurde von den Richtern, die ich größten Theils bestochen hatte, zum Tode verurtheilt. Doch wurde die Execution nicht öffentlich, sondern ganz insgeheim im Gefängniß an ihm vollzogen, damit nicht etwa ein Aufruhr deßwegen entstehen möchte.

Was den andern Prinzen anlangte, so hielt ich noch eine Zeitlang inne, ihn ebenfalls umzubringen, weil er noch minderjährig war. Er war also nur in Ansehung seiner Jugend noch einige Zeit sicher, da er im übrigen, in Betrachtung des Rechts, keines Schutzes sich zu erfreuen hatte. Nachdem ich aber meine Hände einmal mit unschuldigem Blute besudelt hatte, fing ich dermaßen streng und grausam an zu regieren, daß ich sowohl einige Quamiten, als auch andere, die mir verdächtig vorkamen, erwürgen ließ. Ja es ging fast kein Tag vorbei, an welchem ich nicht Blut vergießen ließ, welches die Rebellion um so vielmehr beschleunigte, mit der die Großen des Reichs schon lange schwanger gegangen, wie ich bald ausführlicher melden werde.

Ich muß daher gestehen, daß ich alle das Unglück, so mir nachher begegnet ist, mehr als zu sehr verschuldet gehabt. Denn es hätte freilich einem christlichen Fürsten besser angestanden, und wäre für mich rühmlicher gewesen, wenn ich das unwissende und abergläubische Volk zur Erkenntniß Gottes ge-

führt hätte, als daß ich einen Krieg nach dem andern anfing, und meine Hände mit so vielem unschuldigen Blut befleckte. Ja, es würde mir nicht schwer geworden sein, das ganze Volk umzukehren, denn was ich sagte, nehmen sie auf's Begierigste an, und mein Ausspruch wurde dergestalt respectirt, als wenn er vom Himmel geschehen wäre. Allein ich vergaß Gottes und meiner selbst, und hatte meine Gedanken auf weiter nichts, als auf eitle Pracht gerichtet, und wie ich meine Pracht immer mehr und mehr ausbreiten möchte. Mir schwebte nichts vor Augen als Waffen, Blut, Mord und Todtschlag, Feuer und Krieg. Ueber dieses verfiel ich auf viele schlimme, ja die allerärgsten Anschläge, und wollte lieber die Gelegenheit zum Widerwillen vermehren als vermindern, als wenn ich gleichsam durch Grausamkeit wieder gut machen könnte, was ich durch Ungerechtigkeit verdorben hatte. Wenn mich gute Freunde erinnerten, so gab ich ihnen zur Antwort: Die gegenwärtigen und mißlichen Umstände und die neue Regierung zwingen mich, dergleichen Dinge vorzunehmen. Es gesellten sich daher zu einem Uebel noch unzählig andere mehr, und ich errieth endlich in solche elende Umstände, daß alle Sterbliche an meinem Beispiel lernen möchten, wie es ein veränderliches Ding um der Menschen Glück sei, und wie so gar kurze Zeit eine harte und gewaltsame Regierung dauern könne.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die in der öffentlichen Meinung umherschwirrenden Gerüchte von Bündnissen, die im Werden seien und von Kriegen, die sich an die neuen Allianzen anknüpfen würden, sind nichts Anderes als ein sanftes Accompagnement zu der eigentlichen, einzigen, großen Thatsache, die sich vor aller Welt Augen gestellt hat — daß nämlich Norddeutschland die hervorragendste Waffenkraft geworden ist und daß der Charakter des norddeutschen Bundes ein militärischer ist. In soldatischer Richtung gehen unsere Organisationen, unsere Verfügungen, unsere Schaffungsideen. Ist den Völkern Norddeutschlands gesagt worden, wie es bei ihnen fortan mit der Aushebung, der Dienstzeit, der regimentsweisen Einreihung gehalten werden soll, dann wissen sie auch sofort wo ihre Verfassung liegt, dann haben sie einen Einblick in die wahren Deutschen Constitutionen der Zukunft erworben. Wir sehen heute ein Princip, das seit funfzig Jahren unser Leben regelte, sich zur Vollendung ausbilden und das Scepter offen ergreifen. Als Friedrich Wilhelm III. das System der allgemeinen Wehrpflicht in ein Gesetz brachte, konnten die Zeitgenossen noch nicht ahnen, zu welcher herrschenden und das ganze Geschick der Gesellschaft bestimmenden Gewalt dies System emporsteigen würde. Wir begannen die Rolle des „Volkes in Waffen", als so eben eine Periode der Kriege abschloß und als die Armeen von der geschichtlichen Bühne, die sie seit 1792 inne gehabt hatten, abtraten. Europa ging einer neuen Aera des Friedens entgegen, und so verstand es sich von selber, daß auch die allgemeine Wehrpflicht von der damaligen Generation in einem friedlich gemüthlichen Lichte aufgefaßt wurde. Jetzt erst ist das Gesetz, unter welches uns Friedrich Wilhelm stellte, zur Reife gediehen, jetzt ist es in alle Kreise eingedrungen, jetzt besiegt es die Exemtionen, jetzt arbeitet es in unausweichlicher Rüstigkeit, jetzt zieht es die Menschen und Staaten mit einer Naturnothwendigkeit, gegen welche alle Opposition wie Spreu verfliegt, unter sein Gebot. Jetzt bedeutet es den Krieg.

Den Krieg — wider welchen Feind?

Die Conscription war kein ursprünglich preußisches Erzeugniß. Sie war ein Erzeugniß der französischen Revolution. Da eine Macht nur durch die ihr gleichen Waffen unterworfen werden kann, so nahm Preußen die Conscription zu sich herüber, um die Revolution zu besiegen. Und nachdem wir den Vertreter der Revolution mit seinem eigenen Schwerte geschlagen hatten, um ihn nach St. Helena zu entrücken, machten wir die allgemeine Wehrpflicht als ein Zeichen unseres Triumphes bei uns heimisch.

Dieser Vorgang mag uns inmitten der heutigen Krisis eine Leuchte sein.

Man hat die neuere preußische Politik dadurch schildern zu können geglaubt, daß man ihr den Charakter des Napoleonismus beilegte. Man hat sie eine staatsstreichliche genannt. Immerhin — falls man hiermit nur den richtigen Sinn verbindet, und falls man die Richtung begreift, die uns hiermit angewiesen ist, dürfen wir uns jene Bezeichnung schon gefallen lassen.

Muthet man uns etwa zu, daß wir um deshalb die deutschen Länder vom Klange unserer Waffen haben widerhallen lassen, um blos ein Seitenstück zu dem bonapartistischen Drama aufzuführen? Besitzen die Deutschen nicht vielmehr die Scharfsinnigkeit, zu wissen, daß wir nur deshalb die staatsstreichliche Außenseite geborgt haben, um desto gründlicher in die Innenbollwerke des Staatsstreiches eindringen zu können?

Es ist ja klar, daß eine Macht geschaffen werden mußte, die den Wirkungen des coup d'état endlich die Spitze zu bieten vermochte, daß, da der Staatsstreich die Verträge läugnet und das internationale Recht anzweifelt, und die Rechtsmoral nicht gegen ihn ausreicht, die Aufgabe dahin ging, eine compacte materielle Kraft zu bilden, die seinen Zweifeln ein argumentum ad hominem entgegensetzt.

Die Krisis, an welcher Europa seit der Bonapartistischen Einweihung des Staatsstreichregimes leidet, hat keineswegs schon ihren Höhepunkt erreicht, und der Abgrund, der sich im December 1851 öffnete, ist fast noch ebenso gefräßig, wie am ersten Tage. Wie vielfach und wie kostbar sind die Güter, die dieser Schlund seit funfzehn Jahren verschlungen. Nur weil wir an die Vernichtung dessen, was wir wenige Monate vorher noch für heilig und unumstößlich gehalten, allmählich gewöhnt worden sind, nur deshalb führen wir uns kaum die Summe dessen, was wir an Rechtsfundamenten eingebüßt haben, zu Gedächtniß. Im December 1851 hatte allerdings die Revolution gar Manches erschüttert, aber sie hatte mit Ausnahme des Louis-Philippistischen halbrevolutionairen Thrones, nichts umgeworfen. Noch glaubten wir damals an den Bestand der Verträge, noch waren in der That die Grenzen der europäischen Staaten den Verträgen gemäß geordnet, noch glaubten wir an die Ligitimitäten, noch an das Recht, das den Besitz heiligen müsse. Freilich litten wir bereits an einem großen Fehler, das war die Furcht; und bei der Furcht wußte uns der Staatsstreich zu packen. Der Staatsstreich verkündete unserer Angst, daß er die gefährdete Ordnung wiederherstellen und sichern werde. Wir glaubten ihm, und durch diesen Glauben bewiesen wir, daß unser Vertrauen in die siegreiche Kraft der ewigen Ordnungen des Rechtes kein unverfälschtes mehr war. Der Staatsstreich rettete die Gesellschaft durch den Umsturz aller damals noch lebendigen geistigen Gestaltungen in Frankreich, er inthronisirte die Willkühr des Individuums, er erhob die Zweckdienlichkeit zum obersten Gesetze, er gab dem Schwert die entscheidende Gewalt. Indem wir damals den Staatsstreich billigten, weil er das Gespenst der Revolution zu verbannen schien, sahen wir nicht, daß wir die sittliche Grundlage, welche bis dahin den Beziehungen der Völker einen Halt verliehen hatte, von uns stießen; wir sahen nicht, daß der Bona-

partismus die concentrirte Revolution war. Jetzt wissen wir es. An seinen Früchten haben wir ihn erkennen gelernt. Der Untergang der Ehre Englands begann den Reigen in dem Todtentanze, der seit 1851 an unsern Blicken vorübergegangen ist, der Fall des Pabstthums macht den Schluß. Zuerst die Vormacht des Protestantismus, zuletzt der Vertreter der Tradition.

Wir sind nicht kleinmüthig, indem wir diese Rückschau anstellen. Wie es gekommen ist, so mußte es kommen; wir mußten den Satz wieder einmal gründlich lernen, daß die auf die Spitze getriebene Ordnungslosigkeit, die zum Dogma hinaufgeschraubte Rechtswidrigkeit nicht das Mittel ist, um der Ordnung zur Dauer zu verhelfen oder um das Recht zu constituiren. Das Schwert mochte noch so eindringlich versichern, daß sein Reich der Friede sei; die Natur des Schwertes mußte über jene Phrase siegen.

Wir sind schon deshalb nicht kleinmüthig, weil wir die letzten Ereignisse, deren Schauplatz Deutschland war, so ansehen, als ob durch sie das Schwert geschärft worden sei, welches dem fränkischen Staatsstreichschwerte die Spitze zu bieten berufen ist. Soll Europa zur wahren Ordnung zurückkehren, so muß die Rechtsverachtung in ihrer Wiege erstickt werden. Leute, welche meinen, daß die Geschichte am Schnürchen gehe, prophezeien uns eine neue Katastrophe im Namen des Nationalitätsprincips, und zwar verlegt ihre Einbildung den nächsten Triumph der Freiheit und Einheit nach Polen. Aber Rußland hat diesen Ausartungen schon im Jahre 1863, wo das Schicksal Polens ein endgiltiges wurde, vorgebeugt. Die richtige Steigerung der Krisis wird sich nach Westen hin wenden. Denn Europa kann nicht eher die Ruhe und das Bewußtsein des Rechtes wiedergewinnen, als bis Frankreich zu legitimen Gedanken zurückgebracht ist.

Die Vorahnung hiervon ist in dem Deutschen so eingewurzelt, daß selbst unbedeutende Manifestationen, wie diejenige der 24 Abgeordneten, ein wenn auch widerwilliges und verhülltes Zeugniß für die Richtung ablegen, in welcher sich die europäische Situation entwickeln wird. Die Herren Aegerter-Unruh sprechen sehr verblümt und ihr constitutioneller Standpunkt ist äußerst wurmstichig. In alltägliche Sprache übersetzt, würde die Herzensergießung der Herren etwa dahin lauten: „Wir wissen zwar nicht, was kommt, aber wir wissen, daß noch etwas kommt; wir wissen zwar nicht, wie es in Deutschland hergehen wird, aber wir wissen, daß die Dinge so nicht bleiben werden, wie sie jetzt liegen: wir haben nicht den Willen das was kommen wird zu verhindern, und wenn wir auch den Willen hätten, so würden wir doch nicht die Macht dazu besitzen: wir ziehen es deshalb vor, statt des ohnmächtigen Sträubens die Function des scheinbaren Helfens zu übernehmen. Denn ein scheinbarer wird unser Beistand immer nur sein, da wir ja erstens anerkennen, daß Deutschland unter der Gewalt eines Verhängnisses stehe, an welchem sterbliche Menschen nichts ändern oder fördern können, und da wir zweitens zu sehr unter der Last unserer Fehler und unter dem Joch unseres Mißmuthes keuchen, als daß wir unserer „loyalen Opposition“ gänzlich den Abschied zu geben vermöchten. Damit man jedoch nicht von uns sagen könne, daß wir mit den Ereignissen blos ins Blaue hinein mitgehen, behaupten wir,

die „wahre Einigung des deutschen Vaterlandes" sei das Endziel der Geschichte. Und somit Basta."

Hätten die Herren gesagt: es ist ein starkes Preußen entstanden, darum geben wir unsere Opposition auf, so wäre etwas Mannhaftes an ihrer Erklärung. Die „wahre Einigung des deutschen Vaterlandes" ist blos der Nebel, durch welchen sie ihren Rückzug verhüllen. Einen königstreuen Preußen kann daher die Erklärung der vierundzwanzig weder ärgern noch freuen. Sie beweist ja nur, daß die Herren, welche Jahre lang einzig und allein die seligmachende Gesinnung gepachtet zu haben behaupteten, immer noch da stehen, wo sie vor vier Jahren standen, nämlich außerhalb der Ereignisse. Sie haben bis jetzt nichts gehindert, sie haben, als sie die ausschließlichen Occupatoren der Tribüne waren, den Lauf der Dinge nicht um eines Zolles Breite von der natürlichen Bahn abgelenkt, und sie werden es auch von nun an nicht thun. Ihre „loyale" Opposition wird eben übellaunig genug sein, um ihr regierungsfreundliches Votum jedes Verdienstes zu berauben; und ihre Regierungsfreundlichkeit wird auf der andern Seite dienstbeflissen genug sein, um ihrer Opposition die Spitze abzubrechen. Das hebt sich.

Die unausrottbare Manier dieser Herren, dem Pferde, auf das sie sich setzen wollen, die Beine abzuschlagen, offenbart sich sogar in dem Stil der Erklärung. Jeder Satz stolpert über sich selber. Scheinbar sich aufrichtend, bleibt er plötzlich auf demselben Fleck liegen, von wo er ausgehen wollte. So zum Beispiel der Satz, daß „neben dem Conflict die Eintracht zwischen Regierung und Volksvertretung nirgend zu erreichen war." Bequemer hätten die Herren sagen können: der Conflict war Conflict; oder sie konnten auch den Satz umdrehen und ihn lauten lassen, daß bei der Eintrachtslosigkeit der Conflict nicht zu beseitigen war. Es kommt immer auf dasselbe heraus. Prächtig ist der Ausdruck in einem spätern Satze: „die veranlassenden Verdienste der Regierungspolitik", durch welche „einige Ursachen des Streites gänzlich weggeräumt worden seien." Die veranlassenden Verdienste! Die verdienstlichen Veranlassungen! Diese veranlassenden Verdienste, welche bekanntlich in der unbeirrten Organisation der Volkskraft bestanden, waren es gerade gewesen, wider die sich die Opposition vier Jahre hindurch abgemüht hatte. Schön ist ferner die Beschreibung der „Wachsamkeit", welche „diese ganze entschieden liberale Partei stets einig gefunden" habe. Da erscheint die Wachsamkeit etwa wie eine Patrouille, die bei nächtlicher Weile herumschweift, um zu sehen, ob die Volksrechtsstreiter sich auch nicht zanken. Im nächsten Satze wird diese „Wachsamkeit" zu einem „Bande, das auch in Zukunft das gemeinsame Merkmal der Liberalen bleiben werde." Haben denn wirklich die großen Geister unserer Nation, die Gesetzmacher, die Propheten der Zukunft, die concentrirten Intelligenzen, die das Band der Wachsamkeit im constitutionellen Knopfloch tragenden Volksvertreter — haben sie die Sprache nicht besser in ihrer Gewalt?

Nein, sie können es nicht, weil sie Angst haben. Sie ängstigen sich gleichsehr vor ihrer Consequenz, wie vor ihrer Inconsequenz, und die Offenheit flößt ihnen eben so viel Furcht ein, wie die Verstecktheit. Sie ängstigen

sich vor der Zukunft, weil sie die Vergangenheit nicht verstanden; und sie schämen sich ihre Vergangenheit zu bekennen, weil sie dadurch über ihre Zukunft den Stab brechen würden. Sie bilden sich ein, daß sie durch die Ereignisse aufgefordert würden, an der Entwickelung Deutschlands mitzuarbeiten, während doch der große Gewinn, den wir aus den Ereignissen schöpften, darin besteht, daß das Volk die Unbedeutendheit seiner bisherigen constitutionellen Schulmeister eingesehen hat.

Wenn wir nun trotzdem auf die Erklärung einiges Gewicht legen, so geschieht das aus dem Grunde, den wir oben andeuteten. Das Actenstück ist ein Symptom des kritischen Charakters unserer Epoche, erstens deshalb, weil die Situation um so verfänglicher wird, je verworrener und kriechender die Menschenseelen werden, und zweitens deshalb, weil wir die unklaren Köpfe, die in der Erklärung sich laut machen, unwillkürlich nach dem Punkte hinneigen sehen, wo es brennt und wo sie Feuer fangen möchten. Die Erklärer betheuern, daß die Gefahren, welche am Main Halt zu machen geboten, auch in Zukunft den „vorgezeichneten Fortschritt“ bedrohen, und daß diesen Gefahren gegenüber die Volksvertretung ihren Beistand bekunden müsse. War denn die „leicht erkennbare“ Gefahr, aus welcher die Ziehung der Mainlinie entsprang, nicht die Gefahr eines Krieges mit Frankreich? Und verrathen nicht die Erklärer, indem sie die Fortdauer der Gefahr behaupten, eine gewisse Vorahnung, daß das in Deutschland Gewonnene früher oder später gegen Frankreich vertheidigt werden müsse?

Aber gegen ein Frankreich, das bereits seinem eigenen Programm untreu wird. Die aus dem Orient eintreffenden Nachrichten machen der Sage, daß die osmanische Herrschaft über die nationale Erhebung auf Kandia den Sieg davontragen werde, ein Ende. Die türkischen Truppen, welche noch einzelne Punkte der Insel besetzt halten, sind auf die Defensive beschränkt. Der Sultan möchte seinen letzten Trumpf ausspielen, indem er Omer Pascha nach Kandia sendet. Aber er wird seinen einzigen General bald an einer wichtigeren Stelle brauchen können, da die nördlichen Provinzen der Türkei zum Aufstande reif sind. Diese Ereignisse haben das Gute, daß sie einen neuen Einblick in den Verfall der Napoleonischen Politik eröffnen. Der Kaiser, schwach, entmuthigt, wendet sich im letzten Stadium seiner Herrschaft gegen das von ihm bisher gepredigte Nationalitätsprincip. Seine Agenten müssen als Verkündiger der Integrität der Pforte auftreten. Aber er könnte ein solches Programm nur durchführen, wenn England mit ihm gemeinsam handelte. Hierzu ist keine Aussicht. Wie es scheint, will Napoleon die russische Politik aus der Reserve, die sie bis dahin so glücklich beobachtete, herauslocken. Doch Rußland wird wohl um so ruhiger bleiben können, je gründlicher die Napoleonische Politik sich compromittirt.

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage seit 1853.

III.

Am 28. Februar 1853 kam Fürst Mentschikoff in Constantinopel an. Der Zweck seiner Mission war, einerseits die Angelegenheit der heiligen Stätten, welche durch widersprechende Verordnungen der Pforte in Verwirrung gebracht war, in einer Weise zu ordnen, daß die dem griechischen Cultus widerfahrenen Beeinträchtigungen gehoben würden — andererseits die Rechte der orthodoxen Kirche in der Türkei überhaupt mit Berufung auf den Traktat von Kutschuk Kainardschi durch eine vertragsmäßige Feststellung des Schutzrechtes des Czaaren über die Bekenner jener Kirche zu sichern.

Was den Streit über die heiligen Stätten betrifft, so war derselbe durch die Regierung der französischen Republik im Frühjahr 1850 angeregt worden. Am 28. Mai 1850 formulirte der Minister Frankreichs bei der Pforte, General Aupick, in einem Schreiben an Aali Pascha, den türkischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, die Forderungen, welche von Frankreich erhoben würden. Die Depesche lautete: „Der Divisions-General, Minister Frankreichs bei der hohen Pforte, hat die Ehre gehabt, Seiner Excellenz Aali Pascha eine Depesche vorzulesen, in welchem das Gouvernement der Republik ihn beauftragt, nachdrücklich zu Gunsten der lateinischen Mönche den Besitz der heiligen Orte zu reclamiren, welche Artikel 33 der Capitulation von 1740 ihnen gewährleistet hat. Diese heiligen Orte sind: Die große Kirche von Betlehem, das Heiligthum der Geburt, mit dem Recht dort einen neuen Stern aufzustellen, die Tapeten der Grotte zu ändern, überhaupt daselbst wie die ausschließlichen Besitzer zu verfahren, das Grab der heiligen Jungfrau, der Stein der Salbung, die sieben Gewölbe der heiligen Jungfrau in der Kirche des heiligen Grabes.

„Die französische Regierung reclamirt noch für die Franken-Mönche das Recht die Kuppel der Kirche zum heiligen Grabe auszubessern; und endlich verlangt sie, daß in letztgenannter Kirche alles wieder in den Zustand gebracht werde, wie es vor dem Brand von 1808 war. Sie wird mehr als genügend beweisen, daß die Heiligthümer und die aufgezählten Rechte auf dieselben den lateinischen Mönchen 1740 gehörten.

„Die Offenheit und der Muth, mit welcher die hohe Pforte die Bahnen der moralischen Verbesserung und der Civilisation eingeschlagen hat; die Zustimmung, welche sie durch ihre weise und gemäßigte Haltung den großen Principien des europäischen öffentlichen Rechts gegeben hat, gewähren der französischen Regierung die feste Ueberzeugung, daß sie in dieser Angelegenheit nicht umsonst den ehrlichen Sinn und den Geist der Billigkeit der Regierung Sr. kaiserlichen Majestät anrufen wird; und daß sie einen neuen Beweis davon durch ihre Achtung vor den Verbindlichkeiten geben wird, deren Ausführung Frankreich beansprucht.

„Sie wird dauernd auf diese Weise immer von Neuem auftauchenden Schwierigkeiten und unaufhörlichen Reclamationen ein Ziel setzen, die es gewiß ihre Absicht nicht ist, verewigen zu wollen."

Was in dem Schreiben des General Aupick verschwiegen wurde, war der Umstand, daß die von Frankreich aufgestellten Forderungen in die Besitzrechte der Griechischen Kirche eingriffen, welche der letzteren seit dem Jahre 1740 durch mehrere Firmane des Großherrn gewährt worden waren. Frankreich hatte sich den Veränderungen, die vermittelst jener Firmane in dem Status quo von 1740 hervorgebracht worden, gefügt. Wenn es daher jetzt plötzlich die Widererrichtung des Zustandes von 1740 verlangte, so konnte sich Niemand verhehlen, daß hierdurch nicht blos die Griechische Kirche im Orient auf das äußerste gereizt, sondern auch ihr Protector, der Czar, allmälig in den Conflict hineingezogen werden mußte.

Die Frage ist gerechtfertigt, welch' eine Berechnung den französischen Staat bewegen konnte, einen Proceß zu beginnen, dessen weitere Entwickelung einen Kampf mit Rußland in Aussicht stellte. Welches Interesse hatte denn das Voltaire'sche Frankreich an den heiligen Stätten? In der That war es weder der französische Staat, noch der gläubige Drang des französischen Volkes, wodurch der Conflikt im Osten entflammt wurde. Vielmehr erzeugte sich die ganze Collision aus den Bedürfnissen der Lage, in welcher sich damals der Präsident der französischen Republik befand.

Louis Napoleon arbeitete an den Vorbereitungen für den Staatsstreich. Er wußte, daß der aufgeklärte Stolz der französischen Nation seinen persönlichen Herrschaftsplänen keinen günstigen Boden liefern konnte. Er erblickte daher seine einzige Stütze in der katholischen Partei. Diese wollte er für sich gewinnen, indem er sie überzeugte, daß er dazu berufen wäre, sie zu neuem Glanze zu führen. Deshalb der glühende Eifer, mit welchem plötzlich für die Ansprüche der Römisch-Katholischen auf den Besitz der heiligen Stätten das heilige Schwert geschwungen wurde.

Schon damals hegte Louis Napoleon eine Idee, die zu verschiedenen Epochen seiner Laufbahn immer von Neuem aufgetaucht ist: die Idee der Gründung einer katholischen Liga, deren Haupt der erhabene und sacrosankte Bonapartismus sein sollte. Der scharfsinnige Stratford Canning ahnte sofort im Mai 1850, eine Woche vor der Uebergabe des Aupick'schen Schreibens, welche Richtung die Pläne des Prätendenten einschlugen: „Es scheint," schreibt er am 20. Mai 1850, „daß der Pabst bewogen worden ist, seinen Einfluß zu Gunsten des von Frankreich eingenommenen Standpunktes geltend zu machen und daß alle katholischen Mächte von Sr. Heiligkeit werden aufgefordert werden, in demselben Sinne mitzuwirken."

Daß Louis Napoleon den Stuhl des heiligen Petrus als Schemel benutzte, um auf den kaiserlichen Thron zu steigen, ist begreiflich genug. Schwerer ist zu begreifen, daß der Papst diesem Projecte diente und daß er nicht sofort einsah, welch' eine zerstörende Macht er über sich erhob. Jetzt dürfte ihm die Erkenntniß gekommen sein. Die Idee der katholischen Liga endet damit, daß der Papst sich jeden Morgen die Frage vorlegt, ob er nicht

schleunigst aus Rom fliehen solle; und der fränkische Enthusiasmus für die heiligen Stätten hat es dahin gebracht, daß es dem heiligen Vater an einer Stätte mangelt, wo er sein Haupt niederlegen könne.

Die katholischen Mächte folgten der Aufforderung des römischen Stuhles. Spanien, Neapel, Sardinien, endlich auch Oesterreich schlossen sich den diplomatischen Bemühungen Frankreichs in Constantinopel an. Oesterreich that es — freilich erst dreiviertel Jahre nach der Uebergabe des Aupick'schen Schreibens, indem es zugleich den vermittelnden Vorschlag der Ernennung einer gemischten Commission machte, ein Antrag, dem sich Aali Pascha schon am Schluß des Jahres 1850 günstig gezeigt hatte.

Die Kundgebung Oesterreichs war in einer Note des Herrn von Klezl an Aali Pascha, vom 3. Februar 1851 enthalten. Sie lautet: „Der Unterzeichnete, Geschäftsträger Sr. k. k. apostolischen Majestät bei der hohen Pforte, hat von der kaiserlichen Regierung den Befehl erhalten, bei ihr die Reklamation der lateinischen Mönche in Palestina zu unterstützen, welche dahin zielen, die Rechte auf die heiligen Orte und die Privilegien, deren sie nach und nach beraubt worden sind, wieder geltend zu machen.

„Nachdem die kaiserliche Regierung mit Sorgfalt die Thatsachen und Materialien geprüft hat, welche geeignet waren Licht über den Gegenstand jener Reclamationen zu verbreiten, hat sie die Ueberzeugung gewonnen, daß die lateinischen Mönche in ihrem guten Rechte waren. Demzufolge hat sie nicht einen Augenblick zögern können, denselben ihren Beistand zu leihen, in ihrer Eigenschaft als eine Macht, welche durch ihre Verträge mit der hohen Pforte berufen ist, den katholischen Cultus in dem türkischen Reiche zu schützen.

„Kraft des Artikel XIII des Friedens-Vertrags von Carlowitz und Passarowitz, Art. IX des Vertrags von Belgrad und Art. XII des Vertrags von Sistowo, welche, wie der hohen Pforte bekannt ist, besondere Stipulationen zu Gunsten der Mönche des heiligen Landes enthalten, empfiehlt demnach der Unterzeichnete den fraglichen Gegenstand der ganz besonderen Aufmerksamkeit Sr. Excellenz Aali Paschas, Ministers der auswärtgen Angelegenheiten Sr. Majestät des Sultans, wie es bereits der Gesandte und Bevollmächtigte Minister Frankreichs durch die Note gethan hat, welche er zu demselben Zwecke an die hohe Pforte gerichtet hat, und von der er die Güte gehabt hat den Unterzeichneten in Kenntniß zu setzen.

„Der ottomanische Minister wird, indem er die Frage unpartheiisch beurtheilt, in der Forderung der lateinischen Mönche, welche jetzt von den katholischen Mächten unterstützt wird, nichts anderes sehen können, als die Wiedergeltendmachung eines Rechts, das ebenso unbestreitbar ist als es lange Zeit völlig unbeachtet geblieben. Es ist offenbar, daß gerade die Natur der Verbindlichkeiten, welche in dieser Beziehung die hohe Pforte eingegangen hat, denjenigen Acten, welche später als jene Verbindlichkeiten erfolgt sind, und nicht gemeinschaftliche Zustimmung erhalten haben, den Character der Gesetzlichkeit vollständig nimmt.

„Noch mehr aber, die lateinischen Mönche haben nicht unterlassen jeden

mal förmliche Rechtsverwahrung einzulegen, wenn zu ihrem Nachtheil Usurpationen geübt wurden, wie es sich aus den authentischen Informationen ergiebt, welche sich das kaiserliche Cabinet verschafft hat.

„Bei dieser Sachlage meint die kaiserlich österreichische Regierung, daß das einfachste und zugleich wirksamste Mittel, um zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen, das wäre, einer gemischten Commission aufzutragen, daß sie, vor Allem, den Besitzstand der Lateiner im Jahre 1740 feststelle, zu welcher Zeit der Genuß der Heiligthümer, welche sich damals in ihren Händen befanden, ihnen durch feierliche Verpflichtungen bestätigt wurde.

„Der Unterzeichnete glaubt mit vollem Vertrauen auf die Weisheit und den Geist der Billigkeit der hohen Pforte die Hoffnung aussprechen zu können, daß die für diesen Gegenstand eines allgemeinen Interesses gemachten Anstrengungen zu einem der Gerechtigkeit entsprechenden Resultat führen werden."

Spanien, Neapel, Sardinien, Oesterreich — auch sie haben jetzt, gleich dem Papste, Gelegenheit gehabt, zu ermessen, welche erfreuliche Segnungen ihnen aus der Frage der heiligen Stätten und aus der katholischen Liga, die von Paris aus geleitet wurde, entsprungen sind.

Spanien steht am Rande der Revolution und über den Trümmern seiner Rechtszustände lagert der von Frankreich protegirte Gedanke der Iberischen Einheit, welche der alten glorreichen Monarchie Ferdinands und Isabellens ein Ende machen soll.

Das Königreich Neapel ist zerstört, sein Fürst im Exil.

Das Königreich Sardinien seufzt unter der Tortur der italienischen Einheitsfrage, die für das Haus Savoyen in vollem Sinne des Wortes eine „peinliche Frage" geworden ist.

Und Oesterreich? Es hat die eiserne Krone verloren, und eine Dornenkrone empfangen.

Wie war es nur möglich, in dem Erben Napoleon's I. den Vorkämpfer katholischer Rechte zu erblicken? Mr. Kinglake, der geistreiche Patriot, macht in seiner „Invasion of the Crimea" die treffende Bemerkung, daß die Bonapartes die Neigung haben, als muselmännische Nebensonnen des Sultans aufzutreten. Es besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Napoleonischen Kaiserthum und dem Islam. Als der erste Consul in Aegypten vordrang, verkündete er, daß er im Namen Allahs komme, den er als den einzigen Gott verehre, nachdem die Franken den Messias abgesetzt hätten. Auch der jetzige Kaiser hat muhamedanische Sympathien, die er in seiner algerischen Politik nicht verleugnen kann; er schloß mit Abdel-Kader den Bruderbund, er möchte die Beduinenstämme von der Vormundschaft christlicher Behörden emancipiren, seine liebsten Truppen sind die Turcos.

Christliche Souveränetäten konnten nur dann der bonapartischen Führung folgen, wenn sie gleichfalls muhamedanisch inficirt waren.

Uns fällt bei dieser Gelegenheit ein, daß der Phanariot Pitzipios Bey in seiner Schrift „l'Orient et les Reformes" den Uebertritt des Sultans zur christlichen Religion als die einzig gesunde Lösung der orientalischen Frage vorschlägt. Es wäre wunderbar, den Sultan zu einem Christen werden zu

lassen, nachdem westliche Souveränetäten einen moslemitischen Anstrich erhalten haben. Daß der erste Bonaparte sich als Muselmann gerirte, war die einfache Consequenz seiner Beerbung der Revolution. Die französische Revolution hatte mit dem Etre suprême, welches die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts predigten, Ernst gemacht, sie hatte den Messias abgesetzt, die Priester zu besoldeten Dienern der equalisirenden Staatsmaschine herabgedrückt und den selbstständigen Gedanken in den Schlingen einer unbarmherzigen Centralisation erdrosselt. In der That — welches ist denn der Unterschied zwischen dem muhamedanischen Allah und dem christlichen Gotte? Allah ist das centralisirte göttliche Wesen, ungetheilt, unnahbar, exclusiv, nicht individualisirt und nur durch seinen ersten Minister Muhamed mit den Menschen communicirend. Der christliche Gott ist der decentralisirte Gott, das sich unmittelbar hingebende Wort, die erst in der Dreiheit sich vervollkommnende Einheit, der sich stets vermenschlichende Gott, der, indem er Mensch wird, dem Glaubenden die Pforte zur Sohnschaft öffnet. Wir machen hier keineswegs eine ungebührliche Invasion in die Domäne der Gottesgelahrheit, wir bleiben vielmehr bei der Stange des simplen Zeitungsschreibers, der die orientalische Frage an ihrer Quelle aufsuchen möchte.

Es ist ja klar, daß das Centralisationsstreben, von welchem jetzt die Völker ergriffen sind, einen moslemitischen Charakter an sich trägt, während die ächt christliche Politik, so wie sie in dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation verwirklicht war, nach der Gründung communaler Selbstständigkeiten trachtet.

Von dieser christlichen Politik waren die Staaten und Völker Europas im Beginn der funfziger Jahre bereits völlig abgefallen. Alle lagen vor dem Einheits-Allah auf den Knieen, alle riefen es giebt nur einen Gott und Bonaparte ist sein Prophet, alle bewunderten und studirten den Centralisations-Koran, der in Frankreich gepredigt wurde; und deßhalb war es, daß die katholischen Mächte sich den diplomatischen Unternehmungen Louis Napoleons anschlossen. Sie wendeten sich unter der Führung des Präsidenten der französischen Republik nach dem Orient, nicht weil sie katholisch fühlten und dachten, sondern weil sie muselmännisch waren, nicht um dem Christenthum zum Siege zu verhelfen, sondern um das Allahthum zu vollenden und somit den Felsen zu härten, an dem sie selber scheitern sollten.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen werden wir zur Mission des Fürsten Mentschikoff zurückkehren.

Das Königreich Böhmen.

(Schluß.)

Nächst der Linnenindustrie ist vorzugsweise die in Baumwolle hervorzuheben. Die Verarbeitung derselben ist in den letzten Jahrzehnten mit der Leinwandfabrikation nicht nur gleichen Schritt gegangen, sondern hat diese auch oft und bedeutend verdrängt. Ueberall, wo die Leinwand fabrikmäßig für den Handel gearbeitet wird, pflegen auch alle gangbaren Baumwollwaaren rein oder mit Leingarn gemischt verfertigt zu werden, und auf ähnliche Weise, wie der Flachs durch alle Stufen der Zubereitung, viele Hände zu beschäftigen. Man verfertigt alle Gattungen vom geringsten Cotton an bis zu feinstem Perkal und Musselin. Kattune aller Art, vorzüglich zu buntem Druck, werden in ganzen Stücken oder in Tüchern (Taschen-, besonders aber Halstücher für Frauenzimmer) gearbeitet und beschäftigen Tausende von Arbeitern. In Prag und um Prag, in Karolinenthal und Seuchow, sind dergleichen Fariken in vollem Gange. Auch der leitmeritzer und bunzlauer Kreis sind reich an solchen Fabriken. — Druckerei und Färberei sind in Böhmen von großer Bedeutung. — Böhmen ist auch durch seine Bleichereien ausgezeichnet. Garnbleichen sind im leitmeritzer Kreise.

Die Schafwollindustrie ist ebenfalls in Böhmen von Belang. Ordinäre Tücher und Wollenzeuge werden in bedeutender Menge für den Bedarf der mittleren und unteren Stände verfertigt, so daß, nach der Flachs- und Baumwolleindustrie die Wollenverarbeitung die meisten Menschen in allen Kreisen beschäftigen dürfte. Selbstständige Kammgarnspinnereien gab es im Jahre 1854 11 in Böhmen, und außerdem eine große Menge von Streichgarnspinnereien. In der Stadt Reichenberg, dem Hauptsitze der böhmischen Tuchmanufactur, befinden sich 6 Streichgarnspinnereien, 7 Tuchfabriken und 430 Tuchmachermeister, die 1856 47,000 Ctr. Wolle verarbeiteten, 2 Kammgarnspinnereien, 1 Fabrik für ungewalkte Gewebe und 1 Wollstoffdruckerei. Auch in den Dörfern in der Nähe von Reichenberg sind eine Menge von Schafwoll- und Streichgarnspinnereien vorhanden, z. B. in Ruppersdorf allein 25 Streichgarnspinnereien mit 22,000 Spindeln. — Neben der Tucherzeugung ist auch die Wirkwaarenverfertigung in Böhmen bedeutend. Die Wollen-Strumpfwirkerei wird daselbst auf mehr als 3000 Stühlen betrieben. Auch die Erzeugung von rothen türkischen Kappen ist in Böhmen belangreich. Die ungewalkten feinen Wollstoffe werden hauptsächlich in Böhmen, Nieder-Oesterreich und Mähren erzeugt.

Die Lederindustrie ist gleichfalls in Böhmen verbreitet. Lohgerberei reiben an 1500 Menschen in allen Kreisen. Außerdem werden Juchtenleder, glanzgefärbtes und lackirtes Leder bereitet. Verschiedene Schuharbeiten und Handschuhe versendet Prag in das Ausland. Dasselbe gilt auch von den Ledergalanteriewaaren von Prag. Ebendaselbst werden feine Kürschnerwaaren und gute Sattlerarbeit verfertigt.

Die **Seidenindustrie** ist nicht von Belang und beschränkt sich auf Anfertigung von seidenen Bändern und seidenen Hüten.

Die **Industrie in Holzwaaren** ist mannigfaltig und nicht unbedeutend. An Drechslerwaaren ist ein ziemlicher Absatz ins Ausland. Feinere Tischlerarbeiten in Nähtischen, Schatullen u. s. w. werden in Karlsbad angefertigt.

Die **Strohfabrikation** Böhmens besteht in der Flechtung von Strohhüten und Strohdecken.

In der Menge und Güte seiner **Papiere** zeichnet sich Böhmen aus. Im Jahre 1854 waren 72 Papiermühlen und 6 Papierfabriken in Böhmen vorhanden. Papiermaché-Arbeiten werden zu Reichenau erzeugt.

Die **Rübenzuckerindustrie** ist in Böhmen von Belang. Im Jahre $18^{57}/_{58}$ waren in Böhmen 52 Rübenzuckerfabriken im Betriebe, welche 4,599,000 Ctr. Rüben verarbeiteten. — Von Zucker-Raffinerien giebt es 2 in Böhmen, 1 in Prag und eine zweite in Königsaal, welche jährlich 30,000 Ctr. Rübensyrup und 5000 Ctr. Rohzucker zu Raffinade verarbeitet und mehr als 100 Arbeiter beschäftigt. — In Böhmen wird auch aus Kartoffeln Zucker und Syrup erzeugt.

Da Böhmen nicht zu den Weinländern gehört, und das Bier und der Branntwein das Hauptgetränk für die Bewohner ausmacht, so ist die Bier- und **Branntweinproduction** ein wichtiger Betriebsgegenstand. Zu jener wird Gerste, zu dieser Roggen und Kartoffeln verbraucht. Bierbrauereien giebt es in dem, durch seinen Hopfen berühmten Böhmen sehr viele, im Jahre 1857 waren davon 1047 daselbst vorhanden. Der Betrieb der Branntweinbrennerei ist bei weitem geringer; denn im Jahre 1851 wurden in Böhmen nur 669 Branntweinbrennereien gezählt.

Die **Tabakfabrikation** wird vom Staate betrieben. 1861 bestanden in der ganzen österreichischen Monarchie 24 Tabakfabriken, von denen sich 1 in Böhmen befindet.

Cichorienfabriken giebt es 1 in Prag und 1 in Königgrätz. Auch befinden sich in Böhmen **Pottaschsiedereien**. Endlich sind von den Erzeugnissen des böhmischen Gewerbfleißes noch die **Leimsiederei**, die **Seifensiederei**, die **Wachsfabrikation**, die **Kamm-** und **Knopfmacherei** zu erwähnen.

VIII.

Die schiffbaren Flüsse und Kanäle, die Menge von Naturproducte, die Blüthe des Gewerbfleißes und die vielen künstlichen Verkehrsmittel haben einen sehr lebhaften **Handelsverkehr** in Böhmen hervorgerufen. Der Centralpunkt für den böhmischen Ein- und Ausfuhrhandel, sowie für den Transitohandel ist die Landeshauptstadt **Prag**. In der Mitte des Landes an einem schiffbaren Flusse gelegen, der die Wasserverbindung des äußersten Südwestens mit den Nordosten des Landes vermittelt, befindet sie sich zugleich im Durchschnittspunkte vieler, nach allen Richtungen sich erstreckenden Kunststraßen, sowie auch vieler Eisenbahnen, durch die sie mit Wien, Brünn und Olmütz, mit München, Dresden, Reichenberg und mit dem Innern von Böhmen in unmittelbarer Verbindung steht. Nächst Prag sind **Reichenberg**

und Pilsen die wichtigsten Handelsplätze des Landes. — Die vornehmsten Ausfuhrartikel sind: Glaswaaren, Obst (frisches und gedörrtes), Kleesamen, Flachs, Garn, Linnen, ordinäre Spitzen, Baumwollenwaaren, Wolle, Tücher und Kasimire Reichenbergs, Federn, Bettfedern, Leder und Lederwaaren, Fasanen, Mineralwässer. Einfuhr-Artikel sind: Kochsalz (4—500,000 Ctr. jährlich), Ungar- und andere österreichische Weine, Kaffee, Zucker, Gewürze, Tabak u. A. Noch wichtiger für Böhmen als der äußere Handel ist der innere, der durch die Wasserstraßen (1851: 56,$_{50}$ österreichische Meilen), die vielen Landstraßen (522,$_{24}$ österreichische Meilen) und die Eisenbahnen wesentlich gefördert wird. Ein weiteres Belebungsmittel des Verkehrs sind die Märkte. Hauptjahrmärkte werden zu Prag und Pilsen abgehalten. Außerdem giebt es noch Kirchtagsmärkte, welche nur die Ortsbewohner und die benachbarten Gewerbs- und Handelsleute besuchen, dann die Jahrmärkte in den böhmischen Badeorten, auf denen während der Kurzeit alle inländischen Handelsleute ihre Waaren feilbieten und auch fremdortige Handwerker ihre Erzeugnisse ohne Beschränkung verkaufen dürfen, endlich die Märkte für einzelne Artikel, wie Wollmärkte (zu Prag und Pilsen), Viehmärkte u. s. w.

IX.

Für den **Unterricht** und die **geistige Bildung** der Bevölkerung wird gesorgt durch die Elementarschulen (1854: 3650 mit 6981 Lehrern und 567,308 Kindern), Wiederholungsschulen (1854: 3560 mit 231,568 Schulbesuchenden), die (Unter- und Ober-) Gymnasien ($18^{57}/_{58}$: 21 mit 291 Lehrern und 5758 Schülern), (Unter- und Ober-) Realschulen ($18^{57}/_{58}$: 6 mit 81 Lehrern und 2032 Schülern), 5 Ackerbau- und 1 Forstschule, 1 Bergschule (zu Przibram), 1 ständisch-polytechnisches Institut in Prag (1857: 25 Lehrer und 466 Studirende) 1 höhere Handelslehranstalt in Prag ($18^{56}/_{57}$: 14 Lehrer und 186 Schüler), 1 höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Prag und 1 Universität in Prag (1857: 107 Lehrer und 1078 Studirende). Der Grad der Volksbildung ist am besten aus den Rekrutirungsergebnissen zu entnehmen. Darnach waren im Jahre 1857 von je 100 Gestellten 59 des Schreibens kundig. Im Jahre 1854 entfielen auf je 100 schulpflichtige Kinder 96 Schulbesuchende, und auf 1271 Bewohner kam immer 1 Schule.

X.

In **administrativer** Beziehung wird das Königreich Böhmen, an dessen Spitze ein kaiserlicher Statthalter steht, nebst der Landeshauptstadt **Prag** in 13 Kreise (Prag, Budweis, Pisek, Pilsen, Eger, Saatz, Leitmeritz Bunzlau, Gitschin, Königgrätz, Chrudim, Tschaslau und Tabor) und diese in 1 Stadt- und 207 Landbezirke eingetheilt. Die Rechtspflege besorgen 16 Gerichtshöfe erster Instanz (1 Landes-, 1 Handelsgericht, 14 Kreisgerichte, welche gleichzeitig Handelsgerichte, und die zu Kuttenberg, Pilsen und Brüx gleichzeitig Berggerichte sind), 17 städtisch-deligirte Bezirksgerichte und 187 gemischte Bezirksämter; die zweite Instanz bildet das Oberlandesgericht in Prag. Die Landes-Finanzbehörde ist die prager Finanz-Landesdirection, unter welcher 14 Finanz-Bezirksdirectionen stehen. In militärischer Hinsicht bestehen 10 Ergänzungsbezirke. Berghauptmannschaften bestehen zu Prag,

Pilsen, Elbogen, Brüx und Kuttenberg. Die kirchlichen Behörden der römischen Katholiken bilden der Erzbischof zu Prag und die Bischöfe zu Leitmeritz, Königgrätz und Budweis. Bezüglich des evangelischen Kultus bildet Böhmen den Kirchensprengel einer Superintendentur augsburger Confession und eine Superintendentur helvetischer Confession.

Die bairische Kriegführung.

Von allen am jüngsten Kriege betheiligten Staaten hat unbestritten Baiern den gehegten Erwartungen am wenigsten entsprochen, und seine Kriegführung war derartig lässig und mangelhaft, daß hin und wieder selbst das Wort „Verrath“ laut ward. Die Enttäuschung fiel um so schwerer in's Gewicht, je anspruchsvoller in den einleitenden Vorstadien des Krieges dieser Staat aufgetreten war. Allgemein erwartete man hiernach von dieser Seite her ein, wenn nicht Ausschlag gebendes, so zum mindesten thatkräftiges rasches Eingreifen in den Gang der Ereignisse. An der günstigen Gelegenheit hierzu gebrach es nicht. Keiner Macht war es so in die Hand gegeben, mit verhältnißmäßig unbedeutenden Mitteln und leichtem Kraftaufwand große Erfolge zu erzielen. Baiern hatte es in der Hand, Sachsen, Kurhessen und Hannover zu entsetzen, den westlichen Theil der preußischen Monarchie von Osten abzuschneiden, und die bairische Armee wäre, wenn sie Mitte Juni wirklich 40—50,000 Mann Truppen im schlagfertigen Stande gezählt hätte, was man sich in der mit Oesterreich abgeschlossenen Convention anheischig gemacht hatte, dieser Aufgabe vollständig gewachsen gewesen, denn um diese Zeit hatte Preußen an den betreffenden Stellen nur die Corps der Generale Manteuffel, Göben und Beyer entgegen zu setzen, welche, alles in allem, höchstens 40,000 Mann zählten, aber in weiten, 20—30 Meilen von einander entfernten Zwischenräumen operiren mußten. Bevor sie sich zu vereinigen vermocht hätten die bairischen Truppen die Hannoveraner befreit und konnten mit dem inmittelst zur Formirung gelangten 8. Bundesarmeecorps Fühlung gewinnen. Man würde derartig gestärkt dem Gegner eine dreifach überlegene Truppenmacht gegenüber zu stellen gehabt haben. Welch eine ganz andere Wendung der Krieg dann genommen hätte, selbst nach den böhmischen Niederlagen, liegt auf der Hand. Und zu alledem bedurfte es lediglich einer sofortigen Action Baierns unmittelbar nach dem Kriegsausbruche. Statt dessen blieb man fast 14 Tage an der sächsisch-thüringischen Grenze unthätig stehen und das Versäumniß dieser kostbaren Zeit gestaltete sich um so verhängnißvoller, je trefflicher sie vom Gegner benutzt ward. Nicht mit Unrecht wird daher Baiern von seinen Verbündeten für das Mißgeschick des Krieges vorzugsweise verantwortlich gemacht.

Ungeachtet des großen Fehlers, den man mit diesem lässigen Zaudern beging, wäre indessen noch nichts verloren gewesen, auch nachdem die Entsetzung Sachsens und die Befreiung der Hannoveraner hatte aufgegeben werden müssen, wenn wenigstens von dem Augenblicke der Action an die Kriegführung entsprechend gewesen wäre. Das 8. Bundesarmeecorps hatte sich inzwischen nothdürftig formirt. Anfangs Juli waren seine Vortruppen jenseits Gießen vorgeschoben und standen kaum 3 Tagemärsche von den Baiern seitwärts, ohne durch feindliche Truppen von einander getrennt zu sein. Eine Vereinigung beider Truppenkörper unterlag somit nicht den geringsten Schwierigkeiten. Inzwischen hatten sich zwar auch die getrennten preußischen Corps zu einer einheitlichen Operationsarmee unter den Befehlen des Generals Falkenstein vereinigt; allein dieselbe zählte, wie sich aus preußischen officiellen Berichten ergiebt, höchstens 40—45,000 Mann, war mithin noch nicht so stark an Zahl als die Baiern für sich allein. Diese letztern hätten mithin, sollte man meinen, es selbst ohne die Unterstützung des 8. Bundesarmeecorps auf eine Schlacht ankommen lassen können. Zu einer solchen ist es aber in dem ganzen Feldzuge bekanntlich nicht ein einziges mal gekommen. Wo ein Zusammentreffen zwischen den Preußen und Baiern stattfand, erhob es sich nicht über den Charakter eines gewöhnlichen Gefechts, und hier zogen die Baiern überall den Kürzern, da sie, ihre Operationskräfte nie beisammen habend, regelmäßig immer in der Minderzahl waren. (?) Von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, ist die Bemerkung eines Wiener Blattes auf das den bairischen Waffen, weil sie intact aus dem Kampfe hervorgegangen, gespendete Lob des Herrn v. d. Pfordten: „Die Baiern hätten es nicht einmal zu einer tüchtigen Niederlage bringen können," nicht ganz ohne Berechtigung.

Die bairischen Truppen gelten als brav und tapfer, in frühern Feldzügen haben sie sich fast immer als tüchtig und brauchbar bewährt; an ihnen kann mithin die Schuld nicht gelegen haben. Andere Factoren müssen zusammengewirkt haben, um ein so wahrhaft klägliches Resultat hervorzubringen, und in dieser Beziehung enthält ein Aufsatz im neuesten Hefte der „Grenzboten" eben so interessante als, wenn die Thatsachen nicht für die Wahrheit sprächen, fast unglaublich klingende Aufschlüsse. Wir geben im Nachstehenden das Wichtigere daraus.

Schon bei dem Einmarsch der Baiern in Thüringen wurden Beobachtungen gemacht, die namentlich in Bezug auf Verpflegung, Marschordnung und Disciplin ungünstig ausfielen. Die Truppen führten zwar Verpflegung und alles reichlich mit sich, aber für die Erhaltung derselben war nicht hinreichend gesorgt. So war das auf eine Menge Wagen geladene Brot von dem auffallenden Regenwetter so durchweicht worden, daß es eine breiige Masse und ganz ungenießbar geworden war. Ebenso war es mit dem mitgeführten Fleisch, daß bei der Wärme in Fäulniß übergegangen war. Das meiste wurde in die Werra geworfen. Die Wagen waren sämmtlich unbedeckt und so konnte es nicht anders kommen. Besonders auffallend war auch der mächtige Train. Zum Transport des Heergeräths kamen die Equipagen, Pferde und Dienerschaft der vielen Prinzen und der höheren Generale. Na-

mentlich ging da der Commandirende, Prinz Karl, selbst mit gutem Beispiel voran, der fast seinen ganzen zahlreichen Haushalt mit sich geschleppt haben soll. Die Nichtcombattanten, Auditoren, Aerzte, Verwaltungsbeamte fuhren meist in Kutschen. Ueberraschend war bei den meisten Offizieren die unzureichende geographische und topograpische Kenntniß. Kaum über die vaterländische Grenze hinaus, und man war schon in einer terra incognita. Kaum daß sie in der Geographie ihres eigenen Landes, daß sie eben verlassen, etwas taktfester erschienen. Manche, die von Mellrichstadt über einen unbedeutenden Höhenzug, die „Schanze", der sich auf der einen Seite in's Bairische absenkt und dessen Kamm die Grenze bildet, mit herübergekommen waren, hielten das für den Thüringer Wald und freuten sich, diesen so rasch und unangefochten überschritten zu haben. Was noch mehr Wunder nimmt, ist, daß sich nur einzelne dieser Herren mit Karten versehen hatten. Bei dem nun fühlbaren Mangel und gewitzigt durch trübe Erfahrungen, wurde bald eine wahre Jagd darauf gemacht, so daß man sogar Schulknaben aus irgend einem Atlas Blätter abkaufte. Ein Hauswirth zeigte eine solche auf Wunsch den beiden einquartirten Lieutenannts vor, die sie sich ausbaten. Er überließ sie ihnen, und glücklich darüber, soll der eine zum andern gesagt haben: „Du, laß sie ja dem Major nicht sehen, sonst sind wir drum." Ein anderer suchte auf der Karte herum, und mit dem Finger auf einen Punkt zeigend, fragte er seinen Genossen: „Was ist denn das Kalten da?" — „Das ist Kaltennordheim auf der Rhön". — „Ach so, das hab' ich g'rad gesucht." So war es auch. Der Name Kaltennordheim war auf der Karte durch das Zeichen des dazwischen liegenden Ortes getrennt.

So blieben denn auch bei größeren Truppentheilen Verirrungen aller Art nicht aus, die, wenn auch auf verhältnißmäßig beschränktem Terrain, doch etwas an die lamentabeln Irrfahrten des Odysseus erinnern. Es kam vor, daß man von einem Orte zum andern, in einer Entfernung von drei Stunden die drei- und vierfache Zeit brauchte und, statt auf der graden und guten Straße, einen mächtigen und schlechten Umweg gemacht hatte. Es wurden denn in der argen Hitze oder bei durchnässendem Regen die armen Leute nutzlos abgehetzt, daß sie Abends hungerig und todmüde in die Quartiere kamen. Durch mangelhafte Anordnung und Berechnung stopfte sich die Masse häufig so, daß ein längerer und unnützer Halt gemacht werden mußte; und um dann die verlorene Zeit wieder einzubringen, ging es um so rascher wieder vorwärts. So war hier und da bei anscheinender Gemächlichkeit in den Bewegungen wieder eine Hast bemerklich, welche die Kräfte der Mannschaften nutzlos aufrieb, und bei allem mitgeführten Vorrath darbten die armen Burschen.

Eigenthümlich und nichts weniger als ansprechend war auch die Behandlung der Soldaten von Seiten ihrer Vorgesetzten. Die weltbekannten drastischen Flüche, Schimpfwörter und volksthümlichen Redensarten des guten Baiernlandes kamen namentlich bei der Soldateska überreich in Anwendung, und was hier und da noch fehlte, ersetzte die erhitzte Phantasie. Aber damit wars auch nicht abgethan; es setzte auch Ohrfeigen, Knüffe und Püffe nach

echts und links, was noch an die alte gute Zeit erinnerte, in der man seinem ;orne und der Galle noch ungenirt Luft machen konnte und nicht soviel lerger wie jetzt in sich hinein fressen mußte.

Bei einer solchen nichts weniger als liebevollen Behandlung konnte echte kameradschaft und Herzlichkeit sowie die Zuneigung der Untergebenen schwer ;ewonnen werden. So sprach sich denn auch ein gewisser Mißmuth, etwas Gleichgültiges, zuweilen gar ein Nichtachten oder etwas Störriges gegen die Inordnungen der Obern in Mienen und Geberden und andern Dingen ohne Worte aus, und es geschah, daß man sich bei Anordnungen und Weisungen eineswegs im Entgegenkommen und Ausführen überstürzte, man ließ es m Gegentheil erst an sich kommen. Daher fiel es selbst Laien nicht wenig uf, wenn beim Stellen der Compagnien, selbst wo es nach dem Signal ilig war, die Soldaten langsam und „brähnig", wenn wir uns dieses beeichnenden Volksausdruckes bedienen dürfen, angewackelt kamen. Noch lange, ange nach dem Signal kamen Nachzügler, manche gar nicht. Nun hatte es vieder mit dem Rangiren seine Noth, da mancher im Dusel seinen Platz erfehlte. Da gab's ein Einschieben und Wiederherausnehmen, ein Hin- und Herstuppen, die Rotten voll zu machen, und wenn man unten fertig war, so ehlte es wieder oben. So verging zuweilen ein Stunde, bis endlich die Compagnie zusammen war. Hauswirthe erzählten, daß, wenn sie Morgens eim Hören des Signals ihre noch fest schlafende Einquartirung mit vieler Mühe geweckt gehabt hätten, diese unwirsch etwas gemurmelt und sich wieer auf's Ohr gelegt hätte, um unbesorgt fortzudubeln.

Bei allen diesen Mängeln trat unverkennbar eine große Selbstüberschätzung und mit dieser der ungereimteste Preußenhaß hervor, der oft in wahre Verblendung überging. Die Mehrzahl der stämmigen Burschen mochte enken, daß bei einem Zusammenstoß nur die physische Kraft den Ausschlag ;ebe, da sie von der moralischen nur eine schwache oder gar keine Idee hatten. Ein robuster Vollblut-Altbaier mag es im Ringkampf wohl mit einem Vierteldutzend Berliner Kinder und ähnlichem Schlag in der preußischen Armee aufnehmen, aber sicher nicht, wo es gilt, durch Gewandtheit und Verschlagenheit zu siegen. Dagegen dachten die Baiern den Preußen gegeniber nur an das veni, vidi, vici, und wie sie sich einbildeten, war ihr Podewils'sches Gewehr das beste von der Welt, mithin auch dem preußischen Zündnadelgewehr weit überlegen.

Die Baiern hatten in allen Gefechten meist treffliche Positionen; überall wurden sie zurückgedrängt und überall waren sie die Stärkeren. Die Stärke es preußischen Corps unter General v. Göben in dem Gefechte bei Roßdorf war etwa 6—7000 Mann und es kämpfte gegen die mindestens dreifache Zahl des Gegners. Im Ganzen sollen die nach Eisenach hin dirigirten Colonnen der Baiern die Stärke von fast 30,000 Mann erreicht haben. Aber die letztern hatten wieder keine einheitliche Leitung, keinen ordentlichen Verband, keine rechtzeitige Unterstützung. Was geschah denn eigentlich vom Hauptquartiere aus? Man sagt, daß es eben gemächlich beim Frühstück geessen, als der Kampf schon längst begonnen.

Einsichtigeren bairischen Offizieren graute vor den Rhönpässen, denn schon auf dem Marsche im Werrathale äußerten sie gegen Civilisten: Wir kennen das Terrain ganz und gar nicht und werden übel wegkommen. Sie meinten damit nicht allein sich, sondern auch ihre Obern. Und der Kampfplatz lag nur ein paar Stunden von der bairischen Grenze, von der Stadt und dem Schlosse Tann, dem alten Stammsitze des Generalstabschefs, der hier einen Theil seiner Jugend verlebte, dessen Verwandten dort wohnen und der selbst fast alljährlich noch dahin kommt.

In dem Briefe eines ehemaligen badischen Offiziers, der pensionirt in jener Gegend lebt, wird u. a. gesagt: „Ich habe in neuester Zeit große Abtheilungen einer Armee gesehen, die ich freilich unter ganz andern Verhältnissen gekannt habe. Nimmer hätte ich geglaubt, daß es Wahrheit sein könnte, was ich gesehen und gehört habe. Wie können Truppen so zurückkommen wie diese bairische Infanterie! Rohheit, Unwissenheit, Unordnung, Mangel an Achtung gegen ihre Führer, Mangel an allen Vorsichtsmaßregeln. Von diesem allen könnte ich ein Buch schreiben, müßte aber befürchten, daß man diese Darstellung für eine geflissentliche Unwahrheit und Uebertreibung halten würde. Und diese wollten die Preußen mit Haut und Haar auffressen! — — Ich habe, nachdem ich diese Truppen von außen und innen betrachtet, keinen Augenblick an den Resultaten gezweifelt, wie sie gekommen sind, ja alles wörtlich vorhergesagt. Einen solch' wahnsinnigen Krieg in den Rhönbergen zu führen, aus solchen Positionen sich von einer Handvoll Feinde in ein paar Tagen und bis über den Main zurückwerfen zu lassen! — Eine Position, die man mit 2000 Schwarzwälder Bauern im Guerillakrieg ein viertel Jahre hätte halten und völlig unsicher machen können. — Doch genug!" —

Die Cavallerie-Reserve-Division unter dem General Fürsten Taxis machte auch keine glänzenden Geschäfte, namentlich bei Hünefeld und Gersfeld, wohin sie vorgerückt war. Der durchlauchtige Führer soll es versäumt haben, die nöthigen Sicherheitsmaßregeln anzuwenden, und namentlich zur Seitendeckung keine Patrouillen entsendet haben. Unbesorgt ritt man in ein bewaldetes Defilee hinein, während ein Bauer durch unablässiges Hutschwenken das Warnungszeichen zur Umkehr gab. Als man nun stutzig wurde und wirklich umlenkte, nachdem schon ein Theil ins Defilee hinein war, krachten die bisher versteckten preußischen Geschütze und entluden einen Kartätschenhagel. Schon dadurch in Verwirrung gebracht, sprengte nun auch die preußische Cavallerie vor und brachte so die bairische ganz auseinander. Drei Schwadronen sollen dabei fast ganz aufgerieben worden sein. Die Versprengten langten einzeln und in Trupps in Hammelburg, Karlstadt, Schweinfurt und Würzburg abgemattet und zum Theil verwundet und sehr arg zugerichtet an. Der Commandant des 5. Chevauxlegers-Regiments, Oberstlieutenant v. Pochmann, war durch den Unfall so alterirt, daß er sich erschoß. In Würzburg war arge Aufregung, als gegen 100 Versprengte ankamen, die 20 Stunden weit geritten waren, und Alles rief erschreckt: „Die Preußen kommen!"

Auch in dem hitzigen Kampfe um Hammelburg, so wie bei Kissingen zogen die Baiern bekanntlich den Kürzern. Bei letzterem Orte hatten sie wieder eine treffliche Position; über die dort ziemlich breite Saale führte nur eine Brücke, die lang und schmal war und von trefflich postirter Artillerie — man sagt 18 Geschützen — vollkommen bestrichen werden konnte. Der ganze Ort wurde ebenfalls von hier aus beherrscht. In beiden Treffen schlugen sich die Truppen sonst brav, namentlich bei Hammelburg, wo sie bedeutend in der Minderzahl waren. Aber warum kam man ihnen nicht zur Hilfe, obgleich noch Abtheilnngen in der Nähe waren, die das Feuern hören mußten? So viel allerdings scheint sich nunmehr als ziemlich unbestritten herausgestellt zu haben, daß das bairische Kundschaftswesen sich noch ziemlich im Urzustande befindet und sehr vieles zu wünschen übrig lassen mag. Somit war man in dieser Beziehung von dem Wesentlichsten wenig oder nicht, oder falsch unterrichtet, kein Wunder daher, wenn fast Alles anders kam, als man sich dachte, und wenn mit der Ueberraschung Schrecken und Entmuthigung die Truppen hier und da überfiel, namentlich nach vorausgegangenen gewaltigen Enttäuschungen.

Von Verwenden und Ineinandergreifen der verschiedenen Waffengattungen, von Recognosciren, von Benutzen des Terrains, von Scheinbewegungen und anderm Wesentlichen scheint man von oben her keinen rechten Begriff gehabt zu haben, und so mußte denn natürlich das Ganze darunter leiden, so daß der beste Wille, die größte Hingebung und die lobenswertheste Tapferkeit, welche vor allem der Gegner selbst anerkannte, das nicht ausgleichen konnten. Die Kräfte, Gewandheit und Hülfsmittel des Gegners kannte man eben so wenig und berechnete diese jedenfalls nur nach den eignen oder unterschätzte sie gar. Letzteres ist das Wahrscheinlichere.

Mancherlei Factoren wirkten zu dem mancherlei Mangelhaften gleich von vorn herein wesentlich ein: die große Jugend eines unerfahrenen und dem Armeewesen ziemlich fremden Kriegsherrn, das Greisenalter eines im Frieden ergrauten Führers, der sich des allgemeinen Vertrauens nicht erfreute, und die in Zweifel gezogene Befähigung des Generalstabschefs zu diesem Posten. Wir wollen keiner dieser hochgestellten Persönlichkeiten hier einen Vorwurf machen, es scheint das mehr im Verhängniß zu liegen. Alle drei mögen vom besten Willen beseelt gewesen sein, aber damit ist es nicht immer gethan, namentlich da, wo das Geschick der Staaten und Völker von der Befähigung und Thatkraft Einzelner abhängt. Es war somit kein guter Stern, der in dieser schweren und verhängnißvollen Zeit über dem Baiernlande leuchtete.

Ob man durch Erfahrungen klüger gemacht wird, muß die Zukunft lehren. Nach dem, was vorgekommen, ist in Baiern in Bezug auf das Heerwesen noch manches nachzuholen, wenn es mit andern, ihm vorausgeschrittenen concurriren will. Aus einem solchen Material, wie es Baiern mit allen Hülfsmitteln besitzt, ist sicher etwas heraus zu arbeiten, es kommt nur auf das Geschick und etwas mehr Fleiß an. Die Zeit wartet nicht, man muß mit ihr gleichen Schritt halten, wenn man nicht zurückbleiben will.

Hätte man das alles etwas früher bedacht, so würde dem Staate an

Opfern von Menschen, Geld und anderm Werthvollen vieles erspart worden sein. In der That aber, wenn Baiern beim Friedensschluß unverhältnißmäßig glimpflich davongekommen ist, so wird es dies nach unsrer Meinung schwerlich seiner kriegerischen Aktion zu danken haben. Fiele die Tüchtigkeit der kriegerischen Leistungen in die Waagschaale, so hätte Baiern von allen Betheiligten unbestritten das ungünstigste Loos treffen müssen. (L. Z.)

Miscellen.

Eine Tochter Melanchthons.

(Fortsetzung.)

Beinahe ein Jahrzehnt lebte Sabinus im Hause des Melanchthon. Anna hatte er von ihrer frühesten Kindheit an aufwachsen sehen. Ein älterer Bruder gleichsam hatte er mit ihr gespielt, vielleicht auch sie unterrichtet. Im Mai 1533 kehrte Sabinus nach einem Ausflug nach Süddeutschland in die Vaterstadt zurück. Doch nur kurze Zeit hielt er sich da auf. Reiselust, das Verlangen, einflußreiche Bekanntschaften berühmter Männer zu machen, wohl nur eingebildete Sehnsucht nach klassischem Boden trieben ihn nach Italien. In Wittenberg kehrte er bei Melanchthon ein. Und hier wurde ihm der Abschied von der zweiten Heimat auf eine seinem eitlen Herzen wohlthuende Weise versüßt. Schon stampften die Rosse ungeduldig vor der Thür. Da trat die eilfjährige Anna heran und überreichte ihm einen Kranz. „Er sei dir ein Pfand unserer Liebe" sprach sie verschämt die Augen niederschlagend. Sabinus aber ging auf den von Frau Melanchthon veranstalteten Scherz ein und antwortete: „Führt ein günstiges Geschick mich zurück, so wirst du Anna und keine andere mein Weib."

Diese Scene machte auf das Herz des Poeten einen tiefen Eindruck. Anna's Bild begleitete ihn, wie er versichert, nach Italien. Und als er nach etwa Jahresfrist ohne seinen Plan, tüchtige juristische Studien zu machen, ausgeführt zu haben, aber zum päpstlichen Pfalzgrafen ernannt, um einige Gönner bereichert und in den Formen höfischer Sitte vervollkommnet zurückkehrte, dachte er nicht nur daran, sich mit Anna zu verloben, sondern setzte dieses sein Vorhaben auch durch. Es ist unerhört, ihn ernsthaft von Liebe zu dem zwölfjährigen Mädchen reden zu hören. Er erzählt in der weitschweifigen, manirirten Weise lateinischer Poeten: Venus sei zu ihm gekommen, den Sohn an der Hand. „Nimm ihn in deine Schule", habe sie gebeten, „ich wünsche, daß er Dichter werde; rechter Lohn soll deine Mühe vergelten". Doch der wilde Knabe habe die Zucht des Lehrers nicht ertra-

den. Scharfen Pfeil in die Brust desselben stoßend, sei er entschwunden unter dem Ausruf: „Tiefe Wunde schlug dir zahmlos Amor. Melanchthons Tochter wird sie heilen." Sofort sei sein Herz in Liebe zu Anna erglüht, nicht müde geworden sei er im Bitten: „Jungfrau, die du mir allein gefällst, sei meinem brennenden Wunsche geneigt" u. s. w.

War der Poet in einer Selbsttäuschung befangen wie sie bei Menschen, die immer nach äußerlichem schauend nie in ihr Inneres blicken, wohl vorkommt? Ich scheue mich zu sagen: nein. Möge es sein, daß er sich selbst überredet hatte, er könne dem netten Mädchen, dem er von Kindheit an gewogen war, die Liebe des Gatten weihen; aber so viel ist auch gewiß, daß derselbe Sabinus, der jetzt von Liebe verzehrt zu werden vorgab, Melanchthon später eingestand er habe nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf den Rath Anderer, namentlich des durch seine Streitigkeiten mit Luther bekannten M. Agricola von Eisleben die Verbindung mit Anna erstrebt. Melanchthons weltberühmter Name, sein einflußreiches Ansehen bei Fürsten und Städten, vielleicht auch die auf Wohlstand deutende Behäbigkeit seines Hauses, waren Reizmittel genug, um einen Sabinus zu bewegen, nach Verschwägerung mit ihm zu ringen.

Und Anna, wie nahm sie die Bewerbungen des Anbeters auf? Der weltmännische Schliff seines Benehmens, die Eleganz seines Auftretens, das poetische Kleid der seinem beredten Mund entströmenden Liebesworte, konnten nicht verfehlen, ihr junges Herz zu verwirren. Gewiß war sie dem langjährigen Hausgenossen geneigt, aber von der Liebe, welcher dieser jetzt von ihr forderte, hatte sie keinen Begriff. Wenn sie seine Bitte erhörte, so wußte sie nicht was sie that.

Die Verlobung war bald förmlich abgeschlossen. M. Franz Burkhard, der später berühmte Vice-Kanzler und „feinste Orator im Latein, als man seiner Zeit in Germanien haben mochte", wie von ihm Cyprian sagt, damals Lector der griechischen Sprache in Wittenberg, machte den Freiersmann. Melanchthon klagt sich später selbst an, daß er übereilt und sorglos gehandelt habe, als er seine Einwilligung gab. Aehnlich, nur schroffer spricht sich auch Luther aus. Einigermaßen dient es wohl zur Entschuldigung des Vaters, daß man damals Töchter und Söhne so jung als möglich zu verheirathen strebte. Aber auf der andern Seite soll man auch nicht verhehlen, daß er, der vielerfahrne, weise Mann nicht übersehen durfte, wie seine Tochter und Sabin ihrer Anlage, ihrem Charakter, ihren Neigungen nach so grundverschiedene Naturen seien, daß unmöglich eine glückliche Ehe aus ihrer Verbindung sich erwarten lasse.

Anna eine tiefe Natur, die alles innerlich verarbeiten mußte, wie der Vater, war schweigsam, maßvoll in ihrem Benehmen, enthaltsam und, so klug sie war, dem Streit abhold. Sabinus dagegen glanzliebend, lebenslustig, ein wortreicher Sprecher voll von Affect, eigenwillig, suchte ein wechselvolles bewegtes Leben, haßte die Einförmigkeit contemplativer Ruhe und wurde, wie es scheint, durch Häckeleien und Reibereien, die ihm nicht unangenehmen Wechsel der Stimmung gewährten, ergötzt. Sein Horoscop zeigte eine Con-

junction des Saturn und Mars in der Jungfrau und Melanchthon wirkte später oft, daß er diese auf Hartnäckigkeit, unphilosophisches Wesen, Ehrg und Zerrüttung der ökonomischen Verhältnisse hindeutende Constellation b achtet hätte, als Sabin seine Tochter verlangte. Von den starken Ansichu fungen anderer lateinischer Poeten scheint zwar Sabinus sich frei gehalten zu haben, aber da seine hochfahrende Natur mit den Sorgen des täglichen Lebens sich nicht befassen mochte, erwarb er das Geld und gab es mit vollen Händen aus, ohne um dessen Werth sich zu kümmern. Unordentlichkeit i pecuniärer Beziehung gehört mit zu den Grundzügen seines Wesens. Un diesem Manne sollte eine Frau die Wirthschaft führen, welche kaum den Kin derschuhen entwachsen noch nicht die dazu erforderliche Festigkeit und Erfah rung besaß, welcher die Richtung ihres Characters, ihre gelehrte Erziehung einen ganz anderen Weg anwies, als den einer rüstig waltenden Hausfrau die mit Energie doch umsichtig, dem ungestümen Treiben des Mannes kau fühlbare Zügel anlegen konnte.

Zwei Jahre nach der Verlobung fand die Hochzeit statt. Nur m Widerstreben hatte Sabinus deren Verzögerung sich gefallen lassen. Am November 1536 führte er die vierzehnjährige Anna mit Pomp zur Kir Nach Sitte der damaligen Zeit hatte, den Ehrentag des Schützlings zu v herrlichen, Kardinal Albrecht seinen Kanzler Dr. Türk gesendet. Von Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg war für Anna ein kostbares Ge schenk eingetroffen. Camerarius hatte nicht nur eine werthvolle Gabe, sondern auch ein lateinisches Gratulationsgedicht geschickt. Poetische Freunde des Bräutigams wie Mattheus Illyricus, Melchior Accontius, Johann Stigel u. A. beeiferten sich griechische und lateinische Epithalamien zu singen. Mit Allem bezeigt sich Sabin sehr zufrieden, ein Beweis, daß nichts unterlassen war, die Feier so glänzend als möglich zu begehen.

Bald nachher begab sich Sabin mit der Gattin an den üppigen H den der prachtliebende Kardinal Albrecht zu Halle hielt. Welche Stelle Sabinus daselbst einnahm, ist unbekannt. Anna scheint in der zweiten Hälfte des Jahres 1537 wieder in das elterliche Haus zurückgekehrt zu sein u daselbst ihre erste Tochter, Anna, geboren zu haben. Sabin finden wir a 1538 wieder zu Wittenberg. Luther schreibt am 8 April jenes Jahres a Justus Jonas: Melanchthons Tochter Hanna ist hier mit Mann und Kin „sie kamen von Halle weil es dem Mann ein Trost ist, hier zu communiciren Auch diese Tragödie, fange ich nun an zu hoffen, werde ein gutes Ende nehmen und in Zukunft die beste Comödie werden, so daß wir rühmen können, es sei eine Tragicomödie gewesen. Amen per Christum.

Das Glück der jungen Ehe hatte also jedenfalls nur kurze Zeit gedauert. Luther gründet seine Hoffnung auf Besserung des Mißverhältnisses darauf, daß Sabinus, von religiösem Bedürfniß getrieben, den Hof des Erzfeindes der Reformation verlassen habe. Wenn nun auch die enge Beziehung i welcher Sabin zu vielen Häuptern der Papisten stand, die Gleichgültigkeit mit welcher er auf Angelegenheiten der Kirche hinsah, dazu beigetragen haben mag, daß die in den Anschauungen der Reformation erzogene, von tiefem

religiösem Gefühl durchdrungene Anna ihm nicht ihr ganzes Herz zuwenden mochte, so lagen doch, wie schon angedeutet, die Gründe, weshalb in dieser Ehe keine Zufriedenheit herrschen konnte, tiefer und es mußte Anna, als vor ihrem hellen Blick die Nebel sich zerstreuten, mit welchen Sabins süße Worte die arglose umlagert hatten, bald erkennen, daß Schwesterliebe nicht Gattenliebe werde und daß sie nicht bloß um das Glück einer freien Jugend, daß sie um ihr ganzes Lebensglück betrogen sei. Sabinus aber, der wandelbare Mann, spielte je nach seinen Launen, bald den Zärtlichen gegen sie, bald gefiel er sich darin, sie zu peinigen entweder mit thörigten Eifersüchteleien, oder mit gegründeteren Klagen über die Hauswirthschaft und Anderem. Melanchthon mußte schon jetzt bereuen, seine Einwilligung zur Heirath gegeben zu haben. Am 31. März 1538 schreibt er an Camerar: „Mein Eidam quält mich, davon ein ander Mal“, und am 14. Mai desselben Jahres an Jonas bei Erwähnung eines Bräutigams der früher gleich dem Aetna erglüht, nun plötzlich erkaltet sei: „Wenn nur auch ich den Wankelmuth meines Schwiegersohnes vorhergesehen hätte“.

Um diese Zeit hatte Sabin einen Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Frankfurt a. O. angenommen. Er wurde schon im April 1538 in die Matrikel der Universität Frankfurt eingetragen, scheint aber erst im Herbst jenes Jahres sein Amt angetreten und den Sommer noch in Wittenberg verlebt zu haben. Vor seinem Weggang wurde er in eine unangenehme Angelegenheit verwickelt. Zu seinen vertrauten Freunden zählte Simon Lemnius, ein lateinischer Poet, bei welchem sich die unliebenswürdigen Eigenschaften dieser Menschenklasse mit grenzenloser Unverschämtheit paarten. Lemnius gab zu Pfingsten 1538 zwei Bücher Epigramme heraus, welche dem Kardinal Albrecht gewidmet diesem und einigen seiner Hofleute Weihrauch streuten, dagegen auf angesehene Wittenberger Bürger, Beamte, Professoren und Frauen beißende, zum Theil freche Satiren enthielten. Dieses Werk war gedruckt worden, ohne die Censur des Rectors der Universität, damals Melanchthon, passirt zu haben. Gegen Lemnius wurde daher ein Prozeß eingeleitet und demselben vom Rector Stadtarrest angekündigt. Allein der Poet fand es für gut, sich weiterer Verfolgung durch die Flucht zu entziehen und wurde, nachdem er zweimaliger Edictalcitation keine Folge geleistet, am 4. Juli wegen des durch den Ungehorsam gegen Befehle des Rectors begangenen Eidbruchs relegirt. Die Angelegenheit machte viel Aufsehen und veranlaßte Luther ein heftige Angriffe auf Kardinal Albrecht enthaltendes Decret gegen Lemnius von der Kanzel zu verlesen, „das, wie Strobel sagt, allemal ein trauriges Monument von Luthers grenzenloser Hitze und übertriebenem Eifer bleibt.“ — Auch Melanchthon kam in's Gedränge, vor Allen aber war Sabinus in Verdacht, nicht nur Antheil an den Gedichten zu haben, sondern auch dem Lemnius zur Flucht behülflich gewesen zu sein. Melanchthon entschuldigt sich am 10. Juli bei dem Kurfürsten Johann Friedrich, er habe nichts von dem Vorhaben des Lemnius gewußt. „Was aber mein Eidam hierum gewußt oder gethan, fährt er fort, weiß ich nicht; denn er mir sonst Betrübniß genug machet, daran ich zu flicken habe.“ Am 31. August

schreibt er an Camerar, Sabinus habe sich bei ihm, die Sache des Lemnius betreffend, gerechtfertigt, am Hofe des Kurfürsten aber hege man gegen denselben noch Verdacht. Wohl mag dieser Verdacht nicht unbegründet und es Sabinus bequem gewesen sein, daß er während noch schwebender Untersuchung Wittenberg verlassen und an seinen neuen Bestimmungsort sich begeben konnte.

In Frankfurt fand Sabinus großen Beifall als Lehrer, sein Landesherr Kurfürst Joachim II., dessen Kanzler Weinlob u. A. wurden seine Gönner. Aber characteristisch ist es für den mit Rede und Feder so gewandten Mann, daß er da, wo es sich um einigermaßen schwierigere wissenschaftliche Aufgaben handelte, des Beistandes von Melanchthon nicht entrathen konnte. Häufig bat er diesen jetzt und noch in späterer Zeit um Verabfassung von Prolegomena, von Dispositionen zu Vorlesungen, von academischen Reden u. s. w. Uebrigens gebrauchte ihn sein Kurfürst auch zu mancherlei öffentlichen Geschäften, er nahm ihn in seinem Gefolge mit zu Conventen und Reichstagen, so 1541 mit auf den Reichstag zu Regensburg und es scheint als ob der Ehrgeiz Sabins dadurch eine würdigere und höhere Richtung bekommen habe. Die häuslichen Verhältnisse aber gestalteten sich trüber und trüber. Die Anna wurde gequält, wie früher. Und wenn auch Sabinus Versuche machte, sich behaglicher einzurichten, indem er ein Haus und einen Garten an der Oder kaufte, so dienten doch gerade diese Operationen bei seinem unökonomischen Sinn dazu, ihn in Schulden zu stürzen und der jungen Frau das Leben noch unerträglicher zu machen.

Im Jahr 1540 bat Melanchthon den Kanzler Weinlob um Besoldungszulage für seinen Eidam und auch Frau Katharina Melanchthon schrieb an denselben einen etwas wortreichen, aber characteristischen Brief. Es heißt u. A.: „Dieweil nun meines Sohns und seiner Hausfrauen meiner lieben Tochter Gelegenheit sich nach der Zeit dermaßen anlassen, daß sie sich mit dem Jahrsold nicht wohl behelfen können, sonderlich dieweil, wie ich vernimm, auch zu Frankfurt alle Ding, so zur Haushaltung von Nöthen, anfangen zu steigen und sich mein Sohn mit dem Bauen etwas zu Schuld gesteckt, auch Gott der Allmächtige ihnen nun dabei aus sonderlichem Gnaden das Haus gemehret . . . . hab ich aus sonderlicher guter Zuversicht zu euch nicht unterlassen können auch wollen euch dienstlich zu bitten, daß ihr auf Wege und Mittel bedacht sein wollet, damit meinem Sohn sein Jahrsold auch etwas gebessert mag werden, dieweil ich vernimm und ihr ohne Zweifel wisset, daß er nichts unterlaßt, das zu der Schul Förderniß und Zunehmen dienlich sein mag, und wollet fürnemlich hierzu meiner Tochter Elend auch ihre unerzogene kleine Kinder gütlich bedenken, auch daneben beherzigen, daß wir ohn das und sonderlich dieser Zeit so bloß sind, daß wir ihnen nicht vermögen sonderliche Hilf in dieser ihrer Armuth zu beweisen.“

Diese Bitten blieben nicht ohne Erfolg. Sabinus meldet Melanchthon, Weinlob habe versprochen für ihn zu sorgen, dabei unterläßt er es aber nicht sich zu rühmen: eigentlich sei die Verwendung überflüssig gewesen, denn Niemand habe auf Weinlob mehr Einfluß, als er selbst: nur sei es unangenehm

für sich zu bitten und deshalb lasse er sich die Fürsprache Melanchthons gefallen. Trotz des erhöhten Einkommens wurde die ökonomische Lage nicht besser, noch später klagt Anna, daß sie wegen der Schulden des Mannes viel Unangenehmes hören müsse. Freilich mag rücksichtlich dieser ein Theil der Verantwortung sie selbst treffen, denn wie wenig sie auch jetzt im Stande war, ihre Stelle als Hausfrau und Mutter völlig auszufüllen, läßt sich aus manchen Zügen entnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Ein Curiosum.

Unter dem Titel „Preußen und Frankreich" ist aus der Ahn'schen Verlagsbuchhandlung zu Cöln und Leipzig eine Flugschrift herausgekommen, deren Verfasser mit der „Feder eines Nichtdeutschen" zu schreiben behauptet. Damit man den Vogel diesmal nicht an seinen Federn erkenne, hat er sich mit allerhand fremden Flugwerkzeugen geschmückt, obgleich seine Denkmanier, die mit aufdringlicher Lehrweisheit zu den äußersten Folgerungen schweift, eine unläugbar Deutsche ist. Als Probe des fremden Federschmuckes führen wir den auf Seite 20 befindlichen Satz an: „Gerade jedoch diese habile Akkomodabilität des Mongolen bezüglich der Nationalität und Confessionen, unter scharfer Konservirung des Grundtypus der Rasse giebt diesem Volke schon heute eine Spontanität des Einflusses, der immer mehr der bestimmende Motor der gouvernementalen Politik wird . . ." Soll dies eine Probe des neuen und freien Deutsch sein, so wundern wir uns nur, warum er nicht auch noch das Wort Einfluß in Influenz und das Wort bestimmend in dirigirend verneudeutscht hat. Der Verfasser erzählt uns, er sei „nicht aus deutschem Geblüt, nicht einmal aus indogermanischem oder semitischem;" wir glauben ihm das um so lieber, als er uns wie ein aus dem Himmel herabplatzender Luftstein vorkommt, der, nachdem er eine Zeit lang zu leuchten behauptet, als nutzlos dunkles Gebilde zu Boden fällt, wo er liegen bleibt. Falls man uns die unfruchtbare Mühe zumuthet, hinter das Geheimniß der Urheberschaft des Buches zu gelangen, so möchten wir in dem Verfasser einen gewissen Hamburger Schäker zu entdecken glauben, der den Handschuh der „europäischen Verschwörung" einmal umdrehen und unter dem Vorwande des Lobes für den Grafen von Bismarck den großen preußischen Staatsmann als einen Vollstrecker napoleonischer Ideen darstellen wollte. Die Methode, durch Uebertreibung zu schaden, hat an Undurchsichtigkeit verloren.

Wiedererweckungen.

(Fortsetzung.)

Je strenger und grausamer ich nun anfing zu regieren, je mehr nahm die Kaltsinnigkeit meiner Unterthanen zu und zwar nicht allein bei den Quamiten, sondern auch bei den andern überwundenen Völkern: und da sie wahrnahmen, daß die Laster, denen ich ergeben war, sich zu meiner göttlichen Herkunft nicht reimen und einem himmlischen Menschen oder Gesandten der Sonnen im geringsten nicht anstehen, so fingen sie an, alles genauer zu untersuchen, insonderheit aber die Ursache meiner Ankunft und die Umstände, in welchen sie mich angetroffen, als ich in diesen Gegenden angelangt war, in reiflichere Ueberlegung zu ziehen. Sie sahen nun ein, daß die erstaunenden Dinge, so ich bisher verrichtet hatte, mehr von der Unwissenheit der Quamiten als meiner Kunst herrührten, zumal, da sie befanden, daß ich in vielen Stücken geirrt hätte, denn die Wolken der Unwissenheit hatten sich bereits ziemlich aus ihren Augen verloren. Besonders aber hatten die Kispucianer, als ein verschlagenes und scharfsinniges Volk, genau auf alle Achtung gegeben, was ich nur vorgenommen hatte. Sie hatten bemerkt, daß unter den Befehlen, die ich hatte ergehen lassen, einige dermassen abgeschmackt und ungereimt heraus gekommen, daß ich meine große Unwissenheit in politischen Dingen allzu deutlich verrathen hätte. Ihr Urtheil war auch nicht unrecht: denn da sich meine Lehrmeister nimmermehr hätten träumen lassen, daß ich einen Thron besteigen und das Scepter führen würde, so hatten sie mir freilich vielmehr nur solche Unterweisung gegeben, die sich etwa für einen künftigen Kirchendiener oder Caplan schickte, als die für einen regierenden Fürsten gehörte; und meine Studia, die sich etwa über ein theologisches Lehrgebäude und einige metaphysische Kunstwörter nicht erstreckten, schickten sich freilich blutschlecht für meine gegenwärtigen Umstände, nach welchen ich zwei Kaiserthümer und beinahe zwanzig Königreiche zu regieren hatte. Die Martinianer hatten ferner bemerkt, daß die Kriegsschiffe, die ich hatte bauen lassen, dermaßen schlecht gerathen wären, daß sie im Treffen gegen eine ordentliche Flotte gar nicht zu gebrauchen stünden und daß folglich die Siegeszeichen, so ich im Seegefechte davon getragen, einig und allein der Erfindung des Geschützes zuzuschreiben wären. Diese und andere dergleichen scharfe Beurtheilungen breiteten sie so viel möglich aus, anbei überlegten sie die Art und Weise meiner Ankunft an den Quamitischen Ufern, daß ich nemlich an einem Stücke von einem zerbrochenen Schiffe gehangen, mit zerissenenen Kleider und fast für Hunger und Durst verschmachtet, von den Einwohnern des Ufers wäre aufgefischt worden, welche Umstände sich für einen Gesandten der Sonne nicht im geringsten schickten. Hierzu kam noch, daß die Martinianer, welche die Lehre des Himmels sehr gut verstanden, einige astronomische Grundsätze unter den Quamiten bekannt machten und in selbigen zeigten, daß die Sonne ein unbelebter Körper sei, der von dem allmächtigen Gott mitten

in den Himmel gesetzt worden, daß er alles lichte machen und durch seine Hitze die Creaturen erwärmen sollte; und weil er feuriger Natur wäre, könnten unmöglich irdische Creaturen auf demselben wohnen.

Mit diesen und andern dergleichen übelgesinnten Urtheilen wurde ich alle Tage durchgezogen. Jedoch dieses alles waren nur noch flüchtige Reden denn es unterstand sich niemand, aus Furcht vor meiner Gewalt, öffentlich zu reden, oder seine Gedanken deutlich an den Tag zu legen. Ich wußte daher lange Zeit nicht, daß es mit dem Widerwillen meiner Unterthanen schon so weit gekommen wäre, daß sie mir die Regierung streitig zu machen gesonnen wären, bis mir endlich ein gewisses Büchlein die Augen völlig aufthat, welches in Canaliskischer Sprache geschrieben war und den Titel führte: Der glückliche Schiffbruch. Ich habe oben schon angemerkt, daß die Canalisker in Ausstoßung der Schimpf- und Schmähreden ungemein geübt sind, weil ihre größten Kriege durch lauter Lästerungen geführt werden. In diesem Büchlein waren alle ihre Beschuldigungen enthalten, die ich bisher erzählt habe, und es war nach Art der Canalisker sehr spitzig und beißend abgefaßt, weil sie in dieser Art zu schreiben vollkommene Meister sind.

Allein ich konnte mich damals so wenig regieren und ich setzte ein so großes Vertrauen auf meine Macht, daß ich mich durch keine Erinnerungen bewegen, oder auf bessere Gedanken bringen ließ. Denn die heilsamsten Rathschläge dienten mir vielmehr zum Zunder, meine Grausamkeit immer mehr und mehr anzuflammen, als dieselbe dadurch zu löschen. Ich ließ daher einige, auf die ich den stärksten Verdacht hatte, beim Kopfe nehmen und sie aufs grausamste martern, damit ich den Verfasser gedachter Schrift von ihnen heraus bringen möchte. Allein sie hielten die Marter insgesammt mit der größten Standhaftigkeit aus, daß ich also durch diese Grausamkeit weiter nichts ausrichtete, als daß sich der bisherige Haß in völlige Raserei verwandelte. Also überwog das Schicksal die heilsamen Rathschläge und ich rannte freiwillig ins Verderben.

Bei so gestalteten Sachen beschloß ich, den noch übrigen Prinzen Hicoba auch aus dem Wege zu räumen. Diesen Anschlag offenbarte ich dem Groß-Canzler Kalac, zu welchem ich das beste Vertrauen hatte. Dieser versprach mir auch allen Beistand und willigen Gehorsam und ging alsobald hin, meinen Befehl zu vollstrecken. Allein er offenbarte dem Prinzen insgeheim, was ich vorhätte, daß ich ihm nach dem Leben trachtete und begab sich zugleich nebst ihm in die festeste Citadelle der Stadt, woselbst sie die Besatzung zusammen riefen und ihnen die gegenwärtigen Umstände aufs beweglichste vorstellten; und da die Thränen des jungen Prinzen desselben Reden noch mehr Gewicht gaben, so griffen sie alle zu den Waffen und sagten ihm zu, sie wollten für ihren Prinzen Gut und Blut daran wagen. Der Schalk von Canzler machte sich diese Gelegenheit sehr gut zu Nutze und ließ die Soldaten, weil sie noch in der ersten Hitze waren, dem Prinzen schwören; ließ es auch andern, von denen er wußte, daß sie übel mit mir zufrieden wären, alsobald insgeheim zu wissen thun, was vorginge und sie ermahnen, daß sie ebenfalls die Waffen wider den Tyrannen ergreifen sollten, welcher den alten königlichen Stamm

gänzlich zu vertilgen im Sinne hätte. Es ergriff daher alles die Waffen was meine Tyrannei verabscheute und fürchtete und machten mit der Besatzung gemeine Sache.

Indem ich nun auf die Rückkunst des Canzlers wartete, breitete sich ein abscheuliches und fürchterliches Gerüchte in der Kaiserlichen Burg aus es hätte nehmlich alles die Waffen ergriffen und wäre im vollen Anmarsche den Kaiser umzubringen. Damals redete mir Tomopolokus zu, ich sollte mich nur bei Zeiten nach Tanachis retiriren und sagte: Wohlan! wir wollen in meinem Vaterlande eine Armee zusammen bringen, vielleicht legt sich indessen allhier die Wuth, wo jetzt alles in vollen Flammen stehet. Als ich dies hörte, war ich sehr unschlüßig in meinem Gemüthe, weil Furcht und Hoffnung mit einander abwechselten. Endlich aber gab ich doch seinen Ermahnungen nach und verließ Quama ohne Zeitverlust, da die wenigsten noch die Ursache von der überhand nehmenden Rebellion wußten. Als ich an den Tanachitischen Grenzen angelangt war, ließ ich alles aufbieten, was nur die Waffen führen konnte. Und als ich eine Armee von vierzigtausend Mann welche meistens Tanachiten waren, zusammen gebracht, marschirte ich wieder zurück und hoffte, die treugebliebenen Quamiten würden zu mir stoßen und meine Armee um ein ansehnliches vermehren. Allein ich fand mich in meiner Hoffnung betrogen, und es kam mir statt der Hülfsvölker, die ich thörichter Weise vermuthet hatte, ein Herold mit einem Schreiben von dem Prinzen entgegen. In diesem Briefe kündigte er mir, als einem unrechtmäßigen und betrüglichen Besitzer seiner Reiche, einen rechtmäßigen Krieg an, wobei er mir zugleich meldete, daß meine Gemahlin, nebst dem Prinz, den sie von mir gezeugt hätte, gefänglich eingezogen wären. Kurz darauf, als der Herold seinen Rückweg wieder angetreten hatte, wurden wir die Quamitische Armee nebst ihrem rebellischen Prinzen, ansichtig. Und weil diese Armee ungemein viel Geschütze mit sich führte, hielt ich es nicht führ rathsam, mich in ein Treffen einzulassen, ehe ich mich verstärkt hätte. Ich machte deswegen Halt und verschanzte mein Lager auf das beste. Als ich aber wahrnahm, daß meine Soldaten heimlich zu den Feinden übergingen und daß die feindlichen Truppen auf noch mehr Verstärkung warteten, so riethen meine Generale zum Treffen, welchem auch sogar Tomopolokus nicht widersprach; daher ich mich denn auch dazu resolvirte. Diese Schlacht geschah auf eben der Ebene, auf welcher vor einigen Jahren die Tanachiten in einem Haupttreffen waren geschlagen worden. Unsere Glieder wurden durch die feindlichen Geschütze bald getrennt und es kränkte mich nichts mehr, als daß ich durch meine eigene Erfindung sollte bestritten und durch das Gewehr, so ich selber verfertigen lassen, sollte überwunden werden. Eine Zeitlang hielten zwar meine Soldaten den Angriff der Feinde tapfer aus: als aber ihr Feldherr Tomopolokus, da er recht herzhaft focht, durch eine Stückkugel sein Leben einbüßte, ergriffen sie die Flucht und versteckten sich in die Höhlen der Berge und in die dickften Wälder. Ich selber retirirte mich auf einen hohen Felsen und stürzte mich von demselben in das unten gelegene Thal. Hierselbst stand ich eine Weile stille und verdammte mein Elend, oder vielmehr meine Thorheit mit allzuspäten Seufzern

zern und Thränen. Ja ich war damals so verwirrt in meinem Gemüthe, daß ich auch die Krone, die mit Sonnenstrahlen verziert war, wegzuwerfen vergaß, die mich doch verrieth. Nachdem ich beinahe eine halbe Stunde in diesem Thale in Furcht und Zittern gesessen hatte, hörte ich die Feinde den Felsen hinan klettern und mich mit vielem Getöse suchen, daß sie Rache an mir ausüben möchten. Ich sah mich daher nach der Flucht um und suchte einen Schlupfwinkel. Zu meinem Glück war nicht weit davon ein sehr dichter und fürchterlicher Steineichen-Wald, der mit vielen Dornhecken und Gesträuche durchwachsen war. Dahin eilte ich und gelangte auf vielen verborgenen und ungebahnten Wegen endlich zu einer Höhle vor welcher ich ein wenig stehen blieb, damit ich nur Athem schöpfen und mich nach dem vielen Laufen wieder erholen möchte: ich wartete aber nicht lange, sondern kroch wie eine Schlange auf meinem Bauch hinein, und da ich wahrnahm, daß diese Höhle sehr tief und abwärts hängend, doch nicht so gleichunter oder jähling tief wäre, so beschloß ich das Ende derselben zu erforschen. Als ich aber etwa hundert Schritte zurückgelegt hatte, fiel ich jählings in ein tiefes Loch, von dannen ich aber gleichsam wie vom Blitz sogleich wieder in die Höhe geführt und durch die dicke Finsterniß und beständige Nacht so lange fortgetrieben wurde, bis ich endlich ein schwaches Licht erblickte, welches etwa mit der Morgendämmerung, oder dem schwachen Mond-Lichte bei trübem Wetter zu vergleichen war. Dieses Licht wurde nach und nach immer heller, je heller es aber wurde, je schwächer wurde die Gewalt, durch die ich fortgetrieben wurde, dergestalt, daß ich endlich ohne sonderliche Mühe zwischen einigen Felsen, gleichsam als aus einem Wasser frisch und gesund heraus geschwommen kam, welche ich mit größtem Erstaunen für eben diejenigen erkannte, zwischen welchen ich vor einigen Jahren in die unterirdischen Oerter hinunter gestürzt war. Als ich ein wenig nachdachte, wie es doch kommen müßte, daß ich zuletzt ganz langsam fortgetrieben wurde, so fand ich, daß solches von der Beschaffenheit des Dunstkreises, der unsere obere Erde umgiebt, herrühre, welcher viel dicker und schwerer ist, als der unterirdische. Denn wenn unser Dunstkreis nicht viel schwerer wäre, so wäre mir es bei meiner Auffahrt eben so gegangen, wie bei meinem Hinunterfallen und ich hätte, vielleicht durch die Luft, in die Höhe, bis in die Gegend des Mondes versetzt werden können. Jedoch überlasse ich diese Meinung oder diesen willkührlich angenommenen Satz einer fernern und reifern Untersuchung der Naturkundigen. (Schluß folgt.)

Correspondenzen.

† Paris, 29. October. Wir entnehmen der pariser Presse den na[...] stehenden bemerkenswerthen Artikel: Die Einheits-Bewegung der preußisch[...] Politik umfaßt hinfort das ganze Deutschland, sie hat die der Beweg[...] widerstrebendsten Parteien gewonnen. Es ist nicht ein einziger Staat mehr[...] welcher darin lange widerstehen könnte, unter Strahlen, welche im Mitte[l-] punkte aller Punkte des Umkreises zusammenfließen, in dem Maße als [...] politische Geist fortschreitet oder sich an Preußen anheftet, weil man einsieht, daß dieses allein die Initiative der Einigung ergreifen konnte. Man [...] ihm wohl die Siege verzeihen, durch welche es die Grundvesten des groß[en] deutschen Vaterlandes gestürzt hat, was aber die Anklage des Verschlinge[ns] betrifft, so fällt sie von Tag zu Tag und wird sich nicht wieder erhe[ben.] In der That, es ist unmöglich anzunehmen, daß Preußen Deutschland [ver-] schlinge, ohne sich selbst zu verschlingen. Was wird an dem Tage, wo [die] Vereinigung aller germanischen Staaten vollendet sein wird, von Preu[ßen] bleiben? Das, was von Piemont geblieben ist nach der Einigung Italie[ns.] Und Piemont, es hat indessen als ein souverainer Staat gehandelt; es kon[nte] nicht anders sein. Das Unternehmen war groß; ein Verein, eine Part[ei] würde dazu nicht genügt haben, es mußte ein Staat sein. Revolution[ir]t durch eine Partei würde Italien der Anarchie verfallen sein. Es war noch nicht Alles, es der Einigung entgegenzuführen; das geringste Abweichen von der Bewegung hätte das Unternehmen zur Mißgeburt gemacht. Piemont hatte militärisch und patriotisch Kraft genug, um eine Revolution in Scene zu setzen und sie zusammenzuhalten. Es ist klar, daß Preußen, so lange [es] als Staat bestehen wird, dieselbe Rolle zu spielen hat, und seine St[aatskunst] bewegt sich glücklicher Weise auf der Höhe seiner Mission. Es allein [kann] Deutschland umformen, indem es der Anarchie und der fremden Invasi[on] vorbeugt. Es ist nicht ein patriotischer Verein, welcher die Arbeit zu En[de] führen kann.

Die Idee, zu deren Realisirung Piemont seine ganze Kraft anwandte, war wesentlich eine nationale; sie bewegte Italien seit vierzig Jahren, di[e] Elite der Gesellschaft hatte sich ihrer bemächtigt. Während vierzig Jahre[n] fand man immer in jeder nationalen Bewegung die dreifache Aristokratie de[r] Geburt, des Glückes und des Geistes; als Zeugen hierfür die Gonfalonie[ri,] die Pellici, die Santansa, die Trivulgi und eben so viele andere Märtyre[r.] Ein hervorragender Publicist, dem man Umsturz-Tendenzen durchaus nic[ht] vorwerfen kann, Herr Guizot, constatirte, von der Höhe seines Lehrstuhl[s] der Sorbonne herab, diese Bewegung, welche er im Namen der Philosoph[ie] der Geschichte wohl freisprechen wollte. Darauf geleitet durch sein En[-] über die italienischen Republiken des Mittelalters zu sprechen, sagt er: „D[ie] größte Gefahr für Italien kam von außen. Diese Gefahr konnte niema[ls] dazu beitragen, alle diese Republiken zu versöhnen, sie im Einverständn[iß]

handeln zu lassen; sie wußten niemals gemeinsam dem gemeinsamen Feinde zu widerstehen. Ebenso wie viele der erleuchtetsten Italiener, haben auch die besten Patrioten unserer Zeit das republikanische Regime Italiens im Mittelalter als den wahren Grund beklagt, welcher es verhinderte eine Nation zu werden. Es hat sich, sagen sie, in eine Menge von kleinen Völkern herausgebildet, zu wenig Herr ihrer Leidenschaften, um sich zu verbinden und sich in einen Staaten-Körper zu constituiren. Sie bedauern, daß ihr Vaterland nicht bestehen konnte, wie das übrige Europa, durch eine despotische Centralisation, welche aus ihm ein Volk gemacht und von der Fremdherrschaft unabhängig erhalten hätte."

Erregt von den Leiden Italiens, sagt der gelehrte Historiker in einer anderen Vorlesung: „Seit langer Zeit scheint Italien mit dem Bann belegt. Die Gesellschaft, der menschliche Geist scheinen dort entmuthigt und gelähmt; aber man fühlt, wenn man genauer darauf hinblickt, daß dies nicht die Wirkung einer inneren und nationalen Unfähigkeit ist; es ist das fremde Element, welches auf Italien lastet und es fesselt; es ist gleich einer schönen erblühenden Blume, die eine kalte rauhe Hand zerdrückt."

Gewiß, niemals hat man von Deutschland dasselbe sagen können. Ueberall, Dank der unbezähmbaren Energie des nationalen Genius, hat der menschliche Geist sich glänzend enthüllt. Und doch war das, was ihm mangelte, außerordentlich; es war das Mittel, in der Welt als Nation aufzutreten, und dieses Mittel kann allein die Einigkeit ihm geben. Die beiden deutschen Großmächte waren zwei europäische Großmächte; ihre Interessen waren oft entgegengesetzte in Europa, immer aber in Deutschland. Als Opfer dieses Antagonismus, gezerrt nach entgegengesetzten Seiten, zappelte Deutschland in der Ohnmacht; seine Kraft und sein Leben zersplitterten sich so zu sagen in der leeren Schöpfung der territorialen Zerstückelung, deren vigilirender Wächter der Bundestag war. Die Dinge gestalteten sich in Europa, als ob es kein Deutschland gegeben hätte; man beschäftigte sich nicht mit ihm, und diese Nullität war ganz eben so bejammernswerth wie der Druck, unter dem Italien seufzte. Diese Nullität lastete wechselsweise auf dem deutschen Herzen. Daher die tiefen Reklamationen des nationalen Geistes, welche die Einheit des deutschen Vaterlandes bald durch die Stimme politischer Vereine, bald durch die der großen Bürger oder bewegter Völker forderten. Das patriotische Gefühl war entrüstet über diesen fragmentarischen Zustand, welcher die germanischen Völker sich gegeneinander fremd machte, und sein vornehmster Wunsch war, daß Deutschland aufhöre eine Race zu sein und eine Person werde. Aber diese Umwandlung hätte eine andere mit sich geführt, welche sich schon vollzogen hat, die nämlich, welche Preußen zum einzigen Werkzeug der deutschen Einheit gemacht hat.

Wahrlich, nie gab es in der Geschichte der Deutschen seit der ersten Einwanderung unserer Voreltern einen feierlicheren Augenblick. Die deutschen Völker überließen sich meistentheils auswärtigen Einflüssen; sie bekriegten sich unter einander seit ihrer ersten Ansiedelung im Süden und Osten Germaniens; die entnervende Zwietracht war ihr Theil und heute siehe! da sind sie zur

Einheit gerufen. Bisher hatte ihnen die politische Einheit gefehlt, weil sie ihnen, indem das Individuelle immer den Vorrang vor dem Allgemeinen hatte, ihre politische Verfassungen sich durch Parteien gebildet hatten, von unten nach oben und nicht von oben nach unten durch den allmächtigen Willen eines Einzigen. Aber dieser Wille hat geglänzt zu Sadowa und die Deutschen werden nur ein einziges Vaterland haben. Man fragt sich, in welcher Gestalt dasselbe sein wird? Ich kann versichern: es ist der Wunsch aller erleuchteten Geister, daß die Natur dieser Organisation verhindere, daß Deutschland in Zerrissenheit und Ohnmacht zurückfalle. Nur Beifall kann man klatschen, wenn man Preußen die Leitung alles dessen in die Hand nehmen sieht, was Krieg und Diplomatie betrifft. Deutschland muß in Rücksicht auf das Ausland Eins sein, es darf nur Einen Degen, Einen Gedanken haben. Dieser ist, daß man fortan mit Deutschland und nicht mit Preußen allein rechnen muß. Es wird Sache des deutschen Parlaments sein, die großen Fragen der civilen und administrativen Gesetzgebung zu behandeln, es wird seine Arbeit sein, in der ökonomischen Sphäre die Entwickelung der producirenden Kräfte zu begünstigen, die örtlichen Institutionen da zu heben, wo sie nicht auf dem Niveau mit der Civilisation sich befinden, jedes Element der Trennung zu unterdrücken und überall die große Centralisation des nationalen Lebens zu erleichtern. Es wird überall von dem ruhigen Beispiel profitiren müssen, welches die vereinigten Staaten Amerikas der Welt gegeben haben. Es wird der Selbstverwaltung ein reiches Feld einräumen müssen; es möge der Auflehnung jedes örtlichen Antagonismus, jedes Eigen-Interesses zuvorkommen, indem es dieselben im Voraus entwaffnet, denn je stärker sie sein würden, desto ohnmächtiger wird das Vaterland sein.

Was es auch sei, glaubt, daß Deutschland oder Preußen nicht mehr das sind, was sie einst waren. Preußen ist in unseren Augen nicht nur ein Staat in Deutschland, es ist der Mittelpunkt oder Zusammenfluß, das Gesammtleben der germanischen Völker; es ist das Princip ihrer Einheit; es ist das Kaiserreich! Ja, das germanische Kaiserreich besteht in Macht und Handlung; seine Assisen sind in Aussicht genommen, Nichts wird sie verhindern und die definitive Verfassung ist nur noch eine Frage der Zeit. Aus demselben Grunde aus welchem Victor Emanuel, bevor er Venetien in Besitz nahm, sich König von Italien nennen konnte, indem er so durch diesen Titel den Gedanken seines Reiches und seiner Dynastie etablirte, aus demselben Grunde wird Wilhelm I., König von Preußen, sich Kaiser von Deutschland nennen können, denn in der Wirklichkeit ist er es schon. Das neue deutsche Kaiserreich ersteht über den Trümmern des letzten Bundesstaates inmitten der Ruinen, deren Terrain es säubern mußte. Der Baum ist gepflanzt, er hat nur noch zu wachsen."

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Aegypten, Oesterreich und Frankreich haben sich so eben für das Princip der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht erklärt. Ein unbezwinglicher Trieb drängt Muhamedaner, Christen und Voltairianer auf die große Landstraße, welche, zu dem Gipfel des Militairsystems führend, von dieser Höhe herab die Aussicht auf eine Epoche eröffnen wird, wo die Organisation der stehenden Armeen sich durch den Druck ihrer eigenen Schwere auflöset und wiederum dem ursprünglichen Zustande der individuellen, ausnahmslosen Selbstbewaffnung Platz macht. Das ist der Lauf der Bildung. Durch das Extrem hindurch bewegt sie sich in eine Rückspiegelung der Urzustände hinein; durch die Colossalstaaten strebt sie nach der Constituirung der Communen, durch das industrielle und militärische Phalanstere arbeitet sie sich in die Wiedergewinnung der Freiheit der Familie. Daher besitzt unsere imperialistische Zeit für den, der sich durch eisernen Druck stählen läßt, so ungemein viel Keime des Muthes, der Befreiung, der Gedankenkühnheit, der Gefühlsemancipation. Freilich, wer im Geiste nicht gegen die herrschende Systematisirung reagirt, der wird lakaienhaft entnervt; wer aber die Kunst der Reaction sich bewahrt, der gewinnt die wahre Freiheit oder er bereitet sie wenigstens für spätere Generationen vor. Die Periode der Neronen war ja zugleich die Saatzeit des Christenthums.

Oesterreich scheint mit der Keckheit der Niederlage nach der wunderbaren Leistung zu streben, daß es die Autonomie der Zukunft mit der Centralisation der Gegenwart verknüpfe. Beust und Belcredi! Der Abenteurer und der Graf! Schon der bloße Versuch, das Entgegengesetzte zu combiniren, widerlegt die Sage von der absoluten Verkommenheit der österreichischen Monarchie.

Wohl uns, daß wir nicht dem „Cadaver" entgegenstehen, mit welchem der Zeitungsklatsch so viel Mißbrauch trieb. Wenn Oesterreich das absterbende, regungsunfähige Ding, von welcher die Dutzendliteraten erzählen, dann stände es in der That öde auch um unsere eigene Bethätigung. Die kühnen Manöver jedoch, die Oesterreich macht, werden auf uns selber anstachelnd zurückwirken.

Die erfinderischen Anlagen des Herrn von Beust werden in auswärtigen Intriguen zu leuchten suchen. Und hier ist der Punkt, wo Preußen eine strikte Aufmerksamkeit üben wird. Herr von Beust muß controlirt werden.

Sollte es daher eintreffen, daß Herr von Beust in den süddeutschen

Staaten, Höfen und Völkern nach einem Boden für seine agitatorische Thätigkeit sucht, so würde Preußen nicht zögern dürfen, ihm diesen Boden zu entziehen. Preußen hat seit dem Abschluß der Nicolsburger Präliminarien sich jedes Schrittes enthalten, der als das Bestreben der Errichtung eines Einflusses in Süddeutschland hätte ausgelegt werden können. Preußen hat sogar alle von süddeutschen Cabineten formulirten Aufforderungen und Anerbietungen, die sich in jener Richtung bewegten, consequent zurückgewiesen. Zur Zeit der Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten war ihm die Versicherung, daß diese Staaten zum innigsten militärischen und diplomatischen Anschluß an Preußen bereit seien, wiederholt ans Herz gelegt worden. Preußen schenkte ihnen kein Gehör, weil es von der in den Nicolsburger Präliminarien vorgezeichneten Linie nicht um eines Zolles Breite abweichen wollte. Anders jedoch würde die Sache sich gestalten, wenn die Nebenbuhler Preußens es versuchten, über Süddeutschland die Fäden einer Intrigue zu spannen, welche dazu bestimmt wäre, Preußen einzuengen, zu beeinträchtigen und neue Werkzeuge zum Umsturz der preußischen Machterfolge zu schaffen. Dann würde Preußen durch die Regeln der Nothwehr dahin gedrängt sein, daß es das Werk, dessen Ausführung es jetzt am Main Halt machte, vollende; Preußen würde daher seine Mission alsbald da wieder aufnehmen, wo es dieselbe aus Loyalität fallen gelassen. Das Gleiche gilt in Betreff Sachsens. Sollte sich etwa Sachsen durch die Anwesenheit seines großen Staatsmannes in Wien ermuthigt fühlen, die Errichtung der Einheits-Institutionen zu durchkreuzen, so würde Preußen sicherlich die Hand über Sachsen schließen, nachdem es dieselbe bisher nur aus Großmuth offen gehalten. Mag daher Herr von Beust sich weiter rühren — seine Politik wird das Gute haben, daß sie dem preußischen Staate Gelegenheit giebt, die Arbeit zu Ende zu bringen, die unser König im Namen Deutschlands übernommen hat.

Der französische Bundesgenosse Oesterreichs erlebt einen eigenthümlichen Kummer. Das politische Geschöpf, welchem Napoleon selber bereits ein Todtenbett bereitete, springt in demselben Augenblick, wo der Kaiser der Franzosen ihm die Medicin entzieht — die Medicin nämlich, die aus Generälen, Zuaven, Kanonen besteht — von dem Schmerzenslager auf, und ruft: ich gesunde. Maximilian weicht nicht aus Mexico, seine Gemahlin wird plötzlich vom Wahnsinn, den ihr die Zeitungen andichteten, geheilt. Freilich ist sie nie wahnsinnig gewesen. Humor ist kein Wahnsinn, und wenn die Kaiserin Charlotte ihrem Kater Murr den Guadaloupe-Orden umhängt, so ist dies ein derartig hochmoderner Humor, daß jeder Gedanke an eine ernstliche Verrücktheit ausgeschlossen sein muß. Eher kann man annehmen, daß sie eine Art Hamlet-Rolle spielt. Gleichwie der dänische Prinz, als er von der Wittenberger Hochschule nach Hause kam, Alles an dem Hofe seiner Frau Mutter verändert fand, so hat auch die Kaiserin Charlotte, nachdem sie aus der neuweltlichen Regentenschule zurückgekehrt, in Oesterreich eine erschreckende Veränderung vorgefunden. Der alte Königsgeist ist verschwunden und hat der langsam schleichenden Intrigue Platz gemacht, alles Wünschen

dreht sich nur noch um die Behauptung einer Krone, die dem Geschicke abgestohlen worden. So arg hatte sich Charlotte das Unheil nicht gedacht. Ein Geist erschien ihr, um ihr zu sagen, wer mit Zauberkraft sich der Gunst des Kaiserstaates bemächtigt hatte. Hamlet klagt, daß seine Mutter nach zwei kurzen Monaten seinen Heldenvater vergessen und sich, noch ehe das Salz ihrer ungerechten Zähren getrocknet war, dem Claudius hingegeben. Ein ähnliches Bündniß ist es, was den Verstand Charlottens zum Stillstande bringt, — das Bündniß und Einvernehmen mit dem Manne, den sie für den Feind der habsburgischen Familie zu erkennen gelernt hat, — mit dem Kaiser der Franzosen. Als sie dies sah, mag sie mit Hamlet ausgerufen haben: „die Zeit hat sich verrenkt," und oft mag sie jetzt, wenn sie ihre schwache Kraft mit der Epoche vergleicht, welche aus allen Gelenken gegangen ist, den Monolog Hamlets declamiren: „Sein oder Nichtsein."

Versetzen wir uns in das Denken und Fühlen der Kaiserin seit ihrer Landung auf französischem Boden. Sicherlich war sie in der Absicht gekommen, ihre Rechnung mit dem Kaiser der Franzosen quitt zu machen. Daß sie und ihr Gemahl die mexicanische Krone aus der Hand Napoleons angenommen, war allerdings eine große Schuld, aber beide hatten darauf vertraut, daß die amerikanische Politik Frankreichs Bahnen einschlagen würde, auf denen zugleich die Sicherheit für den Thron Maximilians liege. Hiervon geschah nichts. Napoleon ließ die günstige Zeit vorübergehen, er benutzte nicht den erbitterten Krieg in den Vereinigten Staaten, um für sich und den Kaiser Maximilian einen Bundesgenossen zu erwerben, und als die Gelegenheit verstrichen war, ließ er sich hinter dem Rücken Maximilians in Verhandlungen mit Washington ein, um, ohne Rücksicht auf die Existenz des neuen Kaiserthrones, nur seine Truppen ungefährdet aus Mexico hinausziehen zu können. So standen Charlotte und Maximilian im Begriff, zu bloßen Comödianten-Monarchen hinunter zu sinken. Nichts erträgt eine Frau weniger als die Lächerlichkeit, und gerade dieser Kladderadatsch-Hölle sollte Charlotte anheimfallen. Es läßt sich denken, daß ihr Zorn auf die Spitze getrieben wurde, als der Kaiser der Franzosen ihr in seiner kühlen Manier auseinandersetzte, daß hier nicht zu helfen sei, und von diesem Momente, wo sie eine Art Gespenstererscheinung hatte, datirt sich ihre sogenannte „Tollheit."

Wir können nunmehr getrost das Gebiet der Hypothese verlassen und wir dürfen mittheilen, was uns von glaubwürdigster Seite berichtet worden, daß nämlich der „gefährliche Wahnsinn" der Kaiserin Charlotte in der Zorneswuth besteht, mit welcher sie Imprecationen gegen Napoleon ausstößt. So wohlorganisirt ist die Beeinflussung der Presse, daß man die letztere leicht mit der fable convenue von der Giftfurcht der Kaiserin hat abfinden können, und daß das eigentliche Geheimniß aus den Spalten der Zeitungen ausgeschlossen ward. Der heilige Vater behielt die hohe unglückliche Dame nur deshalb stundenlang im Vatican, weil er es nicht wollte ruchbar werden lassen, gegen wen die Kaiserin die Rache der himmlischen Mächte beschwor. Denn damals unterhandelte der Papst ja eben mit Paris wegen der Bewachung

Roms. Und aus gleichem Grunde, wie Pius IX., hält nun die österreichisch-belgische Verwandschaft Charlottens die Kaiserin eingeschlossen. Wie wäre es denn jetzt, wo Oesterreich sich zu dem Glauben an die Heilkraft des Bonapartismus bekennt, und wo Belgien zum Mittelgliede für die österreichisch-französische Ligue auserkoren ist, — wie wäre es da gestattet, zu den Ohren der Welt die Warnungen bringen zu lassen, welche das Opfer der Napoleonischen Ideen gegen jedes Bündniß mit den Bonapartes predigt? Als die Kaiserin Charlotte dem Hofe der Tuilerien den Rücken drehte, soll sie gesagt haben, es sei für ihren Gemahl das Rathsamste, sich mit der nordamerikanischen Republik und mit seinen republikanischen Gegnern zu vertragen. Republikaner seien die zuverlässigsten Leute, und ehe ihr Mann sich wieder in europäische Gesellschaft begebe, solle er lieber einfacher Bürger des von ihm selber proclamirten mexikanischen Freistaates werden. Welche Häresie! Es fehlte nur noch diese Cassandrastimme, um die Unheimlichkeiten des Dramas, in welchem wir leben, zu vollenden.

In letzter Zeit hat man es nicht mehr für thunlich befunden, die Sage von dem Wahnsinn Charlottens im Course zu behalten. Es kommen plötzlich Depeschen aus Triest, welche ihre „Besserung“ melden und nur hinzusetzen, daß die Kaiserin noch isolirt werden müsse. Allerdings, das amerikanische Habsburgerthum isolirt sich gegen das europäische, es spielt seine eigene Rolle und durchkreuzt mit Hilfe derselben die Paris-Wiener Berechnungen. Maximilian strebt offenbar nach einer Allianz mit dem Präsidenten Johnson, nach einer Verknüpfung von Interessen, in welcher das neuweltliche Kaiserthum und die transatlantische Republik gemeinsam gegen Frankreich stehen würden, während Napoleon gehofft hatte, durch die Opferung Mexicos die Freundschaft der Vereinigten Staaten zu gewinnen und in das russisch-amerikanische Einverständniß ein Leck zu bohren. Maximilian wird, nachdem er sich befreit hat, der Menschheit noch gute Dienste leisten können.

Romanische Volksanlagen.

(Aus dem Tagebuch eines englischen Reisenden. 1863).

Wie das Leben der Menschen, so das Leben der Völker. Was der Staat im Großen, das ist die Familie im Kleinen. Ein Staat, in dem das Familienleben sehr entwickelt ist, wird gesetzliebende Unterthanen haben. Jeder wird die Würde und gesetzmäßige Stellung des Andern respectiren, und diese Würde, wo entwickelt sie sich wohl besser als in einem geordneten Familienleben, jeder lernt die ihm angewiesene Stellung zu repräsentiren, und was die Hauptsache ist, gehorchen. Meiner Ansicht nach muß ein Mensch

erst gehorchen lernen, ehe er befiehlt, 1) um die Ansprüche des Untergebenen berücksichtigen zu können und zu achten; 2) um selbst durch Erfahrung zu lernen, wie ein Oberer die Befehle und sich zu geben hat, um Anspruch darauf zu machen, von den Dienenden geachtet zu werden. Wie wichtig dieses ist, haben wir in dem letzten amerikanischen Kriege gesehen, mit welcher Aufopferung von beiden Seiten gekämpft wurde, nicht allein bloß, weil Weib und Kind zu vertheidigen waren und weil es der Trieb der Selbsterhaltung gebot, sondern weil der gemeine Soldat wie der Offizier den Drang der gegenseitigen Ergänzung fühlten. Die Völker also, die ein geordnetes Familienleben haben, sind die ersten und werden die ersten bleiben, so lange dieses anhält; weicht es indessen, so werden diese Völker um so schneller ihrem Ruine entgegen gehen, da dann bei den Einzelnen alle Ordnung aufhört, und diese dann in ihrem Drange nach Genüssen um so unbändiger sein werden, und natürlich schadet plötzliches Uebermaß mehr, als eine naturgemäße Entwickelung. Jenes Familien- und Staatsleben ist nun namentlich dem germanischen Stamme eigen und unter diesem wieder vorzugsweise dem angelsächsischen, also den heutigen Engländern und Nordamerikanern. Diese beiden Nationen haben sich also vor Allem vor dem Verfalle ihres Familienlebens zu hüten, vor Allem, weil es bei ihnen am meisten entwickelt ist. Wird dasselbe zerrüttet, so ist der Sturz unaufhaltbar, und bei der bekannten germanischen Unmäßigkeit in physischen Genüssen wäre der Verfall ein rascher. Die Amerikaner würder noch eher aufzuhalten sein, da sie ein Mischvolk, also aus Elementen verschiedener Völker zusammengesetzt sind.

Die romanischen Völker haben keine solche Entwickelung gehabt, sie sind zum größten Theile, wie ihre Charaktere, gemischt. So sind die Franzosen, und zwar ein nicht geringer Theil unter ihnen, romanisirte Germanen, ein anderer Ureinwohner, d. h. Celten, ein anderer rein römischer Abstammung. Früher bildeten diese einzelnen Stämme Herzogthümer, Grafschaften, die unter ihren einzelnen Potentaten sich gegenseitig zu unterjochen strebten, und so lange sich anfeindeten, bis es einem energischen Manne, wie Ludwig XI., gelang, sie unter einem Scepter zu vereinigen. Seitdem bilden alle jene verschiedenen Racen eine Nation, die in ihrem Familienleben ebenso viele Unregelmäßigkeiten zeigt, wie in ihren staatlichen Verhältnissen. Der Charakter des Franzosen ist leicht, veränderlich, unbeständig im wahren Patriotismus. Der Ruhm, den er in dem Siege seiner Waffen findet, ist mehr Eitelkeit und in dieser geht er so weit, daß er sich die Augen von den schimmernden Siegestrophäen blenden läßt. Er hält daher seine Nation, die siegreiche, für die erste der Welt, ohne doch zu bedenken, daß er gar keiner Nation angehört, er fühlt nicht, daß er vom größten Absolutismus gedrückt und umgeben wird, — und wird er es ja einmal gewahr, was ihm bisher selten passirte, so bedenkt er ganz gewiß nicht, daß, wenn dieses eben nicht der Fall wäre, daß er nämlich unterdrückt ist, und wenn er unter einem schwachen Fürsten keine Repräsentation und keinen Centralisationspunkt hätte, seine Nation, wenn wir sie mit ihm so nennen wollen, eine sehr lächerliche Rolle spielen würde. Exempla sunt odiosa. Das Familienleben wird daher nie in Frank-

reich eine glänzende Rolle spielen, und das ist ein schlimmes Zeichen für die Zukunft eines Volkes, das moralisch immer mehr und mehr abstirbt, und blos in einzelnen Momenten in seinem Volksleben zu einer schwindelnden Höhe emporsteigt, um eben so plötzlich und tief wieder zu fallen. Sehen wir weiter nach Süden, wo die Natur den Menschen zwingt, seinen National- und Volkscharakter zur Schau zu tragen, so finden wir in Spanien nur ein Volksbewußtsein bei den Bewohnern Castiliens und allenfalls Arragoniens. Was die anderen Theile der Bevölkerung anbetrifft, so haben diese keinen ausgeprägten Charakter, weil sie aus Mischvölkern bestehen, zum Theil Arabern, Gothen, Franken u. s. w. Die Castilier und Arragonier bestehen auch zum Theil aus solchen, indessen hat die isolirte Lage ihrer Länder ihnen viel dazu geholfen, sich in ihren Sitten ungehindert entwickeln zu können und zugleich als eroberndes Element sich nach allen Seiten hin auszudehnen. In dem nordwestlichen Theile der pyren. Halbinsel, in Galizien allein hat sich der westgothische Stamm rein und unverdorben erhalten, ist aber in seine kahlen Berge eingeschlossen, viel zu arm, um in irgend welcher Weise mit Erfolg als Repräsentant einer Nation auftreten zu können.

Es ist also wohl kaum Hoffnung vorhanden, daß Spanien je den Platz in der Stellung der Völker einnehmen wird, den eine Nation mit einer volksthümlichen Entwickelung einzunehmen im Stande ist. Man wird es entgegenhalten, daß Spanien nicht eine Großmacht ersten Ranges war. Ein, ein Beweis mehr für meine Behauptung. Hätte Spanien nicht einen großen Theil von Deutschlands Kraft zur Verfügung gegen Italien und Frankreich gehabt und nicht den Glanz der Kaiserkrone auf dem Haupte eines der spezifischsten spanischen Fürsten gesehen, so hätte es trotz seiner werthvollen amerikanischen Besitzungen nicht die Stellung einer Großmacht in Europa inne gehabt. Als Deutschland wieder von Spanien getrennt war, konnte das letztere seine Besitzungen nicht behaupten, weil es eben keine Basis im eigenen Lande besaß, von welcher aus sich eine sociale Politik nach den Colonien hin verpflanzen können. Abentheurer und alle Hefe des Volkes ging hinüber, um mit geringer Mühe ein großes Vermögen ansammeln zu können, infolge dessen natürlich die sonstigen Producte der verschiedenen Länder gar nicht beachtet wurden, und so von einer Agricultur nicht die Rede sein konnte. Als nun vollends in Spanien das unsinnige Rescript herauskam, infolge dessen kein spanisches Geld außer Landes gehen durfte, sank der Handel völlig und außerdem documentirte das spanische Volk dadurch seine geringe Lebensfähigkeit, daß es mit kräftigeren und energischeren Völkern wie Holländer und Engländer nicht in Verbindung treten wollte. — Die Folge von dem Nichtvermögen, sociale, dem Volke und der Natur angepaßte, Verhältnisse nach den Colonien zu verpflanzen, war die Empörung derselben und endliche Losreißung vom Mutterlande. Hätten die Engländer z. B. diese Niederlassungen besessen, so wäre dieses gewiß nicht der Fall gewesen, wie denn überhaupt die Romanen bis jetzt gezeigt haben, daß sie kein Talent zum Colonisiren besitzen, was den Germanen und als Repräsentanten in dieser Hinsicht den Engländern wahrlich nicht abgesprochen werden kann.

Das den spanischen Verhältnissen am verwandteste Land, Italien, hat einen bei weitem ganz andern Entwickelungsgang gehabt. Zuerst das Herrscherland über die ganze Erde, dann das gänzliche Unvermögen, sich allein gegen hereinbrechende Eroberer zu behaupten, dadurch in einzelne kleinere Reiche und Republiken zerfallen, von deren erstern eins die kirchliche Gewalt in sich centralisirte und die sich endlich alle um die Herrschaft untereinander bekämpften.

Es ist nicht zu leugnen, daß Italien eine Geschichte gehabt hat, wie kein anderes Land der Erde, und daß eine solche erhebend und begeisternd auf die Nachkommen der Handelnden einwirkt, ist leicht zu begreifen. Was aber das Haupthinderniß ist, daß Italien jetzt nicht vermag, eine Rolle zu spielen, ist, daß seine Entwickelung in durchbrochenen Perioden stattgefunden hat, oft plötzlich stehen blieb, und dann endlich ganz in Thatenlosigkeit zurücksank. Der Fehler war eben, daß kein harmonisches Zusammenwirken stattfand, daß sich die einzelnen Städte und Reiche untereinander bekriegten und einige von ihnen sogar mit auswärtigen Feinden wie mit Friedrich I. und II. Bündnisse schlossen. In solchen Fällen also, wo der Geist der Patrioten, denn Volk kann man nicht sagen, darnieder lag, wurde das Land der Streitapfel zwischen zwei mächtigen Nachbarstaaten, deren Interesse sich in Italien kreuzte, zwischen Frankreich und Deutschland, später Oesterreich, welches schon unter Carl V. anfing, die Mission, welche das deutsche Volk in Italien gegenüber Frankreich zu erfüllen hatte, zu dem spezifischen Interesse seiner Hausmacht zu machen strebte, und mit deutschen Kräften wirklich den Sieg gewann. Das also ist der Grund, warum Oesterreich auf alle Fälle sucht im deutschen Bunde eine Rangstelle einzunehmen und sich hauptsächlich auf seine deutschen Provinzen stützen muß, um seine außerdeutschen zu behaupten. Diese Stellung wird oft als eine den Deutschen gefährliche bezeichnet, nun wohl, es liegt blos am Willen des deutschen Volkes sie sich zu Nutzen zu machen. Man beschränke dem österreichischen Kaiserstaate seine Stellung und seinen Machtspruch im Bunde, sodaß es auf Deutschland nicht so influirt, behalte sich aber den Einfluß auf die deutschen Provinzen Oesterreichs vor; was ist dann schließlich dieses Land? Ein Bollwerk für Deutschland gegen Frankreich in Italien, denn sein eigenes Interesse fordert auf alle Fälle in Italien wieder eine Rolle und endlich ist es eine Mauer gegen das Slaventhum.

Um also nun wieder auf Italien zurückzukommen, so wird man aus Allem gesehen haben, daß ich eine andauernde Freiheit dieses Landes immerhin für etwas illusorisches halte. Verliert Oesterreich seinen Einfluß, so ist sein innerstes Leben bedroht und eine Hauptader, die zu seinem Schatze führte, abgeschnitten, weßhalb es sich viel Blut kosten lassen wird, um die verlorenen Territorien wieder zu gewinnen. Frankreich hat ferner stets, wenn es ja einmal, was kaum zu glauben ist, seinen Einfluß in Rom und bei verschiedenen politischen Partheien verlieren sollte, Savoyen in der Hand, von wo aus es bequem seine Armeen in die Ebenen Magenta's, Marengo's &c. hinunter dirigiren könnte.

Das jetzige Italien hat gar keine Garantien für seinen Bestand. Um ein Volk bilden zu können, muß es selbst die Kraft haben sich zu halten; und diese hat Italien nicht, denn Solferino und Magenta sind nicht italienische, sondern französische Siege.

Schlußbemerkung. Wir machen darauf aufmerksam, daß vorliegende Zeilen das Bruchstück eines größeren Reisewerkes bilden, und dem Leser namentlich deshalb interessant sein dürften, weil die darin vorkommenden Ansichten über Italien bereits vor 3 Jahren niedergeschrieben sind, und ihre Richtigkeit nach den jüngst erreichten Resultaten nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Die norddeutsche Ebene und ihre Moore.

Wir haben bereits in einem früheren Heft auf das vortreffliche Werk des Dr. G. Guthe über die Ländergebiete Norddeutschlands hingewiesen. Im Nachstehenden bieten wir dem Leser die seinem Buche entnommene Schilderung der Moorgegenden und der Moorcultur.

Die Größe des Arembergischen Moores zwischen Hümling, Hase, Leda und Ems beträgt nach ziemlich genauen Ermittelungen 28 geogr. □ Meilen, die der Moore des linken Emsufers, des Bourtanger Moors und des Twist 25 □ Meilen. Von dieser Fläche fallen 6 □ Meilen auf die Niederlande, 14 auf Oldenburg. Demnach bleiben also für die Landdrostei Osnabrück 23 □ Meilen. Rechnen wir dazu die 13 □ Meilen Ostfrieslands, so erhalten wir 36 □ Meilen; so das über ein Fünftel des Bodens der Westfälischen (168 □ Meilen) von diesen Bildungen bedeckt ist.

Gehen wir auf die geographische Vertheilung dieser großartigen Formationen ein, so finden wir sie hauptsächlich in den niederen Theilen des Landes entwickelt, deren Niveau unter 100 Fuß Meereshöhe liegt und an vielen Stellen dem Wasser nur ungenügenden Abfluß gewährt, so daß, wie wir in der hohen Geest ein Uebermaß von Trockenheit haben, in diesen ihr so dicht anliegenden Landschaften das entgegengesetzte der Feuchtigkeit zur Herrschaft gelangt. Fast unmittelbar stoßen im Bentheimschen die noch unbezwungenen Dünen des Emsbettes mit ihrem Flugsande an die weitgedehnten Moore, deren Oberfläche nicht stark genug ist, den Fuß des Menschen zu tragen. Hier, wie in den großen Moordistricten der Landdrostei Stade haben wir den Theil des Landes vor uns, der seinen ursprünglichen Charakter noch am Meisten bewahrt hat und uns in eigenthümlicher Größe als noch ungebändigte, freie Natur entgegentritt, in welcher der Mensch gewisser

maßen nur als Gast weilt. Es ist unsere Wüste: freilich nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Worts. Aber gleich der Wüste pfadlos, völkertrennend, mit nur wenigen Culturoasen, zwischen denen seit Jahrhunderten unverändert die Verbindungswege gehen, hat das Moor auf die Anlage von Ortschaften, Bestimmung von Grenzlinien, kurz auf die ganze geschichtliche Entwickelung dieser Gebiete den bedeutendsten Einfluß gehabt. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die Lage von Bremervörde, dem wichtigen Uebergangspunkte über die Oste auf der bedeutenden Verbindungsstraße zwischen Bremen und Stade, wo zwischen dem Spreckenser und Ochtenhäuser Moor die trockene Geest bis an den Fluß reicht und dadurch eine Furth ermöglicht*). — Oft führten künstliche Dämme durch das Moor zu den trockener liegenden Gegenden; und wie in den Alpen oft schmale, kaum zu passirende Schluchten zu weiten fruchtbaren Thälern führen, die nur durch diese schmalen Pfade mit der Außenwelt in Verbindung stehen, und eine kleine abgeschlossene Welt für sich bilden, so war auch früher mancher von Mooren umgebene Marschdistrict von der Landseite her nur auf schmalen, gefährlichen Wegen zu erreichen. Als im Jahre 1430 der Häuptling Sibbet Papinga zu Jever das Stadland**) mit 4000 Mann und 400 Pferden angreifen wollte, fand sich, daß nur ein mit Reisig und Wellen belegter Weg ins Land führte. Da die Reiter diesen nicht passiren wollten, verlief sich der ganze Heereszug. Noch heute zeigen einige Landschaften fast dieselbe Unzugänglichkeit. Das Saterland im oldenburgischen zu beiden Seiten der Marka oder der Saterems, einem Hauptzufluß der Leda, liegt so von weiten Hochmooren umgeben, daß es eigentlich nur flußabwärts mit der Außenwelt in Verbindung steht; nur einige, aber auch nur im trockenen Hochsommer recht zugängige Fußpfade, z. B. nach Rauderfehn in Ostfriesland, führen durch das Moor. Nur mit Hülfe langer Springstangen von Bult zu Bult springend kann man bei feuchtem Wetter diese Wege passiren, und den Kühen und Pferden werden, damit sie nicht im Torfschlamme versinken, Bretter untergebunden. Solche Naturverhältnisse machen es klar, wie sich in diesem Ländchen ein eigenthümliches, alterthümliches Gepräge bis auf den heutigen Tag erhalten konnte. Gleich unzugänglich ist das Bourtanger Moor und darum seit ältester Zeit eine Völkerscheide zwischen den Westphälingern des Bisthums Münster und den Friesen des alten Bisthum Utrecht gewesen. Nur die Römer haben es versucht, durch diese Oeden einen Weg zu bahnen. Wenigstens führt man einen äußerst sorgfältig gebauten Holzdamm, der sich von Valte nach Terapel zwei Wegstunden weit verfolgen läßt, auf jene

*) Der Ort hieß ursprünglich Midlistanwaterfurt d. i. mittelste Wasserfurth und wird schon zu den Zeiten des heiligen Willehad erwähnt. Herzog Lothar v. Supplingenburg legte hier, wo außerdem die Straßen von Zeven und Bederkesa jene Hauptstraße erreichen, im Jahre 1122 das Castrum Vorde an; als dann bei steigender Selbstständigkeit Bremens die Erzbischöfe ihre Residenz hierher verlegten, bekam es den Namen Bremervörde. Zu verschiedenen Malen ist hier gekämpft worden, z. B. 1675 gegen die Schweden; und im siebenjährigen Kriege gedachte nach der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck das gegen Stade sich zurückziehende Hannoversche Heer, es hier noch einmal mit den Franzosen zu versuchen. Bremervörde, Lilienthal, Osterholz und Ottersberg heißen die Moorämter des Herzogthums Bremen.

**) So heißt der südliche Theil des Butjadingerlandes am linken Weserufer.

[illegible]

[illegible]

Fragen wir nun nach der Entstehung und Natur dieser mächtig[illegible] [illegible]ung, so sind zunächst zwei Arten von Mooren sorgfältig zu unterscheiden: Unterwassermoore und Ueberwassermoore**). Die ursprüngliche Bildung der ersteren, die man auch Grünlandsmoore nennt, ist ein [illegible] Wasser ohne merkbare Strömung. Dergleichen Localitäten liegen [illegible] am Rande der Geest und haben ihre größte Entwicklung da, wo die [illegible] sich buchtenartig einwärts zieht; während schmale Hervorragungen der [illegible] ohne das Uebergangsgebilde dieser Moore unmittelbar an die Marsch [illegible] treten z. B. bei Geestendorf. An solchen Stellen bildet sich bald eine [illegible]zendecke von Algen, Gräsern und Halbgräsern aus, welche von außen [illegible] innen fortschreitend, mit ihrem dichten Wurzelgeflecht zusammenhaltend [illegible] Decke über dem Wasser bilden, die mit Sand und Erdstaub von der [illegible]barten Geest her überweht, bald so dicht wird, daß sie den Fuß des [illegible]schen tragen kann, der sie dabei in zitternde Bewegung setzt. Ja, an [illegible] Stellen können sie mit Pferd und Wagen befahren werden, wie sehr [illegible] ihr Boden dabei erzittert und unter der Last sich elastisch einbiegt.

*) Die sog. Bulten.

**) Will man die Moore nach den Vegetabilien, aus denen sie gebildet sind, unterscheiden, so kann man von Waldmooren, Heidemooren und Wiesenmooren sprechen; die ersteren [illegible] würden zu den Ueberwassermooren gehören.

Gräser den Hauptbestandtheil bilden, so zeigen diese Moore statt des düstern Graubraun des Hochmoors saftig grüne Farben. — Indem die nach unten hin allmählig absterbenden Pflanzenglieder im Wasser zu Boden sinken, verwandelt sich das Unterwasser in eine schwarze, nach und nach breiartige Masse, den sogenannten Baggertorf, die mit der Zeit in sich immer fester wird. Dann erhöht jede Vegetationsperiode den Boden, der dadurch so hoch wird, daß er ferner nicht mehr überschwemmt werden kann, und auf der so gebildeten festen Fläche kann sich möglicherweise nun ein Heidemoor bilden, wenn sie nicht vorher vom Menschen in Cultur genommen wird. Aber gewöhnlich wartet man diesen Zeitpunkt gar nicht ab, sondern benutzt das Moor schon lange vorher als Weide oder auch zum Ackerbau, indem man seinen Boden mit fruchtbarer Erde aus der benachbarten Marsch überschüttet. Weit ausgedehnte Weideflächen der Art finden sich z. B. am westlichen Ufer des Steinhuder Meeres, welches man als ein noch unausgebildetes Grünlandsmoor betrachten kann, und es ist bekannt, wie bei hohem Wasserstande und heftigem Westwinde große Stücken dieser Wiesen von der hannöverischen Seite bei Mardorf losgerissen und ans gegenüberliegende schaumburgische Ufer angetrieben werden, und wie man die Flüchtlinge dann bisweilen mit Stricken ans Ufer zurückzieht und dort am festen Untergrunde des Moores festpfählt. Sind solche abgerissene Stücke etwas größer, so spricht man wohl von schwimmenden Inseln. — Auch ist es klar, daß das Moor, so lange es noch nicht reif ist, mit dem Wasserstande steigt und fällt. Am berühmtesten ist in dieser Beziehung das Dorf Wakhausen im Amte Osterholz an der Hamme. Ueber eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit zieht sich das Grünlandsmoor am südlichen Ufer der Hamme hin, von derselben getrennt durch Uferwiesen, welche nicht mehr „ins Treiben" kommen und deshalb von der Hamme bei hohem Wasserstande überschwemmt werden, mithin zum Ackerbau nicht brauchbar sind. Im Gebiet des schwimmenden Erdreichs sind die Häuser nun auf künstlichen Wurten gebaut; auf dem schwimmenden Lande rings um liegen die Gärten, Felder und auch Gehölz: Eichen, Föhren und Birken. So ruht dieser Boden, der 15 bis 30 Fuß dick ist, hoch und trocken auf den Fluthen. Wird die Fluth hoch, so bringt das Wasser wohl selbst in die Häuser; dann flüchten die Einwohner auf den Boden und suchen das Vieh auf das schwimmende Erdreich zu treiben. Dabei reißt sich oft ein Strich Land los und wird auf das des Nachbarn getrieben, und man hat dann große Mühe, das Land wieder an seine alte Stelle zu bringen. So wurde im Jahre 1768 ein Stück Landes mit 80 haubaren Eichen losgerissen und hundert Schritt weit weggeschwemmt, aber durch Erdwinden, noch ehe das Wasser fiel, wieder an die alte Stelle gebracht. Dabei kömmt nun wohl nicht Alles in die alte Ordnung, und die Gegend bekommt ein ganz anderes Aussehen. Schlimm ist es, wenn eine Strecke sich losreißt und auf den überschwemmten Uferwiesen sich niederläßt. Sie ist dann für den Ackerbau verloren; darum gebraucht man die Vorsicht, daß man solche Landstücke, die leicht aufgetrieben werden, zeitig mit Stricken an starken Bäumen festbindet, die auf dem festen Grunde stehen. Aehnliche Erscheinun-

gen nur im kleineren Maßstabe kommen bei Hechthausen im Amte Himmelpforten, bei Horst im Amte Ricklingen, bei Ihrhofe im Amte Leer vor.

Ein ähnliches Verhältniß findet bei den sogenannten Dobben statt. Man versteht darunter den mittelsten eben zugewachsenen Theil eines Grünlandmoores, der etwa nur einen Fuß Dicke hat, und, während das anliegende fester gewordene Moor schon gepflügt und beweidet wird, noch von keinem Thiere betreten werden darf, während der Mensch auf der dünnen Decke mäht, heuet und arbeitet.

Fragen wir nun nach der Culturfähigkeit solcher Grünlandsmoore, so ist es klar, daß man mit Sicherheit auf Ernten nur dann rechnen kann, wenn der Boden gehörig entwässert ist. In den Niederlanden, wo der größte Theil der Provinz Holland und ein großer Theil von Friesland und Utrecht aus solchen Mooren bestehen, ist man in der Cultur derselben am Weitesten fortgeschritten. Hier wird der Boden mit auf den Canälen herbeigeführter Marscherde gehörig übererdet und durch Gräben, deren Wasser durch Windmühlen oder stehende Dampfmaschinen bis zur Höhe der Abwässerungscanäle gehoben wird, so weit entwässert, daß seine Oberfläche noch zwei Fuß über dem Wasserspiegel der Abwässerungsgräben sich erhebt. So fortwährend mit hinreichender Feuchtigkeit gesättigt, erreichen diese Länder einen Grad der Fruchtbarkeit, der dem der besten Marschgegenden gleichkommt. Bei uns überläßt man diese Grünlandsmoore meistens der Natur und gebraucht sie als Weiden.

Ungleich bedeutender sind aber für unser Land die Ueberwassermoore oder Hochmoore. Sie sind auf dem trockenen Sandboden der Geest entstanden, da, wo diese zu niedrigen, weitgedehnten Mulden sich ausbreitet, welche dem Wasser nur geringen Abfluß verstatten. So lange hier der Untergrund aus reinem Sande bestand, und durch denselben eine hinreichende Abwässerung stattfinden konnte, bildete sich, indem eine Generation der Vegetation nach der andern verwesete, nur gewöhnlicher Humus aus. Als sich aber auf diese Weise eine für das Wasser undurchdringliche Schicht gebildet hatte, deren Reste wir in jedem Hochmoor als unterste Schicht, das sogenannte Sohlband, mit etwa 1 Fuß Mächtigkeit finden, da siedelten sich in den nun entstehenden niedrigen Sümpfen gesellig wachsende Moose aus der Gattung Sphagnum an, zwischen denen schon Heidekräuter vegetirten. Sie bildeten die unterste Schicht des Moores, den sogenannten Moostorf, der meistens in geringer Mächtigkeit, in den Emsmooren etwa bis zu 4 Zoll, das Sohlband bedeckt, durch den Druck der später darüber gebildeten Torfmassen wohl zusammengepreßt, aber in seinem Gefüge so gut erhalten, daß man die Blätter der ihn zusammensetzenden Moosarten bis zum feinsten Bau ihrer Zellen deutlich genug erkennen kann. Es sind dieselben Moosarten, die noch jetzt in den ausgestochenen, mit Wasser gefüllten Gruben unserer Torfmoore vegetiren. Als diese Moosvegetation nun die niedrigen Sümpfe ausgefüllt hatte, da starben die Moose ab, und eine wesentlich aus Heide bestehende Pflanzendecke breitete sich über ihnen aus, gerade so, wie noch jetzt, sobald die Torfgruben sich mit Moostorf angefüllt haben, eine dichte Decke von Heide

über ihnen ausbreitet. — Diese Vegetation nun, aus der gemeinen, und der großblüthigen Dopheide bestehend, denen sich nur wenige andere Pflanzen anschließen, hat allmählich den ganzen Körper des Moors gebildet indem die mit Wasser getränkten, nach unten hin absterbenden Wurzeln derselben nicht wie bei der Verwesung auf trockenem Boden, sich größtentheils in Gase verwandelten, sondern mehr vor der vernichtenden Kraft des Sauerstoffs geschützt, unter Entwickelung von Kohlensäure, Wasser und Sumpfgas, zu jener weichen, schwammigen Masse vermoderten, welche fast keine Spur der Organismen bewahrt hat, aus denen sie entstanden ist, und zusammengetrocknet sogar zuweilen eine feinkörnig erdige und glänzende Structur annimmt. (Pechtorf.) Wie es aber kommt, daß der Moostorf sich so unversehrt erhält, während die absterbende Heide sich in jene amorphe Masse verwandelt, das ist zur Zeit noch nicht erklärt. Wie aber die Heide, auch auf dem trockenen Sande der Gerstdünen gedeihend, auf diesem von Feuchtigkeit durchtränkten Boden eine zweite von der ersten so wesentlich verschiedene Heimath gefunden hat, so folgt ihr auch die Kiefer und erhält sich in dem zähen Schlamme, ohne daß ihre Wurzeln den festen Untergrund zu erreichen brauchen. Abgestorben oder durch Stürme niedergeworfen, werden ihre Stämme dann im Moore begraben. Dabei verwandelt sich ihre Rinde wohl in eine humusartige Substanz so daß sie wie angebrannt aussehen, Das dabei nicht verwesende Harz findet sich nun concentrirt in dem Stamme, der durch dasselbe vor weiterer Verwesung geschützt zu sein scheint und an Brennbarkeit gewonnen hat. In der Gegend von Harpstedt und Ehrenburg in der Grafschaft Hoya kommen diese Stämme so häufig vor, daß man sie zur Harz- und Pechgewinnung im Großen benutzt. Nur an wenigen Stellen sind uns noch Bäume erhalten, die unmittelbar im Untergrunde gewurzelt haben.

Characteristisch für diese Art der Moore ist eine schwache Wölbung ihrer Oberfläche, so daß ihre Mitte stets höher liegt, als der Rand des Beckens, weshalb sie auch als Hochmoore von der ersten Klasse der Moore unterschieden werden. — Da nämlich die Torfsubstanz, ähnlich wie der Thon im Wasser zwar zu jener eben geschilderten, breiartigen Substanz zerfließt, dabei aber, wenigstens auf weitere Strecken hin, für das Wasser vollkommen undurchdringlich ist, so ist das Wasser der atmosphärischen Niederschläge in ihnen wie in einem Becken enthalten. Hat sich dieses Becken nun allmählich mit Torf angefüllt, so ist es klar, daß, da am Rande desselben auf einige Entfernung hin Abwässerung stattfindet, hier das Wachsthum abgeschlossen sein wird, während die Mitte, reichlich durch atmosphärische Feuchtigkeit gesättigt, welche nach außen hin nicht entweichen kann, ferneres Wachsthum des Moores gestattet, welches also von den Rändern nach innen zu uhrglasartig ansteigen wird, bis seine Mitte so weit sich erhoben hat, daß das überflüssige Wasser in Form kleiner Bäche von dem gewölbten Rücken herabgleiten kann. Dann ist die Wachsthumsperiode desselben zu Ende. Der auf solche Weise 10 bis 20 Fuß über den Rand des Moores sich erhebende Rücken der Hochmoore wird häufig durch kleine Seen bezeichnet, deren Erhaltung für die Speisung der für den Verkehr so wichtigen Canäle nothwen-

dig ist. So wird z. B. der Treckfahrtscanal zwischen Aurich und Emden durch das ewige und Düvelsmeer nördlich von Aurich gespeist.

Fragt man nach dem Alter der Hochmoore, so läßt sich darüber durchaus nichts Bestimmtes sagen, da die Schnelligkeit ihres Wachsthums zu sehr an äußere Bedingungen gebunden ist, als daß sie als auch nur einigermaßen gleichförmig betrachtet werden könnte. Die Holzdämme, die wir oben als wahrscheinlich aus der Römerzeit stammend bezeichnet haben, liegen 3 bis 4 Fuß unter der gegenwärtigen Oberfläche des Moores. Es würde dies einem Wachsthum von 2 bis 3 Zoll in hundert Jahren entsprechen, wenn nicht anzunehmen wäre, daß bei dem meisten unserer Moore schon längst ein Beharrungszustand eingetreten ist. — In den ausgestochenen Gräben geht die Wiedererzeugung freilich viel rascher von statten, indem der Anwachs schon in einem Jahre etwa einen Zoll, in seltenen Fällen sogar zwei Zoll beträgt; allein es ist wohl zu beachten, daß dabei sich nur Moostorf bildet. — Die Mächtigkeit unserer Torfmoore ist übrigens sehr verschieden; sie scheint sich jedoch nicht über 30 Fuß zu erheben und beträgt im Durchschnitt wohl nur 10 Fuß. Eine solche Schicht würde beim Zusammentrocknen auf etwa die Hälfte reducirt werden, und die so erhaltene Mächtigkeit von etwa 5 Fuß würde ihrer Heizkraft nach einem Steinkohlenlager von 3 Fuß Mächtigkeit entsprechen. Nehmen wir nun die productive Moorfläche zu etwa 100 □ Meilen an, so würde die gesammte Torfmasse sich auf $^1/_{85}$ Cubikmeilen Steinkohlen oder einen Steinkohlenwürfel, dessen Seite 5778 Fuß beträgt, reduciren lassen. Dies Resultat, für den, der stereometrischer Anschauungen nicht gewohnt ist, kleinlich erscheinend, wird uns aber im rechten Lichte erscheinen, wenn wir erwägen, daß Hannovers jährliche Steinkohlenproduction einen Würfel von 800 Fuß Seitenlänge liefert, woraus denn durch eine leichte Rechnung folgt, daß unser in Torf enthaltenes gesammtes Brennmaterial unsere jährliche Steinkohlenproduction um das 376fache übertrifft. Die Ausbeutung dieses großen Schatzes an Brennmaterial steht freilich auf der niedrigsten Stufe ihrer technischen Entwickelung: man verwendet den Torf, nachdem er, so gut es die Witterung erlaubt, an der Luft getrocknet ist. Das große Volumen, welches die Masse dann noch immer einnimmt, und die geringe Festigkeit desselben, welche ihn leicht in Grus zerbröckeln läßt, bewirken aber, daß sein Absatzgebiet sich nicht weit um den Ort der Production ausbreitet. Man hat nun versucht, diese Uebelstände durch mechanische Mittel, indem man den Torf zusammenpreßt, zu heben, oder durch trockene Destillation desselben Torfkohle und als Nebenproduct Paraffin und flüssige Kohlenwasserstoffe (Solaröl u. dgl.) zu erhalten. Beide Methoden sind aber in unserem Lande ohne nennenswerthen Erfolg geblieben, die letzte hauptsächlich deshalb, weil durch die massenhafte Zufuhr amerikanischen Erdöls die Preise dieser Fabrikate zu sehr herabgegangen sind.

Von größter Bedeutung für die Werthschätzung unserer Moore ist aber der Umstand, daß schon ihre noch nicht abgegrabene Oberfläche den Anbau von Culturpflanzen gestattet, während zugleich der durch das Abgraben derselben entblößte Untergrund in noch viel höherem Grade anbaufähig ist.

Betrachten wir diese Verhältnisse näher, so muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die Cultur der Moore ursprünglich von schmalen Landzungen der Geest — im Bentheimischen heißen sie Tangen — ausging welche höher gelegen und trocken in das Moor hineinreichen*).

Hier fand man Weideplätze, auf denen der Stamm einer Heerde gehalten werden konnte, mit deren Dünger der Boden des durch oberflächliche Canäle einige Fuß tief entwässerten Moores gemischt sich zu einem fruchtbaren Acker verwandelte, auf dem namentlich Roggen in unveränderter Fruchtfolge Jahr auf Jahr gut gedeiht. Ebenso werden durch Abtragung des Torfes auf etwa drei Fuß Tiefe und einfache Düngung Wiesen erzeugt, die ganz frei von den sauern Gräsern der Niederungswiesen sind. Es ist aber klar, daß auf solche Weise nur geringe Flächen des Moores in Angriff genommenen werden können, weil es dazu großer Mengen von thierischem Dünger bedarf, den die Colonie in bei weitem den meisten Fällen sich selbst schaffen muß. Da sind denn die genügsamen Heidschnucken von großer Bedeutung, und es giebt im Bourtanger Moore Ortschaften aus 10 Höfen bestehend, welche 30,000 Stück Heidschnucken auf der Weide haben. Wie große Zeltlager stehen da die niedrigen mit Torf ausgesetzten Schuppen für diese Thiere am Rande der Tangen beisammen. Will man aber größere Flächen des Moores in Angriff nehmen, so greift man zur Cultur durch Brennen, um in die so gewonnene Asche Buchweizen zu säen. Diese Benutzung des Moores ist noch nicht sehr alt. Sie scheint am Ende des 17ten Jahrhunderts in den Niederlanden aufgekommen zu sein und wurde im Anfange des vorigen Jahrhunderts (1726) durch den Prediger Bolenius zu Hatzhausen bei Oldersum in Ostfriesland in dieser Provinz eingeführt, von wo sie sich rasch über ganz Norddeutschland ausbreitete, und man kann annehmen, daß gegenwärtig in den Niederlanden und Norddeutschland ein Flächenraum von etwa 68,000 Kalenberger Morgen (3 1/8 □Meilen) jährlich abgebrannt werde. Es vertheilt sich dabei diese Brennfläche auf etwa 500 □Meilen Landes. Der Gang der Arbeit ist der, daß man durch niedrige Gräben (Grüppen) das Moor einigermaßen entwässert, dann im Herbste durch Behacken seiner Oberfläche lockert und diesen durch den Winterfrost noch mehr zerfallenen Boden im Frühjahr anzündet, sobald er hinreichend ausgetrocknet ist. Es geschieht dies meistens in der Mitte des Mai oder im Anfange des Juni. Ist um diese Zeit der Acker noch nicht trocken genug. um angezündet zu werden, so unterläßt man es lieber ganz, weil dann das erst im October reifende Korn zu viel von den Herbstregen leidet und die Ernte zu unsicher wird. In die den Boden etwa einen Zoll hoch bedeckende Aschenschicht wird nun ohne weitere Hülfe einer anderen Düngung gesät. Reichlich lohnt der Boden die angewandte Mühe, denn er giebt im Allgemeinen 21 Körner zurück, ja an besseren Stellen steigt die Ernte auf's

*) Das Bourtanger Moor hat seinen Namen von einer solchen Tange, welche längs der Au von Norden nach Süden sich erstreckt und bei Terapel endet. Diese Tangen sind von großer Bedeutung für die Communication. So folgt der Weg von Neuenhaus bis an die holländische Grenze dem Rücken einer solchen.

48fache. So ist es aber nur im ersten Jahre. Zwar wird auch im folgenden der Acker auf's Neue gebrannt, allein die Ernte fällt schon schwächer aus, und nach höchstens sechs Jahren ist die Kraft des Bodens für Buchweizen vollständig erschöpft. Man säet dann wohl Hafer und Roggen, weil diese Pflanzen die ihnen zukommende mineralische Nahrung noch in dem Boden finden; aber selten mit dem rechten Erfolge. Die Brandcultur muß geschlossen werden, und es beginnt die dreißigjährige Brache, während welcher das Moor in seinen Urzustand zurückkehrt. Da die Buchweizencultur, die im Falle einer guten Ernte zwar recht einträglich ist, doch häufig wegen Ungunst der Witterung fehlschlägt, so sollte der Anbau dieser Pflanze nur da getrieben werden, wo, wie in den seit 1785 bestehenden Colonien des Bourtanger Moores, die oben angedeutete Feldwirthschaft daneben besteht. Dieser Grundsatz ist aber leider nicht immer beachtet, und so finden wir hie und da im wilden Moore von einer falschen Humanität in's Leben gerufene Niederlassungen armer Leute, die ohne Wege und Canäle, auf denen sie ihren Torf zu Markte bringen könnten, in erbärmlichen, aus Torfsoden aufgebauten Hütten hausen*); ohne Viehstand; Bettler, sobald das Gewächs, auf dem ihre ganze Existenz beruht, mißräth; ohne Hoffnung, daß auch die einzige Arbeit ihr Loos verbessern werde; während eines großen Theils des Jahres, sobald die Herbstregen das Moor ungangbar gemacht haben, außer allem Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft und dabei fast ohne Gelegenheit, die lange Winterzeit nützlich zu verwenden. Kann es uns da wundern, wenn diese Stätten so oft die Brutplätze des Verbrechens oder die Zufluchtsörter der Verbrecher sind?

Auf einer ganz anderen Grundlage ruht die dritte Art der Moorcultur, die uns in den Fehnen**) Ostfrieslands entgegentritt. Hier wird das Moor bis zum Untergrunde abgegraben, und dieser dann cultivirt. Es stammt diese Methode aus den Niederlanden und ist seit 1633 in Ostfriesland eingeführt, in welchem Jahre Emdener Bürger das große Moor im Amte Timmel anlegten, an Flächeninhalt die größte aller dieser Colonien. Es enthält nämlich 7300 Morgen, d. i. über ein Drittel □Meile. Etwa die Hälfte davon ist gegenwärtig abgegraben und cultivirt. Der Gang bei der Gründung eines solchen Fehns ist gewöhnlich der, daß die Landesherrschaft, der das Hochmoor zugehört, eine bestimmte Strecke desselben einer Gesellschaft in Erbpacht giebt, welche dann das Moor in kleineren Parcellen wieder an Erbpächter überläßt. Es wird die Arbeit damit begonnen, daß man von dem nächsten schiffbaren Flusse einen Canal bis ins Moor gräbt, der sowohl zur Entwässerung desselben dienen, namentlich aber den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln soll. Darum giebt man ihm solche Dimensionen, 25 Fuß Breite zu 4 Fuß Tiefe,

---

*) Den Zustand solcher Hütten erläutert am besten die in Ostfriesland herrschende Bestimmung, daß kein Haus, welches nicht wenigstens zehn Thaler werth ist, in die Provinzial-Brandkasse aufgenommen werden soll. — Es mag auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß viele Colonisten aufs Gerathewohl ohne allen Rechtstitel sich ins Moor gesetzt haben.

**) Fehn, richtiger Fene, Fenne, bedeutet soviel als Morast. Finnland (Fennia) und die Finnen sind von ihren germanischen Nachbaren danach benannt.

daß er kleine Schiffe tragen kann, und bringt, um das Wasser in ihm in der angemessenen Höhe zu erhalten, Schleusen und wasserhebende Mühlen an ihm an. Auf Verbindung des Fehns mit anderen Orten durch Herstellung von Landwegen wird dagegen gar nichts gegeben. „Der Kanal ist die Mutter der Fehntjer, die ihnen Milch und Brot giebt“. Auf dem Canale der nur in Ausnahmefällen einen fahrbaren Weg längs seiner Ufer hat, verschiffen sie den gestochenen Torf, holen sie den für ihren Torf erkauften dort überflüssigen Dünger der Marschlande, Flußschlick, Steine und Holz herbei, kurz er ist die Lebensader des sich hier in der Oede entwickelnden Organismus, der ohne sie nur kraftlos vegetiren könnte. Es ist daher das erste Bestreben eines jeden Colonisten, in den Besitz eines Schiffes zu gelangen, denn dadurch allein wird er erst wirthschaftlich selbstständig. In der Regel gewährt ihm die Regierung dazu eine kleine Unterstützung. Dadurch sind denn aber auch unsere Fehne, wie Schulen des Schiffbaues, so auch Schulen der Seeschifffahrt geworden. Der Knabe, der früh das Torfschiff auf dem heimischen Canale gelenkt, steht später am Steuer des Kauffahrers, der das Weltmeer durchschneidet*). Die Ansiedelungen der Colonisten finden nun längs des Canales, der in gerader Linie das Moor nach seiner Hauptdimension durchzieht, statt; so daß jeder neue Colonist die hinterste Stelle einnimmt. Die Breite eines solchen Colonats beträgt gewöhnlich 25 Ruthen und seine Länge erstreckt sich rechtwinklig zur Richtung des Canals von diesem entweder unbegrenzt oder bis zu einer bestimmten Größe ins Hochmoor hinein. Nach je zwei Colonaten, also in Zwischenräumen von 50 Ruthen, zweigen sich von dem Hauptcanale, die sogenannten Inwieken ab, die, um längs der am Canale sich hinziehenden Häuserreihe eine Communication zu ermöglichen, da, wo sie in den Hauptcanal münden, überbrückt sind. Hat das Moor bedeutende Breite, so stehen sie wieder mit Canälen in Verbindung, welche dem Hauptcanal parallel laufen, den sogenannten Hinterwieken. Fehne, die, von hohen schwer zu durchgrabenden Sandrücken durchzogen, die Anlage der Inwieken kostspielig oder gar unmöglich machen, sind dadurch sehr ungünstig gestellt.

Soll nun ein Fehnplatz in Angriff genommen werden, so muß der Anfänger, der sich hier einen eigenen Besitzstand gründen will, mit dem Ziehen von Entwässerungs- und Begrenzungsgräben beginnen, damit der Torf in sich zusammensinke, um zum Abstechen reif zu werden. Dazu gehört aber einige Zeit, und das ist denn für den jungen Colonisten eine wahre Probezeit. Er baut während dieser Zeit Buchweizen auf dem Moore und legt sich durch Umhacken und Düngen des Bodens bei seiner Hütte einen kleinen Garten an, die erste Belohnung seiner Arbeit. Häufig aber sind dabei doch drückende Nahrungssorgen sein Loos, bis endlich die heranwachsende Familie mit der gemeinsamen Arbeit ihrer Hände ihm zu Hülfe kommt; dann verschwindet der Torf rascher von dem Untergrunde, und seine Stelle nehmen Felder ein, die besonders da, wo, wie auf einigen ostfriesischen Fehnen, der Untergrund

*) So erklärt sich auch die Existenz von Steuermannsschulen, wie die zu Timmel, fern von den Küsten des Landes.

mergelig ist, sorgsam gedüngt eine Fruchtbarkeit entwickeln, die der mancher Marschgegenden kaum nachsteht. In manchen Fehnen, z. B. im Georgsfehn im Amt Stickhausen, führen auch die täglichen Fluthen von dem in der Ems aufgewühlten Schlick große Quantitäten mit sich und setzen sie in den Canälen ab. Diese Ablagerungen werden dann zur Ebbezeit ausgebaggert und zur Verbesserung des Bodens benutzt. — Dann verschwindet die niedere Hütte und macht einem besseren Wohnhause Platz, dem dann später, wenn mit vollständiger Beseitigung des Torfs auf dem Colonate nur Ackerbau getrieben wird, ein regelrechtes, weitthoriges sogenanntes Platzgebäude folgt. So enthält der ältere, untere Theil des Fehns, da wo einst der Jäger kaum den scheuen Kampfhahn oder das Birkhuhn in dem zähen Schlamm des Moores zu verfolgen wagt, jetzt gutes, fruchtbares Land mit stattlichen, oft sogar prachtvollen Häusern inmitten schöner Gärten; weiter nach oben tritt das Bild behäbiger Fülle und Reichthums mehr zurück, alles ist hier nur aufs Praktische gerichtet, und für den Schmuck des Hauses und seiner Umgebung ist Nichts geschehen; zuletzt endlich gelangen wir zu den Hütten unserer Hinterwäldler, die, wenn sie mit ihrem Torfschiff an den ältern Colonaten vorbei abwärts zur Stadt ziehen, gewissermaßen einen prophetischen Blick auf die Zukunft ihres eigenen Besitzthums werfen. Freilich genießen oft erst Söhne oder Enkel was der Vorfahr auf der Basis strenger zwar, aber sicher lohnender Arbeit gegründet. Auf den Fehnen giebt es keine Arme! Ihr den Moorcolonien gegenüber vergleichsweise sehr hoher Wohlstand ergiebt sich wohl am besten aus folgenden Zahlenangaben. Im Jahre 1858 und 1859 hatten die 7 Moorcolonien des Amtes Aurich, von 2180 Personen bevölkert, in Summa nur etwa 821 Thlr. Steuern aufzubringen, die 8 Fehne desselben Amtes hingegen mit 6344 Einwohnern hatten 5340 Thlr. zu zahlen. Danach fallen auf einen Kopf in den Moorcolonien 0,38 Thlr., in den Fehnen 0,84 Thlr., also über das Doppelte. Der Gegensatz wird aber noch einleuchtender, wenn wir hören, daß das geringfügige Steuerquantum der Moorcolonien regelmäßig wegen Zahlungsunfähigkeit der Colonisten bis zur Hälfte und darüber niedergeschlagen werden muß, während in den Fehncolonien kein Zahlungsunfähiger vorkommt. Wir fügen noch folgende Zahlen hinzu, welche den blühenden Zustand der ostfriesischen Fehncolonien unzweifelhafter als wortreiche Schilderungen darlegen werden. Die 19 Fehne Ostfrieslands, 36276 Morgen oder 1⁵/₇ □Meilen groß, ernährten im Jahre 1858 auf 2653 Colonaten 13233 Einwohner; mithin wohnten auf einer □Meile etwa 7720 Menschen, während die bevölkertsten Polder des Rheiderlandes nicht 2000 auf der □Meile zählen. Wenn wir aber erwägen, daß von jenen 1⁵/₇ □Meilen noch nicht voll eine □Meile in Cultur genommen ist, so stellt sich die Dichtigkeit der Bevölkerung dieser Landstriche noch weit höher. — Die Kanäle sammt ihren Inwieken haben eine Länge von 27470 Ruthen; 181 Seeschiffe und 551 Torfschiffe, erstere mit einer Bemannung von 716 Personen, letztere mit 1026 Mann, haben hier ihre Heimath. —

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Eine Tochter Melanchthons.

(Fortsetzung.)

Zu Anfang des Jahres 1539 wurde sie durch die unerwartete Geburt einer zweiten Tochter (Katharina) überrascht. Luther schreibt darüber am 2. März an Melanchthon, der damals auf dem Frankfurter Convent sich befand, im heitersten Ton. Eine dritte Tochter, Magdalena, wurde 1541 geboren. Sabinus war abwesend, mit dem Kurfürsten zum Reichstag nach Regensburg gegangen und der einsamen, verlassenen Frau starb ihr Kind bald nach der Geburt. In dieser und ähnlichen Lagen mußte sie ihr Unglück bitter empfinden. Ihr Wesen wurde, wie bei gleichgearteten Characteren so häufig, immer abgeschlossener und äußerlich zeigte sich das in einer gewissen mürrischen Verdrossenheit, die freilich auch nicht dazu diente die ohnehin zweifelhafte Neigung des Mannes zu erhöhen. Zu den wenigen Freuden, die Anna geblieben waren, gehörten Besuche im älterlichen Haus. So war sie im Jahr 1540, während ihr Mann nach Brandenburg sich begeben hatte, auf einige Wochen nach Wittenberg gegangen. Dort hatte sie ihre zweite Tochter Katharina bei der Großmutter gelassen, obgleich Sabinus nur mit Widerstreben es zugab. Im Juni und Juli 1542 empfing sie den Gegenbesuch ihrer Mutter. Während dieser Zeit gebar sie eine vierte Tochter: Sabina. Anfangs August 1543 reiste Sabinus zu seinem Gönner und ehemaligen Lehrer Camerarius nach Leipzig. Anna blieb unterdessen in Wittenberg, Melanchthon war gerade abwesend. Doch als er am 15. August heimkehrte, fand er die Tochter noch. Ihre Thränen machten ihm das Herz schwer: er klagt öfter über Sorgen und häusliches Ungemach. Aber es sollten noch trübere Stunden kommen.

Es giebt kein deutsches Land, welches nicht seine Fürsten hätte, deren Andenken noch nach Jahrhunderten im Herz des Volkes fortlebte, ein Beweis wie lügenhaft die oftmals wiederholte Behauptung mancher Schriftsteller ist, Deutschlands Geschichte sei durch die Fürsten verdorben. Für das Land Preußen ist ein solcher Fürst Herzog Albrecht. Man braucht bloß den Namen zu nennen und die markige Figur ersteht vor den Augen selbst des Niedrigsten im Volk. Jeder weiß, daß er die Reformation eingeführt und die Albertina gegründet hat.

Schon im Jahre 1540 hatte Albrecht eine höhere Schule, ohne ihr den Rang einer Universität zu verleihen, errichtet. Die Lehrer dieses sg. Particulars hatten sich allerhand Unordnungen zu Schulden kommen lassen, Zwistigkeiten waren unter ihnen eingerissen, so daß Albrecht, um gänzlichen Verfall

[illegible] tung von seinen Schülern [illegible] er zur Entscheidung [illegible] an welchen Herzog Albrecht bei Besetzung der Stelle der alten [illegible] dacht hatte. Camerar war dem Sabinus sehr geneigt. Noch immer [illegible] er sich des Lerneifers des ehemaligen Schülers und blieb für ihn [illegible] günstiger gestimmt, als derselbe große Anhänglichkeit an den Tag legte. Überdem ist es ja eine alte Erfahrung, daß Lehrer sich durch [illegible] folge ihrer Zöglinge geschmeichelt fühlen. So redete Camerar dem [illegible] ungestümer andringenden Sabinus das Wort und es ging im Januar [illegible] Leipzig aus, wo sich durch Meßkaufleute gute Gelegenheit nach Preußen bot, ein von Melanchthon und Camerar unterzeichneter Empfehlungsbrief an Albrecht ab. Dieser aber, schon von anderer Seite auf Sabinus aufmerksam gemacht, hatte unter dem 18. December 1544 an Melanchthon geschrieben: „Es ist uns beigefallen, ob nicht der achtbare und hochgelahrte Herr Georg Sabinus, euer Tochtermann, zu (dem Amt des Rectors) aufzubringen und zu gebrauchen sein möchte.“ Die Briefe kreuzten sich und die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Damit war Sabinus, dem sich gleichzeitig eine Aussicht nach Leipzig eröffnete, unzufrieden, auch war ihm die angebotene Besoldung zu niedrig. Gegen seinen Schwiegervater war er ohnehin erbost, denn er meinte, derselbe sei gegen Anna zu nachsichtig und nun glaubte er sich von demselben nicht gehörig unterstützt. In ungebärdigen Zornausbrüchen gab er seinen ungeduldigen Launen Raum und soweit vergaß er sich, daß er an Melanchthon und Camerar gerichtete Briefe, welche der Herzog einem Schreiben an ihn versiegelt beigelegt hatte, erbrach und las. Endlich beschloß er, selbst nach Preußen zu reisen, und die fünfzig Gulden, welche der Herzog für den Fall des Abschlusses als einstweilige Umzugsentschädigung gesendet hatte, dazu zu verwenden. Im März 1544 kam er mit einem ziemlich kühlen Empfehlungsschreiben von Melanchthon und Camerar versehen in Königsberg an, wußte aber durch den Glanz seiner Erscheinung den Herzog bald zu gewinnen und wurde am 19 März zum Rath und Diener Albrechts, „als welchen er sich als Rector im Collegio oder sonst in Rathschlägen und Legationen &c. gebrauchen lassen sollte,“ mit 350 Thaler jährlicher Besoldung, freier Wohnung

und günstigen Pensionsbedingungen — für die damalige Zeit sehr viel — ernannt.

Das ganze mehr als unbescheidene Benehmen Sabins hatte Melanchthon aufgebracht; er äußerte unverhohlen, wenn auch jener das Ziel seiner Wünsche erreiche, so werde doch auch hier der Ausspruch des Xenophon sich bewähren: „Wer ein Pferd kauft, der es nicht zu reiten versteht, sondern von demselben herabfällt und Schaden nimmt, für den ist das Pferd kein Gut". Dem Camerar dankt Melanchthon für seine Beihülfe und freut sich der guten Meinung, die jener von Sabinus hegt. Aber, fährt er fort, mein Urtheil über ihn bleibt das alte. „Wie er die Wissenschaft achtet, erkennst du daraus, daß er eine Academie (Leipzig) flieht, wo es, wie er sieht, schwer ist, der Kritik so vieler gelehrter Beurtheiler zu genügen; dagegen sucht er einen entfernten Winkel aus, wo er herrschen oder zu dem Hofleben sich erheben kann". Das Empfehlungsschreiben an Herzog Albrecht rühmt lediglich des Sabinus Gewandtheit im Lateinschreiben; außerdem wird hervorgehoben, daß derselbe auch zu lateinischen Ausfertigungen und zu Gesandschaften gut verwendbar sei. Das letztere aber ist wohl ein Zusatz von Camerar, denn mit der neuen erwähnten Richtung von Sabins Ehrgeiz ist sein Schwiegervater durchaus unzufrieden.

Ueber das Haus des Philipp Melanchthon war schon von Beginn des Jahres 1544 die Sorge gelagert. Der Sohn hatte sich ohne Zustimmung der Aeltern mit einer Leipzigerin, Magaretha Kuffner verlobt. Während diese flehentlich Briefe schrieb, den Bräutigam zu beschwören, sein Wort zu lösen und Melanchthon, der Vater, obgleich sehr bekümmert, nicht abgeneigt war den Bitten des Sohnes nachzugeben, widersetzte sich Katharina Melanchthon jener Verbindung auf das Energischste und Luther, zu jener Zeit in seinem Streit mit den Juristen begriffen, hatte kaum von dem heimlichen Verlöbniß gehört, als er eine seiner scharfen Predigten gegen die clandestina sponsalia hielt. Er schreibt im Januar jenes Jahrs: Ueber solche heimliche Verlöbnisse sind viele Aeltern tief betrübt „etliche auch wohl durch Grämen getödtet, wie neulich und gar nahe Philipp Melanchthon hätte geschehen können, da ich mit Macht wehren mußte, daß er nicht überwogen in seines Sohns Verlöbniß willigte; denn er zuvor über der Tochter gleichfalls betrübt und klagt, daß ihm seine Kinder so jämmerlich gestohlen wurden, und wo ers mit dem Sohn versehen, hernach, wenn der Reuel kommen wäre, sich abermal zu Tode gegrämt hätte." Ueber Luthers Benehmen in dieser Angelegenheit scheint aber Melanchthon nicht gerade erbaut, überhaupt scheint das Verhältniß zwischen beiden Reformatoren damals nicht ungetrübt. Der milde Melanchthon mußte Manches von Luthers Eigenwilligkeit und Zornmuth leiden; mit Bezug hierauf schreibt er in jenen Tagen: „Ich muß schon mein Schicksal ertragen und bitte Gott, daß er die Kümmerniß mindre." Der Stand der öffentlichen Angelegenheiten war auch unerfreulich genug und zu alledem kam nun noch der Schmerz über die bevorstehende weite Entfernung der Tochter. Anna hatte im Februar einen Brief an die Mutter geschrieben und über die ökonomischen Verhältnisse des Mannes geklagt. Sie wollte

zwar nicht, daß dem Vater darüber eine Mittheilung gemacht werde; sie sei im Dulden von Ungemach schon so erfahren, meinte sie, daß sie auch dieses Elend mit Ergebung trage; allein Melanchthon bekam den Brief doch zu sehen und in seiner Betrübniß schrieb er an Camerar, er glaubte Sabinus suche auch diesmal nach Königsberg, um nur ihm, dem Vater, die Tochter so weit als möglich aus den Augen zu führen; doch sein Vertrauen sei, Gott werde sie trotzdem, wie so viele Andere, wunderbar schützen und erhalten.

Schon Anfangs April war Sabinus nach Deutschland zurückgekehrt. Obgleich er am Ziel seiner Wünsche stand und von Albrecht höchst gnädig mit einem silbernen Pokal beschenkt und prächtig geschmückt entlassen war, hatte sich doch sein Zorn gegen den Schwiegervater nicht gelegt, vielmehr verstärkt. Er brachte Frau und Kinder nach Wittenberg und es gelang hier ihn einigermaßen zu besänftigen. Um seine Entlassung von dem Kurfürst Joachim II. zu erhalten und zu bitten, daß ihm seine Frankfurter Besoldung auch in Königsberg fortbezahlt werde, schickte er sich an, nach Speier, wo jener damals auf dem Reichstag sich befand, zu reisen. Bevor er Wittenberg verließ fand noch eine förmliche Versöhnung mit Anna statt: Vergessen des Geschehenen, gegenseitige Vergebung wurde angelobt. Mit mehr Beruhigung als bisher sah man im Hause Melanchthons der Zukunft entgegen. Man glaubte Sabinus völlig begütigt und der besten Vorsätze voll entlassen zu haben.

Aber man irrte. Ganz unerwartet kam ein Brief von den Ufern des Rheins, der von Neuem Beschuldigungen gegen Anna enthielt. Es scheint der Vorwurf von Untreue gewesen zu sein, den Sabinus seiner Gattin machte. Vielleicht war ihm der Gedanke gekommen, um das glänzende Leben in Preußen ungetrübt zu genießen, sei es wünschenswerth ein Verhältniß zu lösen, das schon bisher ihm lästig genug gewesen war. Er behauptete einen Grund zur Scheidung zu haben. Melanchthon war vor Schmerz außer sich. „Ich sehe wie groß die Schande sein wird", schreibt er an Camerar, „aber von zwei Uebeln wählt man das kleinere und so scheint es mir, nachdem Sabin 9 Jahre lang alle Schmach auf meine Tochter gehäuft hat, nun, da er laut ruft, Ursache dazu zu haben, gut, daß sie mir (von ihm) zurückgegeben werde.

Wenige Tage nachher kam Sabinus selbst nach Wittenberg, nicht aber, ohne einen seiner würdigen Streich ausgeführt zu haben. In Leipzig hatte er einen Brief fabricirt und mit dem Namen eines jungen Mannes unterzeichnet, den er von Geschenken begleitet an Anna abschickte. Als er am Tags darauf selbst in Wittenberg anlangte, behauptete er, Anna habe heimlich Briefe und Geschenke eines Andern empfangen und verlangte deren Herausgabe. „Solche Schauspiele führt er mit uns auf", äußert darüber Melanchthon.

In der That scheint Sabin mit arglistiger Schlauheit seinen Scheidungsplan verfolgt zu haben. Als er, nach Brandenburg zu gehen, Wittenberg kurze Zeit darauf wieder verließ, sagte er zu Melanchthon, dieser könne, wenn er wolle, Anna nachschicken. Auch das waren captiöse hinterlistige Worte,

darauf berechnet, später einwenden zu können: entweder, Anna sei ihm gewaltsam vorenthalten, oder aber, sie sei ihm aufgedrungen worden. Melanchthon schreibt: „Wo er nur das gelernt haben mag, er, der weder Dialectic studirte, noch die Kniffe der Advokaten kennt."

Camerar, welcher von allen diesen Vorgängen Kunde erhielt, war von Sabin überredet worden, Melanchthon sei gegen die Seinen zu nachsichtig. Er ließ diesen Vorwurf in einem Brief, der vermitteln sollte, durchschimmern. Das kränkte Melanchthon bitter. Er antwortete und wohl nicht mit Unrecht, Camerar kenne den Charakter Sabins und das ganze Verhältniß nicht gründlich genug, um urtheilen zu können. Sabin laure im Hinterhalt und häufe Schmähung auf Schmähung. Melanchthon scheint zu vermuthen, daß poetische Freunde Sabins denselben wider ihn und seine Tochter aufstacheln. Mit Bezug darauf fährt er fort: „Keine Wissenschaft, keine Lehre der Religion oder Moral achtet jene Menschenklasse . . . Bisher lebte ich ohne Schande. Muß ich aber die mir von Jenen aufgebürdete Schmach tragen, so werde ich es als Strafe meiner Sünden betrachten . . . Schlaflos verbrachte ich die ganze Nacht, niedergedrückt von der Wucht des Schmerzes." Dieser Brief, der außerdem noch die Selbstbeschuldigung allzugroßer Nachgiebigkeit und Mäßigung enthält, scheint Camerar veranlaßt zu haben, einen Versuch zu machen, Sabin in Deutschland zu halten und ihn nach Leipzig zu bringen. Aber Melanchthon bittet ihn, weitere Bemühungen einzustellen: Sabin fühle sich mehr nach den Gestaden des Baltischen Meeres gezogen, als nach Leipzig, auch möge er (Melanchthon) nicht den Vorwurf auf sich laden, daß er ränkevoll die Seinen in einem fremden Staat vortheilhaft zu placiren suche.

Die beiden ebenerwähnten Briefe trugen die Spuren starker Aufregung, so daß Camerar beschloß, selbst nach Wittenberg zu reisen und persönlich den Freund zu beruhigen. Unterdessen hatte auch Sabinus von Brandenburg geschrieben. Obgleich er wieder Beschuldigungen vorbrachte, wünschte er doch, daß Anna zu ihm zurückkehre. Freilich stellte er Bedingungen. Im Rath der Freunde wurde beschlossen, ihm nicht heftig, aber mit bestimmter Festigkeit und Würde zu antworten. Demgemäß schrieb am 4. Juni Melanchthon an Sabinus: „Ich stelle es dir anheim über das Bleiben oder die Abreise meiner Tochter zu bestimmen. Anständig ist die eine deiner Bedingungen: daß sie nichts gegen ihre Pflicht thue. Sowohl sie selbst versichert, daß sie nie gegen die Gesetze der Ehrbarkeit handeln werde, als auch ich weiß es, der ich ihren Charakter genau kenne. Wenn du andere Gedanken hegst, wie du neulich schriebst, so bitte und beschwöre ich dich wiederholt, laß sie mir hier. Denn dann ist keine Versöhnung, wenn du an ihrem Charakter und der Beständigkeit ihres guten Willens zweifelst. Wohlwollen entspringt immer nur aus dem Urtheil über den Charakter. — Du stellst aber auch noch eine andere Bedingung: daß Anna ihr mürrisches Wesen ablege. Darüber kann ich nichts versprechen, auch wenn euer beiderseitiges Wesen mehr übereinstimmte. Jetzt aber, da es einmal ungleich ist, muß sowohl sie deine Schwächen tragen, als auch du die ihrigen, soweit darin keine Pflichtwidrigkeit liegt.

Gieb endlich deinen Entschuß ohne Umschweif zu erkennen. Und willst du, daß sie mit dir lebe, so komme hierher und umfange sie liebreich . . . . . Ich allerdings, wünsche mehr, daß sie in meinem Haus erst ihre Entbindung abwarte und dir dann nach Preußen folge; doch mache ich dir keine Vorschrift.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Wiedererweckungen.

(Schluß.)

Hier lag ich nun lange Zeit zwischen diesen Felsen und war gleichsam aller Sinne beraubt, denn mein Gemüthe war theils durch diesen jähen Fall, theils durch die wunderbare Veränderung, da ich mich aus einem Stifter der fünften Monarchie, nunmehr wieder in einen armen und hungerleidenden Baccalaureum verwandelt sahe, ganz und gar in Verwirrung gerathen. Und diese Begebenheit war auch in der That dermaßen Erstaunungswürdig und Poetenmäßig, daß sie auch das gesetzteste Gemüthe gar leicht hätte in Unordnung bringen können. Ich fragte mich daher selber, ob denn dieses in der That sich so verhielte, wie es mir vorkäme, oder ob ich träumte und mich meine Augen betrögen? Nachdem aber die erste Bestürzung sich ein wenig verloren hatte, kam ich nach und nach wieder zu mir selber und auf die vorige Bestürzung folgte nunmehr Betrübniß und Unwillen gegen mich selber. Ich schlug die Hände zusammen, hob sie in die Höhe gen Himmel und sprach: O du allmächtiger Schöpfer! hast du mich denn, wegen meiner Laster, für so sehr strafbar erkannt? Wo gerath ich hin? Wo komm ich her? Was für eine Flucht führt mich zurück? und in was für Umständen befind' ich mich jetzt? Und gewiß, wenn man in den Jahrbüchern die Geschichte sowohl der ältern als neuern Zeiten durchliest, so wird man schwerlich ein Exempel eines so großen Falles finden; man müßte es denn an dem Nebucadnezar antreffen, der aus dem größten Monarchen in ein wildes Thier, das in den Wäldern herumlief, verwandelt wurde. Beinahe eben so einen Streich versetzte mir das spottende Glück auch. Mir wurden innerhalb wenig Stunden zwei große Kaiserthümer, und beinahe zwanzig Königreiche aus den Händen gerissen, von welchen mir nichts als der Schatten und die leeren Bilder am Ende übrig waren; vor Kurzem war ich ein Monarch gewesen, und jetzo konnte ich mir kaum eine Rector- oder Schulmeisterstelle in meinem Vaterlande versprechen. Vorhin nennete man mich einen Ge-

sendten der Sonnen, jetzo aber war ich so arm, daß ich mir kaum getraute, bei etwa einem Bischofe oder Probste als ein Bedienter angenommen zu werden. Vor Kurzem waren Ruhm, Ehre, Hoffnung, Wohlstand und Sieg meine Gefährten, nunmehr aber begleiteten mich Sorgen, Elend, Bekümmerniß, Thränen und Wehklagen. Endlich betrachtete ich mich noch als ein Kraut, das bald welk wird, denn ich war geschwinde entstanden, und auch geschwinde wieder vergangen. Und daß ichs kurz mache: der Schmerz, der Widerwillen, die Bekümmerniß, der Zorn und die Verzweiflung machten mich so verwirrt in meinem Kopfe, daß ich mich bald erstechen, bald aber mich wieder in die Höhle hineinstürzen wollte, aus der ich herausgekommen war, um zu versuchen, ob meine andre unterirdische Reise etwa glücklicher für mich ausfallen möchte. Beides nahm ich dreimal vor, ich ließ aber auch dreimal wieder davon ab. Am meisten aber hielten mich die Grundsätze der christlichen Religion von diesem Vorhaben zurück, nach welchen es verboten ist, sich vor der Zeit selber das Leben zu nehmen.

Ich bemühte mich daher, von diesem Berge, durch den rauhen engen und ungebahnten Weg, der nach Sandwik führt, herab zu steigen. Weil aber mein Gemüth durch die tiefsinnigsten Gedanken ganz zerstreut war, stolperte ich einmal über das andere, denn alle meine Gedanken waren nur mit der fünften Monarchie beschäftigt. Die leeren, jedoch noch ganz frischen Bilder davon, schwebten mir so beständig vor meinen Augen herum, daß sie mich fast aller Sinnen beraubten. Und der Verlust meiner Ehre und Gewalt war auch in der That so groß, daß er durch kein Glück in meinem Vaterlande, nach meinen Gedanken, ersetzt werden konnte. Bildete ich mir ein, wenn mir gleich die Statthalterschaft von Bergen, oder welches noch mehr wäre, von ganz Norwegen aufgetragen würde; so wäre doch dieses gar kein Vergleich mit meinem vorigen Glücke, und nur ein elender Trost für einen Monarchen so vieler Reiche, die er selber gestiftet hatte. Jedoch beschloß ich bei mir selber, wenn mir ja etwa eine Statthalterschaft in meinem Vaterlande sollte angetragen werden, dieselbe nicht gänzlich auszuschlagen. Nachdem ich die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte, wurde ich einige Knaben ansichtig, denen ich winkte, daß sie zu mir kommmen sollten, und sie mit den Worten „Jern Pikel Salim“ um Beistand ersuchte, welches in quamatischer Sprache so viel bedeutet, als: Weiset mir den Weg. Als aber diese Knaben einen Menschen in fremder Kleidung sahen, und der einen Hut auf hatte, der mit Sonnenstrahlen verzieret war und glänzte, erschraken sie heftig über mich, machten ein entsetzliches Geschrei, und stürzten sich aufs eilfertigste von den Felsen hinunter, dergestalt, daß sie eine Stunde eher nach Sandwik kamen, als ich, weil ich viel langsamer ging als wie sie, indem meine Füße von den abgebrochenen Felsenstücken sehr wund waren. In Sandwik aber setzten sie alles voller Schrecken, indem sie hoch und theuer schwuren, sie hätten den Schuster von Jerusalem zwischen den Felsen umher irren sehen, er hätte Sonnenstrahlen um seinen Kopf, und er verriethe durch öfteres Seufzen die Schmerzen seines Gemüths. Als die Bauern hierauf fragten, woher sie denn wüßten, daß es der Schuster von Jerusalem wäre, antwor-

teten sie, ich hätte ihnen selber meinen Namen und Vaterland gesagt. Dieser Irrthum aber mochte vermuthlich aus den übelverstandenen Worten Jeen Pikel Salim entstanden sein. Das ganze Dorf war daher voller Bewegung und es zweifelte niemand mehr an der Richtigkeit dieses Vorgebens, zumal da nur kurz zuvor das Mährlein von dem ewigen Juden wieder war aufgewärmt worden, und man vorgegeben hatte, daß er sich vor nicht langer Zeit in Hamburg hätte sehen lassen.

Als ich gegen Abend nach Sandwik kam, sah ich die Einwohner der ganzen Gegend haufenweise beisammen stehen, welche die den Sterblichen angeborene Begierde etwas ungewöhnliches zu erfahren und zu sehen, von allen Enden hergelockt hatte. Diese wollten ihren neuen Gast empfangen, und hatten schon lange voller Sorgen am Fuße des Berges auf mich gewartet, als sie mich aber reden hörten, erschraken sie auf das äußerste und liefen alle davon, bis auf einen einzigen alten Mann, welcher mehr Herz hatte als die andern, der sich nicht von der Stelle bewegte. Diesen redete ich sogleich an, und bat ihn, ob er nicht einen irrenden Menschen beherbergen wollte. Hierauf fragte er mich, wo ich herkäme? Wer ich wäre? und wo ich zu Hause wäre? Ueber diese Frage that ich einen tiefen Seufzer, und sagte: „Wenn ich auf alles gehörig Red' und Antwort geben sollte, so würde der heutige Abend nicht zulangen, ehe ich zu Ende käme; wenn ich aber in die Herberge komme, werde ich eine solche Menge Wunderdinge erzählen, welche allen menschlichen Glauben zu übertreffen scheinen, und dergleichen man in keinen Geschichterbüchern finden wird“. Hierüber wurde der Alte neugierig, kriegte mich bei der Hand, führte mich mit sich nach Hause, und war unwillig über die unzeitige Furcht seiner Landsleute, welche bei Erblickung eines unbekannten Gesichts, gleichsam als über einen Cometen, erzitterten. Als ich in sein Haus kam, forderte ich etwas zu trinken, um meinen schmachtenden Durst zu löschen. Er reichte mir auch alsbald selber einen Becher Bier, weil sich sowohl seine Frau als auch die Magd vor Furcht nicht unterstanden, sich sehen zu lassen. Nachdem ich den Becher ausgetrunken, und meinen Durst gestillet hatte, fing ich folgendermaßen an zu reden: „Du siehst hier einen Menschen, den das Glück gleichsam als einen Ballen hin und hergeworfen, ja seiner dergestalt gespottet hat, daß niemand in der Welt sein kann, der dergleichen erfahren hätte. Man weiß zwar, daß sich auch die wichtigsten Dinge in einem Augenblicke ändern und verkehren können: allein was mir begegnet ist, überwiegt ganz und gar allen menschlichen Glauben. Denn meine Begebenheiten sind nicht gemein, sondern ganz unerhört.“

Hierauf gab mein Wirth zur Antwort: Es gehet freilich lange herumirrenden Leuten nicht anders: und man kann leicht denken, daß einem auf einer Reise von 1600 Jahren, vielerlei Zufälle begegnen können. Dies verstand ich nicht, daher fragte ich ihn, was er durch die tausend und sechshundert Jahre verstände; worauf er mir folgende Antwort gab: Wenn man den Historienbüchern glauben darf, so sind nunmehr 1600 Jahre seit der Zerstörung Jerusalems verflossen, und ich zweifle nicht, daß du, ehrwürdiger Mann, zu der Zeit schon eben so alt ausgesehen haben wirst als jetzt; denn

wenn das wahr ist, was von dir erzählet wird, so muß man die Zeit deiner Geburt unter die Regierung des Kaisers Tiberii setzen. Ueber diese Reden verstummte ich, und glaubte, der Alte wäre wahnwitzig, und gab ihm zu verstehen, daß ich dieses Räthsel nicht auflösen könnte. Allein er suchte eine Zeichnung von dem Tempel zu Jerusalem, legte mir dieselbe vor, und fragte, ob dieser Abriß mit der wahren Gestalt des Tempels überein käme, oder ob er viel davon abginge? Ich konnte mich daher bei meiner größten Betrübnisse des Lachens nicht enthalten, und fragte, warum er denn solche verkehrte Dinge vorbrächte? Er gab mir aber zur Antwort: „Ich weiß nicht, ob ich irre, oder recht denke. Die Einwohner dieses Orts bezeugen einmüthig, du seiest der in den Geschichten so bekannte Schuster von Jerusalem, der von Christi Zeiten an, in der ganzen Welt herum irrt. Allein je mehr ich dich ansehe, je mehr erinnere ich mich eines alten guten Freundes, der vor zwölf Jahren auf dem Gipfel dieses Berges umgekommen ist". Bei diesen Worten gingen mir die Augen auf, und ich erkannte ihn, daß es mein alter Freund der Abelin wäre, in dessen Hause ich zu Bergen so oft aus- und eingegangen war. Ich fiel ihm daher sogleich mit beiden Händen um den Hals und sprach: „So ist es denn wahr, daß ich dich, o Abelin, umfasse! Denn ich traue fast weder meinen Augen, noch meinen Händen: Hier siehest du jetzt deinen Klim, der aus den untersten Oertern der Erden wieder zurück kommt: Eben ich bin es, der nunmehr vor zwölf Jahren in die Höhle gestürzt ist." Durch diese unvermuthete Begebenheit wurde sein Gemüth dergestalt in Unordnung gebracht, und er stand da, als wenn er vom Blitz geschlagen worden wäre. Er lebte, und wußte es nicht, daß er lebte. Endlich aber sagte er: Ich sehe das Gesicht meines Klims, ich höre eine ihm gewöhnliche Stimme, ich sehe seine Augen, seine Hände, seinen Mund. Allein obgleich ich niemanden jemals gesehen habe, der meinem Klim sogar ähnlich gewesen wäre, so kann und darf ich doch meinen Sinnen unmöglich glauben, denn heutzutage stehen die Todten nicht mehr auf, und ich muß kräftigere Beweisthümer und glaubwürdigere Zeugnisse haben, wenn ich deinen Worten trauen soll.

Damit ich ihm nun seine Zweifel benehmen konnte, so erzählte ich ihm alles haarklein, und Stück vor Stück, was ehemals zwischen uns beiden vorgegangen war. Als er dieses hörte, so wurden ihm die Augen gleichfalls aufgethan, daher er mich denn mit Thränen umarmte, und in diese Worte ausbrach: „Nunmehr sehe ich wirklich denjenigen Menschen, dessen Geist mich nur zu bethören schien: Allein erzähle mir doch, wo du dich so lange Zeit verborgen gehalten, und woher du diese wunderliche und unbekannte Kleidung bekommen hast?" Hierauf fing ich an, ihm alles nach der Reihe her zu erzählen, was mir nach meiner Hinabstürzung in die Höhle begegnet war, und er hörte mir sehr aufmerksam zu, bis ich auf den Planet Nazar und die mit Vernunft begabten und redenden Bäume kam. Hier wurde er aber ungeduldig, und sprach: „Was einem nur närrisches träumen, was ein Unsinniger nur vorbringen, was ein Besoffner nur thörichtes beginnen kann, das alles sehe ich an dir bei einander vermischt: Ich wollte vielmehr mit unserem Pöbel glauben, du wärst unter die Poltergeister gerathen: denn alle

Mährchen, mit denen sich die gemeinen Leute von denselben herum tragen, kommen mir noch viel wahrscheinlicher vor, als was du mir von deiner unterirdischen Reise erzählst.“ Ich bat ihn aber inständigst, er möchte doch nur Geduld haben, und mich meine Erzählung vollends zu Ende bringen lassen: Er schwieg daher auch wieder stille, und ich erzählte ihm ferner, was mir bei den unterirdischen Einwohnern begegnet wäre, und was ich für wunderlichen Glücksfällen unterworfen gewesen, und endlich daß ich die größte Monarchie, so jemals auf der Welt gewesen, gestiftet hätte. Alles dieses vermehrte seinen Verdacht noch mehr, daß ich unter die Wald- und Feldteufel gerathen sein müßte, die meiner mit ihren Gaukeleien nur gespottet, und ich also den Schatten für den Körper ergriffen hätte. Und damit er die Wirkung dieser Bezauberung desto genauer erforschen, und eigentlich sehen möchte, wie weit mein Aberwitz ginge, so fing er an von dem Zustande der Seligen und Verdammten, ingleichen von den elysäischen Feldern und andern dergleichen Dingen zu reden. Als ich aber merkte, wo er mit seinen Reden hinaus wollte, sprach ich: „Ich nehm es gar nicht übel, daß du meinen Erzählungen keinen Glauben schenkest, denn sie müssen einem jeden Menschen fabelhaft und erdichtet vorkommen; denn dasjenige, was mir begegnet ist, kommt dergestalt unerhört heraus, daß es allen menschlichen Glauben überwieget. Indessen betheure ich mit einem Eidschwur auf das heiligste, daß ich nichts erdichtetes vorgebracht, sondern nur alles aufrichtig und schlechterdings also erzählet habe, wie es mir begegnet ist.“ Er verblieb aber bei seinen ungläubigen Gedanken, und bat mich, daß ich etliche Tage ausruhen möchte, weil er hoffte, daß sich binnen der Zeit die Verwirrung im meinem Gemüth vielleicht legen würde.

Nachdem ich mich aber acht Tage lang bei ihm verborgen aufgehalten hatte, so glaubte mein Wirth, ich hätte nunmehr lange genug ausgeruht, und fing wieder an von meiner unterirdischen Reise zu reden, da er mir die ganzen acht Tage über nicht ein Wort davon zu gedenken erlaubt hatte. Nunmehr hoffte er, würde mir doch die fünfte Monarchie, und die bezwungenen zwanzig Königreiche wieder aus den Gedanken verschwunden sein, und vielleicht dergestalt, daß ich mich auch weder einer einzigen Stadt, noch des geringsten Dorfes mehr würde zu erinnern wissen. Allein als er hörte, daß ich alles wieder sowohl stückweise, als auch ein jedes in seiner Ordnung von Anfang bis zu Ende, mit eben den Umständen wie vorhin haarklein erzählte, und ihm zum Beschluß einen Verweis gab, daß er meinen Worten nicht den geringsten Glauben schenken wollte, ihm über dieses auch noch eins und das andere vorhielt, welches er mir nothwendig zugestehen mußte, nämlich daß ich vor zwölf Jahren in die Höhle gestürzt wäre, und daß ich endlich in einer fremden und unbekannten Kleidung wieder in mein Vaterland zurückgekommen wäre; so wußte er nicht, was er mir ferner antworten sollte. Als er aber voller Bestürzung von mir abgehen wollte, lag ich ihm hart an, er sollte doch nur noch verziehen, und wies ihm, daß die angenommene Meinung von den Wald- und Feldteufeln, von den Geistern die sich in den Höhlen und Klüften der Berge aufhalten sollen ꝛc. viel abgeschmackter heraus käme, als meine

unterirdische Reise: denn dieses wären nur bloße Träume und alte Weibermärchen; hingegen hätten schon verschiedene Philosophen behauptet, daß die Erde hohl sei, und daß mitten in derselben noch eine andere kleine Welt enthalten wäre; und von der Wahrheit dieser Meinung sei ich durch die Erfahrung nun dergestalt überzeuget, daß ich meinen eignen Sinnen unmöglich widersprechen könnte.

Durch diese Beweisgründe wurde er endlich überwunden, und sprach: „Weil du so beständig auf deinem Vorgeben beharrest, und ich nicht absehen kann, was du für Nutzen davon haben würdest, wenn du dergleichen Dinge nur erdichten wolltest, so hast du mein ungläubiges Gemüth nunmehr gänzlich überwunden." Und da er auf diese Weise an der Wahrheit meiner Erzählung nicht ferner zweifelte, so hieß er mir dieselbe von neuem und recht umständlich wieder anfangen. Er bezeigte ein sonderbares Wohlgefallen an demjenigen, was ich ihm von dem Planeten Nazar, insonderheit aber von dem Fürstenthum Potu erzählte, von dessen Gesetzen und Gewohnheiten er versicherte daß sie eine Richtschnur abgeben könnten, nach welcher alle Republiken eingerichtet werden sollten. Und weil er wohl sah, daß die Beschreibung von einem so wohl eingerichteten Fürstenthum nimmermehr aus dem Gehirn eines verwirrten Menschen herrühren könne; indem ihm dergleichen Gesetze beinahe mehr göttlich als menschlich schienen: so schrieb er alles auf, was ich ihm erzählte, damit er nichts davon vergessen konnte.

Indem ich nun sah, daß er mir in allem vollkommenen Beifall gab, so war ich nun auch auf mich selber bedacht, und fragte ihn, was er denn wohl dächte, daß ferner bei dergleichen Umständen für mich zu thun sein möchte, oder was er wohl etwa meinte, was ich für ein Glück in meinem Vaterlande nach so großen in der unterirdischen Welt verrichteten Dingen zu hoffen hätte? Auf diese Frage antwortete er mir: „Ich rathe dir, daß du deine Begebenheiten keinem Menschen offenbarest, weil du dich dadurch nur für Jedermann zum Gelächter machen würdest. Du weißt wohl, wie eifrig unsere Geistlichen sind: Und da sie diejenigen in den Bann thun, welche nur vorgeben, die Erde bewege sich, und die Sonne stehe stille, so würden sie dich gewiß, wenn sie dich von einer unterirdischen Sonne und Planeten reden hörten, für höchst gottlos erklären, und ganz und gar aus der christlichen Gemeinde stoßen. Was würde nicht der einzige Magister Rupertus für ein Lärmen machen, und wie würde er nicht auf dich losdonnern, da er vor einem Jahre bloß deswegen einen hübschen Mann zur öffentlichen Kirchenbuße verdammte, weil er glaubte, daß es Gegenfüßler, oder solche Leute gäbe, die mit ihren Füßen gegen uns stehen, oder die gegen uns wohnen: ganz gewiß würde er dich wegen deiner Lehre von einer neuen Welt zum Feuer verdammen. Ich rathe dir daher und bitte dich darum, gedenke ja Zeit Lebens gegen keinen Menschen etwas davon, sondern halte dich noch eine Zeitlang ruhig bei mir auf." Hierauf hieß er mich alsbald die unterirdischen Kleider ablegen, und solche mit andern verwechseln; überdies wies er alle diejenigen sorgfältig ab, welche aus Neugierde kamen, den Schuster von Jerusalem zu sehen, und sagte, er wäre jählings wieder verschwunden. Gleichwohl

breitete sich der Ruf von diesem Schuster in kurzem durch das ganze Land aus, und man hörte von allen Kanzeln und Lehrstühlen Vorherverkündigungen und Weissagungen von bevorstehendem Unglücke, das auf diese Erscheinung erfolgen würde, erschallen. Denn man sagte, der Schuster von Jerusalem wäre nach Sandwik gekommen, den Einwohnern den Zorn Gottes anzukündigen, und sie zur Buße zu ermahnen. Und da ein Gerücht immer mehr vergrößert wird, je weiter es sich ausbreitet, so wurde auch dieses Mährchen durch viele Zusätze vergrößert. Also sagten z. B. einige, gedachter Schuster habe den Untergang der Welt verkündigt, und gesagt, wenn sie zwischen hier und dem Feste des heiligen Johannis nicht Buße thäten, so sollte alles im Feuer untergehen, und andere dergleichen Dinge mehr. In einem gewissen Kirchspiele erregten diese Prophezeihungen einen solchen Aufruhr, daß die Bauern insgesammt ihre Aecker unbestellt ließen, weil sie sich wegen des bevorstehenden Unterganges der Welt keiner Erndte zu getrösten hätten.

Weil nun der Pfarrer dieses Kirchspiels, Magister Nicolaus, besorgte, er möchte an seinen Zehenden und andern Einkünften Schaden leiden, so zeigte er seinen Bauern an, der jüngste Tag wäre ein Jahr weiter hinaus verschoben worden, daher denn dieselben nicht länger anstanden, wieder an ihre gewöhnliche Arbeit zu gehen. Und weil niemand als mein Wirth und ich die wahre Beschaffenheit aller dieser Mährchen wußten, so hatten wir beständige Gelegenheit zum Lachen.

Da ich aber endlich nicht länger in einem fremden Hause verborgen bleiben konnte, und es nöthig war, daß ich mich öffentlich sehen ließe, so gab ich mich für einen Studiosum von Drontheim aus, der ihm verwandt und der nur kürzlich in diese Gegend ihn zu besuchen gekommen wäre. Er recommandirte mich auch sogleich, sowohl in eigner Person, als auch durch Briefe dergestalt nachdrücklich an den Bischof zu Bergen, daß mir dieser ehrwürdige Mann endlich das erste Schulrectorat versprach, so offen werden würde. Dergleichen Amt war auch recht nach meinem Sinn, weil es einigermaßen eine Gleichheit mit dem Stande zu haben schien, in welchem ich mich kurz zuvor befunden hatte. Denn ein Schulrector ist ein Ebenbild einer königlichen Regierung. Da aber in langer Zeit kein Schulrector sterben wollte, und ich einer baldigen Beförderung benöthigt war, damit ich mich nur des Hungers erwehren möchte, so beschloß ich, das erste Aemtchen anzunehmen, das mir würde aufgetragen werden. Zu meinem Glück starb kurz darauf der Küster an der Kreuzkirche zu Bergen, worauf mich denn der Bischof zu dessen Nachfolger erklärte. Dies schien eine lächerliche Beförderung für einen Monarchen, der vor weniger Zeit so viele Länder beherrscht hatte. Jedoch da die Menschen nichts lächerlicher macht, als die Armuth, und es eine Narrheit wäre, wenn man bei schmachtendem Durste trübes Wasser verachten wollte, so nahm ich dieses mir aufgetragene Aemtchen mit allem Dank an, und werde nunmehr in demselben bei guter Ruhe und ganz auf eine philosophische Art, nach und nach alt. Kurz nach dieser Veränderung wurde eine anständige Heirath mit eines gewissen Kaufmanns Tochter aus Bergen, die Magdalena hieß, vorgeschlagen. Diese

Jungfer gefiel mir, weil es aber wahrscheinlich war, daß die Kaiserin in Quama noch am Leben sein möchte, so besorgte ich, wenn ich die Magdalena heirathete, würde ich mich des Lasters der Vielweiberei schuldig machen. Allein Herr Abelin, dem ich alles vertraute, was ich auf meinem Herzen hatte, verwarf diesen Scrupel, und überwand die Thorheit meiner Bedenken mit so vielen Beweisgründen, daß ich endlich nicht länger anstand, mir gedachte Jungfer ehelich beilegen zu lassen.

Mit dieser Magdalena lebe ich nun schon sechs Jahre in einem vergnügten und einigen Ehestande. Doch hab ich ihr meine Begebenheit in der unteren Welt niemals entdecket. Da ich aber den Glanz von meiner vorigen Hoheit, die ich verloren, nicht völlig aus den Gedanken bringen kann, so äußert sich solches gleichwohl noch zuweilen durch einige Zeichen und Unternehmungen, die sich mit meinen gegenwärtigen Umständen schlecht zusammen reimen. Aus dieser Ehe habe ich drei Söhne bekommen, welche ich Christiernus, Janus und Caspar genennet, daß ich also vier Söhne habe, wofern der Quamitische Prinz noch am Leben ist.

So weit gehet das Manuscript Nicolai Klims. Nun folgt noch ein Zusatz, welchen Abelinus hinzugefügt hat.

Nicolaus Klim lebte bis ins Jahr 1695. Die ganze Zeit hindurch aber führte er einen unsträflichen Lebenswandel, und machte sich alle Menschen durch die Anständigkeit seiner Sitten verbindlich. Nur der Pastor an der Kreuz-Kirche war zuweilen etwas ungehalten auf ihn, weil er so gar ernsthaft war, indem er in dem Gedanken stand, es geschähe solches aus Hochmuth. Ich hingegen wunderte mich vielmals über seine Bescheidenheit, Demuth und Geduld, die er, als ein ehemaliger so großer Monarch, bei einem so niederträchtigen Amte erwies, weil mir alle seine Begebenheiten aufs genaueste bekannt waren. Bei den andern hingegen, welche von der erstaunenden Veränderung nichts wußten, die mit diesem Manne vorgegangen war, konnte er es nicht gänzlich vermeiden, daß er nicht für hoffärtig wäre angesehen worden. So lange, als es seine Kräfte zuließen, pflegte er zu gewissen Jahreszeiten auf den Berg zu steigen, und die Höhle, aus der er wieder zurück gekommen war, voller Bewegung anzuschauen. Und seine Freunde haben angemerket, daß er ordentlich mit Thränen und aufgelaufenen Augen von dannen zurück gekommen, und daß er sodann den ganzen Tag sich in seiner Stube ganz allein verborgen gehalten, und keinen Menschen vor sich gelassen habe. Seine Frau versicherte auch, daß sie ihn oft im Schlafe von Armeen zu Lande und Kriegs-Flotten zur See hätte reden hören. Einmal ging seine Gemüths-Verwirrung so weit, daß er befahl, der Statthalter von Bergen sollte sogleich zu ihm kommen. Diese Verwirrung aber schrieb seine Frau der allzugroßen Begierde zu studiren bei, und war wegen seiner Gesundheit sehr bekümmert, weil sie glaubte, daß dieselbe dabei in Gefahr liefe. Sein Bücher-Vorrath bestand meistentheils aus politischen Büchern und weil man glaubte, daß sich dergleichen für einen Küster schlecht schickte, so wurde ihm auch dieses von einigen für übel gehalten. Von dieser Reisebeschreibung ist nicht mehr als ein einziges Exemplar zu

finden, das der Verfasser selber mit eigener Hand geschrieben, und welches ich in meiner Verwahrung habe. Ich habe dieses Werk zwar schon öfters durch den Druck gemein machen wollen, es haben mich aber noch jederzeit wichtige Ursachen von diesem Vorhaben zurückgehalten.

(Eingesandt.)

Auf unserer Durchreise durch Coburg hatten wir Gelegenheit, das dortige von Herrn Director Pranz gegründete Conservatorium kennen zu lernen und empfehlen dasselbe Eltern und Erziehern, welche gewillt sind, ihren Pflegebefohlenen einen gründlichen Musikunterricht angedeihen zu lassen, auf das Beste. Besonders zu berücksichtigen wäre der ungemein billige Aufenthalt in genanntem Orte, sowie seine äußerst gesunde Lage.

Das Conservatorium besteht erst seit ungefähr zwei Jahren und ist die Anzahl seiner Schüler und Schülerinnen bereits auf zwanzig, darunter Engländerinnen und Französinnen, gestiegen. Es ist mithin zugleich ein sprachliche Ausbildung namentlich für den leichten Conversationston möglich. Mit dem Conservatorium ist zugleich eine Singacademie verbunden, deren Aufgabe, namentlich den Chorgesang auszubilden, in bereits stattgefunden habenden Kirchenconcerten, trefflich gelöst wurden. Daß den betreffenden Zöglingen zugleich die sehr gute Oper des herzoglichen Hoftheaters zu ihrer Ausbildung offen steht, dürfte bereits bekannt sind.

Im nächsten Heft werden wir einige Details bringen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Klagelieder des heiligen Vaters sind in Gestalt zweier Allocutionen in die Welt ergangen. Der Papst entsetzt sich, weil das schwankende Rohr, auf welches er sich bisher zu stützen suchte, zusammenknickt, weil die Napoleonischen Hülfsvölker ihn verlassen, weil er keine Stätte hat, wohin er sein Haupt legen könnte. Aber Niemand leidet ohne seine Schuld, auch der nicht, der die Schlüssel des Himmels in seinen Händen trägt. Die Schuld Pius des Neunten lag darin, daß er selber nicht an die Heilkraft jener Schlüssel glaubte und daß er vor irdischen Sorgen der Himmelsfreiheit vergaß, in die er den Christen einführen soll. Seit achtzehn Jahren jammert er, seit siebzehn Jahren läßt er sich von der Armee eines Kaisers schützen, der, weit entfernt, von den Herrlichkeiten des christlichen Himmels etwas zu ahnen, die Erde mit Hülfe imperialistischer Persigny-Milliarden zum communistischen Himmel umschaffen möchte. Der französische Schutz hat den Papst erdrückt. Mit dem fränkischen Kaiserthume zu transigiren, die Zuaven zu segnen, die Trommeln und Standarten des Kaiserthums zu weihen, das war für den Papst und seine geistliche Gewalt aufreibender, als wenn er dem General Garibaldi die Hand geschüttelt hätte. Denn bei dem letzteren ist immer noch Schwung, idealistische Entsagungsfähigkeit, instinktmäßiges Hinauftasten nach dem Erhabenen. Da ist noch ein Rest von Himmel, wenn auch durch Phrasenwolken umdüstert.

Aber bei den Zuaven, welche vom Papst benedeiet wurden, war geistige Oede. Sie verlassen jetzt Rom, weil ihr Werk, das in der Entkleidung Italiens von allen geschichtlichen Ueberlieferungen bestand, stärker ist als sie selber. Das Vacuum, das sie geschaffen haben, ist so mächtig, daß es auch sie nicht duldet. Auch sie werden hinweggefegt von einem Luftzuge, der nichts leiden mag, was an die Möglichkeit eines conservativen Gedankens anstreift. Selbst wenn Napoleon wollte, könnte er diesem Zuge nicht widerstehen; die französische Intervention war vom Jahre 1849 an gleich der Säure, die auf den Felsen Petri und auf alle historischen Güter Italiens gegossen ward, um dieselben aufzulösen. Sobald das Werk vollbracht ist, muß der Aetzstoff verdampfen, er mag sich sträuben wie er wolle. Wenn der Papst während dieser ganzen Zeit sich über den Charakter jener Säure täuschte, wenn er, obwohl ein Stein nach dem anderen abbröckelte, an die erhaltende und protegirende Kraft der fränkischen Bajonnete glaubte, so büßt er jetzt den

Irrthum, welchem der Hüter der Religion keinen Platz in seiner Seele hätte einräumen sollen.

Religion zu haben und zu hüten ist zu allen Zeiten schwer, am schwersten aber heute, wo die Politik an die Stelle der Religion treten will. Der Papst, der Christ, der zwischen Kaiser und Gegenkaiser, zwischen Prätorianern und empörten Plebejern die Waage zu halten beansprucht, ist kein Christ mehr. Als der Papst Eleutherus gefragt wurde, ob er die Politik des Pertinax den Thaten des Commodus vorziehe, antwortete er — so erzählt Eusebius — ich gebe jedem Kaiser, was des Kaisers ist, nämlich meine vollkommene Gleichgültigkeit.

Ob Pius IX. an der Prüfung, die er jetzt erduldet, untergehen wird, ob die alte Roma eine Provinzialstadt wird: auch das darf heute gleichgültig sein, wo so viel Ruhm und Ehre einstürzte. Der heilige Stuhl war nur noch ein Ehrenposten. Die Hauptsache bleibt, daß die Menschen oder wenigstens einzelne Menschen sich die religiöse Anlage bewahren, durch die sie über den Streit des Tages hinweggetragen werden.

Während das Papstthum erzittert, scheint ein anderer Protégé des Kaiserthums nach dem Zeugnisse zu trachten, daß er trotz des zurückweichenden französischen Schutzes sich auf eigenen Füßen zu erhalten wisse. Maximilian von Mexico will die „Mission“ durchführen, die er sich auferlegt.

Die Fabel von dem Irrsinn der Kaiserin Charlotte kann, wie es scheint, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Man muß nun zugeben, daß die unglückliche Frau bei gutem Bewußtsein ist, fürchtet aber für ihre angegriffenen Nerven und hält es daher für nöthig, sie noch eine Weile zu „isoliren.“ Hoffentlich wird die Kaiserin auch diese Isolirhaft überstehen, und es wird gerade für die Kraft ihres Verstandes zeugen, daß sie einer Absperrung, welche sonst wohl ein weibliches Gemüth zu verwirren im Stande wäre, nicht erlegen ist. Man wird ihr doch die günstigen Nachrichten, die aus der Hauptstadt ihres Gemahls einlaufen, nicht vorenthalten können, und mit Hülfe dieser frohen Botschaft wird sie durch die harte Prüfung hindurchgetragen werden. In der That, das bis jetzt so gebrechliche Fahrzeug Maximilians ist den Klippen entronnen, sein Leck hat sich geschlossen, es sinkt nicht mehr, es hebt sich kühn empor, und man fängt an zu weissagen, daß es den Hafen erreichen werde. Lebten wir noch in der Epoche des Wunderglaubens, so dürften wir diese Erscheinung einem ähnlichen Mirakel zuschreiben, wie dasjenige war, das einstmals einen spanischen Schiffs-Capitain vom Untergange rettete. Der Mann, im berstenden Schiffe vom Sturm verfolgt, hatte sich vor dem Marienbilde niedergeworfen und die gnadenreiche Schutzheilige aller Bedrängten um Hülfe angefleht. Da die Gebete nichts fruchten, faßt er im Wahne der Verzweiflung das Bild und wirft es in die See. Alsbald hört das Schiff zu sinken auf, sein Leck ist verstopft, die Fahrt geht glücklich von Statten. — Das Marienbild hatte sich vor das Leck gelegt und den weiteren Andrang des Wassers gehemmt.

Ist etwa ein ähnliches Wunder mit dem Kaiser Maximilian geschehen, nachdem er den französischen Schutzherrn, den er in der Stunde der Not

umsonst um Rettung angerufen, über Bord geworfen hat? Ist es der verschwindende Napoleonismus, welcher den neuspanischen Schiffersmann wieder flott macht? So lange das mexicanische Kaiserthum nichts weiter als ein glitzernder Schmuckreifen an der Stirn des Bonaparteschen Heiligenbildes war, so lange mußte Maximilian in Gefahr schweben; denn in dem Moment, wo der Bonapartismus die ihm vom Schicksal bestimmte unvermeidliche Niederlage erlitt, mußte auch Maximilian seines erborgten Glanzes verlustig gehen. Der Kaiser von Mexico konnte sich nur salviren, wenn er den Charakter eines Trabanten abschüttelte und sich zu einer selbstständigen politischen Gestalt machte; und das letztere wiederum konnte er nur werden, wenn er sich den Lebensbedingungen derjenigen Regionen, in die ihn eine absonderliche Glückslaune verschlagen hat, anbequemte. Die Atmosphäre, mit welcher sein Gönner Napoleon ihn umgeben wollte, war eine unnatürliche, erstickende; der Pariser Künstler wollte ihn als eine Drohung gegen die republikanischen Institutionen des Nordens benutzen, er wollte ihn gleichsam dem nordamerikanischen Continent einbohren, um die Scheidung zwischen Nord- und Südstaaten zu verewigen. In dieser Gestalt war Maximilian eine Unmöglichkeit, ein Sinnbild der Krisis und somit eine Quelle des Bankerotts für sein Land. Je eher sich Maximilian in Betreff der politischen Luft, in welcher er zu leben vermöge, orientirte, desto eher gewann er eine Chance der Selberhaltung. Und dies ist es, was ihm jetzt gelungen zu sein scheint. Die Luft der neuen Welt ist eine republikanische. Indem der Kaiser von Mexico von dem vergeblichen Bemühen abläßt, sich gegen sie abzusperren, indem er seinen Organismus nach ihr einrichtet, wird er nicht blos daseinsfähig, sondern er erstarkt hinreichend, um nun seinerseits dem Europäischen Alp, der ihn unter dem Scheine der Protection bedrückte, die Nahrung abzuschneiden.

Schon in den ersten Wochen, als die Kaiserin Charlotte ihre Rundreise über Paris und Rom machte, erzählte man sich von höchst merkwürdigen und ketzerischen Aeußerungen dieser klugen Frau. Es sei für ihren Gemahl das Heilsamste, sich mit der republikanischen Partei im eigenen Lande zu verständigen und in Washington über den Eintritt in den Bund der Vereinigten Staaten zu unterhandeln. Selbst wenn ihr Mann einen extremen Schritt thun, und die Wiedereinsetzung der mexicanischen Republik proclamiren müßte, um sich hinfort mit dem Amte eines Präsidenten dieser Republik zu begnügen, würde dies immer noch dem öden und langweiligen Vegetiren in Europa vorzuziehen sein. Nur um keinen Preis eine Rückkehr nach der alten Welt! Ihr Gatte habe die Mission übernommen, den socialen Frieden im mittleren Amerika wiederherzustellen, und sein ehrliches Bestreben in Erfüllung dieser Mission habe ihm das Vertrauen der besitzenden Klassen Mexicos erworben. Dies Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Müsse ihr Gemahl auch Opfer bringen, müsse er von seiner Krone den erborgten imperialistischen Glanz abstreifen, so werde er dafür eine wirkliche organisatorische Macht eintauschen. Alles, was ein Eigenthum in Mexico habe, werde sich um ihn schaaren, sobald die Thatsache feststehe, daß Maximilian

der inneren und äußeren Feinde [illegible]. Damit aber [illegible] [illegible], müßten [illegible] [illegible] Zusammenhang mit dem Kaiser, [illegible] [illegible], müsse abgebrochen werden. [illegible] Kaisers, aus denen man damals den [illegible] [illegible] [illegible] sich aber jetzt herausstellt, daß ihr Inhalt mit [illegible] sich überlegt werden [illegible]. [illegible] [illegible] Beispiele [illegible]. [illegible] Kaiser [illegible], in das [illegible] ein.

Denn Jedermann hat sich [illegible], daß der [illegible] Kaiser Napoleon noch innerhalb der [illegible] [illegible] abhänge, mit welcher [illegible] mexicanischen Verlegenheit [illegible]. Wenn in [illegible] immer wieder das [illegible] der [illegible] amerikanischen [illegible] wenn der Einfluß [illegible] war, der [illegible] orientalischen Frage [illegible], so war das in der That [illegible] der [illegible]. Die französischen Politiker [illegible], daß sie [illegible] wußten, daß Amerika ihren Arm lähmen werde so lange es eine [illegible] gebe, durch welche die Spannung zwischen Frankreich und den [illegible] Staaten unterhalten werde. Wollte der Kaiser der Franzosen [illegible] der Bewegung zurückgewinnen, so lag es ihm ob, sich, es koste [illegible] mit dem Washingtoner Cabinet zu verständigen. Von diesem [illegible] Napoleon aus, als er den Vereinigten Staaten ein Uebereinkommen [illegible] welches der italienischen September-Convention nicht unähnlich [illegible] Kaiser machte sich verbindlich, binnen eines bestimmten Zeitraums [illegible] mexicanischen Boden zu räumen. Mochte Europa über die [illegible] [illegible]-Idee lächeln, das war um so eher zu ertragen, als ja [illegible] Fehlgeburten in unserer Epoche nichts Rares sind; und überdies war [illegible] merhin eine kühne Idee gewesen, die sich neben ihren in die [illegible] Schwester-Curiositäten sicherlich konnte sehen lassen. Auf Maximilian [illegible] hierbei keine Rücksicht genommen. Wenn sich nur der Kaiser der [illegible] ohne gar zu starke Verluste aus der Affaire zog, so mußte es [illegible] der Mexicaner überlassen bleiben, wie er hinterher trotte. Der [illegible] Montezumas war nicht auf Rosen gebettet, und in der That, [illegible] man in den Vereinigten Staaten, daß der Kaiser Napoleon der [illegible] Doctrin seine Huldigung darbringt, so wandte sich aller Groll [illegible] weg, um nunmehr mit vollen Maßen auf den armen Maximilian [illegible] schüttet zu werden, dessen Tage gezählt seien.

So weit entwickelte sich die Sache günstig genug. Die [illegible] waren zwar nicht zu Freunden gewonnen, aber sie waren wenigstens [illegible] Feinde mehr, der beängstigende Sporn saß nicht mehr in der Seite [illegible]. Doch die Gefälligkeit, die Napoleon dem Cabinet von Washington [illegible] war jedenfalls nur eine negative, die keinen besonderen Dank verdient, daher wurde es möglich, sie durch eine positive Wohlthat in Schatten [illegible] stellen. Eröffnete sich nämlich den Amerikanern der Prospect, die [illegible]

baldigst abziehen zu sehen, so blieb ihnen doch die Hauptarbeit übrig, nach dem Ausbruch der Anarchie in Mexico die Ordnung herzustellen und dies Land einigermaßen für die Zwecke der Vereinigten Staaten verwendbar zu machen. Im Grunde bestand die ganze Gefälligkeit Napoleons darin, daß er den Männern von Washington die Schwierigkeiten, aus denen er sich zurückzog, vererbte, und daß er ihnen die Mühwaltung, die Kosten, den Aerger einer Disciplinirung der Mexicaner übertrug. Wie nun, wenn sich ein Jemand meldete, der ihnen auch diese peinliche Aussicht abnahm und die Hegemonie über das mexicanische Land, nach welcher sie trachten, bequem präparirt auf dem Präsentirteller darbot? Dieser Jemand scheint sich gefunden zu haben, und er scheint Niemand anderes gewesen zu sein, als der Kaiser Maximilian selber. Letzterer dürfte zu dem weisen Manne des weißen Hauses folgendermaßen gesprochen haben: Ich lebe nicht auf einer Oase, die von der ganzen andern Welt abgeschnitten ist, ich habe Nachbaren, deren Interessen ich mich fügen muß, wenn ich will, daß sie die meinigen fördern sollen. Wohlan, sagt mir, was ihr verlangt. Wollt ihr das stricteste Bündniß mit Mexico, so daß meine Kräfte die Euren sind? Wollt ihr Vortheile im Handel, in der Ansiedelung eurer Bürger, in der Anlage eurer Capitalien? Ich gewähre euch das Alles. Stoßt ihr euch an meiner Kaiserkrone? Ich habe sie nicht gemacht und sie ist mir nicht an den Kopf gewachsen. Genirt es euch, euren bisherigen Schützling Juarez im Stiche zu lassen? Auch da läßt sich eine Cur finden, da das ganze Mexico für mich allein einigermaßen unbequem ist, und da man ja eine Art Theilung oder Condominat einrichten könnte. — Wer vermag es, genau in den vertrauten Meinungsaustausch zu dringen, der zwischen Washington und Mexico stattgefunden haben mag. Aber etwas von der Sorte ist passirt; hiernächst haben auch die Schalen des Zornes, die sich soeben noch über Maximilian ergossen, zu fließen aufgehört, und die Politik der Vereinigten Staaten trat in eine neue Phase, indem sie ihre Neutralität betheuerte.

Ließe es sich nun durchsetzen, daß durch solche Mittel die Spitze, die bisher gegen den Kaiser von Mexiko gerichtet war, endgültig abgestumpft würde, so hätte Napoleon einen bösen Schlag erlitten. Recht eigentlich kann er nur dann aus Mexiko gehen, wenn Maximilian mit ihm geht. Bleibt dieser unversehrt zurück, so wird der Welt Gelegenheit geboten, zu erklären, daß der französische Adler ein sehr überflüssiges Ding sei: dann besteht das Ende der mexikanischen Geschichte darin, daß Napoleon für die Republikaner des Nordens einen werthvollen Bundesgenossen fabricirt hat und daß er selber um so viel schwächer wird, als sich die Amerikaner durch die Freundschaft mit Mexiko gestärkt haben. Hängt etwa hiermit die Nachricht zusammen, daß von Paris aus plötzlich an die französischen Truppen in Mexiko der Befehl ergangen ist, ihren Abmarsch noch aufzuschieben? Will sich Napoleon nicht so unverantwortlich hinters Licht führen lassen? Dann verschlimmert sich jedoch seine Lage, statt des einen Feindes hat er zwei auf dem Nacken, nämlich die Vereinigten Staaten und den Kaiser Maximilian. Dann ist es auch nichts mehr mit jener ganzen Durchkreuzung der russisch-

amerikanischen Allianz, die so geschickt angelegt zu sein schien. Dann ist die Hand, die Napoleon im Angesichte der europäischen Wirren frei zu machen gedachte, wieder gebunden, und in seinem europäischen Spiele büßt er den Haupttrumpf ein.

Die amerikanische Politik des Kaisers Napoleon schließt also nicht mit einem für ihn fruchtbaren Ergebniß, sondern mit einem Dilemma ab, dessen beide Seiten gleich verhängnißvoll für ihn sind. Entweder er erfüllt die gegen die Regierung von Washington eingegangene Verpflichtung und räumt das mexikanische Gebiet: — dann wird Maximilian nicht blos ein Gewicht, welches den politischen Nachdruck der Vereinigten Staaten erhöhet, sondern er wandelt sich auch bei seiner Bedürftigkeit nach Sympathien, nach Hilfe, nach Bundesgenossenschaften zu einem neuen und werthvollen Gliede innerhalb der Zukunfts-Combinationen des russisch-amerikanischen Einverständnisses um. Oder Napoleon ändert offen und rücksichtslos den bisherigen Character der französischen Einmischung in Mexiko; er macht dieselbe zu einer Frage der Ehre, der Macht und der Interessen Frankreichs: — dann muß er die Glorie Frankreichs gegen Amerika vertheidigen, und er dient auch hierdurch den Berechnungen derer, welche die diplomatische Fesselung Frankreichs aus einem Conflicte zwischen Napoleon und den Vereinigten Staaten erwarten.

Aber er wird nicht in Mexiko bleiben, so wenig seine Truppen in Rom bleiben werden. Auch in Betreff der Räumung Roms tauchen jetzt ab und zu in französischen Blättern Andeutungen auf, daß der Abmarsch der französischen Truppen sistirt werden solle. Nach unserer Meinung sind dies nur Verlegenheitsseufzer, hervorgerufen durch den trübseligen Rückblick auf das Gut, welches geopfert werden muß, auf die Autorität, die man nicht mehr zu behaupten vermag. Wenn der Blasebalg des Aeolus, von Stürmen geleert, zusammenschrumpft, so hilft es dem Windgotte selber nichts, händeringend daneben zu stehen und das Schwinden seiner Größe zu bedauern. Der Collapsus ist unaufhaltsam. Die Stürme, die dem Bonapartismus zu Gebote standen, haben sich über die Völker des Continents ergossen, sie lassen sich auch nicht wieder einfangen, damit das Spiel etwa in langweiligster Weise zum zweiten Mal beginne; im Gegentheil, sie verdichten sich in der Fremde zu einem Wirbel, durch welchen von überall die Reste napoleonischer Repräsentation und Occupation nach Frankreich zurückgeblasen werden. In demselben Moment, wo der Bevollmächtigte Napoleons das venetianische Gebiet an die Commissare Victor Emanuels auslieferte, war das endgiltige Urtheil über die französische Besetzung Roms gesprochen. Die Gegenwart der Franzosen in Italien hatte nur so lange einen Sinn, als ein habsburgischer Soldat auf italienischem Boden stand. Die französische Occupation lebte durch den Gegensatz wider die österreichische. Der nationale Wind, der den letzten österreichischen Soldaten aus Italien hinwegkehrte, muß sich sofort umdrehen, und den gallischen Vogel von dem Capitol hinunterwirbeln.

Somit beantwortet sich die Frage, ob ein aufrichtiges Bündniß, das sich bis zu einer Offensiv-Allianz entwickeln könnte, zwischen Oesterreich und Frankreich möglich sei. Beide Mächte, statt einander näher zu treten, ziehen sich

im Gegentheil immer weiter von einander und von den Gebieten, auf denen sie gemeinsam wirken könnten, zurück. Bei Italien wird es dem Kaiser Napoleon eben so gehen, wie bei Mexiko. Der mexikanische Monarch, den er geschaffen, fällt den vereinigten Staaten in die Hände, und das einige Italien, zu welchem er den Impuls gegeben, sucht in der Freundschaft mit Oesterreich einen Schutz gegen den moralischen Zwang, den der französische Kaiser trotz der Einschrumpfung seines Ansehens über Italien ausüben möchte.

Noch eine andre Frage findet ihre Erledigung. Liegt in Frankreich noch der Stoff für geschichtliche Ereignisse? Oder ist es nicht vielmehr eine Täuschung altersschwacher Imagination, wenn man in Paris behauptet, daß Frankreich, indem es sich aus den historischen Brutstätten Roms und Mittelamerikas zurückzieht, nur die Kraft und Sammlung für die Erweckung neuer politischer Gebilde gewinnen wolle? Die Initiative Frankreichs ist verflogen, der Continent ist abgeweidet, insofern er den napoleonischen Ideen ein Nahrungsfeld darbot.

Wir glauben daher nicht an die Weissagungen von einer Reaction, welche die Ergebnisse des Jahres 1866 bekämpfend, von Frankreich ausgehen werde. Wir können dem Schauspiel herzlich wenig Interesse abgewinnen, wenn man die rothen Hosen an die Wand malt, welche für uns nach der Verjagung aus dem Paradies des Rechtes eben so viel Schrecken in sich bergen sollen, wie der Gottseibeiuns selber: Wer von den rothen Hosen sein Heil erwartet, mit dem ist es eben so schlimm bestellt, wie mit dem Pabste, der sich von ihnen protegiren ließ. Ist es uns beschieden, daß wir wieder zu einem vertrauenswürdigen Rechtsboden gelangen sollen, so wird uns dieser nicht durch Frankreich kommen, gleich wie der Stuhl Petri weder von einem napoleonischen noch von einem republikanischen Frankreich wird auferbaut werden. Was wir von Rechten uns anschaffen, werden wir uns selber erarbeiten müssen; und wenn das Pabstthum wieder erweckt sein will, so muß es in seiner von innen heraus erworbenen Besserung die Wiedergeburt entdecken. Der Napoleonismus feiert jetzt seine Apotheose, indem er nach der Erschöpfung seiner Ideen die Industrieausstellung zu dem Altare ausschmückt, auf welchem die heilig gesprochene Maschine als Symbol des Jahrhunderts prangt. Das ist die Krönung des bonapartistischen Gebäudes.

Nur Eine Phantasie erübrigt den Verehrern des Napoleonismus: nämlich die Sage von der Invasion Englands. Das ist der Traum, welcher den echten Bonapartisten alltäglich und allnächtlich beschäf'igt. Doch um diesen Traum zur Wirklichkeit zu machen, hätte Napoleon zuvor in Europa einen großen continentalen Bund errichten müssen. Unmögliches Werk für den Mann, der weidlich dabei geholfen hat, um uns alle in dem pseudonationalen Gehäuse einzusperren und zu isoliren!

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage seit 1853.

IV.

Die Mission des Fürsten Mentschikoff nach Byzanz wurde von der spitzfindigen Romantik der westeuropäischen Presse sofort zu einem Mythus ausgebildet. Die civilisatorische Erhabenheit jener großartigen Gemüther, die entweder vor dem Staatsstreiche im Staube krochen oder in dem untergehenden Parteileben Englands ein staatsbildendes Muster für die Völker des Continents erblickten; jener prahlerische Aufschwung, der gleichwohl in seine eigene Hohlheit ein berechtigtes Mißtrauen setzte, bedurfte irgend eines Schreckens, um sich selber in den Actionsmuth hineinzuscheuchen. Und so wurde denn der ehrliche Mentschikoff, der biedere Diener des Czaren, zu dem Wütherich ausstaffirt, der an den Gestaden des Bosphorus tobe, um den zunächst den Türken und sodann die ganze Cultur des Westens zu verschlingen.

Alles mußte herhalten, um dieses Schreckensbild zu vollenden. Man verschmähte weder den Paletot des Fürsten, noch die bräuenden Uniformen der Land- und Seeoffiziere, welche sich in der Begleitung Mentschikoffs befanden. Der bürgerliche Ueberrock des Abgeordneten des Czaren war die Toga, aus welcher nur noch der Krieg, der Weltbrand, der Untergang aller durch den glorreichen Staatsstreich und durch die Finanzweisheit des Mr. Gladstone geretteten Menschheitsgüter geschüttelt werden könne; und andererseits diente das Kriegsschiff, auf welchem der außerordentliche Gesandte dem Gebrauche gemäß herbeigesegelt war, zum Beweise, daß eine schreckhafte Flotte bereit wäre, um auf den armen Türken zu stürzen und ihn zu zermalmen.

So wurde die Meinung verfälscht. Fürst Mentschikoff ward dem moralisch zerrütteten Westen, der bis auf das Mark revolutionair inficirt war, als der eigentliche Revolutions-Popanz geschildert, während seine Sendung in der That einen durch und durch conservativen Charakter an sich trug.

Die Pforte war, nachdem General Aupick im Namen Frankreichs die Ansprüche der lateinischen Mönche auf die heiligen Stätten formulirt hatte, in einem unausgesetzten Schwanken geblieben. Sie hatte den Drohungen Frankreichs nicht die Spitze zu bieten gewagt, aber sie hatte auch die griechischen Bekenner nicht kränken wollen; sie hatte sich demnach in Compromisse zwischen ihrer Furcht und ihrer Trägheit verwickelt, widersprechende Firmane waren von ihr ausgegangen, durch welche das Recht unersichtlicher als je gemacht worden und der Zorn der Lateiner wie der Griechen erregt worden war.

In diesen Zustand sollte Fürst Mentschikoff Klarheit bringen. Weit entfernt, daß der Fürst beauftragt war, alle Zugeständnisse, welche die Pforte seit 1850 dem lateinischen Bekenntniß eingeräumt hatte, rückgängig zu ma-

chen, verlangte er nur eine Präcisirung der Privilegien jeder Kirche und um jeglicher Verwickelung für's Künftige vorzubeugen, den Abschluß einer Convention, durch welche, dem Vertrage von Kutschuk Cainardji gemäß, die Rechte der griechischen Kirche an dem Schutze des Czaren eine neue Garantie für ihren Bestand gewinnen sollten.

Allerdings hat sich an die Erscheinung des Fürsten Mentschikoff der Ausbruch der orientalischen Krisis geknüpft, aber es wäre falsch, zu behaupten, daß die Krisis absichtlich und unausweichlich von der Russischen Diplomatie erzeugt worden sei. So stark und wohlbegründet die Ueberzeugung des Kaiser Nicolaus war, daß die Stunde des Einsturzes der Pforte nicht mehr lange hinausgeschoben werden könne, so enthielten doch die Forderungen Mentschikoff's kein einziges Element, welches auf den Bau der Pforte hätte erschütternd oder zersetzend einwirken können. Im Gegentheil, da der Czar offenbar die Absicht hatte, eine letzte Probe mit der Haltbarkeit des osmanischen Reiches anzustellen und dem Sultan ein Mittel der Erhaltung darzubieten, stimmten die Russischen Anträge vollkommen mit den Gebräuchen, der Verfassung und den traktatenmäßigen Ueberlieferungen des osmanischen Reiches überein. Ein Vergleich mit der Taktik, die der englische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, in Constantinopel befolgte, wird dies noch unzweideutiger in's Licht stellen.

Mr. Kinglake weiß in der schon citirten Schrift die Geschicklichkeit des britischen Diplomaten nicht genug zu rühmen. Lord Stratford de Redcliffe war nach seiner begeisterten Schilderung der „superior mind", an dessen Willenswerken die Sendung Mentschikoff's gescheitert sei. Aber was that denn der Brite? Er bemächtigte sich einer so unbedingten Gewalt über die Räthe des Sultans, daß dieselben nur nach seiner Vorschrift handelten und er setzte es demnach durch, daß die Pforte die von Rußland beantragte Convention verwarf.

Abgesehen davon, daß gerade diese Uebermacht eines fremden Diplomaten am Hofe des Sultans den Beweis für die Unselbständigkeit der Pforte lieferte und somit die Argumentation des Kaiser Nicolaus, daß der kranke Mann nicht mehr auf seinen eigenen Füßen sich halten könne, vervollständigte, war auch die Principien-Arzenei, die Lord Stratford de Redcliffe dem Kranken barbot, erst recht geeignet, um den Auflösungsproceß zu beschleunigen. Der edle Lord, indem er das Cabinet des Sultans zum Widerstande gegen Rußland anstachelte, drang zugleich darauf, daß die Pforte durch sogenannte „Reformen" die Sicherheit der Griechischen Gemeinden im türkischen Reiche gewährleiste, daß sie durch die Befolgung eines Systems der „Civilisation" und durch die Einführung des Grundsatzes der „Gleichberechtigung" die Griechischen Gemeinden in das „gemeinsame Staatsinteresse" aufnehme und sich solchergestalt der Freundschaft des gebildeten Westens würdig beweise.

Man weiß jetzt hinlänglich, was die Einheits- und Gleichberechtigungs-Reformen bedeuten, man hat endlich gelernt, daß sie den Untergang aller Rechte mit sich bringen. Dies ist im Westen wie im Osten das Ergebniß

des Cultus der „gemeinsamen Interessen", in höherem Grade aber im Osten, wo diese Phrase mit den autonomen Traditionen, durch welche sich die orientalischen Reichsgebilde — die echten Ost-Reich-Gestalten — auszeichnen, in tödtlichem Widerspruche steht.

Das muhamedanische Reich der Großherren stand auf der Grundlage der Unabhängigkeit, corporativen Abgegrenztheit der Religionsgemeinden. Man nehme diese Grundlage hinweg, und das osmanische Reich sinkt in einen anarchischen Brei zusammen. Der Czar, von der Thatsache der Selbstständigkeit der griechischen Communität ausgehend, und die vertragsmäßige Errichtung einer dauernden Stütze für dieselbe verlangend, handelte ganz und gar in Gemäßheit der Daseinsgesetze des Ost-Reiches. Die britische Diplomatie jedoch, die Anwendung der gleichmachenden und centralisirenden Reformpolitik auf die Türkei fordernd, zerstörte die Basis des Staates, den sie conserviren zu wollen vorgab.

Die Behauptung des Mr. Kinglake, daß es das diplomatische Verdienst des Lord Stratford de Redcliffe gewesen sei, die Sendung des Fürsten Mentschikoff zum Scheitern zu bringen, wollen wir nicht bestreiten. Jener Schriftsteller hätte aber hinzusetzen müssen, daß der englische Gesandte hierdurch die letzte conservative Stütze, die der Czar dem Großherrn darbieten wollte, zerbrach.

Die Anfänge des mexicanischen Abenteuers.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo das Ende der französischen Intervention in Mexico nahe bevorsteht, dürfte es angemessen sein, die Quellen und Anfänge dieses Unternehmens, welches sich von einer finanziellen Maßnahme bis zu einem Eroberungszuge und bis zur Gründung eines Kaiserthrones ausdehnte, dem Leser noch einmal vorzuführen.

Nach den aufreibenden Kämpfen zwischen den Clerikalen und den Liberalen in Mexico war am 1. Juli 1861 Benito Juarez, der Führer der Liberalen zum Präsidenten der Republik gewählt worden. Der Congreß verlieh dem Präsidenten mit einer Mehrheit von 61 gegen 55 Stimmen unter Aufhebung der constitutionellen Grundrechte eine unbedingte Dictatur. Kaum hatte Juarez seinen Einzug in der Hauptstadt gehalten, so wurden der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius als Begünstiger der clericalen Partei ausgewiesen. Beleidigungen gegen die übrigen Gesandtschaften, willkürliche Verhaftungen von Consuln, gewaltsame Aushebung von Europäern zum Kriegsdienst und andere Rechtswidrigkeiten kamen an die Tagesordnung. Das Stärkste war ein am 17. Juli 1861 mit 112 gegen 4 Stimmen ge-

faßter Beschluß des Congresses, daß alle Zahlungen an das Ausland auf zwei Jahre zu suspendiren seien, welchem Act die Regierung beitrat. Diese Unklugheit veranlaßte sofort (den 25. Juli), daß die Repräsentanten von Frankreich und England allen Verkehr mit der neuen mexicanischen Regierung abbrachen und daß jene Staaten in diplomatische Verhandlungen miteinander traten, in wie weit die mexicanische Regierung zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu nöthigen sei. Auch Spanien schloß sich dem an. Schon damals deutete Frankreich darauf hin, daß es bei dieser Gelegenheit nothwendig sein dürfe, einen Plan zur Pacificirung auf Grund einer politischen Neubildung Mexico's zu entwerfen, während England und Spanien sich auf die Genugthuungsforderung beschränkten, England speciell noch die Betheiligung der nordamerikanischen Union beantragte. Spanien jedoch verlangte, daß diese Meinungsäußerung der Union nicht abzuwarten sei, und so kam denn am 31. October zu London eine Convention behufs gemeinschaftlicher bewaffneter Intervention Spaniens, Frankreichs und Englands zu Stande, um die Republik Mexico zur Erfüllung ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten zu nöthigen. Die drei Mächte machten sich verbindlich, sofort combinirte Land- und Seestreitkräfte zu gemeinschaftlicher Operation an die mexicanische Küste zu werfen und daselbst landen zu lassen, ein besonderer Artikel besagte aber, daß die Zwangsmaßregeln in keiner Weise auf einen Gebietserwerb oder die Einmischung in die innern Angelegenheiten Mexico's gerichtet sein sollten, wodurch das Recht der mexicanischen Nation beeinträchtigt werden könne, die Form ihrer Regierung frei zu wählen und zu constituiren. — Nordamerika, welches der Convention gemäß eingeladen ward beizutreten, lehnte, durch seine eigenen Wirren beschäftigt, am 4. December dieses Anerbieten ab. Schon in der Convention machte aber Frankreich die einschränkende Bemerkung, daß es als keine ungebührliche Einmischung in die innern Angelegenheiten Mexico's anzusehen sei, wenn man eine große Partei in Mexico aufforbere, die bisherige Tyrannenwirthschaft zu stürzen. Am 24. November ging ein Ultimatum der Vertreter Englands und Frankreichs an Mexico ab, welches aber unbeantwortet blieb und somit den Ereignissen freien Lauf einräumte.

Die drei europäischen Mächte gingen nun sogleich daran, ihre Expeditionen auszurüsten, namentlich war es Spanien, welches sie beschleunigte und schon am 8. December von Cuba aus eine Escadre mit 6000 Mann aller Waffengattungen nach dem Hafen von Veracruz absendete, um durch Besetzung dieses Haupthafens und seiner für Mexico ergiebigsten Zollämter sich Genugthuung zu verschaffen, vielleicht auch in der Absicht, sich die politische Leitung der Expedition anzueignen. Die englische Regiernng stellte nur 2 Linienschiffe, 4 Fregatten und 700 Seesoldaten, Frankreich wollte sich mit der Absendung von 2500 Mann begnügen, fand aber bald, daß diese Abtheilung der spanischen gegenüber eine untergeordnete Stellung einnehmen würde, und entschloß sich, eine Verstärkung von 3- bis 4000 Mann unter General Lorencez nachzuschicken. Am 18. December besetzten die Spanier Veracruz, welche Maßregel Juarez mit einer Proclamation erwiederte, in welcher er erklärte, daß er bereit sei, allen gerechten und billigen Anforderungen der Europäer zu

genügen, einer Einmischung in die innern Angelegenheiten und einer Vernichtung der Nationalität aber mit den Waffen in der Hand entgegentreten werde. Eine Kriegserklärung erfolgte nicht, obgleich die Abreise des französischen Gesandten Dubois und des englischen Mr. Wyke in's Lager nach Veracruz dem ganzen Zwist den Character der Feindseligkeit aufprägte.

Auch die Haltung der europäischen Commandeure (seitens Spaniens der General Prim, Graf von Reuß, und Seiten Frankreichs der Contreadmiral Jurien de la Gravière) entsprach dieser Auffassung, während der englische Commodore Dunlop von Anfang an eine mehr reservirte Haltung einnahm, welche auf Festhaltung des rein geschäftlichen Standpunktes hindeutete. Mit dem Erscheinen und Ausschiffen der Franzosen und Engländer in Veracruz, das im Laufe des Januar 1862 erfolgte, begannen überhaupt bei den Verhandlungen über das weitere politische Vorgehen die eigentlichen Zwecke der einzelnen Staaten allmählich deutlicher hervorzutreten. Hatte Spanien von vorn herein durch Ergreifung der Initiative und das erste Auftreten Prim's ahnen lassen, daß es im Hintergrunde Vergrößerungsabsichten hege, so mochte es andererseits bald zur Erkenntniß gelangen, daß es von der politischen Intentionen Frankreichs überflügelt werden würde; England säumte nicht, es in dieser Auffassung zu bestärken, zumal Frankreich in seinen officiösen Blättern plötzlich mit einer eventuellen Candidatur des österreichischen Erzherzogs Ferdinand Max hervortrat für den Fall, daß die Bevölkerung Mexico's den Uebergang zu einer monarchischen Regierungsform wünsche. Ueberdies erschienen im französischen Lager zwei mexicanische Emigranten der so eben gestürzten clerikalen Partei: General Almonte und Padre Miranda, von denen der erstere längere Zeit als mexicanischer Gesandter des letzten clericalen Präsidenten Miramon in Paris verweilt und wie man sagt, das Vertrauen des französischen Kaisers Napoleon III. erworben hatte. Seine wie des Gesandten Dubois Berichte aus der Hauptstadt Mexico, daß eine Monarchie unter einer mächtigen europäischen Schutzmacht bei der Mehrzahl des mexicanischen Volkes Anklang finden würde, sollen die Hauptveranlassung gewesen sein, den Kaiser von Frankreich neben seinen tiefer liegenden Plänen für die Sache der aufgestandenen amerikanischen Südstaaten zu einer intensivern Einmischung in die innern Angelegenheiten Mexico's zu bestimmen.

Daß Frankreich sogleich nach der Landung darauf ausging, den Streit tiefer zu machen und zu verwickeln, geht daraus hervor, daß es seine Forderungen an Mexico auf die Entschädigungssumme von 12 Millionen Dollars hinaufschraubte, ohne die Ansprüche auf eine so hohe Summe nachweisen zu können. Gleichwohl scheinen die ersten Instructionen seines Commissärs noch zweideutig oder reservirt gewesen zu sein, denn am 19. Februar wurde in dem Dorfe „La Solidad", zwischen Veracruz und Orizaba gelegen, zwischen dem mexicanischen Minister des Auswärtigen Doblado einerseits und dem General Prim im Namen Spaniens und den Commissären von England und Frankreich andererseits ein Vertrag abgeschlossen, wonach den bis dahin an der Küste stationirt gewesenen alliirten Truppen die in einem gesundern Klima gelegenen Städte Cordova, Orizaba und Tehuacan eingeräumt wurden, bis

weitere Unterhandlungen über die Ausgleichung des Streites stattgefunden haben würden. Diese Unterhandlungen wurden auf den 15. April anberaumt. Weiter wurde stipulirt, daß falls es bei denselben zu keiner friedlichen Lösung kommen sollte, die fremden Truppen in dieselben Positionen zurückkehren sollten, die sie vor dem 19. Februar innegehabt hätten. Die Franzosen und Spanier rückten sofort in die bezeichneten Orte, während die Engländer sich einschifften, um dem Einfluß des mörderischen Klimas in Veracruz zu entgehen.

Diese von Dubois entworfene und vom französischen Admiral als Commissär unterzeichnete Convention führte auf den Standpunkt der Octoberconvention zurück und ward von der englischen und spanischen Regierung gutgeheißen. Nicht so von Frankreich. Am 2. April erschien eine Note des Moniteur, in welcher die vom Admiral mitunterzeichnete Convention von la Soledad gemißbilligt und dieser unter dem Vorwande, daß sein neuer Rang als Viceadmiral kein so kleines Commando zulasse, abberufen ward. Diese Desavouirung ging dem Admiral am 5. oder 6. Mai zu, worauf derselbe nach Frankreich zurückkehrte. Aber schon vorher war ein neuer Zwischenfall in Mexico eingetreten, welcher den beschleunigten Rücktritt der Aliirten einerseits wie Frankreichs unverhülltes Vorgehen auf sein eigentliches Ziel andererseits zur Folge hatte.

Bald nach dem Abschluß des Vertrages ward nämlich der mexicanische Exgeneral Robles — einer der thätigsten Chefs der clericalen Partei — wegen Conspiration im regierungsfeindlichen Sinne kriegsrechtlich auf Befehl des Präsidenten Juarez in San Andreas Chalchicomula in der Nähe des französischen Lagers erschossen. Robles, ein intimer Freund des französischen Gesandten Dubois von Saligny, war von diesem früher in Mexico im französischen Gesandtschaftshotel lange Zeit verborgen gehalten und hierdurch eine Art Schützling Frankreichs geworden. Die französischen Commissäre betrachteten die Handlungsweise der mexicanischen Regierung gegen Robles als einen Bruch der Präliminarien, welcher Auffassung die andern europäischen Commissäre nicht beitreten konnten; ebenso protestirten letztere gegen das Verfahren der Franzosen, den General Almonte und Padre Miranda unter dem Schutz der französischen Flagge in's Innere des Landes vordringen zu lassen, um politische Propaganda zu machen. In einer Sitzung der Commissäre am 2. April kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen, in Folge deren der Admiral Jurien de la Gravière erklärte, daß die Präliminarien von den Mexicanern gebrochen worden seien und Frankreich auf eigenem Wege das vorgestreckte Ziel zu erreichen suchen werde; die Franzosen würden sich zwar in ihre alte Stellung zurückziehen, dann aber nach Gutdünken weiterhandeln. General Prim wie Wyke erklärten darauf, daß sie unter solchen Verhältnissen nicht an der Seite ihrer Bundesgenossen fechten, sich einschiffen und den Austrag des Streites vertagen würden. General Prim, der jetzt gänzlich die englische Auffassung angenommen hatte, daß Frankreich den geschäftlichen Standpunkt überschritten habe und die Anwesenheit des General Almonte in Mexico unter französischem Schutze füglich als eine Aufreizung

zum Bürgerkriege anzusehen sei, beeilte sich sofort die spanischen Truppen zurückzuziehen und im Laufe des April wieder nach Cuba einzuschiffen. Die Engländer thaten ein Gleiches und so blieben die Franzosen allein auf dem Schauplatze. Sowohl die englische als spanische Regierung billigten die Handlungsweise ihrer Generale und überließen Frankreich das Terrain.

Die Franzosen traten jetzt offener mit ihren Absichten hervor, die auf nicht weniger hinausliefen, als mit ihren Truppen sofort auf die Hauptstadt zu marschiren und dort die angeblich vom mexicanischen Volke in seiner Mehrheit verabscheute liberale Partei zu stürzen und dafür den General Almonte, der das Vertrauen des Volkes besitzen sollte, einzusetzen. Almonte bildete ein Ministerium im französischen Lager und erließ Verfügungen, als befände er sich bereits im Besitze der Regierungsgewalt.

Von jetzt an traten die militairischen Ereignisse in den Vordergrund. Veracruz, die Operationsbasis der Franzosen am Meere, liegt nur 42 deutsche Meilen östlich von der Hauptstadt Mexico. Der Weg hierher zerfällt in zwei große Etappen, von denen die erste bis la Puebla, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, führt. Die Weglänge bis Puebla beträgt in gerader Richtung gemessen nur 25 deutsche Meilen, ist aber in Wirklichkeit wegen der vielen Krümmungen und Steigungen nicht unter 10 bis 12 Tagemärschen zurückzulegen, denn zwischen der Küste bei Veracruz und dem 5- bis 7000 Fuß hohen Tafellande der Provinz Puebla erhebt sich der Gebirgszug der Cordilleren, der in Stufen und treppenartigen Absätzen die Verbindung zwischen dem Küsten- und dem Binnenlande vermittelt. Das Klima im Küstenlande ist sehr gefährlich und die Franzosen empfanden in ihrem Lager zu Paso ancho die mörderische Einwirkung desselben früh genug; die ihnen später zugewiesenen, schon genannten Stationen liegen auf der untersten Terrasse des Plateauabfalles und bezeichnen zugleich die Hauptstraße nach Puebla und Mexico. Zuerst gelangt man von Veracruz aus nach Cordova, dann durch den Gebirgspaß des Chiquihuite nach Orizaba. Noch schlechter und steiler wird der Weg von hier nach der zweiten Vorstufe durch den Paß von Aculcingo. Hier an der Ostgrenze des Staates Puebla theilt sich der Weg. Ein Maulthierpfad geht nach der Stadt Tehuacan ab, woselbst ebenfalls eine Abtheilung Franzosen lagerte, während der eigentliche Hauptweg in westlicher Richtung bei dem Dorfe Guadelupe den letzten Plateaurand erreicht (19½ Meile von Veracruz) und von hier über die Dörfer San Andres und Amozoque nach Puebla führt. Die weitere Entfernung der Hauptstadt Mexico von Puebla aus beträgt noch 17 deutsche Meilen und kann in 5 bis 6 Tagemärschen zurückgelegt werden.

Alle Kenner des Landes bezeugen die durch die Geschichte auch hinreichend bewahrheitete Thatsache, daß der Plateaurand des Staates Puebla zu einer hartnäckigen Vertheidigung des Landes trefflich geeignet sei; man erinnere sich des furchtbaren Widerstandes, den Cortez 1519 hier fand. — Um so unbegreiflicher erscheint es, daß die Mexikaner durch den Vertrag von Soledad den Franzosen gestatteten, ohne Widerstand nicht allein bis an den Fuß der Cordilleren vorzurücken, sondern auch deren östliche Gehänge zu überschreiten

und sogar festen Fuß am Plateaurande selbst zu fassen. Als gewandte und thätige Militärs von Fach versäumten die Franzosen nicht, während des Waffenstillstandes sich durch ihren Generalstab und die Genieofficiere die genaueste Kenntniß des eigenthümlichen Bodenreliefs, des Klimas, der Wege und Hilfsquellen des Landes zu verschaffen; eben so war der den Operationen vorausgegangene freundliche Verkehr mit den Bewohnern als ein Gewinn für die Franzosen zu bezeichnen; endlich stellen Orizaba und Tehuacan neben Jalapa und Puebla die Mehrzahl der Transportmittel und Karawanenführer (Arrieros), ohne welche sich in Mexiko keine Invasionsarmee bewegen darf. Aus diesen Umständen ergibt sich, daß die Franzosen neben ihrer unbestrittenen taktischen Ueberlegenheit von vorn herein strategische Vortheile hatten, die ihnen nicht wieder zu entreißen waren, und deren Erlangung auf die politische Gewandtheit der Franzosen ein glänzendes Licht wirft gegenüber solchen gewiegten Diplomaten, wie die listigen, lügnerischen und wortbrüchigen Mexikaner halb indianischer Race ohne Zweifel sind: man müßte denn annehmen daß von vornherein Verrath im Spiele war.

Die eigenthümliche Terraingestaltung ist übrigens auch auf dem Plateau selbst von wesentlichstem Einfluß auf die Operationen. Der östliche Theil des Plateaurandes ist sehr wasserarm und theils wegen der Unsicherheit der Gegend sehr dünn bevölkert. Sowohl auf dem nähern Wege von Orizaba über Puente Colorado als über Guadelupe ist der Wassermangel vom December bis Mai, wo selten Regen fällt, sehr fühlbar. In der zweiten Hälfte des Mai beginnt die Regenzeit und vom Juni bis October giebt es fast täglich Gewitter. Das Plateau bedeckt sich dann mit zahlreichen Wasseradern die als Torrenten in's Küstenland hinabstürzen. Die Hochebene wird mit üppiger Vegetation bedeckt, die Lastpferde finden immer Wasser und grüne Weide, aber die Wege verschlechtern sich auch in gleicher Weise. Weizen, Mais, Bananen, Bohnen, Gemüse aller Art gewähren einer Armee leichten Unterhalt, Puebla, eine Stadt von 80,000 Einwohnern, bietet einen sichern und geräumigen Depotplatz.

Werfen wir einen Blik auf die beiderseitigen Streitkräfte, so waren dieselben in Betreff der großartigen Gestaltung des Kriegstheaters nur geringfügig zu nennen. Die mexicanische Armee unter General Zaragoza mochte etwa 12,000 Mann zählen, die sich in Puebla sammelten und hier die Contingente der entfernt liegenden Staaten erwarteten. Die französische Expeditionsarmee unter dem Oberbefehl des Divisionsgenerals Grafen Lorencez hatte allmälig die Stärke von 8000 Mann erreicht; nach Abzug der Kranken, sowie der Besatzungen, die in Veracruz und Orizaba zurückgelassen werden mußten, konnten zu dem Vormarsche in's Innere indessen nicht über 5000 Mann verwendet werden, eine Stärke, die mit der Größe der Aufgabe, bis zur Hauptstadt Mexico vorzudringen, nur dann im Einklange stand, wenn sie als Kern für eine allgemeine Insurrection der Landesbewohner auftrat, wie sich dessen die Franzosen schmeichelten. Schon der Anfang der Operationen konnte ihnen indessen wenig Hoffnung hierzu machen, denn mit Ausnahme eines Guerillacorps von 1500 Mann unter Marquez zeigte sich wenig

Neigung unter der Bevölkerung, zu Gunsten der Franzosen activ einzugreifen.

Aus militärischen Gründen mußte es beim Beginn der Operationen den Franzosen darauf ankommen, Orizaba als Ausgangspunkt der Operationen anzunehmen; besonders um der Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, den Paß von Chiquihuite zwischen Cordova und Orizaba mit Sturm nehmen zu müssen. Dem Vertrage gemäß hätten sich die Franzosen nach dem Scheitern der Unterhandlungen allerdings in das ursprünglich besetzte Küstenland zurückziehen sollen, aber ein mit den Haaren herbeigezogener Zwischenfall gab die Veranlassung her, auch von diesem Punkte des Vertrages abzuweichen. Die Franzosen hatten Mitte April in der That den Rückmarsch aus den bei Städten am Gebirgsabfall angetreten, behaupteten aber, 500 Kranke in Orizaba zurücklassen zu müssen. Auf eine Anfrage an Zaragoza, ob die mexicanischen Behörden, eine Garantie für diese Kranken übernehmen wollten, erwiderte derselbe, daß ihm dies unnöthig erscheine, er jedoch bei der Regierung darüber anfragen werde. Ohne diese Antwort abzuwarten, entsendete der in Cordova befindliche General Lorencez 500 Mann Zuaven zur Beschützung der Kranken nach Orizaba, welche halbwegs auf einen mexicanischen Vorposten von etwa 100 Mann stießen. Es wurden Schüsse gewechselt und das Resultat war die Gefangennehmung jener 100 Mann. Dieser Act des Beginns von Feindseligkeiten gab den Franzosen die willkommene Gelegenheit, den erwähnten Punkt des Vertrags für aufgehoben anzusehen und demzufolge sämmtliche Kräfte zu Orizaba zu concentriren.

Am 28. April setzten sich die Franzosen, etwa 5000 Mann stark, von Orizaba aus in Bewegung, und zwar mit 1 Jägerbataillon, dem Marine-Füsilierbataillon, dem 2. Zuaven-, dem Marine-Infanterie- und 99. Linienregiment (8 Bataillonen), 1 Schwadron Reiterei und 2 Batterien mit 12 Geschützen. Gegen Mittag gelangten sie an den Fuß der Cumbres (Höhen von Aculcingo, über welche die Straße nach Puebla führt und woselbst 3000 Mann Mexicaner unter General Ortega und Oberst Couttolène eine vortheilhafte Stellung bezogen hatten. Eine mexicanische Guerilla-Schaar unter Galvez, die zu den Franzosen hielt, eröffnete den Kampf. Die Franzosen folgten, hatten nach einem fünfstündigen Gefechte alle Positionen in ihren Händen, und diesen Sieg mit dem Verlust von nur 50 Mann erkauft.

In den folgenden Tagen folgte das kleine Expeditionscorps, dem es vorzüglich an Cavallerie fehlte, während die Mexicaner eine große Menge derselben besaßen, in kurzen Märschen dem Feinde, der es in Anbetracht seiner ungeübten Truppen wohlweislich nicht zum Kampfe im freien Felde kommen ließ, wo ihm die Ueberlegenheit der europäischen Taktik sicher eine Niederlage bereitet hätte. Zaragoza concentrirte vielmehr am 3. Mai alle seine Kräfte — etwa 12,000 Mann — vor der Hauptstadt Puebla, die er schleunigst in Vertheidigungszustand versetzte. Als die Franzosen am 4. Mai in Sicht der Stadt kamen, war man in dieser gut vorbereitet. Den Zugang zur Stadt von Osten — Veracruz — beherrschen zwei Hügel, el Cerro de Guadelupe und el Cerro de Loreto, denen voraussichtlich der Hauptangriff

der Franzosen gelten mußte. Beide waren wohl verschanzt, das feste Kloster von Guadelupe, welches als Reduit diente, sogar mit 10 Stück 24pfündigen Kanonen besetzt. Juarez hatte befohlen, vor Puebla den größten Widerstand zu leisten, und so erwarteten denn die Mexicaner den Anmarsch der Franzosen, der am 5. Mai Mittags erfolgte, in entwickelter Schlachtordnung.

General Lorencez formirte zwei Angriffscolonnen, eine stärkere von 5 Bataillonen, welche sich rechts gegen das Fort Guadelupe wendete, und eine schwächere von 2 Bataillonen, welche die Schanzen in der Ebene bedrohte, durch welche die Mexicaner den Zugang zur Stadt zwischen beiden Hügeln deckten. Die Zuaven an der Spitze der rechten Colonne gingen mit gewohntem Ungestüm gegen das Fort, in dessen Innerm sich ein steinernes Kloster befindet, vor, geriethen aber, nachdem man sie ganz nahe hatte herankommen lassen, in ein so furchtbares Gewehr- und Artilleriefeuer, daß sie mit großem Verluste umkehren mußten. Ein gleiches Schicksal hatte ein zweiter Angriff, den das Marine-Infanterie-Regiment und das Matrosenfüsilier-Bataillon unternahmen, obwohl das letztere bis in den Graben des Forts gelangte; auch ein dritter wiederholter Angriff der Fußjäger und Zuaven scheiterte und zugleich zeigte sich jetzt die Reiterei des Gegners. General Lorencez mußte sich entschließen, den Angriff aufzugeben, und sah sich so in die Nothwendigkeit versetzt, mit den „besten Soldaten der Welt" vor den armen und verachteten Mexicanern den Rückzug anzutreten, aber die dreifache Uebermacht des Gegners, seine Reiterei und Artillerie, seine feste Stellung und endlich ein sich während der Schlacht entladendes tropisches Gewitter, das den Boden aufweichte, ließen keine andere Wahl übrig. Unter dem Schutz der linken Colonne, welche nur demonstrirt hatte, zog sich der französische General auf Kanonenschußweite zurück und verblieb hier die folgenden Tage, ohne weiter angegriffen zu werden. Der officielle Bericht der Franzosen giebt deren Verlust auf 15 getödtete und 20 verwundete Offiziere, 162 getödtete und 285 verwundete Soldaten, zusammen 482 Mann an. Der Angriff der Franzosen ward entschieden mit großer Bravour unternommen und gereicht der Tapferkeit der Truppen zu höchster Ehre, doch scheint es, als hätte General Lorencez die Kampffähigkeit seines Gegners zu sehr unterschätzt und es unterlassen, sich durch genaue Recognoscirungen von der feindlichen Aufstellung vor dem Angriff zu unterrichten. Die Mexicaner gaben ihren Verlust zu 400 Mann an.

Vergebens harrte General Lorencez drei Tage in seinem Lager, eine Stunde vor der Stadt Puebla, auf die Ankunft der ihm zugesagten einheimischen Unterstützungen, besonders der Armee des Generals Marquez; dieselbe wollte sich nicht einfinden. Vielleicht beabsichtigte auch der französische General, den Feind zu einem Angriff im freien Felde zu verlocken. Am 8. Mai trat er endlich, seinen langen Wagenzug vor sich, den Rückzug auf Orizaba an. Den 9., 10. und 11. Mai verblieben die Franzosen in Amozok (einem Dorfe drei Stunden von Puebla) immer noch Marquez erwartend, und setzten dann vom 12. Mai ihren Marsch in kleinen Etappen fort, ohne weiter beunruhigt zu werden. Selbst in den Cumbres von Aculcingo

hatten sich die Mexicaner begnügt, nur passive Marschhindernisse auf der Straße anzulegen. Am 17., einen Tagemarsch von Orizaba entfernt, erschien endlich General Marquez für seine Person und am 18. erfolgte drei Stunden vor Orizaba beim Dorfe Ingenio die Vereinigung der französischen Nachhut mit dem 2500 Mann starken Reitercorps des Generals Marquez, doch nicht, ohne daß die nachfolgenden Mexicaner unter Zaragoza diese Vereinigung zu verhindern gesucht hätten. Doch wurden sie mit dem empfindlichen Verlust von 1200 Gefangenen und 400 Todten und Verwundeten abgewiesen, aber auch das Corps des Marquez war dabei auf die Hälfte seiner ursprünglichen Stärke zusammengeschmolzen. Dieses Gefecht von Barranca Seca war die erste von Mexicanern selbst geschlagene Schlacht seit der französischen Intervention, und würde jedenfalls zum Nachtheil des Generals Marquez, der auf schmalen und steilen Gebirgswegen herankam, ausgefallen sein, wenn ihn nicht die Hilfe der Franzosen rechtzeitig gerettet hätte.

Diese der mexicanischen Vorhut Zaragoza's unter General Tapia beigebrachte Niederlage veranlaßte den mexicanischen Obergeneral, sich fürs Erste in beobachtender Stellung auf den Cumbres von Aculcingo zu halten und das Herankommen von Verstärkungen abzuwarten. Ende des Monats Mai erschienen diese unter General Ortega in Gestalt der Contingente der Staaten Guadalaxara, Zacatecas, San Luis und Aguascalientes, etwa 6000 Mann stark, wodurch die mexicanische Hauptarmee auf 16- bis 18000 Mann anwuchs. Für die Franzosen waren hingegen Verstärkungen nur spärlich eingetroffen, im Ganzen etwa 300 Mann aus Veracruz, denn das gelbe Fieber hatte daselbst entsetzlich unter der Garnison gewüthet; dazu wurden etwa 500 Mann von den Schiffen genommen und diese 800 Mann unter General Douay nach Orizaba dirigirt. Mit Einschluß der mexicanischen Guerillas unter den Generalen Marquez, Galvez und Campes zählte das französische Corps etwa 8000 Mann, von denen 1000 Mann in Cordova, 500 im Paß von Chiquihuite, der Rest in Orizaba postirt wurden. Die Lage der Franzosen war eine ungünstige, denn die Stimmung der Einwohner ward immer feindseliger. Letztere zerstörten die Straßen, raubten Mundvorrath und Futter, tödteten die Couriere und plünderten die Zufuhren. Nur mit Mühe konnten sich die Franzosen das Unentbehrlichste verschaffen; aller Mundbedarf mußte zu Schiff aus Nordamerika und von den Antillen herbeigeschafft und dann mit starken Bedeckungen nach Orizaba geschafft werden, wo die Theuerung täglich zunahm. Daß gleichwohl die Franzosen nicht daran dachten, ihre Position und politische Stellung zu verlassen, geht daraus hervor, daß sie Orizaba nach den Regeln der Kunst zu befestigen begannen, wie andererseits, daß General Almonte sich daselbst festsetzte, sein Cabinet bildete, Decrete erließ und sogar die Ausgabe von Papier anbefahl — eine Maßregel, welcher das allgemeine Mißtrauen folgte. Selbst in Veracruz schlossen sich darauf hin alle Kaufläden, ein sicheres Zeichen, wie wenig Vertrauen in den Bestand seines Regiments gesetzt ward. Almonte mußte demzufolge diese Maßregel selbst wieder sistiren.

Den Mexicanern konnte die mißliche Lage der Franzosen nicht unbe-

gen bleiben. Durch mannigfachen Succurs in große numerische Ueberlegenheit gebracht, beschlossen sie jetzt, selbst die Offensive zu ergreifen und die Franzosen in das Küstenland zurückzuwerfen. Am 11. Juni setzten sie ihre längs der Straße von Puebla echellonirten Divisionen in Bewegung und erschienen am 11. vor El Ingenio, dem Schauplatz des Gefechts vom 18. Mai. Wider Erwarten räumten die Franzosen diesen Eingangspunkt in's Thal von Orizaba, ebenso die Höhen, welche diese Stadt von Westen her beherrschen. Diese Maßregeln, welche Zaragoza der gänzlichen Entmuthigung der Franzosen zuschrieb, die in der That aber daraus hervorgingen, daß General Marquez der bessern Verpflegung wegen nach Veracruz abgegangen und die Stärke der Franzosen in Orizaba auf 2000 Mann reducirt war, erregten ungeheures Erstaunen bei den Mexicanern und veranlaßten den mexicanischen Obergeneral, den General Lorencez zur Capitulation aufzufordern. Die Antwort desselben verwies ausweichend auf den Gesandten Dubois de Saligny. Da aber Zaragoza mit diesem Diplomaten, den er als den Anstifter der ganzen Verwickelung haßte, nicht verhandeln wollte, überdies seines Sieges gewiß war, so beschloß er, ohne weiteres die Offensive zu ergreifen, und setzte hierzu den Angriff auf die ersten Morgenstunden des 14. Juni fest.

Die wichtigste Position, welche Orizaba von der Westseite her beherrscht, ist der Cerro del Borrego (Schafberg), ein kahles und fast unersteigliches Felsenplateau, welches sich unmittelbar an der Stadt erhebt, zeither für unersteiglich galt und daher von den Franzosen nicht besetzt worden war.

General Ortega erhielt den Befehl, den 13. Mittags sich daselbst festzusetzen und von dort beim Angriff den 14. früh mitzuwirken. Diesem Befehle kam Ortega aber nur unvollständig nach, indem er die Besetzung des Berges erst später vornehmen ließ und überdies alle Vorsichtsmaßregeln während der Nacht verabsäumte. — Die Franzosen erhielten durch ihre Patrouillen Meldung davon und gingen sogleich daran, den Feind daselbst zu vertreiben. Zwei Compagnien des so eben aus Ingenio zurückgekehrten 99. Linienregiments unter den Capitänen Detrie und Leclerc erstiegen nach 1½stündigem Klettern in der Morgendämmerung die gänzlich pfadlosen Abhänge des Berges und stürzten sich auf die 2000 Mann im Schlaf liegenden Mexicaner. 2500 Fußgänger und 500 Reiter Ortega's waren am Fuße des Berges geblieben. Die Mexicaner wurden vollständig überrascht und ein gräuliches Gemetzel unter ihnen angerichtet. 250 Mann derselben blieben auf dem Platze, eben so viele, 1 Fahne und 3 Gebirgshaubitzen fielen in die Hände der nur 140 Mann zählenden Franzosen. — Mit dieser kühnen Waffenthat war dem Angriffe der Mexicaner die Spitze abgebrochen. Zwar eröffneten sie aus 18 Geschützen, die sie in einem Laufgraben postirt hatten, am 15. Juni früh 5 Uhr das Feuer gegen die Eingangsstraßen der Stadt, waren aber nicht im Stande, das Feuer der Franzosen zum Schweigen zu bringen. Diese hatten ihrerseits den Angriff auf die feindliche Armee auf den 15. festgesetzt, aber Zaragoza zog vor, in derselben Nacht sich auf die Höhen zwischen Aculcingo und Puebla zurückzuziehen und den Angriff auf Orizaba für's Erste aufzugeben. Mit Recht schieben die Mexi-

caner die Ursache ihrer Niederlage auf Ortega, der wie die meisten mexi-
nischen Generale ein Emporkömmling aus dem Civilstande und ohne
militärische Kenntniß war, überdies als früherer Vorgesetzter Zaragoza's
politischer Mantelträger, der seine eigenen Pläne verfolgt, sich nur wi-
willig und lau den Anordnungen des Obercommandos fügte. Für die Fra-
zosen ward die kühne That des Capitäns Detrie zum rettenden Ereig-
denn die Mexicaner gaben es nun auf, die Offensive zu erneuern. —

So hatten sich jetzt schon die Anfänge des mexicanischen Abenteuers
zu einem vollständigen Kriege ausgebildet. Die „militärische Ehre Frankr-
war engagirt", die Scharte von Puebla mußte ausgewetzt, die franzö-
freundliche Partei in Mexico mußte beschützt, die „Ordnung" mußte ge-
werden. Napoleon ging daher zum ernsten Eroberungskriege über, eine O-
rationsarmee unter General Forey wurde über den Ocean geschickt,
Land wurde „pacificirt", der Kaiserthron gegründet. Nach dem Treffen
Puebla konnte Frankreich nicht mehr zurück. Jetzt aber, nachdem es
durch die Gewalt seiner Waffen festgesetzt zu haben schien, — jetzt mu-
zurück.

Die norddeutsche Ebene und ihre Moore.

(Schluß.)

Die blühendste Fehncolonie unseres Landes ist aber Papenburg im
maligen Niederstift Münster, dem jetzigen Herzogthum Ahremberg-
dicht an den Grenzen Ostfrieslands, auf einem Terrain, welches lange
Ostfriesland und Münster streitig war. Hier beschloß nach dem En-
30jährigen Krieges Dietrich von Beelen, der den Bezirk erkauft hatte,
dem neben dem verfallenen Steinhause, von welchem der Ort den Na-
hat, sieben elende Hütten standen, nach dem Muster der Holländer
Moorcolonie anzulegen, indem er unter dem Versprechen großer Freihei-
im Jahre 1675 Colonisten herbeirief. Seit der Zeit ist hier ein Sys-
von Canälen entstanden, die zusammen eine Länge von 5½ Stunde ha-
Der Hauptcanal 2 Stunden lang, geht durch das Droster Siel, wo
großen Werfte Papenburgs liegen, dem Dorfe Halte gegenüber in die E-
Der Ort selbst, dessen Häuser zu beiden Seiten der Canäle liegen, hat e-
Länge von 2 Stunden. Von dem 17000 Morgen großen Fehn sind erst 90-
Morgen cultivirt. Die Einwohnerzahl, die im Jahre 1799 nicht über 25-
stieg, beträgt gegenwärtig 5400, und statt der sieben Torfhütten besteht j-
die Stadt aus 780 Häusern mit 3 Kirchen. Im Jahre 1853 konnte
Fleckengemeinde Papenburg dem Freiherrn von Landsberg-Veelen seine

echtsame an das Fehn für 100,000 Thlr. abkaufen und bezieht jetzt aus dem Fehn ein reines Einkommen von etwa jährlich 6000 Thlr. So war der Ort in den Stand gesetzt, im Jahre 1860 die Rechte einer selbstständigen Stadtgemeinde zu erwerben!

Von geringerer Bedeutung sind die Fehncolonien des Herzogthums Bremen, obwohl bei dem größeren Reichthum dieses Bezirks an schiffbaren Gewässern hier viel geringere Schwierigkeiten als in Ostfriesland zu überwinden sind, wo der Canalbau große Summen erfordert*). Die ersten Moorcolonien wurden hier ums Jahr 1720 im Amte Ottersberg gegründet. Besonders aber hob sich diese Cultur durch den großen Eifer des damaligen Moorcommissär Findorf, dessen Namen noch jetzt eine nach ihm benannte Moorcolonie im Amte Bremervörde im Andenken erhält. Auch ist auf dem Weiberberg bei Worpswede den menschenfreundlichen Manne ein Denkmal errichtet. Die Zahl der von ihm und nach seiner Zeit gegründeten Colonien dieser Art beträgt nahezu 90; aber ihre Einwohnerzahl beträgt nicht viel mehr als 15000. Seit 1766 ist ein großer Canal gegraben, der Hamme und Oste mit einander verbindet und für den Torfabsatz nach Bremen und in die Elbgegenden von großer Bedeutung ist. Auch hier mag, wie in Ostfriesland der Flächenraum des cultivirten Landes etwa eine Quadratmeile betragen.

Man sieht aus diesen Zeilen zur Genüge, wie unbedeutend im Verhältniß zur cultivirbaren Fläche die wirklich bebaute Moorstrecke ist, und daß viele Tausende, die jetzt jährlich in weiter Ferne ihr Glück suchen und große Summen Geldes außer Landes führen, hier noch Platz und eine sorgenfreie Existenz finden könnten, wenn entweder Privatgesellschaften oder auch die Regierung für die vermehrte Anlage solcher Colonien Sorge tragen würden. Der Einzelne kann hier eben nichts machen, und es bedarf der Aufwendung größerer Geldmittel; aber das Capital würde auch segensreich, wie kein anderes, angelegt sein. Wir dürfen in dieser Beziehung ganz besonders auf das Bourtanger Moor aufmerksam machen, dessen vollständige Bewältigung wohl erst dann gelingen wird, wenn man sich entschließt, nicht die einzelnen schon vorhandenen Colonien, wie es mit Ruetenbrock geschehen ist, durch einen Canal mit der Ems zu verbinden, was höchst kostspielig sein würde, da jeder dieser Canäle, die das Emsufer begleitenden mächtigen Dünen quer durchschneiden müßte, sondern parallel mit der Hauptrichtung des Bourtanger Moors einen 8 Meilen langen großen Schifffahrtscanal durch dasselbe bis in die Gegend von Aschendorf an der Ems zu bauen. Quercanäle würden sich an denselben anschließen, zur Entwässerung des Moors wie zur Verbindung der einzelnen Niederlassungen dienend. Hier kann unser Land noch wahrhafte Eroberungen machen und in diese Colonien den Abfluß unserer Bevölkerung niederleiten. Die nahe gelegenen Niederlande zeigen uns, was sich in dieser Beziehung leisten läßt, wo in den dem Bourtanger Moore be-

*) Die gesammten Kosten bei der ersten Anlage des Berumerfehns in der Nähe von Norden in Ostfriesland betrugen 66348 Thlr.; davon kamen auf den 1 Meile langen Canal 5870 Thlr.

nachbarten Sümpfen von Drenthe seit 1817 durch einen großen menschenfreundlichen Verein jene merkwürdigen „freien Armen-Colonien“ gegründet sind, die sich von Jahr zu Jahr eines größeren Wohlstandes erfreuen, so daß für ihre Bewohner schon eine eigene Ackerbauschule gegründet werden konnte.

Könnten wir demnach hoffen, daß auch in unserem Lande, wie in den Nachbarländern, die Cultur der Fehne in der nächsten Zeit einen merklichen Aufschwung nähme, so würde, da man auch in diesen Colonien auf dem noch nicht abgetorften Boden die Brandcultur treibt, damit allerdings bis zur Zeit der gänzlichen Abtorfung der Moore ein vielbeklagter Nachtheil, den dieselbe sowohl für die nächste Umgebung der Moore als bis auf weite Strecken des innern Deutschlands im Gefolge hat, noch stärker hervortreten. Es ist der Moorrauch oder Höhenrauch*), der uns, in unserem ohnehin so nebelreichen Lande, gar manchen Frühlingstag verdirbt, wenn er plötzlich am Horizont heraufziehend das Licht der Sonne schwächt, die Aussicht auf einen engen Kreis beschränkt und die Pracht des jungen Frühlings nur in falbem Scheine, als wolle sie ersterben, erkennen läßt, indem er zugleich durch den ihm eigenen Geruch die Brust beengend zusammenzieht und das Gemüth trübe stimmt. Das ist es aber nicht allein, sondern es hat der düstere Qualm auch einen schlimmen Einfluß auf unsere klimatischen Verhältnisse, so daß wir hier ein Beispiel von der Einwirkung des Menschen auf atmosphärische Erscheinungen über weite Strecken hin haben. Beobachtungen am Harz und in den thüringischen Gebirgen zeigen nämlich, daß er bis zu einer Höhe von wenigstens 2000 Fuß sich in der Atmosphäre erhebt, ja der genau beobachtende Prestel, der von Emden aus die Höhe der Rauchschicht über dem brennenden Bourtanger Moore am Horizont beobachtete, fand, daß hier, an der Ursprungsstelle, diese Höhe auf 10000 Fuß steigt. Nun ist aber aus mehrfachen Erfahrungen bekannt, daß Rauch die Leitungsfähigkeit der Luft für Electricität befördert Es kann also recht wohl ein bis zu der eben angegebenen Höhe emporgestiegener Rauch eine leitende Verbindung zwischen Wolken und Erde vermitteln und dadurch ein vorhandenes Gewitter schwächen oder die Bildung von Gewittern verhindern. Darum halten noch so manche, Ursache und Wirkung verwechselnd, den Moorrauch für ein „zersetztes Gewitter“. Es ist ferner bekannt, daß feine Staub- und Kohlentheilchen eine stark Wasser anziehende Kraft haben**); und so trocknet denn auch der Moorrauch die Atmosphäre auf, verhindert die Bildung von Regen und hemmt so die Entwickelung der Pflanzen. Da man indeß nur bei trockenem Wetter, also besonders bei Ostwinden brennt, so mag manches, vielleicht das meiste, auf Rechnung des Rauches geschrieben werden, was eine Wirkung der Witterung ist, die das Moorbrennen

---

*) In Ostfriesland heißt er Beenrock oder Beendamp, in Westfalen Harrauch, woraus die Form Heerauch durch Entstellung entstanden ist. Dort liegen die Moore auf den Berghöhen, die man Har oder Hardt nennt. Daher der Name.

**) Daraus erklären sich auch die trockenen Nebel des atlantischen Oceans westlich von der Sahara. Es ist ein staubreicher Wüstenwind, der diesem Meerestheile den Namen des „Dunkelmeeres“ verschafft hat; er entzieht der Luft alle Feuchtigkeit und verpflanzt die Trockenheit der Wüste auf das feuchte Element des Meeres.

erst möglich machte. Keineswegs bringt aber der Moorrauch noch andere Schädlichkeiten mit sich. Er schadet, wie man das an den Orten seiner Entstehung aus langjähriger Erfahrung weiß, weder der Gesundheit der Menschen und Thiere, noch, anders als in der angegebenen Weise, der Entwickelung der Pflanzen. Wenn man ihm im Binnenlande das Abfallen der Obstblüthe Schuld giebt, so mag darauf hingewiesen werden, daß man in Holland inmitten der Moorbrennereien die schönsten Obsternbten gemacht hat. Daß aber wirklich der Höhenrauch, der bis an den Fuß der Alpen und bis zu den Karpathen hin zu spüren ist, eine Folge des Moorbrennens ist, daran zweifelt wohl gegenwärtig kein Verständiger mehr, seitdem man durch Verbindung der Beobachtungen der deutschen meteorologischen Stationen in den Stand gesetzt ist, die Ausbreitung des Moordampfs von den Brennstellen aus auf Karten niederzulegen. Bedenkt man ferner, daß, wie schon oben erwähnt, jährlich über 3 □Meilen Landes bis auf drei Zoll Tiefe abgebrannt werden, so begreift man leicht, daß eine so große Fläche vollkommen im Stande ist, jene ungeheuren Rauchmassen zu erzeugen, die Auge und Gemüth gleichmäßig umdüstern. Es sind darum denn auch schon früh Verbote gegen das Moorbrennen erlassen, wie vom Churfürsten Ernst August für das Osnabrücksche im Jahre 1720 und von der Münsterschen Regierung in demselben Jahre, oder hat man es auf eine gewisse Zeit des Jahres zu beschränken versucht. Die Noth ist aber größer gewesen als das Gebot, und so mögen auch wir an den wenigen Höhenrauchtagen — selbst in Emden in der Nähe der Brandstellen sind es im Durchschnitt nur 10 Tage im Jahr — die Unbequemlichkeit gern ertragen, wenn wir dabei der armen „Moorker" im wüsten Moor gedenken, die dann die Frucht, die ihr eins und alles ist, hoffend der Erde anvertrauen.

Elb-Athen und Isar-Florenz vor zweiundsiebzig Jahren.

Wir haben in frühern Heften der Berliner Revue aus den Papieren eines Reisenden des achtzehnten Jahrhunderts die Schilderungen mitgetheilt, welche derselbe von dem Warschauer Leben kurz vor dem Untergange der Polnischen Verfassungs-Sonne entwarf. Wir glauben dem Geschmacke unserer Leser zu begegnen, wenn wir aus den Aufzeichnungen desselben Reisenden die Beschreibung Dresdens und Münchens, wie sich diese beiden Residenzen zur Zeit der französischen Revolution darstellten, entnehmen.

Dresden, 2. Juni 1794.

Am 28. Mai bin ich hier angekommen, um die Stadt zu betrachten, welche

eine Zeitlang die rivalisirende Hauptstadt der polnischen Könige war. Ich machte sogleich meine Streifzüge, um das Aeußere der Stadt zu untersuchen und mich mit ihrem Plane bekannt zu machen. Bei solchen Gelegenheiten überlasse ich mich dem Zufalle, und jeder Weg, den er mit mir nimmt, ist mir der nächste, sowie jede Stunde, wo ich nach Hause zurückkomme, mir die rechte ist. Verirren kann man sich da nicht, wo man keinen bestimmten Weg zu suchen, und zu halten hat. Wo ich ein Thor fand, kehrte ich wieder um, weil ich mich für heute auf die Altstadt einschränken wollte.

Die Bauart dieser ist ganz auf Gelaß berechnet. Im Durchschnitt haben die Häuser 4 bis 5 Geschoß und gebrochene, holländische Dächer, deren einzelnen Abtheilungen ebenfalls bewohnt werden. Sie sind meist von dem schönen Pirnaischen Sandstein erbauet, der außerordentlich dauerhaft ist. Die Treppen sind in vielen Häusern von demselben Steine, was für die Einwohner in Feuersnöthen sehr beruhigend sein muß. Die Häuser werden im Innern musterhaft reinlich gehalten und im Aeußern sind sie es nicht minder. Man hat sie meist gelblich oder grünlich abgeputzt und die Fensterverzierungen mit Farben, nicht in Gips, wie z. B. in Berlin angegeben. Ihre Vorderseiten sind also nicht durch Schnörkeleien unterbrochen, sondern geben ein heiteres Ganze. In einigen Straßen, besonders in den ältern, z. B. der Schloß-, Wilsdruffer-, Scheffelgasse ꝛc. findet man noch einzelne Häuser mit hervorspringenden Erkern, deren eines dem andern die Aussicht benimmt; aber sie sind hier nicht in so großer Anzahl, wie z. B. in Leipig, Bautzen und andern sächsischen Städten. Ganz davon frei habe ich die Moritz- und Pirnaische Straßen, überhaupt die schönsten in Dresden, gefunden. Beide sind zwar nicht lang, aber breit, und mit trefflichen, meist ganz neuen fünf bis sechs Geschoß hohen Häusern und Palästen besetzt. Die Moritzstraße war die erste, die aus den Trümmern hervorging, in die sie das Bombardement im siebenjährigen Kriege (1760) legte, und sie ist die schönste geworden.

Die geringern, unansehnlichern Theile der Stadt finden sich an der Stadtmauer herum. Vom Pirnaischen Thore bis zum Zeughause, von da hinten herum am Brühlschen Garten, vom Wilsdruffer- bis zum See-Thore, von dort hinter der Kreuzkirche herum; in der Gegend eben dieser Kirche, in dem sogenannten Loche, wo sich ein Nest von engen, schmutzigen, finstern Straßen findet — da überall sind die Häuser alt, größtentheils von der Mauer eingeschlossen, meist von ärmern, oft genug von liederlichen Leuten bewohnt, die Gelegenheit geben und Gelegenheit machen, gewöhnlich aber Bierhäuser und in diesen *Schenkmädchen* halten.

In der Neustadt ist die ansehnlichste Straße die Königsstraße, die mit hohen und langen Häusern besetzt ist und „en face“ den sogenannten Japanischen Palast hat, aber todt und menschenleer ist. Der Palast fällt nicht übel in die Augen, nur wünscht man, daß er für seinen Umfang mehr Höhe und Leichtigkeit haben möchte. Das Innere desselben ist zu der vortrefflichen Bibliothek eingerichtet, und nicht leicht wird sich irgend ein Institut dieser Art, die Bibliothek zu Paris und im Vatican ausgenommen, solch eines prächtigen, heitern, geschmackvollen und weitläuftigen Locals rühmen können.

Auch für die Kunst verwahrt es einen bedeutenden Schatz von antiken Bildhauereien und von Gypsen. Die Aussicht von den oberen Sälen ist vortrefflich. Am Palaste selbst ist ein kleiner, aber sehr artiger Garten, dessen Terrassen zugleich ein Stück des Walles einnehmen und einen köstlichen Ueberblick über die umliegenden Gegenden und den ganzen Spiegel der Elbe, die hart daran hinfließt, gewähren. Mit einem Worte, die Musen haben hier einen höchst anmuthigen Zufluchtsort gefunden.

Um Alles, was sich über das Aeußere von Dresden sagen läßt, in wenig Worten zusammen zu fassen: die Stadt hat an Gründlichkeit und Geschmack in der Bauart, an Reinlichkeit, Nettigkeit, Neuheit, und in verhältnißmäßiger Harmonie der Vorstädte mit der Stadt selbst, in ganz Deutschland vielleicht kaum zwei ihres gleichen.

Sachsen hatte zwei Regenten, die in den Augen einseitiger Menschen noch jetzt unbedingt für zwei Geißeln ihres Landes gelten, während doch ihre Fehler sich längst schon durch die wohlthätigen Folgen, die bei Fehlern dieser Gattung nie ausbleiben, wieder gut gemacht haben. Es ist wahr, die beiden Auguste thaten nicht bloß, was ihrem Volke nöthig war, und was ihr eigener Ehrgeiz verlangen konnte: sie thaten mehr und hatten dazu einen Maßstab, der ihre Kräfte überstieg. Auch vergaßen sie von Zeit zu Zeit, daß sie nur die Rentmeister, nicht die Eigenthümer der Summen waren, die durch ihre Hände gingen; und sie legten dieselben öfter zur Befriedigung ihrer persönlichen Ehrsucht, Prachtliebe, Galanterie und Liebhaberei, als zur Vergrößerung, Verstärkung, Sicherstellung ihres Staats und zur Schonung, Belebung und Zufriedenheit ihres Volkes an. So hatten sie nie genug, und das Volk konnte nie genug geben. Eine große Schuldenlast war die natürliche Folge davon; aber sie war doch in der That nur eine Anticipation auf die Talente und den Kunstfleiß dieses höchst fähigen Volkes, dem es, nach einer verhältnißmäßig kleinen Reihe von Jahren gelang, diese Last abzuwälzen, und, als baaren und reinen Gewinn, eine zu Natur und Gewohnheit gewordene erfinderische Thätigkeit als Nationaltugend davon zu tragen. Ueberdieß war auch nicht Alles verloren, was für jene Schuldenlast erkauft worden war; es ist großentheils noch da, es wirkt immer noch fort, es hat die Nation selbst zu der ehrenvollen Stufe erhoben, die sie unter den Gemeinden deutscher Zunge einnimmt. Sie hat eine Hauptstadt, die eine kostbare Niederlage von künstlichen und angenehmen Dingen enthält, welche manche Kaiser- und Königsstadt entbehren muß: für die Kunst hat sie eine in ihrer Art einzige Gallerie von Gemälden, eine namhafte Sammlung von Antiken; für die Wissenschaften eine der vollständigsten Bibliotheken in der Welt; für die Pracht und die Noth eine der kostbarsten Sammlungen in Europa, das grüne Gewölbe genannt; für die Erhöhung und Erweiterung des menschlichen Geistes große öffentliche Werke, Brücken, Gärten, Kirchen, Palläste; für die Verfeinerung der Sitten, des Geschmacks, des Lebensgenusses einen gewissen Geist, der mehrere Jahrzehnte hintereinander, durch die beiden prächtigen, nach Genuß jeder Art strebenden Könige, in dieser Nation angefacht, genährt, ihr gleichsam eingeimpft wurde und sie noch jetzt vor ihren

Nachbarn kenntlich macht — alle diese Dinge besitzen die Sachsen noch als Nationalgüter, die ihnen auf ewige Zeiten Zinsen tragen, und sie haben diese Güter bis auf eine Kleinigkeit bezahlt durch ihren Fleiß, unter der Leitung eines so häuslichen Fürsten bezahlt, wie der jetzige Kurfürst*), der den wahren Maßstab gefunden hat, nach welchem sein Volk arbeiten muß, um alte Gläubiger und neue Bedürfnisse zu gleicher Zeit zu befriedigen und dabei übrig zu haben, und der durch sein Beispiel lehrt, wie man das Schöne und Nützliche ohne Verschwendung befördern, wie man angenehme heitere Sitten ohne Regellosigkeit üben, und wie man der vernünftigen Freuden des Lebens genießen kann, ohne zu schwelgen.

Die Sparsamkeit des gegenwärtigen Kurfürsten von Sachsen hat den sichtbarsten Einfluß auf die Nation gehabt, und man bemerkt dies nirgends so deutlich, als in Dresden selbst. Die Minister, die Generale, die höheren Staatsbeamten und die reichen Privatleute, die in Dresden leben, und deren Zahl nicht so klein ist, bemerkt man kaum. Da ist kein Ueberfluß an prächtigen Wagen, zahlreichen Dienerschaften, kostbaren Stellen, Assembleen, Gastereien, Lustparthien; da sind aber auch keine namhafte Schulden und keine betrogene, zu Grunde gerichtete Handwerker und Kaufleute. Die Staatsbeamte, die selbst in kleineren Residenzen nicht ohne Wagen und Pferde sein können, gehen hier zu Fuße, oder behelfen sich in feierlichen Fällen mit Tragsesseln. Wie hätte auch der Herr Rath nöthig, oder wie könnte er auch nur wagen, Aufwand in dieser Art zu machten, wenn er mehrere seiner Minister, in einfachem Frack, zu Fuße einhergehen sieht; wie der Hauptmann und Major, wenn er seinen General, bloß von einer Ordonanz oder mit einem Stallknecht begleitet, zu Fuße oder zu Pferde, auf den Straßen von Dresden sieht? Es ist, glaub' ich, kein Beispiel in Dresden, daß ein Kaufmann sich Wagen und Pferde hielte, und nur ein paar Wechsler sind in diesem Falle. Höchstens halten sich Leute dieser Klassen „demi-fortunes" mit einem Pferde bespannt; und zu ihrem Sommervergnügen, kleine Landhäuser auf den umliegenden Dörfern oder Weinbergen, wo sie des Sonntags ihre Freunde empfangen und mit wahrer Frugalität bewirthen. Was man in andern Hauptstädten, besonders des Winters, findet: einen Zusammenfluß von adeligen Familien aus der Provinz, zeigt sich sehr sparsam in Dresden, da der größte Theil des Landadels auch den Winter über auf seinen Gütern bleibt.

Bei dem allen glaube man nicht, daß dieser Ton von Sparsamkeit in Garstigkeit ausarte. Bei Gelegenheiten, wo es gilt, zeigt man sich auf einem Fuße, der dem Wohlstand zusagt. Man ist zwar von der Warschauer Pracht und Fülle eben so weit entfernt, als von dem Wienerisch-Spanischen Prunk, aber alles, was ein feiner Gaumen, der genießen und nicht schwelgen will, an Produkten der feineren Kochkunst und der edleren Rebe billigerweise verlangen kann, wird dargeboten, und noch nebenher eine anständigere, reichere, mannichfachere Unterhaltung, als man an den genannten O[rten]

*) Friedrich August III.

findet. Die große Welt in Dresden, männlichen wie weiblichen Geschlechts, ist unterrichteter und geistvoller, als in vielen andern Residenzen von Deutschland, und man braucht nicht blos Pferde-, Hunde- und Jagdliebhaber zu sein, um in ihren Cirkeln Vergnügen und Belehrung zu finden. Das weibliche Geschlecht ist besonders gebildet und angenehm und kennt seine Würde besser und mißbraucht seine Rechte und Reize weniger, als die eleganten Weiber zu Warschau und Wien, deren Ton und Wesen in Dresden die Decenz beleidigen und ganze Gesellschaften aus einander sprengen oder doch still machen würde. Hier giebt es in der That noch häufig eheliche Liebe und Glückseligkeit in den höheren Ständen, und der Ton, der unter den beiden Augusten in dieser Rücksicht hier herrschte, ist längst verschwunden. Auch hierin geht der jetzige Fürst mit einem lehrreichen Beispiele voran, und Regellosigkeit in diesem Punkte kann mehr, als alles übrige sein Mißfallen erregen, besonders wenn Personen sie sich zu Schulden kommen lassen, die näher oder entfernter zu seinem Hofstaate gehören.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine Tochter Melanchthons.

(Schluß.)

Mit demselben Boten, der ihm diesen Brief gebracht, sendete Sabinus die Antwort: Melanchthon möge die Tochter mit ihren Kindern nach Belzig bringen, dort wolle er sie abholen.

So geschah es. Mit ihren beiden Mädchen Anna und Sabina — Katharina blieb wieder im großälterlichen Haus — verließ Anna Sabinus in Begleitung des Vaters die Heimath. In Belzig wartete ihrer Sabin. Ueber das Zusammentreffen mit ihm berichtet Melanchthon (10. Juni): „Seine Rede war ruhig und ich gab zu, daß er meine Tochter in sein Märkisches Vaterland zurückführe. Die Magd aber, die wir von hier mitgenommen hatten, entfernte er, trotzdem daß das eine Kind krank war und von der vertrauten Person sich am leichtesten behandeln ließ. So folgt die Mutter mit zwei kleinen Mädchen dem Gatten, das Herz voll Schmerzen; ihrem Leben wird der Gram, wie sie selbst ahnend vorhersieht, gar bald ein Ende machen. Und man darf noch wünschen, daß nichts Traurigeres geschehe."

Wochenlang stand das Bild der scheidenden Tochter vor Melanchthons Seele. Nicht ohne Grund macht er Camerar den Vorwurf, dieser habe sich von Sabin durch „den Schein des Schönen" bestechen lassen. Es vermehrte

seinen Kummer, sich und die Seinigen angeklagt, den Gegner vertheidigt zu sehen. Fast bereute er schon, nachgegeben und die Tochter von sich gelassen zu haben.

Besorgt, wie er war, machte ihm das Ausbleiben eines mit Briefen an Sabinus geschickten Boten viele Unruhe. Aber der Bote kam endlich an und brachte, wie es scheint, leidliche Nachricht. In Frankfurt aber rüstete Sabinus zur Abreise. Es wurde nur noch eine Dienerin erwartet, eine von Camerarius in Leipig gedungene erfahrene Frau, welche, wie Sabinus dießmal ganz verständig beschlossen hatte, Anna die Last der Haushaltung erleichtern sollte. Melanchthon freilich meint, es sei unrecht der Hausfrau eine natürliche Gegnerin zu setzen, aber er tröstet sich, die Frau werde, da sie selbst Mutter sei, Menschlichkeitsgefühl besitzen und lieber sei ihm immer eine Meißnerin als eine Märkerin. — Ende Juni oder Anfang Juli wurde die weite und gefährliche Reise nach Königsberg angetreten. Melanchthon aber warf zu Wittenberg der Kummer aufs Krankenlager.

Wer heutzutage in etwa 10 Stunden von Frankfurt a. O. nach Königsberg fährt, kann sich kaum eine Vorstellung machen, was es im sechszehnten Jahrhundert auf sich hatte, diese Reise zu unternehmen. Es war keine geringe körperliche Anstrengung, durch die einförmigen Ebenen im unbequemen Fuhrwerke sich Tage und Wochen lang auf den schlechtesten Wegen hinfahren zu lassen und Nachts in erbärmlichen Herbergen zu verweilen, wo kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse elend gesorgt war. Der Weg führte über Posen und Thorn. Doch die Naturen waren damals stärker wie jetzt und so besserte sich, wie Sabinus von ersterem Ort aus schreibt, die angegriffene Gesundheit Annas zusehends. Gegen Mitte des Monats Juli zog man mit guten Hoffnungen in Königsberg ein.

Sabinus trug ein von Melanchthon verabfaßtes, von Camerar mitunterzeichnetes Empfehlungsschreiben an Herzog Albrecht bei sich, worin es heißt, in diesen äußersten Landen sei die lateinische Sprache durch der Polen Nähe sehr verderbt. Nun könne Georgius Sabinus die Jugend „zu rechter natürlicher Art" Latein zu schreiben gewöhnen und sehr nützlich sein. Der Empfohlne selbst freilich hatte andre Pläne, als den, einen guten lateinischen Schulmeister zu machen. Große Ehren, Reichthum, Einfluß und Macht, glanzvolle Sendungen an üppige Höfe könnten ihm, träumte er, nicht entgehen. Schon bei seiner früheren Anwesenheit in Königsberg war beschlossen worden, die Particularschule zu einer Universität zu erheben und dieser sollte er als erster Rector perpetuus vorstehen. Am 17. August 1544 wurde die Universität feierlich inaugurirt, bei ihrer Einrichtung wurde Wittenberg zum Muster genommen, die Mehrzahl ihrer Lehrer war ebendaher gerufen. Mit dem Benehmen Sabins, mit seiner Thätigkeit bezeigte sich Herzog Albrecht sehr zufrieden und es scheint auch, als ob jener in der ersten Zeit sein schweres Amt mit Umsicht und Geschick verwaltet habe. Allein es kam Manches anders als er es gehofft. Nicht leicht war die Bürde, welche er auf seine Schultern geladen hatte. Der ersehnte angenehme Wechsel durch Gesan-

schaften und öffentliches Wirken in Staatsangelegenheiten als einflußreicher Rath des Herzogs blieb aus; Neid und Mißgunst der Untergebenen erhoben ihr giftiges Haupt; schon nach wenigen Jahren war es der Rector müde, sein Amt weiter zu führen; die Universität nahm keinen gedeihlichen Aufschwung, verursachte dem Gründer nur Sorge; und so ging denn schließlich (1555) Georg Sabinus ohne Dank und unbefriedigt dahin zurück, von wo er gekommen war: er hatte es eben nicht verstanden, das Pferd, welches er gekauft, zu reiten.

Anna erlebte die Tage der völligen Enttäuschung nicht. Der Vielgeprüften hatte es die Vorsehung beschieden, nur Zeugin und Theilnehmerin der frohen glänzenden Tage ihres Gatten in Königsberg zu werden. Als dieser die Insignien der neuen Academie erdachte, den Albertus mit Harnisch und Schwert den noch heut die Universität im Siegel führt und die Studenten an der Mütze tragen, da fühlte er sich in seiner Würde als Rector, ein mächtiger Mann. Er sendete jene Embleme durch Melanchthon an Camerar. Ersterer schreibt bei dieser Gelegenheit an Letzteren: „Ich wünschte das Symbol sei passender für Wissenschaft und Kunst. Aber jenes eisige Küstenland war immer rauh und kriegerisch."

Die äußere Befriedigung des Mannes wirkte zurück auf sein Benehmen im Haus. Anna hatte nicht mehr so viel zu dulden durch seine Launen. Auch die verbesserte ökonomische Lage, die zweckmäßigere Einrichtung des Hauswesens nahm mache Veranlassung zu Unfriede und Streit. Wenn aber Camerar meldet, nichts habe das Glück des ehelichen Bandes und gegenseitiger Liebe in Königsberg gestört, so zeigt sich auch hierin, daß er kein zuverlässiger Gewährsmann ist betreffs des Verhältnisses zwischen Sabinus und Anna. Wohl kommen in Wittenberg Briefe Anna's an, die nur einen gerade erträglichen Zustand verrathen und ausdrücklich redet Melanchthon nach ihrem Tod von Leiden, die sie auch jetzt noch erduldet.

Mehr als Sabinus Benehmen haben wohl andere Umstände dazu beigetragen, Anna noch einige freundliche Tage zu verschaffen. Die Mitglieder der Universität und deren Frauen waren zum großen Theil alte Freunde von Wittenberg her. So bildete sich ein angenehmer geselliger Kreis, welcher Sitten und Gebräuche der Heimath festhaltend, daß unvergessene Bild des Jugendlebens nicht nur auffrischte sondern auch nachzuahmen sich bestrebte. Besonders als im Juni 1546 der Theologe Staphylus, welcher sechzehn Jahre lang in Wittenberg gewirkt hatte, nach Königsberg kam, fand Anna im Hause desselben Freundschaft und liebreiche Unterstützung. Vor Allem aber war es der Hof, welcher sich der Tochter Melanchthons annahm und ihr das Leben verschönte.

In den Räumen des Königsberger Schlosses waltete damals Herzogin Dorothea, das Muster einer deutschen Fürstin. Fromm und gottergeben hatte sie den Verlust ihrer Kinder ertragen — von 2 Söhnen und 4 Töchtern überlebte sie eine einzige Tochter: Anna Sophia — und sich ganz dem Dienst der leidenden Menschheit gewidmet. Ihrer Freigebigkeit gegen Arme halben wird sie mit der heiligen Elisabeth verglichen. Dabei aber ließ sie es nicht

bewenden. Sie hatte die Heilkunde studirt und war jener Zeit der hülfreichste und glücklichste Arzt in Königsberg. Wo sie von Kranken oder Wöchnerinnen hörte, da erschien sie, die selbstbereiteten Mittel zu reichen, oder wenn es etwa an passender Nahrung fehlte, an den Heerd zu treten und die Speise zu kochen. Dabei war sie eine hochherzige Dame, die ihren Gemahl in großen Entschließungen zu bestärken und, wenn der Ausführung Schwierigkeiten sich entgegen drängten, vor Entmuthigung zu bewahren wußte. Die Universität hat ihr nicht bloß Stipendien für adelige Studirende zu verdanken, sondern auch für die Gründung und Erhaltung derselben ist ihr eifriges und einflußreiches Wirken nicht ohne Bedeutung geblieben.

Es hätte wohl kaum der Worte Melanchthons an den Herzog bedurft: „Meine Tochter, das arme Weib, empfehle ich Ew. Hoheit. Fürsten sind die Kinder Gottes, der sich einen Vater der Waisen nennt", um Albrecht und seine Gemahlin für Anna zu interessiren. Konnte doch Herzogin Dorothea gern hier, wie ihr scharfer Blick leicht erkannte, großes Elend mildern und ein edeles aber halbgebrochenes Herz vor Verzweiflung bewahren. Anna wurde in die persönliche Umgebung der Herzogin gezogen und erhielt sogar Einladungen zur Tafel. So erblicken wir sie in dem auserlesenen Kreis edler Damen, welche Herzogin Dorothea um sich gesammelt hatte. Ein schönes Bild ist es, welches Sabinus in der Lobrede auf Dorothea von dem Leben an ihrem Hof entwirft. Kein übertriebener Putz, keine schwelgerischen Gelage: leichtfertige Lieder, zweideutige Lecture und Unterhaltung sind verbannt. Aber es tönen fromme Gesänge aus den Damenzimmern: die Herzogin, eine liebevolle Gestalt steht unter ihren Frauen, deren Beschäftigung regelnd. Nähen und Nadeln sind unvergessen, geistiges Bedürfniß befriedigt das Lesen in der heiligen Schrift und in andern guten Büchern. Selbst Unterricht in der Pflanzen- und Heilkunde wird ertheilt. „Und was soll ich — fährt der Lobredner der Herzogin fort — von ihren Gärten sagen, in denen jetzt auch die Blumen ihre Herrin zu betrauern scheinen? Anmuthiger schildert Homer selbst die Gärten des Alkinous nicht, als die sind, welche die Herzogin in dieser kalten und eisigen Gegend angelegt hat . . . . . In ihnen weilte die Herzogin mit ihren Frauen, die wie Naiaden theils Samen in die Erde streuend, theils den trocknen Boden begießend, theils welke Planzen aufrichtend, das Lob Gottes sangen, des Schöpfers dieser herrlichen Natur."

Daß es in solcher Umgebung Anna wohl werden mußte, brauche ich nicht auszuführen. Vieles häusliche Ungemach mag sie in den Kreisen der Herzogin vergessen haben, anderes mag dadurch abgewendet worden sein, daß Sabinus durch die Gunst in welcher seine Frau bei Hofe stand, sich einestheils geschmeichelt, anderntheils gefesselt fühlte, indem er fürchten mußte durch rohes und ungestümes Benehmen die Gnade des Herzogs zu verscherzen.

Noch zwei Kinder gebar Anna in Königsberg; im Jahr 1545 eine Tochter: Martha, im April 1547 einen Sohn, der, vom Herzog aus der Taufe gehoben, den Namen Albrecht erhielt.

Melanchthon hatte schon seit längerer Zeit den Plan gefaßt, seine Tochter zu besuchen. Aber Jahr um Jahr wurde die Reise verschoben und er sollte

ein Herzenskind nicht wieder sehen. Bald nach der Geburt des Sohnes erkrankte Anna und am 27 Februar 1547 erfüllte sich die Todesahnung, welche sie beim Scheiden von der Heimath bewegt hatte. Durch langjährige Seelenleiden war ihre Lebenskraft gebrochen, noch nicht 25 Jahr alt sank e in's Grab.

In derselben Nacht, wo Anna in Königsberg den Todeskampf rang, rschien zu Wittenberg Philipp Melanchthon das Bild der todten Tochter n Traum. Erst einige Wochen nachher erhielt er durch Herzog Albrecht kunde von ihrer Erkrankung; die Todesnachricht bekam er am 26. März. Tief niedergebeugt durch den Gang der öffentlichen Angelegenheiten — denn hon hatte der schmalkaldische Krieg begonnen — mußte er nun auch den Verlust der Tochter tragen. Aus den Briefen des Bugenhagen, Creuciger, Georg Maior, Justus Jonas, Chilian Goldstein, Paul Eber, Panonius, Staphylus und Herzog Albrecht, in denen theils das traurige Ereigniß mitetheilt, theils für Beleidsbezeugungen gedankt wird, athmet das Gefühl unennbaren, aber gefaßten Schmerzes und tiefer väterlicher Sehnsucht. Es ar Melanchthon ein Trost, daß Anna vor ihrem Hingang Beweise wahrer rgebung gegen Gott und ihren Gatten gegeben; dagegen weckte peinliche Gedanken die Frage, was die Bewegung bedeutet haben möge, welche die Tochter, um Aufträge an die Ihrigen angegangen, weinend gemacht hatte. In einem der Briefe schreibt Melanchthon: „das Gefühl natürlicher Liebe zur Tochter vermehrte das Mitleid, als sie in die traurigste Knechtschaft gerathen ar, zumal da ich sah, daß bei ihr viele Tugenden angezeigt seien. Ich uß daher, nachdem zu ihrem übrigen Unglück auch ein vorzeitiger Tod ekommen ist, wohl klagen. Meine Trauer wird gesteigert durch die Erinneung an den eigenen Fehler. Denn nicht durch ihre Schuld, sondern durch neine Sorglosigkeit kam sie in ein großes Elend. Da ich aber zehn Jahre indurch sie Gott tief aufseufzend täglich anempfohlen habe, und mir durch in sichtbares Zeichen Kund gethan ist, Gott nehme sie in seine Hut, urtheile h, sie sei durch göttlichen Rathschluß von dieser Erde abgerufen worden, dait sie von dem Mißgeschick, das sie verfolgte, befreit werde."

Sabinus war über den Tod seiner Gattin untröstlich. Alle Zier des ebens, singt er, sei ihm genommen, freudelos und öde starre ihn das Dain an. Bald nachher dachte der Poet schon an eine zweite Ehe und weige Jahre darauf führte er eine junge Königsbergerin, Anna Cromerus, eim.

Literarische Anzeige.

Frankfurt a. M. In der hiesigen F. Boselli'schen Buchhandlung ist soeben eine neue Auflage von Dr. Otto Hübner's statistischer Tafel aller Länder der Erde erschienen. Dieselbe enthält: Größe, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Papiergeld und Banknotenumlauf, stehendes Heer, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Haupterzeugnisse, Münze und deren Silberwerth, Gewicht, Ellenmaaß, Holzmaaß für Wein und Getreide, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte aller Länder der Erde. Preis 5 Sgr. (18 Kr.) Für wenige Groschen eine ausgezeichnete Arbeit für Zeitungsleser und das gebildete Publikum.

Aufruf.

Nachdem unsere Krieger größtentheils heimgekehrt sind, stellt sich das dringende Bedürfniß nach deren Beschäftigung und Placirung heraus. Indem ich meinen geehrten Mitbürgern, Mitbürgerinnen und den verehrlichen Zeitungs-Redactionen für deren bisherige Beihülfen meinen wärmsten Dank ausspreche, bitte ich für vorkommende Fälle der Besetzung von Hausofficianten-Stellen, sowie bei vorübergehender Beschäftigung sich an mich zu wenden, um soviel als möglich die Nachwehen des Krieges mildern zu helfen, die durch die strengere Jahreszeit noch bedeutend erhöht sind.

von Dirke,
Zimmerstraße 74.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Ab Jove principium. Wir müssen unsere Wochenschau von Neuem it dem heiligen Vater in Rom anfangen, weil in der That das Schicksal :s Papstes dazu bestimmt ist, den Prüfstein für die Haltbarkeit der Napo- onischen Combinationen, und überhaupt der modernen national-revolutio- iren Politik zu liefern. Entgegengesetzte Einflüsse machen sich den Entschluß ius des Neunten streitig. Der Papst muß Rom verlassen, sagen die Eifri- :n, er darf nicht mit der Revolution transigiren, auch wenn sie in der Ge- ılt des gutmüthig-bußfertigen Königs Victor Emanuel auftritt. — Warum ll der Papst aus seiner Hauptstadt weichen, fragen die Klugen, da ihm ja ıch durch die Vermittlung Frankreichs die annehmbarsten Bedingungen ge- ›ten werden, und da der Kaiser Napoleon stets mit moralischem Schutze ›er ihn Wacht halten wird?

Die journalistischen und diplomatischen Sophisten des Kaiserreichs sehen :r keinen Grund ein, weshalb der heilige Vater fliehen sollte, und der aiser selber möchte, glauben wir, mit seinen Zeitungsschreibern und Staats- ännern in jenem Nichterkennen eines Grundes wetteifern. Von Anfang ı ging ja die Theorie Napoleons dahin, die Legitimitäten zu bewegen, daß : mit der Revolution einen Vertrag eingehen. Sollte dies Mischsystem an r Ehrlichkeit des Papstes scheitern, sollte es einen einzigen unbestechlichen ertreter der Tradition geben, so würde dem Gebäude Napoleons der Eck- :in entzogen. Der Kaiser der Franzosen hat mit dem Könige von Italien e September-Convention eigens zu dem Zwecke abgeschlossen, um zu zeigen, ıß innerhalb des napoleonisch constituirten Europa die alte Autorität und e neue Gewalt neben einander bestehen können. Der Glaube an das Kai- rthum würde daher einen bösen Stoß erleiden, wenn jene Convention gleich [en andern Verträgen, die der Imperialismus schließt, ein Stück Papier :ebe. Dies sind die theoretischen Gründe, weshalb Napoleon wünschen ıß, daß der Papst die Sache nicht auf's Aeußerste treibe. Hierzu kommt er noch ein höchst practisches Motiv: die katholische Partei in Frankreich sehr stark. Findet sie, daß für den Schutz ihrer Religion und des sicht- ren Oberhauptes ihrer Kirche nichts weiter zu Gebote steht, als die un- uchtbaren Sympathien der Kaiserin, so wendet sie sich endgiltig von Na- ›leon ab.

Ist also das Verbleiben des Papstes eine Lebensfrage für Napoleon, kann man sich denken, daß die Gegner des Kaisers den Entschluß Pius

des Neunten zur Flucht lenken möchten, entweder, weil sie meinen, daß die Revolution ihre letzten Consequenzen offenbaren müsse, bevor an ihre Besiegung zu denken sei, oder weil sie hoffen, daß das über den heiligen Vater hereinbrechende Verhängniß direct zum Ausgangspunkte einer Reaction werden könne.

Welche Einflüsse über den Willen des Papstes siegen werden? Wir können nur sagen, daß der König von Italien, so brav und bieder seine Versprechungen lauten mögen, keine Gewalt besitzt, um den Lauf der Revolution zu hemmen. Der Aermste sitzt im Fegefeuer, unter ihm der Einheits-Inferno, welcher durch die Complimente behäbiger Finanziers und durch die Fadheiten constitutioneller Schwätzer nichts an Düsterkeit verliert, und über ihm der Himmel des Rechtes, den sein Auge kaum noch erreichen kann. Schwerlich wird das Fegefeuer für ihn der Durchgangspunkt zum letzteren sein.

Mit jenen Fragen, die im bonapartischen System ihre Quelle haben und die aus allen Gegenden Europas sich an Napoleon als an ihren Meister wenden, möchte der Kaiser jetzt nichts mehr zu thun haben, er möchte in Ruhebedürftigkeit allen zurufen: ich kenne euch nicht. Aber sie lassen sich nicht abweisen, sie drängen und am meisten drängt die römische, deren Entwicklung nicht um eine Stunde hinauszuschieben ist.

Mittlerweile hat Herr v. Beust seinen ersten Schachzug gethan. Es ließ sich erwarten, daß die einleitende Offenbarung der diplomatischen Thätigkeit des Herrn v. Beust dem weitumfassenden Ehrgeize dieses Staatsmannes Ehre machen würde. Der österreichische Minister ist nicht damit zufrieden, das Gleichgewicht der Nationalitäten innerhalb des Kaiserstaates herzustellen, die Czechen mit den Deutschen zu versöhnen, den Ungarn eine Musterverfassung und Musterminister zu geben, den polnischen Reminiscenzen zu schmeicheln. Nein, diese Arbeiten genügen dem ferngreifenden Genie des Retters Oesterreichs nicht. Er blickt sofort über die Grenzen, er will augenblicklich den Zollverein beglücken und durch die Beantragung von Reformen auf das commercielle System Preußens einen Einfluß ausüben.

Herr v. Beust hat in Berlin seine Geneigtheit kundthun lassen, wegen der neuen Stellung, welche Oesterreich zu dem Zollverein und Preußen einnehmen solle, in Verhandlungen zu treten. Er beruft sich dabei auf den dreizehnten Artikel des Prager Friedens, worin es heißt: „Die hohen Contrahenten behalten sich vor, über eine Revision des Handels- und Zollvertrags vom 11. April 1865 im Sinne einer größeren Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs so bald als möglich in Verhandlung zu treten."

So bald als möglich! Von der richtigen Erörterung dieses Ausdrucks hängt es ab, ob das Anerbieten des Herrn v. Beust irgend einen Werth hat. Stellt es sich heraus, daß gegenwärtig noch keine Negotiationen mit einer fremden Macht über die Handelspolitik des Zollvereins möglich sein, so ist es eine unabwendbare Folgerung, daß der österreichische Minister unter Verhältnissen, die er eben so gut kennen und durchschauen dürfte, wie die preußische Regierung, nur eine billige und bequeme Demonstration machen wollte.

Welches ist die gegenwärtige Lage des Zollvereins? Mit Bayern, Würtemberg, Baden, dem Großherzogthum Hessen besteht er zwar einstweilen fort, aber in der precairen Weise, daß er unter Beobachtung einer sechsmonatlichen Frist gekündigt werden kann. Was die Existenz des Zollvereins in Norddeutschland betrifft, so ist sie hier zwar gesicherter als je, aber die Rechtsformen, nach denen die Mitglieder des Vereins über ihre inneren Verhältnisse Beschlüsse fassen, und nach denen sie sodann zu einem fremden Handelskörper in Beziehung treten, befinden sich noch in Frage. Die Absicht geht bekanntlich dahin, die Beschlußfassung über die Zollsachen des norddeutschen Bundes in den Schooß des Parlaments zu verlegen, so daß das bisher unbedingt gültige Votum der einzelnen Regierungen vor dem parlamentarischen Gesammtvotum verschwinden würde. Kommt nun diese Absicht zur Verwirklichung, so meldet sich die zweite Frage, in welcher Weise die süddeutschen Staaten ihren Willen innerhalb des Zollvereins werden kund zu geben haben. Soll jeder einzelnen süddeutschen Regierung die Befugniß eingeräumt werden, daß sie durch ihr Veto einen Beschluß des norddeutschen Parlaments zu bloßem „schätzbaren Material" herabdrücke? Oder soll von hier aus darauf hingearbeitet werden, daß sich ein süddeutscher Bund mit süddeutschparlamentarischer Vertretung bilde, damit sodann die letztere eine höhere Instanz gegen die Beschlüsse Norddeutschlands sei? Oder soll für Zollangelegenheiten ein süd-norddeutscher Gesammtausschuß geschaffen werden?

Es leuchtet ein, daß vor einer klaren und entscheidenden Lösung dieser Fragen das „Sobald als möglich" des Art. XIII. des Prager Friedens nicht verwirklicht ist. Jede Verhandlung, die man vor der Feststellung jener Rechtsformen begönne, würde ins Blaue hinein verlaufen. Es läßt sich aber auch eben so sicher annehmen, daß Herr v. Beust den Stand der Sache überlegt hat, daß er demnach wußte, wie wenig Aussicht er bei seinem Anerbieten hatte, ein praktisches Ergebniß zu erzielen.

Der Wiener Staatsmann muß daher einen Erfolg beabsichtigen, der nicht auf dem handelspolitischen Felde liegt. Sein diplomatischer Schachzug muß auch einem rein diplomatischen Zwecke dienen.

Zum Theil dürfte uns das Wiener Journal in das Geheimniß einweihen, wenn es unter der Voraussetzung, daß „die Verhandlungen ernstlich aufgenommen und zu Ende geführt werden," dieselben „wesentlich dazu beitragen läßt, die Spannung zu beseitigen, welche bisher der langsam fortschreitenden Beruhigung Europas im Wege gestanden."

Wie, wenn die Voraussetzung des Wiener Journals nicht zutreffen kann? Wenn die Verhandlungen überhaupt nicht ernstlich aufgenommen werden können? Dann wird man auch aus dem Nachsatze des Wiener Jurnals das Gegentheil herauslesen müssen, als diese Zeitung der Welt weißmachen will. Dann wird man anzunehmen haben, das officiöse Blatt wünsche auf indirecte Manier den Nachweis zu führen, daß auch die Spannung noch nicht beseitigt werden könne, und — was für Herrn v. Beust die Hauptsache ist — daß Preußen die Schuld an der Fortdauer der Spannung trage.

Dann ist die Absicht des Herrn v. Beust etwa folgende: er will im

Angesicht Europas und der europäischen Mächte den Friedlichen und Versöhnlichen spielen; es will den Cabinetten betheuern: sehet mich unschuldigen Mann an, ich bin der erste, der dem preußischen Staate die Hand der Versöhnung reicht und der den Eindruck, daß meine Ernennung einen Rest von Feindseligkeit gegen Preußen bedeute, zu vermischen trachtet. Aber Preußen stößt meine Hand zurück.

Schlimm genug ist es, daß man die Bewegungen Oesterreichs und seines augenblicklich einflußreichsten Ministers mit Mißtrauen beobachten muß. Aber es ist Herr v. Beust selber, der diesem Mißtrauen durch seine Manier neue Nahrung gegeben hat. Wir dürfen erwarten, daß die Preußische Regierung das Ihrige thun wird, um den Gegner zu demaskiren.

Die Dinge in Südamerika.

Wie schon im Oktober 1864 haben wir noch im März dieses Jahres die Vorgänge auf der Ostseite des südamerikanischen Continents, die jene sie neuen Gestaltungen zustreben, ausführlich besprochen und in das Chaos der sich in auffälliger Weise widersprechenden Zeitungsnachrichten, Licht zu bringen versucht. Wir haben hier nicht zu untersuchen, aus welchen Ursachen sich nicht allein Zeitungsnachrichten, sondern sogar Telegramme über den Kampf zwischen der Triple-Allianz und Paraguay so schnurstraks widersprechen; jedenfalls nicht zur Ehre derjenigen Zeitungen, bei denen die späteren Begebenheiten jedesmal den ersten, eiligst veröffentlichten und entschieden façonnirten Nachrichten sehr formelle Dementi's geben! Es mag das ein Parthei- oder Geschäftssache sein. Jedenfalls wird aber die klare und unbefangene Ueberschau dadurch erschwert. Es kommt indessen in der That wesentlich auf eine solche an, denn je aufmersamer man die dortigen Vorgänge verfolgt, je weniger man sich um augenblickliche Erfolge oder Mißerfolge kümmert, sondern den Motiven auf den Gund zu kommen sucht, welche unablässig die Steine des südamerikanischen politischen Schachbretts verschieben, je mehr überzeugt man sich, daß eine große und fruchtbare politische Idee im Begriff ist, durchzubrechen und daß Brasilien in seinem Kaiser Dom Pedro II. nicht allein diese Idee aufgestellt und bis jetzt mit achtungswerthester Consequenz verfolgt hat, sondern daß sie auch aller Wahrscheinlichkeit nach den Sieg davontragen wird, obgleich sich grade in der letzten Zeit von ganz unerwarteten Seiten Hindernisse zwischen das schon Erreichte und den schließlichen Erfolg zu drängen suchen. Der Kaiser Dom Pedro II. strebt unablässig unverkennbar danach, der nun nach gerade Jedermann zu Ueberdruß und Ekel gewordenen Aera der Revolutionen und Pronunciamentos, politischen Anschauungen

und militairisch uniformirten Kravallen, ein Ende zu machen, nicht etwa in der Absicht, die sehr ferventen Liebhaber republikanischer Experimente für die monarchische Staatsreform zu gewinnen, obgleich dies für das monarchische Brasilien und einen legitimen Kaiser etwas sehr Natürliches wäre, sondern um erst das Gefühl für Legalität zu erwecken und zu befestigen und wo dies nicht gelingt, die Legalität zu erzwingen. Patriotismus, Enthusiasmus, auch Muth für das zähe Durchkämpfen einer politischen Idee sind in allen südamerikanischen Staaten reichlich vorhanden, aber der Sinn für Legalität fehlt gänzlich, und jeder Erfolg, auch der an sich verwerflichste, hat bei den Massen Recht. Ein in allen Formen der so verschiedenen republikanischen Constitutionen erwählter Präsident, hat nicht mehr Hoffnung die ganze Zeit für die er gewählt ist, zu regieren, als der frechste Abentheurer, dem es mit einigen Helfershelfer gelungen ist, sich durch ein Pronunciamento auf einen Präsidentenstuhl zu schwingen. Es ist diese Unsicherheit aller Verhältnisse, dieser vollkommne Mangel des Gefühls für Legalität und das Halten eingegangener Verpflichtungen, das Grundübel aller südamerikanischen Zustände und die gegenwärtige Triple-Allianz **Brasiliens** mit seinen beiden Nachbar-Republiken **Banda oriental del Uruguay** und **Confederacion argentina**, scheint dazu bestimmt zu sein, Festigkeit in die mannigfach verschobenen und schwankenden Verhältnisse zu bringen. — Es wird sich dies deutlicher erkennen lassen, wenn wir die einzelnen bei diesen Vorgängen zunächst interessirten und handelnden Staaten, eben sowie bei unserer letzten Ueberschau (44. Band. 12. und 13. Heft) jeden für sich betrachten, und nach dieser leitenden Idee hin zu verstehen suchen, denn eben aus der Gesammtheit der empfangenen Eindrücke an ganz verschiedenen Orten, Personen und Vorgängen, läßt sich dieser Grundgedanke durchfühlen, und beurtheilen. Das bloße Hinstellen einer Idee wär eben nur eine Behauptung, erst aus dem Zusammenwirken der Eindrücke kann die Begründung eines Urtheils hervorgehen.

Die Republik Banda oriental del Uruguay befindet sich, was ihre Regierung und die Person ihres Oberhauptes betrifft, also in Bezug auf die Legalität, noch immer in einer Uebergangs-Periode, denn General **Flores** ist noch nicht vom Kriegsschauplatze am Parana zurückgekehrt, um die von ihm selbst verlangte Wahl zum Präsidenten abhalten zu lassen und so wird denn einstweilen das durch den letzten zweijährigen Bürgerkrieg zwischen den Blancos und Colorados schwer geprüfte Land von einem Ministerium regiert, welches aus Führern der **Colorado**-Parthei und Anhängern des Generals **Flores** zusammengesetzt und von diesem zurückgelassen worden ist, als er mit dem kläglich schwachen Contingent von nur 1600 Mann zum Heere der Alliirten bei **Concordia** in **Entre Rios** stieß. Brasilien verlangte nämlich von ihm, als er durch ein brasilianisches Heer nach langem vergeblichen Kämpfen siegreich in Monte Video wieder eingeführt worden war, daß er sich einer neuen und vollkommen legalen Wahl unterwerfen solle, weil der Kaiser **Dom Pedro II.** nicht gewillt sei, der Nachbar-Republik durch Gewalt der Waffen einen Präsidenten aufzubringen. **Flores** sei zwar früher in legaler Form gewählt und in illegaler Form durch einige

Wiedereintritt in die Präsidentschaft als eine Fortsetzung jener ersten und die Zwischenregierung der beiden Präsidenten Berro und Aguirre „non avenue" betrachten. Das würde nach den, leider in den Plataſtaaten ganz Süd-Amerika herrschend gewordenen Begriffen ganz natürlich und zeihlich sein, Brasilien könne und wolle aber die Hand nicht dazu bieten. Brasilien habe zwar für die Beleidigungen der früheren Präsidenten Berro und Aguirre Rache nehmen müssen, und den Aguirre verjagt, finde auch ganz zweckmäßig, daß er, Flores, demnächst interimistisch die Zügel der schwierigen Regierung des leidenden Landes übernehme, dauernde Unterstützung und Schutz vom Kaiser könne er und das Land aber nur dann erwarten, wenn von jetzt an vollkommen legal gehandelt werde. Der General könne dies ja um so unbedenklicher, als ihm die Majorität bei der Wahl unzweifelhaft gesichert sei. Diesem Verlangen fügte sich Flores vollständig, übernahm zwar sofort die Leitung der Geschäfte, nahm aber den Präsidententitel nicht an. Zeigte hierbei Brasilien schon seine hohe Achtung vor legalem Verfahren, so entsagte es auch sonst allen Vortheilen, die ihm unzweifelhaft aus seinem Siege und aus den von ihm gebrachten Opfern hätten erwachsen müssen. Es verlangte weder Kriegskosten-Entschädigung noch Abtretung von Land, selbst nicht an seinen Grenzen, obgleich doch gerade die brasilianischen Fazendeiros der Uruguitischen Grenzdistrikte, die eigentliche Veranlassung seiner Einmischung in den Bürgerkrieg gewesen waren. Auch enthielt sich der brasilianische Bevollmächtigte jeder, auch der geringfügigsten Einmischung in die inneren politischen Angelegenheiten der orientalischen Republik und zog sogar seine Truppen aus dem Lande, um sie an die Grenzen gegen Paraguay zu führen, legte aber allerdings großen Werth darauf, daß General Flores sich der Kriegführung gegen den Präsidenten Lopez von Paraguay anschloß. Nachdem der General mit rascher und glücklicher Hand wenigstens vorläufig einige Ordnung in die Regierung gebracht, und der ihm feindlichen Parthei der Blancos gezeigt, daß ihr Reich in Uruguay vorüber ist, verließ er Montevideo, um mit seiner kleinen, aber kriegsgewohnten und verläßlichen Schaar in das Heerlager zu ziehen, von wo er seitdem nur Ein Mal auf einige Tage zurückgekehrt ist, um einen, zwischen den Ministern ausgebrochenen Zwist beizulegen. Schon vor seinem ersten Verlassen Montevideo's hat General Flores übrigens wiederholt erklärt, es liege ihm mehr daran, ein für alle Mal der erklärte Oberfeldherr der Orientalischen Republik, als ihr Präsident zu sein, und werde er der Erste sein, der sich der Wahl eines Anderen zum Präsidenten unterwürfe, wenn ihm nur der Oberbefehl in allen militärischen Angelegenheiten verbleibe. Unter den von ihm installirten Ministern war der talentvollste und bedeutendste unstreitig der noch junge de Castro, welcher die auswärtigen Angelegenheiten leitete, jetzt aber leider, zum Schaden für das Land durch einen unangenehmen Zwischenfall zum Rücktritt von seinem Amte veranlaßt worden ist. Der später, und nach dem Einfall der Paraguayer in die argentinische Provinz Corrientes, in Buenos Ayres abgeschlossene

Triple-Allianz-Traktat, sollte nämlich nach einem besondern Paragraphen und nach dem festen Willen der drei contrahirenden Staaten, geheim gehalten werden. In England wünschte man indessen namentlich diejenigen Klauseln desselben kennen zu lernen, welche etwa im Voraus über die künftigen Territorialverhältnisse der Plataländer bestimmten, und der Chargé d'affaires am La Plata, so wie alle britischen Agenten in Südamerika erhielten den Auftrag, sich wo möglich Kenntniß von dem Inhalt dieses Traktates zu verschaffen. Mr. Lettsom in Montevideo wandte sich an dem ihm persönlich befreundeten de Castro und brachte diesen so weit, daß er ihm, allerdings gegen seine Amtspflicht, eine Abschrift dieses Traktats übergab, natürlich unter dem Versprechen sorgfältiger Geheimhaltung. Kaum war diese Abschrift aber in den Händen des Lords Russell, als dieser den Traktat rücksichtslos in einem für das Parlament bestimmten Blaubuche abdrucken ließ. Dies Verfahren rief lebhafte Beschwerden von Seiten der drei Alliirten hervor und da der Verdacht der Veruntreuung sich auf de Castro lenkte, dieser auch den begangenen Fehler eingestand, so war sein Rücktritt vom Amte allerdings unvermeidlich. Flores verlor in ihm einen geschickten und treuen Gehülfen. Im Innern ist die orientalische Republik, seit die Colorados ihre Regierung leiten, vollkommen ruhig geblieben, und hat sich stetig zu bessern Zuständen entwickelt. Nur einmal war es nahe daran, daß die Kriegsfurie wieder ihr Haupt erhob und das kaum gesundende Land auf's Neue durch Partheikämpfe zerfleischte, als Präsident Lopez nämlich jene Expedition von 10,000 Mann unter Estigarribia und Duarte von dem alten Missionsgebiete aus, die Ufer des Uruguayflusses entlang, nach Montevideo sandte, um dort die Partei der Blancos gegen Flores und seine beiden andern Feinde, Brasilien und Argentinien, zu den Waffen zu rufen. Hätte diese Expedition ihren Zweck erreicht, und wäre sie nicht auf brasilianischem Grund und Boden bei Uruguayana vernichtet worden, so würde der bewaffnete Parteikampf zwischen den Orientalen wahrscheinlich wieder in hellen Flammen ausgebrochen sein. Es zeigte sich bei diese Gelegenheit, daß die Blancos noch immer wohlogarnisirt und entschlossen sind, je nach den Umständen wieder handelnd aufzutreten. Brasilien ist ihnen sehr begreiflich besonders verhaßt, weil es mit seiner Armee und Flotte bereit ist, jeden abermaligen Ausbruch eines Bürgerkrieges in seinem Nachbarlande sofort niederzuschlagen. Was in Uruguay legal geschieht, wird Brasilien achten, und sich auf keine Weise in das innere Wesen und Gestalten der orientalischen Republik einmischen, aber auch nicht mehr zugeben, daß dort der Grund für Bewegungen ist, die ihm vor allen Dingen Verlegenheiten in seiner eigenen Provinz Rio grande do Sul bereiten können. Die Verhältnisse Uruguays mit der Argentinischen Conföderation und namentlich Buenos Ayres, sonst nur auf Eifersucht, Neid und Nebenbuhlerschaft basirt, haben sich durch die Triple-Allianz wesentlich gebessert. Beide Städte und Staaten fangen an, einzusehen, daß sie sehr gut nebeneinander emporblühen können, und jeder für sich genug mit der Entwickelung seiner reichen Boden- und Handelskräfte zu thun hat, aus denen sich mehr Vortheil für das Gedeihen dieser so reich gesegneten Länder ziehen läßt, als aus

fieberhaft erregter Zustand. Neuerdings ist Uruguay durch das Auftreten Chile's und Peru's in eine eigenthümliche Lage versetzt worden, deren Nachwirkungen auch jetzt noch nicht vorüber sind und unerwartete Folgen haben können.

Bekanntlich befindet sich Chile im Kriege mit Spanien, weil es eben Krieg mit Spanien führen will, denn vernünftige Ursachen dazu sind in der That nicht vorhanden. Nun trat der chilenische General-Consul bei den Plataſtaaten, Señor Lastarria, plötzlich in Montevideo mit dem Verlangen auf, die orientalische Regierung möge gestatten, daß sämmtliche eventuell von chilenischen Kapern aufgebrachte spanische Schiffe, in orientalischen Häfen verkauft werden könnten. Dies sonderbare Verlangen fand bei der orientalischen Regierung die gebührende Abweisung und als ob Señor Lastarria einen casus belli zwischen den beiden Republiken vom Zaune brechen wollte, schrieb er sofort einen so groben, drohend herausfordernden Brief, daß den Ministern nichts weiter übrig blieb, als ihm das Exequatur zu entziehen, und sich bei seiner Regierung über ihn zu beschweren. Die Sache wurde zwar tant-soit-peu beigelegt; bald darauf traten aber Chile und Peru mit dem Verlangen hervor, Uruguay möge sich mit ihnen zu einem Seekriege gegen Spanien verbünden, denn man sei entschlossen, kein spanisches Schiff mehr in amerikanischen Gewässern zu leiden. Gleichzeitig kam von Peru ein geharnischter Protest gegen die Absichten des Triple-Allianz-Tractates mit Rücksicht auf Paraguay, und die unverhüllte Drohung, die Republiken der Westküste würden Partei für Paraguay ergreifen, wenn die Plata-Republiken sich diesem Bündnisse gegen Spanien nicht anschließen wollten. An und für sich ist dieses Verlangen ein ebenso ungeschicktes, als unbegreifliches, da Uruguay seit dem letzten Bürgerkriege kein einziges armirtes Schiff mehr besitzt, während des ganzen Krieges gegen Paraguay Alles in Allem nur 2000 Mann hat unter Waffen stellen, aber selbst diese weder verpflegen noch bezahlen können, sondern sie sich von Brasilien ausrüsten, besolden und unterhalten lassen mußte. Man wird sich also nicht täuschen, wenn man dieses ganze Manöver nur als einen Versuch betrachtet, die Triple-Allianz zu lockern. Vor der Hand sind die Westrepubliken aber so ohnmächtig und so vollständig mit ihren innern Schwierigkeiten beschäftigt, daß von den drohenden diplomatischen Noten bis zu irgend einer That, noch viel Zeit vergehen wird. Hier läge also keine besondere Gefahr, wenigstens für Uruguay nicht. Dagegen ist die vollständige Aufreibung der einzigen vertrauenswerthen militärischen Macht der Republik, jene 1600 Mann, welche dem General Flores zur alliirten Armee gefolgt sind, ein wirkliches Unglück, denn so Wenige es im Verhältniß zu den Heeren der beiden anderen Alliirten waren, so dürfte es doch schwer halten, eine gleiche Zahl wirklicher Soldaten überhaupt in Uruguay zusammenzubekommen. General Flores hat seine kleine aber ausgezeichnete Truppe für die Zwecke der Triple-Allianz wahrlich nicht geschont, denn nach den letzten Nachrichten sollen nur noch einige 40 Mann derselben übrig sein. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb Flores den Entschluß gefaßt hat, das Lager der Alliirten zu verlassen, und nach Montevideo

zurückzukehren. Es hatte schon früher geschehen sollen und ist eigentlich gerade in dem Augenblicke, so dicht vor der Entscheidung, auffällig! Der General mag sich, da er eben nichts mehr als sich selbst der Allianz bieten kann, gedrückt fühlen, denn in den letzten Monaten war er eigentlich nur noch brasilianischer Brigade-General, kommandirte eine brasilianische Brigade und hatte nur noch einige Ordonnanzen um sich, welche geborene Orientalen waren. Für die determinirte Kriegführung ist sein Verlassen der Armee ein Verlust; für die Consolidirung der Zustände seines Landes aber ein Gewinnn. Bis jetzt hat er sich dankbar gegen Brasilien benommen, und hat offenbar erkannt, von welchem Werthe für ihn und sein Land die Freundschaft und der Schutz Brasiliens ist.

Die argentinische Conföderation befindet sich bei diesem Kriege gegen Paraguay und bei ihrer, bis jetzt treu und von Seiten ihres Präsidenten nachdrücklich aufrecht erhaltenen Allianz mit Brasilien, in einer eigenthümlichen Lage, weil sie in diesem Kampfe gegen einen äußeren Feind zugleich die regierungsfeindliche Partei der Föderalisten in ihrem Innern bekämpft. Es hat sich jetzt klar herausgestellt, daß die jahrelangen, überaus sorgfältigen und geschickten Vorbereitungen zum Kriege, welche der Präsident Lopez von Paraguay, seit seinem Regierungsantritte getroffen, keineswegs ursprünglich gegen Brasilien gerichtet waren, sondern der argentinischen Conföderation galten. Wie jeder Staat naturgemäß dahin streben muß, Herr der Flüsse zu werden, die sein Gebiet durchströmen, und mit ihrem Ausflusse auch den Zugang zum Meere zu gewinnen, so waren die Pläne des Präsidenten Lopez vorzugsweise darauf gerichtet, die argentinischen Staaten Corrientes und Entre Rios von der Conföderation zu trennen, sie für Paraguay zu gewinnen, und dadurch unbestreitbar Herr des ganzen Platabeckens zu werden. Man weiß jetzt ganz genau, daß die Allianz, welche Lopez mit dem weggejagten Präsidenten von Uruguay, Aguirre, zur Vertheidigung gegen Flores und Brasilien geschlossen, diesen Plan verfolgte, denn beide waren übereingekommen, die Insel Martim, welche Buenos Ayres gegenüber, grade vor dem Ausflusse des Parana in das Platabecken liegt, und unzweifelhaft Buenos Ayres, durch dieses aber der Conföderation gehört, an Paraguay zu bringen. Sehr bald würde sich auf dieser Insel eine ebenso starke Festung als Humaita erhoben haben und damit die Herrschaft Paraguays im ganzen Plategebiet für lange Zeit befestigt gewesen sein. Präsident Mitre wußte das recht gut, und wollte wahrscheinlich eben deswegen dem starken und ungeduldigen Lopez keine Veranlassung zum Anfangen des Kampfes geben, als er sich beim Beginn des Krieges zwischen Brasilien und Urugay, sowie dem zwischen Brasilien und Paraguay, vollständig neutral erklärte. Es war dies die Zeit, wo noch Niemand in ganz Südamerika dem brasilianischen Kaiserreich die Entwickelung einer solchen militärischen und maritimen Kraft zugetraut hatte, wie sie jetzt in der That vorhanden ist. Daß die Conföderation allein dem Anprall Paraguays nicht widerstanden haben würde, läßt sich aus den bisherigen kriegerischen Vorgängen leicht erkennen, denn die ganze Conföderation ist seit einem Jahre nicht im Stande gewesen, mehr als 15000 Mann

und diese zu zwei Dritteln nur in Nationalgarden aufzustellen, weil sie eben in ihrem Innern nicht einig ist. Nur der Staat Buenos Ayres hat bis jetzt Nennenswerthes geleistet. Corrientes wurde durch die feindliche Invasion und Occupation paralysirt, und ist überdies auch in seinem Innern getheilter Meinung. Entre Rios wurde durch die zweifelhafte Haltung Urquizas gelähmt und leistete gar nichts für die Triple-Allianz. Santa Fe zeigte sich lau und nur besorgt, die Indianer des Gran Chaco von sich abzuwehren, und die übrigen nach Westen liegenden Staaten thaten gar nicht als ob der Krieg auch sie etwas anginge. Ohne grade besondere Sympathien für Paraguay zu haben, denn das dort herrschende despotische System ist ja ziemlich allgemein in ganz Südamerika verhaßt, glauben die Staaten, außer Buenos Ayres doch, daß die Niederwerfung Paraguays ihnen auf die Dauer nur die Suprematie von Buenos Ayres in allen Angelegenheiten der Conföderation bringen wird und in der That dürfte dies der unvermeidliche Erfolg eines Sieges der Triple-Allianz sein, weil Buenos Ayres der einzige Staat ist, der in sich selbst so viel Kraft hat, allenfalls auch ohne Conföderation bestehen zu können. Mit dem Augenblicke, wo Buenos Ayres auf das Niveau mit den anderen kleineren und in sich selbst hülflosen Staaten herabgedrückt wird, beginnt auch der Verfall der ganzen Conföderation und Neubildungen sind dann unvermeidlich. Obgleich nun der Krieg nach den ersten Eindrücken, welche der Einfall der Paraguays auf conföderirtes Gebiet, in Corrientes, machte, von der ganzen argentinischen Nation gebilligt und seine kräftige Durchführung mit dem dort gewöhnlichen, aber leider leicht verrauchenden Enthusiasmus verlangt wurde, so hat das langsame Fortschreiten des Krieges und haben allerlei Zwischenfälle doch eine Partei für den Frieden mit Paraguay wachsen und erstarken lassen, welche in der letzten Zeit große Rührigkeit gezeigt und selbst zu Mitteln gegriffen, die bei der offenbar beleidigten Nationalehre kaum erwartet werden konnten. Zunächst wirkt hier die nationale Abneigung der spanischen gegen die portugiesische Race ein, welche es für ein Unglück hält, wenn spanische Bevölkerungen jemals etwas dem brasilianischen Schutze zu verdanken haben sollten: obgleich dies gerade bei der Conföderation doch schon öfter der Fall gewesen ist und zwar noch nie zum Schaden der Conföderation! Dann sind sämmtliche Föderalisten erklärte Gegner der Triple-Allianz. Sie sehen recht wohl ein, daß die Besiegung Paraguays durch Brasilien, ihnen auf lange hin auch den Sieg der Centralisten bringt, das heißt die Regierungsgewalt dauernd nach Buenos Ayres verlegt. Weiter ist die, für die Conföderation nicht eben glänzende Kriegführung, die schweren Verluste an Nationalgarden und die Opfer, welche denn doch jeder Krieg verlangt, Ursache, die Allianz mit Brasilien zu perhorresciren, und baldigen Frieden zu wünschen. Als die erste Nachricht von dem Einfalle der Paraguays in Corrientes, die Wegnahme der argentinischen Kriegsschiffe und die Besetzung des ganzen Nordens jener Provinz anlangte, war Alles Feuer und Flamme; Präsident Mitre wurde durch lärmende Demonstrationen gedrängt und sprach damals das unvorsichtige Wort: „In drei Tagen unter den Waffen — in drei Wochen im Felde — und in

zwei Monaten in der feindlichen Hauptstadt!" Seitdem ist weit über ein Jahr vergangen, und wieder wird aus dem Hauptquartier Nachsendung von Verstärkungen an Menschen, Geld, Lebensmitteln und Pferden verlangt. Im Gefecht am Peguajo-Bache, welches noch vor dem Uebergange der Alliirten über den Parana stattfand, wurden 5 argentinische Bataillone Nationalgarden durch ihre eigene Schuld fast aufgerieben und in dem Gefechte beim Esterro velhacão, riß die ganze argentinische Cavallerie in einer Weise vom Schlachtfelde aus, daß die üble Meinung gegen dieselbe in der alliirten Armee gar nicht wieder gut zu machen ist. Dergleichen kühlt allerdings gewaltig ab und ließe Brasilien nicht dem Präsidenten Mitre den Oberbefehl über das ganze alliirte Landheer, so würde das Mißbehagen in der Conföderation noch allgemeiner sein. Einstweilen muß es sich auf Agitationen bei den Wahlen, auf anonym in Umlauf gesetzte Petitionen, auf heftige Artikel einer sehr einflußreichen Oppositionspresse beschränken. Alles das wird verstummen und machtlos werden, wenn Präsident Mitre siegreich in Assuncion einzieht, aber noch sehr viel lauter auftreten, wenn entscheidende Erfolge sich noch länger verzögern. Urquiza, auf den die Gegner der Allianz am Meisten gehofft, und der auch genug gethan, um sich den Alliirten verdächtig zu machen, verhält sich zwar vollkommen ruhig, und hat sogar, als Mangel an Pferden bei der Armee eintrat, 1500 Stück auf seine eigenen Kosten geschickt, ist aber trotz seines hohen Alters noch keineswegs als vollkommen abgetreten vom Schauplatze zu betrachten. Träfe die alliirte Armee irgend ein Unfall, so würde er sehr bald wieder und zwar dann in erster Linie erscheinen! Dies die Schwierigkeiten im Innern; auch für die äußern Verhältnisse fehlt es an dergleichen nicht. Schon bei Uruguay wurde erwähnt, daß die Republiken der Westküste in neuster Zeit Schritte gethan, sich in dem Kampf gegen Paraguay einzumischen. Wie Chile gegen Uruguay, so hat Peru gegen die Conföderation einen Schritt gethan, der sich nur aus der Besorgniß erklären läßt, welche die nicht geahnte Kraft-Entwicklung Brasiliens allen andern Staaten Südamerika's einflößt. Peru hat durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen die Zwecke des Triple-Allianz-Traktates protestiren lassen und zwar in einer langathmigen politischen Deduktion, der man es anfühlt, daß sie eben nur irritiren und das Allianzverhältniß lockern soll. Es ist auch sehr gleichgültig, was in diesem Proteste gesagt wird, denn wo wäre das politische Aktenstück, welches sich nicht controvers commentiren ließe; von Wichtigkeit ist nur, daß es grade jetzt geschieht, also die Absicht vollkommen erkennbar hervortritt. Gleichzeitig mit dem peruanischen Proteste lief auch eine Note von Bolivia, dem nächsten Nachbar Paraguays, ein, welche ersichtlich denselben Zweck hat. Der zeitige Präsident dieser, von innern und zwar blutigen Partheikämpfen, auf das Aeußerste zerrissenen Republik, hat trotz seiner prekairen Lage, Zeit zu einer Erkundigung gefunden, wie es mit einem gewissen Artikel des Triple-Allianz-Traktates gemeint sei, welcher von den Grenzregulirungen spreche. Hoffentlich seien damit nicht solche Grenzdistrikte gemeint, welche schon seit langen Jahren zwischen Paraguay und Bolivien streitig sind. Elizalde, auswärtiger Minister der Conföderation,

hatte zwar leichtes Spiel, darauf zu antworten, daß in dem Traktate mit keinem Worte die fraglichen Grenz-Distrikte erwähnt seien: nichts desto weniger bleibt der Schritt Boliviens singnifikativ genug. Paraguay hat nämlich das Glück mit allen seinen Nachbarn, Bolivia, Corrientes und Brasilien schon seit langen Jahren in Grenzstreitigkeit zu leben, obgleich es von der Natur gegebene Grenzen hat, wie kaum irgend ein anderer Staat; aber sie haben ihm nie genügt, und auch dies ist ein Grund mehr für das kriegerische Auftreten des Präsidenten Lopez. Hätten die Republiken, welche in neuster Zeit ihre Einmischung versucht, Armeen, so müßte die Triple-Allianz sich allerdings vorsehen. So aber sind alle diese Dinge vor der Hand nur Hiebe in der Luft, und können noch sämmtlich durch einen Erfolg auf dem Schlachtfelde abparirt werden. Drohender sieht dagegen das Auftreten des nordamerikanischen Geschäftsträgers Mr. Washburn aus, welcher plötzlich in Corrientes erscheint, und von dem Oberbefehlshaber Mitre verlangt, man solle ihn durch die Blockade des Paraguayflusses durchlassen, da er vom Präsidenten der Union, Johnson, an den General Lopez gesandt sei. Als ihm bedeutet wurde, daß man seinetwegen denn doch die Blokade nicht aufheben könne, die Paraguays auch wohl schwerlich für ihn die Verrammelung des Flusses beseitigen würden, damit er hindurchfahren könne, setzte Mr. Washburn sich auf ein sehr hohes Pferd, drohte, er werde diese völkerrechtswidrige Weigerung seiner Regierung berichten, die sich ein für allemal um Streitigkeiten zwischen anderen Ländern nicht kümmere, und für ihre Gesandten volle Freiheit der Bewegung verlange. Da nun diese Verweigerung der Durchfahrt eine rein militairische Sache war, der Oberbefehlshaber der alliirten Armee aber zugleich Präsident der Argentinischen Conföderation ist, so scheint sich Herr Washburn ausschließlich an die Regierung der Conföderation halten zu wollen, sitzt einstweilen schmollend und drohend in Buenos Ayres und erwartet dort die Entscheidung seiner Regierung. Im Ganzen stehen die Verhältnisse der Argentinischen Coföderation so, daß ein Zerfallen derselben in eine oder mehrere ganz andere Staaten-Gruppirungen sehr wahrscheinlich ist, wenn die Triple-Allianz und ihr Präsident Mitre nicht siegreich aus dem Kampfe gegen Paraguay hervorgeht. Zunächst dürften dann seine eigenen Tage als Präsident gezählt sein, denn seine ganze künftige Stellung hängt wesentlich von dem Schutze und der Freundschaft Brasiliens ab. Kaiser Dom Pedro II. wird gewiß nichts thun, um einem Nachbarstaate einen Präsidenten aufzudrängen, oder gegen einen legal gewählten auftreten; so lange die legale Wahl Mitres aber dauert, wird er ihn in seinem Amte gegen alle revolutionairen Versuche aufrecht erhalten und auch das wird ein Leichtes sein, wenn die brasilianische Flotte siegreich vor Assuncion gelegen hat und von dort nach Buenos Ayres zurückkehrt. Daß in mehreren Staaten ein revolutionairer Zunder glimmt, beweist der kurz vor dem letzten Sturme auf das verschanzte Lager von Curupaiti, in der Stadt Corrientes gemachte Versuch zu einer Vertreibung des Präsidenten dieser Provinz. Er war so kleinlich und fiel so durchaus kläglich aus, daß er kaum einer ausführlichen Erwähnung verdient. Nichtsdestoweniger ist er vorgekommen und beweist, was geschehen würde,

wenn die alliirte Armee den Paraguays unterläge. Anderen Falles läßt sich aber voraussehen, daß der Sturz des Präsidenten Lopez eine straffere Centralisation für die Conföderation herbeiführen muß und wird. Präsident Mitre hat sich seit dem Beginn des Kampfes nur zu deutlich überzeugt, welche Elemente der Auflösung und des Widerstandes gegenwärtig die ganze Conföderation durchziehen, und daß es nur einer kräftigen Hand gelingen kann, das lose Band überhaupt geschürzt zu erhalten, welches seit der Niederwerfung des Diktators Rosas die Platastaaten umschlingt. Siegt er, so bringt er aus dem Kriege ein militairisch gewöhntes Heer zurück, und mit ihm eine Stütze für seine Herrschaft, einen Zügel für die Sondergelüste der dreizehn anderen conföderirten Staaten. Dann wird er auch erst eine Abrechnung mit der Zweideutigkeit Urquiza's, sowie des Staates Entre Rios, und mit der Saumseligkeit der anderen Staaten halten können. Immer sind die Folgen eines Krieges politisch bedeutender als der Krieg selbst, und die Zustände während desselben. Die Brasilien feindlichen Partheien in der ganzen Conföderation fühlen sehr deutlich das immense Uebergewicht, welches der Kaiserstaat für das ganze Plategebiet gewinnen muß, wenn die Triple-Allianz auch nach dem Kriege und zwar nach dem siegreich beendeten Kriege noch aufrecht erhalten wird, weil dadurch dem Eigenwillen der Kleintheile gegen die größeren Ganzen gründlich die Kraft gelähmt oder vielleicht gar ein für allemal gebrochen wird; und da sie bis jetzt keine, auch nicht die kleinste Ursache haben, Brasilien Vergrößerungsgelüste oder fühlbares Influiren auf die inneren Verhältnisse seiner Nachbarstaaten vorzuwerfen, so erfinden sie Gefahren und intriguiren in anderen Ländern, wie Peru, Chili, Bolivia, Ecuador, um auswärtige Schwierigkeiten, vielleicht Kriege heraufzubeschwören, die dem compacten Bunde der Triple-Allianz seine eigentliche Kraft nehmen könnten. Für alle diese Verhältnisse liegt die Entscheidung in der Festung Humaita. Die erste Bresche in den Wällen dieser Zwingburg des ganzen Plategebietes, legt auch Bresche in die bisherigen trostlosen Zustände seiner einzelnen Länder und Ländchen. Bis jetzt hat Präsident Mitre, sowie die Staatsmänner seiner Regierung, namentlich Elizalde, treu an der Allianz gehalten und dadurch viele Prophezeiungen im Anfange derselben zu Schanden gemacht. —

(Schluß folgt.)

Der Gesetzentwurf über die privatrechtliche Stellung der auf Selbsthülfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften

ist als Antrag Schulze (Berlin) nebst dem darüber erstatteten Kommissionsbericht an die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten gesendet worden. Der Gegenstand bildet unleugbar eine der wichtigsten Aufgaben der bevorstehenden Gesetzgebung, und eine Kritik desselben in der Presse erscheint um so nöthiger, je unvollkommener die Erörterung, finanzieller Fragen zumal, in berathenden Versammlungen durch die mündlichen Vorträge geführt werden kann und geführt wird.*)

In der That ist auch den Abgeordneten eine Druckschrift über den Gegenstand, 79 Druckseiten stark**), übergeben worden. Dieselbe erörtert den Gegenstand aus dem national-ökonomischen, vorzugsweise aber aus dem socialen Standpunkt. Es wird von Interesse sein, in einer kürzeren Darstellung die leitenden Gedanken aller dieser Schriftstücke kennen zu lernen.

Der Gesetzentwurf begreift, wie schon der Titel zeigt, nur allein Genossenschaften zum Zweck des **Erwerbs** unter irgend einer Form. „Namentlich" sind angeführt

1) Vorschuß- und Kredit-Vereine,
2) Rohstoff- und Magazin-Vereine,
3) Vereine zur Anfertigung von Gegenständen und zum Verkauf derselben auf gemeinschaftliche Rechnung (Productiv-Genossenschaften),
4) Vereine zum gemeinschaftlichen Einkauf von Lebensbedürfnissen im Großen und Ablaß in kleineren Parthien an die Mitglieder (Consum-Vereine),
5) Vereine zur Herstellung von Wohnungen für ihre Mitglieder.

Nach einem, dem Kommissionsbericht beigegebenen Nachweis sind in Preußen und Deutschland, einschließlich Oesterreich, vorhanden

I.	Vorschuß-Vereine	961
II. A.	Rohstoff-Genossenschaften	143
B.	Magazin-, sowie Rohstoff-Genossenschaften .	31
C.	Productiv-Genossenschaften	28
III.	Consum-Vereine	157
	zusammen	1320.

Hiernach bilden von sämmtlichen Vereinen die **Vorschußvereine** bei Weitem die Mehrzahl. Erwägt man, daß auch in den übrigen Vereinen Kredite bewilligt werden, so ist wohl unzweifelhaft die erleichterte **Kreditgewährung** das Wesentliche aller dieser Vereine.

---

*) Vergl.: Das Wesen des modernen Costitutionalismus und seine Consequenzen von L. Gr. von Pfeil, 2. Aufl. S. 4 pp. S. 92 Anmerk. 4.

**) Denkschrift über die wirthschaftlichen Associationen und socialen Coalitionen, Berlin, Nelte, Böltje und Co.

Und wer wollte das tadeln? Der Kredit ist ein so mächtiger Hebel aller und jeder Gewerbsthätigkeit, daß man es nur dankbar anerkennen und durch die Gesetzgebung nach Möglichkeit fördern muß, wenn dieser Hebel auch dem kleineren Gewerbe, dem er bis jetzt so gut wie verschlossen war, zugänglicher gemacht wird.

Warum jedoch der Antragsteller und die Mehrzahl der Kommission die Bestätigung der Statuten durch die Regierung ausschließen will, so daß sie sogar das ganze Gesetz, mit diesem Regierungsrecht für „unannehmbar" erklären, bleibt unbegreiflich. Die von der Kommission gegebenen Gründe sind mehr Vorwände als Gründe.

Der Seitens der Genossenschaften gewährte Kredit ist etwas theuer. Die Denkschrift berechnet ihn (S. 25) auf „mindestens" 10 %. Die Verwaltungskosten sind hoch. Sie betragen nach derselben Denkschrift (S. 29) sieben Procent der Fonds. Es liegen die Mittel nicht vor, diese Zahlen und die Ursachen ihrer auffallenden Höhe zu prüfen, es scheint jedoch in der Natur der Sache zu liegen, daß sehr kleine Darlehen einen weit höheren Aufwand an Verwaltungskosten erfordern, als größere. Indeß sollte man glauben, daß regelmäßig geordnete Bankeinrichtungen für das kleinere Geschäft zu billigeren Zinsen Darlehen zu gewähren vermöchten, als die, seitens der Genossenschaften ohne hinreichende Kenntniß regelrechter Verwaltung und Buchführung geleiteten Kassen (Denkschrift S. 29).

Die Genossenschaften zum gemeinschaftlichen Einkauf der Rohstoffe und der Lebensmittel sind nächst den Darlehnsvereinen noch die zahlreichsten, jedoch weit minder zahlreich als die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Die Magazin- und Productiv-Genossenschaften dagegen sind nur in verschwindender Zahl vorhanden. In der That sind die Bestrebungen dieser Genossenschaften allen bewährten Grundsätzen der Volkswirthschaftslehre so diametral entgegengesetzt, daß sich von ihnen kaum eine gedeihliche Entwickelung erwarten läßt. Die Denkschrift führt dieses (S. 26) richtig aus.

Gleichwohl hat die Staatsgewalt keine Veranlassung, derartige Bestrebungen, insofern sie nicht gemeinschädlich sind, zu hindern. Die Theilnehmer der, vielleicht unrichtig angelegten Genossenschaften werden schon früher oder später zu der Einsicht gelangen, daß und worin sie gefehlt haben, und sie werden das Schädliche wegwerfen, während sie das Nützliche beibehalten.

Letzteres sind offenbar wieder die Vorschußkassen, und es ist, wie der Kommissionsbericht ganz richtig bemerkt, die Aufgabe der Gesetzgebung, dieselben von den formellen Hindernissen zu befreien, welche die bestehende Gesetzgebung ihrer Entwickelung in den Weg stellt, und insoweit wird es die Aufgabe aller Parteien sein, den Schulzeschen Antrag zu unterstützen.

Es enthält jedoch der Antrag, neben vielen völlig unerheblichen Bestimmungen, welche besser in einem Regulativ, als in den 59 resp. 57 Paragraphen des Gesetzentwurfs ihren Platz finden würden, einige Bestimmungen von höchst bedenklicher Natur.

An der Spitze der Letzteren steht, wie die Denkschrift sehr richtig ausführt, §. 15 des Antrags (§. 12 der Regierungsvorlage vom 2. Febr. 1866). Die Stelle lautet:

„Für alle Verbindlichkeiten der Genossenschaft haften alle Mitglieder solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen."

Die Denkschrift bekämpft diese Bestimmung „als die drückendste und civilisationswidrigste Form der Haftbarkeit" (S. 12) mit starken Gründen. In der That dürfte die übertriebene Verpflichtung und Berechtigung sowohl für die Schuldner, als für die Gläubiger gleich nachtheilig sein. Offenbar ist nicht die mindeste Veranlassung für den Schuldner vorhanden, dem Gläubiger eine größere Sicherheit zu gewähren, als dieser verlangt, um das Darlehn zu bewilligen. Am allerwenigsten aber hat die Staatsgewalt irgend eine Veranlassung, den Schuldner durch die Gesetzgebung zu zwingen, eine derartige Sicherheit zu gewähren, welche der Schuldner vielleicht nicht geneigt ist, zu gewähren, und welche der Gläubiger vielleicht nicht fordert.

Sehr richtig sagt die Denkschrift S. 19: „Wer einem Consumverein" (der Ausspruch gilt auch von andern Vereinen) „mit der Verpflichtung beitritt, eventuell mit seinem ganzen Vermögen für die Zufälle des Vereins einzutreten, erregt den Verdacht, daß er entweder keine Kenntniß von der Bedeutung der Solidarhaft habe, oder aber kein Urtheil über das kolossale Mißverhältniß, welches zwischen den möglichen Vortheilen und den möglichen Gefahren der Mitgliedschaft besteht. . . . Die Genossenschaften haben glücklich eine Form gefunden, in welchem die Person dem Kapital gegenüber Alles auf's Spiel setzt, um einen armseligen Kredit zu hohen Preisen zu erlangen."

Es läßt sich schwer begreifen, warum man die Theilnehmer an einer Genossenschaft zwingen will, eine solche Sicherheit zu leisten oder aber allen Wohlthaten der Genossenschaft zu entsagen.

Wenn die Genossenschaft angehalten wird, die Art und Weise der Sicherheit, welche sie bieten will und bietet, vor dem Publikum klar darzulegen, so hat die Gesetzgebung Alles erfüllt, was man billig von ihr fordern kann. Ein Mehreres zu fordern ist eben so unangemessen, als ob man den Grundbesitzer oder Kaufmann hindern wollte, Darlehen in beliebiger Höhe aufzunehmen.

Die Bedingung der subsidiarischen Haftbarkeit aller Genossenschaftsmitglieder, wie sie §. 15 der Vorlage verlangt, ist aber nicht nur unnöthig und ungerecht, sie ist auch schädlich und gefährlich für die Schuldner, wie für die Gläubiger, ja für das ganze Institut der Genossenschaften.

Ganz gewiß würde es keinem Gewerbetreibenden einfallen, für einen mäßigen und dabei ziemlich kostspieligen Kredit sein „ganzes Vermögen," und zwar als Bürge für Andere zu verpfänden, glaubte er nicht die Gewißheit zu haben, es werde diese Eventualität niemals eintreten. Aber auch der Gläubiger würde nicht verlangen, gegen eine unmögliche Eventualität gedeckt zu werden. Unleugbar aber kann eine Genossenschaft eben so gut bankerott werden, wie eine Actiengesellschaft oder eine Bank. Offenbar würden in einem solchen Fall die Gläubiger bei den wohlhabendsten Mitgliedern der Genossenschaft ihre Befriedigung suchen. Man stelle sich nun die zerstörende Wirkung, die ausgebreitete Zerrüttung aller gewohnten Lebensverhältnisse vor, die himmelschreiende Barbarei, wenn für Schulden, an denen sie kaum einen

geringen Antheil hatten, zahlreiche, wohlhabende Familien des Lohnes eines, vielleicht langjährigen Fleißes beraubt werden! —

Aber auch für die Gläubiger ist eine solche Uebertreibung der Sicherheit nachtheilig. Sobald die Genossenschaft nur bedroht, geschweige ernsthaft gefährdet ist, kann es nicht fehlen, daß alle wohlhabenderen Genossen aus der Genossenschaft scheiden und jedes erlaubte Mittel anwenden, um sich der furchtbaren Verbindlichkeit, die auf ihnen lastet, zu entziehen. Die Gläubiger aber werden, wenn sie ihre Befriedigung suchen, die Mittel der Genossenschaft wesentlich geschwächt und die persönliche Haftbarkeit der Mitglieder zum größten und wichtigsten Theil verloren finden.

Aber der Sturz einer einzigen Genossenschaft würde zugleich den Kredit aller übrigen auf das Tiefste erschüttern und in den weitesten Kreisen unermeßliche Verwirrung herbeiführen. Das Bestreben der Gesetzgebung, dem Gläubiger eine übermäßige Sicherheit zu schaffen, würde mithin den Genossenschaften die wesentlichen Vortheile eines erleichterten Kredits entziehen, wie ihn eine mäßige, jedoch genügende Sicherheit gewährt.

Wenn es auch nicht möglich ist, die Richtigkeit dieser Behauptungen aus der Erfahrung der Genossenschaften selbst nachzuweisen, weil diese dazu noch viel zu neu, und noch von keiner tiefer gehenden Krisis betroffen worden sind, so dürfte gleichwohl ein Beispiel ganz ähnlicher Art hier Platz greifen, wo ebenfalls eine übermäßige Sicherheit die Sicherheit selbst so gut wie vernichtet hat.

Am Anfang dieses Jahrhunderts (wenn ich in der Zeit nicht irre) entstanden in Oberschlesien sogenannte Correal-Hypotheken. Ob sich dieselben auch über andere Theile der Monarchie ausgebreitet haben, weiß ich nicht. Diese Hypotheken hafteten auf einer größeren Anzahl von Rusticalstellen, welche aus Abverkäufen von Dominialgrundstücken entstanden oder vergrößert worden waren. Man hielt die Sache für so gefahrlos, daß auf der einen Seite Rusticalbesitzer, welche sich bei den Ankäufen gar nicht betheiligt hatten, für ihre Freunde die Bürgschaft mit übernahmen, und daß auf der andern Seite Kapitalbesitzer jeder Art die vermeintlich sichern Hypotheken gern zu erwerben suchten.

Ich selbst gelangte aus einer oberschlesischen Masse in den Besitz einer solchen Hypothek von 12000 Thlr., der zweiten hinter 9000 Thlr. Im Ganzen waren in zahlreichen Hypotheken, deren eine das Blinden- und das Taubstummeninstitut besaß, mehr als 80,000 Thlr. eingetragen, und zwar die ganze Summe auf jeder der verpfändeten Stellen. Der Werth der Stellen betrug nach mäßiger Taxe mehr als das Doppelte dieser Summe. Die Stellen lagen in dem besten Boden Schlesiens. Die Sicherheit konnte anscheinend nicht größer sein.

So lange die Verhältnisse regelmäßig gewesen, war die Sache vortrefflich gegangen. Aber der Krieg brach aus, die Zahlungen kamen in Unordnung, und es wurde zuletzt völlig unmöglich, die laufenden Zinsen, geschweige das Kapital auf irgend eine Weise zu erhalten.

Als ich die Sache in die Hand bekam, waren die Zinsen seit vielen

Jahren rückständig. Ich machte zuerst den Versuch, auf der Basis des Aufgebens der Correalsicherheit die Regulirung zu bewirken, derselbe scheiterte jedoch an dem Widerstand einer Behörde. Zuletzt gelang es mir, durch die Subhastation sämmtlicher Stellen das Kapital und einen Theil der Zinsen zu retten. Die Besitzer hatten sich dabei, auf meinen Rath, an den Minister Rother gewendet, der ihnen, behufs des Wiederkaufs das nöthige Kapital zur Disposition stellte.

Ein Vergleich mit den Verhältnissen der Genossenschaften dürfte kaum abzuweisen sein. Hier wie dort das Besitzthum Aller für die Schulden der Genossenschaft verpfändet; hier wie dort die geglaubte Sicherheit eine übermäßige. Nur war bei den Correalhypotheken die Grundlage der Sicherheit bei weitem größer, da werthvolle Liegenschaften zum halben Werth verpfändet waren, während in den Genossenschaften auf blos persönliche Bürgschaft das fremde Kapital den eigenen Betriebsfond der Genossenschaft um das Vierfache übertrifft. (S. 32 der Denkschrift und Komm.-Ber. S. 63.)

Die sociale Frage drängt sich mit unabweisbarer Gewalt in alle staatlichen Bildungen der Jetztzeit. Ohne imminente Gefahr darf dieselbe nicht unterschätzt oder vernachlässigt werden. In dieser Beziehung ist jedoch der Schulzesche Antrag völlig bedeutungslos. Ein dem Handwerker leichter zugänglicher Kredit — darauf läuft, wie wir sahen, die ganze Sache hinaus — wäre er auch um Vieles größer und um Vieles billiger, als die Genossenschaften ihn gewähren können, er bietet ein viel zu schwächliches Mittel, um hier irgend einen Einfluß zu üben.

Ja wäre ein solcher Einfluß überhaupt denkbar, so könnte er nur auf eine Erniedrigung der Arbeitslöhne hinauslaufen. Der vermehrte Kredit setzt vielleicht die Genossenschaften in den Stand, etwas billiger zu arbeiten. Sie können darum andern Arbeitern mit Anerbietungen minderer Lohnsätze Concurrenz machen, und diese Concurrenz würde, wäre sie hinreichend stark, allen nicht verbundenen Arbeitern nachtheilig werden. In England, wo die Genossenschaften die höchste Ausbreitung gewonnen haben, findet sich keine Spur, daß dadurch die Lage der Arbeiter überhaupt verbessert worden wäre. (Denkschrift S. 111. ꝛc.)

In Beziehung auf die sociale Frage tritt nun dem Schulze'schen Antrag das gewichtige Bedenken entgegen, daß derselbe ausdrücklich nur „Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften" einschließt, anstatt Genossenschaften überhaupt. Es läßt sich schwer begreifen, warum für Interessen, welche hundertmal wichtiger sind, als einige Procente Gewinn, die Genossenschaft nicht gestattet, oder doch nicht vom Gesetz geschützt werden sollte. Die Arbeiter bedürfen nicht blos eines bequemeren Kredits, den ihnen der Schulze'sche Antrag gewähren will, sondern sie bedürfen der Möglichkeit sich in der Richtung ihrer ganzen Lebenslage mit geordneter Vertretung zu gliedern.

Eine regelmäßig geordnete Vertretung der Arbeiterklassen würde muthmaßlich eine Steigerung der Lohnsätze in Allgemeinen zur Folge haben. Man würde aber sehr irren, wollte man daraus Gegengründe oder gar Besorgnisse

für die Lage der Arbeitsgeber und insbesondere für die wichtigste Klasse derselben, die ländlichen Arbeitsgeber herleiten. Höhere Löhne, wie die Denkschrift (S. 55) richtig ausführt, erhöhen mit Nothwendigkeit einmal verhältnißmäßig die Productionskosten der Cerealien und damit auch ihre Preise, ebenso wie dieses bei jeder andern Waare der Fall ist*); aber damit nicht genug erhöhen sie zugleich die Lebensansprüche der zahlreichsten Klasse der Staatsbürger. Diese Klasse wird darum mehr und bessere Waaren, insonderheit Lebensmittel kaufen und also auch höhere Preise dafür bewilligen: Beweis, alle Märkte in Europa. Da sich das Angebot der Naturproducte niemals im Verhältniß der Nachfrage steigern läßt, so muß eine dauernde Erhöhung der Preise der Lebensmittel die unausbleibliche Folge einer dauernden Erhöhung der Arbeitslöhne sein.

In diesem Sinn faßt die Denkschrift die Frage auf. Sie verlangt Organisation der Arbeiter, nicht blos zu Kreditzwecken, sondern zu allen Zwecken, also auch zu Kredit-Zwecken**). In der That, wenn man dem geringsten Tagelöhner die Fähigkeit zutraut, und ihm das Recht giebt, auf die tiefsten Fragen der höheren Staatskunst einen bestimmenden Einfluß auszuüben, so erscheint es offenbar inconsequent, ja es ist durchaus widersinnig, dem Arbeiter einen berechtigten Einfluß da zu versagen, wo es die naheliegendsten Interessen seines Lebenskreises gilt. Unmöglich können, ohne erhebliche Beschädigung des Staatsorganismus, Fragen über Lohn, Arbeitszeit, Fabrikregeln und dergl. fernerhin durch die bloße Willkühr des Mächtigeren, oder gar durch den socialen Krieg der Arbeitseinstellungen entschieden werden. Unmöglich kann es fernerhin dem Belieben eines Speculanten überlassen bleiben, Tausende vielleicht von Arbeitern in einer Gegend zusammen zu ziehen, und wenn er sie gleichsam ausgenutzt hat, sie als Hülfsbedürftige den Gemeinden zu überweisen.

Dergleichen Uebelstände sind nicht nothwendig mit dem Industrialismus verbunden. Sie liegen in der Regellosigkeit jener Zustände ganz allein. Sie fordern gebieterisch Abhülfe. Man gewähre der Arbeiterklassen, nicht die Macht, durch ein übel angelegtes Stimmrecht den Staat und die Gesellschaft in ihren Grundlagen zu erschüttern, wohl aber gewähre man ihnen feste Organisationen, wie sie deren bedürfen; nicht zur Macht, sondern zu ihrem eignen Schutz. Sie würden jenes Stimmrecht nicht fordern, wäre ihnen nicht dieses Vertheidigungsmittel versagt. Unter feste Organisationen gestellt werden sie sich bald gewöhnen, neben ihrer eignen Thätigkeit von diesen Ordnungen, nicht aber von phantastischen Träumereien ihr Heil und die Sicherheit ihrer Lebenslage zu erwarten, und sie werden ebenso eine Stütze für jede weise und gerechte Regierung sein, wie sie heutzutage ein Spielball sind in der

---

*) Grundsteuern und Hypothekenzinsen thun dieses nicht. Beide bilden nur eine Kapitalslast.

**) Auch der Kommissionsbericht sagt auf Seite 7.: „Es ist freilich nicht die Absicht, durch einen gesetzlichen Zwang den Genossenschaften gewisse Normen aufzudrängen“. . . . . „Die Gestaltungen des Genossenschaftswesens sind noch nicht erschöpft, und es wäre nicht gerathen, durch Zwangsgesetze den Entstehungsproceß zu stören.“ — Damit paßt §. 15 des Entwurfs gar wenig!“ —

Hand jedes gewandten Demagogen und damit eine beständige Gefahr für jeden Staat.

Entweder man leitet durch feste Dämme den Strom in sein richtiges Bett, oder er bricht sich selbst durch fruchtbare Gefilde seine verheerende Bahn. —

Gnadenfrei, den 9. November 1866.

L. Gr. Pfeil.

Elb-Athen und Isar-Florenz vor zweiundsiebzig Jahren.

(Schluß.)

Das Aeußere der Einwohner von Dresden, niederer und mittler Klassen ist anständiger und sauberer, als man es in andern großen Städten, an eben diesen Klassen findet. Eine Handwerkersfrau, Soldatenfrau, Magd, die zu Markte geht, ist schier und weiß angezogen, und der Korb oder das Tuch, worin sie die eingekauften Waaren trägt, ist niedlich, reinlich, und in die Augen fallend. Diese Klasse ist Winter und Sommer in Kotton, Kamelot und ähnlichen Stoff gekleidet; Korsett und Rock sind von einem und demselben Zeuge; dazu trägt sie eine saubere Schürze. Die Haube ist von weißem, baumwollenen Zeuge, mit einem farbigen, seidenen Bande umschlungen, wozu hauptsächlich im Winter ein Mützchen, mit Marder oder Zobel eingefaßt und mit einer herabhängenden Klappe und Gold-Quaste versehen, auf den Kopf gestülpt wird, das, in seiner Art, nicht minder gut steht, als der schwarze sammtne Kopfputz der Breslauer Schließerinnen und der Reichsstadt-Schweinfurter Stubenmädchen. Eine Stufe höher erscheinen Kontuschen, die mit einer sehr kurzen Taille versehen sind, und tief herunter den Rock bedecken; sie begleiten schon zusammengesetztere, größere Hauben von Klar, mit Spitzen und, des Sonntags, mit Blumen verziert, aber ohne Frisur darunter; und dies ist besonders die Tracht der Weiber und Mädchen, deren Männer und Väter bei Hofe oder bei irgend einer Herrschaft, Bediente, Läufer, Kutscher u. dgl. sind. Sodann erscheint die ganze Klasse der Schneiders- und Friseurs-Frauen, der Putzmacherinnen, Stickerinnen, Kammerjungfern und aller übrigen, in Linon, Mousselin und Seide gekleidet, in artigen Karakos, mit frisirtem Haar, in Hüten, mit Shawls, in Turkoisen ꝛc. — unter allen die nettste und auch die zahlreichste — denn Figürchen dieser Art, wimmeln auf allen Märkten und Spaziergängen, in allen Kirchen und Gärten, auf der Brücke, im Theater, und in Concerten.

Es kommt sodann die Klasse der Kaufmanns-, Künstler-, Gelehrten- und

Dikasterianten-Frauen, und diese kleidet sich in Dresden altmodischer, als in andern deutschen Hauptstädten, auch weit sparsamer und ängstlicher, und mit der furchtsamsten Rücksicht auf das: was werden die Leute sagen. Die Männer dieser Klasse prunken noch häufig, des Winters mit Sammet- und Manchesterkleidern, des Sommers mit verblaßten, farbig-gefütterten Seidenröcken, mit Tressenhüten, goldnen Beingürteln, sorgsam gefetteten und dickgepuderten Beutelperrücken, großen spanischen Röhren, oder auch wie alte Hofmänner, den silbernen oder tombackenen Degen an der Seite, den Sonnenschirm in der Hand und den platten, zerriebenen Hut von Pferdehaar unter dem Arme. Der Englische Frack, der geschorne Wirbel und das gestutzte Seitenhaar, die in andern großen Städten von Deutschland die Kaufmannsklasse, die jüngern Dikasterianten u. dgl. seit mehreren Jahren schon in Besitz genommen haben, finden sich hier noch äußerst selten und werden nur höchstens den jungen Zöglingen der hiesiegen Maleracademien verziehen. Ewige Chapeaubas-Träger sind hier die ältern Hofherren und Hofbedienten, die Kandidaten der Theologie, die man hier durchweg „Magistros“ nennt, und die Räthe, Registratoren, Kalkulaturen und Sekretarien, die schon gewisse Jahre haben.

Der Nahrungserwerb der Einwohner von Dresden ist nicht der reichlichste, und sie sind deshalb nicht das, was man wohlhabend nennt, obgleich man es ihrem Aeußern nicht ansieht. Der Hof, die Landescollegien, das Militär, bilden die hauptsächlichern Erwerbsquellen der Einwohner, und der Handel, die Manufacturen, Künste und Handwerke, die geringern. Aber die Ausgaben des Hofes sind nach den Regeln der Häuslichkeit abgemessen; die Stellen an demselben, die höhern sowohl als die niedern, sind nicht reichlich; eben so die Gehalte in den Collegien, für die Räthe sowohl, als für die Schreiber; und nicht anders bei dem Militär und der Jägerei. Der Handel ist in der That nur Krämerei und zieht kein Geld herein, sondern zahlt hinaus, theils nach Leipzig, theils nach den lausitzer Sechsstädten, theils nach dem Erzgebirge. Wenn einige Fabriken und Manufacturen nach außen absetzen, so sind desto mehrere, die für den Bedarf von Dresden nicht zureichen, wie z. B. die Tuch-, Leinwand- und Baumwollen-Manufacturen. Waaren des Luxus und der schönen Künste, Gold-, Silber-, Steinschleifer-, Bildhauer-, Maler-, Tischler-, Wagenbauer-, Sattler-Arbeiten und andre von dieser Art, gehen zwar aus Dresden in die Provinz; aber diese liefert dagegen alles, was zu den Bedürfnissen gehört, die niemand entbehren kann und die alle Tage wieder kommen; dies geht bis auf das Bier und Brot, womit die umliegenden Dörfer die Hauptstadt in großer Menge versorgen. Man sieht also, daß die Hauptquelle des Erwerbs für Dresden die Besoldung ist und bleibt.

Daher denn auch der Ueberfluß an Menschen, die nach Stellen und Besoldungen streben. Deshalb das Heer von Ueberzähligen in den Collegien, die oft Jahre lang für nichts, oder für 25, 50, 100, 150, 200 Thaler dienen, mit der dürftigen Hoffnung, einmal für den Rest ihres Lebens, 3 oder 400 Thalern sich zu erarbeiten; daher der Schwarm von Kompetenten zu Predigerstellen, die großentheils von hier aus besetzt werden, oder zu denen

man wenigstens von hier aus vorschlägt, die sich oft 8 bis 10 Jahre mit Unterricht kümmerlich durchhelfen müssen; daher ein Gewimmel von Subjecten zu Kantor-, Schreiber-, Accisebedienten- und anderen Stellen aller Art, die eine Fertigkeit im Rechnen und Schreiben erfordern; und daher denn auch die auffallende Wohlfeilheit aller Fähigkeiten, Talente und Arbeiten, die auf diese Bedürfnisse Bezug haben.

Da also die Hauptmasse der Einwohner von Dresden in Absicht der Besoldung und Nahrung ziemlich eingeschränkt ist, so ist auch das, was man öffentliches Vergnügen nennt, hier einfacher, sparsamer, als irgendwo in einer andern Hauptstadt. Die höhern Klassen haben, den Sommer hindurch, nichts vom Hofe an Festen und Vergnügungen zu erwarten, da er denselben in Pillnitz zubringt, wo er meist nur des Sonntags den einheimischen und fremden Ministern und Generalen zu essen giebt; sie gehen also auf ihre eigenen Landsitze und belustigen sich, wie eigener Geschmack, eigenes Bedürfniß, und die Jahreszeit es wollen und mit sich bringen. Die Klassen, die auf sie folgen, bis auf den Rath und wohlhabenden Kaufmann hinunter, halten sich ihre Land-, Weinbergs-, Garten-, und selbst Bauerhäuschen, oder auch nur Stübchen, wo sie des Sommers Tage oder Wochen zubringen, wie ihre Aemter oder Geschäfte es erlauben. Was von diesen Klassen in der Stadt bleibt, bildet Gesellschaften, die sich täglich in irgend einem Garten zusammen finden: macht Ausflüge nach dem Plauenschen, oder dem Schoner-Grunde, oder dem Seifersdorfer Thale, nach Ubigau, dem Ostravorwerke, dem Bade und nach andern Lustörtern, die um die Stadt liegen, und findet dort Musik, mancherlei Biere, Tabak, und ein einfaches Butterbrod mit Braten, auch wohl Land- höchstens Frankenwein und Kuchen. Die geringern Stände, vom Handwerker bis zum Musketier, verlieren sich in die Bierhäuser, auf die Kegelbahnen in der Friedrichsstadt, vor dem schwarzen und weißen Thore, im großen Garten ꝛc. und Abends um zehn Uhr zieht alles in Schaaren und vergnügt nach Hause.

Im Winter haben die höhern Klassen öfters Tafel bei Hofe, Hofbälle, große Gesellschaften unter sich, und mit den ihnen nähern gemeinschaftlich Oper, deutsches Schauspiel, Redoute; doch wird letztere selten von ihnen benutzt. Das Publicum der Gartenbesucher im Sommer bleibt es auch großentheils im Winter, und geht noch überdies in die Kaffeehäuser und Klubbs und auf die Konzert- und Tanzsäle, die dann in der Stadt offen sind. Der Bürger geht in sein Bierhaus in der Stadt.

Dies ist der Kreis, in welchem sich der gemeinschaftliche Verkehr und der Lebensgenuß der Dresdener herumdreht. Man wird ihn sehr klein, sehr sparsam finden, aber wohl der Nation, die damit zufrieden ist! Es ist gerade genug, um sich von der Arbeit zu erholen, und von der Erholung ohne Unruhe zur Arbeit zurückzugehen.

Ich näherte mich München von Freisingen aus. Sobald man Freisingen hinter sich hat, wird die Gegend immer flacher, und nur noch aus der Ferne erblickt man zur Seite und hinter sich mäßige Anhöhen, die meist mit Wald besetzt sind. Der Fruchttrieb um einen her ist zwar nicht mehr so stark und reich, als in der Nachbarschaft von Regensburg, aber darum doch noch nicht schlecht; besonders trifft man stellenweise auf vortreffliche Wiesen, die aber, je mehr man sich München nähert, destomehr abnehmen und sich allmälig in saure Aenger verwandeln. Der Boden setzt sich endlich ganz um, und besteht aus Kalk- und anderen Steingeschieben, die höchstens mit einem halben Schuh Dammerde bedeckt sind. Dies, und die sehr einförmige Fläche der Gegend selbst, gewährt den Umgebungen von München, von dieser Seite her, nicht den mindesten Reiz, so wie die Stadt selbst, weil ihre Grundlage flach ist, sich nur zum Theil und nicht anlockend zeigt. Die beiden Thürme des Doms haben eine zu plumpe Form, bei zu großer Kürze, und die daran herumstehenden Thürme leiden an eben dem Fehler, fernen also eben so wenig. Erst, wenn man sich der Stadt auf ein paar hundert Schritte genähert hat, erhöhet und breitet sie sich mehr aus, und einige ansehnliche Palläste und Häuser, die voran stehen, kommen ihr zu Hülfe, um ihr einen neuen und heitern Anblick zu geben, der beim Eintritt in das Innere verstärkt und sehr vortheilhaft unterhalten wird.

Die Straßen von München sind breit und meist mit vier bis fünfstöckigen Häusern besetzt, die sich in ihrer Bauart mehr den Berlinischen als den Dresdnischen nähern und einige recht artige Plätze auflassen.

Die Stadt hat ungefähr die Größe von Dresden, wenn man die Friedrichsstadt nicht dazu rechnet. Die Gestalt ihres Grundrisses ist ein entfalteter Fächer mit abgebrochenem Stiele. Unten an demselben ist das Isarthor; oberhalb, mitten im Halbzirkel des Fächers, das Neuhauser-, und an beiden Seiten der Ausdehnung rechts und links das Sendlinger- und Schwabinger-Thor. Nebenthore sind das Kostthor und der Einlaß. Von einem Thore zum andern sind Baumgänge angepflanzt.

Die Stadt ist mit Mauern, Gräben und Wällen umgeben, die für den ersten Anfall dienen können. Die zwischen ihnen liegenden Zwinger enthalten theils Lust- und Fruchtgärten, theils Heuschläge.

Das Innere der Stadt giebt einen heitern Anblick. Die Straßen sind ziemlich sauber erhalten, und diese Reinlichkeit wird durch mehrere öffentliche Springbrunnen, die zugleich gut gezeichnet und ausgeführt sind, und durch eine vortreffliche Wasserkunst bewirkt, die an der Isar errichtet ist und fast alle Straßen und Häuser der Stadt, so wie mehrere Gärten, mit einem Worte über fünfhundert Quellen mit Wasser versieht. Mehrere Kanäle treten noch aus der Isar in die Stadt, reinigen sie, erleichtern ihr die Zufuhr und treiben Mühlen, Stampfen und Hämmer von verschiedener Art.

Die kurfürstliche Residenz ist ein ungewöhnlich weitläuftiges, aber unregelmäßiges Gebäude, dessen Umfang man hinter seinem Haupteingange nicht sucht. Dieser ist unverhältnißmäßig klein und gleichsam versteckt, und

einige Reisebeschreiber haben die Bemerkung gemacht, daß sie mehr dem Eingang eines Klosters, als eines fürstlichen Pallastes gleiche, zu welchem Urtheile wohl zunächst die bronzene Säule der heiligen Jungfrau, die sich im Portal befindet, die Ursache gegeben haben mag. Die in und an letzteren befindlichen Figuren zeigen aber deutlicher, wessen Wohnung man betritt. Es sind die verpersönlichten Tugenden eines tüchtigen Regenten: die Gerechtigkeit, die Stärke, die Mäßigung und die Weisheit. Zwei Greifen und zwei Löwen, mit vorgebreiteten Schildern, decken den Eingang, man weiß nicht recht, gegen wen: ob gegen bedrückte Unterthanen, oder gegen bedrückende Hofleute, die zugleich die dargestellten Tugenden zu untergraben pflegen.

Innerhalb des Pallastes findet man drei große Höfe, den Kaiserhof, den Küchenhof und den Brunnenhof, und mehrere kleinere, die theils von den Schloßflügeln, theils von den Seitengebäuden eingeschlossen sind. Der größeste darunter ist der Küchenhof; auf diesen folgt der Kaiserhof, der von den Trümmern eines, im Jahre 1750 abgebrannten Schloßflügels, begrenzt wird; und auf diesen der Brunnenhof, der mit einem marmornen Springbrunnen, an und um welchen bronzene Figuren aus allen Elementen wimmeln, unter welchen ein von Haupt bis zu Fuß gewappneter Held hervorragt, verziert ist. So abentheuerlich diese Zusammensetzung auch in die Augen fällt, so ist doch die Ausführung der einzelnen Bestandtheile nicht mittelmäßig, und man vermuthet, daß sie nach Zeichnungen von dem Niederländer Peter de Witt (Kandido genannt, weil sich die Künstler damaliger Zeit gern verwälschten, wenn sie nach Italien kamen), von eben dem Meister, der das oben erwähnte Grabmal Ludwigs des Baiern gegossen hat, verfertigt worden.

Nach dem Raume, den dieser Pallast einschließt, nach der Prachtliebe, durch die sich mehrere der älteren und neueren baierischen Landesfürsten auszeichneten; nach dem Stolze, den sie auf ihr Haus, das eine Weile ein kaiserliches Haus war, setzten und noch setzen; nach den Thaten, die einige dieser Fürsten als Kriegsmänner vollführten; nach den Empfindungen von Andacht und Gehorsam, die sie gegen den katholischen Glauben und gegen die Kirche zeigten; nach den Reisen, die zwei oder drei von ihnen thaten; nach diesen Umständen kann man schließen, was, wieviel, wie prächtig und in welchem Geschmacke der Vorrath merkwürdiger, oder merkwürdig geglaubter, seltener oder nicht seltener, heiliger oder vermeint heiliger Dinge sei, die in den ungeheuern und zahlreichen Zimmern, Sälen, Gewölben, Kapellen, und auf Gängen und auf Treppen aufbewahrt werden.

Demnach giebt es in diesem Pallaste einen Kaiserhof, einen Kaisersaal, Kaiserzimmer.

Der Kaisersaal entspricht seinem Namen, und was ihm an Geschmack abgehen mag, ersetzt er durch Größe und durch einen merkwürdigen Aufwand von Marmor und Vergoldungen. Er ist 118 Münchener Schuh lang und 52 dergleichen breit. Zehn Fenster erhellen diesen Saal. Ueber denselben befinden sich Gemälde aus der weltlichen und geistlichen Geschichte von Vincentino, die wenigstens an die Manier größerer Meister erinnern.

Die Gegenstände derselben sind sämmtlich heroisch, wie man es nennt, und sollen Bewunderung und große Empfindungen erregen. Dies bezwecken die Künstler gewöhnlich durch eine Judith, die einem armen, von Wollust, Wein und Schlaf trunkenen Mann den Hals abschneidet; durch einen kleinen David, der dem großen Goliath mit einem gewaltigen Schwert den Kopf abhaut, wenn er todt ist; durch eine Penthesilea, die sich der große Achill nicht schämt, umzubringen; durch eine Tomiris, die das Haupt des Cyrus in ein Gefäß voll Blut taucht und einen witzigen Einfall dabei sagt; durch eine Lucretia, welche die Brutalität eines Andern an sich selbst mit dem Tode bestraft u. s. w.; wenigstens haben sie diesen Kaisersaal mit diesen und andern ähnlichen Gegenständen recht charakteristisch zu zieren geglaubt. Die Decke setzt diesem großem Charakter die Krone auf: es sind an derselben die Weisheit, der Ruhm, die Gerechtigkeit und die vier Monarchien, nach einem riesenhaften Maßstabe, ausgemalt.

Nicht bloß gemalt-kaiserlich, sondern in der That voll Größe und Würde ist die Treppe von rothem Marmor, die von diesem Saal herab führt.

Die Kaiserzimmer fallen nur zur Hälfte in den vermeinten heroischen Charakter, und wenn man in dem einen noch eine Evadne sieht, die sich zur Beleidigung aller noch übrigen lebendigen Männer, auf dem Scheiterhaufen ihres todten Gemahls verbrennt; eine Artemisia, die es dabei bewenden läßt, die Asche ihres Gemahls zu trinken; und in dem andern die Frau des Pätus, die ihm die Wunde zeigt, die sie sich gegeben hat, um ihn zum Sterben zu ermuntern: so sieht man dagegen auch in einem dritten, was das Herz wirklich erwärmt: einen Trajan, der, vor seinem ganzen Heere, vom Pferde springt, um einer hülfsbedürftigen Frau eine Bittschrift abzunehmen, sie mit ihren Klagen anzuhören und getröstet zu entlassen. — Sind Gegenstände dieser Art in der Geschichte so selten? Oder sind sie eines kaiserlichen Charakters unwerth, weil sie nur moralisch-heroisch sind?

Das zarte Geschlecht wird des Heroismus immer bald überdrüssig, oder sucht ihn wenigstens durch den Zusatz von zwei kleinen Schwachheiten, der Liebe und der Andacht, menschlicher zu machen. Die Dame, die diese Zimmer anlegte*), erheiterte auch wiederum das Auge und die Empfindungen des Kunstliebhabers durch Gegenstände, die dem menschlichen Geschlechte natürlicher und gedeihlicher sind: durch einen Herkules bei der schönen Omphale am Spinnrocken; durch einen Wettlauf zwischen Atalanten und Hippomanes; durch ein Fest der Flora, der Ceres, des Bacchus, und durch mehrere reizende Figuren von Rosalba in Pastellfarben.

Der Andacht sind bei den Verzierungen anderer dieser Zimmer Opfer gebracht. Man sieht in dem sogenannten Rosenkabinet die Lebensläufe heiliger Sünderinnen geschildert, die sich von der Welt zurückgezogen, vielleicht in eben dem Maaße, als sich die Welt von ihnen zurückzog, und den Rest ihrer Tage in der Einsamkeit verlebt haben; man sieht in dem Schlafzim-

---

*) Die Kurfürstin Adelheid, Gemahlin Ferdinands und Tochter Victor Amadeus des Ersten von Savoyen, die Geist und Geschmack von ihrem väterlichen Hofe mit nach Bayern brachte.

mer eine heilige Familie nach Raphael und zwei andre von andern Meistern, und außer mehreren Stücken dieser Art auch eine weinende Magdalena, welche die Reue noch nicht in dem Grade ergriffen hat, daß man nicht die stattliche Natur des Rubens, oder eines seiner Schüler an ihr erkennen sollte.

Dem kriegerischen Character des Landes und seiner Fürsten sind in mehreren Zimmern und Sälen dieses Palastes Denkmäler gesetzt worden. Ein ganzer Saal, der Saal des Herkules, ist mit Thaten des Krieges, worunter nur eine einzige der Großmuth ist, ausgemalt und die Hauptpersonen sind bayerische Fürsten. Die Figuren der Tugend, der Weisheit, der Gerechtigkeit und Mäßigung, die in diesem Palaste ungewöhnlich häufig vorkommen, gehören auch in die Kategorie der bayerischen Regentengröße und Vollkommenheit, die sie verewigen sollen. Die Triumphwagen, die auch hierher gehören, sind ebenfalls fast zu viel.

Beweise von der Andacht der bayrischen Fürsten und Fürstinnen sind unzählige, ja zum Theil unschätzbare, vorhanden. Es ist unglaublich, was die sogenannte schöne Kapelle für künstliche, prächtige und theure Seltenheiten in diesem Fache aufzuweisen hat. Außer Rom, Neapel und Mailand giebt es wohl keine Heiligen-Ueberbleibsel mehr, die, wie die in dieser Kapelle, mit so viel Diamanten, Perlen, Gold und Silber, eingefaßt wären. Eben so prächtig und reichlich ist der Vorrath an kleinen und größern Altären, Gemälden der heiligen Mutter, Kreuzbildern, Vorstellungen der Geburt, des Lebens, Leidens und Todes Christi, Gefäßen für heilige Gebräuche und andern hieher gehörigen Dingen. Gegenstände dieser Art stehen und hangen auch sonst noch in fast allen Zimmern und Sälen des Palastes, bald als Kunstwerke des Gießers, Drechslers und Schnitzlers, bald als Hervorbringungen des Pinsels oder des Meisels, reichlich umher, und es ist kein Zweifel, daß dieser Zweig der Pracht die meisten Ausgaben veranlaßt habe.

Reisen nach und Verbindungen mit Italien, Geschenke, die Mode, Kunst- und andere Merkwürdigkeiten aufzukaufen und zu sammeln, haben einen andern großen Vorrath von Seltenheiten aller Art in diesem Palaste aufgehäuft. Dahin gehören Gemälde von großen, aber auch von mittelmäßigen italienischen Meistern, Büsten, Statuen, Antiken, geschnittene Steine, Münzen, gute und schlechte, Originale und Kopieen, echte und unechte, alles durch einander, wie es immer zu sein pflegt, wenn nicht ein fester Plan und ein gebildeter Geschmack, sondern bloß Laune, oberflächlich erhaltener Eindruck, Sammelsucht und Eitelkeit wählen.

Der jetztregierende Kurfürst, ein bekannter Beförderer, Beschützer und Kenner der Künste, hat aus seiner letzen Reise nach Italien mehrere Kunstwerke gesammelt, deren Wahl tadellos ist, unter andern eine Nachbildung im Kleinen von der schönen trajanischen Säule in Rom, fünf Fuß hoch, von kararischem Marmor, mit Lapis Lazuli reich verziert und mit den Figuren des Originals versehen, die sämmtlich gewissenhaft und mit Geist in vergoldetem Silber angegeben sind. Der Meister ist Louis Valadier zu Rom. Hundert Stücke, die man hier sieht, sowohl in der Gemäldegallerie, als in

der Antikensammlung, im Schatze wie in der Kapelle, sind nicht so geschmackvoll gewählt.

Ich übergehe was sich endlich noch an Gefäßen von japanischem Porzellan, die in ihrer Art köstlich sind; an Arbeiten des Marmorhauers, des Vergolders, des Kunsttischlers, des Lackirers; an ungeheuren Stickereien, an prächtigen Fuß- und Wandteppichen, an Gyps- und Bronzenputz; an Uhren, Spiegeln, Kronleuchtern, Künsteleien aus Stein, aus Elfenbein ꝛc. von allen Seiten dem Auge aufdringt. Uebrigens stehe ich nicht an, von dem, was in diesem Palaste, aufgehäuft ist, zu sagen, daß es theilweise Größe Glanz, Reichthum und Geschmack verrathe und Genuß gewähre, im Ganzen aber ein Chaos bilde, das die ungleichartigsten Eindrücke macht, die sich untereinander aufheben und die Seele in einen Zustand von Mißbehagen, aus Planlosigkeit, Ungleichheit und Ueberfüllung entstanden, versetzen. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht viele Reisende vor mir diese Sammlung von Herrlichkeiten mit gleichem Gefühle verlassen hätten, dessen Anwandlungen ihnen indessen, wenn sie das grüne Gewölbe in Dresden und den kaiserlichen Schatz in Wien gesehen haben, nicht mehr fremd sein werden. Zum Ersatz dafür wünsche ich ihnen den reinen Genuß des Pio-Klementinums in Rom und der Gallerie zu Florenz.

Unter den öffentlichen Gebäuden in München, die entweder dem Hofe, oder den Ständen, oder der Stadt gehören, sind mehrere, die theils groß, theils ansehnlich in die Augen fallen. Dahin gehört das Gebäude der Akademie, das der Kurfürst Maximilian der Dritte erbauen aber nicht vollenden ließ. Es hat, außer einem Erdgeschoß, zwei ansehnlichere höhere, ein prächtiges Portal von Marmor und in seinem Innern zwei kleinere und einen größern Hof, und fällt vortrefflich in die Augen. Der Sitz der Akademie der Wissenschaften ist hier aber seit 1783 nicht mehr, auch nicht mehr die Niederlage ihres gelehrten Vorraths. Die Hofbibliothek und das Kabinet für die Astronomie, für die Physik, die Naturgeschichte, die Antiken und Münzen, so wie die Zeichnungsschule, die vorher hier waren, sind von hier nach dem Jesuiten-Kollegium verlegt worden

Dies Jesuiten-Kollegium übertrifft das ehemalige Akademiegebäude noch an Umfang, aber es fällt von außen weniger prächtig in die Augen. Im Innern ist auf den Treppen und in den Gallerien der Marmor verschwendet, und Verzierungen aller Art, mehr oder minder reich und prächtig, findet man in den verschiedenen Sälen, je nachdem ihre Bestimmung es verlangte. Dies ungeheure Gebäude schließt zahlreiche Institute und Stiftungen, theils für die Wissenschaft überhaupt ein. Im vorigen Absatze habe ich einige davon genannt; hier erwähne ich noch der marianischen Landesakademie und des Gymnasiums. Ferner haben noch vier Landeskollegien Raum und Sitz darin.

Das Zeughaus fällt nicht minder ansehnlich in die Augen. Es sind eigentlich vier Gebäude, die mit Kriegsgeräthschaften aller Art ziemlich angefüllt sind; doch könnte man die in demselben vorhandene Sammlung eher ein Kabinet kriegerischer Alterthümer, als eine Niederlage furchtbarer, jede Stunde zu benutzender Waffen nennen, wenigstens ist zwischen dem Vorrath der letztern und der erstern ein auffallendes Mißverhältniß.

den Gebäuden in München, die keine andre deutsche Residenz in dieser Art aufzuweisen hat. Es ist nach Westenrieder achtzig Münchener Schuh hoch, achtzig breit, und über dreihundert und sechszig lang. Ehedem war es ausgemalt und hatte drei Gänge über einander, die für die Zuschauer bestimmt waren, deren es gegen zehntausend fassen konnte. Diese Gallerien und alle übrige Einrichtungen, die zu jenen Turnierspielen erforderlich waren, sind jetzt abgenommen, da die Spiele selbst seit Menschengedenken nicht mehr gegeben worden sind. Das Gebäude wird jetzt nur noch als Reitschule für junge Adeliche, auch bei außerordentlichen Freudenfesten als ein öffentlicher Ballsaal gebraucht.

Das sogenannte Exercitienhaus (wobei dem Leser kein Exercierhaus einfallen darf) ist ebenfalls ein Gebäude von Umfang, dessen Stiftung man für älter halten sollte, als sie ist. Die Kaiserin Amalia, Karls des Siebenten Gemahlin, eine gottesfürchtige Fürstin, legte es an und besuchte und bewohnte es, um ihre frommen Uebungen darin abzuwarten. Ehedem war es nur Standespersonen, Geistlichen und Studenten, die bußfertige Bewegungen fühlten, erlaubt, dieselben durch Gebet und Züchtigung des Leibes darin zu befriedigen; gegenwärtig aber werden Reumüthige aus allen Ständen darin aufgenommen, und auf drei Tage, während welcher sie keine Gemeinschaft mit der Welt haben, mit Wohnung und Tisch umsonst versehen. Man nennt solche Patienten Meditanten, und diesen kranken Seelenzustand selbst Meditiren, ziemlich unangemessen, wie mir däucht. Doch hat man mir versichert, daß die Zahl derjenigen, die hierher kommen, um sich mit Denken zu beschäftigen, alle Jahr geringer werde: eine glückliche Aussicht für das gemeine Wesen, das nun hoffen darf, ein Kapital, das 70,000 Gulden jährliche Zinsen trägt, und dieser wunderlichen Anstalt zur Grundlage dient, für sich bald zweckmäßiger verwandt zu sehen.

Wenn die Regenten von Bayern, seit Wilhelm dem Fünften bis auf den jetztlebenden, Karl Theodor, für die Verschönerung ihrer Hauptstadt, für den Anbau ihrer Paläste und Lustschlösser, und die Verherrlichung ihres Innern, für die Stiftung und Errichtung von Kirchen, Klöstern, Kapellen und deren andächtigen Apparat verhältnißmäßig fast zu viel gethan haben: so muß man ihnen auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in Gründung solcher Anstalten, welche die Bildung des Geistes und Geschmacks ihrer Unterthanen, die Erziehung, die Versorgung der Wittwen und Waisen und die Unterhaltung der Armen bezielen, nicht karg gewesen sind. Nicht leicht hat eine größere Residenz in Deutschland solch eine Anzahl Stiftungen dieser Art aufzuweisen, als München und es wäre, däucht mir, hart und unbillig, besonders bei den letztern, an Eitelkeit, Andächtelei, böses Gewissen, das man zu beruhigen suchte, Werkheiligkeit und an Drohungen oder Betteleien der Priester, durch die sie veranlaßt wurden, zu denken und durch Aufsuchung solcher Entstehungsursachen das wirklich Gute und Nützliche, das diese Stadt in dieser Art enthält, einseitiger Weise herabsetzen zu wollen.

Die kurfürstliche Gemäldegallerie ist eine der zahlreichsten und schönsten

dener und Düsseldorfer, die sie in manchen Fächern übertrifft, in manchen erreicht. Schon vor mehr als zweihundert Jahren machten Albert V. und Wilhelm V. den ersten Ankauf zu dieser Sammlung. Maximilian der Erste und Ferdinand Maria mit seiner Gemalin, Adelheid, setzten sie fort. Maximilian der Zweite vermehrte sie, besonders mit Stücken französischer und niederländischer Meister und bauete, um ihr einen angemessenen Standort zu geben, das Lustschloß Schleisheim, dessen Inneres Karl der Siebente verschönerte. Der verstorbene Kurfürst gab jungen Künstlern die Erlaubniß, darin zu studiren, und der jetztregierende schaffte diesen Vorrath, der 1050 Stück stark geworden war, vor kurzem nach der Residenz, wo er ihm und noch vielen andern schon in München vorhandenen Stücken eine eigene Gallerie erbauet hat. Diese umschließt in einer Länge von 800 Fuß die eine Seite des Hofgartens, verschönert diesen zu ebener Erde durch einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruhet und die Thaten des Hercules in 8 Figuren dargestellt, einschließt und enthält im ersten Geschosse die ganze erwähnte Gemäldesammlung, die Fremden und Einheimischen zur Ansicht und Künstlern zur Uebung und Bildung offen stehet.

Der Vorrath von Kunstwerken, der sich in dieser Gallerie, in der Residenz, in den Kirchen und in Privatsammlungen findet, so wie die mannigfache Beschäftigung, die hier den Künsten bei Erbauung und Verzierung der Kirchen, Palläste und öffentlichen Gebäude von jeher geboten wurde, hat eine Menge von einheimischen Künstlern aller Art hier hervorgebracht und eben so viel, die aus der Fremde sich hierher gezogen hatten, theils gebildet, theils ausgebildet.

Man kann die Zahl der Einwohner zwischen 40 und 45,000 annehmen. Bei weitem der größte Theil davon nährt sich von den nöthigen und unnöthigen Ausgaben des Hofes, des hier wohnenden Adels, und der Beamten in den verschiedenen Landeskollegien, durch Künste, Handwerke und Beschäftigungen aller Art, deren Hervorbringungen fast alle innerhalb der Mauern von München bleiben. Für auswärtigen Vertrieb wird wenig gethan und wenn man Spielkarten, Papier, Pinsel, baumwollne Strümpfe und Zeuge, gemeine Wollenwaaren, Maler- und Bildhauerarbeiten, Taback, Leder und allerlei Waaren von inländischer Baumwolle, d. i. von der Wolle der Pappeln, der Weiden und anderer wolletragenden Pflanzen verfertigt, abrechnet so wird wenig übrig bleiben, was München ausführen könnte. Dagegen zieht es eine große Menge wahrer und eingebildeter Bedürfnisse aus nahen und entfernten Ländern.

Deshalb sind die Münchener nicht reich, wenn man sie auch wohlhabend nennen kann. Alles, der hier wohnende reiche Adel ausgenommen, lebt gleichsam von einem Tage zum andern, und Kleider und Nahrung zehren die Einnahme richtig auf. Verhältnißmäßig sind, nach dem hier eingeführten Maaßstabe in der Lebensart, und nach den, wegen ihrer großen Menge, geringen Besoldungen, die Hof- und Landesbeamten die ärmsten, und sie sind gezwungen, um sich standesgemäß zu erhalten, zuzugreifen, und kleine

und große Geschenke von mancher Art und zu manchem Zweck anzunehmen. Daher Mißbräuche in der Verwaltung der Staatskassen, in der Ausübung der Gerechtigkeit, in Vergebung von Stellen, Jahrgeldern und Begünstigungen mehr als in irgend einer andern Residenz in Deutschland.

Man schreibt es der merkwürdigen Eß-, Trink- und Vergnügungssucht der Münchener mit zu, daß sie nie übrig haben; und man kann gegen diesen Vorwurf nichts statthaftes einwenden, so sehr auch jedem, des Lebens zu genießen, vergönnt sein mag. Wären sie so mäßig im Essen und Trinken, wie z. B. die Dresdner, so könnten sie noch wohlhabender sein; verständen sie auch die Kunst, in der Kleidung und in den Vergnügungen sich so einzuschränken wie die Berliner, so könnten sie sammeln; aber es ist merkwürdig, daß 40,000 Münchener in manchen Gattungen von Nahrungsmitteln mehr verzehren, als 150,000 Berliner. Wahr ist indessen, daß man in München für Einen Gulden noch einmal so viel an Eß- und Trinkwaaren bekömmt, als in Berlin und Dresden für eben diesen Preis, und daß mithin der Münchener bei gleichen Ausgaben, wohl noch einmal so viel essen und trinken muß, als sie; aber in diesem Umstande liegt es gerade, daß er, bei einer etwas weniger sinnlichen Philosophie, mehr ersparen, weniger Indolenz verrathende rothe Backen, gefüllte Schenkel und breite Schultern haben, und und sich mit mehr Erfolg auf die speculative Philosophie, auf Arbeiten des geistigen Geschmacks, und kurz, auf alle die Beschäftignngen legen könnte, die, vermöge ihrer Natur, einen unausgestopften Magen und wenig Zerstreuungen erfordern!

Die Märkte in München sind vortrefflich besetzt und starren von Früchten, Gemüsen, Eiern, Geflügel, Schweinen, Ochsen und Fischen mehrere Male in der Woche, auf verschiedenen Plätzen. Herumträger von Lebensmitteln aller Art füllen die Straßen mit ihrem mannigfachen Geschrei. Alles reizt und befriedigt die Eßlust. Leute von geringern Klassen erscheinen auf den Straßen in ewigem Käuen. Es ist kein Spaziergang, in dessen Nähe nicht Erfrischungen in Fülle verkauft würden. Unter der großen Galerie im Hofgarten sind Kaffeehäuser, wo man alles haben kann, sitzen Weiber an Weiber, die ganze Körbe mit Leckereien feil bieten. Unter den Lauben am großen Platze findet man beständig Ananas, Melonen, Orangen und andern Gattungen des schönsten Obstes, in großen Haufen aufgethürmt. Weinkränze prangen auf allen Straßen; vor den Thoren ist Bierhaus an Bierhaus, und die nächstgelegenen Gärten und Dörfer wimmeln an schönen Tagen von den Einwohnern der Stadt, die sich in Wein oder Bier oder Meth, bei Musik und Tanz, eine Güte thun. Alle diese Oerter findet man um so öftern besetzt, da in München der Tage so viele sind, an welchen man sich für die Mühe des Betens Vormittags, am Nachmittage erholen zu müssen glaubt. Bei schlechtem Wetter strömt das Volk in den Wein-, Bier-, Meth- und Tanzhäusern in der Stadt selbst, und im Schauspiele, zusammen. An den beiden vornehmsten Jahrmärkten (hier Dulten genannt) erhält dies frohe Getümmel den höchsten Grad seiner Lebhaftigkeit, und dann giebt es auch Kreuzerkomödie, englische Bereiter, Equilibristen und eine Menge anderer

punkt für die Münchener, und Bälle, Redouten und Schmausereien drängen sich während desselben bei allen Ständen.

Ein Volk wie dieses wird viel schlechte Wirthe, aber weniger schlechte Menschen stellen. Der Charakter der Münchener hat etwas Eigenthümliches, das auf den ersten Blick dem Fremden auffällt. Es ist eine gewisse Treuherzigkeit und Offenheit, die sich zwar fast wie Grobheit ausnimmt, aber es in der That nicht ist. Ein voller und rauher Dialekt und gewisse unabgeschliffene Manieren geben die Veranlassung zu diesem Irrthume, der sogleich aufhört, wenn man mit ihnen näher bekannt wird; was sehr leicht ist, da sie in ihrem Innern nichts zum verbergen zu haben scheinen. Man entdeckt dann unter jener nicht verfeinerten Außenseite ein mitleidiges Herz, wahre Vaterlandsliebe, viel gesunden Verstand und uneigennützige Dienstfertigkeit und Treue. Glaubt ein Münchener Recht zu haben, so verficht er es in dem ihm eigenthümlichen rauhen Tone; aber er schweigt ganz, wenn von Dingen die Rede ist, die er nicht versteht, und er ist fast zu gelehrig, wenn er Leute hört, denen er mehr und höhere Kenntnisse zutraut. Geschwätzigkeit und Schönsprecherei sind hier ganz unbekannte Untugenden, und Windbeutelei und Schmeichelei sind äußerst selten. Gefällt jemand dem Münchener nicht, so wird er es bald sehen oder hören. Die Neugier und die Aufmerksamkeit auf Fremde, die diesen in den öffentlichen Häusern zu Dresden so lästig wird, zeigt der Münchener nie, freilich auch nicht das höfliche Zuvorkommen, dafür aber die ungezwungenste Gastfreundlichkeit gegen jeden, der ihm empfohlen worden. Seine Freimüthigkeit im Urtheilen über seine Vorgesetzte, über ihre Handlungen und Einrichtungen, geht fast bis zur Ungezogenheit, und er theilt seine Anmerkungen nicht etwa nur leise, sondern ganz laut, in seinem natürlichen, derben Tone und in seiner kräftigen Sprache, öffentlich mit. Wer Leute sehen will, die sich bei ihren Freuden unverholen, ohne Ziererei, herzlich freuen, der gehe nach München in die Gesellschaften derjenigen Mittelklasse, die ich hier überhaupt im Sinn habe, und er wird noch wahrhafte Heiterkeit und Geselligkeit finden. Eben diese Leute zerfließen in Thränen bei einem rührenden Schauspiel, und drängen sich, einem Unglücklichen, dem auf der Straße ein Zufall begegnet ist, Wohlthaten zu erweisen und in ihre Häuser aufzunehmen. Aus eben dieser Quelle mag wohl auch ihre musterhafte Andacht bei feierlichen Handlungen der Religion fließen. Fanatismus und thätlicher Verfolgungsgeist findet in diesen guten Seelen keinen Raum, und obgleich es von Seiten ihrer Priester nie ganz an Ermunterungen dazu gefehlt hat, giebt es doch kein Beispiel, daß das Volk seine, von ihnen so häufig verketzerten Landsleute gemißhandelt hätte. Man kann von vielen Mitgliedern der höhern Stände nicht ein Gleiches sagen, obgleich man wiederum billigerweise annehmen muß, daß der Verfolgungsgeist, dessen sie sich in neueren Zeiten schuldig gemacht haben, mehr aus politischen als aus bigotten Rücksichten entstanden sei.

Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist höchst ungezwungen, und es ist nicht zu vermeiden, daß er, bei den vielen Gelegenheiten, sich erhitzt

[illegible] besseren Gesellschaften erlaubt man sich einen Ton gegen das andere Geschlecht, der jedem Fremden aus andern deutschen Provinzen ungezogen vorkommen muß, und ein Benehmen, das dieses Geschlecht in andern deutschen Städten, besonders in Niederdeutschland, als Beleidigung aufnehmen müßte, das aber hier von den rothbäckigen Mädchen und Weibern höchst gutmüthig und mit einer ihnen eigenthümlichen Jovialität angesehen und erwiedert wird. Man muß sich hier von dem Scheine nicht blenden lassen, und mancher öffentlich gegebene und genommene Kuß, sogar noch etwas mehr, beweisen unendlich weniger, als anderswo ein verstohlener Blick und ein leiser Fußdruck.

Viele der hier angegebenen Züge findet man auch in den höheren Ständen wieder. Im Ganzen hat ihr Aeußeres nicht die Abgeschliffenheit solcher Personen, die man im gemeinen Leben einen feinen Mann, eine feine Frau nennt, und ihre Sprache, wenn sie deutsch reden, ist nur sehr wenig von der Sprache jenes Mittelstandes verschieden; dagegen ist eine große Gabe von Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit noch bei ihnen unverkennbar und nicht leicht pflegen sie jemand, der etwas bei ihnen zu suchen hat, mit schönen Worten hinzuhalten, wenn sie nicht Willens sind, oder wenn es ihnen unmöglich wird, etwas für ihn zu thun. Im Ganzen ist, mit einem Worte, der baierische Adel mehr deutsch, als man ihn in irgend einer andern deutschen Provinz findet.

Heute, am 25. Juli, reise ich von hier nach Salzburg.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Zersetzung der imperialistischen Schöpfungen ist immer noch das Schauspiel, welches sich uns Woche für Woche darbietet. Man spricht von Thaten, zu denen sich noch das Kaiserthum aufraffen werde; und wir glauben nicht daran. Dahin muß es stets mit jenen Einheitskörpern, mit den gewaltigen Centralisationsstaaten kommen, die der Imperialismus bildet. Sie erschrecken die Menschen anfänglich durch ihre Wucht, sie äußern ein künstlich stimulirtes Leben durch die electrischen Stöße, die sie nach außen hin ertheilen, dann fängt der feurige Willensstrom, den das cäsarische Genie durch sie ergoß, zu erkalten an; die Leviathans werden ungefügig, weil kein gesunder Nerv ihre Glieder verbindet; in momentanen Zuckungen wirkt noch die Ueberreizung nach, aber ein echtes, nachhaltiges Thun und Wirken ist ihnen nicht mehr möglich. Ihre eigenen Thaten fallen von ihnen ab.

Das Faktum also, daß die Gebilde des Imperialismus zu ersterben beginnen, charakterisirt unsere Epoche. Die Zeit hält eine Art von Leichenschau, bei welcher die aus Rom und Mexico heimkehrenden Truppen gleichsam die großen Begräbnißzüge abgeben. Es hilft nichts, daß das Kaiserthum eine Frist zu gewinnen trachtet, indem es — wie zwischen Rom und Italien — durch Vermittelungen und Transactionen das Entscheidende der Ereignisse verwischen möchte.

Handelt es sich denn bei der Katastrophe, vor welcher Rom steht, um ein paar Millionen mehr oder weniger, die Victor Emanual von der Schuld des Kirchenstaates übernehmen solle? Wäre nur diese Schuld in Frage, so könnten wir dem Abgesandten des Kaisers in Florenz und in Rom eine glückliche Verrichtung prophezeien. Aber eine größere Schuld ist quitt zu machen.

Selbst wenn man nicht aus den römischen Journalen sähe, daß die Curie in Allem, was die italienische Einheit dem heiligen Vater bieten kann, „das Kind der Lüge und Heuchelei" erkenne; selbst wenn Pius IX. zu einer Verständigung mit Herrn Ricasoli die Hand darreichte, würde ein Vertrag zwischen der revolutionairen Unità und dem römischen Stuhle als unmöglich sich erweisen. Um den Papst, welcher Concessionen machte und das Non possumus vergäße, würden sich die Traditionen von zwei Jahrtausenden stellen und sie würden ihn mit Gewalt hinwegreißen von einem Traktate, welcher den freiwilligen Untergang bedeutete. So leicht geht es nicht mit der Entwurzelung der Ueberlieferungen, so leicht nicht mit dem Verschleudern historischer Schätze, für welche man den Menschen vergüldete Zahlpfennige

aufdrängen will. Auch ist es nicht einmal wahr, daß unsere Zeit darauf ausgehe, die alten Autoritäten zu stürzen. Unsere gepriesene Civilisation könnte das gar nicht, denn das Leben der Menschheit nährt sich durch Traditionen. Was ehrliche Geister wollen, ist, daß sie sich das Geschichtliche neuer, innerlicher aneignen.

In Rom wird nach dem Abzuge der französischen Truppen die Ruhe nicht zu erhalten sein. Die Phrasen Ricasoli's können sie nicht gewährleisten, zumal da diese Phrasen, so respectabel sie sich ausputzen, immer verstohlen nach der Revolution hinwinken. Ein Aufstand wird gemacht werden, der Papst wird fliehen, die Kaiserin Eugenie, falls sie ihre Absicht, nach Rom zu reisen, ausführt, wird nur dazu bestimmt sein, an den Gemäuern Roms das „Mene Mene" zu lesen, welches von ihren romantischen Sympathien nicht ausgelöscht werden kann. Die verhängnißvollen Worte werden sie belehren, daß der Conservatismus nur eine Spielerei bleibt für den, der an die kaiserlich zubereitete Revolution gekettet ist.

Was den andern Leichenzug betrifft, der von Mexico herüberkommt, so scheint es noch fraglich zu sein, ob sich der Kaiser Max als Leidtragender über sich selber dabei befinde. Die Einen sagen, er sei bereits unterwegs, die andern behaupten, er sträube sich schlechterdings gegen die Abdankung, die dritten wollen wissen, er sei ein Gefangener des Commissars des französischen Kaisers, der von seinen Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten erfahren habe. Klar ist die Sache noch nicht. Man möge uns daher eine Frist gestatten, ehe wir einräumen, daß wir uns bei unsern früheren Betrachtungen über die Politik Maximilians geirrt haben.

In Einem haben uns die Ereignisse Recht gegeben, nämlich in dem Satze, daß das Erdbeben, durch welches das osmanische Reich untergraben wird, keineswegs zu wühlen und zu grollen aufgehört habe. Man vernimmt plötzlich wieder von siegreichen Kämpfen der Griechen auf Candia, von einem bevorstehenden Kriege Griechenlands gegen die Türkei, von einem Souveränitäts-Ultimatum, das der Serbische Fürst nach Constantinopel gesandt habe. Die orientalische Frage ist wieder in voller Arbeit. Die Pause der letzten Wochen, während welcher sie eingeschläfert hieß, war, wie es scheint, erforderlich, um zu constatiren, daß weder England noch Frankreich die Fähigkeit besitzen, zu interveniren. Der vor zehn Jahren von der westmächtlichen Allianz gerettete Orient muß nun sich selber überlassen werden. West-Europa, durch seine eigenen Prahlereien und diplomatischen Halbheiten paralisirt und beschämt, wird ruhig zuzusehen haben, wie der Osten sich regenerirt. Welch eine Genugthuung für Rußland! Der Pariser Frieden von 1856, gegen Rußland errichtet und als das Meisterwerk gepriesen, das den muselmännischen Orient auf die Bahn der europäischen Staatsweisheit lenkte, erweist sich heute als machtlos; die Oberherrlichkeit, welche die Civilisation von Paris und London errungen zu haben meinte, kann heute nur noch die Hände in den Schooß legen: auch ein Beweis für die Kurzlebigkeit inperialistischer Combinationen.

Mittlerweile erhebt sich unsere Preußische Regierung, unser königliches

Regiment täglich zu gesteigerter Stärke. Wir haben einen kleinen Nach-Strauß mit dem fortschrittlichen Parlamentarismus, der nicht übel Lust hat, den Conflikt von den Todten zu erwecken. Zunächst geschah dies bei Gelegenheit des Lasker'schen Antrages. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. d. M. wies der Abg. v. Vinke nach, daß der Lasker'sche Antrag auf nachträgliche Vorlegung des mit der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft abgeschlossenen Vertrages mit der Indemnitäts-Ertheilung und der Annahme der Credit-Vorlage nicht übereinstimme. Die Indemnität hat alle Finanzoperationen, die ihr vorangingen, legalisirt. Von diesem Gesichtspunkte ging auch der Finanzminister v. d. Heydt aus, indem er sagte, daß die Regierung an und für sich der Vorlage eines Vertrages, wie die oben erwähnte, keinen Widerstand entgegensetzen würde, daß jedoch die Genehmigung des Inhaltes dieses speciellen Vertrages bereits durch die Indemnität geschehen, eine nachträgliche Einholung der Genehmigung also nicht erforderlich sei. Trotzdem nahm das Haus mit 129 gegen 122 Stimmen den Lasker'schen Antrag an, die Majorität hat daher das Prinzip ihres Indemnitätsbeschlusses verletzt, und somit den Conflict wieder eröffnet. Sie scheint nicht zu fühlen, daß sich auch für sie an die Annahme des Indemnitätsgesetzes moralische Verpflichtungen knüpften. Freilich haben bei der Abstimmung über jenen Antrag hundert Abgeordnete gefehlt, so daß man zweifelhaft sein kann, ob dieselbe wirklich die Meinung des Hauses ausdrücke. Aber es gehört ja zu den Eigenschaften des parlamentarischen Systems, daß von solchen Zufälligkeiten die wichtigsten Entscheidungen abhängen. Wir dürfen daher auf diesen beiläufigen Punkt kein zu großes Gewicht legen: die Sache bleibt immer in der Lage, daß, wenn aus dem Lasker'schen Antrage ein Präcedenzfall gemacht würde, jeder Posten der letzten vier Jahresbudgets wieder in Erörterung gezogen werden könnte, die Verbindlichkeit also hinfällig wäre, die das Abgeordnetenhaus bei Ertheilung der Indemnität übernommen hat.

Auch der Vaerst'sche Antrag ist, sobald man seinen Sinn richtig auffaßt, eine Wiedereröffnung des Conflictes; und zwar, während der Lasker'sche die Pforten der Finanzstreitigkeiten aufthut, ladet der Vaerst'sche die unerquicklichen Zweifel über den Bestand der Militair-Organisation höflichst ein, durch diese Thür auf's Neue in die parlamentarische Existenz hineinzuschreiten. Seine Absicht ist offenbar die, daß das Haus durch die Bewilligung des Pauschquantums darum herumkommen soll, die einzelnen Positionen zu genehmigen, die auf der Reorganisation beruhen. Man will die Siege hinnehmen, die das vom Könige unter großartigen Mühen organisirte Heer errungen hat; man will die Früchte genießen, die aus der Erweiterung Preußens erwachsen, man will aber gleichzeitig nichts von den alten Forderungen opfern, durch welche man die Fortschritte der Regierung so sehr zu erschweren wußte. Gleich wie die Majorität der 129 die moralischen Consequenzen, die für das Abgeordnetenhaus selber in der Indemnität erhalten waren, nicht anerkennt, so läugnet der Vaerst'sche Antrag, indem er den alten Zweifel in Betreff der Heereseinrichtungen bestehen lassen will, die Tragweite des Annexionsgesetzes. Durch dies Gesetz wurden die Ergebnisse der militärischen Tüchtig-

keit Preußens in den Kreis der Verfassung aufgenommen, dies Gesetz legalisirte also zugleich die Grundlagen, auf denen jene kriegerische Tüchtigkeit beruht. Wollte das Haus die sieggewährenden Formen der Armee unter die parlamentarische Aetze bringen, während es an der Regelung der Errungenschaften preußischer Tapferkeit theilnimmt, so würde es sich einer Halbheit schuldig machen, die nur ihm verderblich werden würde.

Denn bei der so rasch wieder aufkeimenden oppositionellen Tendenz der Parteien wird die Regierung ihrerseits zu überlegen haben, wie weit sie an das Programm gebunden sei, das sie an die Beantragung des Indemnitäts-Gesetzes knüpfte. Entzieht sich das Abgeordnetenhaus den Pflichten, die in seinen Beschlüssen lagen, so wird auch das Band zerschnitten, welches die Regierung mit aller Aufrichtigkeit und mit einer in der parlamentarischen Geschichte seltenen Selbstbescheidung sich diesem Hause gegenüber anlegte. Es muß immer von Neuem daran erinnert werden, daß nicht die Volksvertretung es war, welche der Regierung den ersten Schritt entgegen that, sondern, daß die letztere in einer Zeit, wo die Fluth zu ihren Gunsten von Tag zu Tage stieg, dem Abgeordnetenhause die Hand zur Ausgleichung des Conflictes bot. Nicht das Haus ist es gewesen, welches der Regierung Gelegenheit geboten hatte, einen gemeinsamen Verfassungsboden zu betreten, sondern die Regierung machte es dem Abgeordnetenhause möglich, sich wieder mit ihr innerhalb des Kreises der constitutionellen Gesetze zu vereinigen. Der Initiative der Regierung war also die neue Epoche zu verdanken. Sollte denn die Opposition diesen wichtigen Unterschied nicht begreifen? Sollte sie nicht sehen, daß sie sich wieder aus dem Gebiete der Legalität begiebt und allen Wechselfällen eines Kampfes, bei dem die Macht und das Interesse Preußens entscheiden muß, aussetzt, wenn sie die Consequenzen ihrer eigenen Beschlüsse umstößt? Noch ist es Zeit, daß die Fortschrittspartei dies erwägt, und besonders die „nationale Partei“ wird zu bekunden haben, daß es ihr ernstlich darum zu thun sei, den Boden zu finden, auf welchem das Abgeordnetenhaus mit der Regierung cooperiren könne.

Und während die Opposition in ihr altes System zurückfällt, verlangt sie von der Regierung einen Systemwechsel. Aber dieser Ruf nach einem Systemwechsel hatte von jeher denjenigen Fehler, an welchem überhaupt alle liberalen Bestrebungen leiden, daß er in abstracter Weise erhoben wurde und daß bei ihm von den realen Voraussetzungen, ohne welche keine Regierung wirksame und eindruckreiche Maßregeln treffen kann, abgesehen wurde.

Nach Art der Romantiker — denn das sind die Liberalen im höchsten Grade — verlangte jene Partei, daß der Systemwechsel, die Reform, die freiheitliche Wendung plötzlich wie eine Feengabe aus der Luft herabgeschwebt komme. Die Regierung sollte Buße thun, wie der Ritter, der sich auf eine Wallfahrt vorbereitet, sie sollte eines schönen Morgens auf den Markt treten und die Gebrechen des Staates bekennen, und nach diesem romanhaften Acte sollten die Segnungen des Fortschrittes auf das beglückte Preußen hinunterträufeln.

Aber die Politik ist kein Zaubermärchen und der Staat ist kein Traum-

eignisse entspringen, fallen todt und effectlos auf das Volk, sie sind Curiositäten, an denen sich einzelne Schwärmer ergötzen mögen, die jedoch im Gemeinwesen selber keine Wurzel schlagen.

Die Regierung hat durch den Mund des Grafen Eulenburg erklärt, daß sie sich den Reformen nicht verschließe, daß sie aber nicht, um den Parteiextremen zu genügen, sondern nur „in conservativer Weise liberal sein werde.“ Die Opposition hat wegen dieser Aeußerung gelacht, doch indem sie dem Verständniß der Antithese unzugänglich war, hat sie nur über ihre eigene Urtheilskraft den Stab gebrochen.

Die Dinge in Südamerika.

(Schluß.)

Die Republik Paraguay. Wir verließen bei unserer Ueberschau im März d. J. den ebenso kühnen als bis ganz vor Kurzem unerschütterlichen Präsidenten Lopez und seine Armee, als alle seine Expeditionen mißglückt und aufgegeben waren, im Augenblicke, wo er sich über den Paraná in sein Land zurückgezogen hatte, die Alliirten ihm aber durch ganz Corrientes bis an den Paraná gefolgt waren, und Vorbereitungen machten, den Fluß zu überschreiten, was sich aber monatelang verzögerte, während welcher Zeit die Paraguays wiederholt Expeditionen vom jenseitigen Ufer des Flußes auf das diesseitige herüber machten, zwar keine entscheidenden, oder dauernden Erfolge erreichten, aber den Alliirten nicht allein ihren ungeschwächten Muth bewiesen, sondern diese auch zu verdoppelter Vorsicht veranlaßten, gegen einen so determinirten Feind nichts auf das Spiel zu setzen, denn sie fühlten ganz richtig, daß sie in diesem, ihnen einmal aufgezwungenem Kriege keinen Schritt zurückthun durften. Die lange Dauer des Krieges war unangenehm, kostbar und konnte Unzufriedenheiten erzeugen; dem Allen durften die Alliirten sich leichter und gefahrloser aussetzen, als dem Eindruck, den ein Rückzug auch nur von einer Legua hätte machen müssen. Der Kampf wurde so, eben durch seine Langsamkeit, auf beiden Seiten ein verzweifelter, und es zeigte sich namentlich in den meisten Phasen desselben eine Erbitterung, die das Schlimmste für den endlich doch unterliegenden Feind befürchten lassen müßte, wenn sich — namentlich die brasilianischen Truppen nicht bis jetzt durch eine musterhafte Disciplin ausgezeichnet hätten. Dictator Lopez sah sich von dem Augenblicke an, wo er nach Paraguay zurückgedrängt worden war, nur auf seine eigenen Mittel angewiesen, und hat sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit benutzt. Aus der im fernen Norden

hundert Mann alle Truppen zurück, die er schon im vorigen Jahre dorthin detachirt hatte, hob an Rekruten aus, was nur irgend in seinem Lande waffenfähig war, und ließ monatelang nicht allein sein ganzes Heer, sondern auch Tausende von Arbeitern an Verschanzungen und festen Positionen arbeiten, deren Ausdehnung und Widerstandsfähigkeit jetzt, wo eine nach der andern gewonnen wird, die Alliirten in Erstaunen setzen. So etwas läßt sich allerdings nur in einem despotisch regiertem Lande und mit einer fanatisirten, strenggeschulten Armee durchsetzen. Beides steht dem Präsidenten Lopez zur Disposition, und beides hat er bis jetzt mit Geschicklichkeit benutzt. Einmal in die Defensive gedrängt, mußte er sich sagen, daß seine Aufgabe vor allem Andern darin bestand, ein Zusammenwirken des allirten Heeres mit der brasilianischen Flotte zu vermeiden. In dem Flußgefechte am Riachuelo hatte er die Erfahrung gemacht, daß seine Schiffe, unter denen sich auch die gekaperten brasilianischen und argentinischen befinden, der brasilianischen Flotte nicht gewachsen sind und zwar schon damals nicht waren, wo sich noch keine Panzerschiffe bei derselben befanden. Auf ihre Mitwirkung konnte er also auch nicht rechnen; dagegen lag eine Verrammlung des Paraguayflusses gegen das Vordringen der brasilianischen Flotte wohl in seiner Macht und er hat dies Mittel reichlich angewendet. Von den Tres Bocas an, die drei Mündungen, durch welche der Paraguay in den Paraná fließt, 5 Legua Fahrt zu Berg, hat er mehrere Stockaten angelegt, welche das Fahrwasser vollständig abzusperren schienen. Er ließ alte Fahrzeuge mit Steinladungen versenken, verband sie durch Balken und Ketten, legte zähfestes Flechtwerk an, und vertheilt Sub-Marine-Minen, die ihm ein englischer Ingenieur verfertigt, wo die Brasilianer allenfalls eine Durchfahrt versuchen konnten. Bei der ersten dieser Stockaten erbaute er am linken Ufer des Flußes, eine Legua südlich von dem verschanzten Lager von Curupaiti ein Fort, Curuzu, welches mit schweren Geschützen, gerade denjenigen Punkt des Fahrwassers bestreichen konnte, wo diese Stockate lag. Eine zweite wurde bei den Wällen des Curupaiti-Lagers angelegt, und eine dritte erwartet die Alliirten wahrscheinlich vor Humaitá selbst, welche Hauptfestung sich unmittelbar an das Lager von Curupaiti anschließt. Am Paraná, der Südgrenze seines Landes, legte er das Fort Itapirú ebenfalls mit einem verschanzten Lager an, im südöstlichen Winkel aber, Candelaria gegenüber, verstärkte er das Fort von Itapuá, weil ihm von dort, über 30 Leguas östlich von Humaitá, eine Diversion gegen seine Hauptstadt direct drohte. Da er sich aber trotz aller dieser Vorbereitungen sagen konnte, daß den Alliirten bei ihrer Mehrzahl und vor allen Dingen durch die Hülfe der Flotte der gewaltsame Uebergang über den Paraná doch wohl gelingen werde, so legte er auf der Hälfte des 6 Leguas betragenden Weges, vom vermuthlichen Uebergangspunkt Paso da Patria bis nach Humaitá, bei Tuyuti eine großartig befestigte Position an, die den Alliirten viele Menschen kosten mußte. Er hatte somit die Sicherheit, wenn es ihm nicht gelang den Uebergang über den Paraná zu verhindern, seine Feinde von ihrer Flotte zu

trennen und sie der Mitwirkung derselben zu berauben. So bildeten denn die Befestigungen von Itapirú, Fort und verschanztes Lager, die meilenlange Position bei Tuyuti, das Fort Curuzú, das verschanzte Lager von Curupaiti und endlich die Festung Humaitá in einem Umfange von 6 Leguas Länge und 4 Leguas Breite, ein außerordentlich tüchtiges Vertheidigungs-Viereck, an welches die Alliirten nun auch schon 6 Monate lang ihre ganze Kraft wenden müssen, und noch immer nicht Herren der eigentlichen Hauptpunkte desselben sind. Die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von Bildung einer Paraguay-Legion bei den Alliirten, aus politischen Flüchtlingen, Deserteurs und zum Dienstnehmen überredeten Gefangenenen, hat unsere schon im März ausgesprochene Zweifel daran gerechtfertigt. Es haben sich wohl einige Compagnien solcher Leute zusammengefunden; aber bis jetzt weder ein militärisches noch ein politisches Gewicht in die Wageschaale des Kampfes werfen können. Der Dictator Lopez ist zwar besonders heftig gegen dieselben aufgebracht, und ihr Loos mag nicht beneidenswerth sein, wenn sie in seine Hände fallen, aber auch die Alliirten haben, bis jetzt wenigstens, noch nicht den geringsten Vortheil von ihnen gezogen, ja man wagt sie sogar nicht in die erste Linie zu stellen, weil man weder der Deserteure und noch weniger der Gefangenen sicher ist, welche in diese Legion eingetreten sind, und fürchtet, daß sie sich bei erster Gelegenheit auch als Spione der Paraguays entpuppen könnten. Die ursprünglich bis auf 60,000 Mann heraufgeschraubte Armee des Dictators Lopez — bei nur 800,000 bis 1,100,000 Einwohnern des ganzen Landes, ein nach europäischen Verhältnissen jedenfalls erstaunenswerthes Resultat! — hat zwar in der nun zweijährigen Dauer des Krieges große Verluste gehabt, läßt sich aber trotzdem doch auch jetzt noch auf 25 bis 30,000 Mann schätzen, die um so stärker in der Defensive sind, als die von den Alliirten angegriffenen und noch anzugreifenden Punkte ziemlich dicht beieinander liegen, die Alliirten aber auf verschiedenen Punkten operiren müssen, die unter sich wenigstens 12 Leguas von einander entfernt sind und eine Verbindung derselben bis jetzt nur durch die Flotte möglich ist. Daß der Dictator Lopez immer noch Mittel hat, die für sein Land ungeheuern Rüstungen zu unterhalten, und seine Truppen zu verpflegen, ist wahrhaft erstaunlich, denn bei dem hermetischen Verschlusse des Landes, ist wenigstens kaum anzunehmen, daß ihm irgend eine Unterstützung von außen kommt. Die glänzenden Zeitungsartikel in englischen, französischen und deutschen Blättern, die in Peru, Chile, Bolivia und selbst bei den regierungsfeindlichen Partheien in der Conföderation und in Uruguay, endlich selbst die hin und wieder auftauchenden Gerüchte zu Gunsten einer durch England und Frankreich vorzuschlagenden Vermittelung, beweisen allerdings, daß der Dictator geschickte Agenten hat, und sich auf's Aeußerste bemüht, noch in der letzten Stunde von irgend woher Rettung herbeizurufen, es läßt sich aber kaum absehen, daß sie ihm von außen kommen wird, namentlich jetzt nicht mehr, da er durch seine, in einer persönlichen Unterhandlung mit dem General Mitre gemachten Friedensvorschläge, zu erkennen gegeben hat, daß er anfängt, den Boden unter sich wanken zu fühlen. Er kann sich aller-

einschließen läßt, denn auch die stärkste Festung muß endlich fallen, wenn ihr kein Entsatz von außen kommt.

Uebersehen wir jetzt den Gang der Ereignisse, die zu dem jetzigen Zustande geführt.

Nachdem die Paraguays vom jenseitigen Ufer des Paraná wiederholt kleine Expeditionen, Ueberfälle und Ueberraschungen auf das diesseitige, von den Alliirten besetzte Ufer gemacht, wobei sie eine Menge von Booten und auch schwimmende Batterien — Chatas — gezeigt, jedesmal große Kühnheit, Tapferkeit und Ausdauer bewiesen, am Bache Peguajó auch bei einem dieser Ueberfälle 5 Bataillone Nationalgarde von Buenos Ayres nahezu aufgerieben, erfolgte endlich beim Paso da Patria der Uebergang der Alliirten über den Paraná, nach Paraguay hinein. 3 Tage lang wurde um denselben sehr blutig gekämpft, endlich entschied eine Umgehung vermittelst der Flotte, so daß erst einige Inseln, dem Fort Itapirú gegenüber, dann dies Fort selbst und endlich auch das verschanzte Lager hinter demselben, den Alliirten in die Hände fielen. Man wollte den abziehenden Paraguays gleich folgen und hoffte sofort vor Humaitá erscheinen zu können. Nun zeigte sich aber jene befestigte Position bei Tuyuti, die zwischen Sümpfen und undurchdringlichem Gestrüpp, quer über den einzigen gangbaren Landstrich angelegt, den weiteren Vormarsch aufhielt. Während auf dem Flusse die Verrammelungen den Admiral Visconde de Tamandaré bedenklich machten, seinerseits mit der Flotte vorzugehen, merkte die alliirte Land-Armee sehr bald, daß in jener festen Position bei Tuyuti ihnen ein schwer zu überwindendes Hinderniß gegenüberstehe. Da nun Tamandaré erklärte, nicht eher etwas Ernstes auf der Flußseite vornehmen zu können, bis er wenigstens 6 Panzerschiffe habe, — bis dahin hatte er erst zwei, — so beschlossen Mitre, Flores und der Oberbefehlshaber der brasilianischen Truppen, General Osorio, die Position nicht eher anzugreifen, bis eben ein Zusammenwirken mit der Flotte stattfinden konnte. Dieses Zögern benutzte Lopez zu Ausfällen, unter denen zwei, am Esterro velhaco und bei Tuyuti fast zu Schlachten wurden, und auf beiden Seiten viel Blut kosteten. Der dauernde Erfolg dieser Ausfälle war allerdings gleich Null: denn die kriegführenden Partheien befanden sich am Tage nachher, ganz in denselben Stellungen wie vorher, und ein eigentlicher Angriff von Seiten der Alliirten auf die Position hat auch bis jetzt noch nicht stattgefunden, eben so wenig eine Rückwärtsbewegung gegen den Paraná. Zu den Verlusten durch die Waffen kommen jetzt auch die noch zahlreicheren durch die in jenem Klima furchtbar verheerenden epidemischen Lagerkrankheiten, welche die Reihen der Alliirten so unbarmherzig lichteten, namentlich auch den Pferdebestand in einer Weise decimirten, daß auf allen Seiten hin nach Verstärkungen ausgesehen wurde: Präsident Mitre requirirt von Buenos Ayres 5000 Mann, Brasilien sandte Rekruten, nur Flores konnte nichts requiriren, und ist dies wahrscheinlich die Ursache, weshalb er neuerdings das Heer im Felde verlassen und sich nach Montevideo zurückbegeben hat. Für augenblickliche Verstärkung wurde aber das bei Cu-

Patria stehende Corps von ungefähr 10,000 Brasilianern unter dem General Baron von Porto Alegre herangezogen, welches ursprünglich dazu bestimmt war, über Itapuá quer durch das ganze Land auf die Hauptstadt von Paraguay, Assuncion, zu marschiren. Dieser Plan wurde aber jetzt aufgegeben und diese 10,000 Mann, meist Milizen der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul, auf Schiffen den Paraná hinunter nach dem Paso da Patria geführt. Hier war unterdessen der Oberbefehlshaber der brasilianischen Truppen, General Osorio, wegen Krankheit vom Commando zurückgetreten und Marschall Polydoro Quintanilha Jordão hatte dasselbe übernommen. Nun wurden die brasilianischen Truppen in 2 Armeecorps getheilt, von denen das eine vor Tuyuti stehen blieb, das zweite unter Porto Alegre aber zu einer Unternehmung gegen Humaitá auf der Flußseite bestimmt wurde, weil nun 6 Panzerschiffe bei der Flotte eingetroffen waren und Admiral Tamandaré sich bereit erklärte, die Flußverrammelungen zu forciren. Daß die Paraguays sehr gefährliche Hindernisse für die Flußfahrt vorbereitet hatten, konnte man schon aus der Menge von schwimmenden Torpedos)Wasserminen), Branderbooten und Flößen erwarten, welche während der ganzen Zeit, daß die Flotte bei den Tres Bocas unthätig vor Anker lag, den Fluß herabgeschwommen kamen und nur mit größter Sorgfalt von dem Contakt mit den Schiffen abgehalten werden konnten. Diese Expedition wurde denn nun auch vom 1. bis 3. September dieses Jahres ausgeführt. Offenbar war Lopez durch diesen Angriff überrascht, denn die lange Unthätigkeit der Flotte hatte seine Truppen auf der Flußseite in Sicherheit gewiegt. Der Erfolg dieses Angriffs war ein glänzender, den Landungstruppen fiel das Fort Curuzú durch Sturm in die Hände und mit ihm die Uferstrecke bis zurück zu den Tres Bocas und dem Paso da Patria. Die Flotte verlor allerdings dabei einen ihrer Panzerdampfer, den Rio de Janeiro, der von einer Unter-Wasser-Mine vollständig vernichtet wurde, aber sie forcirte die erste Verrammelung und gelangte bis vor das verschanzte Lager von Curupaiti. Dieses Resultat scheint zum ersten Male eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf den Dictator Lopez gemacht zu haben, denn 9 Tage nachher verlangte er von Tuyuti aus, eine persönliche Unterredung mit dem Oberbefehlshaber der Alliirten, Mitre, welche denn auch am 12. September stattfand. Mitre lud den General Flores und den Marschall Polydoro ebenfalls dazu ein. Polydoro schlug seine Anwesenheit bei jeglicher Unterhandlung mit dem erbitterten Feinde Brasiliens ab und bezog sich auf seine Eigenschaft als Soldat, welche ihm verbiete, auf irgend eine Weise den Beschlüssen seiner Regierung vorzugreifen. Ueberdies könne er nicht einsehen, was Unterhandlungen oder Unterredungen ändern sollten, so lange der Triple-Allianz-Tractat bestehe, welcher genau die Bedingungen vorschreibe, unter welchen die drei alliirten Mächte überhaupt die Waffen niederlegen könnten. So fand denn diese seltsame Unterredung zwischen Lopez, Mitre und Flores ohne einen Vertreter Brasiliens statt. Lopez erklärte sich zu einem für alle Theile ehrenvollen Frieden bereit, um Menschenblut zu schonen, was er jedenfalls sehr viel

sicherer erreicht haben würde, wenn er den Krieg gar nicht begonnen und keine feindliche Einfälle in seine Nachbarländer gemacht hätte. Mitre erklärte indessen, er könne im Sinne der Allianz keine andere Antwort geben, als daß die Hauptbedingung für jeden Frieden der Rücktritt Lopez's von seiner Präsidentschaft und Dictatur in Paraguay sei. Davon wollte Lopez nichts hören und erklärte, dann den Krieg bis auf's Aeußerste fortsetzen zu wollen. Daß er versucht haben wird, bei dieser Unterredung Mitre zu gewinnen und durch ihm persönlich gemachte Conzessionen die Allianz zu sprengen, läßt sich wohl annehmen; da aber einige Tage nachher Mitre selbst bei einem Angriff gegen das verschanzte Lager von Curupaiti den Oberbefehl führte, und alle seine argentinischen Truppen dabei in's Feuer brachte, so wäre es wohl ungerecht gegen Mitre, wenn man den Versicherungen einiger Journale von Buenos Ayres und Monte Video glauben wollte, daß Mitre nahe daran sei, sich von der Tripel-Allianz zurückzuziehen. Jener Angriff auf Curupaiti ist allerdings mißlungen und abermals haben die Paraguay's sich mit äußerster Tapferkeit geschlagen, aber sie haben doch auch nicht vermocht, die Alliirten aus der einmal gewonnenen Stellung beim Fort Curupaiti zu verdrängen, oder die Flotte vom Flusse zu vertreiben. Auch die zweite Stockate ist überwunden und da der gewaltsame Angriff auf die Wälle von Curupaiti nicht gelungen ist, so werden die Alliirten wahrscheinlich hier schon zur Sappe greifen müssen. Aus dem Innern Paraguay's hört man gar nichts; höchstens was irgend ein Gefangener oder Deserteur aussagt. Es soll große Noth herrschen, vom Volke aber gern getragen werden, weil noch immer der äußerste Fanatismus gegen die „Fremden“ und namentlich gegen Brasilien vorwaltet. Allerdings liegt der ganze Widerstand allein in der Person des Diktators, und man glaubt, daß Alles rasch zusammenbrechen wird, wenn Lopez gezwungen oder freiwillig vom Schauplatze abtritt. Das Alles muß sich nun bald entscheiden, jedenfalls rascher als bisher die Sachen zu einstweiligen Entscheidungen gebracht worden sind. Wie sich die Verhältnisse nach dem Rücktritt des Diktators in Paraguay gestalten werden, darüber fehlt jeder irgend zuverläßige Anhaltspunkt für die Beurtheilung oder Combination. Die Zustände dieses Landes sind von je an so eigenthümlicher Art gewesen, so durchaus von denen aller andern südamerikanischen Staaten verschieden, daß jeder Vergleich und daher jede Berechnung für die Zukunft unmöglich ist. Man muß sogar erwarten, Alles das nicht anwendbar oder ausführbar zu finden, was sich bisher als praktisch und möglich in anderen Ländern bewiesen. In Paraguay hat seit 50 Jahren keine Revolution, keine Bewegung, keine Theilnahme des Volkes an der Regierung stattgefunden. Der sonst überall für Süd-Amerika anzulegende Maßstab paßt also nicht und es werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach ganz neue Verhältnisse gestalten. Dabei werden dann freilich die Leute der „Legion von Paraguay“, welche jetzt den allirten Fahnen folgen, zum Vorschein kommen und eine Rolle spielen.

Brasilien endlich befindet sich durch diesen Krieg in einem beachtenswerthen Stadium seiner Entwickelung. Zunächst ist von der Nation und

beiden unmittelbar auf einander folgenden Kriege gegen Uruguay und Paraguay keinerlei Unruhe, oder irgend eine, den Gang der Regierung hemmende Bewegung stattgefunden hat. Veranlassung dazu wäre bei dem heißblütigen Charakter der Brasilianer genug vorhanden gewesen. Zunächst in der Provinz Rio grande do Sul, wo sich die lebhaftesten Sympathien für einen Krieg gegen die Herrschaft der Blancos in Montevideo kund gaben, noch ehe der Kaiser Dom Pedro sich entschloß, gegen das Unwesen des dortigen Bürgerkrieges einzuschreiten, um wenigstens die brasilianischen Ansiedler im Norden Uruguays gegen Gewaltthaten jeder Art zu schützen. Dann die Unzufriedenheit selbst der Wohlgesinnten, daß dem Einfall der Paraguays in die Provinz Matto grosso kein ernsterer Widerstand entgegengesetzt wurde, denn damals konnte und wollte noch Niemand einsehen, wie richtig die Regierung handelte, daß sie ihre Kraft gegen einen so wohlgerüsteten Feind, wie die Paraguays sich erwiesen, nicht zersplittern wollte, und sofort erkannte, daß Lopez nicht im Norden, sondern im Süden seines Landes bekämpft werden müsse. Es ist gewiß ein schweres Opfer, welches eine Regierung bringt, wenn sie zum Wohle des Ganzen, einen Theil selbstwillig aufgiebt, und ihn schutzlos läßt. Was hätte man diesem Einfall von 7000 Mann wohldisciplinirten Paraguays mit ihren armirten Schiffen in jenen menschenleeren Einöden wohl entgegenstellen sollen? Die Hauptstadt von Matto grosso, Cuyabá, ist zu Lande von Rio de Janeiro aus, nur in 50 Tagen zu erreichen, und man hatte keine regulaire Truppen, namentlich nicht 7000 Mann zur Disposition, da zwei Divisionen in Uruguay standen und der Wille zur Schaffung einer starken Armee im Volke noch nicht erwacht war. Die Regierung zog zwar die Nationalgarden der, Matto grosso zunächst liegenden Provinzen Goyaz, Minas geraes und Saõ Paulo zusammen, ließ sie campiren, um sie an das Feldleben zu gewöhnen, wollte aber doch nicht riskiren, Nationalgarden gegen paraguitische Soldaten zu führen, und der Verlauf des Krieges bis jetzt hat dieser Voraussicht vollkommen Recht gegeben. Dann kam die Verstärkung der Armee von 17000 auf 60000 Mann, durch Rekrutirung, durch Formation der Voluntarios da Patria, durch gezwungenen Uebertritt der besten Mannschaften aus den Nationalgarde-Bataillonen in die Armee. Das griff tief in alle bis dahin gewohnten Verhältnisse ein, und wäre das allgemeine Nationalgefühl nicht so tödlich durch den Präsidenten Lopez beleidigt worden, so würde eine solche Vermehrung der Armee, fast um das Vierfache, gar nicht durchzuführen gewesen sein. — Motive genug zu Unzufriedenheit und Widerstand, besonders in den Provinzen; aber es zeigte sich auch nicht das Geringste, was der Regierung hätte Hindernisse bereiten können. Sogar die Opposition, welche sich im Lande gegen die allerdings außerordentlichen Rücksichten des Kaisers für seine Alliirten zeigte, und zu deren Vorkämpfer sich selbst ein Senator, der Marquez Jequetinhonha machte, vermochte den allgemeinen Enthusiasmus und die Hingebung der Nation für den Kaiser und die National-Ehre nicht abzuschwächen. In der That hat Brasilien während des ganzen Krieges eine ungewöhnliche Rück-

1600 Mann stellte, während Brasilien mit 60000 im Felde steht, jene 1600 Mann Orientalen auch für den Feldzug ausrüsten und während der ganzen Dauer des Krieges aus seiner Tasche bezahlen mußte, räumte der Kaiser seinem orientalischen Alliirten die volle Gleichberechtigung in Rath und That ein, ja gab ihm endlich, als sein Contingent fast ganz zusammengeschmolzen war, das Commando über eine brasilianische Brigade von 4000 Mann. Noch mehr Condescendenz bewies der Kaiser gegen den Präsidenten Mitre, indem er ihm den Oberbefehl über das gesammte Landheer anvertraute und nur die Flotte davon ausnahm. Im Range wie im Dienstalter standen die brasilianischen Ober-Generale höher als Mitre, in Kriegserfahrung und militairischer Gewohnheit noch mehr. Dessenungeachtet führte Mitre das Ober-Commando nicht allein, als die Armee noch in Entre Rios und Corrientes, also auf argentinischem Boden stand, sondern auch dann noch als der Paraná überschritten war und seitdem die Armee in Paraguay operirt. Bei der Capitulation des Paraguitischen Corps von 5000 Mann bei Uruguayana, zu welcher die argentinischen Truppen nicht das Geringste beigetragen, erwies der persönlich anwesende Kaiser Dom Pedro dem zum Besuch anwesenden Mitre die Ehre einer vollständigen Gleichberechtigung am Siege, theilte Trophäen und Gefangene, so daß Mitre in einem besondern Tagesbefehl erklärte, der Kaiser habe eben so großmüthig als edel gegen die Conföderation gehandelt. Später als allerlei Mangel im argentinischen Lager eintrat, streckte ihm der Kaiser eine Million vor, und versorgte fast das ganze Lazarethwesen auf eigne Kosten. Jedenfalls behandelt Brasilien die beiden Alliirten trotz ihrer sehr viel geringeren Leistungen in jeder Beziehung als vollkommen gleichberechtigt, und machte bisher nirgend seine offenkundige Präponderanz geltend. Diese fortgesetzte Abnegation gab denn Marquez Jequetinhonha die Veranlassung zu einer Brochüre, in welcher er vom Standpunkt des Nationalgefühls aus, die Regierung angriff und ihr vorwarf, viel zu viel Umstände mit den beiden so sehr viel schwächeren Alliirten zu machen. Wenn doch Brasilien Alles allein thun müsse, so dürfe es auch die Ehre und die Erfolge nicht mit Andern theilen. Auch hierin hat der bisherige Verlauf der Dinge die Geschicklichkeit der Regierung und die Kurzsichtigkeit der Opposition bewiesen. Es kommt dem Kaiser in der That nicht auf den augenblicklichen Sieg über Paraguay, sondern auf die künftige Gestaltung der Verhältnisse im ganzen La Plata-Gebiete an, und diese ist allerdings in einer für alle Theile gleich vortheilhaften Weise nur zu erreichen, wenn Brasilien, wie nach dem Siege über Uruguay, auch weiter beweist, daß ihm alle Eroberungs- und Präponderanz-Gelüste ferne liegen, daß es sich nicht vergrößern, nicht andre Nationalitäten beherrschen oder aufsaugen will, sondern nur dahin strebt, sich ruhige und geordnete, vor allen Dingen dauernd legale Verhältnisse in seinen Nachbarstaaten zu schaffen. So ganz ohne eigenes Interesse ist diese fortgesetzte Großmüthigkeit freilich nicht. Brasilien steht vor einer der schwersten Aufgaben, die einem modernen Staate überhaupt nur gestellt werden könne. Die Aufhebung der Sklaverei, die denn doch

in Brasilien ein sehr viel gefährlicheres Experiment ist, als sie das in Rußland und in der nordamerikanischen Union war. Für diese immense Aufgabe bedarf Brasilien der äußeren Ruhe und friedlicher, vor allen Dingen freundschaftlich gesinnter Nachbarn, die ihm das Werk der Regeneration in seinem Innern nicht erschweren. In seinen innern politischen Verhältnissen scheint es nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre nichts zu fürchten zu haben, denn alle jene Zuckungen, welche als Verlassenschaft der Regierung des ersten Dom Pedro, das Land auf lange Dauer denselben Zuständen zu überliefern schienen, als alle andern Staaten und Staatengruppen Südamerikas, haben seit dieser Zeit vollständig aufgehört. Weder die Person des Staats-Oberhauptes noch seine Dynastie, weder die Totalität der Staats-Einrichtungen noch einzelne Paragraphen der Constitution, sind in Brasilien Gegenstand der Controverse. Der Kaiser Dom Pedro scheint das außerordentliche und jedenfalls seltene Geschick zu besitzen, daß er einen der territorial größten Staaten, welcher aus lauter vollkommen republikanisch organisirten Provinzen besteht, und auch in seiner Central-Verwaltung nach durchaus republikanischen Grundsätzen zugeschnitten ist, zu regieren und zwar durchaus monarchisch zu regieren versteht! Er hat das Mittel gefunden, allen Ueberwüchsigkeiten, die aus solchen Zuständen nothwendig hervorgehen müssen, dadurch die Spitze abzubrechen, daß er sie vollständig gewähren läßt, und sich unbedingt jeder, selbst nur zufälligen oder man möchte sagen muthwilligen Majorität der gesetzgebenden Körperschaften fügt. Obgleich er sehr wohl die Verdienste und den Nutzen conservativer Minister erkennt, und sich nie ihres Rathes ganz entschlägt, hängt er doch nicht an Personen und entläßt sofort **jedes** Ministerium, welches in irgend einer Angelegenheit und wäre sie die anscheinend unbedeutendste, die Majorität nicht hat, um das neue Ministerium aus denjenigen Männern zu bilden, welche in der gerade vorliegenden Frage die Majorität gehabt. Dadurch wird jeder, unbedingt jeder Antrag der Regierung an die gesetzgebenden Körperschaften eine Cabinetsfrage und daher kommt es, daß in nur Einem Jahre schon ein dreimaliger Ministerwechsel stattgefunden hat. An den grünen Tisch gelangt, sehen die Männer der Opposition sehr bald ein, daß es sich doch nicht mit glänzenden Reden allein regieren läßt, und sehr rasch werden sie gouvernemental, besonders durch die nähere persönliche Berührung mit dem Kaiser selbst, dem sie wahrlich nicht vorwerfen können, daß er an vorgefaßten Meinungen hängt. Die gewöhnliche Folge davon ist, daß die sofort nach dem augenblicklichen Willen der Kammern in's Amt getretenen Minister sich abnutzen und dann ihre Vorgänger wieder in das Amt zurücktreten. Es ist dies ein Wechsel, der in anderen, namentlich neukonstitutionellen Ländern, wie das Symptom einer inneren staatlichen Unbehaglichkeit erscheinen würde. In Brasilien ist er gerade die Garantie für ein vollkommen regelrechtes Funktioniren der konstitutionellen Maschinerie. Der Kaiser läßt alle Ideale, alle Wünsche, selbst alle Utopien sich ganz unbeschränkt austoben, und hat gerade dadurch die Garantie, daß sie auf die Dauer dem Staatswohl nicht schädlich werden können. Sogar in seinen eigenen persönlichen Wünschen und

Neigungen unterordnet er sich vollständig den Vorschriften der Constitution. Sein sehnlichster Wunsch ist schon seit langer Zeit Europa besuchen zu können. Da die Constitution aber vorschreibt, daß der Vertreter der kaiserlichen Gewalt während der Abwesenheit ihres legitimen Trägers, nur mit Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften ernannt werden kann, so verschob er die Erfüllung seines Wunsches bis zur Vermählung der Thronerbin Isabella, kaiserliche Prinzessin von Brasilien, weil er hoffen durfte, daß sich in der Person des Gemahls der künftigen Kaiserin, alle Stimmen vereinigen würden. Da kam der Krieg und abermals wurde die Reise nach Europa vertagt. Es wäre allen Verhältnissen angemessen und der Wunsch des Kaisers gewesen, sich an die Spitze seiner und somit auch an die Spitze der ganzen alliirten Armee zu stellen. Da aber die Constitution vorschreibt, daß der Kaiser das Land nur mit Genehmigung der gesetzgebenden Körperschaften verlassen darf, so fügte sich Dom Pedro II. auch dieser Vorschrift, und begnügte sich, nur nach dem Kriegsschauplatze in seiner Provinz Rio grande do Sul zu reisen, wo er der Gefangennehmung des paraguitischen Corps unter Estigarribia, beiwohnte, dann aber als die Heere gegen den Paraná vorrückten, und die Paraguays in ihr Land zurückwarfen, nach Rio de Janeiro zurückkehrte. Er war der Genehmigung der Kammern durchaus nicht sicher und zwar aus einem, ihn persönlich ehrenden Grunde, denn nur in der Besorgniß, der Kaiser könne sich und werde sich der Gefahr aussetzen, — in der sicher richtigen Erkenntniß, was der Staat gerade seinem persönlichen Wirken verdankt, und in dem Wunsche ihn möglichst lange zu erhalten, würden viele Senatoren und Deputirte dagegen gestimmt haben. So fügte der Kaiser sich auch hier und hat nun allerdings die Genugthuung, daß alle Welt zugesteht, der Verlauf des Krieges wäre ein sehr viel rascherer gewesen, wenn der Kaiser selbst an der Spitze des Heeres gestanden. So liegt die größte und nachhaltigste Kraft des Kaisers darin, keine Kraft zeigen zu wollen, sie aber gerade deswegen um so sicherer in der Hand zu behalten.

Daß die Nation mit der Langsamkeit der Kriegführung nicht zufrieden ist, versteht sich nach Lage der Dinge von selbst. Eine gerechte Beurtheilung des Geleisteten wird erst nach Beendigung desselben möglich sein. Die ganze Aufgabe der brasilianischen Feldherren bestand nur darin, zu keinem Schritt zurück gezwungen zu werden, und bis jetzt haben sie dieselbe gelöst. Von Concordia, dem Sammelplatze des Hauptheeres aus, hat bis jetzt ein stetiges Vorschreiten stattgefunden. Allerdings sind die Alliirten gezwungen worden, vor verschiedenen Hindernissen auffallend lange stehen zu bleiben. So vor der Expedition Estigarribias und Duartes, den Uruguayfluß hinab, — vor dem Uebergange über den Paraná, — vor der festen Position bei Tuyuti, — und neuerdings vor dem verschanzten Lager von Curupaiti — die Flotte ihrerseits vor den Flußverrammelungen hinter den Tres Bocas. Diese Zögerungen beweisen nur, daß die Alliirten nichts wagen wollen, wo sie ihres Erfolges nicht durchaus sicher sind. Wo sie von dem unablässig rührigen Lopez angegriffen wurden, haben sie jedesmal den Platz behauptet,

wo sie selbst angegriffen, haben sie — bis auf den letzten Versuch gegen das verschanzte Lager von Curupaiti — das Vorgehen erzwungen. Die Flotte hat nicht eher operirt, bis sie 6 Panzerschiffe hatte, die Landtruppen haben ihre Rekruten nicht eher in's Feuer geführt, als bis sie zu Soldaten geworden waren. Dessenungeachtet bleibt die Kriegführung nach europäischen Begriffen eine auffällig langsame, wenn sie auch eine eben so kluge als geschickte sein mag.

Somit sind unsere Leser orientirt, wenn die nächste Zeit Entscheidungen nach der einen oder andern Seite hin bringt. Jedenfalls können sie bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht mehr lange ausbleiben. So viel auch bei politischen Entwickelungen auf Thatsachen und Ereignisse ankommt, so ist doch eine richtige Beurtheilung, ohne Kenntniß der Motive bei den streitenden Partreien, nicht möglich, und dies der Grund, weshalb wir ausführlicher auf diese Verhältnisse eingegangen sind, aus denen nothwendig neue Gestaltungen für ganz Südamerika, diesem Lande der Zukunft, hervorgehen müssen.

König Wilhelm im Jahre 1866.

Unter obigem Titel hat Herr Geheime Hofrath L. Schneider soeben eine Schrift erscheinen lassen*), welche in ebenso geistvoller als herzlich-patriotischer Weise die Thaten und den Regentencharacter unsers Königs schildert. Die Tugenden der Könige sind ein Vorbild der Völker; es ist uns allen gegeben, falls wir nur den rechten Willen dazu haben, dem Könige in seiner Geduld, in seinem ausdauernden Eifer, in der Ruhe und Ehrlichkeit des Urtheils, in seiner ritterlich duldsamen Unverdrossenheit und Tapferkeit nachzuahmen. Hier können wir, jeder in seinem Kreise einen Abglanz des königlichen Werthes darstellen. Aber was wir nur dankbar zu bewundern vermögen, das ist die strahlende Reife der Action, zu welcher unser König in einem Alter, wo sonst bei den Menschen die Zeit der Ruhe beginnt, herangestiegen. Allerdings ist der Mann ein herrliches Schauspiel, bei welchem bereits in der Jugend die Sonne der Thatkraft ungehindert und unbewölkt hervorbrechen darf. Solch eine Erscheinung entzückt uns, gleichwohl ist sie eben nur ein Schauspiel, bei welchem wir uns sagen, daß eine natürliche Gewalt sich Bahn breche. Aber weit erhabener ist es, einen Entwickelungsgang zu beobachten, in welchem die natürliche Anlage, die ihre Zeit noch nicht gekommen sieht, sich selber Zügel anlegt, sich selber hemmt, sich selber in den Hintergrund stellt, dabei aber voll Vertrauen in den eigenen Beruf, unablässig an ihrer Stäh-

---

*) Berlin, E. Schweigger'sche Hofbuchhandlung.

lung arbeitet, um endlich nach der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten mit einem Male in voller triumphirender Ruhmesausstrahlung hervorzubrechen und der Welt zu sagen: seht das hatte ich trotz böser Urtheile, trotz kränkender Feindschaften im Stillen vorbereitet, und das sind die Früchte, die mein Wille gezeitigt hat. Solch dem hohen Alter zu Theil werdender Sonnenglanz ist etwas Unnachahmliches; denn bei ihm hat etwas Gewaltigeres mitgewirkt, was der Mensch sich durch bloße Willensbegabung nicht schaffen kann: die Gnade Gottes hat geholfen.

Dies ist es, was die Schrift des Herrn Schneider mit trefflichem Zartgefühl an unserem König schildert. Der Verfasser sagt im Eingange der Schrift: „Wer hätte das gedacht! So hört man jetzt oft, wenn von den Siegen, den Erfolgen, der Thätigkeit und Rüstigkeit unsers Königs, der Vergrößerung des Staates und seines Einflusses durch ihn, der Geduld, mit der er Jahre lang Widerstand in Dingen ertragen, die er nach seiner besten Kenntniß und langjährigen Erfahrung zum Besten des Vaterandes für durchaus nöthig hielt, die Rede ist. Als Knabe und Jüngling so schwächlich, daß er sich selbst und Andere ihm kein langes Leben prophezeit, — ist er in seinem hohen Mannesalter so gesund und rüstig, daß er die schwersten Strapazen eines Feldzuges zum Erstaunen seiner ganzen Umgebung erträgt. Zweiter Sohn Friedrich Wilhelms III. und ohne Aussicht, jemals den Thron zu besteigen, da er nicht viel jünger, als sein Bruder, der Hochselige König Friedrich Wilhelm IV. war, — ist er durch unerwartet schwere Krankheits-Heimsuchung und verhältnißmäßig frühen Tod seines Königlichen Bruders Regent und König von Preußen geworden. Sein Leben lang Soldat im vollsten Sinne des Wortes, — hat er sich als Stellvertreter, als Prinz-Regent und als König in jeder Richtung der Staatsverwaltung so unterrichtet, geschickt und vorsichtig gezeigt, wie irgend einer seiner glorreichen Vorfahren. Den größten Theil seines Lebens immer mit Vorbereitung des Heeres für den Krieg beschäftigt, ein trefflicher Sachverständiger, Ordner und Beobachter im Frieden — jetzt, nachdem er in seiner Jugend wohl einem Feldzuge beigewohnt, aber nicht selbstthätig in demselben hatte sein dürfen und nachdem er schon im reifsten Mannesalter einen Feldzug in der Rheinpfalz und Baden glücklich geführt, — jetzt Sieger in einer der größten und entscheidendsten Schlachten und in einem Feldzuge, der fast einzig in der Geschichte dasteht! Wer hätte das gedacht? — Wer hätte das ihm zugetraut? Je öfter man das seit den neuesten so glänzenden Erfolgen sagen hört, je bestimmter muß man darauf antworten: Diejenigen, welche ihn von Jugend auf gekannt, welche zu verschiedenen Zeiten zu seiner Umgebung gehört, welche ihn in den schwierigsten Lagen seines Lebens und in der schwersten Prüfung unseres ganzen Vaterlandes beobachtet, haben es wohl gedacht und haben es ihm wohl zugetraut; aber geglaubt hat man es ihnen nicht, wenn sie es ehrlich und frisch weg gesagt, daß die Erkenntniß schon noch kommen würde.

Nun sie aber gekommen ist, nun sich so Wunderbares erfüllt hat, daß man gar nicht weiß, wie man das Alles ausnutzen und loben und sich darüber freuen soll, ist man wieder neugierig zu erfahren, wie sich die Dinge

gerade so entwickelt haben, wie der König zu dieser Kenntniß, diesem Erkennen und diesen Erfolgen gekommen ist, wie aus nur so bescheidener und von ihm selbst nur wie ein Dienst betrachteter Stellung eine solche wahrhaft Königliche Begabung hervorgehen konnte, die jeden Zweig des Staatslebens und Staatswesens mit gleicher Sorgfalt pflegt und jedem derselben neue Knospen, Blätter und Blüthen zu entlocken weiß.

Daß dies die volle Wahrheit ist, fangen sogar die Gegner aller Könige und alles Königthums überhaupt, an nach und nach zuzugeben. Derselbe Fürst, aus dessen Munde man zu Lebzeiten seines Vaters und seines ältesten Bruders fast nie ein öffentliches Wort gehört — ist jetzt ein mächtiger Redner, dessen Worte nicht allein in Herz und Sinn seines Volkes, sondern auch in Europa wiederhallen; weil sie eben keine Redensarten und blos schöne Worte sind, sondern jedesmal eine volle, ehrliche und männliche Meinung aussprechen, die um so wirksamer ist, weil ihr auch die That noch immer gefolgt und Jedermann im Stande ist, zu vergleichen, ob das Geleistete auch dem Verheißenen entspricht. Was Niemand oder doch nur sehr Wenige gewußt, daß er alle die Dinge, welche nach und nach in Erfüllung gegangen sind — die Militair-Conventionen mit mehreren kleinen deutschen Staaten, die Reorganisation des Heeres, die politische Beziehung Preußens zum Auslande, die Organisation eines wirklich deutschen Bundesheeres — schon seit Jahren in langen schriftlichen Ausarbeitungen wie ein Schriftsteller behandelt hat, wird jetzt bekannt. Daß er seine Königlichen Botschaften und wichtigen Staatsschriften nie ohne die erheblichsten Aenderungen den Anfertigern zurückgab, daß er das Programm vom 9. November 1858 beim Antritt seiner Regentschaft selbst eigenhändig niederschrieb und daß es Niemand bis zum Augenblick des Vorlesens im Conseil kannte, erfährt man erst jetzt, und wundert sich, daß man das nicht schon lange gewußt hat.

Es ist ein reiches Leben, was unser König Wilhelm durchlebt hat. Schweres Unglück seiner Königlichen Eltern und des ganzen Vaterlandes in seiner Jugend, — die großen Eindrücke und Lehren der Befreiungskriege in seinen Jünglingsjahren — die ruhige glückliche Zeit nach diesen Kriegen bis zur Thronbesteigung seines Bruders, in welcher er alle Stufen des militairischen Commandos erstieg, — die für ihn furchtbaren Erfahrungen des Jahres 1848, — der darauf folgende erste glücklich geführte Feldzug in Baden, — die schwere Arbeit der Wiedereinrichtung des bis in seine Fundamente erschütterten Staates, — die Uebernahme der Regierung, — die Thronbesteigung und Krönung, — das theils unverständige, theils böswillige Verkennen seiner besten Absichten für das Wohl des Staates, — endlich die Thaten und Erfolge des siebentägigen Krieges gegen Oesterreich, — das Alles ist ja nicht allein die Geschichte seines Lebens, sondern sind hervorragende Punkte in der Geschichte unseres Vaterlandes, für jeden Preußen gleich wichtig, für jeden Deutschen gleich bedeutend. Denn man fängt an, in ganz Deutschland zu merken, daß der Mann gekommen ist, vor dem sich die Einigung Deutschlands zu einem mächtigen und, will's Gott! glücklichen Ganzen von innen und nach außen gestalten kann.

Was schon seine Mutter, die unvergeßliche Königin Luise, im Jahre 1808 von ihrem damals elfjährigem Sohne an ihren Vater, den Herzog von Meklenburg-Strelitz, schrieb:

„Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm."

das hat sich vollständig bestätigt. König Wilhelm hat sich in allen Dingen seinem vortrefflichen Vater ähnlich erwiesen, und gerade diese drei Worte „einfach, bieder und verständig" geben auch jetzt noch die Grundzüge seines Denkens und Thuns, und, wenn Königin Luise den heißen Wunsch gehegt, „ihre Kinder zu wohlmeinenden Menschenfreunden zu erziehen" [das hat sie wenigstens gerade im Geburtsjahre König Wilhelms, 1797, an den Professor Heidenreich in Leipzig geschrieben], so ist dieser Wunsch vollkommen in Erfüllung gegangen. Schon ehe sich die glänzenden Eigenschaften des Königs in dem Maße vor den Augen ganz Europa's entwickelten, wie seit seiner Thronbesteigung, wußte Jedermann, daß er ein wahrhaft wohlmeinender und menschenfreundlicher Herr war; aber daß auch ein anderer Wunsch seiner Mutter so vollständig in Erfüllung gehen würde, wie es jetzt vor aller Welt offen daliegt, das wußte man nicht. Sie schrieb nämlich in einem andern Briefe:

„Ich wünsche, daß die Welt von mir sagen möge, sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Königin Luise meinte das freilich nur in Bezug auf die unglückliche Zeit von 1806 bis zu ihrem Tode, in welcher sie diese Zeilen schrieb und konnte nach der ganzen Lage der Dinge, selbst der Begriffe und Anschauungen jener Zeit gewiß nicht ahnen, in wie anderer, weltgeschichtlicher Weise auch dieser Wunsch in Erfüllung gehen würde. Aber ihre beiden ältesten Söhne, die den Thron Preußens nach Friedrich Wilhelm III. bestiegen, haben nicht allein bewiesen, daß sie besserer Zeiten würdig waren, sondern der ältere, Friedrich Wilhelm IV., hat doch wahrlich danach gestrebt, sie zu erringen, und der jüngere, Wilhelm, hat sie in einer Weise errungen, wie die größten Staatsmänner Preußens es so rasch und mit verhältnißmäßig so geringen Opfern nicht für möglich gehalten haben, ja nicht einmal gewollt haben würden, weil der Gedanke einer Einigung Deutschlands unter der Führerschaft Preußens früheren Anschauungen überhaupt fern lag.

Wenn große Dinge gelungen sind, ist man nur zu geneigt, einen tiefen Plan, eine lange methodische Vorbereitung, eine geschickte Berechnung bei Denen vorauszusetzen, welche schließlich von den Begebenheiten an die Spitze getragen werden und dann die Lage beherrschen. Niemand hat Lust, dabei an die langsame und ganz natürliche Entwicklung der Dinge zu denken, wie sie eine Folge verständiger, rechtlicher und überlegter Handlungen ist. Als König Wilhelm die Wirren in Holstein und Schleswig, die Feindlichkeiten gegen Preußen in Deutschland, die leidenschaftliche Gegnerschaft Oesterreichs gegen eine naturgemäße Machterweiterung Preußens, die ja doch nur dem

ganzen deutschen Volke zu Gute kommen könnte, ja, den Widerstand im eigenen Lande sah, hat er gewiß selbst nicht gedacht, daß aus dem endlich unvermeidlichen Kampfe eine solche Gestaltung hervorgehen würde, wie sie jetzt eingetreten ist. Hat er doch durch Abmahnung, Rath und selbst Bitte bei vielen deutschen Fürsten alles nur Mögliche gethan, um den Krieg überhaupt abzuwehren, und wie schwer, wie unendlich schwer es ihm geworden ist, endlich das furchtbare Wort: Krieg! auszusprechen, das hat er seit der so glücklichen Beendigung desselben ja wiederholt öffentlich und bei jeder Gelegenheit erklärt, wo ihm Dank und Lob entgegenkam. Das Lob wies er für seine Person ab und an die von ihm gebildete Armee, den Dank aber an den Allmächtigen, der diesmal Preußen so sichtbarlich beschützt."

Obwohl es uns Ueberwindung kostet, mit dem Abdruck der Betrachtungen des Verfassers inne zu halten, glauben wir es doch dem Leser überlassen zu müssen, in der Schrift selber, die wir nicht dringend genug empfehlen können, dem Charakterbilde, welches Herr Schneider von unserem Könige entwirft, zu folgen. Wir beschränken uns deshalb darauf, hier noch zwei Stellen mitzutheilen, deren eine das Leben im Hauptquartier schildert, während die andere von der Pietät, mit welcher König Wilhelm das Andenken seines Bruders und Vorgängers ehrt, Zeugniß ablegt.

„Für seine persönliche Bedienung, so erzählt der Verfasser, nahm der König so wenige Personen als nur irgend möglich mit, und konnte es, weil er selbst für seine Person so wenige Bedürfnisse hat. Von früh Morgens bis spät Abends angezogen, kennt er keine andere Bequemlichkeit in der Kleidung, als höchstens ein Aufknöpfen des Militair-Ueberrocks in seinem Arbeitszimmer. Es ist Alles genau geregelt, und der König macht die meisten Dinge so ausschließlich selbst, daß gar keine Hülfe nöthig wird. Es wurden daher nur ein Kammerdiener, ein Garderobier und zwei Leibjäger mitgenommen, welche aber auch während des ganzen Feldzuges nicht abgelöst wurden, wie das sonst im gewöhnlichen Dienst zu geschehen pflegt. Da der König so wenig für sich selbst braucht, man eigentlich in allen vorkommenden Fällen schon weiß, was wohl befohlen werden kann, und die Befehle nie hart oder unfreundlich gegeben, Versehen auch nie mit einem heftigen Worte oder erzürnt gerügt werden, so ist der Dienst bei der Person des Königs ein leichter, und war es auch während des Feldzuges, obgleich er oft unter den erschwerendsten Umständen geleistet werden mußte. Die sich immer gleich bleibende milde Ruhe des Königs läßt auch keine Unruhe um ihn her aufkommen, und es geht eben Alles, wie man zu sagen pflegt, am Schnürchen. Viele Dinge, die leicht ein Anderer thun könnte, thut der König bei seiner Gewöhnung an strenge Ordnung selbst, so z. B. das Auspacken und Einpacken seiner sämmtlichen Papiere in die für Reisen bestimmten Portefeuilles, und dies geschah auch während des Feldzuges bei jedem Wechsel des Hauptquartiers, ja selbst am Schlachttage von Königgrätz.

Der König war jeden Morgen schon früh auf und machte neben den, natürlich in erster Reihe stehenden militairischen Vorträgen und Berathungen mit dem Chef des Generalstabes der Armee, General der Infanterie v. Moltke

dem Kriegs-Minister, General der Infanterie v. Roon, dem General-Adjutanten, General-Lieutenant v. Alvensleben, dem General à la Suite und Chef des Militair-Cabinets, General-Major v. Treskow, auch die laufenden Regierungsgeschäfte in derselben Ordnung und Pünktlichkeit ab, wie im tiefen Frieden. Dazu war der Chef des Civil-Cabinets, Geheime Cabinetsrath v. Mühler, mit mehreren Beamten ebenfalls dem Hauptquartier attachirt. Man hat in den Zeitungen erzählt, daß eine Königliche Cabinets-Ordre, vom 3. Juli, dem Schlachttag von Königgrätz, datirt, die Erlaubniß zu einer baulichen Veränderung an der ehemaligen Stechbahn in Berlin brachte. Es wäre dies nur der Beweis für das Gesagte, daß der König über den wichtigsten militairischen und politischen Arbeiten und Berathungen auch die Civil-Verwaltung in der Heimath nicht vernachlässigte. Am 3. war allerdings keine Zeit, an einen Häuserbau in Berlin zu denken; aber die Ordre war wahrscheinlich noch an einem am 2. gehaltenen Vortrage vorausdatirt, und hat die Unterschrift der, für den 3. mundirten Ordre erst beim nächsten Civil-Vortrag stattfinden können. Kein Ministerium wird sagen können, daß irgend Etwas durch den Feldzug verzögert worden oder unentschieden liegen geblieben ist. Allerdings haben sie aber auch nur das Allernöthigste und Dringendste ins Hauptquartier nachgesendet. Der König wunderte sich sogar, daß von dem Augenblick an, wo der Krieg ausgebrochen war, ihm weniger Sachen zur Entscheidung zugesandt wurden, als sonst gewöhnlich.

Außerdem befand sich aber der Minister-Präsident Graf v. Bismarck mit einer diplomatischen Kanzlei im Hauptquartier, welcher sowohl ersten lichen Vortrag in auswärtigen Angelegenheiten beim König hatte, als auch zu militairischen Berathungen zugezogen wurde, insofern sie auf die allgemeine Lage Bezug hatten. Eine genaue Folge dieser Vorträge und Berathungen konnte natürlich bei den unruhig bewegten Vorgängen jedes Tages nicht innegehalten werden, was sich aber als nöthig erwies, fand auch seine Erledigung. Ganz allein mag sich der König während des Feldzuges nur selten und höchstens Morgens früh befunden haben; denn jeden Augenblick trafen Meldungen ein, wurden Befehle nöthig, waren Fürstlichkeiten, Gesandte und Generale zu empfangen oder Anordnungen für die nächsten Tage zu treffen. Wenn früh der Leibarzt, Geheime Sanitätsrath und General-Arzt des Garde-Corps, Dr. v. Lauer, beim König gewesen war, wurden die eingegangenen Depeschen und Telegramme gelesen und, je nach dem Inhalte, an den Grafen Bismarck, den Kriegs-Minister, den Chef des Generalstabes der Armee, des Militair- oder Civil-Cabinets geschickt; dann erfolgten die Meldungen des Hofmarschalls, Grafen Perponcher-Sedlnitzki, und des Hof-Stallmeisters v. Rauch über die Bewegungen, Bedürfnisse und Personalien des Hauptquartiers, die zur Tafel oder für den Abend eingeladenden Gäste, das Fahren und Reiten des Königs über Land zu Truppen-Besichtigungen, die Ankunft bedeutender Personen und deren Aufnahme, das für jeden einzelnen Fall mitzunehmende Gefolge, kurz, das ganze innere und häusliche Geschäft des Königlichen Hofhaltes, das sich allen, auch den ungünstigsten Verhältnissen anbequemen mußte, aber nicht über so reiche Mittel, wie in der Heimath, gebieten konnte. Dann

begannen sofort die Audienzen, Vorträge, Besichtigungen durchmarschirender Truppen, Besuche der Lazarethe, Vollziehung von Unterschriften, Empfang und Bescheide von Deputationen, die kaum von der kurzen Tafelzeit unterbrochen wurden, um dann sofort wieder aufs Neue zu beginnen. Der Charakter des Hauptquartiers war ein durchaus militairischer; denn auch die höheren Beamten trugen die Uniform ihres Landwehr-Verhältnisses, so der Minister-Präsident, Graf Bismarck, die Majors-Uniform des 7. schweren Landwehr-Reiter-Regiments, der Hofmarschall, Graf Perponcher-Sedlnitzki, vom 1. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment, die Majors-Uniform des Garde-Kürassier-Regiments, in welchem derselbe früher gestanden, Geheimer Cabinetsrath v. Mühler und Geheimer Legationsrath v. Keudell die Lieutenants-Uniform des 6. schweren Landwehr-Reiter-Regiments und der Geheime Hofrath Bork die Hauptmanns-Uniform des 3. Brandenburgischen Landwehr-Regiments Nr. 20. In bürgerlicher Kleidung erschienen nur einige Hof- und Cabinets-Beamte. Jeder Luxus war verbannt. Alles war auf knappe Preußische Weise eingerichtet, und wenn man dagegen vergleicht, was das Hauptquartier des Bayerschen Höchstkommandirenden mitnahm, für was dort Alles gesorgt war, — vorausgesetzt, die Zeitungen erzählten die Wahrheit darüber, — so erklärt sich auch dadurch wieder Manches, was dem Auslande an Preußen gerade so unerklärlich scheint.

Die Bewachung und den militairischen Dienst hatte die aus allen Infanterie- und Cavallerie-Regimentern der Armee gebildete Stabswache unter dem Commando des Oberst-Lieutenants v. Krosigk. Die Infanterie war in ein Bataillon, die Cavallerie in eine Escadron formirt. Die letztere ritt, wenn das Hauptquartier sich — glücklicherweise immer vorwärts — in Bewegung setzte, dem Königlichen Wagen vor und zwar abwechselnd, entweder Kürassiere und Dragoner, oder Husaren und Ulanen, und es war jedesmal ein prächtiger, ein erfrischender Anblick, wenn diese Boten der ganzen Armee vor dem König her in eine Stadt hinein sprengten, den erstaunten Böhmen gleich die ganze Musterkarte der preußischen Armee aufrollten und zeigten, über wie viele Bataillone und Regimenter König Wilhelm zu gebieten habe. Die Infanterie marschirte entweder voraus oder folgte, wenn das Hauptquartier aufbrach, um die Bewachung der Königlichen Wohnung zu übernehmen. Standen schon preußische Truppen in der Stadt, wo der König eintraf, so gaben diese neben der Stabswache auch eine Ehrenwache, die der König dann jedesmal besichtigte, sich über das Verhalten der Mannschaft im Feuer berichten und diejenigen Offiziere und Mannschaften vorstellen ließ, welche sich ausgezeichnet hatten. Da der König weiß, welche unbeschreibliche Freude er den Truppen macht, wenn er sich von ihnen die Honneurs machen und sie vorbeimarschiren läßt, so achtet er auch weder Ermüdung von der Reise, noch irgend eine Abhaltung, und wäre sie noch so dringend, sobald er einer Truppe diese Freude bereiten kann. Das geschieht oft unter den unbequemsten Verhältnissen. In Potsdam wurde einem Bataillon des 3. Brandenburgischen Landwehr-Regiments Nr. 20 bei der Rückkehr aus dem Felde, welches schon in der Abenddämmerung ankam, diese Ehre im dortigen

das Blinken der Bajonette sah, in denen die Straßenlaternen sich spiegelten. In Ausübung dieser, vom Könige für eine seiner Dienstpflichten gehaltenen Ehrenbezeugung für die Truppen des eigenen Landes, wie fremder Länder, kennt König Wilhelm kein Hinderniß, keine Ungunst der Tageszeit oder des Wetters. Für Alle hat er das freundliche, ermunternde und ehrende Wort, aber auch den streng prüfenden Blick, den nur die zu fürchten brauchen, welche sich in ihrer soldatischen Pflicht nicht ganz taktfest fühlen."

Nachdem der Verfasser die Führerschaft des Königs im böhmischen Feldzuge dargestellt, schließt er: „War bis dahin Tag für Tag die Bewunderung gestiegen, so machte sie jetzt der Verwunderung Platz. Das hatte Niemand erwartet, und wieder cursirte das beliebte: Wer hätte das gedacht! mit dem dies Büchlein angefangen und nun auch endigen muß. Aber doch nicht eher, bis noch eines Vorganges Erwähnung geschehen, der neben dem Könige auch den Menschen charakterisirt. In Nr. 203 der Spenerschen Zeitung vom 2. September erschien nämlich ein Artikel an leitender Stelle, „dem Königlichen Bruder" überschrieben, welcher darauf aufmerksam machte, man möge doch über den Jubel und die Anerkennung, die jetzt von allen Seiten den König Wilhelm umringe, auch nicht die Verdienste des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. vergessen, welcher ja auch für die Einigung Deutschlands und für die Stärkung des Heeres gestrebt und gewirkt, der aber von der ungeschlachten Hand der Revolution in seinen Plänen und Absichten gestört worden sei. Der Gegenstand war mit Wärme behandelt und die Verdienste des Hochseligen Königs um Preußen nach allen Seiten hin hervorgehoben. Man wunderte sich, daß die Spenersche Zeitung in einem Augenblicke, wo Alles begeistert dem Sieger, dem Mehrer des Reiches, dem Friedenserringer zujauchzte, an eine Zeit erinnerte, die solchen Erfolg nicht aufzuweisen hatte. Noch mehr wunderten sich aber Diejenigen, welche erfuhren, daß König Wilhelm diesen Artikel der Gerechtigkeit und Wahrheit für seinen Bruder selbst gewünscht, veranlaßt, die Daten dazu gegeben und dabei gesagt, es thue ihm wehe, daß in der Siegesfreude so gar nicht des Verdienstes seines Königlichen Bruders gedacht werde, auf dessen Grundlage er doch nur fortgebaut! Solche Denkungsart und Handlungsweise bedarf keines Commentars.

„Wahrlich, wenn je an einem Preußischen Könige die Bitten unseres allgemeinen Kirchengebetes in Erfüllung gegangen sind, so ist es an unserm Könige Wilhelm."

„Gott hat seine Gnade groß werden lassen an dem Könige, unserm Herrn, und hat ihn bei langem Leben erhalten, zum beständigen Segen und christlichen Vorbilde; ihm ist eine gesegnete Regierung und zu dieser ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, gerechte Werke, ein tapferer Muth und ein starker Arm verliehen worden."

„Nur eine Bitte bleibt allen Preußen, die ihr Vaterland lieben, übrig:

„Herr Gott, himmlischer Vater, verleihe unserm Könige — wie Du ihm eine gesegnete Regierung verliehen hast — auch eine lange Regierung und lasse dadurch auch über uns Deine Gnade groß werden!"

Englische Hilfsanstalten.

In seinem Werke „the Charities of London" hat Sampson Low eine Darstellung der Wohlthätigkeitsanstalten gegeben, deren in London allein 640 vorhanden sind. Der vierte Theil der Anstalten ist im letzten Jahrzehend gegründet, und sie geben insgesammt gegen drittehalb Millionen Pfund Sterling aus. Nicht weniger als eilf Millionen Thaler von dieser Gesammtsumme werden lediglich aus freien Beiträgen aufgebracht. Diese Heimstätten für Noth und Elend sind nicht selten förmliche Paläste und tragen die Inschrift: „Supported by voluntary contributions" (unterhalten durch freiwillige Beiträge), aus der man den Umfang der Privatwohlthätigkeit ersieht.

Die ungeheure Bevölkerung Londons ist ein großer socialer Körper, dessen überwiegend gesunde Kräfte unablässig ringen und arbeiten, um die krankhaften zu heilen oder wenigstens zu mildern, damit das Ganze gesund und ungefährdet erhalten bleibe. Die Opferwilligkeit muß um so stärker sein, je größer die staatliche Steuerbelastung schon an sich auf jenem gesunden Theile des gewaltigen Organismus liegt.

Wie anderwärts, so hat man auch in der englischen Hauptstadt mannigfache Fürsorge getroffen, sanitätische und medizinalpolizeiliche Anstalten aller Art zu begründen, und darauf beruht auch die erfreuliche Erscheinung, daß die durchschnittliche Lebensdauer in London gegen früher bedeutend zugenommen hat. Rechnete man doch in dieser Stadt noch während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts alle 20 Jahre eine Rückkehr der Pest, von welcher durchschnittlich ein Fünftel der Bevölkerung hinweggerafft wurde! Daselbst kamen noch in den Jahren 1770 bis 1779 auf 1000 Todte nicht weniger als 102 Opfer der Pockenkrankheit, in den Jahren 1830 bis 1836 nur noch 25! Marshall hat aus den Sterbelisten Londons gefunden, daß die durchschnittliche Lebensdauer in dieser Stadt in den Jahren 1728 bis 1739 bei dort Geborenen 6 Jahre, in den Jahren 1820 bis 1829 aber 26 Jahre war!

Die medizinalen und sanitätischen Anstalten geben der Bevölkerung also nicht nur Heilmittel, sie geben ihr, natürlich im Verein mit andern socialen und gesundheitlichen Momenten und Fortschritten, auch Jahre des Lebens zum Geschenk!

Die oben citirte Schrift führt zunächst 14 große medicinische Hospitäler auf. Es folgen 66 andere Hospitäler, Krankenhäuser und Institutionen für specielle medicinische Zwecke, 39 Dispositions-, d. h. Arzneibereitungsanstalten für Arme, 12 Institute für Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und öffentlichen Moral, 1 Findelhaus, 22 Hospitäler und Magdalenenstiftungen für weibliche Personen, 6 Anstalten für Unterstützung von Gefangenen, Besserungs- und Zufluchtshäuser (außer den noch vorhandenen beson-

Armuth und Elend auf der Straße und für specielle Ansprüche, wozu 1861 noch 58,000 Pfund Sterling in den 13 Polizeigerichtshöfen freiwillig eingezahlt und ausgegeben wurden. Dann giebt es 21 Zufluchtsstätten, „Homes", für Näherinnen und weibliche Dienstboten, 9 Pensionsfonds für wohlthätige Zwecke (Zahlung von Annuitäten an hülflose mündige Arme), 14 Gesellschaften mit Fonds für arme Geistliche, 6 für protestantische Dissentergeistliche, 72 Wohlthätigkeitsfonds für Handwerkerinnungen, etwa 21 Fonds von Citycompagnien und Parochialvorständen für wohlthätige Zwecke, 5 specielle Nationalfonds für die Noth in Indien, die 1861 über eine halbe Million Pfund Sterling sammelten und vertheilten. Sie wirken noch als allgemeine Wohlthätigkeitsanstalten fort.

Die Zahl der Armenhäuser und Asyle für die Armuth im hohen Alter ist 124. Für Blinde und Taubstumme giebt es 16 Institute, auch 1 für arme Krüppel und Lahme. Sodann verwendeten 31 Gesellschaften von ihren Fonds jährlich gegen 100,000 Pfund für Beförderung und Unterstützung von Schulen und 9 Anstalten zum Unterricht für Erwachsene; 14 Asyle erziehen und erhalten ganz und gar etwa 2000 Waisenkinder mit jährlich 60- bis 70,000 Pfund freiwilliger Beiträge (excl. der Regierungswaisenhäuser) und 20 andere Asyle erziehen und erhalten 3000 andere arme oder Verbrecherkinder für mehr als 100,000 Pfund jährlich. Endlich kommen 56 Bibel- und Missionsgesellschaften, die jährlich für mehr als 7 Millionen Thaler Bibeln und sonstige religiöse Erbauungsschriftchen vertheilen, und 4 unbestimmte Wohlthätigkeitsanstalten. Die enorme Summe der allein bei den statistisch näher beschriebenen Privatwohlthätigkeitsanstalten der Stadt eingehenden Spenden zeigt schon den ungeheuern Reichthum der dortigrn Bürger. So kam erst vor einigen Jahren der vielleicht noch Manchem erinnerliche Fall vor, daß ein Kaufmann Namens George Peabody verschiedenen Gesellschaften für das Wohl der arbeitenden Klassen 1 Million Thaler vermachte. So sind auch Beiträge von 30- bis 40,000 Thlr. gar nicht so seltene Vorgänge in der Londoner Armenpflege. Ein einzelner Arzt, Namens Andrew Reed, begründete allein ein Asyl für kleine Waisenkinder, für uneheliche und vaterlose Kinder, ein Institut für Idioten und ein Hospital für unheilbare Kranke.

Die vierzehn großen Hospitäler mit mehr als 3500 Betten, in welchen durchschnittlich im Jahre über 32,000 Kranke behandelt werden (außer 400,000 Außenpatienten), haben ein jährliches Einkommen von etwa 130,000 Pfund aus Dividenden, Eigenthum und Arbeit der Patienten, dazu gegen 60,000 Pfund freiwillige Beiträge, also jährlich viel über eine Million Thaler. Das älteste derselben, St. Bartholomew's Hospital, besteht schon über 700 Jahre, nachdem es im Jahre 1123 von einem Privatmanne gegründet worden war. Es bildet mit St. Thomas, Bridewell, Bethlehem (Bedlam) und Christhospital die fünf großen Krankenhäuser der City.

Die 66 speciellen Hospitäler unterscheiden sich voneinander durch Nationalität und Krankheit der Patienten. So giebt es 1 Hospital für

Deutsche, 1 für Spanier, 1 für Matrosen, 1 für Fieber, 4 für Schwindsucht, 8 für Entbindungen, 4 für Weiber, 4 für Kinder, 3 für Unheilbare, 3 Pocken-, 5 Augen-, 1 Ohr-, 9 Bruch- und Entstellungs-, 4 Haut-, 4 Reconvalescentenhospitäler, 6 für Irre, 1 für Idioten, 3 für Krankenwärterinnen, 1 homöopathisches Hospital, 1 Seebad, 1 Zahnhospital, also im Ganzen 50 Hospitäler und Krankenhäuser in London.

Will man diese riesenhaften Anstrengungen der Bevölkerung nicht bloß gegen Noth, sondern auch speciell für den sittlich gesunkenen Theil der Gesellschaft begreifen, so muß man auch in die Mortalitätsverhältnisse des Landes einigermaßen eingehen, deren Zustand nach statistischen Erhebungen freilich in einem furchtbaren Gegensatze steht zu den edlen Gesinnungen des opferwilligen Theiles der Gesellschaft. Neben dem englischen Reichthum und Edelmuth steht hart nebenan weit verbreitetes tiefes Elend und weit verbreitete sittliche Verkommenheit unter den ärmsten Klassen der Hauptstadt und der größern Städte des Landes.

Es fanden sich im Jahre 1862: 25,000 berüchtigte Häuser in England und Wales, die alle Tage 135,000 Individuen beiderlei Geschlechts gegen die „gute Gesellschaft" losließen. Etwa 6500 davon sind Diebe unter, 27,000 über 16 Jahren. Mehr als 39,000 waren im Allgemeinen verdächtig, und ohne bestimmten Erwerb, 22,500 professionelle Vagabunden, alle der Polizei bekannt und mehrere Male im Gefängniß gewesen, die denn auch die durchschnittlichen 25,000, welche im Gefängnisse sitzen, gelegentlich ablösen. Charakteristisch ist das Verhältniß der verschiedenen Procente der Verbrecher zu den respectabeln Bewohnern. In Manchester und den Baumwollengegenden kommen 154, in Bringhto, Worthing und anderen Vorstädten 93, in Sheffield, Birmingham und den sonstigen Kurzwaarendistrikten bloß 47 ordentliche Leute auf je einen Verbrecher. Merkwürdig, daß das verrufene London immer noch etwas besser steht als alle Städte und Gegenden; ein „Gefängnißvogel" kommt hier auf je 178 ordentliche Leute. Gegen diese Raubthiere der Gesellschaft werden mehr als 20,000 Policemen gehalten. Sie arretirten unter Anderm im Jahre 1869 über 404,000 Menschen, sodaß 20 auf jeden Policemen kommen, von denen mehr als zwei Drittel verurtheilt wurden, über 65,000 zu Gefängniß, über 160,000 zu Geldstrafen, 302 zu Gefängniß und Peitsche. Ueber 85,000 waren wegen Trunkenheit und Scandal, 83,000 wegen „Assaults," 42,000 wegen Diebstahls, gegen 33,000 wegen Prostitution mit öffentlichem Tumult und Aergerniß und die übrigen wegen tausenderlei anderer Vergehen und Verbrechen arretirt worden. Zu dieser Armee kommt aber noch das schwere Geschütz der Criminal-Verbrecher: 17,800 Individuen. Vier Fünftel davon wurden verurtheilt, 10,800 einfach zu Gefängniß, 229 zur Peitsche, 2130 zu Strafarbeit, 53 zum Hängen, von denen aber nur 11 wirklich an dem Galgen starben, weil man sich doch wohl immer mehr dieser ekelhaften Strafe wegen der Schande für die Lebenden schämen mag. Transportirt wurde auch Niemand. Diese, seit 140 Jahren blühende Strafe wurde in allen Fällen durch Strafarbeit zu Hause ersetzt — zu Hause, d. h. in 156 Gefängnissen und Correktionsanstalten mit mehr als 2400 Be-

amten. Dazu kamen 186 Gouverneurs, 146 Aerzte, 146 Seelsorger, 147 Secretäre. An der Themse unter Millbank, auf der steinigen Insel Portland, in der schmutzigen Matrosenstadt Portsmonth, in dem schmutzigeren Chatham, in Dortmoor, Lewes, Parkhurst und Brixton werden die 7000 männlichen und 1000 weiblichen Verbrecher unterhalten, die vor 50 bis 60 Jahren noch alle gehangen worden wären. Die schlimmsten davon, und zwar nur diese werden gelegentlich nach Gibraltar, Bermuda oder Westaustralien versetzt. Von den 11,000 Bewohnern der 10 Criminalgefängnisse wurden bloß noch 312 mit „tickets of leave“ entlassen. Auf je 6 dieser Gefangenen kommt ein Beamter, 147 sind zur Peitsche, 3315 zum dunklen Keller, 2906 zur Hungercur und 2550 zu anderen Extrastrafen verurtheilt. Und nun die Rechnung! Die Polizei kostete noch nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund. Die Verbrecher vor Gericht wurden für 95,800 Pfund untersucht und abgethan. Für die Erhaltung der Gefängnisse wurde über eine halbe Million gebraucht. Die Strafarbeiten brachten bloß 23,000 Pfund ein, so daß jeder in entsetzlicher Zwangsarbeit Beschäftigte doch noch 23 Pfund 10 Schillinge Zulage haben mußte, ein herrliches Beispiel, wie der Staat Industrie treibt. Es wurden auch 800 Personen wegen verschiedener Verbrechen untersucht, aber wegen Wahnsinns in eines der öffentlichen Irrenhäuser gebracht, die 22,000 Pfund kosteten. Die 47 Reformschulen für Verbrecher unter 16 Jahren kommen dem Staate theurer, als alle preußischen Gymnasien, sie kosten 31,000 Pfund. Dies sind in Summa 2,384,054 Pfund 3 Schillinge 4 Pence. Es kamen nun nur noch einige Kleinigkeiten hinzu: Richter, Recorders, bezahlte Magristratsbeamte, Secretäre, Gerichtslocal 2c. kosten eben so viel. Die Londoner Polizei sagt, die Diebe in der Metropolis könnten unter 50,000 Pfund jährlich gar nicht auskommen, die in Manchester brauchen 15,000. Man hat berechnet, daß täglich 135,000 Menschen stehlen müssen, wenn sie sich nicht hungrig hinlegen wollen. Unter 25 Pfund jährlich kann auch der bescheidenste und mäßigste Dieb nicht leben. Sonach eignen sich die Diebe in England und Wales unter den allerbescheidensten Ansprüchen mindestens 3,873,000 Pfund an, in je 12 Monaten. Die Criminaljustiz mit ihrem Gesammtapparat kostet in England mehr als der ganze preußische Staat vor 1848 jährlich einnahm und ausgab.

Ein ferneres Moment in der englischen Gesellschaft ist die unverhältnißmäßige Anzahl von Unglücksfällen in Folge des Leichtsinns und der Gewissenlosigkeit, mit der in Arbeitsetablissements, in Bergwerken 2c. umgegangen und wodurch zahlreiches Elend herbeigeführt wird. Feuer und Schiffbrüche tragen das Ihre mit hierzu bei.

In dem Zeitraum von 1848 bis 1861 sind in England nicht weniger als 39,927 Personen umgekommen, eine größere Zahl aber sonst verunglückt.

Ebenso gehört hierher das verbreitete Laster der Trunkenheit. Im Verwaltungsjahre 1861 auf 1862 waren, officiellen Ausweisen zufolge, 19,336,236 Gallonen englischer und 5,112,078 Gallonen importirter Spiritnosen zum

heimischen Verbrauche im Lande geblieben! (Die Spirituosensteuer ertrug netto 12,267,600 Pfund Sterling.)

Endlich darf man nicht vergessen den Mangel an einer gehörigen Organisation des Volksschulunterrichts, der in unserer deutschen Verbreitung und Regelung dort nicht existirt.

Alle diese Verhältnisse nun haben natürlich eine entsprechende Ausbreitung von Verwahrlosung des jungen Geschlechts der ärmsten Klassen, von unsittlicher Lebensweise des herangewachsenen und von tiefster Verarmung und großen Elendes aller Art im Gefolge.

Die gewaltigen Anstrengungen der vermögenden Classen haben also ein entsprechend großes Feld für ihre Thätigkeit, gefallene, gesunkene Menschen wieder zurückzuführen zum Besseren, körperlich Leidenden zu helfen, Schutzbedürftige aufzunehmen und darbenden Arbeitsfähigen Unterstützung durch Spenden, Arbeit und Unterkommen zu gewähren. Gehen wir jetzt auf die Wohlthätigkeits-Anstalten im Einzelnen ein, so kommen wir zuerst zu der Kategorie der „philantropischen Gesellschaften" in London. Sie haben den Zweck, physisches und sittliches Leben zu erhalten und zu retten und gefallene Frauenspersonen, sowie entlassene Sträflinge oder Gefangene zu bessern und wieder zu erheben.

Die „Königliche Humane Gesellschaft" ist bereits 87 Jahre alt und widmet sich der Errettung Ertrinkender beim Baden oder Schlittschuhlaufen, beziehendlich der Wiederbelebung Ertrunkener. Sie hat hierzu eine Menge Rettungsapparate (drags) in 260 Depots, besondere Wächter, und für die Wiederbelebungsversuche besonders unterrichtete Personen. Auch Selbstmörder zieht die Gesellschaft in ihren Bereich.

Das Lebensbootinstitut zur Rettung von Schiffbruch hatte im Jahre 1862 bereits 12,000 Personen aus untergehenden Schiffen gerettet und sind hierfür 82 goldene und 666 silberne Medaillen im Werthe von 1400 Pfund Sterling vertheilt worden. Die Gesellschaft besitzt um die Küsten Englands herum eine große Anzahl ausgezeichnete Rettungsbote und eine kleine Armee von unerschrockenen Leuten. Der Fonds der Gesellschaft beträgt etwa 16,000 Pfund Sterling.

Einen besondern Zweck verfolgt wiederum die „Rettungsgesellschaft aus Feuer." Sie rettete im Jahre 1861 94 Personen und war bei 525 Feuern thätig. Ihre 73 „Feuerfluchtstationen," eigenthümliche, auf Rädern gefahrne Leitern, sind jede Nacht in bestimmten Distancen über London ausgedehnt und Feuermänner halten an diesen bestimmten Stationen Wacht. Sie hat 15,000 freiwillig Beitragende und eine große Anzahl unregelmäßige Beisteurer und ist in andauerndem Wachsen begriffen.

Die „Society for the Prevention of Cruelty to Animals", welche seit dem Jahre 1824 besteht, hat es, wie schon ihr Name besagt, damit zu zu thun, Thierquälereien zu verhüten und zur Bestrafung zu bringen. Sie hat bereits Tausende von Fällen unmenschlicher Behandlung von Thieren zur Anzeige und Bestrafung gebracht und mehr als eine Million kleiner

Schriften über eine menschliche, vernünftige und den Eigenthümern selbst vortheilhafte Behandlung der Thiere auf Viehmärkten, unter Kutschern, Knechten und Viehtreibern vertheilen lassen. Die Erfolge dieser Gesellschaft sind hocherfreuliche, es wird mit dem Vieh in England im Allgemeinen freundlich und gut umgegangen, selbst bei Hirten nimmt man eine milde, oft sogar zärtliche Behandlung wahr, und in englischen Romanen spielt das humane, liebevolle Umgehen mit diesem oder jenem Lieblingsthier gewöhnlich eine Rolle — eine stereotype Erscheinung, die nicht zufällig ist, sondern das Volksleben zurückspiegelt.

Eine andere Classe Gesellschaften widmet sich der Verbesserung von Arbeiterwerkstätten durch Capital- und Credit-Association. Es sind dies Gesellschaften wie die „Labourers friend Society", „Association for improving the Dwelling of the Industrious Classes", „Cotage Improvement Society" und andere. Die Genossenschaften haben sehr Bedeutendes geleistet. Ganze Stadttheile in London von großem Umfange sind durch sie geschaffen worden, Häuschen an Häuschen in unabsehbaren Linien, ein jedes derselben mit Gärtchen vor und hinter demselben, entweder bereits Eigenthum des Arbeiters oder Handwerkers, oder durch Jahresabschlagszahlungen in Form hoher Miethzinsen allmälig in's Eigenthum übergehend.

Das ist es auch, was uns in den großen Städten Deutschlands so sehr fehlt, wo die ärmeren Familien zusammengepfercht sind in schlechten Stadtvierteln, in Dachwohnungen oder Kellerräumen, ohne das Gefühl des „Sweet Home," wie der Engländer sagt, ohne das moralische, stärkende Bewußtsein ein „Heim" zu besitzen. Wie demoralisirend müssen solche comprimirte Zusammenschichtungen von armen Familien wirken. Die Baugesellschaften wollen bei uns noch nicht recht gedeihen und für Arbeitereisenbahnzüge am Morgen und Abend aus großen Städten werden bei uns erst die Eisenbahndirectionen eines spätern Geschlechts Sinn und Einsicht gewinnen. Die Arbeiterschaaren müssen auf dem Lande umher wohnen, die meisten unserer Städte haben für Bauten schon von vornherein einen viel zu hohen Grund- und Bodenpreis, als daß der Miethpreis der Wohnungen niedrig oder die Erwerbung eigener Häuschen bei unsern niedrigern Arbeitslöhnen für jetzt leicht werden könnte. Der versittlichende Einfluß des Landes mit seiner größern Ruhe und den gesündern, freundlichern Wohnungen in der unmittelbaren freien Natur müßten namentlich auf das heranwachsende Geschlecht von hoher Wichtigkeit erscheinen.

Im Jahre 1850 entstanden in England nicht weniger als 2000 Baugesellschaften mit dem angegebenen Zwecke, kleinen Leuten gesunde, saubere Wohnungen zu bauen und ihnen mittelst Credits Gelegenheit zu schaffen, durch allmälige Abzahlungen sich eine solche Wohnung zu einem schuldenfreien Eigenthum zu erwerben. So sind denn auch wirklich allmälig Tausende von Arbeiter- oder Handwerkerfamilien, welche ehemals geplagte Miethseinwohner waren, zu einem eigenen „Heim" gelangt — das einzelne Häuschen ist immer nur für eine Familie — für mehr als 100 Millionen

zu deren Nutzen und ohne Schaden der Genossenschaften in Gebäuden angelegt worden.

(Schluß folgt.)

Zur Enthaltsamkeitssache.

(Von dem Vorsteher eines Schul- und Erziehungs-Institutes.)

Die Bestrebungen für die Enthaltsamkeits-Angelegenheit sind an einen Punkt gelangt, bei welchem sie sich entweder auflösen oder auf eine neue Bahn übertreten müssen. Die Versuche, welche von Enthaltsamkeits-Gesellschaften gemacht sind, die höchsten Staatsbehörden, namentlich die Herren Minister der Justiz und des Innern, sowie den evangelischen Oberkirchenrath dahin zu bewegen, daß in allen unter ihrer Aufsicht und Leitung stehenden öffentlichen Anstalten statistische Tabellen von den betreffenden Beamten geführt würden zur Ermittelung derjenigen Personen, welche erwiesen durch Branntweingenuß diesen Anstalten verfallen waren, haben nicht allein keinen günstigen Erfolg gehabt, sondern im Gegentheil den schlimmen, daß solche Beamte, welche bis dahin nicht abgeneigt waren, diesen Gesellschaften die verlangten Mittheilungen zu machen, davon Abstand nehmen, sobald sie für dieselben mit ihrem Namen einstehen sollten. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die höchsten Staatsbehörden entweder diese Ermittelungen, wie sie sagen, für unausführbar, oder auch an sich für unerheblich oder endlich andern Staatsinteressen entgegenstehend halten.

Und dieses leitet uns sogleich zur Angabe des zweiten Umstandes, welcher unsere Bestrebungen mit so großer Gefahr bedroht: es ist die Fabrikation von Wein aus Branntwein. Dem Feind ist es geglückt, durch dieselbe unbemerkt ein mächtiges Gebiet zu erobern, welches bis dahin den Enthaltsamkeitsbestrebungen zugehörte, ihnen wenigstens nicht verschlossen war, so daß man nun allenthalben bei dem Kampfe gegen Punsch, Grogh, Liqueur, denselben damit entgegentreten wird, daß im Wein auch nichts Anderes, als ein Fabrikat aus Alkohol genossen wird.

Wie sehr die Stimmung der höchsten Landesbehörden in Bezug auf die Enthaltsamkeitsbestrebungen sich seit ihrem nun bald dreißigjährigem Aufkommen geändert hat, lehrt die Geschichte der Enthaltsamkeits-Gesellschaften.

Als auf Anregen Sr. Majestät unseres hochseligen König Friedrich Wilhelm III. der amerikanische Reiseprediger Baird zu uns nach der alten Welt herüberkam und uns mit dem erfolgreichen Unternehmen der dortigen Mäßigkeits-Gesellschaften bekannt machte; als in Folge dessen der weiland

Landrath des Danziger Landkreises Treuge unter dem 10. September 1837 eine Aufforderung zur Bildung einer Mäßigkeits-Gesellschaft für seinen Kreis erließ: kam dieselbe nicht blos zu Stande, sondern wurde auch durch ermuthigende Zuschriften Seitens der Königlichen Regierung zu Danzig, des Herrn Generalsuperintendenten und des Herrn Oberpräsidenten der Provinz Preußen, Seitens der Herren Provinzial-Landstände, Seitens der Herren Minister des Innern und des Unterrichts zur Fortsetzung des Kampfes von Zeit zu Zeit aufgefordert, ja auch materiell durch Verleihung der Portofreiheit für ihre Angelegenheiten, durch Geldgeschenke von den Kreisständen, einmal von zweihundert, einmal von hundert Thalern, durch zwanzig Thaler vom Königlichen Ministerium des Innern zur unentgeltlichen Vertheilung von Mäßigkeitsschriften unterstützt. Diese moralische und materielle Förderung der Mäßigkeitssache dauerte auch unter der Regierung Sr. Majestät des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. fort, von welchem die Geschichte das Wort aufbewahrt: „der Tag werde der zufriedenste seiner Regierung für ihn sein, an welchem die Branntweinsteuer auf Null heruntergehe." Da brach das Jahr der Schmach und Schande über Preußen herein und stieß mit solcher Gewalt gegen die Enthaltsamkeitsbestrebungen, daß seitdem trotz unausgesetzten Bemühens die Anerkennung und Unterstützung von Oben nicht zurückerobert werden konnte: die eingesandten Jahresberichte blieben ohne Erwiderung, Petitionen fanden nicht den erwünschten Anklang. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß inzwischen auf dem Wege der Gesetzgebung dem Ueberhandnehmen der Schenkwirthschaften, sowie dem frevelhaften Verkaufe der Schankwirthe gewehrt worden sei, aber mit wie wenig entsprechendem Erfolge, dies predigt außer der täglichen Erfahrung, die im Hause und auf der Straße vor Jedermanns Augen offen darliegt, die Ueberfüllung der Gefängnisse, Strafanstalten, Kranken-, Armen- und Irrenhäuser.

Hier also ist die Stelle, an welcher wir beharrlich stehen bleiben müssen: die statistischen Nachrichten von diesen Anstalten müssen es darthun, ob der Branntwein, wie jedes andere ehrliche Fabrikat als ein anerkanntes Bedürfniß ferner unbehindert zu Verkauf gestellt werden darf.

Wie soll nun aber der Staat den Ausfall der Millionen, welche die Bereitung des Spiritus jetzt einbringt, in dem Etat künftig decken?

Diese Frage läßt sich mit dem allzeit richtigen Satze beantworten, daß der Teufel dumm ist. Denn durch jene oben bezeichnete Fabrikation des Weins aus Branntwein wird der Staat um eine größere Summe der Einnahme betrogen, als welche die Spiritussteuer ihm einträgt. Gelingt es dieser Defraudation, welche sich je länger je weniger verbergen läßt, wirksam zu begegnen, so ist nicht blos die Staatscasse vor jedem Ausfalle geschützt, sondern sie wird noch eine Mehreinnahme gewinnen, da mit der Fortsetzung der Spiritusbereitung zugleich die Steuer derselben fort erhoben wird. Nur daß nothwendig auf ein Mittel gedacht werden muß, um den Spiritus, der zu technischen Zwecken verbraucht wird, kenntlich zu machen, so daß er mit dem, welcher zur Bereitung des Weines oder Branntweines, überhaupt als Genußmittel verwandt werden soll, nicht mehr verwechselt oder vertauscht werden

kann. Ein Zusatz von Extract der Roßkastanie würde dem Spiritus eine solche widrige Bittre verschaffen, daß er zu dem letzten Zwecke schwerlich mehr brauchbar sein möchte. Hat die Chemie sich in den ihr ganz unziemenden Dienst der Weinfabrikation gegeben, so mag sie nun auch das Mittel finden, den Schaden zu heilen.

Wie arg es mit dieser Weinfabrikation getrieben wird — ich spreche nicht von dem Weine, der in den Städten und Dörfern Kassubens feilgeboten wird, vor welchem schon vor mehreren Jahren eine Oberpräsidial-Verfügung, die in Folge einer Anzeige des hochwürdigen Herrn Bischofs von Culm erging, warnte — mag folgende Nachweisung zeigen. Laut der amtlichen Register aus Rüdesheim waren in den neun Monaten vom December 1862 bis August 1863 aus den Händen der dortigen Weinproducenten nicht 60 Faß Rüdesheimer Wein verkauft worden, während in diesem Zeitraume allein nach Berlin einige hundert Faß gleichen Etiketts gekommen sind. Nach den amtlichen Nachrichten der französischen Regierung betrug in den Jahren 1845 bis 1862 die Durchschnittseinfuhr nach den Zollvereinsstaaten aus dem Departement der Gironde per Bordeaux 33,824 Hektoliter = 4,509,866 Flaschen Rothwein, und diese Weinmasse vertheilt sich auf sämmtliche Insassen der Zollvereinsstaaten (27 Millionen) so, daß auf je 6 Personen in einem Jahr etwa eine Flasche Wein kommt. Um den lächerlichen Widerspruch der aufgestellten Berechnung mit dem wahrnehmbaren Verbrauche in's Licht zu stellen, hat man sich das Rechenexempel nur so aufzugeben, daß man fragt: wie viele Personen in Berlin müssen täglich je eine Flasche Rothwein trinken, um den gesammten Import von Bordeaux zu vertilgen? Denn die Antwort lautet: Nicht mehr als 12,328 Personen! Daraus folgt dann weiter, welche ungeheuren Quantitäten von rothen Getränken, „Wein" genannt, vertrunken werden, die theils ohne alle Zuthat von wirklichem Wein künstlich fabrizirt, theils aus geringen, nicht dem Departement der Gironde entsprungenen Weinen mit jeweiligen Zusätzen zurecht gemacht sind.

Fährt man nach den amtlichen Ermittelungen mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsberechnung fort, so kommt man zu dem Resultate, daß unter 12 Flaschen Rothwein, welche getrunken werden, immer nur eine ächter Wein ist; daß mithin die Zollvereinskasse, wenn man das mit 36 Thalern zu versteuernde Oxhoft Rothwein als 300 Flaschen enthaltend annimmt, um 5 Millionen Thaler Steuer betrogen wird.

Man darf sich keinesweges die ungemein großen Schwierigkeiten verhehlen, mit welchen die Ermittelungen der bezeichneten Art zu kämpfen haben werden. Wie wenig die Wissenschaft allein, so hoch auch die Stufe ihrer Selbstvergötterung in unseren Tagen geworden ist, hier zu helfen vermag, ist wieder einmal recht anschaulich dargelegt in dem Buche des fürstlich Metternich'schen Weinberg-Inspectors und Kellermeisters Johann Baptist Heckler: Weinbaulehre. Frankfurt a. M., zweite Auflage, 1858. Derselbe macht darin bekannt, daß er dem Professor Freiherrn von Liebig in München mehrere Pfunde Erde von der östlichen, südlichen und westlichen Bodenlage des Johannisberger Schloßberges, wie auch mehrere Flaschen von den Jahren

zur chemischen Untersuchung eingesandt habe und bemerkt dann, indem er die Analyse nach dem Procentsatze in Zahlen ausgedrückt mittheilt, zu der Liebig'schen Aufstellung wörtlich: „Wenn man die Qualität der verschiedenen Jahre, namentlich des 1844er, welcher ein geringer Mittelwein war, mit den andern edlern Jahrgängen nach der Analyse vergleicht, so findet man entgegengesetzte Resultate.“ Und was hat Herr von Liebig zur Veröffentlichung dieser Thatsache gesagt? Er hat dazu geschwiegen.

Indessen ganz abgesehn davon, daß es für die Finanzverwaltung des Staates eine würdige Aufgabe ist, denselben zu seinem Steuerrechte zu verhelfen, so ist schon für das Ministerium des Innern und der Polizei die Rücksicht auf den Schutz des Publikums gegen Lebens- und Gesundheitsgefährdung hinreichend, um dem mehr oder minder gefährlichen, Blut, Nerven, Magen, Lungen und Leber zerstörenden Mischmasch, welcher durch die Weinfälschung und Weinfabrikation zu Stande gebracht wird, ein Ende zu machen, und wird solche Maßregel unter allen Verhältnissen sich der höchsten Popularität erfreuen. N.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wir hatten unsere Leser um Frist gebeten, ehe wir unsere Combinationen über den Stand der Dinge in Mexico, der auf die Entwickelung Europas von so bedeutsamem Einfluß sein wird, rectificiren. Auch heute können wir uns noch nicht Recht oder Unrecht geben. Es lagert ein Dunkel über dem transatlantischen Kaiserthum, und die einzelnen Strahlen, die dasselbe durchbrechen, sprechen mehr zu Gunsten unserer Annahmen, als wider dieselben. Wie es scheint, besteht ein Versteckspiel zwischen dem Kaiser Maximilian und den Beauftragten des Kaisers Napoleon. Der Erstere ist in den Augen Bazaines etwas schlimmeres als sogar Juarez, denn er will sich von Paris emancipiren und er treibt sein eigenes souveränes Spiel. Uns bleibt nichts weiter übrig, als abzuwarten, wer den anderen überlisten wird.

Das ewige Einerlei, und doch können wir nicht anders; Mexico leitet uns unwillkürlich nach Rom. Telegraphische Depeschen bereiten uns darauf vor, daß die clericale Partei, selbst wenn das Nationalcomité zu Rom allen Gesetzen der Natur zuwider sich ruhig verhalten sollte, entschlossen sei, einen Aufstand einzufädeln, damit der Papst, dem sie keine Verhandlungen mit der Revolution gestatten will, zur Abreise gezwungen sei.

Die Erklärung, daß zwischen dem heiligen Stuhle und der preußischen Regierung keine Verhandlungen stattgefunden haben, welche die zum Schutz des Papstes zu ergreifenden Maßregeln betreffen, ist gewiß richtig. In der That läßt sich kaum ein Anhaltspunkt denken, welcher für die Einleitung solcher Negotiationen dienlich sein könnte. Die römische Frage hat zwei Seiten, eine religiöse und eine politische. Was die erstere betrifft, so liegt es nicht in der Macht irgend einer Regierung, die alte Constitution des Papstthums, falls sie wirklich im Einsinken begriffen ist, aufrecht zu halten, oder eine neue an die Stelle derselben zu setzen. Weder eine katholische noch eine protestantische ist hierzu im Stande: Oesterreich ist eine katholische Macht und gleichwohl muß es regungslos dabei stehen, während an den Grundfesten der päpstlichen Herrschaft gerüttelt wird. Frankreichs Regenten nennen sich die ältesten Söhne der Kirche und doch zieht der Kaiser der Franzosen die letzten Stützen des heiligen Stuhles zurück. Spanien ist ein so katholischer Staat, daß er noch heute die protestantischen Ketzer, die mit der Bibel in der Hand sein Gebiet betreten, in den Kerker wirft, gleichwohl kann er für den Oberpriester der katholischen Christenheit nichts weiter thun, als daß er zur Flucht desselben ein Kriegsschiff disponibel macht. Wo sollte

also, wenn die Kraft der katholischen Regierungen versagt, eine protestantische Regierung die Principien hernehmen, nach welchen sie dem Papste beispringen könnte.

England und Preußen sind die Vormächte des Protestantismus. Daß aber englische Staatsmänner dem heiligen Vater mit Rath unter die Arme gegriffen, daß sie ihm Malta als Zufluchtsort angeboten hätten, ist so ernstlich widerrufen worden, daß man an jene Fabel nicht mehr glauben kann. Alles, was der Papst von England wünscht, ist, daß diese Säule des Protestantismus auch den Katholiken, die unter dem Schutze ihrer freiheitlichen Institutionen rasten wollen, das Obdach nicht versage; und diesen Wunsch erfüllt England in vollem Maße. Nirgends, das republikanische Amerika vielleicht kaum ausgenommen, kann der katholische Bekenner seinem Gotte freier dienen, den Satzungen seines Glaubens unbehinderter folgen, dem hierarchischen Beiwerk ungestörter nachhängen, als in England. So weit die britische Regierung die Sympathieen des Papstes braucht, um mit Hilfe derselben einen Druck auf die fenischen Insurrectionsgelüste auszuüben, so weit besitzt sie jene Sympathieen. Aehnliches ist von Preußen zu sagen. Der Papst kann keine Beschwerde erheben, daß die preußische Regierung irgend welche unberechtigte Störung wider das Bekenntniß ihrer katholischen Unterthanen und wider die Uebung desselben sich zu Schulden kommen lasse; die Rechnung zwischen Rom und Berlin ist daher keineswegs eine belastete.

Auswärtige Regierungen können schon um deshalb nicht in das Schicksal des Papstthums eingreifen, weil die Krisis, in welcher die Curie schwebt, ihrem Verlaufe nach von der Gemüthsweise der Katholiken abhängig, also großentheils eine rein innerliche ist. Jedem Beobachter wird die eigenthümliche Erscheinung auffallen, daß, während der Katholicismus in einer gewissen erstarkenden Wiedergeburt begriffen ist, der äußere Bau der Einrichtungen desselben wankt. Es geht da also eine innere Reform vor sich. Und wenn dieselbe gereift ist, so wird auch das Papstthum in einer befestigteren Stellung wieder emporkommen.

Die Frage hat, wie wir oben erwähnten, auch eine politisch-nationale Seite. Die italienische Nationaleinheit will die Reste des Kirchenstaates verzehren. Auch da kann keine fremde Macht interveniren, am wenigsten Preußen, welches in jene Bewegung ein neues Element der Emsigkeit hineingetragen. Rom liegt nun einmal nicht außer der Welt, es liegt in Italien, kein Atlas kann es auf die Schultern nehmen, um es über die Rüttelungen des nationalen Sturmes, der dort weht, hinauszuheben. So weit Rom nicht blos eine religiöse, sondern auch eine geographische und historische Existenz hat, muß es die Geschichte des Landes, in dem es liegt, mitmachen. Wenn Italien sich ernüchtert, wird auch Rom eine Form finden, die dem Papste genügt. Einstweilen gebe es sich dem Wirbel hin, den kein Mensch zu bannen vermag.

Der nationale Sturm wird Nichts schaffen. Aber er wehet einmal, und wer jenes echte Selbstvertrauen besitzt, welches dem Gottvertrauen entspringt, der wird durch ihn geläutert, gekräftigt werden. Rom wird einstweilen seiner

päpstlichen Krone beraubt werden, das ist gewiß; aber eben so gewiß ist, daß es auf die Dauer nicht dareinwilligen wird, eine Provinzialstadt oder auch die Hauptstadt eines Phrasenreiches zu werden. Zunächst müssen wir uns mit dieser Gewißheit begnügen. Die neue gute Rechtsform ist die Sache der Arbeit.

Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage seit 1853.

V.

Nachdem Fürst Menschikoff Constantinopel verlassen hatte, richtete Graf Nesselrode am 11. Juni 1853 eine Circular-Depesche an die kaiserlich russischen Gesandtschaften, in welcher er das Facit aus den bisherigen Verhandlungen zog. Der Kaiser Nicolaus, sagte er, wolle die Freiheiten der orthodoxen Kirche in der Türkei gewahrt wissen. Hierzu bedürfe Rußland keiner anderen Rechte als derjenigen, welche ihm durch frühere Verträge zuerkannt, durch seine Lage und den Einfluß der religiösen Beziehungen gesichert seien. „Dieser seit einem Jahrhundert dauernde Einfluß, fuhr der Kanzler fort, ist unabweislich, weil er nicht auf Worte, sondern auf Thatsachen begründet ist. Se. Majestät hat denselben bei seiner Thronbesteignng übernommen und wird das ruhmreiche Vermächtniß seiner achtbaren Vorfahren, eines ungerechten, gegen dasselbe angeregten Verdachtes wegen, nicht aufgeben. Daraus können Sie ersehen, wie unbegründet die Gerüchte hinsichtlich der Sendung des Fürsten Menschikoff sind, die doch nichts Anderes bezweckte, als die Beilegung der heiligen Stättenfrage.

„Es wäre zu weitläufig, die Abwicklung dieser Frage, sowie die Einzelheiten des ganzen Herganges derselben seit 1850 aufzuzählen. Nur so viel behaupten wir gewissenhaft, daß wir nicht die Ersten waren, die dieselbe aufrührten. Wir wußten, daß die Folgen dieser Frage dem Frieden des Orients und vielleicht dem Weltfrieden gefährlich werden können. Wir lenkten ursprünglich die Aufmerksamkeit der Mächte auf die Stellung, in welche uns die Frage bringen müßte, und auf die Folgen, die daraus entspringen würden. Die allmälige Entwicklung, zu der sie gelangte, führte zu der gegenwärtigen Krisis, die unsere Anfangs mit Bedauern ausgedrückten Muthmaßungen nur zu sehr bestätigt. Es genügt zu bemerken, daß die ersten zu Gunsten der Katholiken in Jerusalem an Frankreich gemachten Concessionen die Jahrhundert alten, den Orthodoxen verliehenen Vorrechte benachtheiligten. Als Se. Majestät sahen, daß die offenkundige Vorliebe für die Katholiken die Pforte zu immer neuen und wichtigeren Abtretungen bewog,

welche die Rechte und Freiheiten der orthodoxen Kirche schmälerten, fand Sie nöthig, sich dieserhalb in einem freundschaftlichen, aber ernsten Schreiben an den Sultan zu wenden. Die Folge dieser Maßregel war die Berufung einer Kommission von blos „türkischen“ Ulemas. Sie beschäftigte sich mit Auffindung eines vermittelnden Weges zur Befriedigung der beiderseitigen Forderungen. Hierauf gelangte an Se. Majestät nach langwierigen Unterhandlungen die Antwort des Sultans. Sie meldete die definitive Schlichtung der Frage unter Beifügung der „feierlichsten Versprechungen“ über Aufrechthaltung aller alten, von der Pforte der orthodoxen Kirche verliehenen Rechte. Gleichzeitig wurde uns ein Ferman, betreffend die einzelnen Punkte der Entscheidung mitgetheilt. An der Spitze derselben wurden durch eigenhändigen Hattischeriff des Sultans in formellster Weise alle früheren, zu verschiedenen Zeiten zu Gunsten der Orthodoxen ertheilten, durch Sultan Mahmud erneuerten und von dem jetzt regierenden Sultan bestätigten Akte anerkannt und bestätigt. Obgleich Zuschrift und Ferman in einem Geiste und in Ausdrücken geschrieben waren, welche in etwas abweichen von dem gegenwärtigen status quo, den wir zu bewahren uns stets bemühten, geruhten doch Se. Majestät die Urkunden bis zu einem gewissen Punkte als der gerechten Sorgfalt des Kaisers für die Rechte und Privilegien der orthodoxen Kirche in Jerusalem entsprechend anzuerkennen; und durch Seine Friedensliebe bewogen, geruhte Se. Majestät, dieselben als feierliche und definitive Vereinbarung anzunehmen.

„Nach diesen deutlichen, offiziell mitgetheilten Urkunden, nach Schluß der langwierigen und beschwerlichen Unterhandlungen, glaubte die russische Regierung für immer Differenzen geschlichtet, deren Gefahr durch ihre Friedfertigkeit beseitigt wurde, indem den Katholiken die neuerworbenen Freiheiten gelassen wurden. Sie wissen, daß es leider anders kam. Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf das Detail der Schwäche, des Truges und der Bestechung eingehen, welche die türkische Regierung an den Tag legte, als es sich um Erfüllung ihrer uns gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, um Veröffentlichung des Fermans in Jerusalem, dessen Insinuation an die Unterbehörden und die Ausführung handelte. Der türkische, nach Jerusalem zu dem Behuf gesandte Kommissar hat nach der Versicherung unserer Gesandtschaft in Constantinopel gewagt, unserem Konsul in Jerusalem, der die Lesung und Inscription des Fermans verlangte, zu erklären, daß er von demselben nichts wisse, und daß in seinen Instruktionen dieser Urkunde gar nicht erwähnt sei. Wenn auch später in Folge unserer Forderungen dieser Ferman endlich verlesen und in Jerusalem eingeschrieben wurde, so geschah das doch nur unter Beschränkungen und zum Nachtheil der orthodoxen Kirche. Die Urkunde selbst war, obwohl die Hauptform eingehalten worden, in den wesentlichsten Theilen abgeändert. Die Hauptänderung bestand darin, daß dem katholischen Patriarchen der Schlüssel zur Hauptthür der Bethlehemskirche übergeben war. Diese Uebergabe aber stand in directem Widerspruch mit den Worten des Fermans. Die Geistlichkeit der orthodoxen Kirche, wie die Bekenner derselben wurden dadurch tief verletzt, weil nach der allgemein

in Palestina verbreiteten Meinung der Besitz des Schlüssels so viel bedeutet, als Besitz der Kirche. Eine solche Umgehung der ausdrücklichsten Versprechungen, welche die Zuschrift des Sultans an den Kaiser enthielt, diese offenbare, durch Handlungen und spöttische Reden der Minister des Sultans noch erschwerte Unredlichkeit mußte unseren allergnädigsten Kaiser, der sich dadurch in seiner Würde, seinem freundschaftlichen Vertrauen, in seinen von dessen getreuen Unterthanen getheilten religiösen Gefühlen und Glauben verletzt sah, veranlassen, unverzüglich eine eklatante Genugthuung zu fordern. Es wäre das für den Kaiser ein Leichtes gewesen, hätte Seine Majestät, wie die stets ungerechten Gerüchte behaupten, einen Vorwand zur Demüthigung des ottomanischen Reiches gesucht. Aber der Kaiser wollte das nicht. Seine Majestät zogen es vor, durch friedfertige Unterhandlungen eine Befriedigung zu erzielen. Noch einmal versuchte der Kaiser, den Sultan zur Einsicht über das an uns und an seinen eigenen Interessen verübte Unrecht zu bewegen, indem er den Sultan auf die Fehler seines Ministeriums aufmerksam machte, und zu diesem Zwecke hatte Se. Majestät den Fürsten Menschikoff nach Constantinopel gesandt.

„Die Sendung bezweckte zweierlei hinsichtlich der heiligen Stättenfrage: erstens, Unterhandlungen anzuknüpfen in Betreff einer Modifikation des aufgehobenen Fermans durch einen neuen Vertrag, welcher, ohne den Katholiken die in jüngster Zeit erlangten Freiheiten zu nehmen — denn wir wollten nicht durch eine Forderung auf Zurücknahme derselben die Pforte in dieselbe schwierige Stellung zu Frankreich bringen, in der sie sich zu uns befand — wenigstens die Konzessionen in einer Weise formulirte, daß diese nicht das Ansehen eines Triumphes über die orthodoxe Kirche erhielten und das zum Nachtheil dieser aufgehobene Gleichgewicht mittelst gesetzlich festgestellter Entschädigung hergestellt wurde; zweitens, die Ausfertigung eines formellen Aktes über diese Uebereinkunft, der für das Vergangene eine Genugthuung und für die Zukunft eine Bürgschaft leisten sollte. Der erste Theil des Auftrages war für unseren Gesandten ein sehr schwieriger, weil dieser die beiderseitigen Rechte, wie die einander widersprechenden Rechte Rußland's und Frankreichs in Einklang bringen mußte; wir handelten dabei von dem äußersten Geiste der Versöhnung beseelt, und müssen auch gestehen, daß die französische Regierung ihrerseits in dieser Beziehung ebenso handelte. Nach erschöpfenden Erwägungen wurde dieser Theil beendigt; das Resultat war die Abschaffung der beiden neuen Fermans, welche ohne Einspruch von Seiten des französischen Gesandten adoptirt wurden. Aber es blieb, wie oben erwähnt, noch ein Gegenstand der Unterhandlungen übrig. Die Uebereinstimmung in der Frage entschied allein nicht Alles. Ohne eine Acte, die dieselbe bestätigte und die thatsächliche, wie die unverbrüchliche Ausführung der neuen Fermans in Zukunft verbürgte, und zwar hinsichtlich sowohl des Princips, wie dessen Folgen, konnten die Urkunden, nachdem die früheren entstellt worden waren, in unseren Augen keinen anderen Werth als die vorigen haben. Eine Bürgschaft war für den Kaiser um so wichtiger, als dieselbe die einzige Genugthuung sein sollte, die Se. Majestät für die durch die Unredlichkeit der

Pforte ihm angethane Beleidigung, welche durch die [illegible] nur noch offenbarer wurde, forderte. Dem Fürsten Menschikoff wurde der Auftrag, diese Bürgschaft durch eine Convention, die von ihm, wie von der türkischen Regierung unterzeichnet werden sollte, zu erzielen. Man stellte gegen die Form dieser Convention auf, daß sie die souveräne Macht des Sultans beeinträchtige und uns unter dem Deckmantel der Religion ein einziges Recht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Türkei einräume. Wir glauben, daß dies ein Irrthum ist, daß die Befürchtungen in der Einbildungskraft, nicht thatsächlich begründet seien. Derartige Conventionen oder auch Verträge sind im Grunde nichts Ungewöhnliches, und können wir nicht begreifen, wodurch sie die Souveränetät des Sultans mehr beeinträchtigen könnten, als die Capitulationen oder andere Acte, die Frankreich und Oesterreich von der Türkei erlangt haben, weil nach den Grundzügen in Betreff der Unabhängigkeit des Sultans es sich gleich bleibt, ob eine ähnliche Acte sich auf eine größere oder geringere Zahl der Unterthanen bezieht.

„Die den Interessen einer fremden Kirchengemeinde in einem andern Staate durch Vertrag gesicherte Garantie ist zu jeder Zeit üblich gewesen. Zur Zeit der Reformation zum Beispiel haben Staaten, sogar große katholische Staaten, mit andern Verträge oder Uebereinkommen abgeschlossen, wodurch sie bei sich der protestantischen Kirchengemeinde gewisse Vorrechte, Freiheiten und Befreiungen verbürgten, so daß sogar heut zu Tage die bürgerliche Stellung dieser Kirchengemeinde dort noch auf diesen Grundlagen beruht, ohne daß deshalb die Staaten, welche derartige Garantie gaben, sich in ihren souveränen Rechten oder in ihrer politischen Unabhängigkeit verletzt geglaubt haben. Mit um so mehr Fug, dem Principe nach, können solche Acte mit einem muselmännischen Staate abgeschlossen werden, dessen christliche Unterthanen nicht blos in ihren Immunitäten, sondern auch in ihrem Eigenthum und ihrer Existenz so vielfach gelitten haben und noch leiden. Was das Factum betrifft, so besteht, in soweit es uns angeht, die Sache bereits und die Form einer Uebereinkunft, die wir vorgeschlagen haben, würde in Sachen des religiösen Schutzes nichts Neues darbieten. Der Vertrag von Kainardji, durch welchen die Pforte sich verpflichtet, beständig in ihren Staaten die christliche Religion und ihre Kirche zu schützen, implizirt für uns zur Genüge ein Recht der Ueberwachung und der Beschwerde. Dieses Recht findet sich von Neuem festgestellt und noch klarer specificirt in dem Vertrage von Adrianopel, welcher alle unsere früheren Verträge bestätigte. Jener von Kainardji datirt vom Jahre 1774. Es sind also thatsächlich beinahe achtzig Jahre, daß wir durch Schrift eben das Recht besitzen, welches man uns bestreitet, und dessen Erwähnung, wenn sie jetzt geschähe, man so ansieht, als ob es eine ganz neue Revolution in unsern Beziehungen zur ottomanischen Pforte herbeiführen müßte, indem es uns die effective Souverainetät über die ungeheure Mehrzahl ihrer Unterthanen übertrüge. Gewiß hätten uns im Verlaufe dieser Zeit, wenn wir dieses Recht zu mißbrauchen geneigt gewesen wären, wie unheilbares Mißtrauen es voraussetzt, die Gelegenheiten nicht gefehlt, zumal in den letzten Zeiten, wo das der Anarchie preisge-

gen Regierungen durch die Revolutionen des Westens voll auf beschäftigt waren und im Osten den ehrgeizigen Planen, die man uns zuschreibt, freie Bahn ließen. Wenn wir die Absichten hatten, die man bei uns vorauszusetzen beliebt, würden wir, um sie zur Ausführung zu bringen, bis zur Herstellung des Friedens in Europa gewartet haben? Hätten wir über unsere Streitkräfte in der Weise verfügt, daß wir deren moralische und materielle Hülfe unseren Nachbaren anboten?*) Hätten wir mit Eifer, wie wir es gethan, daran gearbeitet, unsere Verbündeten zu versöhnen und Alles zu beseitigen, was der innigen Vereinigung der Mächte schaden konnte? Im Gegentheil, wir würden ihre Zwietracht zu verewigen getrachtet haben. Wir hätten die europäischen Regierungen sich unter einander oder mit ihren aufständischen Völkern schlagen lassen und, ihre Verwicklungen benutzend, wären wir ohne Hinderniß zum Ziele von dem geeilt, was man unsere Eroberungspolitik zu nennen beharrt. Gegenwärtig, wo die gesellschaftliche Ordnung sich zum Glück überall wieder gekräftigt hat und wo die Staaten, neu befestigt auf ihren Grundlagen, freier über ihr Handeln wie über ihre Kräfte verfügen können, wäre der Augenblick sonderbar gewählt, um eine solche Politik zu befolgen.

„Noch einmal, im Princip und factisch bietet eine Uebereinkunft mit der Pforte im Interesse unserer Glaubensgenossen nichts Neues dar. Sie böte uns keinen Vortheil dar, den wir nicht seit lange besäßen und den wir nicht hätten mißbrauchen können, wenn unsere Absichten so wären, wie man es voraussetzt. Wenn wir stark sind, so haben wir sie nicht nöthig. Wenn wir schwach sind, so würde uns ein solcher Act nicht gefürchteter machen. Dies ist so sehr wahr, daß wir nimmer daran gedacht hätten, denselben aus Anlaß der besonderen Frage der heiligen Orte vorzuschlagen, wenn die Pforte uns nicht durch das Vergessen ihrer früheren Versprechungen zu dem Versuche, sie enger an die Aufrechthaltung des status quo der heiligen Stätten Palästinas zu binden, verpflichtete; und wenn sie uns nicht, als wir gegen die zu unserem Nachtheile gemachten Zugeständnisse Einsprache erhoben, als Entschuldigung angeführt hätte, daß in Betreff der heiligen Orte Frankreich einen Vertrag, Rußland aber keinen habe. Uebrigens, mein Herr, haben wir eine förmliche Uebereinkunft zur Conditio sine qua non unserer Verständigung mit der Pforte nicht gemacht. Obgleich wir allerdings unter dieser Form dem Fürsten Menschikoff bei seiner Sendung nach Constantinopel den Entwurf der Stipulation gaben, über die er zu unterhandeln haben würde, so war ihm doch voller und gänzlicher Spielraum gelassen, sie nicht blos in ihren Ausdrücken abzuändern, sondern sie unter irgend welcher anderen Form zu erlangen, welche den Empfindlichkeiten der Pforte oder der fremden Diplomatie am wenigsten widerstreben würde. Dieser Ermächtigung zufolge hat sich unser Unterhändler, am Orte angelangt

*) Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß dies eine Anspielung auf die russische Hilfe in Ungarn ist.

und nachdem er sich von den Hemmnissen überzeugen gekonnt, auf welche unser Uebereinkunftsentwurf stoßen würde, darauf beschränkt, unter dem Namen „Seneb" einen mit den orientalischen Gebräuchen mehr im Einklange stehenden und den feierlichen Vorstellungen, welche gewöhnlich das Wort Uebereinkunft im europäischen Staatsrechte in sich schließt, weniger entsprechenden Act zu verlangen. Da zwei ausführliche Klauseln dieses ersten Seneb-Entwurfs, durch welche wir nicht, wie man behauptet, das Recht der Bestätigung der Wahl des Patriarchen von Constantinopel, sondern einfach die Aufrechthaltung der von Alters her durch die Pforte den vier Patriarchen von Constantinopel Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, so wie den Metropoliten, Bischöfen und übrigen geistlichen Oberen der orientalischen Kirche bewilligten kirchlichen Immunitäten und zeitlichen Vortheile beanspruchten, auf zu ernste Einwendungen stießen, so hat Fürst Menschikoff sich keineswegs geweigert, diese beiden Klauseln gänzlich zu beseitigen. Es ging daraus ein zweiter Seneb-Entwurf hervor, auf dessen Annahme er lange bestanden hat. Endlich, im letzten Augenblicke, da die Pforte darauf beharrte, jede Art von Verpflichtung zurückzuweisen, welche eine gegenseitige und irgendwie beiderseitig verbindende Form tragen würde, ging unser Botschafter im Geiste seiner Instructionen so weit, zu erklären, daß er, wenn die Pforte unverzüglich eine verpflichtende Note genehmigen und unterzeichnen wolle, einwilligen werde, sich mit einem solchen Aktenstücke zu begnügen und es als hinreichende Genugthuung und Garantie zu betrachten.

„Dies war also in dem Augenblicke, wo Fürst Menschikoff Constantinopel verließ, das wahrhafte von dem kaiserlichen Cabinet gestellte Ultimatum, und es geschah in Folge des Zögerns der Pforte, das fragliche Actenstück zu genehmigen, daß unser Unterhändler endlich die Anker nach Odessa lichtete und unsere diplomatischen Beziehungen mit der ottomanischen Regierung unterbrach. Was er nach und nach an Form und Inhalt unserer Vorschläge selbst nachließ, eben das ließ er auch an dem ursprünglich für ihre Annahme festgesetzten Termine nach. Es war ihm nach langen und fruchtlosem Warten vorgeschrieben worden, der Pforte eine definitive Antwort in der Frist von drei Tagen abzuverlangen; und obgleich diese Antwort ihm demgemäß schon am 8. Mai n. St. hätte ertheilt sein müssen, so verließ er dennoch erst am 21. Constantinopel. Nach drei Monaten fortgesetzter mühsamer Unterhandlung und indem er auf solche Weise die nur irgend möglichen äußersten Zugeständnisse erschöpft hat, sieht der Kaiser nunmehr sich gezwungen, peremtorisch auf reine und einfache Annahme des Notenentwurfs zu bestehen. Nichtsdestoweniger fortwährend bewogen durch die Erwägungen der Geduld und Langmuth, die ihn bisher geleitet haben, läßt er der Pforte eine neue Frist von acht Tagen, um sich zu entscheiden, nach deren Ablauf, welche Ueberwindung es auch seinen versöhnlichen Gesinnungen kosten mag, er sich wohl genöthigt sehen wird, auf Mittel zu sinnen, sich durch eine mehr entschiedene Haltung die Genugthuung zu verschaffen, welche er bisher durch friedliche Mittel vergeblich zu erlangen versucht hat. Nicht ohne lebhaftes und tiefes Bedauern wird er diese Haltung annehmen. Aber durch Verblendung und

so zu sagen an die äußerste Grenze der Mäßigung hingedrängte Rußland, außer um den Preis seiner politischen Achtung, auch nicht einen Schritt mehr würde weichen können."

Die Pforte lehnte das Verlangen Rußlands, den Notenentwurf einfach anzunehmen, ab. Am 26. Juni erließ der Kaiser Nicolaus ein Manifest an seine Völker, worin er ankündigte, daß er nach Erschöpfung aller Wege der Ueberredung und aller Mittel, um die seinen gerechten Forderungen schuldige Genugthuung durch freundliche Verständigung zu erlangen, es für unerläßlich erachtet habe, seine Truppen in die Donaufürstenthümer einrücken zu lassen. Gleichwohl sei es auch jetzt nicht seine Absicht, den Krieg zu beginnen; durch die Besetzung der Donaufürstenthümer wolle er sich eines Pfandes versichern, welches ihm unter allen Umständen für die Wiederherstellung seiner Rechte einstehen sollte. Wenn aber, so schloß das Manifest, Hartnäckigkeit und Verblendung durchaus das Gegentheil wollen, dann werden wir, Gott zu unserer Hilfe anrufend, Ihm die Sorge überlassen, über unseren Streit zu entscheiden und voll Vertrauens in seine allmächtige Hand werden wir zum Schutz des orthodoxen Glaubens in den Kampf gehen. —

Am 3. Juli 1853 überschritten die russischen Truppen den Pruth. Es kam hierdurch eine neue Arbeit über die europäische Diplomatie, die Frage der Donaufürstenthümer, die rumänische Angelegenheit, wie man sie jetzt nennt. Europa bemächtigte sich dieser Frage, es combinirte dieselbe mit dem Princip der Integrität des osmanischen Reiches, und es bildete sich eine Zeitlang wirklich ein, dieselbe gelöst zu haben. Glücklicher Weise aber sind heute rumänische Thatsachen vorhanden, welche uns einen Maaßstab dessen liefern, was Europa geleistet hat.

Die occidentalische Diplomatie verfolgte seit 1853 das Ziel, die Donaufürstenthümer vertragsmäßig in einer Weise zu constituiren, daß ihre Einrichtungen einerseits der Integrität der Pforte keinen Abbruch thun und andererseits ein Wall gegen das Vordringen Rußlands sein sollten.

Was hat man heute erreicht? Einen Zustand, welcher Rußland Gelegenheit gegeben, zu constatiren, daß die Verträge, die in Betreff der Donaufürstenthümer geschlossen worden, ihre begrenzende Kraft nicht haben bewahren können, daß das Gefüge der ottomanischen Integrität erschüttert ist, daß Rußland sich nur noch durch die Anforderungen seines Glaubens könne leiten lassen. Das heißt: die orientalische Krisis ist heute wieder auf das Gebiet zurückgelenkt, von wo sie im Jahr 1853 ausging; und sie ist dies in einem Augenblick, wo die Verträge untergegangen sind, wo kein tractatenmäßiges Recht mehr dem Ueberfluthen einer neuen Gewalt einen Damm entgegensetzt, während im Jahre 1853, wie Graf Nesselrode richtig bemerkte, das Vertragsrecht aus den Fluthen der Revolution sich erhebend eine Art Wiedergeburt feierte.

Die Erfolge, welche der Fürst Carl von Rumänien errungen, haben den russischen Politikern Gelegenheit gegeben, die Thatsache festzustellen, daß die Einräumung souveräner Rechte an den Fürsten und des Erbrechtes an seine

Dynastie über den Inhalt der Verträge hinausgehe, daß somit die Verträge nicht mehr die Richtschnur seien, nach welcher das Verhalten der Mächte in Betreff der Donaufürstenthümer sich zu bestimmen habe, und daß Rußland nun nur noch ein Interesse im Auge behalten dürfe, nämlich dasjenige seiner Glaubensgenossen. Man kann die Wichtigkeit dieser Erklärung nicht hoch genug veranschlagen. Daß Rußland keinen großen Eifer entwickeln würde, um die Conventionen, die nach dem Schluß des Krimkrieges die Constituirung der Donaufürstenthümer zu bewerkstelligen suchten, bei Kraft und Leben zu erhalten, ist begreiflich. Jene Verträge hatten ja ausdrücklich den Zweck, das Protectorat, welches Rußland bis dahin über die Moldau und Walachei ausgeübt hatte, abzuschaffen, sie hatten Rumänien unter die Vormundschaft Europas gestellt. Der Krimkrieg war bekanntlich aus der Occupation der Donaufürstenthümer durch russische Truppen entsprungen, die europäischen Mächte wünschten dafür zu sorgen, daß eine solche Pfandnahme nicht wieder vorkomme, jene Conventionen besaßen also stets die Bedeutung einer Eindämmung der russischen Action. Nachdem sie hinfällig geworden, ist einerseits die Unfähigkeit des westlichen Europas, östliche Fragen zu lösen, documentirt, und andererseits das Thor gesprengt, welches man gegen Rußland hatte verschließen wollen.

Deshalb die Genauigkeit, mit welcher die Petersburger Welt sich des Factums bemächtigt, daß die europäischen Conventionen über die Donaufürstenthümer sich in sich selber aufgelöst haben. Rußland betheuert, es kann jetzt nur noch ein Princip, welches seine Schritte leiten müsse, das der Sorgfalt für die Genossen der griechischen Kirche; die Petersburger Diplomatie kann wieder an dem Punkte anknüpfen, von welchem sie vor sechzehn Jahren ausging, als sie die ersten Einleitungen zu dem Conflicte traf, den Europa vergeblich durch die Kampfesepisode von Sebastopol zum Austrag zu bringen hoffte. Damals legte sie allen Nachdruck auf den Beruf des Czaaren, die christlichen Bekenner, die entweder unter der Oberhoheit des Sultans stehen oder sich in Reibung mit der muselmännischen Herrschaft befinden, zu schützen. Die Einmischung der westlichen Mächte drängte das religiöse Element, welches für die gläubige russische Welt das gewaltig treibende war, in den Hintergrund. Jetzt steigt dasselbe wieder hervor.

Man kann sich nicht erwehren, bei Beobachtung dieser östlichen Politik Rußlands eine Parallele mit dem, was im Westen vor sich geht, zu ziehen. Auch im westlichen und mittleren Europa sind die Verträge zerfallen, Napoleon III. hat sich zum Verkündiger des Hasses gegen die Verträge gemacht; die Ereignisse haben seinem Abscheu gegen das alte Tractatenrecht und gegen die politischen Gestaltungen, die aus demselben hervorgegangen waren, Vorschub geleistet. Indem man nun nach einer moralischen Kraft sucht, welche die Stelle jenes untergegangenen Rechtes auszufüllen vermöge, nimmt man das Nationalitätsprincip in die Hand und verkündigt, daß Europa sich fortan nach den Regeln dieses Princips zu constituiren habe. Doch wohnt demselben unleugbar nicht so sehr eine verbindende als eine trennende Eigenschaft bei. Selbst wenn es gelänge, die Grenzen zu zeichnen, wo die ein

setzte, daß aus jedem Staatskörper die fremden Nationalitäten extrahirt und dem Gleichartigen beigefügt würden, so hätte man am Ende nichts weiter hervorgebracht, als eine Anzahl von politischen Massen, die, statt den gegenseitigen Austausch des Denkens, Wollens und Könnens zu ihrer Aufgabe zu machen, vielmehr sich eifersüchtig gegen einander abschließen würden. Aber das Napoleonische Nationalitäten-Ideal ist nicht einmal zu erreichen. An allen Grenzen befinden sich Mischbevölkerungen, deren Bestandtheile nicht von einander zu scheiden sind und die, falls man sie streng nach dem nationalen Dogma hierhin und dorthin weisen wollte, nur einen ewigen Zwist erzeugen würden. Will Frankreich das Elsaß und Lothringen seinem Ideale opfern? Will Oesterreich das italienisch redende Triest und das südliche Tyrol an Victor Emanuel abtreten? Und sieht man nicht, wie sich die Leidenschaften wegen der nordschleswigschen Frage erhitzen? Wie ist es mit den verschiedenen Provinzen und Dependenzien des alten Polens? Rußland hütet sich daher, dem Princip der Nationalitäten in seine Diplomatie den Eingang zu gestatten. Es bemächtigt sich vielmehr eines religiösen Hebels, es legt alles Gewicht auf die Einheit des Glaubens. Kann man leugen, daß Rußland hierdurch ein stärkeres Agens im Osten gewonnen habe, als das Nationalitätsprincip im Westen liefert? Einstweilen scheint ihm der Gang der Dinge in der Türkei vorarbeiten zu sollen. Die beinah vollkommene Souveränetät, die der Fürst Carl von Rumänien errungen hat, regt den Ehrgeiz des Fürsten von Serbien an, der einen vertragsmäßigen Anspruch geltend macht, dieselben Rechte zu erhalten, welche dem Regenten der Donaufürstenthümer zugestanden worden. In der That, die Conventionen von 1857 — 59 haben das Fürstenthum Serbien in gleiche Linie mit der Moldo-Wallachei gestellt und Serbien darf sich auf das, was mit Rumänien geschieht, als auf einen Präcedenzfall berufen. Man sieht, es entwickeln sich hier Fragen, die für den morschen Bau des osmanischen Reichs zu stark sind, als daß er dieselben ertragen könnte. Und wenn die Geschichte die Consequenzen zieht, wird allerdings die religiöse Einheit, deren Fahne Rußland im Angesichte der östlichen Völker erhebt, das einzig conservative Remedium sein. Indem man nun sieht, wie tief und nachhaltig der Zug ist, der durch die heutigen orientalischen Dinge hindurchgeht, so wird man sich nicht verwundern, daß auch die hellenischen Frage, die auf Kandia ihre ersten Versuche macht und die man während der letzten Wochen umsonst todt sagte, mit junger Frische das Haupt erhebt.

Zur Pariser Ausstellung.

Der „Staatsanzeiger“ wird, wie wir hören, eine Reihenfolge von vorbereitenden Artikeln über die große Pariser Ausstellung bringen, welche geeignet sein werden, den Industriellen und überhaupt allen Ausstellern reiche und sichere Nachricht zu bringen, so wie bei dem Publikum überhaupt das Interesse an dem großen Unternehmen, dessen Förderung der Preußischen Regierung nicht wenig am Herzen liegt, zu erwecken.

Wir theilen nachstehend den ersten von diesen Artikeln des „Staatsanzeigers“ mit.

Paris, 1. Dezember. In dem Augenblicke, in welchem überall in der civilisirten Welt die Vorarbeit zu dem Riesen-Wettstreit der Nationen betrieben wird, der hier in Paris am 1. Mai 1867 eröffnet werden soll, ist man auch hier in voller Arbeit, um das Gebäude würdig herzurichten, das alle die Erzeugnisse des Fortschritts in Industrie und Kunst aufzunehmen bestimmt ist.

Schon sind die wichtigsten Theile des gewaltigen Baues beendet, das Hochwerk zusammengefügt, die Wände nebst dem Dachwerk aufgerichtet, die gigantischen Fenster mit Glas versehen und selbst ein großer Theil der Wandmalereien ist bereits weit vorgeschritten. Somit kann man sich auch schon eine klare Uebersicht über den Generalanblick des Palastes und die Anordnung des Innern verschaffen.

Kaum ein anderer Moment dürfte daher so günstig sein, wie der gegenwärtige, um das Großartige des Gebäudes zu beurtheilen. Noch ist das Auge nicht geblendet vom Zuviel der Einzelheiten, der Gegensätze der Farben und der verschiedenen Ornamente, und so besser im Stande, einen Gesammtüberblick über die immensen Räumlichkeiten zu genießen. Freilich in dieser weiten Leere verliert man jeden Anhalt, jeden Maßstab und dennoch bietet es einen eigenen Reiz dar, sich in diese Wölbungen und architektonischen Linien zu vertiefen.

Der Palast, der in wenigen Monaten auf dem weiten Marsfelde gleichsam aus dem Boden emporgeschossen ist, wurde auf einem Raum von nicht weniger als 1400 Meter errichtet. Die eine seiner Axen ist einen halben Kilometer lang, während die andere 380 Meter mißt. Man hat dem Gebäude sehr häufig die Form einer Ellipse oder selbst die eines Kreises gegeben; beides ist jedoch gleich unrichtig, wiewohl es annähernd die wirkliche Gestalt bestimmt. Das Ganze besteht nämlich aus zwei Reihen gerader und paralleler Gallerien, welche an ihren Endpunkten durch halbkreisförmige Gallerien mit einander verbunden werden. Auf diese Weise stellt das Ensemble weit eher ein Rechteck dar, dessen Ecken freilich abgerundet erscheinen.

Der **Generalplan** des Gebäudes ist folgender:

An der äußeren Seite des Palastes fügen sich zehn verschiedene parallel

gränzen, in welchem später ein innerer Garten hergerichtet werden soll. Jeder dieser Wege entspricht einer der Gruppen der diversen Ausstellungsgegenstände. Die erste Gruppe bilden die Kunstwerke; die zweite: das Material und Anwendungsformen der sogenannten „freien Künste", nach dem Vorschlage des Unterrichtsministers Duruy; zur dritten Gruppe gehören Möbel und andere für menschliche Wohnungen bestimmte Hausgeräthe; zur vierten: Kleidungsstücke und andere zur Toillete gehörige Gegenstände; zur fünften: Rohprodukte des Bergbaues u. s. w. in verschiedenen Graden der Bearbeitung; zur sechsten: Werkzeuge für die Handhabung verschiedener Künste; zur siebenten: Natürliche oder konservirte Nahrungsmittel; zur achten: Lebende Erzeugnisse der Landwirthschaft und Proben ackerbaulicher Einrichtungen; zur neunten: Lebender Produkte und Proben von Einrichtungen, welche die Hortikultur betreffen; zur zehnten Gruppe endlich gehören ausschließlich Gegenstände, welche dazu bestimmt sind, die physischen und moralischen Lebensbedingungen der Völker zu verbessern.

Indeß auf den Entwurf der Gesammteinrichtung wieder zurückzukommen, so ist zu bemerken, daß gleichzeitig alle die gedachten parallelen Gallerieen von strahlenförmigen Wegen durchschnitten werden, welche den inneren Garten mit der äußersten Gallerie verbinden. Jeder dieser Wege wiederum bestimmt den Raum, der einer geographischen Division jener Nationen zugewiesen ward, welche sich an der Ausstellung überhaupt betheiligen.

Diese Disposition ist äußerst praktisch, und obwohl sie hier zum ersten Mal zur Anwendung gelangt, kann man doch behaupten, daß sie sobald nicht zu überbieten sein dürfte. — Gestattet doch eine derartige Anordnung nach der einen Richtung hin, die Erzeugnisse gleicher Art zusammen zu gruppiren, während sich gleichzeitig nach der andern die Producte vom selben geographischen Ursprung zusammengestellt finden.

Wenn daher der Besucher die Ausstellung im Halbkreis durchwandelt, so stellen sich ihm die Producte einer Gattung aus den verschiedensten Himmelsgegenden fast gleichzeitig nacheinander dar, während er dagegen, das Gebäude von Außen nach Innen durchschreitend, die industriellen Erzeugnisse eines Volkes oder einer Provinz zu einem Ganzen unmittelbar vereinigt, vor Augen hat.

Da wir so im Besitz des Schlüssels zum Plane der gesammten Ausstellung sind, wird es uns im Folgenden leicht werden, uns zu orientiren.

Der Haupteingang, in der Verlängerung des größeren Durchmessers des Gebäudes belegen, ist gerade gegenüber der großen Seine-Brücke und den Höhen des sogenannten „Trovadéro", dem zahlreiche Hände beschäftigt sind, in sanften Abhängen ein terrassenförmiges Ansehen zu geben.

Zu beiden Seiten des Brückenkopfes, am linken Ufer der Seine, bemerken wir schon am Kai leichte Constructionen, welche dazu bestimmt sind, den zahlreichen Dampfbooten und Schaluppen als Ankerplatz zu dienen, welche die Besucher per Seine hierher führen sollen. Hierzu werden zwei kleine Häfen abgegeben werden. Ein Restaurant, eine Bade-Anstalt, die Ausstellung

der hydraulischen Maschinen und die Druckpumpwerke, welche den Fluß und die Seen des Expositionsparkes mit Wasser zu speisen haben, werden diesem Theile Leben und Bewegung verleihen.

Wenn wir nun durch die Barriere eintreten, liegt rechts das große Gebäude des internationalen Klubs, daneben das kleine der fremden Gesandtschaften, der Theater- und Concertsaal mit seinen unzähligen Ausgängen, der Bahnhof der Gürtelbahn mit seiner Gallerie, die dem Reisenden gestattet, auf einem bedeckten Wege bis in's Palais zu gelangen. Weiter entfernt heben sich die düsteren Massen der egyptischen Bauwerke vom Hintergrunde ab, die in ihren seltsamen Formen ganz danach aussehen, als seien sie direct von Memphis nach hier transportirt.

Links dagegen erblicken wir eine kleine Kirche, aus Stein und weißen Mauerziegeln erbaut, die dazu bestimmt ist, die auf den katholischen Religionscultus bezüglichen Ausstellungsobjecte zu bergen; ferner den eisernen Leuchtthurm, der einem gigantischen Monitor gleicht und der, auf eine künstliche Klippenreihe gepflanzt, sich am Uferrande des Hauptwasserbehälters erhebt. Daneben tritt eine elegante Rotunde hervor, die in ein Kaffeehaus verwandelt werden soll; ferner ein Wohnungsmodell, von einem Arbeiter-Comité hergestellt; eine Windmühle, auffallend durch ihre Höhe und eigenthümliche Form, eine kleine niedliche Moschee aus schönem, weißen Gyps, die als Atelier der Photosculptur dienen soll, und endlich ganz nah der großen Ehrenpforte, der algerische Pavillon des Kaisers Napoleon. In der Ferne ganz am äußersten Ende des Marsfeldes sieht man die Gallerien, welche die Producte des Ackerbaues und der Horticultur enthalten sollen.

Der ganze Palast ist gleichsam von einem Gürtel von hohen Ofen und Kamin-Aufsätzen umgeben, die immer in einer Entfernung von circa 200 Metern (1 Meter = 3,1 rheinl. Fuß) von einander aufgestellt sind und deren Architekten sich in coquetter Ausstattung derselben überbieten zu wollen scheinen. Von diesem Gürtel aus wird die bewegende Kraft sich allen ausgestellten Maschinen mittheilen, ihm selbst aber wird sie aus den Kellerräumen des Gebäudes zugeführt.

Inmitten dieses ebenso abwechselungsreichen als glänzenden Tableau, das alle Epochen und Stylarten vertreten sieht, erhebt sich die Façade des Palastes.

Sie ist einfach und imposant, wie die Außenseite eines gepanzerten Schiffes.

Rings um die große Rundgallerie, die mit ihrer Eisenblechdecke und ihren Seiten-Glaswänden gleichsam das äußere Gerippe des Monuments bildet, ist eine weiße Zeltdecke aufgespannt, die, in zwei Theile getheilt, auf der Außenseite als Schutzdach dienen soll, während der andere Theil, in unmittelbarem Zusammenhange mit den Seitenwänden des Palastes, als Unterlage für die eßbaren Ausstellungsgegenstände bestimmt ist. Diese Nahrungsmittel aber sollen nicht nur den Blicken des Publikums unter Glas und Rahmen preisgegeben werden, sondern eine Reihe von Speisehäusern nach Modellen

aus aller Herren Länder wird dem Besucher sogleich gestatten, in kulinarischer Beziehung eine subjective Jury zu bilden.

Von hier aus gelangen wir in die 35 Meter breite und 25 Meter hohe sogenannte große Gallerie „der nützlichen Künste" (arts usuels), dort sollen Maschinen und Arbeiten aus den einfachsten Materialien vor den Augen des Zuschauers, je nach der Methode ꝛc., die sie vertreten, die Höhe der mechanischen Ausbildung darstellen, die sie in ihrem Fach erreicht haben. Diese Gallerie ist, für den Augenblick wenigstens noch, die künstlerisch-interessanteste von allen, da die Weite ihrer Proportionen und die Zwischenräume ihrer fast cyklopischen Mauern ihr ein äußerst majestätisches Gepräge verleiht. Diese Anwendung von Eisenblech in der Wölbung ist zugleich ein Fingerzeig, wie vortheilhaft die große Architektur solche metallische Gewölbe zu verwenden vermag.

Von der innern Wand der Gallerie der nützlichen Künste oder besser vielleicht Alltagsgewerbe, geht eine ungeheure Glasdecke aus, welche vier andere concentrische Gallerien bekleidet, diese Gallerien sind durch Asphaltgänge und gußeiserne Pfeiler näher bestimmt. Es sind dies die Gallerien für Bergwerkserzeugnisse, Kleidungsstücke, Möbel und Material für die freien Künste.

Die Glasverschläge, welche diese verschiedenen Gallerien trennen, sind so eingerichtet, daß sie je nach den Anordnungen der Kommissionen oder den Bedürfnissen der Aussteller verschoben werden können. Dies ist um so wichtiger, als jede Unterkommission völlige Freiheit besitzt, den ihr zugewiesenen Raum nach Gutdünken einzurichten.

Die oben erwähnte Glasdecke, welche sich über den vier mittlern Gallerien erhebt, stützt sich schließlich auf die Steinmauer der allerinnersten Gallerie, die natürlich und räumlich die kleinste ist, weshalb sie den schönen Künsten zugewiesen wurde. Sie ist in verschiedene Säle abgetheilt, die mit Zeltdecken versehen wurden, um auch hier wie sonst in den Gemäldeausstellungen, das Licht nach Belieben abdämpfen zu können.

Die Gallerie der schönen Künste geht so nach Innen in den innersten Garten über, dem gegenüber sie sich mit einem anmuthigen Portikus öffnet, der mit kleinen, schlanken Säulen und zierlichem Holzschnitzwerk geschmückt ist. Dieser Portikus, eigentlich zu einer Art Spaziergang bestimmt, wird zugleich gewissermaßen eine Geschichte der Arbeit versinnbildlichen, da in ihm eine Sammlung von Werkzeugen, Waffen, Instrumenten und Zeichnungen aus den verschiedensten Epochen, vom Steinalter bis auf unsere Tage, aufgestellt werden soll.

Wenn wir uns von hier aus weiter in der Richtung des größten Durchmessers des Gebäudes fortbewegen, so stoßen wir wieder auf dieselben Gallerien, diesmal nach der Militairschule zu.

Ehe wir daher lieber in den großartigen Park eintreten, der eine Oberfläche von 14 Hektaren (1 Hektare = 3,19 preuß. Morgen) einnimmt, ist noch zu bemerken, daß Frankreich allein 7/16 des ganzen Ausstellungsraumes für sich in Anspruch genommen hat. Dieser französische Theil ist an der einen

Seite des großen Gebäudes und an der andern, ihm gegenüber, der englische Theil belegen, der seinerseits nur $^{3}/_{16}$ des ganzen Flächenraumes einnimmt. Zwischen diesen englischen und französischen Parthieen werden dann den Niederlanden, Belgien, Preußen und Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Spanien, Portugal, Griechenland, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Italien, dem päpstlichen Staate, den Donaufürstenthümern, der Türkei, Egypten, China, Japan und Siam, Persien und Gesammt-Central-Asien, Afrika und Australien, den Vereinigten Staaten, Mexiko, Central- und Südamerika die entsprechenden Plätze zugewiesen.

Der Theil des Parks, welcher an jede dieser einzelnen Regionen des Palastes stößt, wurde den darin vertretenen Nationen zugetheilt. Nicht alle Völker machten von dem Recht Gebrauch, in den ihnen zugewiesenen Parkabschnitten kleine Pavillons zu bauen, nicht wenige begnügten sich damit, ihre Banner darin aufzurichten.

Unter den kleinen Bauwerken aber, welche dem Parke ein so abwechslungsreiches Bild verleihen werden, dürften die französischen und belgischen die Mehrzahl bilden.

So bemerken wir in der Richtung nach der Militairschule zu das Gebäude für die Versammlungen der internationalen Jury; ferner das Model eines belgischen Hauses, ein ungeheures Treibhaus, ein Riesenaquarium, einen Saal für Vorträge und Konferenzen u. s. w. u. s. w.

In solcher Weise wurde der weite Raum benutzt, den man diesmal für den friedlichen Wettkampf der Nationen zur Verfügung gestellt, und die ganze Anordnung beweist deutlich, wie sehr man bemüht gewesen, sich die Lehren zu Nutze zu machen, welche die früheren Unternehmungen dieser Art den Ingenieuren und Kommissionen ertheilt haben. Deshalb aber darf man auch annehmen, daß die große Ausstellung des Jahres 1867 Alles übertreffen werde, was bisher auf diesem Felde geleistet werden konnte.

Englische Hilfsanstalten.

(Schluß.)

Die Baugesellschaften zum Bau von Arbeiterwohnungen oder zu deren Verbesserung haben neben sich wieder verwandte Vereine. So sind besondere Gesellschaften seit 1844 thätig, um Bade- und Waschhäuser für ärmere Familien zu errichten. In dem Modellbade- und Waschhause am Goulston-Square, Whitechapel, nahmen 150,000 Personen in einem Jahre Bäder und für $^{1}/_{4}$ Million Personen wurde darin gewaschen.

Eine andere Gesellschaft errichtet Trinkbrunnen auf den Straßen Londons.

hat in der kurzen Zeit bereits gegen hundert Brunnen gebaut. Die Brunnen sind in der Regel mit ornamentalem Schmuck versehen und werden sehr viel benutzt. So hat man beobachtet, daß von den angeketteten Trinkgeschirren an einem einzigen schönen Tage von 10,000 Passanten Gebrauch gemacht wurde. Wie manchem Arbeitsmanne wird durch einen solchen Labetrunk eine Erfrischung verschafft, und was noch mehr ist eine Ausgabe erspart, die er früher in die Schenke trug.

Die „Frühschließungsassociation" arbeitet daran, und zwar mit gutem Erfolge, daß die Detailgeschäfte am Sonnabend früher geschlossen werden, von philanthropem Standpunkte aus gewiß ein sehr löblicher Zweck. Die Grosso-geschäfte haben meist durchgehende, d. h. über Mittag fortgehende Comptoirzeit. Sie schließen gegen 5 Uhr, so daß jeder Comptoirist und Bedienstete noch zeitig genug diniren und alsdann einen freien Abend genießen kann.

Hamburg hat bereits diese vortreffliche Einrichtung nachgeahmt. In den meisten andern Städten zerspaltet noch in ganz thörichter Weise die Mittagszeit die Tagesarbeit, bringt auf diese Weise eine allerwärts gefühlte Zeitzerreißung und Arbeitsvergeudung mit sich, während der Beamte selbst nur in den hohen Sommermonaten eine Stunde Zeit hat, um bei Tage in freier Luft noch spazierengehen zu können.

Die „Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters," welche seit dem Jahre 1802 besteht, richtet ihre humanen Bestrebungen auf Unterdrückung unsittlicher Schriften und schlechter Häuser. Sie hat es auch so weit gebracht, daß die betreffenden unsittlichen Gewerbe nicht mehr straflos öffentlich betrieben werden und daß derartige Gewerbe nicht mehr gegen den Willen der Inwohner in anständigen Häusern ihr Unwesen führen dürfen, wohin wir in Deutschland noch nicht gelangt sind. Namentlich beklagenswerth bei unserer Polizeiorganisation ist dieser Umstand dadurch, daß in Gassen mit derartigem Prostitutionsgesindel ärmere Arbeiterfamilien, wegen der geringeren Miethzinsen für abgelegenere Logis, mitwohnen müssen und die Kinder in der Nähe der moralischen Pest aufwachsen.

Für diese prostituirten Frauenzimmer eröffnen sich nun zahlreiche weibliche Asyle, Schlafstätten, Mitternachtsmeetings, Reu- und Magdalenenheime, um sie an gehörige Arbeit zu gewöhnen und das Gefühl von Ehre und Sitte in ihnen wieder zu erwecken. Die Anstalten gebrauchen dazu verschiedene Mittel, lebendiges Wort und thatkräftige Hilfe und Unterstützung. Das merkwürdigste Mittel sind wohl die „Mitternachtsmeetings," zu welchen die liederlich herumschwärmenden Mädchen, sowohl auf der Straße, als auch auf ihren Tanzsälen in freundlichster Weise durch feine Einladungskarten wie zu einem Abendessen eingeladen werden. Thee und Brot wird auch herumgereicht. Englische Zeitungen bringen in ihren Feuilletons öfters Berichte darüber als pikante Lectüre und verspotten sie. Wenn man nun auch die pietistische Färbung dieser Bekehrungsbestrebungen nicht ganz leugnen kann, so ist wiederum auch zu constatiren, daß sie wirklich Erfolge aufzuweisen haben.

Auf zwölf für Engländerinnen und zwei für Französinnen abgehaltenen

Meetings im Jahre 1860 waren 2400 Personen Zuhörer und von ihnen wurden 26 den Ihrigen gebessert wieder zugeführt, freilich ein sehr geringes Procent, wenn man annimmt, daß 80,000 leichtsinnige Frauenzimmer in London existiren, welche mit ihrem Körper ein Gewerbe treiben, und wenn man weiter anführt, daß von den Vereinen über 9000 fromme Tractätchen und 6000 „Noel'sche Adressen," das sind Reden an solche Mädchen, vertheilt worden waren.

Der reformatorische und Zufluchtsverein und die Industrieschulen, nehmen sich der unerwachsenen Tage- und Taschendiebe an, um sie zu nützlicher Arbeit anzuhalten.

Die „Society for the Protection of Young Women and Children" nimmt Waisen vom sechsten bis zehnten Jahre auf, das alte Findelhospital Säuglinge armer, verlassener Mütter, doch nur, wenn die Mütter sonst respectabel sind und die Männer sie gewissenlos verlassen haben. Es beherbergt im Ganzen etwa 450 solcher kleiner Wesen und hat seiner ganzen Organisation nach durchaus nicht den Charakter eines eigentlichen Findelhauses. Für prostituirte Kranke gewährt das „Lock Hospital Asylum," welches bereits seit dem Jahre 1746 besteht, Aufnahme und Verpflegung. Ein ähnliches größeres Institut ist im Bau begriffen.

Die „Neuasyle" und „Homes" nehmen derartige Kranke nicht auf. Das „Magdalenenhospital," welches seit 1758 besteht, hat seit Anfang dieses Jahrhunderts 9000 reuige Sünderinnen aufgenommen und davon 6000 wieder mit den Angehörigen versöhnt und andere in ordentliche Lebensverhältnisse gebracht.

Einstweiliges Unterkommen und Beschäftigung finden prostituirte Mädchen in dem „Guardian Society Asylum," gegründet im Jahre 1812. Es hat seitdem gegen 3000 solcher Frauenzimmer beherbergt.

Zum Schutz von verführten Mädchen unter fünfzehn Jahren wirkt in London die „Society for the Protection of Young Females," gegründet im Jahre 1835. Sie richtet ihr Bestreben besonders auf Unterdrückung geheimer Bordelle, auf Bestrafung der Wirthinnen und Kuplerinnen, die solche junge Geschöpfe dahin locken oder sonstwie dem schändlichen Gewerbe Vorschub leisten. Im Laufe von noch nicht 30 Jahren wurden über 500 berüchtigte Häuser unterdrückt und über 800 Mädchen dieses frühen Alters durch das Asyl aufgenommen.

Das „Female Penitentiary," welches seit 1807 besteht und solchen Dirnen, die erklären, zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückkehren zu wollen, Aufnahme, Unterricht und Arbeitsvermittelung verspricht, hat seit seinem Bestehen 4000 Mädchen aufgenommen, von denen über 900 den Ihrigen wieder zugeführt, über 1200 als Dienstmädchen ꝛc. untergebracht wurden.

Sonst giebt es noch eine große Reihe ähnlicher Anstalten, die alle hier zu beschreiben, viel zu weit führen würde. Neuasyle, Zufluchtsorte, Homes, Präventiv- und Besserungsinstitute, weibliche Schutzgesellschaften ꝛc. sämmtlich für Gefallene und sonst verirrte Glieder der menschlichen Gesellschaft, ebenso

speciell für entlassene Sträflinge und verbrecherische Kinder. Die Institute mehren sich im Ganzen der Zahl nach fortwährend und breiten sich auch im Einzelnen immer mehr und mehr aus. So gaben zwei solcher Institute in einem Jahre über 30,000 Thaler für 920 verlassene Kinder aus, die in denselben verpflegt wurden. Daneben bestehen auch in allen Stadtdistricten Lumpen- und Industrieschulen, die herumvagirendes Gesindel aufnehmen, zur Arbeit anhalten, für Lohn beköstigen und zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückzuführen suchen.

Die „Charitable Societies for the relief of destitution and distress" sind Gesellschaften für Unterstützung im Winter, für Entdeckung von Betrügereien, Vereine zur Almosenspendung unter bestimmte Kategorien von Armen und Arbeitern, zum Schutze von Seeleuten, von Fremden im Allgemeinen oder Fremden einer bestimmten Nation. Diese Vereine vertheilten 1859 über 50,000 Pfund Sterling, wozu aus den Magistrats- und Polizeiarmenbüchsen noch 38,000 Pfund Sterling kamen. Die Armensteuern sind in England enorm hoch.

Daneben stehen die „Provident and Benevolent Institutions" und die Loan-Societies. Letzteres sind nicht directe Wohlthätigkeitsanstalten, wohl aber durch ihren Zweck, bedrängten Leuten Geld zu leihen, ein große Wohlthat. Sie machen die Vorschüsse auf sehr verschiedene Zeit und verwilligen bis 100 Pfund an vertrauenswürdige Personen, die sich in Verlegenheit befinden oder Etwas unternehmen wollen. Im Jahre 1850 gab es erst 34 solche Vereine, im Jahre 1860 242, die an über 20,000 Creditsuchende gegen 70,000 Pfund Sterling verborgten.

Die Sparbanken hatten am Ende des Jahres 1860 über 1½ Million Sparer mit einem Einlagecapital von mehr als 41 Millionen Pfund Sterling. Eine höchst nachahmungswerthe Einrichtung im englischen Sparwesen sind die Post-Office-Saving-Banks und die Money-Order-Offices. Durch dieselben ist dem Volke die Gelegenheit verschafft, jeden kleinen Geldbetrag in jedem Bureau des Landes einzuzahlen und gegen vierundzwanzigstündige Kündigung in einem andern beliebigen Bureau ausgezahlt zu erhalten. Die Bureaux der Post nehmen schon Beträge von 10 Silbergroschen ab von Jedem an und zahlen sie jeder Zeit auf Verlangen, in jeder andern Bank des Landes mit 2½ Procent Zinsen wieder aus. Jeder Einleger kann jeden Andern mit Deponirung oder Einziehung beauftragen. Auch Kinder können deponiren. Interessen für weniger als 1 Pfund werden zwar nicht bezahlt, aber wer weniger nur lange genug stehen läßt, erhält dann auch die Zinsen für die gemeinsame Summe, sobald sie mit Zins und Zinszins auf mehr als 1 Pfund gestiegen ist. Es kann also jeder Arme, der einmal ein paar Thaler übrig hat, in nächster Nähe dieselben zum Aufheben geben und sicher sein, sie jeder Zeit auf Verlangen mit Zinsen für Tag und Stunde wiederzuerhalten. Dabei ist von keinen Extraausgaben die Rede und alle Briefe darüber sind frei.

Das Sparkassenwesen Englands, vorwiegend von den mittlern und untern Klassen des Volkes benutzt, ist in der gegenwärtigen Wirthschaft des englischen Volkes einer der interessantesten und wichtigsten Factoren, sein

Umfang heut bereits zu einer staunenswerthen Ausdehnung gelangt. England, d. h. das vereinigte Königreich, England, Wales, Schottland und Irland, steht jetzt, mit einziger Ausnahme einzelner Partien des sächsischen Sparkassenwesens, in dieser Beziehung ohne Gleichen da. Am 20. November (dem gewöhnlichen Tage des Rechnungsabschlusses) im Jahre 1859 gab es in diesem Reiche 607 Sparkassen. Die 1,479,723 individuellen Einleger hatten ein Guthaben von 38,995,876 Pfund Sterling. Hierzu kommen aber noch die ihrer Höhe nach nicht beschränkten Einlagen von 16,315 Wohlthätigkeitsanstalten mit 802,341 Pfund Sterling. Ferner die eine gleiche Begünstigung genießenden Einlagen von 10,738 Friendly Societies mit 1,731,095 Pfund Sterling. Außerdem stehen noch 580 Friendly Societies direct mit der Staatsschuldentilgungscommission in Abrechnung und zwar für einen Betrag von 2,001,754 Pfund Sterling. Außer diesen Sparkassen war in den besondern Sparkassen für die Landtruppen ein Guthaben von 204,377 Pfund Sterling vorhanden und endlich in den Sparkassen für die Seeleute ein Guthaben von 26,448 Pfund Sterling. Das sind zusammen 43,761,891 Pfund Sterling, d. h. eine Summe von beinahe eben so viel Pfund Sterling, als die preußischen Sparkassen zur nämlichen Zeit Thaler in Bestand hatten.

Wir gehen nun wieder zurück auf die Weiteraufzählung der Wohlthätigkeits- und sonstigen Humanitätsanstalten.

In ganz England giebt es jetzt zusammen nicht weniger als 23,000 „Friendly Societies" zur gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder in Krankheitsfällen und Alter, für Bestattung der Leichen und Unterstützung der hinterbliebenen Wittwen und Waisen. Es sind dies Anstalten, ganz aus der Initiative des Volkes entsprungen, in keinerlei Weise von der Polizei berührt, aber gesetzlich beschützt. Die Humanität der englischen Nation hat diese herrliche Blüthe getrieben. Natürlich sind auch hier Mißbräuche nicht ausgeblieben, wie z. B. in den Leichenkassen, Burial Clubs, Eltern mit leichtern Gewissen ihre Kinder mehrmals einkauften und mehrmals sterben ließen, um den Kassenbeitrag zu erschwindeln. Kaum irgend ein Gewerbe ist heutzutage in England ohne eine solche Friendly Society, und es zeigt diese Versicherung, dieses Zusammenschließen zu gegenseitiger Unterstützung in Nothfällen am besten von dem regen Gemeingeiste und, nicht zu vergessen, von der Freiheit des englischen Volkes überhaupt.

Für alte Personen, welche ohne eigene Verschuldung in Dürftigkeit gerathen sind, treten die „Benevolent and Provident Pension Funds" ein und gewähren Jahresrenten und Pensionen. Die von ihnen vertheilten Unterstützungssummen sind ganz bedeutend, nämlich 1½ Millionen Thaler im Durchschnitt pro Jahr unter 12,000 Personen aus den verschiedensten Berufen, aus dem Militair-, Gelehrten- und Künstlerstande, der Geistlichkeit und Marine. Diese Gesellschaften sind also eine freiwillige Ergänzung der Staatspensionseinrichtungen.

Der „Royal Literary Fund," Schriftsteller-Pensionsfonds, besteht bereits seit dem Jahre 1790 und hatte bis 1862 über 60,000 Pfund an un-

Unterstützten wird nicht genannt.

Daneben besteht noch ein besonderer Scientific Relief Fund, begründet von edlen, reichen Männern im Jahre 1859 zu dem Zwecke, Männern der Wissenschaft und deren Familien Unterstützungen zu gewähren, damit Forschungen, die, vorläufig ohne materiellen Gewinn, oft Nahrungssorgen für die Pioniere der Wissenschaft mit sich führen würden, nicht unterbleiben. Und wie oft müssen solche Forschungen unterbleiben, wo eine solche Gesellschaft nicht vorhanden ist.

Weiter sind noch zu nennen Vereine für Näherinnen, Putzmacherinnen, für den Verkauf von Arbeiten solcher Damen, die ihre Arbeiten selbst zu verkaufen nicht Zeit, noch Gelegenheit oder Geschick haben, Vereine für junge Mädchen im Allgemeinen, verbunden mit Industrial-Homes ꝛc., Schulen und Vorbereitungsanstalten für Dienstboten, Schutzgesellschaften für alleinstehende Mädchen, Kochkunstschulen.

Ferner Säuglingspflegeanstalten, „Infant Nurseries," für ganz kleine Kinder armer arbeitender Mütter, welche 2½ Silbergroschen für je einen Tag und Nacht zu entrichten haben; Wohlthätigkeitsanstalten für Krüppel, Invaliden, Alterszufluchtsstätten und sonstige derartige Institute in großer Anzahl.

Wiederum besondere Anstalten und Kassen bestehen für Künstler, Architekten, Lehrer, Lehrerinnen, Gouvernanten, für Damen aus guter Familie, „Home for Gentlewomen," manche für Nahrung und Kost gegen billige Entschädigung, manche unentgeltlich, manche nur als Hospitäler in Krankheitsfällen, andere für Schwachsinnige ꝛc. Fast jeder Stand, jeder Beruf hat seine Humanitätsanstalt, wo das Mitglied desselben, wenn Noth über dasselbe hereinbricht, freundliche Aufnahme, Hülfe, Schutz und Tröstung findet, sei es durch die Friendly Societies, sei es durch besondere Institute für den besondern Beruf oder besondern Bedürftigkeitsfall, Alter, Krankheit oder Pauperismus.

Hier liegt also wieder eine specifische innere Seite der Londoner und englischen Gesellschaft, deren Einblick von der edelsten Menschenliebe und Aufopferung des Jahrhunderts in schönster Weise Zeugniß ablegt.

Eine andere, eigenthümliche Art Wohlthätigkeitsanstalten Londons sind die von Innungscorporationen, deren die City 91 zählt, von welchen aber mehrere verfallen und erloschen sind. Sie reichen zum Theil bis in's dreizehnte Jahrhundert hinauf, wie die „honorable" Gilde der Fischhändler, die meisten bis in's fünfzehnte Jahrhundert, wie die Innung der Goldschmiede, Gerber, Pökler, Eisenhändler ꝛc. Die Fonds sind meist aus alten Vermächtnissen gebildet und es werden hiervon alten Mitgliedern Unterstützungen gewährt, ebenso auch Vorschüsse an Anfänger. Die Goldschmiede bezahlen jährlich nicht weniger als 10,000 Pfund an bedürftige Mitglieder im ganzen Lande. Die Vermächtnisse betragen 20,000 Pfund. Solche Innungsvermächtnisse giebt es auch für Hospitäler, Schulen, Gefangene ꝛc.

Bekannt ist außerdem die große Opferwilligkeit zu einzelnen Zwecken.

Für Lancashire allein wurden für die dortigen, durch die Baumwollenkrisis in Noth gerathenen Arbeiter 5 Millionen Thaler gesammelt. Ebenso waren die Beiträge für die Opfer der indischen Rebellion sehr groß.

Lloyds Patriotic Fund hat seit 1803 bis 1861 an Hinterbliebene der im Kriege gefallenen Soldaten 6 Millionen Thaler vertheilt. Mehrere andere Vereine leisten an die Soldatenwaisen große Unterstützungen.

Hierzu kommen noch eine große Anzahl Asyle, Hospitäler, Almoseninstitute für alte Leute, für Blinde, Taubstumme, Krüppel und Invaliden aller Art, Erziehungs-, Schul- und Besserungsanstalten für Verwahrloste, für bestrafte Kinder, für Waisen bestimmter Klassen und auch Waisen im Allgemeinen, fromme Gesellschaften für Ausbreitung des Wortes Gottes durch Bibeln und besonders durch Tractätchen, Vereine für „innere" Mission und bedeutende Opfer für die äußere Mission. Unsere deutsche Brüdergemeinde Herrnhut in der Lausitz, welche die hauptsächlichste Leitung der äußern Mission von Deutschland aus hat, steht in sehr directer Beziehung zu England, wie ja unter Andern der berühmte deutsche Missionär für China, Gützlaff, durch englische Mittel seine Laufbahn gemacht hatte, zuletzt auch gradezu für England eine diplomatische Rolle spielte.

Aus unserer Uebersicht geht hervor, daß es der Englischen Gesellschaft nicht an Gemüth fehlt, nicht an Herz fehlen darf, wie sehr auch die „Volkswirthe" für die Verbannung des Herzens aus der socialen Arbeit eifern mögen.

Aus der Schlacht in die Schlacht.*)

Als ich erwachte, war es Nacht und ringsum herrschte tiefe Stille. Leichte Wolken zogen am Himmel hin, der Mond beleuchtete mit hellem Glanze das verlassene, zerstörte Dorf, die umgestürzten Kanonen, die Haufen der Todten — wie er von Anbeginn der Welt das rieselnde Wasser, das sprießende Gras und die fallenden Blätter beleuchtet hat. Der Mensch ist eben ein Nichts im ewigen Kreislauf der Dinge und der Sterbende fühlt das besser als jeder Andere.

Ich vermochte kaum mich zu rühren und litt große Schmerzen. Nur meinen rechten Arm konnte ich bewegen und endlich gelang es mir, mich auf den Ellbogen zu erheben. Ringsum lagen Todte, die im hellen Mondenschein weiß aussahen, wie Schnee. Einige hatten den Mund weit offen, andere die Augen — noch andere lagen mit dem Gesicht auf der Erde, die Patronen-

*) Lützen bis Leipzig 1813. Aus der Histoire d'un Conscrit de 1813.

Händen die Flinte. Der Anblick war grauenhaft und meine Zähne schlugen aufeinander vor Entsetzen.

Ich wollte um Hülfe rufen, aber der Ton, den ich hervorbrachte, klang wie der schwache Schrei eines weinenden Kindes, und in Verzweiflung sank ich auf den Boden zurück.

Dennoch schien es, als hätte der matte Laut, den ich ausstieß, ein vielfaches Echo geweckt. Erst in der Nähe, dann in immer weitern Kreisen wurden klagende Töne hörbar. Die Verwundeten glaubten wahrscheinlich, daß sich Hülfe nahe, und die, welche noch zu rufen vermochten, riefen. Das Geschrei währte einige Minuten, dann kehrte die frühere tiefe, lautlose Stille zurück. Ich hörte nichts mehr, als das Schnauben eines verwundeten Pferdes hinter der nahen Hecke. Das Thier wollte sich aufrichten — ich sah seinen Kopf und den langen Hals, dann sank es zurück.

Durch die Anstrengung, die ich gemacht, hatte sich meine Wunde geöffnet und ich fühlte, wie das warme Blut von Neuem an meinem Arme hinabrieselte. Ich schloß die Augen — zum Sterben, wie ich meinte. Scenen aus der Vergangenheit, bis in die früheste Kindheit zurück, gingen an meinem geistigen Auge vorüber. Wie im Traume sah ich unser kleines Dorf — meine Mutter, die mich auf dem Arme trug und ein Wiegenlied sang, um mich einzuschläfern — unsern Hund Pommer, mit dem ich mich auf dem Fußboden wälzte — den Vater, der am Abend mit der Axt auf der Schulter nach Hause kam und mich auf den Arm nahm.

„Arme Mutter," dachte ich, „armer Vater! Wenn ihr damals, als ihr euer Kind mit so vieler Liebe und Mühe erzoget, gewußt hättet, daß es eines Tages so elend umkommen sollte; so allein, so verlassen, fern von aller Hülfe, ihr würdet denen geflucht haben, die so viel Elend verschulden. Ach, wenn ihr hier wäret, wenn ich euch wenigstens noch einmal danken könnte für Alles, was ihr an mir gethan habt!"

Thränen traten mir in die Augen und rollten mir über die Wangen herab. Meine Brust hob sich schmerzlich — ich schluchzte wie ein Kind.

Dann verdrängten andere Bilder die Gestalten meiner Eltern. Ich dachte an Muhme Grebel, an Catharine, an Meister Gulden, meinen Lehrherrn. Ich sah, wie eines Morgens der alte Briefbote Rödig mit der ledernen Tasche über der Schulter eintrat und ihr ein großes Papier überreichte. Es war mein Todtenschein. Ich hörte Catharinens verzweiflungsvolles Weinen und die Verwünschungen der alten Frau, die ihre grauen Haare zerraufte, indem sie schrie, daß es keine Gerechtigkeit mehr gäbe, weder im Himmel noch auf Erden, und daß es für rechtschaffene Leute besser wäre, nie geboren zu sein, da Gott sie doch verließe. Der gute Meister Gulden kam, um sie zu trösten, aber als er in die Stube trat, fing er an zu schluchzen: „Der arme Joseph, der arme Joseph!"

Das zerriß mir das Herz.

Ich dachte daran, daß dreißig oder vierzig tausend Familien in Frankreich, Rußland und Deutschland fast zu gleicher Zeit dieselbe Nachricht

empfangen mußten — ja daß es für Viele noch schrecklicher war, denn eine große Zahl der Unglücklichen, die todt und verstümmelt auf dem Schlachtfelde lagen, hatten noch Vater und Mutter und es schien mir, als hörte ich den Schmerzensschrei der Menschheit zum Himmel aufsteigen.

Auch der armen Frauen von Phalsburg, die während des Rückzuges der großen Armee aus Rußland in den Kirchen auf den Knien lagen, erinnerte ich mich, und verstand jetzt, was damals ihre Herzen bewegt hatte. Im Geiste sah ich nun mitten unter den Beterinnen Catharine knien. Sie dachte an mich, betete für mich! . . . Wir hatten uns seit unserer Kindheit geliebt und sie konnte mich nicht vergessen!

Thräne auf Thräne rann mir über die Wange herab — aber dennoch hatte das Bewußtsein, daß Catharine der Liebe zu mir treu bleiben würde bis an das Grab, etwas unaussprechlich Tröstliches und Beruhigendes für mich.

Gegen Morgen fiel der Thau in Form eines feinen Regens, der auf die Dächer und den Erdboden niederrieselnd, ein leises monotones Geräusch hervorbrachte. Ich bedachte, wie Gott die Welt vom Uranfang so eingerichtet, wie er täglich dieselben Erscheinungen wiederkehren läßt, wie seine Macht ohne Grenzen ist, seine Liebe die Welt umfaßt und seine Güte uns unsre Schuld vergiebt! Auch ich durfte vielleicht hoffen, daß er mir meine Fehler vergeben würde, um meiner Leiden willen.

Dann richtete ich meine Gedanken wieder auf die Außenwelt. Der fallende Regen schien die lautlose Stille der Nacht verscheucht zu haben. Von Zeit zu Zeit hörte man im Dorfe das Geräusch einer zerbröckelnden Mauer, eines zusammensinkenden Daches und selbst die durch das Getöse der Schlacht verschüchterten Thiere schienen beim Einbruch der ersten fahlen Dämmerung wieder Muth zu gewinnen. In einem benachbarten Stalle fing eine Ziege an zu mäckern — ein großer Schäferhund ging, die Todten mit hängendem Schwanze betrachtend, langsam vorüber. Als er in der Nähe des verwundeten Pferdes kam, fing dieses an, entsetzlich zu schnaufen — vielleicht hielt es ihn für einen Wolf — und der Hund lief eiligst davon.

Alle diese Einzelnheiten sind mir deutlich erinnerlich, denn in den Momenten wo man zu sterben meint, gewinnt jede Kleinigkeit eine Bedeutung — weiß man doch, daß man in dieser Welt bald nichts mehr sehen und hören wird.

Aber mehr als alles Andre hat sich mir ein Moment eingeprägt, den ich nie vergessen werde und wenn ich noch hundert Jahre lebte. Es ist der Moment, als ich in der Ferne menschliche Stimmen zu hören glaubte. Ich fuhr empor und horchte. . . . Mühsam erhob ich mich auf dem rechten Ellbogen, um nach Hülfe zu rufen. . . . Es war noch finster, aber schon zeigte sich ein blasser Tagesschimmer am Saume des Horizontes. In der Ferne glaubte ich ein Licht zu sehen, das sich bald hierhin bald dorthin wendete, bald gänzlich still hielt — endlich sah ich schwarze Schatten, die sich niederbeugten, aber Alles war noch verschwommen und undeutlich, nur in schwachen Umrissen wahrnehmbar.

merken. Von allen Seiten wurden tiefe, schmerzliche Seufzer hörbar — von allen Seiten erschallte ein klägliches Rufen, aber es waren nur schwache, in der Ferne kaum vernehmliche Töne.

Mein Gott, was ist das Leben, was bietet es uns, daß wir es so hoch halten? Was erwartet uns jenseit des Grabes, daß die Nähe des Todes in allen lebenden Wesen einen so unüberwindlichen Schauder erregt? Wer vermag eine Antwort zu geben auf diese Fragen? Die Menschen sprechen und denken darüber seit Jahrhunderten — gelöst hat noch keiner das Räthsel.

In dem glühenden Wunsche: zu leben, beobachtete ich das näher kommende Licht, wie vielleicht ein Ertrinkender nach dem rettenden Ufer ausschaut . . . krampfhaft richtete ich meinen Kopf empor, um es zu sehen — mein Herz zitterte in Furcht und Hoffnung. Ich wollte schreien, aber ich brachte kaum einen Laut über die Lippen. Mein schwaches Stöhnen verklang im Rauschen des Regens — aber dennoch sagte ich mir zum Troste immer wieder: „Sie hören dich . . . Sie kommen näher . . .“ Endlich schien es mir, als ob das Licht in dem gegenüberliegenden Garten wäre. Ich täuschte mich nicht . . . es wurde bei jedem Schritte des Trägers größer . . . da plötzlich, nachdem es sich einige Minuten bald nach rechts, bald nach links hin bewegt hatte, schien es sich in einer Vertiefung des Terrains zu verlieren — und endlich war es verschwunden! . . .

Ich sank ohne Bewußtsein zu Boden.

. . . .

Als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in einem großen, offenen Schuppen. Jemand gab mir ein Gemisch von Wasser und Wein zu trinken, das mich wunderbar erfrischte. Ich öffnete die Augen und sah einen alten Soldaten mit grauem Schnurrbarte, der meinen Kopf aufrichtete und mir einen Becher an die Lippen hielt.

„Nun?“ fragte er freundlich, „nun, geht es besser?“

In meiner Freude, daß ich noch lebte, mußte ich ihn anlächeln. Meine Brust und mein linker Arm lagen in einem festen Verbande. Ich fühlte die Wunde brennen wie Feuer, aber ich machte mir wenig daraus. Ich war glücklich, denn ich lebte ja!

Einige Augenblicke beschäftigte ich mich damit, die dicken Balken zu betrachten, die sich über mir kreuzten, und die Ziegel, durch welche die Sonne an mehr als einer Stelle hereinschien. Dann wendete ich den Kopf und sah, daß ich mich in einem jener großen Schuppen befand, unter denen die Brauer der Umgegend ihre Tonnen und Wagen aufbewahren. Ringsum lagen auf Matratzen, Strohsäcken und Strohbündeln eine Menge von Blessirten, während in der Mitte des Raumes der Oberarzt mit mehren Gehülfen an einer Art von langem Küchentische stand und eben beschäftigt war, einem Verwundeten das Bein abzunehmen. Der Patient stieß klägliche Schmerzenslaute aus. In der Nähe des Tisches lag ein Haufen abgeschnittener Arme und Beine, und man kann sich vorstellen, daß mir bei diesem Anblick nicht eben wohl zu Muthe war.

Fünf oder sechs Infanteriesoldaten gingen mit Krügen und Bechern zwischen den Verwundeten umher und reichten ihnen zu trinken.

Indessen wanderten meine Blicke doch immer wieder zu dem Chirurgen, der mit aufgestreiften Hemdärmeln Arme und Beine amputirte, ohne zu hören und zu sehen, was um ihn her vorging. Der Mann hatte eine große krumme Nase, eingefallene Wangen und wurde aller Augenblicke zornig gegen seine Gehülfen, die ebenfalls mit nackten Armen neben ihm standen und ihm Charpie, Messer, Zangen oder Leinwand nicht schnell genug zureichen konnten, oder das Blut, seiner Meinung nach, zu langsam mit den Schwämmen aufwischten. Dennoch schien ihm das Geschäft vortrefflich von der Hand zu gehen, denn in weniger als einer Viertelstunde waren zwei Beine amputirt.

Eben als man einen wenigstens sechs Fuß langen, verwundeten Russen auf den Tisch legte, dem eine Kugel den Hals in der Nähe des Ohres durchbohrt hatte, und der Wundarzt abermals in höchster Ungeduld ein kleines Messer verlangte, ging draußen ein Cavaleriechirurg vorüber. Er trug ein Portefeuille unter dem Arme und blieb, als er unsern Wundarzt bemerkte, stehen.

„He, Forel!“ rief er lustig.

„Ah, Du bists, Duchêne,“ entgegnete Forel indem er sich umdrehte. „Wie viel Blessirte?“

„Siebzehn bis achtzehntausend!“

„Teufel auch! — Nun und wie geht es sonst?“

„Vortrefflich. Ich gedenke eben, mir zu einem Frühstück zu verhelfen.“

Unser Chirurg verließ den Schuppen, um seinem Freunde und Kameraden die Hand zu schütteln. Sie unterhielten sich längere Zeit mit der größten Gemüthsruhe, während die Gehülfen einen Schluck Wein tranken und der Russe verzweiflungsvoll die Augen verdrehte.

„Du brauchst nur die Straße hinunter zu gehen, Duchêne,“ hörte ich endlich Forel sagen. „Gleich dort bei dem Brunnen . . . Du siehst ihn doch?“

„Gewiß.“

„Gerade gegenüber findest du das Marketenderzelt.“

„Ah, schön, ich danke dir, Forel; leb wohl.“

„Guten Appetit, Duchêne!“ rief Forel ihm nach, dann kehrte er in den Schuppen zurück und fing an, den Hals des Russen vom Nacken bis zur Schulter aufzuschneiden. Er that dies anscheinend in der schlechtesten Laune und herrschte seinen Gehülfen mehr als einmal zu:

„Schnell meine Herren, schnell! Beeilen Sie sich!“

Der Russe ächzte vor Schmerzen, aber der Chirurg ließ sich dadurch nicht im mindesten stören. Endlich fand er die Kugel und warf sie auf den Boden. Dann legte er mit einigen schnellen und geschickten Handgriffen den Verband um, und sagte kurz:

„Fort damit!“

Man nahm den Russen vom Tische und legte ihn zu den Andern auf das Stroh. Dann kam sein Nachbar an die Reihe.

passiren könnten, aber ich sah andre, die mir ewig denkwürdig bleiben sollten.

Mein fünfter oder sechster Nachbar war ein alter Corporal, der mit verbundenem Bein auf seinem Strohsacke saß. Seinem Nebenmann hatte man den Arm abgenommen.

„Rekrut", sagte der Corporal zu ihm, indem er listig mit den Augen blinzelte; „Rekrut, sieh einmal dorthin; ich wette, daß du deinen Arm nicht herausfindest."

Der Andere war todtenblaß, aber er hatte bei der Amputation die größte Standhaftigkeit bewiesen. Jetzt wendete er seine Augen dem bezeichneten Haufen menschlicher Gliedmaßen zu und wurde auf der Stelle ohnmächtig.

Der Corporal fing an zu lachen.

„Er hat seinen Arm richtig erkannt . . . es ist der da unten mit der kleinen blauen Blume . . . Merkwürdig, daß die Wirkung immer die gleiche ist!"

Er war offenbar stolz auf die Entdeckung, die er gemacht hatte, aber es lachte Niemand mit ihm.

Die Blessirten riefen unaufhörlich nach Wasser. Sobald der Eine zu trinken verlangte, folgten alle Andern seinem Beispiele, so daß man sie kaum schnell genug zu befriedigen vermochte. Der alte Soldat, der mir zuerst zu trinken gegeben hatte, schien eine Art von Freundschaft für mich zu fühlen und reichte mir jedesmal wenn er vorüberging seinen Becher.

Nachdem ich so etwa eine Stunde gelegen haben mochte, sah ich, daß eine Anzahl Leiterwagen herbeigekommen waren und sich vor dem Schuppen aufgestellt hatten. Sie gehörten den Bauern in der Umgegend, die in Manchesterjacken und schwarzen Hüten, die Peitsche auf der Schulter, ihre Pferde am Zügel hielten. Bald darauf erschien ein Piquet Husaren. Der Wachtmeister stieg ab und trat in den Schuppen.

„Ich habe die Ordre zwölf Wagen mit Verwundeten nach Lützen zu eskortiren", sagte er. „Nehme ich sie hier in Empfang?"

„Sie sind ganz recht, Wachtmeister," entgegnete der Chirurg.

Man fing nun sogleich an, die erste Reihe der Blessirten hinauszuschaffen, nachdem man jedem von ihnen noch einen Trunk gereicht hatte. Sobald einer der Wagen voll war, rückte er weiter und ein anderer kam an die Reihe. Ich befand mich auf dem dritten und saß in Stroh gebettet vorn an. Mir zur Seite saß ein Rekrut vom 27. Regiment, der die rechte Hand verloren hatte; hinter mir lag ein anderer, dem das Bein fehlte; einem dritten waren die Kinnladen zerschmettert — und so ging es fort bis zum letzten Mann. In den letzten Wagen befanden sich die am schwersten Verwundeten.

Man hatte uns so sorgfältig in unsre Mäntel gewickelt, daß man von den Meisten nichts sah, als die Nase oder die Mütze, denn wir froren, trotz des warmen Sonnenscheins. Keiner der Blessirten sprach ein Wort, sondern

jeder schien seinen eignen schweren Gedanken nachzuhängen. Die Husaren, die uns begleiteten, plauderten, lachten und rauchten ohne sich im mindesten um uns zu kümmern.

Schon bei der Abfahrt hatte ich zuweilen Frostschauer, zuweilen fliegende Hitze empfunden — es war der Anfang eines Wundfiebers, aber erst in der Gegend von Leipzig verlor ich das Bewußtsein. Bis dahin sah und hörte ich klar und deutlich.

Als wir Kaja passirten, traten mir noch einmal alle Greuel des Krieges vor Augen.

Das Dorf war eine einzige große Ruine. Die Dächer der Häuser waren eingestürzt, nur hier und da stand noch eine Giebelwand aufrecht. Balken und Latten waren zerstört und zerbrochen. Durch die zertrümmerten Außenwände sah man überall in das Innere der Häuser, in die kleinen Stuben und Kammern und auf die Treppen. Hier und da stand in den Oberstuben noch ein Ofen, oder ein Spiegel hing an der Wand und der dahinter steckende Rosmarinzweig verrieth, daß hier in friedlichen Zeiten ein junges Mädchen gewohnt hatte. Die armen Besitzer, Weiber, Kinder und Greise gingen trostlos zwischen den Trümmern ihrer Habe umher. Wer hätte ihnen voraussagen sollen, daß ihr mühsam erworbenes Eigenthum, ihr ganzes bescheidenes Glück eines Tages bis auf den Grund zerstört werden sollte — und zwar nicht durch die Gewalt der Elemente, sondern durch die ungleich schrecklichere Wuth der Menschen.

Selbst die Thiere theilten das Gefühl des allgemeinen Unglücks. Die Tauben suchten, ängstlich hin und her flatternd, die gewohnte Stätte; Rinder und Ziegen irrten kläglich brüllend durch die Gärten und Gassen und sahen sich nach ihren Ställen um; die Hühner hatten sich auf die Bäume geflüchtet — und wohin der Blick auch fiel, überall waren die Spuren der Flinten- und Kanonenkugeln sichtbar.

Am Ende des Dorfes saß ein weißhaariger alter Mann auf der Schwelle seines zerstörten Häuschens. Er hielt ein kleines Kind zwischen den Knieen. Ohne eine Miene zu verziehen, sah er uns vorüberfahren. Ob er uns bemerkte — ob er überhaupt etwas sah? Ich weiß es nicht. Die tief gefurchte Stirn und die starren blicklosen Augen drückten nichts aus, als dumpfe Verzweiflung. Wie vieler Jahre harter Arbeit, wie vieler Entbehrungen, welcher unverdrossenen Sparsamkeit hatte es bedurft, um sein Alter vor Noth zu sichern! Jetzt war Alles, Alles dahin! Er und das Kind hatten keinen Ziegel mehr, unter dem sie ihr Haupt hätten niederlegen können. . . .

Aber trauriger, trostloser noch, als dieses traurige, trostlose Bild der Zerstörung waren die langen Reihen Wagen, welche die Verwundeten nach den Lazarethen brachten — diese Unglücklichen, deren Zahl in den Bülletins stets zu klein angegeben wird und die fern von der Heimath, fern von den Ihrigen, massenhaft in den Hospitälern hinsterben, während man in den Kirchen Dankeshymnen singt und unter Kanonendonner die frohe Botschaft verkündigt, daß Tausende von unschuldigen Menschen hingeschlachtet wurden.

Und dann jene unendlich langen Gruben, an denen die Bewohner der

der Pest zu verhindern, die Alles, was da lebt, mit Vernichtung bedroht. Ich habe jene ungeheuren Gräber von den Höhen von Kaja aus gesehen und habe mich voll Entsetzen abgewendet. Man bestattete dort die Gefallenen — Russen, Franzosen, Deutsche, im Tode brüderlich vereint. Friedlich liegen sie nun neben einander in starrer Umarmung, und wenn, wie wir hoffen, etwas von ihnen fortlebt, so hat der Tod sie versöhnt und ihr gemeinsamer Fluch gilt nur jenem grausamen Wahne, der die Völker seit Jahrhunderten hindert, als Brüder in Eintracht neben einander zu leben.

Es war am 1. October, als ich mit vierzehn oder funfzehn meiner Kameraden aus dem Lazareth in Leipzig entlassen wurde. Man hatte uns neu equipirt, mit Waffen und Munition versehen. Unsere Marschroute lautete nach Gauernitz an der Elbe, wo wir mit dem 6. Regimente zusammen treffen sollten. Ein Fourier vom 27. Regimente führte uns.

Mit dem schweren Tornister auf dem Rücken, den Mantelkragen heraufgeschlagen, die Flinte über der Schulter, marschirten wir mit ziemlich hängenden Ohren auf der Landstraße nach Wurzen dahin. Der Regen floß in Strömen, so daß uns das Wasser vom Tschako in den Nacken rann. Der Wind peitschte die Pappeln, die gelben, nassen Blätter flogen um uns her — es war ein trauriges Herbstwetter.

Von Zeit zu Zeit kamen wir durch ein Dorf. Die Frauen traten an die Fenster und guckten neugierig durch die kleinen blinden Scheiben; hier und da bellte uns ein Hund an, oder ein mit Holzspalten beschäftigter Mann drehte sich um und schaute uns nach. Wir waren beschmutzt bis über die Knöchel und vor uns dehnte sich eine endlose kothige Straße aus — über uns hingen graue, regenschwere Wolken. Dann und wann flogen kreischend einige magere Krähen oder Raben von den Feldern auf und entfernten sich mit langsamem Flügelschlage.

Es giebt nichts Traurigeres, nichts Melancholischeres als eine solche herbstliche Regenlandschaft, namentlich, wenn man daran denkt, daß der Winter nahe ist und daß man bald obdachlos im Schnee wird campiren müssen. Keiner von uns sprach ein Wort; nur der Fourier Poitevin, ein hagerer, wettergebräunter Soldat mit ungeheurem Schnurrbarte und rother Nase, die den Branntweintrinker verrieth, hatte die Lust zum Reden nicht verloren. Seine Sprache war ziemlich gebildet, aber reichlich mit Kasernenausdrücken vermischt. Als der Regen sich verdoppelte, brach er in ein sarkastisches Lachen aus. „Ja, Poitevin, ja . . . der Regen wird dich pfeifen lehren! . ." rief er von Zeit zu Zeit. Da ich, wie er bald bemerkte, einige Sous in der Tasche hatte, so hielt er sich vorzugsweise zu mir, und bot mir sogar an, meinen Tornister zu tragen, falls dieser mir zu schwer werden sollte. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit, aber obgleich ich mich über den alten Trunkenbold ärgerte, konnte ich doch nicht umhin, in den Dorfschenken, an denen wir vorüberkamen, einige Gläser Branntwein für ihn zu bezahlen, und nun ging er mir nicht mehr von der Seite.

Endlich erreichten wir Wurzen. Der Regen rauschte in Strömen hernieder und der Fourier wiederholte wenigstens zum zwanzigsten Male sein: „Ja, ja Poitevin — das ist eine Existenz . . . der Regen wird dich pfeifen lehren!"

„Was zum Teufel habt Ihr da für ein Sprüchwort, Fourier?" fragte ich endlich. „Warum soll der Regen Euch pfeifen lehren?"

„Es ist kein Sprüchwort, junger Mann, es ist eine Idee, die mir jedes Mal kommt, wenn ich mich amüsire." Und nach einer Weile fuhr er fort: „Als ich im Jahre 1806 in Rouen studirte, passirte es mir, daß ich mit mehreren meiner Commilitonen im Theater pfiff, während die Andern applaudirten. Es entstand eine Schlägerei, die Polizei fand Gelegenheit sich einzumischen, und sperrte einige Dutzend von uns ein. Unglücklicherweise erfuhr der Kaiser von der Sache. Da die Burschen so große Lust haben, sich zu schlagen, sagte er, so soll man sie unter die Soldaten stecken, — sie werden dann ihrer Neigung folgen können! Natürlich wurde dieser Befehl ausgeführt und Niemand wagte ein Wort dagegen zu sagen, selbst Vater und Mutter nicht."

„Ihr waret also militairpflichtig?" fragte ich.

„Keinesweges. Mein Vater hatte einen Stellvertreter für mich gekauft. Es war nur ein Scherz vom Kaiser . . . aber ein Scherz, den man sein Lebtag nicht wieder vergißt. Zwanzig oder dreißig von uns sind elendiglich umgekommen — einige Andere sind, anstatt in ihrem Vaterlande eine ehrenhafte Stellung als Aerzte, Advocaten u. s. w. einzunehmen, aus Verzweiflung Trunkenbolde geworden. War es nicht ein sehr guter Spaß?"

Der Fourier lachte, indem er mich von der Seite ansah, um zu beobachten, welchen Eindruck seine Erzählung auf mich hervorbrachte. Ich war nachdenklich geworden und bezahlte, ehe wir Gauernitz erreichten, noch zwei oder drei Schnäpse für den armen Teufel.

Gegen fünf Uhr Abends erreichten wir die kleine Stadt Riesa. Seitwärts bemerkten wir eine alte Mühle, nach welcher ein Fußsteig hinführte. Wir schlugen diesen Fußsteig ein, um einen Bogen der Straße abzuschneiden, und mochten uns der Mühle bis auf etwa zweihundert Schritt genähert haben, als wir plötzlich ein lautes Schreien hörten. Gleich darauf sahen wir zwei Frauen, eine sehr alte und eine jüngere, die mehre Kinder hinter sich herzogen, durch den Garten laufen. Sie suchten ein kleines Gehölz zu erreichen, das die Straße an der einen Seite begrenzte. Fast in demselben Momente erblickten wir einige unserer Soldaten, die aus der Mühle kamen und mit Säcken und kleinen Fässern beladen waren, welche sie eiligst auf einen im Hofe haltenden Karren warfen. Andre zogen mehrere Kühe und Pferde aus dem Stalle während noch andre der elenden Marodeurs den todtenbleichen Müller umringt hielten. Auf der Schwelle des Wohnhauses stand ein alter Mann, der die Hände zum Himmel aufhob.

Die Scene wird mir unvergeßlich bleiben. Noch bis zu dieser Stunde sehe ich die fliehenden, schreienden Frauen und Kinder, die eingeschlagenen Fenster der Mühle, die Kühe, die sich sträubten aus dem Stalle zu gehen und von den Soldaten mit Bayonetstichen vorwärts getrieben wurden, den

herabrief.

„Da sind Marodeurs!“ sagte Poitevin. „Die Armee kann also nicht mehr weit entfernt sein.“

„Aber das ist abscheulich!“ rief ich. „Das sind ja Räuber, Spitzbuben!“

„Freilich ist's gegen die Disciplin,“ entgegnete der Fourier, „und wenn es der Kaiser wüßte, würden sie erschossen, wie die Hunde.“

Wir überschritten die kleine Brücke, die zu der Mühle führte. Die Marodeurs hatten den Zapfen aus einer der Tonnen geschlagen, ließen den Inhalt in einen Krug laufen und gaben diesen im Kreise herum.

Der Anblick empörte den Fourier.

„Mit welchem Rechte wird hier geplündert?“ rief er mit Donnerstimme.

Mehrere der Buben wendeten den Kopf. Als sie sahen, daß wir nur ihrer drei waren — die meisten unsrer Kameraden hatten, ohne sich um die Vorgänge in der Mühle zu kümmern, ihren Weg fortgesetzt, — rief der eine lachend:

„Alter Spaßmacher . . . willst natürlich auch Dein Theil haben — brauchst deshalb nicht so borstig auszusehen! Komm und trink einen Schluck!“

Er hielt dem Fourier den Krug hin. Dieser nahm ihn, sah mich von der Seite an und trank.

„Nun, junger Mensch,“ sagte er dann zu mir, „wenn Du Lust hast, so trinke. Ich kann Dich versichern, daß der Wein gut ist.“

„Danke!“ entgegnete ich kurz.

„Vorwärts, vorwärts!“ riefen einige der Marodeurs. „Macht daß wir fortkommen!“

„Nein, nein,“ entgegneten Andere, „das Nest ist noch nicht leer.“

„Ihr wißt wohl, Kameraden,“ begann jetzt der Fourier im Tone eines Biedermannes. „Ihr wißt wohl, daß uns die größte Schonung anempfohlen ist.“

„Gewiß, Alter, gewiß!“ erwiederte eine Art von Tambour-Major, der einen mächtigen Dreimaster auf dem Kopfe trug und listig mit den Augen blinzelte. „Seid ganz ruhig — wir werden das Huhn rupfen, wie es in der Ordnung ist. Versteht sich, daß man Rücksichten nimmt, alle möglichen Rücksichten!“

Der Fourier schien sich vor mir zu schämen.

„Was willst Du, Kamerad?“ sagte er, indem er unsern schon vorangegangenen Gefährten mit großen Schritten nacheilte. „Was willst Du? Krieg ist Krieg und man kann eben nicht verhungern und verdursten.“

Ich glaube, daß er gern bei den Marodeurs geblieben wäre, wenn er nicht gefürchtet hätte, mit ihnen ertappt zu werden. Es ist eben das Schicksal der Trinker, daß sie wohl einer augenblicklichen guten Regung fähig, aber nicht im Stande sind, einem Krug Wein zu widerstehen.

Endlich gegen zehn Uhr Abends erblickten wir, rechts von Gauernitz, die ersten Wachtfeuer. In der Nähe befand sich ein altes Schloß, aus welchem

ebenfalls einige Lichter glänzten. Weiterhin auf der Ebene waren Feuer in großer Menge sichtbar.

Die Nacht war ziemlich klar; die Regenwolken hatten sich zertheilt. Als wir uns dem Bivouak näherten, rief man uns ein „Wer da?" entgegen.

„Frankreich!" antwortete der Fourier.

Mein Herz schlug heftig, als ich daran dachte, daß ich in den nächsten Momenten meine alten Kameraden wiedersehen sollte, wenn sie noch am Leben waren.

Die Wachtmannschaft kam uns bereits aus einer Art von Schuppen entgegen, um uns zu recognosciren. Der Commandant war ein alter weißhaariger Lieutenant, der einen Arm unter dem Mantel in der Schärpe trug. Er fragte von wo wir kämen, wohin wir gingen und ob wir unterwegs auf Kosaken gestoßen wären. Der Franzose beantwortete diese Fragen, dann theilte uns der Officier mit, daß die Division Souham die Umgegend von Gauernitz bereits am Morgen verlassen hätte, und befahl uns, ihm zu folgen, damit er unsre Papiere in Augenschein nehmen könnte.

Wir thaten stillschweigend nach seinem Befehl. An den Wachtfeuern, an welchen wir vorüberkamen, lagen Mannschaften, die mit Schmutz förmlich bedeckt waren. Nicht einer der Soldaten rührte sich bei unserer Annäherung.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Der Moniteur hat uns die Kunde mitgetheilt, daß sich unter anderen Freiheitskämpfern und verdächtigen Gestalten auf der Insel Kandia auch Garibaldianer sichtbar gemacht hätten. Wir glauben dem Moniteur diese Thatsache recht gern, zweifeln aber, ob er mit ihr irgend Jemandem bange machen wird. Der Garibaldismus hat seine Schrecken verloren. Man hat uns diesen Teufel so oft an die Wand gemalt, daß wir nachgerade vertraut mit ihm geworden sind. Auch ist der Garibaldismus auf dem Gebiete des Völkerrechtes courfähig geworden, es läßt sich mit ihm reden, und wer Geschicklichkeit besitzt, kann ihn verwenden. War doch der General Garibaldi im letzten Sommer beinahe ein deutscher Held geworden; in der That, die hartnäckige Eindringlichkeit, mit welcher er an die Pforten von Tyrol trommelte, trug dazu bei, um den Geist Oesterreichs zu verwirren und jenen wüsten böhmischen Schrecken zu erregen. Warum soll nun dem osmanischen Reiche — dem Urtypus des Ostreiches — nicht auch ein Tropfen Garibaldismus eingeflößt werden, zumal da hierbei nichts anderes geschieht, als daß er nach seiner Geburtsstätte, dem Orient, zurückkehrt?

Denn die Wiege des Garibaldismus liegt an der Tschernaja. Das italienische Einheits- und Freibeuterthum trat als berechtigter Weltbürger hervor, als die Truppen Victor Emanuels auf taurischem Boden gegen Rußland kämpften. Dort errang Italien das Recht, den bekannten Schmerzensschrei, den ersten Laut neugeborener Nationalitäten, auszustoßen. Dort ging das Gestirn des Garibaldismus auf, dort kamen die drei Fürsten der alten Welt, knieeten an seiner Wiege und brachten ihm Specereien dar. Der Schmerzensschrei ging auf dem Pariser Friedens-Congreß des Jahres 1856 nach allen Regeln der Kunst in Scene, der Garibaldismus wuchs heran, er feierte vor Gaeta seine Vollendung.

Daß er jetzt nach dem Osten zurückkehrt, daß er jetzt seine Stelle in der großen und wunderbaren Reihe von Kräften einnimmt, welche dazu bestimmt sind, das Testament Peters des Großen zu verwirklichen, daß er auf diese Weise der russischen Geburtsstätte seinen Dank abträgt, ist ein vollkommen natürlicher Hergang. Die russische Politik ist der große Ocean, in welchen sich die stillen und die brausenden Gewässer ergießen müssen, selbst wenn sie noch so weite Umwege machen. In den felsigen Klüften bei Sebastopol geboren, hat der Garibaldismus jetzt das Seinige dazu beige-

tragen, damit Europa endlich den Sinn des sebastopolischen Abenteuers erfahre.

Da dem so ist, da Rußland nur in selbstgewisser Ruhe, gleich dem Vater Okeanos zu warten braucht, bis „der Bruder die Brüder mitbringe", so stehen wir nicht an, die Behauptung, daß sich eine Action zwischen Rußland und Oesterreich vorbereite, für unglaubwürdig zu erklären.

Allerdings beschäftigen sich die Tagespolitiker angelegentlich mit der Spannung, die zwischen Oesterreich und Rußland bestehen solle. An dem Vorhandensein einer Feindseligkeit auf beiden Seiten wir nicht gezweifelt, man streitet nur darüber, wer den ersten Anlaß hierzu gegeben oder wer von beiden das größere Interesse dabei habe, einen Kampf mit dem anderen zu provociren. Oesterreich, sagt man, wolle sich an Rußland erholen, es verlange nach einem Feinde, gegen den es seinen vernichteten Kriegsruhm wieder herstellen könne. Aber das ist doch ein zu abstracter Wunsch, und es heißt einem Staate, der noch aus hundert Wunden blutet, viel zutrauen, wenn man meint, er werde leichtsinnig einen Conflict vom Zaune brechen, um seinen Truppen Gelegenheit zur Documentirung ihrer Tapferkeit zu verschaffen. Rußland, sagen Andere, fürchte die Agitationen, die Oesterreich inmitten der polnischen Nationalität begünstige, es werde daher den Plänen seines Gegners zuvorkommen; man wisse ja, daß die ultramontane Partei den Haß gegen Rußland schüre, seitdem das letztere seinen Ernst zeige, die katholische Kirche Polens den allgemeinen Zwecken des Czaarenreiches dienstbar zu machen, man wisse ferner, daß Oesterreich zum Werkzeuge der clericalen Absichten auserkoren sei, und so sei es denn nicht zu verwundern, wenn Rußland gegen eine Intrigue Vorkehrungen treffe, die um so gefährlicher werden könne, je vorsichtiger sie anfänglich im Verborgenen schleiche. Dies Raisonnement enthält manches Richtige, gleichwohl hat man es noch nicht erlebt, daß ein Staat aus bloßen Vermuthungen zu den Waffen gegriffen hätte. Ueberdies möge auch die Frage erlaubt sein, ob Rußland es für seinem Vortheil entsprechend erachten würde, daß das Gefüge der österreichischen Monarchie noch fernerhin erschüttert werde, und daß das Gewicht, welches Oesterreich im mittleren Europa ausübt, eine weitere Schwächung erleide.

Wir müssen gestehen, daß wir an einen Kampf Oesterreichs mit Rußland nicht glauben. Leugnen wollen wir nicht, daß einige Demonstrationen vorfallen können, die den Schein einer Reibung zwischen beiden Mächten erzeugen würden. Diese Dinge dürften jedoch einem feineren und spitzfindiger durchdachten Projecte dienen, als einem plumpen Kampfe zwischen Wien und Petersburg. Die Demonstrationen würden nur eine Art von Coulisse sein, während auf der Bühne selber ganz andere Soldaten als russische oder österreichische erscheinen würden.

Kein Politiker, welcher darauf Anspruch macht, dem Laufe der Ereignisse während der letzten beiden Jahrzehnte mit ruhigem Urtheil gefolgt zu sein, wird leugnen wollen, daß die Handlungen Oesterreichs in dieser Zeit eine Reihenfolge von Versündigungen gegen Rußland gewesen sind. Wo sich eine Coalition bildete, deren Zweck die Begrenzung russischer Macht war,

dahin schien Oesterreich durch einen verhängnißvollen Zug, welchem es zwei Provinzen und den Zauber seines Ansehens opferte, getrieben zu werden. England täuschte sich eben so sehr über die Gewaltmittel Rußlands, denen es keine Nachhaltigkeit zuzutrauen schien, wie es sich über die Aufrichtigkeit derjenigen Civilisationsmächte, mit denen es Einverständnisse anknüpfte, Illusionen gemacht hat. Trotz der Verbindlichkeiten, die Oesterreich in Folge der Unterdrückung der ungarischen Insurrection dem russischen Kaiser schuldete, neigte es sich während der diplomatischen Verhandlungen, die dem Ausbruch des Krimmkrieges vorangingen, mehr und mehr auf die Seite der Westmächte. Der Himmel weiß, was der Wiener Hof sich über die politischen Fähigkeiten der Regierungen von Frankreich und England einbildete. Man mußte damals doch in Wien glauben, daß London und Paris im Stande seien, eine für den Orient heilsame und für Europa beruhigende Politik zu befolgen, man mußte vergessen haben, daß in England nicht lange vorher der Agitator und Phrasenheld Kossuth von allen Seiten gefeiert worden war, und daß in Frankreich das bewaffnete allgemeine Stimmrecht herrschte. Dies ist ein Beweis, daß schon damals das Urtheil Oesterreichs umdunkelt war. Der Kaiserstaat unterstützte die Maßregeln der Westmächte, er trug durch die Besetzung der Donaufürstenthümer dazu bei, daß Frankreich, England und der Sultan ihre disponibeln Truppen nach der Krimm werfen konnten. Er arbeitete mit an den Friedensbedingungen, durch welche man die bestimmende Kraft Rußlands im Orient zurückzuwerfen hoffte. Nicht einmal der Umstand, daß schon auf den Pariser Friedensconferenzen im Jahre 1856 der italienische Schmerzensschrei ein williges Gehör bei Frankreich und England fand, vermochte es, die Auffassung Oesterreichs zu corrigiren; ja selbst durch den Krieg des Jahres 1859 und durch den Jubel, der unter Anleitung der Lords Palmerston und Russell über die nationale Bewegung Italiens angestimmt wurde, konnte Oesterreich nicht ernüchtert werden. Seine Spannung gegen Rußland blieb dieselbe; im Jahre 1863, als Rußland wider den wildesten, gewissenlosesten, regellosesten Aufruhr in Polen kämpfte, machte Oesterreich mit demselben England, das dem Garibaldismus huldigte, und mit demselben Frankreich, welches für Nizza und Savoyen den Großherzog von Toscana und den König von Neapel preisgegeben hatte, gemeinsame Sache, um der russischen Regierung durch eine Intervention zuzusetzen, deren Gefährlichkeit nur in der Ausdauer Rußlands ein Gegenmittel fand. Auch die Manier, in welcher Oesterreich die schleswig-holsteinische Sache behandelte, war den Rechtsüberlieferungen der russischen Herrscherfamilie feindlich, da Oesterreich das augustenburgische Scheinrecht dem ächten gottorpischen Rechte vorzog.

Allerdings, wenn man dies Register der Acte Oesterreichs übersieht, möchte man denken, daß dieselben eine eingewurzelte Gegnerschaft zwischen Wien und Petersburg hinterlassen haben möchten. Trotzdem sind wir der Ansicht, daß Oesterreich jetzt endlich seine Fehler gebüßt hat, daß ihm ein Licht aufgegangen ist, und daß die Demonstrationen, die es jetzt vielleicht vornimmt, höchstens den Zweck haben, seine Bekehrung zu maskiren.

21*

Was die Stellung Oesterreichs zu Preußen betrifft, so müssen wir auch hier der Skepsis Raum geben, nämlich dem Zweifel, daß die Bildung des deutschen Südbundes und die sich hierbei dem österreichischen Einfluß eröffnende deutsche Thür zugleich einem rasch eintretenden neuen Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen den Zugang gewähren würde.

Man darf immerhin dem Süddeutschen Bunde eine glückliche Geburt wünschen, gleichwohl wird von diesem Wunsche bis zu seiner Erfüllung eine weite Entfernung bleiben. Alle diejenigen Stiftungselemente, die für den norddeutschen Bund vorhanden sind, fehlen dem süddeutschen. Der norddeutsche Bund besitzt die preußische Vormacht, welche im Stande ist, ihn zu leiten, nach außen hin zu vertreten, zu schützen und zum Siege zu führen. Der süddeutsche Bund hat in seiner Mitte keinen einzigen Staat, der im Stande wäre, durch ein starkes Gewicht ihn zusammenzuhalten, durch ansehnliche Mittel ihm Respect zu verschaffen, durch staatsmännische Erfahrung ihn zu constituiren und vor den Klippen der Constitutionsdoctrinen zu bewahren. Der norddeutsche Bund tritt aus einer Epoche des Sieges in die Periode praktischer Arbeiten ein. Die Staaten des süddeutschen Bundes müßten sich erst von dem Gefühle der Niederlage und der Verdrossenheit erholen, sie müßten die Demüthigung loswerden, welche ein so böses Hinderniß positiver Leistungen ist. Der norddeutsche Bund ist mit allen denjenigen Eigenschaften ausgestattet, die es ihm möglich machen, unabhängig von jedem anderen Nationalkörper zu existiren, zu arbeiten, zu produciren und auf dem Weltmarkte eine Rolle zu spielen. Er besitzt Küsten und Häfen, er besitzt eine großartige Handelsmarine und eine tüchtige Kriegsflotte, die sich von Jahr zu Jahr mehren wird; er hat Handelsstädte, deren Flaggen auf allen Oceanen wehen; er hat eine industrielle Bevölkerung; fleißige Hände, anschlägige Köpfe, gute Eisen- und Kohlengruben, famose Fabriken. Er kann, wenn's Noth thäte, den Süden entbehren und die Stellung, die er auf dem Weltmarkte einnimmt, würde nichts darunter leiden, wenn auch die Industrie Baiern's oder Württembergs oder Darmstadts sich von ihm lossagte. Für die gemeinsame legislatorische Thätigkeit des Nordens ist also eine reale Grundlage vorhanden. Wo aber sind die Küsten und Häfen des Südbundes, wo sind die Bahnen, die ihn mit dem Welthandel verbinden könnten, wo ist die Möglichkeit für ihn, selbstständig sich zu etabliren, wenn der Zollverein zerrissen würde? Und wo ist daher die materielle Unterlage für seine Gesetzgebung, da er in den Vorbedingungen seines industriellen und commerziellen Lebens nicht unabhängig ist?

Ebenso wenig ist aber für die etwaigen Sympathieen, die das Herz des Südens nach Oesterreich lenken, eine materielle Grundlage vorhanden. Der Süden stand während des Krieges auf der Seite Oesterreichs, weil er im letzteren den Verfechter eines gefährdeten Rechtes suchte. Jetzt, wo die Entscheidung gefallen ist, wird er das neue Recht aus dem Norden holen.

Die Mystiker.

6.

In einer schöngebauten, großen Handelsstadt Norddeutschlands bewohnte der reichste angesehenste Buchhändler des Orts ein palastartiges Gebäude. Die glänzend eingerichteten Räume waren heute festlich geschmückt und in ihrem vollen Zusammenhange eröffnet. Eine große Gesellschaft war geladen, nicht nur die literarisch und künstlerisch Ausgezeichneten, auch die Personen von Stande und Reichthum. Der Kaufherr, der seine Frau früh durch den Tod verloren, hatte auf sein einziges Kind, auf seine hochgeliebte Tochter Hedwig deren Obliegenheiten übertragen, und Hedwig erschien als die Wirthin des reichen Hauses.

Noch verweilte sie in ihren Gemächern, doch für den Empfang von Gästen in einfacher, aber kostbarer Salontoilette. Den feinen, festen Wuchs umgab ein Gewand von schwerem Atlas, ein Perlengeschmeide zierte den schlanken, leichtgeschwingten Hals, und in den blonden, weichen Locken des fast schwebend leichten Hauptes glänzte ein Solitär großen Werths. Ein Frauenbild von feinster, geistiger Schönheit, in Haltung, Geberde und Bewegung unvergleichlich anmuthsvoll, ein Lächeln an Cythere erinnernd, doch Athenen gleich in den traumschönen, nachsinnenden Augen, deren Ausdruck mehr ein Denken kund gab und Empfinden als ein sinnliches Schauen. Hedwig zeichnete ein vornehmes Colorit aus, klaren Teints erschien sie blaß, doch mild glänzte ihr Blick und auf den Lippen war das Incarnat der Rose. — Um ihrer Entschiedenheit willen einfach von Sinn und Charakter, hatte sie sich früh in dem Bleibenden, in dem Ewig Einen gefunden. Durch dies ihr Selbstgefühl, ihr Selbstbewußtsein hochgestellt erschien sie als geistig ebenbürtige Gefährtin von Denkern und Dichtern. Doch bei so erhabener, geistiger Befähigung war Hedwig in ihrem eigensten Wesen ganz Weib und Kind. Trotz eminenter, durchdringender Einsicht in Literatur, Kunst und Leben erschien sie so unwillkührlich angeartet der geistigen Ordnung und herkömmlichen Sitte, daß sie allgemein eben auch als ein feines weibliches Wesen galt, deren die gute Gesellschaft fast in Allen zählt. Die Ursprünglichkeit, Eigenheit und Frische ihres Herzens, die Fähigkeit ihres Geistes war in allem Umfange nur den Manne ihrer Wahl und Liebe bekannt. Hedwig konnte nur in der Liebe sich voll äußern, weil ihre Wissenschaft die des Herzens war.

Mit einem Zuge angsthafter Frage um diesen feinen, reizvollen Mund blickte sie mit ihren hellen, offnen Kinderaugen zu dem Geliebten herum, der in dem Zimmer auf und abging.

Conrad Reinhard, ein Dichter, nicht mehr jung, gebleichten Hauptes, in Gang, Haltung und Bezeigen frei, kraftvoll animirt, machte den Eindruck nicht von Leuten seiner Jahre, ob er auch ernst erschien, oft bis zum Feierlichen. Seine aufgerichtete hohe Gestalt, das geistige Feuer seines Blicks, die Elasti-

cität seiner Bewegungen erinnerte nicht an das Alter. Nur ein forschendes Auge mochte in Mienen und Gesten des ungemeinen Mannes den Dichter sehen; sein geistreiches, großes, ausdrucksvolles Antlitz hatte vorherrschend ein intelligentes Gepräge. Gegenüber der lichtgeschmückten Hedwig war er in schlichtem, fast unscheinbaren Kleide, nicht angethan für eine Gesellschaft, vielmehr für eine Reise geschickt.

Hedwig, wie sie forschend zu ihm aufblickte, saß am Fenster. Wie es in Gemüthsbewegung ihre Weise war, preßte sie die auf dem Kinn flach aufruhende linke Hand mit der rechten und sprach mit zitternder Lippe, doch gefaßt: So willst du fort, heute schon — bleibe noch.

Es geht nicht an, versetzte er fest mit unterdrückter Bewegung. Ich wäre schon und ohne ein ausdrückliches Abe von dir in die weite Welt fortgereis't, doch will ich zuvor den wie du weißt mir innig befreundeten Graf von Eichen sprechen, der heut' am Orte eingetroffen.

Hedwig, immer und auch jetzt in Gespräch und Umgang nur seinen Fragen und Interessen folgend, fragte: Graf Eichen?

Derselbe, dessen kräftige Trauerspiele du gelesen, erwidert' er.

Nachdenklich sprach sie: Ein tragischer Character!

Du sagst alles mit dem Wort, versetzt' er. Leo gleicht mir wesentlich, mag auch wohl mich zum poetischen Vorbild genommen haben, doch er übereilt sein Geschick, und — ich habe Geduld erlernt.

Du erzähltest mir, entgegnete sie fragend, daß seine Verhältnisse hart sind und ungefüg — es kann einen bösen Conflict geben.

Ich fürcht's, sprach Conrad. Um seiner Lebensrichtung willen und bei der momentanen Erfolglosigkeit seines geistwürdigen und reifen Strebens zerfiel er mit seiner Familie wie mit der Welt. Doch eine jüngere Schwester blieb sein, sein geistiges Ebenbild — Leo ist glücklich genug, wenn er nur sein Glück erkennte.

Nun, Conrad — sagte sie bang, denn der Dichter, wohl durch den Moment der Trennung von der Geliebten zu weh gestimmt, schien in einer Erinnerung schmerzlich bewegt. Er sprach: Ich bin wie dieser Leo ein weltloser Mensch, ohne Zunft und Genossenschaft, nicht gekannt, ungeliebt, und mir starb meine Schwester, mein geistiges Ebenbild — ich verlor so viel — so viel — — Doch siehe, ich lebe, ich bin da — und strebe fort in dem Geiste, der die Verheißung hat, und den die Welt wahrhaftig nicht kennt. Graf Eichen ist glücklich genug.

Hedwig ward in sich erschüttert. Sie meinte, wie sie ihn in seiner stolzen Festigkeit wandeln sahe, ihn so allein hingehen zu sehen in der Menschenwüste, die nach ihm nicht aufblickte. Doch daß er im Gedächtnisse seiner Schwester ihrer vergaß, gab der Liebenden ein Weh. Conrad fühlte das, er warf das Haupt auf und saß im Augenblick neben ihr. Er faßte ihre Hände in Händen und sein guter Blick versank zusichernd in den ihren. Wieder stand er auf und wandelte auf und ab.

Wie war doch das, sprach er, was verflocht dich ursprünglich in mein unglückliches Geschick?

schiedenheit. Ich wollte wohl eher nicht geboren sein, als dich nicht gekannt haben.

Mit Gesellen meiner Art geht aber das Glück nicht, sprach er, das Glück, was alle Welt Glück nennt.

Aller Welt Glück ist auch wie alle Welt, sprach sie scherzend. Heute roth, morgen todt — was kümmert's uns! Und soll es denn nicht anders sein, unterscheiden die Theologen doch zwei Naturen. Ohnmächtig ist im Grunde diese gewaltige Welt, und alle ihre Handlungen sind Scheinhandlungen. Sie trennt uns — ja — wie Meere Völker trennen — und ihre Trennung verbindet inniger gar.

Nun, sagte er in innigem Wohlgefallen ernst lächelnd, so klug und weise warst du — will sagen, so frei und ätherisch gelaunt — schon als vierzehnjähriges Kind, da ich zum erstenmal dich gesehen. Erinnere dich — weißt du, o weißt du?! Du hattest so früh schon mich gelesen. Damals hielt dein Vater mich hoch, der vortreffliche Mann und doch der noch bessere Kaufherr: er schützte und vertrieb meine Schriften gut und versprach sich Wundererfolge. Auch ließ es sich an: man kaufte, las, es ward viel über mich geschrieben und geredet. Doch ich wußte, daß die Welt wie sie ist, sich dauernd nicht wiederfinden werde in Schriften, die bis zur Wirklichkeit fortgehend das Leben ehrlich an dem christlichen Maaße messen. Du aber zu meinem wundersamen Befremden hattest mit innerem Verständniß gelesen. Von deinem Anblick schon entzündet ward ich nun durch dein Wesen ganz eingenommen, und die hohe Liebe wurde zur Leidenschaft. Dein Vater widerstrebte dem Vereine nicht, nur deine große Jugend ward für eine Verzögerung des wirklichen Bundes vorgewandt. Aber kaum verging Jahr und Tag, so geschahe, was ich vorausgesehen. Zu schmähen, zu verwerfen war eben meine Schrift nicht, doch aber zu classificiren auch nicht, und so erschien es den Literaten am bequemsten, meiner nicht weiter zu gedenken in ihren Zeitungen; für die große Masse ist meine Muse ohnehin nicht — dein Vater sahe sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Unser Verein erschien demnach unangemessen, er durfte nicht zu Stande kommen; nur nach langen Zwischenräumen sahen wir Getrennte einander wie nun. Ich in meiner Einsamkeit schuf unausgesetzt an meinem Werk, du aber bliebst trotz aller Werbungen frei und du selbst. Die Jahre gingen hin — Zeit der Arbeit und Entbehrung, der Seligkeit und Kraft. Du hier mit aller Welt im Widerspruch bliebst treu, mir treu, meiner Muse treu. — Conrad stutzte in sich und fuhr mit einer Wendung selbstverwundert fort: Doch siehe, wie tief die Furcht geht, daß der Geist, den ich bekenne, irgend wahrhaft in der gegenwärtigen ganz naturalistischen Zeit ein Echo findet; die Frage schwebt mir auf den Lippen, warum spräche ich sie nicht aus: o vielmehr bestätige mir's wörtlich, daß du nicht doch dein geheimstes Herzensleben, dein Ahnen und Hoffen, dein Wünschen und Haben bei jenen Poeten wähnst dergestalt zu finden, die den Tag lieben dieser schön erscheinenden Welt, und von den Geheimnissen der Nacht und den Todes sich wegwenden.

Hedwig unterbrach ihn und sagte mit Aufrichtigkeit: Oft erscheint es so, doch ist's ein Schein. Sie Alle sind ja nicht, und die größesten am wenigsten, über die Poesie der Alten hinausgekommen: sie anbeten die Natur, das Leben, und handeln schön von irdischen Dingen: das Herz muß mit. Wer ist nicht befangen in dem Schein einer Wirklichkeit, die eigentlich gar keine ist — wir harren ja nur der Veränderung, hoffen und harren. Du aber giebst wohl denselben Inhalt wie Jene, doch bei deiner großen Geistes- und Menschenkenntniß in einem ganz anderen Lichte. Unwahr haben sie dich genannt und ich horchte sogar auf deren Stimme; doch ihr Vorwurf trifft sie, evangelisch tief gesehen sind sie unwahr, du aber bist wahr, weil du alles blos Natürliche und Menschliche, freilich peinigend, als das Nichtige schilderst und zu empfinden giebst; ist es doch das Zergehende und Nichtige. Herzensrausch, schöne Rührung, sogenannte große Gedanken, erhabene Anschauungen und Empfindungen, des Geistes wundersame Schwärmerei — Natur und Kunst, Geist, Geschichte, Leben, wie wir sie haben — es ist ja an und für sich nichts damit. Doch Alles ist dir verwerthet, alles gut gemacht durch die große That des lebendigen Gottes. In der überzeugenden Kraft des Ernstes, voll Geist und Glauben bekennst du eine neue Welt, die Welt der Freiheit und Liebe, die innerst schon in der jetzigen, hiesigen webt und wirkt und sie vollenden muß und wird zum Aufgehen in die Wahrheit und Fülle, wo das Wunder ganz Natur sein wird, der Wunsch erfüllt und Alles und in Allen Gott sein wird. Wer bekennte das nicht bei rechter, tiefer Besinnung und im wahren Verständniß der Natur.

Ja, wer bekennt es, Hedwig — sprach Conrad. Oft dünkt es mich unbegreiflich, daß inmitten einer Welt christlicher Sitte das Christenthum wesentlich so unbekannt ist. Hier ist das wirklich Wahre gegeben und sie nehmen es auch für einen Formalismus, wie sie Kunst, Wissenschaft, Politik, Humanität nach deren Art und Natur nehmen müssen. Was bleibt ihnen, als das nackte, empirische, undauernde Ich! Ungeheuer, in welchem Wahn von Besitz, in welcher eigentlichen Armseligkeit die Geschichte der Leute verläuft.

Nun, sie fassen es nicht, sagte Hedwig, sie begreifen sich nicht in ihrer Unseligkeit und Nichtigkeit. Der Lebens- oder der Ideenrausch ist zu groß. Die Menschen von heute haben wenig oder nichts gemeinsam mit Deinen Büchern, weil du nicht nur im Großen und Ganzen, also auch nur so im Idealen wie ihre Dichter und Weisen die wahre Kraft und Macht der Dinge darstellst, sondern allen Personen in Deinen Dramen das Große anmuthest, unter unsäglichen Opfern mit Verschmähung aller Freuden des Irrthums und der Trägheit dem Einessein zuzubringen, der Wahrheit der Heiligen, die doch nur Wesen ist und eigentliche Schönheit. O dein einsames Geschick ist wohl erklärt, und du hast doch so recht, so recht, und deine Schriften zählen zu den lebensvollsten und sind, daß ich es sage, mit deinem Herzblut geschrieben Und du sollst in dieser Verlassenheit und Abgeschiedenheit leben!

Was thut's im Grunde, sprach Conrad. Ein Einzelgeschick macht's nicht, Wahrheit muß Wahrheit bleiben.

soll weder der Welt, noch sich selbst schmeicheln — Gott will das ganze Herz. — Nach einer Stille fuhr sie mit einer Wendung fort: Sie haben auch eine andere Frage aufgebracht, sie tadeln die Form deiner Schriften, wie verhält es sich damit?

Nun, versetzte Conrad, für den Inhalt, den du treffend bezeichnet, kann der schöne Schein, wie die Aesthetik ihn fordert, nicht die rechte Form sein. Uns ist ja die Poesie nicht Illusion, sondern wirkliche Wahrheit, deren Form hienieden die geschichtliche Erscheinung, also die Unvollendung ist. Die Kunst ist kein Spiel. Die wahrhaft schöne Form kann nur erscheinen, wenn der Geist sich wieder erreicht hat, in der Vollendung der Dinge.

O, ich versteh es, rief Hedwig leicht bewegt, unbeschreiblich lächelnd. Wo der Glaube ein Anschaun geworden, dort nur webt die vollendet schöne Gestalt. Ueber die Thoren, die trägen Herzens auch das nicht begreifen. Aber sie tändeln wie mit dem Leben, auch mit der schönen Form und dünken sich wunderwas in der bloßen Phantastik.

In welchen Höhen du gehst! sprach er in wundernder Liebe — weißt du es auch, in welchen Höhen du gehst?

Ich weiß es gut, sagte sie leicht, frei, klar. Wenn man sich nur innerst recht versteht, so ist alles das Natur, was so entrückt erscheint.

Ja, sagt' er gerührt, in ihrem Anblick ganz Verehrung und Liebe.

Nur nicht so, sagte Hedwig, oder ich weine laut. — Gleich setzte sie hinzu: Mußt du denn gehen? Erwäg' es noch einmal.

Laß mich, versetzt' er und wandelte wieder auf und ab. Es war eine Thorheit, daß ich gemeint, hier am Ort persönlich einen besseren Vertrieb meiner Bücher herbeizuführen: erzwingen läßt sich im Reich des Geistes nichts, es will abgewartet sein; der Sieg der Wahrheit, wann auch, ist gewiß. Ueberall sollten Leute meiner Art sich mit dem Leben des Weiteren nicht einlassen, als eben durch Wort und Beispiel, anders werden wir das Ersprießliche nicht leisten, die Kluft, die uns von der Gegenwart in ihren Besonderheiten scheidet, ist zu groß. So muß ich außer dem Grafen Eichen zwei meiner Freunde, hochgestellte Jünglinge, tadeln in ihrem Drang und Streben, den Geist der Wahrheit unmittelbar und augenscheinlich in das Leben einzuführen. Sie werden, fürcht' ich, in ihren Plänen und Entwürfen scheitern, wie ich am Orte hier in meinen Buchvertriebssachen gescheitert.

Du nennst sie nicht, sprach Hedwig, du meinst die Grafen Culm und Eckardstein?

Von denen ich dir oft Bericht gethan, ergänz't er sie eben. Von der richtigen Ueberzeugung durchdrungen, daß das Evangelium aus der Ueberschwenglichkeit von Banden in Theologie und Kirche zu befreien sei, um besser, als es geschehen, in das wirkliche, geschichtliche Leben einzuwirken, sind sie doch im Begriff, gefährliche Bahnen zu wandeln, weil sie ihre Ueberzeugung in unmittelbar practischer Weise geltend machen wollen. Die Generation schwärmt in Literatur und Leben für das vage, immerdar gestaltlos bleibende Menschenthum, für jenen von Menschen wie sie sind unmöglich zu

practicirenden Humanismus, den die Alten auch schon kannten und darüber zu Grunde gingen. Nur im Wege der Freiheit kann das tiefinnere Christenthum je und je die pantheistisch widerstrebende Zeit regeneriren. Welche war die Weise des Erlösers selbst, der uns in Allem sollte ein Vorbild sein? Unbekümmert um die weiteren Einrichtungen der Gesellschaft gab er das Lebenswort, bezeugt durch Geist und Wandel, an die Leute dar: wer Ohren zu hören hatte mochte hören, er ging sorglos weiter und ließ das unwiderstehliche Wort wirken, daß es zu seiner Zeit Frucht schaffe. An unsere zerrbildlichen Institutionen von Kirche und Staat hat er am wenigsten gedacht. Frei von innen heraus war seine Wirkungsweise, das Christenthum ist vor Allem und in Allem ein Inneres, und so nur darf es sich die jeweilige Gestalt geben. Das sollten jene Freunde bedenken. Culm, Eichen, Eckardstein, die in genialer Ueberschätzung ihrer Zeit hoffen gegenwärtig den Geist prägnanter, wirklicher zu behaupten, als es die Umstände gestatten. Die Ungeduldigen, sie werden die Uebereilung büßen. Doch — Arzt, hilf dir selbst! Ich hätte wissen können, daß das Wort laufen muß, daß Bücher ihre Geschicke haben, daß meine Anwesenheit am Ort in dieser Hinsicht fruchtlos sei, und ich kam doch.

Gut, sagte Hedwig zustimmend und ganz in seinem Verständniß. Wieder aber setzte sie hinzu: Bleibe doch!

Daß ich Compromiß auf Compromiß erfahre? fragt' er. — Gesetzt, Hedwig, ich besuchte deines Vaters heutige Gesellschaft, welche Rolle spielte ich dort? Wer bin ich unter diesen von der Elite der besten Stände gefeierten Literaten und Künstlern, die eben mit jenen Laien im modischen Reflex, in gegenseitiger Begeisterung sich prächtig verstehen, halbunbewußt einander mit Lügenwaare füttern? Scheel angeblickt, absichtlich übersehen siehe in der Gesellschaft dort einen immerhin vornehmen, aufgerichtet scheu stolzen, verlassenen Menschen stehen, und ob sein Antlitz von einer reichen Seelen- und Geistesgeschichte erzählt, kann er den Unmuth doch nicht leugnen, so einsam gestellt zu sein. — Man räsonnirt, deräsonnirt, „nun erst dränge man zum ächten Realismus durch, Natur sei der Gott der Zeit und dulde keine Götter neben sich, des Predigers in der Wüste habe man genug, sich verträumen mög' er in seiner Abgeschiedenheit" — man wirft Blicke, wendet sich geringschätzig ab — Ho!

Conrad packte mit dem Ausruf seine Brust und schwieg.

Hedwig sagte mit absichtlicher Fassung: Meide die Gesellschaft, wohne allein und bleib'!

Geht auch nicht, versetzt' er. Ich habe nicht Geld genug hier am theuern Ort zu einer unabhängigen Subsistenz.

Ach Gott, auch das noch, sagte Hedwig.

Oder wolltest du, sprach er eigen scharf, den Solitär auf deinem Köpfchen verpfänden? Du gehörst mir bürgerlich nicht zu. Jedes wandle seinen Weg. Ich muß fort, laß mich zieh'n, ich will heim.

Heim? rief sie mit ausbrechenden Thränen und flog ihm an das Herz. Du bist ja nirgend heim.

Denn wenn ich irgendwo heim bin, so bin ich's hier; du bist mein Nächster, du.

Hedwig klagte: du willst zurückfliehen in die kleine Stadt, in dürftige Verhältnisse — ein Mensch wie du in niedrigen, kleinen Umständen.

Ich lebe dort im Anschluß an eine Verwandtenfamilie frei, unabhängig und nur meiner Muse, sagt' er und setzte nachdenklich hinzu: Zwar viele beamtete Männer in dem Orte, frühere Schul- und Universitätsgenossen, alle abgefallen von Jugend, Poesie und wahrer Religion möchten dort durch ihr Andringen das Leben mir verbittern. Ich will sie abschütteln, Hedwig — sprach er seltsam lächelnd — und ich werde ungehemmt meinen Lebensweg verfolgen.

Ach wer sorgt für dich, klagte Hedwig; du bist in dem kleinen Leben ein zerstreuter Gast, wer sorgt für dich.

Gleichviel, warf er leichthin. Allein ich weiß, mir wird nichts abgehen, die Meinigen sind mir ergeben.

Verwandtenfreundlichkeit, sprach Hedwig. Was kann die Liebe ersetzen! Getroffen stand Conrad ihr gegenüber. Er faßte ihre Hände, er küßte ihren Mund, ihren Hals, ihre Brust, er sank zu ihren Füßen hin und umschlang ihre Knie und küßte ihr Kleid. Nun sprang er auf. Er nahm Hut und Stock, er sprach: Die Trennung ist uns geschickt und will in Demuth genommen sein wie jede Unbegreiflichkeit. Du hörst von mir durch Brief und Manuscript, und nach der Zeit sehen wir uns wieder. Das Maaß von unserer Liebe ist nicht die Zeit. Was ist es Großes mit dem sinnlichen, greiflichen Haben — flammen um deshalb die Seelen besser in einander? O fürwahr, am innigsten hat man sich doch, wo man sich nicht hat. Dank der heiligen, liebenden Macht empfindest auch du so frei, groß und klar. Ich darf deiner in Ruhe gedenken. Hedwig, auf Wiedersehen!

Er wendete sich zu gehen, sie flog noch einmal an seine Brust, umschlang ihn fest, und in dem Schmerze des Entzückens sah sie ihm unbeschreiblich in die Augen, mit den Kindesblicken, in den Flammen des leidenschaftlich liebenden Weibes. Er ohne ein Wort riß sich von ihrem Anblick los, von den bebenden Lippen. Die Liebenden schieden.

Die Pariser Ausstellung und die Landwirthschaft.

In den Annales de l'Agriculture française hat die kaiserliche Commission zu Paris eine Mittheilung über die Maschinen- und Bodencultur-Ausstellung, die auf der Insel Billancourt ihren Platz finden soll, veröffentlicht. Der Artikel lautet:

Die allgemeine Ausstellung von 1867 ist in der Absicht organisirt worden, dem Publikum sowohl die Produkte der ländlichen Arbeit, als auch die Produktionsmethoden aus dem praktischen Leben heraus unter Umständen vorzuführen, welche der Wirklichkeit so nahe wie möglich kommen. Es können nun aber diese Verrichtungen von den Landbebauern in geeigneter Weise weder in dem Ausstellungspalaste noch auf dem Marsfelde gezeigt werden, und es hat deshalb die kaiserliche Commission in den allgemeinen Ausstellungsplan jetzt noch die Einrichtung eines Versuchsfeldes hineingezogen, welches dazu dienen soll, die auf dem Felde und dem Wirthschaftshofe gewöhnlich gebräuchlichen Geräthschaften in ihrer Verwendung zur Schau zu stellen und unter das Publikum nützliche Ideen in Bezug auf diese Praxis der ländlichen Arbeit zu verbreiten. Es ist deshalb unter den Plätzen in der Nachbarschaft von Paris die Insel Billancourt in nächster Entfernung vom Marsfelde dazu auserwählt worden, welche bei 66 Morgen Umfang einen Boden von durchschnittlicher Beschaffenheit darbietet, wie er gerade für die verschiedenen Cultivirungsversuche sich eignet. Um aber gleichzeitig auf diesem Versuchsfelde auch eine Ausstellung von den Maschinen und landwirthschaftlichen Processen in practischer Thätigkeit zu arrangiren, ist die Oberfläche der Insel in verschiedene Abtheilungen eingetheilt worden, wie solche den großen Unterabtheilungen der ländlichen Arbeit entsprechen.

Der erste Theil soll für die durch Maschinen in der Landwirthschaft ausgeführten Arbeiten bestimmt bleiben. Unter besonderem Schutzdach sollen die Dreschmaschinen, die Häcksel- und Rübenschneide-Maschinen und Siebe arbeiten. Mit diesen Beispielen der ländlichen Wirthschaftsarbeit sollen gleichzeitig die Schaustellungen von solchen Industrien verbunden werden, welche sich häufig mit ihnen vereinigt finden, als da sind: die Aufzucht der verschiedenen zur Mastung gehaltenen Geflügelarten, die Bereitung von Stärke, Alkohol, Butter und Käse, Wein, Oel und ebenso auch die Bienenhaltung und die Bereitung von Wachs und Honig. Gleichzeitig sollen dort unter den Augen des Publikums die Arbeiten der Schmiede und Holzschuhverfertigung, des Korbflechtens und des Drechselns ausgeführt und auch die Mühlen zur Herstellung von Holzkohlen zum Kochen (?) und die Drainröhren-Maschinen und andere ländliche Töpferarbeit aufgestellt werden. In dem Theile dieses Versuchsfeldes, der für die Wirthschaftsarbeiten bestimmt wird, sollen die für solche Experimente sich speciell interessirenden Landwirthe die Bereitung des Handelsdüngers, die Zerstückelung der Koprolithen, die Fabrikation der Superphosphate, die Desinficirung von animalischen Substanzen beobachten können, welche alle zur Vervollkommnung oder als Dungarten sich eignen.

Der zweite Theil dagegen soll für die Geräthe bei der ländlichen Arbeit, der Bewirthschaftung und Einerntung, sowohl durch Dampf oder von Thieren verrichtet, gewidmet werden. Da sollen besondere Versuche für die Verwendung von Pflügen und Mähemaschinen arrangirt werden, und periodische Säungen sollen die regelmäßigen Verrichtungen der Säemaschinen und Hacken vorführen. Es werden dabei alle Veranstaltungen getroffen, um Monat für

sprechend darzustellen.

In der dritten Abtheilung soll der Platz für die Muster von natürlichen oder künstlichen Wiesen, für Drainirungsarbeiten, Bewässerungen über und unter der Erde, mit flüssigem Dünger, verdünntem Weinessig oder mit reinem Wasser geboten werden. Die vergleichenden Arbeiten der Wasserhebemaschinen, Schleusen und anderer für die Benutzung des Wassers von landwirthschaftlichen Gesichtspunkten aus gebräuchlichen Anstalten werden hier zu interessanten Versuchen Veranlassung bieten. Auch die Grasmähe-, Heumache-, und Rechenmaschinen sollen in dieser dritten Abtheilung in ihren besonderen Verrichtungen gezeigt werden.

Der vierte Theil soll für die Zuckerrüben, die Kartoffeln und sonstigen Wurzelpflanzen den neuesten Methoden entsprechend und mit deren besten vervollkommneten Geräthschaften bestimmt bleiben.

Die fünfte Abtheilung dagegen dient für specielle Culturarten, für Küchengärten und Mistbeete, für Pilzculturen, Kressenfelder, Rosenpflanzungen Stachelbeeren, Erdbeersorten und andere Vegetabilien mit Früchten und Blüthen, deren Cultur gerade in der Umgebung von großen Städten so wichtig ist.

Man hat nun ferner die Eintheilung des Versuchsfeldes gerade aus der inneren Absicht gewählt, um zwei Serien von landwirthschaftlichen Experimenten zu organisiren, welche für die allgemeine Belehrung des Publikums und die specielle Kenntnißerwerbung Seitens der Landwirthe dienen sollen.

Die erste Serie ist für die täglichen Versuche bestimmt, welche das Publikum mit den vornehmlichsten Verrichtungen und den verschiedenen Phasen der Landwirthschaft je nach den Fruchtarten und Jahreszeiten bekannt machen soll. Es sollen jedoch in Betreff dieser Versuche noch mit den Ausstellern, welche die Mittel zu ihrer Ausführung zu stellen haben werden, und dem Dirigenten dieses Theils der Ausstellung vorherige Vereinbarung getroffen werden. Der Letztere soll dann täglich ein Programm vorbereiten, das immer vorher in Billancurt und auf dem Marsfelde öffentlich bekannt gemacht werden soll, und demnächst die Durchführung desselben überwachen und leiten.

Die zweite Serie von Versuchen hat den Zweck, den verhältnißmäßigen Werth von den einzelnen Wirthschaftsmethoden, Gerätbschaften und den neuen Maschinen zu veranschaulichen, deren Kenntniß für die Landwirthschaft von Interesse ist. Auch sollen Wettbewerbungen die practische Arbeit der verbesserten Geräthe darlegen, die auf eigens hierzu reservirten Plätzen und unter folgenden Bedingungen abgehalten werden sollen.

Die erste Wettarbeit soll das Abmähen von Gras und Luzerne durch Maschinen, das Heumachen und Rechen durch Maschinen und das Puppenstellen mittelst der Elevatoren umfassen. Durch Aussaat von Klee und häufige Bewässerung der Wettstätte würden diese Grasmäheversuche sich allwöchentlich wiederholen lassen.

Die zweite Wettschau soll für die Bodenbearbeitung durch Pflüge und andere Instrumente, die durch Dampfkraft betrieben werden, bestimmt bleiben,

und diese sollen durch die ganze Zeit der Ausstellung hindurch arbeiten. Die bedeutsamen Fragen, welche mit dieser Cultivirungsweise in Verbindung stehen, werden die Versuche bei dieser Preisbewerbung besonders interessant werden lassen.

Die dritte Wettbewerbung soll die Resultate zeigen, welche bei der Verwendung der Wirthschaftsthiere bisher erzielt worden sind, also die Bearbeitung des Bodens, alle Feldarbeit, das Eggen und Walzen.

Die vierte Preisbewerbung wird den Säemaschinen gewidmet, die auf einer besonderen Fläche arbeiten, welche alle 14 Tage regelrecht bearbeitet, geeggt und fertig präparirt werden soll. So wird es dadurch zum ersten Male möglich werden, den Nutzen und den Grad der Vervollkommnung von diesen Maschinen neben einander zu beurtheilen, indem man an den ausgesäeten Pflanzen die guten Wirkungen von ihrer Anwendung zu beobachten vermag. Auch sollen auf die Anwendung der Säemaschinen Studien in Betreff der Pferdehacke und aller sonstigen Geräthschaften folgen, welche für die Cultivirung der jungen Pflanzen bestimmt sind.

Die Einerntung der Cerealien soll den Gegenstand der fünften Wettschau bilden, und gewiß werden alle Landwirthe die hohe Bedeutung von ihr zu schätzen wissen, und Jedermann wird hier sich selbst von den Vorzügen Ueberzeugung aus eigener Anschauung verschaffen können, welche aus den Mähemaschinen an die Stelle der menschlichen Arbeit resultiren.

Im Uebrigen wird es aber sodann den Ausstellern gestattet werden, Gebäude zum Schutz gegen die Witterung selbst dort aufzuführen, nur daß sie sich den von der kaiserlichen Commission gemachten Anlageplänen zu conformiren haben. Auch sind die nöthigen Gespanne und anderen geeigneten Erfordernisse zu halten erlaubt. Aussteller ferner, welche nicht Maschinen in zwei Exemplaren besitzen, dürfen zu vorher bestimmten Zeiten ihre im Marsfelde aufgestellten Maschinen auf das Versuchsfeld innerhalb des Ausstellungsraumes bringen. Um hierbei indessen den Ausstellern ernstliche Verlegenheiten zu ersparen, hat die kaiserliche Commission den Oberdirigenten der landwirthschaftlichen Versuche angewiesen, nicht nur Rohmaterialien aller Art den Ausstellern zum Kostenpreise zur Verfügung zu stellen, sondern gleicherweise auch Pferde- und Ochsengespanne und transportable Dampfmaschinen für sie bereit zu halten. Auch sind Speculanten zugelassen worden, welche für die Aussteller die Ausführung der Schutzbedachungen übernehmen.

Außerdem dürfen die Aussteller aber auch auf der Insel Billancourt Depots errichten, worin sie Apparate und Geräthschaften zum Verkauf ausstellen können, welche, in Gegenwart des Publikums arbeitend, vorgeführt werden. Und überdies sollen dann auch noch Verkäufe von Zuchthieren und sonst periodisch auf der Insel Billancourt in Gegenwart aller der zahlreichen Landwirthe abgehalten werden, welche durch die Bedeutung der Weltausstellung herbeigelockt wurden. Gerade in Bezug hierauf ist die kaiserliche Commission bemüht, allen Wünschen entgegenzukommen, welche ihr durch französische oder ausländische Landwirthe zugehen würden.

nahe bei Paris einen großen Andrang von Besuchern aus allen Klassen der Gesellschaft herbeiziehen wird. Schon jetzt hat dieser Plan der kaiserlichen Commission, welche amtlich verschiedenen Persönlichkeiten mitgetheilt worden ist, den Unternehmungsgeist geweckt und verschiedene Projecte hervorgerufen, um den zahlreichen Besuchern der Insel ein comfortables Unterkommen und Erfrischungen im Bereiche aller Consumenten zu sichern.

Andere Projecte beziehen sich im Speciellen auf die Organisation von verschiedenen nautischen Versuchen auf der Insel Billancourt, Experimente mit Präservirung von Waaren 2c. vom Meere, die so angelegt werden sollen, daß sie gleichzeitig von mehreren tausend Zuschauern beobachtet werden können.

Die kaiserliche Commission beginnt von jetzt an den von den Ausstellern gewünschten Raum zu vertheilen. Es ist deshalb unerläßlich, daß die Landwirthe, welche auf der Insel Billancourt ausstellen wollen, in möglichst kurzer Zeit folgende Einzelheiten einreichen:

1) Die Position, welche das einzelne Cultivirungsgeräth einnimmt, die Anzahl der zu seiner Fortbewegung nöthigen Thiere oder den Betrag der hierzu erforderlichen Dampfkraft.

2) Den Raum, den jede unter Bedachung aufzustellende Maschine beansprucht, die Arbeit, die sie auf die Stunde verrichtet und die dazu erforderliche bewegende Kraft. — Der Aussteller hat hierbei auch noch speciell zu bemerken, ob er selbst für die Bedachung sorgen will, und wenn dies der Fall, einen Plan davon einzusenden.

3) Die Raumfläche, welche für jede specielle Cultivirungsart erfordert wird, die Beschreibung und den Plan von diesen Cultivirungen, die Zeit der Bodenzubereitung, des Pflanzens, Schneidens, Erntens u. s. w. Aussteller von Gebäuden, die zu mit der Landwirthschaft verbundenen Industriezweigen bestimmt sind, müssen sich selbst die Rohmaterialien dazu beschaffen.

Alle Anschreiben sind zu richten: „A Monsieur le Couseiller d'état, Commissaire général à Paris, Palais de l'Industrie, Porte N. IV." und zwar unfrankirt.

Aus der Schlacht in die Schlacht.

(Schluß.)

Wir erreichten den Schuppen. Es war eine alte Ziegelscheune mit breitem Dache, das auf hölzernen Säulen ruhte. Im Hintergrunde lagen große Holzvorräthe. Der Aufenthalt war hier im Vergleich zu draußen gar nicht übel. Man hatte Feuer angezündet und der ganze Raum war mit dem Geruche des gebrannten Lehmes erfüllt. Rings um den Brennofen lagen Sol-

balken mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und schliefen den Schlaf der Gerechten. In der Nähe der Balken, die das Dach trugen, standen Gewehrpyramiden. Unsere Kleider fingen in der Wärme an zu dampfen, während der Officier beim rothen Schein des Feuers unsre Papiere durchsah. Ein einziger alter Soldat wachte. Er saß auf der Erde und hielt zwischen seinen Knien einen Schuh, den er mit Pechdraht und Ahle ausbesserte.

Der Lieutenant gab mir zuerst meine Marschroute wieder, indem er sagte: „Sie werden morgen bei Torgau zu Ihrem Bataillon stoßen."

Der alte Soldat zeigte mit der Hand auf den Erdboden neben sich um mir anzudeuten, daß da noch Platz wäre, und ich setzte mich zu ihm. Dann öffnete ich meinen Tornister um trockne Strümpfe und ein Paar neue Schuhe, die man mir in Leipzig gegeben hatte, herauszunehmen. Die trockene Fußbekleidung war mir eine große Wohlthat.

„Wohin gehst Du?" fragte der alte Soldat.

„Zum 6. Regiment nach Torgau."

„Und wo kommst Du her?"

„Aus dem Lazareth in Leipzig."

„Das sieht man Dir an," sagte er. „Du bist fett wie ein Pfaffe. Man hat Dich dort wohl mit Hühnerflügeln gefüttert, während wir hier am Hungertuche saugen."

Ich sah meine schlafenden Nachbarn an. Er hatte Recht — die armen jungen Soldaten bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Sie sahen mit ihren gelben, faltigen Gesichtern aus, wie alte Veteranen. Man hätte glauben sollen, daß sie sich nicht aufrecht halten könnten.

„Du warst verwundet?" fragte der Alte nach einer Weile wieder.

„Ja, ich bekam bei Lützen einen Schuß."

„Vier Monate im Hospital!" sagte er indem er lüstern den Mund spitzte. „Du hast Glück, junger Mensch. Ich komme aus Spanien und glaubte hier die Kaiserlichen von 1807 wieder zu finden . . damals Lämmer — wahre Lämmer! Jetzt sind sie schlimmer als die Guerillas. Es verschlechtert sich eben Alles."

Er sprach leise vor sich hin, ohne besonders auf mich zu achten, und fuhr fort, seinen Schuh zu flicken. Von Zeit zu Zeit probirte er ihn an, um zu sehen, ob die Naht ihn nicht drückte. Endlich packte er die Ahle in den Tornister, zog den Schuh an den Fuß und legte den Kopf auf ein Bündel Stroh.

Ich war so müde, daß ich kaum einzuschlafen vermochte — erst nach Verlauf einer Stunde sank ich in Schlummer.

Am andern Morgen machte ich mich mit dem Fourier Poitevin und drei andern Soldaten der Division Souham wieder auf den Weg. Wir marschirten zunächst auf der Straße, die längs der Elbe hinführt. Das Wetter war feucht und der Wind peitschte den Fluß, daß der Schaum bis auf die Straße herauf spritzte.

Ungefähr eine Stunde mochten wir gegangen sein, als der Fourier plötzlich stehen blieb.

„Achtung!" kommandirte er.

Er hielt die Nase in die Luft wie ein Jagdhund, der eine Witterung hat. Auch wir Andern horchten, vermochten aber nichts zu hören vor dem Brausen des Wassers und dem Rauschen der Bäume, Poitevins Gehör war geübter als das unsrige.

„Da unten findet ein Tirailleurgefecht statt," sagte er, indem er nach rechts auf ein Gehölz zeigte. „Der Feind befindet sich vielleicht auf unsrer Seite und wir müssen uns in Acht nehmen, damit wir ihm nicht in die Hände fallen. Alles was wir thun können ist, daß wir versuchen, den Saum des Holzes zu erreichen und darin vorsichtig unsern Weg fortsetzen. Wir werden dann vielleicht sehen können, was an der andern Seite vorgeht. Sind Preußen und Russen in dem Wäldchen, so ziehen wir uns zurück, ehe sie uns bemerken, sind es Franzosen, so gehen wir vorwärts."

Jeder fand, daß der Fourier Recht hatte, und innerlich bewunderte ich die Umsicht des Trunkenboldes.

Wir verließen also die Straße und warfen uns in das Holz. Poitevin ging voran — wir folgten ihm, das geladene Gewehr im Arm. Langsam drangen wir vorwärts und blieben von hundert zu hundert Schritt stehen, um zu horchen. Die Flintenschüsse näherten sich, aber sie fielen in so langen Intervallen, daß man im Walde den Wiederhall jedes einzelnen vernahm.

„Es sind Tirailleurs, die eine Partie Cavallerie beobachten, denn die Andern erwiedern das Feuern nicht," sagte Poitevin.

Es war wie er dachte. Zehn Minuten später erblickten wir ein Bataillon französischer Infanterie, das eben beschäftigt war, mitten im Haidekraut seine Suppe zu kochen. Weiterhin auf der grauen Ebene sahen wir lange Reihen Kosaken von einem Dorfe zum andern defiliren. Eine Tirailleurkette, die sich längs des Holzes hinzog, suchte mit ihren Kugeln die feindlichen Reiter zu beunruhigen, die sich indessen beinahe außer Schußweite befanden.

„Nun da bist Du ja an Ort und Stelle, junger Mensch," sagte Poitevin, indem er mir zulächelte.

Es gehörten gute Augen dazu, um aus solcher Entfernung die Regimentsnummer zu erkennen. Ich meinestheils, so genau ich auch hinsah, erblickte nur zerlumpte, abgerissene Menschen, die sämmtlich so mager und heruntergekommen waren, daß ihre Nasen groß und spitz erschienen und die Ohren unverhältnißmäßig vom Kopfe abstanden. Ihre Mäntel, die ihnen zu weit geworden, schlotterten in großen Falten um die abgemagerten Gestalten. Von dem Schmutz, der sie bedeckte, schweige ich — er war wirklich erschreckend.

Wir gingen auf zwei kleine Zelte zu, bei denen einige Pferde das magere Gras und Haidekraut abweideten. Ich fand dort den Obersten Lorain, der mit dem dritten Bataillon auf dem linken Elbufer stand. Er war ein großer, keineswegs sanftblickender Mann mit braunem Schnurrbart. Er runzelte die Stirn, als er uns kommen sah, und als ich ihm meine

Marschroute präsentirte, sprach er nur die Worte: „Schließen Sie sich Ihrer Compagnie an."

Ich entfernte mich, um dieser Weisung nachzukommen, aber wenn ich geglaubt hatte, einige bekannte Kameraden der vierten Compagnie wiederzufinden, so sah ich mich völlig getäuscht. Seit der Schlacht bei Lützen hatte man die verschiedenen Compagnien, die Regimenter und selbst die verschiedenen Divisionen so mit einander verschmolzen, daß ich am Fuße der Höhe, an welcher die Grenadiere campirten, nicht ein einziges bekanntes Gesicht erblickte. Die Männer, welche mich herankommen sahen, warfen mir Seitenblicke zu, als wollten sie sagen: „Da kommt wieder einer, der mit von der Suppe essen will. Nun wir wollen erst sehen, was er dazu mitbringt."

Ich schämte mich fast, nach dem Standorte meiner Compagnie zu fragen, wollte mich aber dennoch eben dazu entschließen, als ein Veteran mit stark vorstehenden Backenknochen und langer, krummer Nase, um dessen breite Schultern ein alter, abgenutzter Mantel schlotterte, den Kopf erhob, mich eine Weile betrachtete und dann mit ruhiger Stimme sagte:

„Da bist Du ja wieder, Joseph! Ich glaubte Dich seit vier Monaten begraben!"

Ich erkannte den armen Zebedäus, und mein Gesicht mochte wohl etwas wie Betrübniß ausgedrückt haben über den Zustand, in welchem ich ihn sah, denn er drückte mir die Hand, ohne jedoch aufzustehen.

„Klipfel!" rief er dann, „hier ist Joseph!"

Ein anderer Soldat, der bei einem benachbarten Kessel saß, wendete nachlässig den Kopf. Es war Klipfel.

„Du bist's, Joseph! Wir dachten, Du wärst bei Lützen gefallen!" sagte er ebenso gleichgültig wie Zebedäus.

Das war mein ganzer Empfang. Das Elend hatte die Menschen so egoistisch gemacht, daß sie an nichts mehr dachten, als an ihre eigene Haut. Dessen ungeachtet hatte sich Zebedäus noch einen guten Grund bewahrt. Er lud mich zum Niedersitzen bei seinem Kessel ein, warf den Andern einen Blick zu, der jeden Widerspruch von vornherein abschnitt, und bot mir selbst den Löffel an, den er in einem Knopfloche seines alten Mantels trug. Ich dankte ihm, denn ich hatte am vorigen Abende den glücklichen Gedanken gehabt, in Riesa bei einem Fleischer einzutreten und ein Dutzend kleiner Würste zu kaufen. Auch mit Brod hatte ich mich versehen und meine Feldflasche war mit vortrefflichem Branntwein gefüllt.

Ich öffnete also meinen Beutel, zog einen Rosenkranz von Knackwürsten hervor und gab zwei davon Zebedäus, dem bei diesem Anblick die Thränen in die Augen traten. Ich hatte die Absicht, auch den andern Kameraden von meinen Würsten zu geben, aber Zebedäus, der meine Absicht errieth, legte seine Hand mit einem ausdrucksvollen Blick auf meinen Arm.

„Was gut zu essen, ist auch gut zu behalten," sagte er. Dann zog er sich aus dem Kreise zurück und wir aßen in der Stille unsere Würste und tranken Schnaps dazu. Die Andern sagten nichts, aber sie sahen uns mit mißgünstigen Augen an.

Auch zu Klipfel schien der Geruch unserer Mahlzeit gedrungen, denn er wendete sich um und rief:

„Komm hierher, Joseph. Iß mit uns. Kameraden bleiben doch immer Kameraden!"

„'s ist gut, 's ist gut!" entgegnete Zebedäus; „für mich sind Knackwürste die besten Kameraden. Man kann sie bei jeder Gelegenheit brauchen."

Damit band er meinen Beutel zu.

„Behalte das Uebrige, Joseph," sagte er. „Ich habe seit einem Monate keine solche Mahlzeit gehalten — aber Du sollst dabei nicht zu Schaden kommen, Joseph, verlaß Dich darauf."

Eine halbe Stunde später schlug man Rappell. Die Tirailleurs zogen sich zurück und der Sergeant Pinto, welcher sich unter ihnen befand, erkannte mich sogleich.

„Du bist also glücklich davon gekommen?" rief er. „Nun das freut mich herzlich . . . Aber Du triffst in einem schlimmen Moment ein. Es ist ein miserabler Krieg — ganz miserabel!" fügte er achselzuckend hinzu.

Der Oberst und die übrigen berittenen Offiziere bestiegen jetzt ihre Pferde und nachdem die letzten Kosacken in der Entfernung verschwunden waren, setzten wir uns in Bewegung.

Zebedäus ging neben mir und erzählte, was seit der Schlacht bei Lützen passirt. Unsere Waffen hatten anfänglich bei Bautzen und Wurschen entschiedene Siege erfochten. Man hatte den sich zurückziehenden Feind in Eilmärschen zu ereichen gesucht und die Freude nach Berlin zu marschiren, war groß gewesen. Dann war der Waffenstillstand abgeschlossen worden. Während desselben hatte man in Flecken und kleinen Städten in Cantonnement gelegen und die spanischen Veteranen waren angekommen, jene verwilderten, an Raub und Plünderung gewöhnten Soldaten, welche die jüngeren Kameraden lehrten, wie man im Kriege auf Kosten der Bauern lebt.

Unglücklicherweise hatte sich während des Waffenstillstandes Alles gegen uns erklärt. Die Einwohner des Landes waren unsre Feinde geworden. Man brach die Brücken hinter uns ab, man verrieth jede unsrer Bewegungen und so oft wir in irgend eine Verlegenheit geriethen, zeigte sich die Bevölkerung, weit entfernt uns beizustehen, eifrig bemüht, uns noch tiefer ins Verderben zu bringen. Dazu kam das andauernde Regenwetter. Am Tage der Schlacht bei Dresden goß es in Strömen vom Himmel, so daß dem Kaiser die Ränder des Hutes bis auf die Schultern hingen. Indessen wenn man siegt, lacht man über das schlechte Wetter. Man wird warm trotz Alledem und findet immer Gelegenheit, die Kleider zu trocknen oder zu wechseln. Schlimm ist es aber, wenn man geschlagen wird, Husaren, Dragoner oder Kosaken auf den Fersen hat, in Regen und Schmutz weiter muß und, wenn man ein Licht in der Ferne erblickt, nicht einmal weiß, ob es gerathener ist, darauf zuzugehen oder auf den bodenlosen Wegen umzukommen.

Zebedäus erzählte mir alle diese Dinge im Detail. Er sagte mir, daß General Vandamme, welcher den Oesterreichern den Rückzug abschneiden sollte, bei Kulm geschlagen worden war. Die feindlichen Truppen, die Tags vorher

vor uns geflohen, hatten sich von allen Seiten aus den Bergen herab auf ihn gestürzt, hatten ihn nebst mehren Generälen gefangen genommen und sein Corps vernichtet. Zwei Tage vorher, am 26. August, war unsrer Division, sowie dem 5., 6. und 11. Armeecorps ein ähnliches Mißgeschick auf den Höhen von Löwenberg passirt. Sie sollten sich von diesen Höhen aus auf die Preußen stürzen, aber durch einen Fehler des Marschalls Macdonald hatte der Feind sie in einem Thalgrunde überrascht, wo die Kanonen im Schmutz steckten, die Cavallerie sich in der größten Unordnung befand und die Infanterie, deren Munition von dem strömenden Regen durchnäßt war, sich nur noch mit dem Bayonnet vertheidigen konnte. Das dritte Bataillon war von den Preußen bis in die angeschwollene Katzbach getrieben worden. Dort hatte Zebedäus von einem Grenadier zwei Schläge mit einem Flintenkolben auf die Stirn erhalten, während er mit den Fluthen kämpfend den verwundeten Capitain Arnould im Arme hielt. Die Strömung hatte Beide fortgerissen und sie würden, wie so viele der Kameraden, den Tod im Wasser gefunden haben, wenn es dem Kapitain nicht trotz der Finsterniß gelungen wäre, einen vom jenseitigen Ufer herabhängenden Baumzweig zu fassen. Zebedäus war, trotzdem ihm das Blut aus Nase und Ohren drang, in derselben Nacht noch bis Goldberg marschirt, das er halb todt vor Hunger und Erschöpfung erreichte. Hier hatte er einen Tischler gefunden, der Mitleid mit ihm gehabt und ihm ein Stück Brod, Zwiebeln und Wasser gab.

Am andern Tage war die ganze Division, gefolgt von den andern Corps, in einzelnen Trupps querfeldein marschirt, jeder auf seine eigene Faust und Gefahr ohne Ordre und ohne Anführer, denn die Generäle, Marschälle und die andern berittenen Offiziere hatten sich soweit wie möglich aus dem Staube gemacht, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen. Zebedäus versicherte mir, daß fünfzig Husaren hingereicht haben würden, diese Soldatenhaufen einen nach dem andern zu vernichten. Glücklicherweise war Blücher durch die angeschwollene Katzbach an der weitern Verfolgung verhindert worden und so war es den französischen Truppen gelungen, sich bei Wolda zu sammeln, wo die Tamboure der verschiedenen Corps, an den vier Ecken des Dorfes aufgestellt, den Marsch ihres Regiments schlugen. Durch dieses Mittel gelang es, die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen, denn jeder Soldat war natürlich seinem Tambour gefolgt.

Zum Glück hatten sich bei diesem Rückzuge in der Gegend von Bunzlau auch die höhern Offiziere wieder zu ihren Truppen gefunden. Sie waren erstaunt gewesen, daß sie überhaupt noch Soldaten zu führen vorfanden.

Das war es, was mir mein Kamerad zu erzählen hatte, und in der That, es klang trostlos genug, selbst ohne des Mißtrauens gegen unsre Alliirten zu gedenken, die sich von einem Moment zum andern in unsre erbittertsten Feinde verwandeln konnten. Er fügte ferner hinzu, daß auch die Marschälle Oudinot und Ney, der eine bei Großbeeren, der andere bei Dennewitz geschlagen worden wären. Die französische Armee befand sich überall auf dem Rückzuge. Die jungen Mannschaften starben massenhaft an Erschöpfung, Krankheiten und Elend aller Art und nur die alten Soldaten, welche die

frühern Feldzüge in Deutschland und den Krieg in Spanien mitgemacht und gegen Strapazen und schlechtes Wetter abgehärtet waren, widerstanden den Anstrengungen.

„Genug," schloß Zebedäus seinen traurigen Bericht, „wir haben Alles gegen uns: die Bevölkerung des Landes, in dem wir uns befinden, das Wetter und selbst unsre eignen Generäle, die der Sache müde sind.."

Ich sah aus diesen Bemerkungen meines alten Kameraden, daß die ärmsten und unglücklichsten Menschen nicht immer die dümmsten sind, und daß man durch Leid und Qual die Wahrheit erkennen lernt. Aber ich sagte nichts. Ich sandte nur die stumme Bitte zu Gott, mir Muth und Kraft zu geben, um das Elend ertragen zu können.

Wir befanden uns damals zwischen drei feindlichen Armeen, welche die Absicht hatten, sich zu vereinigen und uns mit einem Schlage zu erdrücken: der Nordarmee, welche von Bernadotte commandirt wurde, der schlesischen Armee, die unter Blüchers Befehl stand, und der böhmischen, welche Schwarzenberg führte. Die Bewegungen unserer Truppen waren unsicher und wechselnd. Bald schien es, als hätten wir die Absicht, über die Elbe zu gehen und die Preußen anzugreifen, bald gewann es den Anschein, als verfolgten wir den Plan, uns auf die Oestreicher zu werfen — aber wir täuschten mit diesen Schein-Manövers, die uns früher so oft gelungen waren, Niemand mehr. Unsre Gegner durchschauten uns und kamen wir ihnen näher, so wichen sie zurück, ohne ihre Vortheile aus der Hand zu geben. Der Kaiser, den sie allein zu fürchten schienen, konnte nicht zu gleicher Zeit in Böhmen und in Schlesien sein, und so rieben wir unsre Kräfte in nutzlosen Hin- und Hermärschen vollends auf.

Alles was wir wünschten, war, uns schlagen zu dürfen. Das ewige Marschiren, das Bivouakiren auf dem erweichten Boden, der Hunger — man hatte uns auf halbe Rationen gesetzt — und das Ungeziefer, das uns bedeckte, machte uns das Leben zur Last. Alles war uns recht, wenn nur dieser Zustand, den wir nicht mehr zu ertragen vermochten, ein Ende erreichte.

Ich selbst fand nach Verlauf einiger Tage unsre Existenz unerträglich. Meine Beine waren wie zerschlagen und ich kam zusehends von Fleisch und Kräften.

Jeden Abend mußten wir Schildwachen ausstellen, denn General Thielemann, der das Land gegen uns aufwiegelte, folgte uns, wie unser Schatten. Er begleitete uns von Dorf zu Dorf und beobachtete uns von jeder Höhe, auf jeder Straße, in jedem Thale, durch das wir marschirten. Seine Verbündeten waren alle diejenigen, welche uns übel wollten und deren Zahl wurde leider immer größer.

Um diese Zeit war es auch, daß die Bayern, die Badenser und die Württemberger sich von uns lossagten, so daß wir jetzt so ziemlich das gesammte Europa gegen uns hatten.

Endlich bemerkten wir zu unserm Trost, daß die Armee sich mehr und mehr wie zu einer Schlacht concentrirte. Statt, wie bisher, auf Kosaken

und Thielemann'sche Freischaaren, stießen wir jetzt, wenn wir uns einem Dorfe näherten, auf Husaren, Jäger und Dragoner der spanischen Armee, auf französische Artillerie und Pontoniere — aber der Regen fiel noch immer in Strömen und viele von uns, die nicht mehr im Stande waren, sich weiter zu schleppen, setzten sich am Fuße eines Baumes in den Schmutz und erwarteten in dumpfer Resignation ihr Schicksal.

Am 13. October passirten wir die Mulde und sahen die alte Garde, sowie das Corps La Tour Maubourg über die Brücke defiliren. Man sagte, daß auch der Kaiser bald eintreffen werde, aber wir marschirten, ohne dies zu erwarten, mit der Division Dombrowski und dem Souham'schen Corps weiter.

Als es einen Augenblick aufhörte zu regnen und ein Strahl der Herbstsonne durch die Wolken brach, sah ich die ganze Armee in Marschbewegung. Cavallerie und Infanterie rückte in der Richtung nach Leipzig vor. Auf der andern Seite der Mulde erblickten wir bereits die blitzenden Bayonette der Preußen. Die Russen und Oesterreicher, die sich wahrscheinlich in anderer Richtung näherten, bemerkten wir noch nicht.

Am 14. October wurde unser Bataillon beauftragt, die Umgegend der kleinen Stadt Aaken zu recognosciren. Der Feind war bereits im Besitz des Ortes und empfing uns mit Kanonenschüssen. Wir blieben die ganze Nacht draußen, ohne ein einziges Feuer anzünden zu können. Der Regen machte es unmöglich. Am andern Morgen suchten wir unsre Division in Eilmärschen wieder zu erreichen. Jeder von uns war, ich weiß nicht warum, der festen Ueberzeugung, daß uns eine Schlacht in den nächsten Tagen bevorstehe.

In der folgenden Nacht heiterte sich das Wetter etwas auf und Milliarden von Sternen glänzten am dunkeln Himmel. Wir marschirten noch immer vorwärts. Am Morgen des 16. October gegen 10 Uhr erreichten wir ein kleines Dorf, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinne. Wir machten hier Halt, um ein wenig auszuruhen, und vernahmen bald darauf ein starkes summendes Geräusch in der Luft. Der Oberst, welcher zu Pferde war, horchte aufmerksam.

„Die Schlacht hat begonnen!“ sagte der Sergeant Pinto.

Fast in demselben Moment erhob der Oberst seinen Degen und commandirte:

„Vorwärts!“

Wir fingen an zu laufen. Die Tornister, die Patrontaschen, die Flinten und der Schmutz flogen um uns herum, ohne daß wir darauf achteten. Eine halbe Stunde später bemerkten wir einige tausend Schritt von uns eine endlose Reihe von Pulverwagen, Kanonen, Infanterie und Cavallerie. Hinter uns, von Düben her, näherte sich eine andre Colonne, Alles in Galopp. Querfeldein über die Aecker kamen die Regimenter in vollem Laufen heran.

Vor uns wurden in der Entfernung die Thürme der Nicolaikirche und der Thomaskirche in Leipzig sichtbar, während sich rechts und links von der

vorschossen.

Als wir noch etwa eine Stunde von der Stadt entfernt waren, wurde das Donnern so stark, daß wir schreien mußten, um uns unserm Nebenmann verständlich zu machen. Viele von uns wurden bleich und sahen einander an, wie um zu sagen: „Ist das eine Schlacht!"

„Das wird toller als bei Eylau!" sagte Pinto.

Er sah dabei sehr ernsthaft aus. Ueberhaupt lachte Niemand. Im Galopp ging es noch immer weiter, während die Officiere ununterbrochen riefen:

„Vorwärts, vorwärts!"

Gegen 11 Uhr kamen wir in der Nähe des Schlachtfeldes an. Wir konnten deutlich wahrnehmen, daß die Thürme der Stadt mit Menschen besetzt waren, ebenso die alten Wälle, auf denen ich während meiner Reconvalescenz so oft spazieren gegangen war. Uns gegenüber in einer Entfernung von etwa 1200 bis 1500 Mètres waren zwei Regimenter rothe Lanciers aufgestellt und ein wenig weiter links auf den Wiesen längs der Parthe zwei oder drei Regimenter reitender Jäger. Weiterhin an einer kleinen Bodenerhebung standen mit dem Rücken nach der Sadt die Divisionen Ricard, Dombrowski u. s. w. Die Artillerie und der Train hielten sich bereit vorzugehen — und hinter Alledem auf der Spitze eines Hügels glänzten die Uniformen des Generalstabes.

Es war die von Marschall Ney commandirte Reservearmee, die wir vor uns sahen. Ihr linker Flügel berührte die Linie des General Marmont, der auf der Straße nach Halle postirt war, während der rechte Flügel sich der Hauptarmee anschloß, die der Kaiser selbst befehligte. Unsere Truppen umschlossen auf diese Weise Leipzig in einem Halbkreise, und die Feinde, welche von allen Seiten herandrängten, suchten sich die Hand zu geben, um einen noch größern Bogen um uns zu formiren und uns in der Stadt einzuschließen, wie in einer Mausefalle.

Wir kämpften und wurden geschlagen.

Robespierre.

Der Ursprung Robespierre's liegt ganz im Dunkeln. Vielleicht war er selbst nicht einmal genau davon unterrichtet, denn auch von ihm selbst hat man nie das Geringste erfahren können. Er schien vielmehr immer diesen Punkt zu vermeiden.

starb einige Jahre vor der Revolution, in einem eben nicht sehr hohen Alter. Leute, die sie von Person kannten, versicherten, daß sie von einer außerordentlichen Schönheit gewesen sei, und daß sie zu den beliebtesten Weibern ihrer Periode gehört habe. Ein Reisender, der im Jahre 1793 durch Arras kam, wo Robespierre's Mutter einen sehr großen Theil ihrer Jugend verlebt hat, hörte ein Paar Bürger an einem öffentlichen Orte sich von Robespierre, der damals der Herr der französischen Nation war, unterhalten. So gut es sich wollte thun lassen, verbarg er seine Neugier, mit welcher er auf die Erzählung lauschte. Sie ward aber nicht befriedigt; die beiden Bürger sprachen mehr von der Mutter, als von dem Sohne, und des Vaters ward gar nicht erwähnt. Endlich sagte der eine: „Wer hätte das in ihm gesucht, als er noch Waisenknabe hier war?" — „Warum nicht?" — fiel ihm der andere ein, — „wer weiß denn wer sein Vater ist? Der Bischof hat ihn nicht ohne Grund so lieb gehabt, und ihn nicht ohne Absicht zum Deputirten der constituirenden Versammlung ernannt, auch glaube ich, daß seine Mutter wohl wußte, wie schön sie war." — Der Reisende hoffte jetzt mehr zu erfahren, aber die Herren waren nun wieder auf die Mutter gekommen, und alles, was sie sagten, mochte für sie sehr interessant sein, Jenem selbst war es das nicht.

Wenn man also von dem Vater des Robespierre fast gar nichts weiß — Muthmaßungen abgerechnet, — so ist man doch nicht ganz so arm an Nachrichten von der Mutter. Es ist gewiß, daß sie eine Schwester des Damiens war, der im Jahre 1760 wegen eines Attentats gegen das Leben Ludwigs XV. als Königsmöder hingerichtet wurde. Robespierre ist vor der Hinrichtung geboren und mag um diese Zeit etwa acht bis zehn Jahre alt gewesen sein. Seine Mutter und ihr Bruder, die sich beide von dem König Ludwig sehr gekränkt, und in Rücksicht ihrer Güter sehr beeinträchtigt glaubten, hegten von jeher einen Haß gegen Ludwig XV. der bald in einen allgemeinen Haß gegen alle Herscher überging. —

Damiens war ein entschlossener, seinen Groll still für sich tragender Mensch, dem es aber, trotz des Gefühls der Mißhandlungen, die er erfahren zu haben glaubte, immer an dem Muthe fehlte, welcher allein den Entschluß zu einer kühnen That bewirkt. Seine Schwester, feuriger und aufbrausender als er, dabei reizbarer und leichter gekränkt, spornte ihn an, Gerechtigkeit zu suchen, wo sie nicht zu finden war, und wenn sie ihm nicht werden sollte, sie sich selbst zu verschaffen. Aber es fehlte ihm immer an der Entschlossenheit, die man haben muß, wenn man irgend etwas, bloß auf sich fußend und von allem übrigen Beistande entblößt, unternehmen soll. — Endlich ward Damiens, wie bekannt ist, die Maschine der französischen Parlaments-Faction die ihre alten richterlichen Privilegien gefährdet sah, und wenn man gleich nicht darthun kann, daß seine Schwester zum Dasein dieser Faction und z[illegible] der Zeitigung ihrer Pläne durch den geheimen Einfluß ihrer Schönheit etwas beitrug, so ist doch nicht zu zweifeln, daß sie es war, welche ihrer Familie und dem Bruder, der so lange schon einen Haß gegen den Thron im Herzen

trug, den Auftrag verschaffte, die Rache anderer mit der seinigen zu vollziehen.

Die Wahrheit der Nachricht, daß Robespierre ein Neffe Damiens' sei, ist nicht zu bezweifeln. Ich begreife nicht, wie man hier und da die Sache nur als Gerücht hat mittheilen können.

Wenn man nun aber bedenkt, in welcher Periode Robespierre lebte und wirkte, wenn man bedenkt, wie er selbst handelte, und erwägt, daß jede seiner Thaten ein unleugbares Dokument des unvertilgbarsten Hasses ist, so muß man es als einen Rest von Schaam betrachten, daß er selber es nie verlauten ließ, daß er der Neffe eines Königsmörders war.

Robespierre hatte den festesten Körper, eine unerschütterliche Gesundheit, die jedem Angriffe trotzte, und nur dann wankte, wenn seine Politik es befahl. Er war ein schöner Mann, ein Mann von ungemeinem Ehrgeiz. Auch Damiens gehörte zu den stärksten Menschen seiner Zeit, und die Anekdote ist bekannt, daß der Henker bei seiner Hinrichtung mit einem Beile die Lendenmuskeln zerhauen mußte, weil die Pferde, welche ihn viertheilen sollten, nicht im Stande waren, sie zu zerreißen. Als die Pferde sich sehr anstrengten, Damiens zu zerreißen, und von den Henkern sehr angetrieben wurden, rief eine Dame, die aus den benachbarten Fenstern mit unverwandten Augen zusah: ah! les pauvres chevaux!

Wie viel Damiens selbst auf Robespierre hielt, läßt sich daraus schließen, daß, als er verhaftet war, er Robespierres Mutter nach Paris kommen ließ, und ihr empfahl, den kleinen Robespierre mitzubringen. An der Hand seiner Mutter besuchte der Knabe den Oheim in seinem Kerker. Damiens war still, aber freundlicher als gewöhnlich, und lachte, als der Knabe scherzhaft mit seinen Ketten spielte, und sich über den Klang derselben freute. Er sprach manches mit seiner Schwester, die in Thränen zerfloß, aber kurz. Zuletzt bat er sie, den Kleinen auf den Greveplatz zu führen, um ihn hinrichten zu sehen. Die Mutter erschrak, aber sie mußte es ihm gleichwohl versprechen, weil er von dem Anblick des Neffen Erquickung im Todesschmerz sich versprach. Als sie von ihm schieden, umarmte Damiens den kleinen Robespierre, und lachte, da der Knabe sich darüber verwunderte, daß er nicht mitgehen wolle. Am folgenden Tage war er wirklich ein Zeuge der Hinrichtung und der Standhaftigkeit seines Oheims, dessen Augen ihn überall suchten. Als er sah, daß die Henker Damiens entkleideten, niederwarfen und an seine Glieder die Pferde spannten, hatte die Mutter Mühe, sein wildes Schreien zu besänftigen. Sie konnte ihn nur durch die Furcht vor der Wache, welche überall umherstand, zur Ruhe bringen.

Seine Erziehung erhielt Robespierre, als er bald darauf nach Arras zurückkam, in dem dortigen Waisenhause, in welches er auf den Befehl des Bischofs, der sich ganz besonders für ihn interessirte, aufgenommen ward, denn der Bischof war es, zu welchem seine Mutter, welche sich von aller Hülfe entblößt sah, zuerst ihre Zuflucht nahm.

Es ist nicht unwahr, daß die Handlungsweise und Gesinnungen des Knaben den künftigen Mann verrathen, und es kann daher dem Biographen

kleide und in seinen Spielen findet. Robespierre, der bis in sein 12tes Jahr in dem Waisenhause blieb, wurde aus demselben wegen seiner Opposition gegen einen der Lehrer ausgewiesen.

Robespierre kam nunmehr, in seinem zwölften Jahre in das Haus seiner Mutter, wo er zuerst den Mann kennen lernte, dessen Namen er trug. Dieser hieß Louis Robespierre, war mit der Mutter des jungen Maximilian verheirathet, ein ziemlich untersetzter, festgebauter Kerl, dessen Gefühl so schwielicht als seine Fäuste, der am Morgen das Haus verließ, um bei einem Grobschmidte in die Werkstatt zu gehen, und alle üble Laune seiner Ehehälfte gern ertrug, wenn sie ihm einen Schoppen Wein zur Entschädigung gab. Seine Frau duldete auch nicht, daß er sich einiges Recht über die Erziehung ihrer Kinder anmaßte. Diese hatte sie sich selbst vorbehalten; sie wollte ihre Kinder über den Stand des Vaters hinweggheben. Der angebliche Vater war auch ziemlich gleichgültig dagegen, nur zuweilen fiel er mit seiner Meinung zwischen ihren Eigensinn; und die Sentenzen seines derben und gesunden Menschenverstandes, die er gerade so ungeschlacht, wie seinen Hammer führte, sind vielleicht nicht ohne Einfluß auf die Bildung des Knaben gewesen. Die Mutter erreichte wenigstens ihre Absicht nicht, durch häufige Zurücksetzung des Vaters ihm das Zutrauen seines Sohnes zu entziehen; dieser schloß sich fest an ihn, und wenn der Vater ihm selten befahl, weil die Mutter es nicht zugab, so suchte der Sohn dagegen desto öfter seinen Rath. Selbst die Rusticität seines Aeußeren, welches gegen die Koketterie der Mutter sehr abstach, gefiel dem kleinen Maximilian, und er wußte, so sehr die Mutter ihn auch herausputzte, sich in seinem Aeußern doch bald seinem Vater ähnlich zu machen.

Der Spielraum seiner Thätigkeit waren jetzt die öffentlichen Plätze und Straßen, die Theilnehmer seiner Freuden die Altersgenossen aus dem Pöbel. Ob er sich gleich selten in ihre Raufereien einließ, und nie wegen seiner Stärke unter ihnen geachtet oder gefürchtet war: so hatte er doch auf eine andere Art sich einiges Ansehen unter ihnen zu verschaffen gewußt. Er galt nemlich für den besten Erfinder von dummen Streichen, und für den, der sie nachher am geschicktesten zu verfechten wußte, wenn er gleich der war, welcher unter allen am ersten und schnellsten lief. Dazu kam, daß er die Gesinnungen seiner Gesellschafter genau kannte, und sie zu Mitteln zu gebrauchen wußte, durch sie alles das durchzusetzen, wozu er Lust hatte. Da er von Natur einen Hang zu heimlichem Groll und zum Nachtragen hatte, da er noch immer die an ihm verübte Maßregelung auf dem Waisenhause nicht vergessen konnte: so gebrauchte er einst die Schaar dieser Sansculotten dazu, ihn an den Fenstern jenes frommen Instituts zu rächen, und diese Rache ward der Grund seiner Entfernung. Die Klage kam an den Bischof, und so väterliche Gesinnungen dieser auch gegen ihn hegen, so flehentlich auch die Mutter für ihn bitten mochte: so ward es doch beschlossen, ihn von Arras zu verbannen.

Robespierre mußte fort, seine Mutter trennte sich schwer von ihm.

Zwei Mönche eines Klosters waren seine Führer, und diese mußten ihn auf Befehl des Bischofs nach einem Orte bringen, den Robespierre selbst nicht kannte, den er aber für Amiens hält. Die Gesellschaft zweier Mönche, die ihm immer vorbeteten, oder von der strengen Zucht des Klosters, in welches sie ihn bringen sollten, etwas erzählten, machte ihn verstockt. Sie spielten die ganze Reise hindurch seine Wächter und ließen ihn nicht einen Moment aus den Augen. Robespierre sprach unterwegs mit ihnen sehr wenig, und beantwortete ihre Fragen sehr kurz. Auch im Kloster betrug er sich auf dieselbe Art, und ehe man es sich versah, war er verschwunden.

Als sein Vater eines Abends von der Schmiede nach Hause kehrte, lauerte ihm Robespierre auf, und ließ sich von ihm mit zu seiner Mutter nehmen, die im ersten Augenblicke sich so sehr vergaß, daß sie den Sohn entzückt umarmte. Sie war überhaupt mit der Entfernung desselben unzufrieden gewesen, und brachte es nun dahin, daß der Bischof ihn in ein Kloster vor Arras versetzte, in welchem er so lange bleiben sollte, bis er zu den Jesuiten in Cambray geschickt werden könnte.

Doch wurde er nicht zum geistlichen Stande bestimmt. Man war zunächst froh, daß man den Knaben in irgend eine Anstalt gebracht hatte, und, ohne seine Bestimmung näher zu bezeichnen, wünschte man nichts mehr, als daß er hier die Wildheit ablegen mögte, die er in den vorigen Jahren angenommen hatte, und daß sich irgend ein Mann fände, der ihm einigen Trieb für etwas Wissenswürdiges einzuflößen im Stande wäre. Dieser fand sich und Robespierre zeigte durch seine Folgsamkeit, daß er sein Glück zu schätzen wußte. — Die Benedictiner gehörten zu den gelehrten Mönchen, und es gab unter ihnen, vielleicht der Gelindigkeit ihrer Regel wegen, die gescheitesten und nützlichsten Leute. Von ihnen zeichnete sich der Bruder Hilarius vorzüglich aus. Er war schon betagt, nicht im Orden erzogen, sondern einer von denen, die in den Mauern der Klöster einen Zufluchtsort vor den Widerwärtigkeiten des Lebens suchten. Keiner im Kloster war der Vertraute seines Lebens; und wenn ich mich ein wenig auf Menschen verstehe, wenn es wahr ist, daß wir überall einen kleinen Eigennutz hegen, und nichts ohne alle Rücksicht auf uns thun können: so möchte ich wohl behaupten, daß seine Liebe zu Robespierre in dem Wunsche gegründet war, einen Vertrauten seines Lebens zu gewinnen. Robespierre ward und blieb es, so lange Hilarius lebte. Noch in Paris, als Robespierre das Schaffot mit immer neuen Opfern speiste, rechnete er eine Sammlung seiner Briefe zu seinen kostbarsten Schätzen und verwahrte die Geheimnisse seines Lebens wie ein Heiligthum. Er war der Einzige, der in Frankreich den wahren Namen jenes Mönches kannte, und hat von seinem Leben nie mehr entdeckt, als daß er einst an einem auswärtigen Hofe eine der ersten Rollen gespielt habe, daß seinen Händen die Verwaltung des ganzen Landes anvertraut gewesen sei. Eine Intrigue stellte ihm nach, er floh in das Kloster und las nachher die Nachricht seines Todes in allen Zeitungen.

Robespierre, der, von der Welt ganz getrennt, sie nur so kennen lernte, wie sie in diesem misanthropischen, weltverachtenden Kopfe sich darstellte,

mußte ein ganz eigenes Bild von ihr auffassen. So weit ich den Gang kenne, den er mit seiner Erziehung nahm, so finde ich überall Spuren, die mir verrathen, daß Robespierre, nach seinem Willen, die Welt entweder verachten oder umschaffen, oder auch beides sollte.

Man will jetzt im Zeitalter der Maschinen und Rechentafeln nichts von der Romantik in der Geschichte wissen; aber ich bin überzeugt, daß Robespierre sein Lebelang an geheimen Fäden geleitet wurde, die ihn anfänglich schützten, um ihn zuletzt zu erwürgen, und daß der Anfang dieser feinen Gespinnste in dem Kopfe des Bruder Hilarius zu suchen ist. Er lehrte Robespierre die Geschichte. Man kann denken, wie ein Kopf dieser Art sie vortragen mußte. Auch las er selbst mit Robespierre die alten Schriftsteller, als dieser über die Anfangsgründe hinaus war. Sie lasen kein Buch so sorgfältig und so oft, als die Republik des Plato und die Politik des Aristoteles. Jenes Buch gehörte noch in Paris unter die Lieblingsschriften des Robespierre. Der Vortrag der Geschichte aus Hilarius Munde hatte die Wirkung, daß der junge Maximilian die Menschen verachten, und auf der andern Seite wieder schätzen lernte. Er hat nach seinem Geständniß nur für zwei Menschen, die in der Geschichte eine Rolle spielen, Achtung hegen können, und diese sind Gregor VII. und Luther.

So wichtig die Bildung seines Verstandes für die Zukunft war, so ist doch die Bildung seines Characters noch weit bedeutungsvoller und ihre Spuren verließen ihn nicht in der wildesten Schreckenszeit. Es genügt hier zu sagen, daß Robespierre eine Menge von Uebungen der Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, der Ausdauer in Gefahren, der Entschlossenheit im Augenblick der Gefahr, und der Ueberlegung, sobald sie sich voraussehen ließ, bestehen mußte. Diese waren jedoch bei Weitem nicht so häufig, als die Uebungen der Verschwiegenheit und der ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf sich selbst und andere. Hierzu benutzte Hilarius die Religion, die er ihm nicht sowohl vortrug, als vielmehr zu entreißen bemüht war. Was ihm die Priester am Morgen gelehrt hatten, leugnete Hilarius ihm am Abend weg, und bildete ihn auf die Art zu einem Anhänger des deistischen reinen Naturalismus, den Robespierre später zu der allgemeinen Landesreligion Frankreichs machen wollte. — Daß der Verrath eines einzigen Gedankens dieser Art seinem Freunde Hilarius den Hals gebrochen hätte, sah Robespierre sehr wohl ein; und so blieb dieser Unterricht eine beständige Schule der Verschwiegenheit, die sich dann um so freier üben läßt, wenn man einigen Grund zu haben glaubt, sich mit seinen Geheimnissen brüsten zu können.

Zum Theil lebte er jetzt noch immer unter der Aufsicht des Bischofs zu Arras, der das finstere, misanthropische seiner Gemüthsart mit seinem Fleiße bemäntelte. Es konnte Robespierre nicht gleichgültig sein, ob er die Gunst des Bischofs besitze, und so fing er an zu heucheln und sich in der Verstellungskunst zu üben, die für seine nachherige Rolle eben so unentbehrlich war, als sie in den Plan seiner Erzieher gehörte.

Mit dem 15. Jahre verließ er Arras und dies Kloster. Sein Lehrer brachte ihn zu den Jesuiten, die nach ihrer sogenannten Aufhebung in der

Vorstadt St. Antoine zu Paris noch eine Erziehungsanstalt hatten. Beiläufig gesagt, mir hat nie etwas lächerlicher geschienen, als diese Aufhebung des mächtigen Ordens; und ich glaube immer, daß den Jesuiten nichts erwünschteres kommen konnte. Wer ein wenig mit der Verfassung des Ordens bekannt ist, der weiß es sehr gut, daß ein Gewebe dieser Art sich nicht mit einem Breve oder Edikte vertilgen oder zerreißen läßt, so wenig, wie ein Buch dadurch vertilgt wird, daß man es verbietet oder verbrennt. Die Menschen suchen das unbekannte und verbotene und darum mußte es den Jesuiten lieb sein, daß man sie zu einer neuen und dichteren Hülle des Geheimnisses zwang. Ueberdies kam ihre Aufhebung von einer Macht, die damals immer mehr und mehr an Achtung und innerer Kraft verlor; und sie mußten daher bei der andern Macht gewinnen, welche damals im Aufsteigen begriffen war, nämlich bei der Revolution. Daß das Papstthum und das bourbonische Königthum den Jesuitenorden zu der Zeit abschaffen wollten, als sie selbst wankten, war ein unverzeihlicher Fehler; sie verloren eine Stütze und hätten eher sie von Neuem gewinnen und in ihr Interesse ziehen, als, wie sie es nannten, aufheben sollen. Sie mußten es am besten wissen, daß ein Orden dieser Art unvertilgbar ist, daß er das System seiner Herrschsucht nicht aufgiebt, und daß er in dem Augenblicke auf die Seite der Völker treten würde, wo die traditionellen Autoritäten ihn aus ihrem Solde lassen würden. Gesetzt aber auch, ich irrte, die Höfe hätten das damals weit besser einsehen können, als ich es jetzt, durch eine Menge von Ereignissen belehrt, die alle Folgen jener Aufhebung sind, zu beurtheilen im Stande bin, gesetzt, die Aufhebung der Jesuiten wäre damals die einzige politische Resource der Höfe und der dreifachen Krone gewesen; so war es doch sehr fehlerhaft von ihnen, daß sie den Jesuiten die Erziehung der Jugend, theils öffentlich, theils heimlich immerfort erlaubten. Der heilige Vater hätte doch etwas mehr von der Geschichte seiner Kirche wissen und sich erinnern sollen, daß er gerade so unbesonnen handle, als Julian schlau handelte, da er den Römern und Griechen verbot, in die Schulen der Christen zu gehen. Jesuitische Plane waren ja schon damals zum Sprüchwort geworden; man bezeichnete damit solche, die so tief lagen, daß man selten ihren eigentlichen Gang und ihre wahre Absicht errathen konnte, solche die oft absichtlich sich verriethen, um den Lauerer irre zu führen. Man hätte damals wissen sollen, daß Jesuiten das können, was nur sehr wenige vermögen: Jahrhunderte der Thätigkeit aufzuopfern, um unbekannten Nachkommen die Früchte derselben zu gönnen.

Ich kehre zu Robespierre zurück. Wir verließen ihn bei den Jesuiten zu Paris, wo seine Erziehung vollendet werden sollte. Die Art, wie Jesuiten zu erziehen pflegten, ist bekannt; ein jeder weiß, daß bei ihnen nicht leicht ein Talent verloren ging, daß dies ihre achtungswürdigste Seite ist und daß sie, sonderbar genug, ihren Zöglingen nie den Glauben einprägten, durch welchen sie gleichwohl herrschten. So weit wäre nun auch die Erziehung leicht zu entziffern, welche Robespierre genoß, wenn die Jesuiten ihn nicht eines besondern Unterrichts würdig geachtet hätten.

Er war ihnen durch den Bruder Hilarius überbracht, der, wiewohl Mit-

glied eines andern Ordens, dennoch mit ihnen in der genauesten Verbindung stand. Robespierre bedurfte keiner herzlichern und wirksamern Empfehlung. Gleichwohl nahm man ihn mit Kälte auf, wie jeden andern, schien wenig um ihn bekümmert, und ließ es sich gar nicht merken, daß man ein besonderes Auge auf ihn habe. So wie jeder andere behandelt ward, so behandelte man ihn auch, nur schien es, als wenn man mit einer besondern Strenge über seine Thätigkeit wachte.

Mit seinem ersten Erzieher, Hilarius, stand er in Briefwechsel; nur diese Briefe erhielt er uneröffnet; die übrigen wurden ihm von seinen Erziehern entsiegelt zugestellt. Das fiel ihm auf, seine Beschwerden darüber wurden aber nicht beantwortet. Er ließ des Hilarius Briefe eröffnet auf seinem Zimmer liegen und fand nie eine Spur, daß die Neugier sie gelesen habe.

Der besondere Unterricht, den er vom Hilarius erhalten, schien jetzt abgebrochen. Oft ergriff ihn die Lust, seinen jetzigen Freunden von seiner besondern Weisheit etwas zu verrathen; aber er fürchtete die Warnungen seines alten Lehrers und glaubte noch immer, daß grade die Verschwiegenheit der erste Weg sein würde, sich einen vertrauteren Unterricht wieder zu verschaffen. Verloren ging indessen nichts, vielmehr schossen die Keime, die in seine Seele geworfen waren, auf, die neuen Grundsätze fingen in seinem Kopfe an zu gähren.

Als er schon im Begriff war, alle seine Hoffnungen aufzugeben, da fand er wieder, was er so lange vermißt hatte. Die Jesuiten hatten bei ihrem Hause einen sehr schönen Garten, welcher die Ursache war, daß viele Fremde ihn oft besuchten. Den Zöglingen des Instituts war er nicht verschlossen, sie brachten hier ihre Freistunden in selbst gewählten Erholungen zu. Auch Robespierre suchten ihn dann, wenn er sich durch die Einwirkung der Schönheit der Natur eine angenehme Lektüre erhöhen wollte.

Hier war er einstmals beschäftigt, die Kolben der Tulpen, welche abgeblüht waren, zum Theil zu beschneiden, zum Theil auszureißen. Ein Fremder, der sich darüber wunderte, daß der Knabe mit der Zierde des Gartens und dem Eigenthume der Jesuiten so schalten könne, trat zu ihm und fragte ihn: was machst du da?

Ich führe die Spartanische Verbesserung ein; erwiederte Robespierre.

Wie so? fragte der Fremde, indem er sich unwissend stellte.

Sie müssen alle gleich werden, — erwiederte der Knabe.

Der Fremde. Da wirst du alle verstümmeln.

Robespierre. Nein, nur die wenigsten; nach der größeren Zahl müssen sich die übrigen richten.

Der Fremde. Aber auch um die wenigen ist es schade.

Robespierre. Nicht doch, damit läßt sich ja ohnehin nichts machen.

Der Fremde. Aber wenn's nun Menschen wären?

Robespierre. Ich müßte es eben so machen.

Der Fremde. Auch den Kopf ab?

Robespierre. Kopf ab? — Wenn's Lycurg gethan hat, — ja.

Der Fremde. Was Lycurg that, hältst du also für Recht?

Robespierre. Ja. Entweder sie müssen hergeben, was ich haben will, um es den ganz Armen zu geben, oder den Kopf ab.

Der Fremde. Das ist grausam.

Robespierre. Lycurg mags wohl so gemacht haben, und dann so stand ihnen ja frei, ob sie den Kopf oder ihre Länder missen wollten.

Der Fremde. Wenn du nun so ein Spartaner gewesen wärest. —

Robespierre. Wollte Gott!

Der Fremde. Hättest du wohl etwas hergegeben?

Robespierre. Alles, auch den Kopf, aber den zuletzt.

Der Fremde umarmte ihn, und setzte das Gespräch noch weiter fort. Robespierre war zutraulich geworden, als er Zutrauen, welches er so lange vermißt hatte, endlich einmal wiederfand, und hielt mit keinem seiner Grundsätze hinter dem Berge, er entwickelte sie alle, ward aber zu seinem Erstaunen gewahr, daß der Fremde um so kälter gegen ihn ward, je mehr er sich aufschloß, daß er sich mit einem gewissen Erstaunen immer mehr von ihm zurückzog, und zuletzt mit einer abstoßenden Kälte und Verachtung von ihm schied.

Wiewohl der Fremde sonst fast täglicher Gast bei den Jesuiten gewesen war, so fehlte er nun seit einigen Tagen. Einmal sah Robespierre ihn umkehren, da er ihn von der Thüre aus im Garten bemerkte. — Beide wünschten einander näher zu kennen, beide wünschten Vertraulichkeit. Robespierre sehnte sich nach dem Manne, der ihn verstand und sein Feuer liebte; der Fremde glaubte das gefunden zu haben, was er längst für seine Absichten gesucht hatte. Beide konnten auf dem Punkte, wo sie standen, nicht lange ausdauern; ehe beide es sich versahn, waren sie einander so nahe, als sie wünschten.

Dieser Mann war kein anderer, als der Abbé Sièyes; ein Mann der es stets verstan>, im Geheimen zu leiten oder der, wo er hervortreten mußte, mit ein Paar Schlagworten sich begnügte.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Literatur.

Das König-Wilhelm-Spiel.

Es ist jetzt die Zeit, wo der Familienvater sich umsieht, welches Spiel er zu Weihnachten auf den Bescheerungstisch stellen wird. Daß er in diesem Jahre des Kriegsruhms und der preußischen Waffenthaten einem Spiele den Vorzug geben werde, welches mitten in den kunstreichsten Combinationen die Thaten des vergangenen Sommers in Erinnerung bringt, ist begreiflich

genug. Wo aber dies Spiel entdecken? Wir machen auf das in allen Kunst-, Buch- und Spielwaarenhandlungen zu findende König-Wilhelm-Spiel aufmerksam, welches dem obigen Verlangen des Familienvaters entspricht. Es trägt auf dem Titel den wohlbekannten Spruch des Verfassers und Herausgebers:

Was Preußen's König Wilhelm that
Mit seinen Heldenschaaren,
Das wird die Weltgeschichte, glaubt's,
In Ewigkeit bewahren.

Die historische Grundlegung ist der Feldzug des vergangenen Sommers. Das Spiel ist unterhaltend, spannend und vor allen Dingen belehrend. Wir sind überzeugt, daß Kindern, welche dasselbe einige Male durchgespielt haben, die glorreichen Schlachten, die unsere Landeskinder auf den Gefilden Böhmens schlugen, sowie die Reihenfolge und das Datum derselben im Gedächtniß haften wird. Allerdings liegt der preußische Patriotismus im Blute unserer Kinder, aber wer will es verschmähen, auch durch das Spiel der Vaterlandsliebe zu Hilfe zu kommen?

Zu dem Spiel gehört ein sehr eleganter Carton, ein künstlerisch ausgeführtes Tableau, vierundzwanzig sauber gemalte Zinnfiguren, acht Karten, zwei polirte große Würfel und eine in schwarz und roth gedruckte brochirte Anweisung. Kurz, die Ausstattung ist äußerst elegant und für jeden Salon berechnet. Wer wollte seinen Kindern hiermit nicht eine Freude machen, zumal da ein bedeutender Theil des Ertrages für die Kronprinz-National-Invaliden-Stiftung bestimmt ist, also auch nach dieser Seite hin manche Freude wird bereitet werden.

In den nächsten Tagen wird unseren verehrten Lesern ein Aufruf zugehen, worin das Berliner Unterstützungs-Comité in Anbetracht der großen Noth, die unter den heimgekehrten Kriegern herrscht, an das Herz der Mitbürger appellirt, um durch Sammlung in den Häusern, welche Seitens des Königlichen Polizei-Präsidiums genehmigt worden ist, der traurigen Lage bedürftiger zurückgekehrter Krieger nach Kräften ein Ende zu machen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Der Papst hat keine angenehme Weihnachten. Die Stütze der Bayonnette ist ihm entzogen; Napoleon läßt ihm zwar noch einige Protection zu Theil werden, aber nicht indem er die abwehrende Hand über ihn deckt, sondern indem er ihn gleichsam auf der flachen Hand hinaushält über den Andrang der unitarischen Leidenschaften. Der Kaiser der Franzosen begeht nicht ein Kraftstück, sondern ein Kraftkunststück. Für echte andauernde Kraft würde es zeugen, wenn Napoleon im Stande wäre, die volle reine Souveränetät des heiligen Vaters zu sichern und jeden Umsturzversuch aus dem Gebiete des Kirchenstaates wegzuweisen. Ein Kraftkunststück ist es aber nur wenn Napoleon den Papst — wie August der Starke jenen Trompeter — zum Fenster hinaushält und den revolutionären Parteien zu wissen thut, daß sie an dies in der Luft balancirende Papstthum nicht anreichen können. Dies Kunststück, das dazu bestimmt scheint, die staunende Welt noch ein paar Tage zu unterhalten, wird ein Ende haben müssen; der erlahmende Arm des Kaisers wird gezwungen sein, den Papst auf den realen Boden zurückzusetzen, und dann wird die republikanische Wuth des wiedererwachenden Jahres 1848 sich mit Pius dem Neunten messen.

Das Jahr 1848 war in den meisten seiner Erscheinungen lächerlich; und hat deshalb viele Politiker verführt, er als ein Phänomen zu beurtheilen, welches wie eine Seifenblase platzte, ohne nachhaltige Folgen zu hinterlassen. Diese Anschauung ist von verderblichen Wirkungen gewesen, da sie die Repräsentanten und Inhaber des öffentlichen Rechtes sorglos stimmte, so daß sie leicht überrascht werden konnten, als das Jahr 1848 seine Consequenzen zog und als die Keime, die in jenem Jahre gelegt worden waren, eine solche Erstarkung gewonnen hatten, daß sie die Autoritäten mit sich fortzureißen vermochten. Wir dürfen kaum mehr lachen, wenn wir den Spießbürger, der im Jahre 1848 mit klassischer Ungeschicklichkeit die Bürgerwehr-Muskete handhabte, sich im Jahre 1866 als den Wähler entpuppen sehen, der darauf Anspruch macht, mit seinem Pogramm die Bewegung von Armeen zu lenken, das Schicksal von Bevölkerungen und Dynastien zu bestimmen. Darf irgend Jemand behaupten, daß das Jahr 1848, nachdem es einen solchen Succeß errungen hat, bei den ersten Verwirklichungen seines Programms stehen bleiben wird? Findet nicht der Geschichtsbeobachter einen Parallelismus zwischen der

heutigen Situation Europas und derjenigen, welche dem 18. Fructidor voranging. Damals schien die französische Revolution eingeschläfert, die bürgerlichen Freiheitshelden schienen in Mißcredit gerathen und durch die Siege der italienischen Armee Bonapartes verdunkelt zu sein. Der General hatte zwar das Programm der Revolution in Italien zum Triumphe geführt, aber er hielt es für möglich, eine conservative Politik einzuschlagen*). Die Rechtstraditionen wachten in Paris wieder auf, Verhandlungen mit europäischen Regenten eröffneten die Aussicht auf die Bildung von Zuständen, innerhalb deren das revolutionirte Frankreich sich durch Verträge und gemeinschaftliche Interessen mit den europäischen Staaten versöhnen könnte. Plötzlich aber nahm durch den 18. Fructidor die revolutionäre Propaganda einen neuen Aufschwung, und erst jetzt wurde der Glaubenssatz der Männer von 1793, daß die bewaffnete französische Nation den Beruf habe, die Dynastien zu stürzen, die Gesetze des Staates umzustoßen, den Völkern das System der Freiheit einzubläuen, zur Verwirklichung gebracht.

Auch in dem Jahre 1848 lebte und arbeitete eine entsetzliche republikanische Triebkraft, welche jetzt Luft erhalten zu haben glaubt. Will jemand dafür Bürgschaft leisten, daß sie nicht plötzlich zum Durchbruch gelange? Und — wunderbarer Weise — an dem alten Verfassungsstaate England scheint sie ebenfalls ihre Proben liefern zu wollen. Die Fenier sind keine unbedeutende Erscheinung. Wie ridicul war der Aufstand der irischen Patrioten des Jahres 1848, wie komisch die Figur des Smith O'Brien, der nach einem der jämmerlichsten Putsche durch die Kohlfelder flüchtet, um sich endlich der Polizei in die Hände zu liefern? Aber das Lachen hört auf, wenn man die Fenier sieht, die Erndte, die aus der Saat des Jahres 1848 aufgeschossen.

Bei uns in Deutschland ist die feste Gestaltung des norddeutschen Bundes dazu berufen, den revolutionären Bestrebungen, die aus den Ereignissen eine frische Hoffnung geschöpft haben, einen Damm entgegenzusetzen. Man kann voraussagen, daß die Reste der Fortschrittspartei, die sich etwa in das norddeutsche Parlament verlieren möchten, dort ihre schließliche Abfertigung finden werden. Schon jetzt sind sie durch die preußische Landtagssession in ihrer Hilflosigkeit enthüllt worden.

Von Tag zu Tag mindert sich das Interesse, welches einst den Reden der Herren Schulze, Löwe, Twesten entgegen getragen wurde, und das Gefühl bricht sich allgemein Bahn, daß die Lebensinteressen des preußischen Staates gewahrt und gefördert werden würden, auch wenn jenen Oratoren nicht Gelegenheit geboten wäre, ihre Namen in die stenographischen Berichte zu bringen. Wir wollen gegen die Session, die nunmehr zu Ende geht, nicht ungerecht sein, sie hat Bedeutendes geleistet, aber nicht in der Richtung, welche den oppositionellen Parteien genehm ist. Sie hat das Uebergewicht der historischen Wirklichkeit über das parlamentarische Phrasenthum offenbar gemacht, und sie hat die geistigen Schätze der früheren Volks-

*) Man lese zum Belag hierfür die eben so wichtigen als glaubwürdigen und geistreich geschriebenen Memoiren des Grafen Miot de Melito. Stuttgart, Schweizerbart'scher Verlag 1866. Band I. S. 65—105.

etwas Verführerisches besitzen.

Der berühmte und bekehrte Schwarzkünstler Pantaleon nannte die Alchymie eine Kunst ohne Kunst, deren Anfang Lüge, deren Mitte Arbeit, deren Ende aber Betteln sei. Man möchte sich versucht fühlen, dieselbe Definition auf die Politik, wie sie heute getrieben wird, besonders auf die constitutionelle Politik anzuwenden. Sie ist eine Kunst ohne Kunst; es ist keine Kunst, ein Politiker nach allen Regeln der Kunst zu sein.

Wahre Kunst macht bescheiden, sie fordert eine Hingabe, ein bis zur Begeisterung sich erhitzendes Nachdenken, vor welchem die Person und ihr Interesse verschwindet. Das erste Requisit aber bei der politischen Kunst, so wie sie der Fortschrittsmann auffaßt, ist eitle Einbildung von der Wichtigkeit der eigenen Person. Wer nachdenkt, wer studirt, der wird, je tiefer er zu bringen sucht, um so mißtrauischer gegen sein Wissen und gegen sein Urtheil werden, er wird stets bereit sein, Einwürfe abzuwägen, er wird Duldsamkeit lernen, und er wird den Satz im Gedächtniß behalten, daß Alles, was er sagen kann, höchstens eine Seite der Wahrheit ist. Der Politiker aber meint, daß er ausschließlich im Besitze des Richtigen sei; und damit er in diesem schmeichelhaften Wahne nicht gestört werde, muß er an der Oberfläche der Dinge bleiben, er muß sich an die Phrase halten, er muß es für Verrath erklären, falls Jemand diese heilige Phrase einer Prüfung unterwerfen wollte.

Dies ist der Grund der Erscheinungen, die wir gegenwärtig in unserer Kammer beobachten. Den Anfang der politischen Kunst des Fortschrittlers bildet die Lüge, daß man nach dem Wohle des Gemeinwesens trachte, während man nur die Prahlerei mit der eigenen großmächtigen Person im Sinne trägt. Und auf diese Lüge folgt dann die Mitte der Kunst, nämlich jene Arbeit, die um so unerquicklicher und aufreibender ist, weil ihr das Samenkorn der Hingabe und des Wissens mangelt. Eine Qualarbeit, eine Arbeit der Selbstpeinigung und der Pein für Andere! Allerdings ist der constitutionelle Politiker in einem ewigen Mühen begriffen, aber nur sicut mus in matula, wie die Maus im Wassergefäß. Da sieht man ein unablässiges Zappeln und Rudern, ein fortwährendes Landen und Abstoßen, doch es kommt nichts dabei heraus, am allerwenigsten kommt der kunstlose Künstler selber aus den Verlegenheiten heraus, die sein Element sind. Er ist keck hineingesprungen, und nun möchte er Himmel und Erde zu Zeugen anrufen, daß die Blasen, die sein zorniges Plätschern erzeugt, welgeschichtliche Ereignisse seien.

Mus in matula! Muß man bei diesem Bilde nicht sofort an die Herren Lasker und Twesten denken, die sich für die Rathlosigkeit ihrer politischen Kunst dadurch rächen möchten, daß sie die Faust gegen den Justizminister ballen? Ihr habt es ja nicht anders gewollt. Es war euch aus dem verhängnißvollen Behälter hinausgeholfen worden, der Indemnitätsvorschlag war das Rettungsseil gewesen, an welchem ihr aus einer politischen Sprudelei, deren Unfruchtbarkeit ihr selber damals eingesehen hattet, gezogen worden.

Doch euer Vorwitz ließ euch keine Ruhe, und nun seid ihr wieder müde der Arbeit, die keine Ernte verspricht. Ihr wolltet Gold machen, wie Pantaleon, greift aber nur in die Luft. Wir begreifen recht gut, daß euch bei der Anstrengung, die ihr vergebens als eine legislatorische That anpreist, unheimlich zu Muthe wird, und daß ihr die Gefahr ahnt, die euch mit... ereilen muß, da jede ziellose Kreisjagd mit Erschöpfung endet.

Da sucht sich denn der Politiker, indem er von der Furcht beschlichen wird, durch das Dritte zu helfen, wovon Pantaleon spricht, durch das Betteln. Er bettelt um die Gunst des Publikums, er wandert mit abgezogenem Hute in den Bezirksversammlungen umher und fleht die Herren Bürger um die milde Gabe der Popularität an. Aber es will uns bedünken, als ob der Popularitätssäckel, aus welchem der gesinnungstüchtige Wahlmann früher die Zahlpfennige eines ephemeren Ruhmes über die Helden der Rednerbühne ausschüttete, ziemlich leer und schlaff geworden sei.

Man kann kaum die Ernsthaftigkeit behaupten, wenn man das politische Treiben beobachtet, wie es mit sich selber den Kehraus macht. Man muß schon um deshalb eine lachende Miene annehmen, weil der Ernst verspottet wird.

Herr Cassel hat es versucht, im Abgeordnetenhause das Salz eines ernsten Wortes dem abschmeckenden Teige der Debatte beizumischen. Er hat von der Seelennoth gesprochen, welche dringender der Abhilfe bedürfe als die Gehälternoth der Beamten. Der einzige Lohn hierfür ist, daß der Bericht über seine Rede mit der in Paranthese gesetzten Heiterkeit, großer Heiterkeit, ungeheuren Heiterkeit durchspickt ist und daß der parlamentarische Spaßmacher Vincke den frommen Mann wegen eines absichtlichen Mißverständnisses rectificirt hat. In der That, wenn unsere Generation oder die nächste dazu bestimmt ist, durch geistige Wiedergeburt einen religiösen Umschwung zu erfahren, so werden die modernen constitutionellen Körperschaften nicht der Ort sein, von welchem der Anstoß zu diesem Umschwunge ausgeht. Diese Körperschaften repräsentiren nichts weiter als weltliche Interessen, sie repräsentiren den Materialismus, in welchem unser Geschlecht befangen ist.

Wir leben in einer kaiserlichen Zeit, und die Epochen der Imperatoren sind bekanntlich diejenigen, wo Religionen emporzukeimen pflegen. Aber der Glaube und der Glaubenssatz wachsen nicht im Anschlusse an die politischen Unkunst, sondern im Gegensatz zu derselben, wenigstens in Gleichgiltigkeit gegen sie.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

7.

Wenige Zeit hiernach trat der Vater Hedwigs in das Zimmer. Um der geistigen Haltung willen, die in Folge ihres Geschicks ihr ganzes Leben gewonnen, übte Hedwig eine große Selbstherrschaft über sich. Ihr Vater bemerkte zwar in dem feinen, doch festen Organismus des eigensinnig schönen Geschöpfs ein Nachzittern ihrer Erschütterung, denn er sprach sofort: Du weißt also schon, daß Reinhard uns auf's Neue verlassen. Ich beklage euer Geschick. Die Consequenz, mit welcher der treffliche Poet die immerhin ehrwürdige Wahrheit seines Lebens verfolgt, ist Ursach dieser Trennungen. Niemand versteht ihn, auch den Enragirtesten seiner Partei ist er doch räthselhaft, vielmehr den Leuten dieser Welt. Er erscheint wie ein Mann, aus dem Monde gefallen, und kann hier mit uns und in unserer Weise nicht leben. Dich aber gänzlich an ihn abzugeben vermag ich nicht. Ich hab' es gewohnt, wie einst auf deine Mutter, so jetzt auf dich, mein ganzes Leben zu beziehen. Du selbst kannst nicht fortgehen wollen und mich unglücklich machen.

Nein, nein, sprach Hedwig mit erschütternder Geberde, als ob sie die neue, nicht mehr erträgliche Bewegung abwehren wolle.

Der Kaufherr, ein schöner, großer Mann, voll Gravität und legaler Würde, mehr licht im Antlitz und auf der Stirn als in Gemüth und Geist, sprach in einer Art Weichherzigkeit fort: Ich drang nicht in dich, eine von den vielen Werbungen, die dich umringen, anzunehmen, ich baue ganz auf meine würdige Tochter, verfahre frei in deiner Wahl, und bliebst du auch unter diesen sonderbaren Umständen unvermählt, mir recht. Auch weißt du, daß ich die ernste Richtung, die deine heimgegangene Mutter und dein Herz genommen, anerkenne und achtend gewähren lasse. Ich schütze selbst in der Literatur und fördre diese Weise, doch wo sie entweder exclusiv oder allumfassend sich gebahrt, muß ich ihr absagen. Himmel, kann man denn nicht ein sehr guter Christ sein und dabei sein Geschäft machen, sei es eine Kunst, sei es ein Handwerk. Christliche Stiefeln kann doch ein christlicher Schuster nicht verfertigen. Christliche Staaten giebt es lieber garnicht. Heißt es nicht das Werk des Stifters unserer allerheiligsten Religion als ein unmögliches verschrieen zu machen, wenn man es so widernatürlich, so irrationel auf die Spitze stellt? Bei der Ansicht dieser Mystiker wird ja die Weltexistenz schier problematisch, und es müßte Alles vorerst zu Grunde gehen, ehe etwas daraus werden könnte!

So ist es auch, sagte Hedwig innerst gelassen und still.

Die Zeitgenossen wollen davon nichts wissen, fuhr er fort, du wirst es gleich wieder in der Gesellschaft hören, worauf sie gerichtet sind.

Ja — worauf?! sprach Hedwig kaustisch.

Nennen läßt sich's wohl, erwiedert' er harmlos. Nach vielen Illusionen in Literatur, Kunst und Leben ist man auf einen derben Realismus hinausgekommen, der nach den Principien des kantischen Moralsystems zu vivificiren ist. Humanismus, gefühlvolle Aufklärung, sittlicher Utilismus, Industrie, Kunst im Lichte des Naturalismus sind die Stichworte dieser Zeit. Hedwig, man meint einen idealen Realismus, — wär' er nur recht habhaft!

Aus Täuschung in Täuschung! sagte Hedwig. Wo zu finden, nimmt man nicht, und alles überall endet in eiteln Formen.

Etwas hoch, Kind! sagte der Kaufherr, doch ahn' ich ein Verständniß. Ich sage nur in Hinsicht auf unsere Mystiker: Zwider den Strom zu schwimmen fördert nichts. Die Zeitgenossen sind nun einmal versessen auf ihre Tendenz, und Bücher der Art gehen reißend; mit den Wölfen muß man heulen. So gesteh' ich's, daß es mich Ueberwindung gekostet, dem Grafen Eichen den buchhändlerischen Contract zu kündigen. Unwiderleglich heischte das Geschäft diesen Schritt. Diese eigensinnigen Herrschaften wollen nicht der Mode sich fügen, als wäre nicht der herrschende Geschmack im Grunde auch eine Offenbarung des Weltgeistes. Mit dem Kopf durch die Wand geht's nun einmal nicht. Schon die schlicht transcendentalen Bücher, an die das gebildete Publikum doch von Alters her einigermaßen gewöhnt ist, finden heut geringen Absatz, viel minder ist eine Nachfrage nach Schriften, die in einem geheimnißreicheren Geist gearbeitet sind, als ihn selbst die mittelalterlichen Romantiker wußten und kannten. Genug, lieb Kind, das Kurze und das Lange ist, daß der Mensch von heute, nach der Erde gerichtet, nicht über die Erde hinaus will, er nimmt je mehr und mehr deren Elemente und Kräfte gefangen und in Arbeit, sich das Leben plaisant zu machen. Ein Zweck, nahezu griechisch, doch in so schöner Gestalt doch nicht; sei es: aber ein Trachten bleibt es doch, ein würdiges Trachten zur Vereinigung von Geist und Materie, Form und Stoff.

Ein Trachten, das auf diesen Wegen ein Erfolg nicht krönen wird, warf Hedwig ein.

Ei, ei, sagte der Kaufherr, erreichen die Mystiker etwa die Krone, und wer? Keiner! Komm, komm; vorwärts gelebt; die Gesellschaft wartet, und du hast die nicht leichte Pflicht der Wirthin. Folgst du auch gern? fragt' er mit Herz, wie er ihr die Hand bot.

Gern, mein Vater, sagte sie gerührt, treuherzig und legte die Hand in die seine. Beim Aufbruch in einer Erinnerung fragte sie: Graf Eichen hat mit einem persönlichen Besuche dich geehrt?

Er erwiederte: der ächt vornehme aber unbemittelte Herr war da. Er wollte das Wort der Ablehnung weiterer Anträge nicht von den Lippen. Ich schrieb ihm. Eine Einladung für heute schlug er aus. Seine sonderbar energische Persönlichkeit —

Warum sonderbar, mein Vater, unterbrach ihn Hedwig.

Ich will sagen, versetzt' er, eine peinigende Höhe seines Wesens, ...

Radicalismus in Wort und Weise beklemmte mich und imponirte mir. Ich fürchte sehr, daß das Ende dieses Herrn nicht gut ausgehen kann; man hört von großen Zerwürfnissen in seiner Familie. — — Er unterbrach sich: Horch, die Symphonie beginnt. Daß du dich heiter bezeigst und geistreich, wie du pflegst!

Aus einem düstern Nachsinnen fand sich Hedwig schnell. Das Ausgezeichnete muß aus der Welt heraus, sprach sie, allein eine Heimath hat es doch, und Alles ist ein Inneres. — Mit Freundlichkeit, ja innig sprach sie: du sollst an deiner Tochter eine Freude haben, lieber Vater. Er sagte: die hab' ich auch! — Und sie gingen mit einander.

8.

Der Tag neigte zum Abend, schon brannten die Kerzen des Gasthofzimmers, das Leo bewohnte. Der Graf war so eben eingetreten. Sein Wesen erschien wie jederzeit muthankündend, sicher und entschieden, doch düsterer, als nach Lage der Dinge, wie er sie kannte, zu erwarten gewesen. Er legte mit den Worten ab: Zwar mochte mir die Weise nicht gefallen, wie dieser mächtige Bücherhändler mich mit gemalter Freundlichkeit empfing, indessen hörte er doch mit eingehendem Aufmerken und versprach zu schaffen, was ihm möglich ist. Wenn meine Schriften, nur vorerst von bekannten, angesehenen Leuten als werthvoll neu empfohlen, dem großen Publikum vorlägen, so wäre ich des geweckten wohl gewiß. Gelänge mir's, so vermittelt durchzubringen! Würd' ich von meinen Zeitgenossen verstanden, erlebt' ich eine Erwiederung, eine Gemeinschaft! — Sie wirkte mildernd ein auf meine strenge Dicht- und Denkweise. Das Schroffe, ob auch Erhabene, diese reine Geistigkeit, die den Frost der Höhen theilen muß, könnte auf's schönste sich ausgleichen, erwärmen und vermenschlichen — Gemeinschaft gieb mir, gütiges Geschick!

Milder fuhr er nach einer Stille fort: Freilich ist es mehr eine Schwäche, die mich so herzlich nach einer Sympathie verlangen macht; doch ist die Kraft nicht des Menschen Erbe, ich schäme dieser Schwachheit mich nicht.

Er nahm vom Tische einen Brief auf; er erbrach ihn schnell, denn er erkannte die Handschrift. Er las etwa Folgendes: Genehmigen Sie im Voraus die Versicherung einer außerordentlichen, persönlichen Hochschätzung, die allein im Stande ist, den hohen Grad von Aufrichtigkeit, durch welche diese Zeilen sich charakterisiren, zu rechtfertigen. „Die Welt will geschmeichelt sein, sie sei es!" diesen Stirn- und Heischesatz für Alle, die in Leben und Literatur zu wirken gedenken, stellen Sie, Herr Graf, zurück. Der hohe Ernst Ihrer Muse will den bloßen Schein nicht ertragen, nach welchem alle Welt jagt, und die Form als solche ist Ihnen etwas höchst Geringes und Zufälliges. Dann aber verwenden Sie Ihr merkwürdiges Ingenium in den Dienst einer Weltansicht und Gefühlsweise, die der Mode des Tages überlebt, überwunden erscheint. Die gewiß höhere Lebensauffassung orientalisch christlicher Mystik wich zurück vor der regenerirten griechisch-römischen Anschauungsweise; das Höchstrealste der heutigen Welt ist das Kalonkagathon der Alten, keineswegs der christliche Geist. So finden Ihre tiefsinnigen und kraftvollen Werke nur

ein kleines Publicum." Um deßhalb sehe ich aus kaufmännischer Rücksicht mich genöthigt, aus unserer bisherigen Geschäftsverbindung zurückzutreten. Wenn Sie die Resultatlosigkeit Ihres bisherigen literarischen Thuns zum mahnenden Zeichen nähmen, zu den alten, guten Göttern, die leben und leben ließen, wiederzukehren, und den Tabor dem Olymp zu tauschen" — Leo brach die Lectüre des Briefes ab. In eigenscharfer Stimmung sprach er: der Schlaukopf riethe gut, wofern ich um Gewinn und Ruhm gefeilscht; wenn anders, so mag dieser Fuchs doch selbst zusehen, und eher Rath annehmen als ihn bieten. Gleichviel. Ist in meinem Sinne doch das, was dieser mir vorwirft, höchstes Lob. Alles hat seine Zeit; die meine kommt. Auch Hoffnung ist genugsam. Nun, mein Geschäft hier ist aus, ich könnte gehen und ich will gehen; geschäh's nur mit leichterem Herzen. Der neue Fehlschlag beengt mich im Moment doch mehr, als mein Stolz wahr haben möchte. Sehr gewiß, der weiteste Gesichtskreis, nicht motivirt, erfreut kein Menschenherz. Wenn ich mir fehlen muß in aller Nähe, wie sollte froh die Ferne mich begeistern. Nur durch den Formenreichthum, durch die unsäglich reizende Mannigfaltigkeit der farbeblühenden, in sich kämpfenden Erde geht der begnügende Weg zum Himmel der Einheit des Lichtes und der Liebe. — Worin verstrick' ich mich! Ueberreizt verdüstre ich meinen klaren und freien Blick: ich habe die Hoffnung eines herzigen Wohlseins und bin nicht einsam. Und das Verständniß eines Wesens darf die Theilnehmung einer selbstzufriedenen, selbstbeglückten Welt mir ersetzen. O von Leben schwillt mein Herz, Liebe, Hoffnung, Muth durchseelt mich auf's Neue — Hinweg nur von diesem Ort.

Ein Diener trat herein, übergab dem Grafen einen Brief und entfernte sich wieder. Bei einem Blick auf die Adresse erschrack Leo: Von meinem Bruder? Was kann mein Bruder mir zu melden haben, es wäre denn ein Mißgeschick. Aus dieser Handschrift las ich mir bisher nur Leides; ich bin in der Verfassung nicht, ich bin nicht vorbereitet, und — ich bin's; nun freilich bin ich's. Doch was droht von ihm? So arm an Gütern, die das Glück mir rauben könnte, so arm wie ich ist selten wohl ein Mensch. Von meiner Schwester kann der ihr Entfernte und Entfrembdete nichts zu melden haben. Die wenigen meiner Freunde sind nicht die seinen. Doch betrifft der Inhalt dieses Briefs Mathilde?

Mit eins sonderbar heftig erschüttert rief der hochgespannte, junge Graf: Gedanken, schnell, herüber und hinüber, durchschneidend, frech, beim Aeußersten geschäftig. Ein Meisterstreich wäre das — Nur Consequenz und Climax, die Plagen Hiobs, wie geschrieben steht. Daß ich der Qualen der Phantasie mich nur entgarne — fluchwürdiges Gespinnst, sei zerrissen.

Im Begriff, den Brief zu öffnen, hielt er auf's Neue ein. Höchst unzufrieden mit seinem erbitterten Wesen, maß er Verdienst und Schicksal, sein Innerstes beugte sich vor der hellen Macht des Evangeliums, er sprach: Gott schickt eine Versuchung nicht über deine Kraft; sei's.

Ruhiger las er dies: Mein Bruder, mehr und mehr erfüllt sich meine Voraussicht deiner Zukunft. Ich sagte dir, du würdest bei deiner Ansicht von Welt und Leben nie einer wirklichen Gemeinschaft froh werden, denn die Ge-

genwart nähme ihren Verlauf nach anderen Weisen, und nur ein Gegenstand der Predigt wäre dein Leben, Sinnen und Dichten, dem alle Praxis zu gering ist. Nun erfährst du auf's Neue mein Wort mit der That. Ich wünsche von Herzen, du ließest jetzt wenigstens von deinem übermenschlichen Bestreben ab. Um der eigensinnig charactervollen Ansprüche willen, die du an die menschliche Bestimmung machst, fiel dir Mathilde ab, die ich im Uebrigen als dir versprochen nicht gekannt. Sie ist meine Braut und wird in wenigen Tagen meine Frau.

Leo bebte scheu und stolz in sich zurück, die Arme schlugen ihm herab, er stand eine Zeit starr, mit niedergeschlagenen Augen. Er mochte ringend bedenken wie er oft in seinem Geist eine Zuflucht gefunden bei der heiligen Kraft, und aus vieler Erdennoth und Pein zu ihr erhoben Trost gehabt, wie er hoffe, daß er auch jetzt nicht werde allein gelassen werden. So sprach er: Mir lebt meine Schwester, Freunde sind mein — ich bin noch nicht gräßlich einsam. Doch mit dem Froste dieser Geringschätzung der Unglücklichen und mit dem Haß der staubverfallnen, elenden Menschen kämpft ein heißer Schmerz — ich hatte mehr sie lieb als ich verstand, mir blutet das Herz, ich soll sie missen.

Sein ganzes Wesen ging in leidenschaftlich schmerzliche Bewegung über, der überwindende, freie Muth wollte nicht wiederkehren, der Geist versagte ihm, seine Pein war schrecklich. Daß diese Zeit nur vorüber wäre, sprach er, was thu' ich doch indeß, was fliegt mir an?

9.

Conrad Reinhard trat herein, er stutzte im Anblick Leo's. Als ihn der Graf sahe, überflog ein begütigend Erstaunen sein Antlitz, er warf ihm sich an die Brust, erhob sich aber sobald und sagte: Nach jahrelanger Trennung, Conrad, keine gute Begegnung — da lies!

Conrad las ohne ein Wort und zerriß den Brief. Weggeworfen sei das Andenken der Nichtigen, sagt' er. Um dich, Leo, keine Sorge. Was gedenkst du zu thun?

Du trafst's, sagte Leo nicht überrascht. Doch will ich zurück.

Zu welchem Zweck, sprach Conrad.

Nachdenklich versetzte Leo: Ihre Sinnesart ist ungemein, sie hängt im auszeichnenden Grade nach dem ewigen Leben. Der Rausch eines bloß poetischen Moments mag sie hingerissen haben, vielleicht auch, daß er sie überredet. Seine Denkweise kennst du. Welch eine schlimme Ehe würde das

Was geht's dich an, sagte Conrad.

Ich will, ich muß sie mahnen und warnen, sprach Leo.

Sehr paradox, entgegnete Conrad. Ueberdas ist dein Vorhaben mißlich; geh mit mir.

Ist es nicht eine heilige Pflicht auch, sagte der Graf, sie anzurufen, daß die selbstvergessen Leichtsinnige ihres Gottes sich erinnere?

Hier sprach Conrad mit einer Wendung und das Herz trat in seine Augen: Höre mich an, Leo. Lasse zuvor mich das Gedächtniß von dem Beginn unseres Bundes erfrischen; es führt gradehin auf das, was ich dir sagen

... Erinnere dich: Ich an Jahren und Classen dir voraus, hielt als Abiturient eine Rede voll Pathos, eine lateinische Rede, sie betraf die Geschichte Carls von Burgund. Der kühne, hohe Mann wollte die große Idee einer menschlichen Christianisirung in den Wegen der Geschichte selbst neben jener doch nur auf Theologie und Dogmatismus gegründeten Kirche und trotz ihrer realisiren, doch er verlor sein erhabenes Spiel, weil er ohne eigentliche Selbsterkenntniß und ohne Erkenntniß der Umstände übereilt um des Ungestümes willen seines erhabenen Charakters sofort, bei seinem Leben die Veränderung der Dinge wirken wollte, die nur gewirkt kann werden durch die Arbeit von Jahrtausenden. Du nicht nur, auch die Grafen Culm und Eckardstein, ihr theilt, ein Jeder in seiner Sphäre, diese Gesinnung, dies Bestreben. Zu vertical in eurer Richtung, wollt ihr strict eine Radicalreform in christlicher Hinsicht, als habe die Zeit nur so kühner Jünglinge gewartet, daß sie flugs sich erfülle und den Inhalt gewinne. Lieber, unsere Erkenntnisse und Anschauungen, und ich mag wohl sagen, unsere Praxis selbst ist solcher Art und Natur, daß uns von der heutigen Welt und Zeit real eine unüberschwingliche Kluft trennt. Es ist ernst und ehrlich meine Ansicht, daß wenn der Wundervolle und Heilige mit der unverweigerlichen Forderung des Gehorsams wider sein Wort, wie er in Judäa aufgetreten als Gott, jetzt erschiene, mit derselben ihm nothwendigen Entschiedenheit heischend, daß sein Geist nicht in jenem nichtssagenden, leeren Formalismus, darin sich unsere Zeit wohlgefällt, sondern in allen Antrieben selbst unserer Existenz sich verwirkliche — die Leute von heut, im Grunde auch nur Juden und Heiden, erschlügen ihn. Verhält sich dies so, ist die weltalte Feindseligkeit wider das Gute jetzt vorhanden wie einst — jetzt nur mit neuer Larve etwa von Kunst und Humanität verdeckt: — so ist uns eine fruchtschaffende Wirksamkeit auf unmittelbaren Wegen versagt. Zunächst kann unsere Thätigkeit nur eine ideelle sein, die durch das Wort, ich meine das freie Wort, propagirt durch die Presse neben jener bloß theologischen, wenig frommenden Predigt oder gemißbrauchten Symbolik: zweitens aber sollen wir durch unser Beispiel in den Kreisen, die uns zunächst umgeben, wirken. Anders würden wir, so oder so scheitern. Graf Culm sowohl, als auch Eckardstein streben eine Reformation an in den Institutionen selbst von Staat und Kirche, und dich drängt derselbe Geist und Sinn, im Familien- und geselligen Leben dich durchzusetzen. Dieß ist bei unserem Geschick, bei den Umständen, unter denen wir leben, ein falscher Weg, auf den ein inneres Dringen euch geführt, mit Augen die Frucht eures Strebens und Wirkens zu sehen — selig aber Alle, welche nicht sehen und doch glauben. Du willst, auch von persönlichem Schmerz getrieben, im dunkeln Affect, helfen zu müssen, tiefverirrte, wo nicht gar nichtige Leute gewaltsam zur Wahrheit aufschrecken — dieß ist ein vielgefärbter, gewiß ein fanatischer Wille, der im Allgemeinen keinen heilsamen Erfolg verspricht. Geh nicht, geh mit mir. Der junge Graf, zu heftig erschüttert, hatte gehört, auch nicht. Sein Character heischte diese Handlung, deren Sinn er mit den Worten kund gab, in die er aus einem düstern Nachdenken unwillkührlich ausbrach: Und wär's nur dies, so sei ihr mein plötzliches Er-

scheinen ein mahnend Zeichen zum heiligen Leben! — Ich kann dir nicht folgen, Conrad, meinen Weg muß ich gehen.

Doch wie er den Freund sahe, war er noch einmal erweicht. Er sprach: Du riefst die Erinnerung unserer Schulzeit; damals und so immerdar erschienst du mir in einem herrlichen Lichte. Auch gedenk ich eben jener Rede ganz lebensvoll. Im Weiten saß ich von dir, eben ein Secundaner, unter den Mitschülern und schaute und horchte wundernd. Deine Lippen glühten, deine Augen glänzten, dich schmückten die Locken eines Apollo — und die hohe Gestalt in dieser geistigen Geberdung — selbst der Accent deiner Worte, alles an dir freute und verfing mich so, daß ich selbst jetzt dessen mit Bewegung gedenken darf.

Wieder leidenschaftlich erschüttert fuhr er schroff auf: Es läßt mich nicht bleiben, die Pein des Moments ist groß.

Er warf sich auf's Neue an die Freundesbrust, und eilte fort, die schnelle Abreise zu betreiben.

Conrad sahe ihm düster nach; ihm däuchte, er werde den ungestümen, geliebten Jüngling nicht wiedersehen. In einer Aufwallung wollte er ihm nacheilen, nicht daß er hoffte, ihn zu überreden, von seinen Wegen abzulassen, sondern noch einmal vor seiner Trennung ihn zu sehen, ihn an das Herz zu fassen. Doch unterdrückte er den Bedarf eines Zeichens, das er im Ganzen wenig schätzte. Auch er ging, eine Stadt zu verlassen, die ihm in aller Hinsicht so wehe Erinnerungen hatte.

Die Fenier.

Ueber den Ursprung und die Einrichtungen der Fenier (Fenian Brotherhood) hat der New York Herald schon vor längerer Zeit eine Abhandlung gebracht, welche das Zuverlässigste enthält, was bis jetzt in Betreff dieser Verschwörersecte publicirt worden.

Der Artikel beginnt: „Von der Organisation, die „Fenian Brotherhood“ genannt, hat man viel gehört und doch wissen die Bürger dieses Landes nur wenig von ihr. Viele glauben, es sei eine geheime, durch einen Schwur gebundene Verschwörung, welche für revolutionäre Zwecke in Bezug auf Irland und Canada gebildet worden sei; und weder loyal gegen die Regierung der Vereinigten Staaten, unter der emporzuwachsen ihr erlaubt worden ist, noch abgeneigt, die Gesetze dieses Landes zu verletzen, wofern dadurch ihr Lieblingszweck — die Befreiung Irlands vom englischen Joche — entweder erreicht oder wesentlich gefördert werden könnte . . . .“ Diese letztere Behauptung wird als eine böswillige Verläumdung, um der Verbin-

dung in den Augen der Amerikaner zu schaden, zurückgewiesen. Ein
schaft, welche in den letzten vier Jahren 28,000 Mann ihrer thätig
glieder herüber geschickt habe, um in den Heeren der Union zu die
deshalb der Sache Amerika's nicht untreu sein, weil sie mit den
ihres Geburtslandes kämpfen wolle, um das „irische Grün über da
Roth" zu stellen und gleichzeitig Nordamerika für das Unrecht
das es erlitt, weil die englische Regierung Seeräuber aus ihren H
auslaufen lassen, um den amerikanischen Handel zur Zeit der gr
zu Grunde zu richten. Es habe eine Zeit gegeben, wo es in den
Staaten nicht für ein Verbrechen gehalten worden sei, die rothe F
lands zu hassen und dagegen zu kämpfen. Diese Zeit möge zurü
und sollte sich das ereignen — dann werde man finden, daß
Brüderschaft für die Waffen der Union eine reife und mächtige
sein werde.

Um die Anhänglichkeit und Treue der Fenier für
noch näher zu beweisen, wird dann erwähnt, daß der auf dem
gefallene Brigadegeneral Thomas A. Smith bei der zweiten T
zweiten Armeecorps das Centrum (oder Haupt) der Fenischen Be
die Potomacarmee und der verstorbene Obrist Matthew Murphy de
York-Corcoran-Legion, der den Dienst als Brigadegeneral in de
versah, der Amtsgenosse des Generals Smith sowohl in den
Gefahren in dem Felde, wie in den Pflichten und in der Leitu
derschaft gewesen sei. Das seien nur die hervorragendsten Nam
vielen tapferen Offizieren, welche als Mitglieder der Fenier fi
gekämpft und ihr Blut für dieselbe verspritzt hätten.

Ferner wird auf eine Resolution hingewiesen, welche der
1863 in Chicago gehaltene erste Congreß der Fenier bes
und die von dem zweiten Congreß derselben Brüdersch
Januar in Cincinnati gehalten wurde, bestätigt worden sei, we

„Die Verbannten aus allen Ländern und besonders aus
in der amerikanischen Union stets eine Heimath, persönliche
gleiche politsche Rechte gefunden. Wir (die Brüderschaft) hal
Erhaltung und den Erfolg der amerikanischen Republik von ein
Wichtigkeit, nicht bloß für uns selbst und für unsere Mitbü
auch für die Ausbreitung der demokratischen Institutionen und
fahrt und sociale Erhöhung des ganzen menschlichen Geschlecht

Dann wird noch erwähnt, der Oberst John O'Mahony
das Centrum und der ursprüngliche Begründer der Brüder
beiden Zweigen in Nordamerika und in Irland, der sich nach
ten Revolution in Irland im Jahre 1848 nach Frankreich zur
von dort vor einigen Jahren nach Nordamerika gekommen, sei
schiedener Gegner der Sclaverei gewesen und er habe die F
Ansicht bekehrt.

Im folgenden Abschnitt wird dann der Vorwurf wide
Mitglieder der Verbindung in Amerika einer geheimen und d

denen Brüderschaft angehörten, die den „ungesetzlichen Zweck" verfolge, Amerika in einen Krieg mit England zu verwickeln, um Irland auf diese Weise von der Herrschaft Englands zu befreien. Die Brüderschaft in Amerika sei halb öffentlich und kein Mitglied brauche einen Schwur zu leisten, um als Bruder aufgenommen und aller Vorrechte der Verbindung theilhaftig zu werden. Dagegen sei die Verbindung in Irland eine geheime, mächtige Organisation, in deren Geheimnisse kein Spion einzubringen vermöge, und sollte Nordamerika oder Frankreich mit England in einen Krieg verwickelt werden, was für die Fenier sehr erwünscht sei, so würden die 120,000 der Verbindung angehörigen Kriegstüchtigen, die auf den hohen Gebirgen von Innisfall bei Mondschein schon etwas einexercirt seien, der kriegführenden Macht eine mächtige Unterstützung gewähren. In diesem Falle hätten sie aus Amerika nur Munition, Waffen und Offiziere zu erwarten. Die Brüder in Irland seien übrigens zahlreich und disciplinirt genug, um mit einer solchen Hilfe innerhalb eines Monats von der Zeit an, wo die Sturmfeuer auf den Gipfeln ihrer heiligen Hügel angezündet würden, alle Rothröcke und alle rothen Flaggen jenseits der Grenzen der „heiligen Insel" zu treiben.

Zuletzt wird noch erwähnt, jedes Mitglied der Brüderschaft könne in amerikanischen Fragen ganz nach seiner Ueberzeugung stimmen und in den Berathungen der Fenier sei weder von amerikanischen noch von religiösen Fragen die Rede; sobald die Fenier in dieser Eigenschaft zusammenkämen, so handele es sich für sie nur um das Wohl ihres „grünen Eilandes."

Erst nachdem so die über die Verbindung verbreiteten irrigen Angaben oder nach der Ansicht der Fenier „Verläumbungen" widerlegt sind, spricht sich das betreffende Programm über den eigentlichen Ursprung und die jetzige Organisation der Brüderschaft aus.

Der bereits erwähnte Oberst John O'Mahony und der verstorbene Oberstlieutenant Dobenay begannen im Jahre 1857 die Bildung der sogenannten „Emmet Monument Association" oder E. M. A., deren Name schon andeutete, daß es sich um den Zweck der Befreiung Irlands von Englands Herrschaft handele. Als nämlich Robert Emmet wegen Empörung zum Galgen geführt wurde, bat er seine Landsleute, ihm erst dann ein Denkmal zu setzen, wenn Irland aus der Leibeigenschaft Englands befreit sei. Eine Gesellschaft, welche vorschlug, diesem Emmet auf irischem Grund und Boden ein Denkmal zu setzen, erklärte stillschweigend, daß sie der Herrschaft Englands über Irland ein Ende machen wolle, und ganz dasselbe erstrebt jetzt die Fenian-Brüderschaft, die 1859 aus dem E. M. A. hervorging und nur eine weitere Entwickelung derselben unter deren Siftern war. Oberst O'Mahony, das Hauptcentrum der Verbindung, gab ihr den Namen Fenian Brotherhood.

Was nun die Organisation der Brüderschaft betrifft, so führt das Haupt derselben in den Vereinigten Staaten und in andern Ländern den Namen „Hauptcentrum von Nordamerika" und diesen Posten bekleidete der Oberst O'Mahony, dessen Vorfahren seit tausend Jahren die fruchtbaren Thäler an den Comeraghgebirgen im südwestlichen Irland bewohnt haben. Das Haupt-

centrum der Verbindung in den Vereinigten Staaten wird jährlich von einem allgemeinen Congreß erwählt, der aus den verschiedenen Centren der Staaten ex officio und einen Delegirten von jedem Kreise, der nicht weniger als 100 Mitglieder zählt, und einem zweiten Delegirten, wenn der Kreis 200 oder mehr Mitglieder hat, zusammengesetzt ist. Das Hauptcentrum hat sehr ausgedehnte Vollmachten und ist die einzige Mittelperson zwischen den Feniern in Amerika, wo ihr Bestehen gesetzlich und anerkannt ist, und denen in Irland und anderen englischen Provinzen, wo sie deportirt werden würden, wenn man sie verhaftete.

Die Kreise sind nur dann zur Vertretung im Congreß ermächtigt, wenn sie wenigstens während der vorhergegangenen letzten zwei Monate regelmäßige und befriedigende Berichte von dem Kreiscentrum an das Staatscentrum eingeschickt haben, von dem dieselben an das Hauptcentrum in New-York besorgt werden.

Dem Hauptcentrum steht eine Art von Cabinet zur Seite, das den Namen „Centralrath der Zehn" führt, und von ersterm selbst ernannt wird, aber von dem nächsten Congreß der Verbindung bestätigt werden muß. Dieselbe Art der Ernennung findet in Betreff des Centralschatzmeisters, dessen Gehilfen und der Centralsecretaire Statt. Die bei dem Schatze angestellten Beamten haben eine Caution zu stellen, welche von dem Centralrath zu genehmigen ist.

Der Centralrath wählt aus seiner Mitte seinen Präsidenten, welcher den Posten des Hauptcentrums, im Fall des Todes, der Resignation oder der Verhinderung desselben, übernimmt.

Die Centren der Staaten werden von dem Hauptcentrum auf die Empfehlung der Majorität der Delegirten von den verschiedenen Kreisen, die zum Mitstimmen berechtigt sind, ernannt und mit ihren amtlichen Pflichten beauftragt. Das Hauptcentrum hat indessen das Recht, solche Ernennungen zu verwerfen, doch ist es für sein Verfahren dem nächsten Congreß verantwortlich. Mit der Zustimmung des Centralraths kann das Hauptcentrum irgend ein Staatscentrum entsetzen und statt dessen einen vertrauenswerthern Mann für den Posten ernennen. Dem Staatscentrum liegt es ob, die Kreiscentren einzusetzen, neue Kreise zu bilden, die kleineren Streitigkeiten zu schlichten und monatlich zweimal dem Hauptcentrum einen Bericht über die Fortschritte, die Zahl der Mitglieder und die Finanzlage einzusenden.

Die Kreise der Brüderschaft zählen von 60 — das Minimum — bis zu 500 Mitgliedern und im Durchschnitt durch alle Staaten zählt der Kreis 230 Mitglieder. Die Zahl der Kreise ist in den Staaten sehr verschieden. Im Jahre 1865 hatte Connecticut 8, California 13, Delaware 3, Indiana 29, Illinois 26, Jowa 15, Kentucky 8, Kansas 3, Louisiana 1, Missouri 9, das Gebiet Montana 2, Maine 3, Michigan 9, Minnesota 3, Massachusetts 65, Nevada 3, Now-Hampshire 9, der Staat New-York 41, die Stadt New-York oder der District Manhattan 26, New-Jersey 5, Ohio 22, Oregon 3, Pennsylvanien 27, Rhode Island 10, Tennessee 4, Vermont 6, Wisconsin 11, Armee und Marine 15. Die 15 Kreise der Armee und Marine zäh-

… die Gesammtzahl der Fenier in den Vereinigten Staaten wurde auf 80,000 geschätzt. Von den Mitgliedern in Amerika verlangt man nicht, daß sie kriegstüchtig sein oder den Eid für den militärischen Dienst und Gehorsam leisten sollen, zwei Punkte, welche in Irland die Vorbedingungen der Aufnahme in das Heer der Unabhängigkeit sind.

Der Ausschuß für die Militärangelegenheiten besteht aus dreizehn Officieren, die entweder noch jetzt in der Armee der Vereinigten Staaten dienen oder darin gedient haben.

Der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten zählt deren acht; derjenige für die im nächsten Congreß zu beantragenden Resolutionen nur zwei; der Finanzausschuß sechs; der Regierungs- und Verordnungsausschuß neun.

Der Name des aus Amerika an die irische revolutionaire Brüderschaft oder den Zweig der Brüderschaft auf der grünen Insel geschickten ersten Abgesandten bleibt strenges Geheimniß. Die Berichte dieses Beamten und seiner Untergebenen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Preis der Waffen in Irland, ihrer Beschaffenheit, mit der Art und Qualität der Geschütze und Artillerievorräthe, welche im Besitz der I. R. B., d. h. Irish Republican Brotherhood sind, und diesen Berichten sind Documente über alle Angelegenheiten, welche zur Militair-Organisation der besagten I. R. B. gehören, beigefügt. Ueber alle diese Dinge wird in jedem jährlichen Congreß dem Militärausschuß berichtet, um denselben in den Stand zu setzen, seine Thätigkeit danach zu bestimmen und dem Haupt-Centrum der Brüderschaft in Nordamerika einen ausführlichen Bericht erstatten zu können.

Was nun die „Kreise" betrifft, so werden dieselben zuerst von Agenten des Staats gebildet, welche verschiedene Ortschaften besuchen, neue Mitglieder anwerben und deren so viel zu gewinnen suchen, um einen provisorischen Kreis zu bilden. Dieser wählt dann das provisorische Centrum, welches die Zahl der Mitglieder wenigstens auf 60 bringen muß, ehe es sich an das Staatscentrum mit dem Gesuch um seine förmliche Ernennung wenden darf, die seinen Kreis ermächtigt, einen Delegirten in den nächsten Congreß zu senden. Sobald der Kreis 60 Mitglieder zählt, so wählen dieselben ein dauerndes Centrum, das, sobald es von dem Staatscentrum und dem Hauptcentrum genehmigt ist, von dem letzteren seine Bestätigung erhält. Diese Kreise senden jeden Monat einen vollständigen Bericht über ihre Lage, Einnahmen und Ausgaben, Zunahme oder Abnahme ihrer Mitglieder &c. in zwei Abschriften ein, von denen die eine für das Staatscentrum bestimmt ist, die andere an das Hauptcentrum geht. Unterläßt ein Kreis die Einsendung seines Berichts drei Monate lang, so wird jede Beziehung mit ihm abgebrochen, wofern er nicht volle und befriedigende Erklärungen einsendet. Das Eintrittsgeld in einen Kreis soll nicht weniger als einen Dollar betragen, doch patriotische reiche Mitglieder haben freiwillig bis 500 Dollar bezahlt. Der monatliche Beitrag jedes Mitglieds soll nicht unter 10 Cents betragen, doch durchschnittlich werden von jedem Mitgliede gegen 50 Cents bezahlt. Candidaten

für die Mitgliedschaft in einem bestehenden Kreise müssen von einem Mitgliede vorgeschlagen und von einem andern unterstützt werden. Der Sicherheitsausschuß, der wenigstens aus drei und aus nicht mehr als sieben der verschwiegensten und achtbarsten Mitglieder des Kreises besteht, und der von dem Centrum des Kreises ernannt worden, aber durch das Votum der Majorität der Mitglieder des Kreises bestätigt worden ist, entscheidet dann, ob der Candidat zugelassen werden soll oder nicht. Der Bericht des Ausschusses über die Zulassung eines Candidaten wird dann einer Versammlung aller Mitglieder des Kreises zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt. Bei der Aufnahme hat der Candidat die folgende Erklärung abzugeben: „Ich verpfände als ein wahrhafter und rechtschaffener Mann feierlich mein heiliges Ehrenwort, daß ich mit ernstlichem Eifer für die Befreiung Irlands von englischem Joche und für die Errichtung einer freien unabhängigen Regierung auf irischem Grund und Boden arbeiten will; daß ich die Befehle meiner höhern Officiere in der Fenian-Brüderschaft, die zu meinen Pflichten als Mitglied derselben gehören, unbedingt gehorchen werde; daß ich meine Pflichten als Mitglied, wie sie in der Constitution und in der Verordnung vorgeschrieben sind, treu erfüllen will; daß ich mich anstrengen will, die Gefühle der Eintracht, Liebe und der Duldung unter allen Irländern zu befördern und die vorerwähnte Fenian-Brüderschaft mit voller Kraft zu pfleg-n, zu vertheidigen und sie weiter zu verbreiten."

Das Centrum eines Kreises correspondirt bloß mit dem Centrum seines Staates und dieses mit dem Hauptcentrum. Das Hauptcentrum besorgt die Correspondenz mit den Brüdern in Irland, Canada und andern fremden Ländern ganz allein — und dieses Gesetz ist um so weniger einer Uebertretung ausgesetzt, weil das Centralcentrum und sein Centralrath allein die wahren Namen und Adressen der I. R. B. und anderer Brüderschaften in Irland, Canada und anderswo kennen. Aus Irland ankommende Mitglieder der I. R. B. haben ihre Beglaubigungsschreiben von ihrem Vorgesetzten zuerst dem Hauptcentrum zu überreichen, das sie dann als Mitglieder der Fenian-Brüderschaft anzuerkennen hat.

Wenn Brüder im Begriff stehen ihren Wohnort zu verändern, so müssen sie sich gegen eine kleine Abgabe von dem Centrum ihres bisherigen Kreises ein Einführungsschreiben an den Kreis, in den sie eintreten wollen, ausstellen lassen, und liegt dieser in einem andern Staate, so bedarf es einer Bestätigung des Einführungsschreibens von Seiten des Staatscentrums. Eine von der Majorität des Centralraths gebilligte Entscheidung des Hauptcentrums ist in Betreff aller Punkte innerhalb der Verbindung absolut.

So ist die Organisation der Fenian Brotherhood in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo ihre Zwecke, ihr Verfahren und ihr Bestehen streng gesetzlich und folglich ihre Schritte verhältnißmäßig öffentlich sind.

„Natürlich ist es ganz anders mit dem in Irland bestehenden Zweige der I. R. B., die im wahren Sinne des Worts eine geheime, durch einen Eidschwur verpflichtete Verschwörung ist, deren Mechanismus aber sie vor jeder Entdeckung irgend eines Spions oder Kundschafters von Seiten der

Regierung schützt und daher ist es derselben auch noch nicht gelungen, Mitglieder der Verbindung festzunehmen, trotzdem daß es deren auf der Smaraginsel 65,000 gibt. In Irland können nur junge, kräftige Leute in die Verbindung aufgenommen werden, denn dort muß jeder Fenier oder jedes Mitglied der I. R. B. für die Pflichten und Anstrengungen des Lagerlebens geeignet sein; er muß den feierlichsten Eid des militarischen Gehorsams und seiner Bereitschaft, gegen die „Rothröcke" auszurücken, wenn er von seinem nächsten höhern Officier dazu aufgefordet wird, leisten. Einstweilen muß er dem Exerciren und andern Uebungen beiwohnen, die jetzt in ganz Irland sehr eifrig von den Officieren, Sergeanten betrieben werden, welche von Seiten des Hauptcentrums von Amerika zu diesen Zwecken dahin geschickt worden sind. Wenn die gegenwärtigen Mitglieder der I. R. B. in Irland gut bewaffnet wären und man schickte ihnen 3000 bis 5000 erfahrene Officiere aus dem amerikanischen Bürgerkriege, so würde es keinen Feldzug von drei Monaten erfordern, um die Engländer gänzlich und für immer aus Irland zu vertreiben. Jetzt besteht die Schwierigkeit darin, hinreichende Waffen und Munition in's Land zu schmuggeln und dann, wenn sie die verschiedenen geheimen Niederlagen längs der Küste erreicht haben, durch die ganze Insel zu vertheilen. Sollte aber der Frieden zwischen Frankreich oder den Vereinigten Staaten und England gestört werden, so würde diese große Ursache der Verzögerung und der Verlegenheit sofort beseitigt sein, denn mehr als zwei Drittel der Fenians oder Irish Republican Brothers in ihrem Geburtslande sind soweit einexercirt, als das in Ermangelung der nothwendigen Musketen und Bajonette mit rohen Piken möglich zu machen ist. Onkel Sam wird aber bald eine halbe Million Musketen und eine Menge Geschütze und die erforderliche Munition, die er zu Hause nicht braucht, zu seiner Verfügung haben. Wenn dann England sich weigert, die Entschädigung zu bezahlen, welche der Alabama dem nordamerikanischen Handel verursacht hat, so wird ein Viertel jener Gewehre, die an den Küsten Irlands gelandet werden, genügen, die Engländer von dort zu vertreiben, und ehe ein Jahr vergeht, werden dann Delegirte der irischen Republik an die Thür unseres National-Congresses klopfen und um die Aufnahme ihres Staats als Avantgarde und europäischer Außenposten der amerikanischen Freiheit und populärer demokratischer Institutionen, in die Union bitten. Sollte es zu einem Kriege zwischen Frankreich und England kommen, so wird sich genau dasselbe ereignen. Irland wird zuerst seine Unabhängigkeit erkämpfen und dann seinen Flug dahin nehmen, wo sein Herz stets gewesen ist, zum Schutz und zum sichern, starken Zufluchtsort der mächtigen Staaten Nordamerikas."

Wir haben diese Stelle dem Artikel wörtlich entnommen, weil sie am deutlichsten zeigt, mit welchen Hoffnungen man sich in Amerika schmeichelt, denn man darf ja nicht glauben, daß die Fenier allein so denken. Der New York Herald sprach aus, ganz Europa werde in kurzer Zeit durch die mächtigen Vereinigten Staaten in eine Republik umgewandelt sein und ein bekannter Ausspruch Napoleon's I. noch zur Wahrheit werden.

Das Programm geht dann zur Organisation der Fenier in Irland über und erklärt dabei, daß denselben der Plan der französischen geheimen politischen Gesellschaften zu Grunde liege, denen der Obrist O'Mahony während seines mehrjährigen Aufenthalts in Paris eine besondere Beachtung geschenkt und dann bei einem seiner geheimen Besuche in Irland, aus dem die englische Regierung, die einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, ihn verbannt, dahin verpflanzt habe.

Die Nationalmacht der Fenier in Irland ist den Händen einer aus vier Personen bestehenden provisorischen Regierung übergeben (der Name, den sie in der Brüderschaft führt, wird verschwiegen), welche die vier irischen Provinzen oder Fürstenthümer Ulster, Munster, Leinster und Connaught vertreten. Das sind die vier Männer, mit denen das Hauptcentrum in Amerika ganz allein in Correspondenz steht. Die Art, in welcher diese Beamten erwählt und in ihrer Stellung eingesetzt worden sind, ist geheim und in Amerika nur dem Hauptcentrum und seinem Centralrathe bekannt. Es ist die Pflicht eines jeden dieser vier Beamten, in seiner Provinz solche hervorragende und zuverlässige Männer aufzusuchen und zu entdecken, welche Localeinfluß und die erforderliche Erziehung besitzen und geneigt sein mögen, sich der Brüderschaft anzuschließen und den Oberstenrang in einem zu bildenden Regiment zu übernehmen. Der hohe Beamte muß dabei um seiner selbst willen höchst vorsichtig verfahren. Zuerst erkundigt er sich nach den allgemeinen Ansichten des Herrn, den er zu seinem Oberst wählen will, und dann sucht er ihn auszuforschen, ob er wohl sich entschließen könne, sein Leben und Eigenthum für die Befreiung Irlands einzusetzen, und erst wenn er sich davon überzeugt hat, geht er näher mit der Sprache heraus, zeigt dem Anzuwerbenden so viel von seinem Beglaubigungsschreiben, als ihm nothwendig erscheinen mag, läßt ihn seinen Schwur leisten und dann ernennt er ihn förmlich zum Oberst der „Irish Republican Brotherhood.“ In jeder der vier Provinzen soll es gegen 20 bis 30 solcher Obersten geben, ohne daß Einer von ihnen die Andern officiell kennt oder Zeugniß gegen einen der Uebrigen zu geben im Stande sein würde. Ein jeder von ihnen hat seinen Schwur getrennt geleistet und kennt nur den Vorgesetzten, dem er denselben geleistet hat. Eben so wenig kennt er die Vorgesetzten der drei übrigen Provinzen, und da der Schwur dem hohen Beamten ganz geheim geleistet wurde, auch die Ernennung des Obersten in Worten von keiner gesetzlichen Bedeutung geschrieben und nur mit einem Siegel versehen ist, so läßt sich weder ein mündliches noch ein schriftliches Zeugniß gegen irgend ein Mitglied der provisorischen Regierung herbeischaffen, selbst wenn ein Oberst, was sich bis jetzt nie ereignet hat, zum Verräther werden wollte.

Jeder so ernannte Oberst schreitet dann mit gleicher Vorsicht und mit gleichem persönlichen Risico zur Wahl von neun Untergeordneten, denen der Capitänsrang von ihrem Oberst verliehen wird. Sie werden nur unter den genauesten Bekannten ausgewählt, denen der Oberst volles Vertrauen schenken kann, den ganzen Plan aber ihnen doch erst dann eröffnet, wenn er ihre geheimsten Gesinnungen erforscht und sich überzeugt hat, daß sie der Br-

freiung Irlands jedes Opfer zu bringen bereit sind. Sie leisten dann dem Oberst getrennt den Eidschwur als „Soldaten der irischen Republik"; die Capitains kommen nie mit einander in officielle Berührung und Jeder von ihnen kennt weiter keinen Vorgesetzten als seinen Oberst. In dieser Art können zwei Capitains Jahre lang neben einander wohnen, ohne je zu erfahren, daß sie einer und derselben Verbindung angehören. In gleicher Weise hat jeder Capitän neun Sergeanten auszuwählen, die ihm den Treuschwur zu leisten haben und jeder Sergeant neun seiner Bekannten als gemeine Soldaten, die seine Rotte bilden und sich monatlich vier Mal versammeln, um sich von ihrem Sergeanten einexerciren zu lassen. Diese zehn Männer kennen einander, doch weiter reicht ihre Kenntniß der Mitglieder der I. R. B. nicht und dieses gemeinschaftliche Exerciren ohne Feuerwaffen ist nach keinem englischen Gesetz zu bestrafen.

Unter den Gemeinen haben sich einige Verräther gefunden und wenige Sergeanten sind deportirt worden, doch höher hinauf ist noch nicht ein einziges Beispiel von Verrath vorgekommen. Zwei Sergeanten in zwei verschiedenen Provinzen suchten ihre Capitäns zu verrathen, doch die englische Regierung überzeugte sich bald, daß sie keine gesetzlichen Beweise der Schuld derselben herbeizubringen vermöge und gab die gerichtliche Verfolgung auf, ehe diese Capitäns vor ein Geschwornengericht gestellt wurden.

Die Fenier-Brüderschaft breitet sich auch über Canada aus, doch über die dortige Organisation theilt der New York Herald nichts mit; wohl aber spricht er den lebhaften Wunsch aus, daß der Präsident Johnson England möglichst bald den Krieg erklären möge. Er könne überzeugt sein, daß in diesem Falle sofort 80,000 bis 100,000 Fenier, ohne irgend ein Handgeld zu verlangen, die Waffen ergreifen würden, um ihre Todfeinde, die Engländer zu bekämpfen. Der Haß der Iren gegen die britische Regierung sei ein Theil ihrer Religion.

Am 9. Mai 1865 wurde in Dublin die dort veranstaltete große internationale Ausstellung und zwar von dem Prinzen von Wales, welcher die Präsidentschaft übernommen, eröffnet. Um den bei dieser Gelegenheit bevorstehennen Feierlichkeiten entgegenzuwirken, wurde von Seiten der Fenischen Brüderschaft der folgende Aufruf erlassen, der in Irland eine weite Verbreitung fand:

„Sic semper tyrannis. 1865 versus 1172. Irländer!

693 Jahre blutiger Ausrottung und räuberischer Plünderei von Seiten britischer Schlächter, der Landsleute des Sohnes der Königin von England, fordern Euch zum Schweigen und zur Verachtung auf. Auch nicht durch Eure bloße Erscheinung solltet ihr die Theilnahme an dem hohlen Festgepräge zeigen, das am 9. Mai vor Euch paradirt werden wird von den Bastardabkömmlingen eines Strongbow oder Cromwell, welche zufällig in Irland geboren sind, sich aber als Unterthanen Englands hinstellen. Irländer, bezeugt Eure Hingebung für Irland, indem Ihr Euch in brüderlichen Genossenschaften organisirt, um Irland für die Irländer zu erhalten.

Auf Befehl des Wachsamkeits-Ausschusses. Gott erhalte das Volk!"

Der Anfang der englischen Herrschaft über Irland datirt bekanntlich vom Jahre 1172, wo der König Heinrich II. sich eines kleinen Theils des „grünen Eilandes“ bemächtigte.

Den zweiten Beweis dafür bietet das Formular des Treuschwurs dar, das man bei einem Irländer fand, welcher in Liverpool verhaftet wurde, den derselbe der nun hergestellten — natürlich nur im Geiste der Fenier — irischen Republik geschworen und darin seinen Vorgesetzten den strengsten militairischen Gehorsam versprochen hat. — —

Wie es scheint, ist der Geist der Empörung, den die Fenier ausgestreut haben, in Irland nicht mehr zu dämpfen. Man erwartet, daß das Frühjahr 1867 einen gefährlichen Aufstand mit sich bringen werde.

Südrussische Alterthümer.

In dem zu Petersburg erschienenen Werke „Antiquités du Bosphore cimmérien“ findet man eine geschichtliche Zusammenstellung über die in der Nähe von Kertsch veranstalteten Ausgrabungen, unter denen die Aufdeckung eines Tumulus, welcher bei den Tataren Kal-Aba (Aschenberg) heißt, von besonderer Wichtigkeit ist. Schon die Construction der Grabkammer und des zu ihr führenden Ganges hat — nur in kleinerem Maßstabe — die größte Aehnlichkeit mit dem Bau des sogenannten Schatzhauses des Atreus zu Mykene, welches jedoch, wie die im Kal-Aba gemachten Funde beweisen können, für ein Königsgrab gehalten ist und als ein solches von den neuern Forschern auch anerkannt wird. Denn daß die im Kal-Aba im Jahre 1830 entdeckte Grabkammer, die sich bis dahin unversehrt erhalten hatte, eine königliche Gruft gewesen sei, ergiebt sich offenbar aus den vielen werthvollen, daselbst gefundenen Gegenständen, unter denen zwei königliche Diademe aus Gold und zwei silberne Scepter nur einem königlichen Paare angehören können, so daß die in jenem Grabe noch erhaltenen Skelette, ein männliches und ein weibliches, hiernach wohl Ueberreste eines Königs und einer Königin sein dürften. Außerdem entdeckte man das Gerippe eines Pferdes und daneben das eines Mannes, von denen jenes wohl dem Lieblingspferde des Königs, dieses seinem königlichen Stallmeister angehören dürfte. Unter den Platten des steinernen Fußbodens der Grabkammer befand sich endlich ein noch nicht ausgemauertes, jedenfalls älteres Grab mit den Resten eines Leichnams und mit verschiedenem Goldschmuck. Gräber ähnlicher Construction sind später noch mehrere Mal in Kertsch vorgekommen, da man sie aber schon früher geöffnet hatte, waren sie der ihnen ursprünglich beigegebenen Schmucksachen und Schätze beraubt, und besitzen nur in architektonischer Hinsicht eine Interesse

In anderen Kurganen oder Tumulis bestand die Grabkammer nur aus festgetretener Erde, während sie wieder in anderen aus Ziegeln oder aus dünnen Kalksteinplatten construirt war. In mehreren, besonders aber in den Gräbern von Kertsch, fand man hölzerne Särge, von denen sich einige, die fast vollständig erhalten waren, durch künstlerischen Schmuck besonders hervorthun. Außer den menschlichen Skeletten, die man frei oder in Särgen auffand, waren Aschenkrüge, in denen man die verbrannten Gebeine der Verstorbenen aufbewahrt hatte, durchaus keine Seltenheit, und zwar fand man die Skelette und Aschenkrüge neben einander, so daß beide Begräbnißarten gleichzeitig bestanden haben müssen.

Während des Krimkrieges mußten die Grabungen natürlicher Weise eingestellt, und alles Wichtigere aus dem Kertscher Museum ins Innere oder nach Petersburg geschafft werden. Die Beute des in die Stadt Kertsch eindringenden Feindes war daher im Ganzen eine nur unbedeutende und ein von Mac Pherson geschriebenes Buch über die Alterthümer von Kertsch (Antiquities of Kertch) mit Bildern in Farbendruck verdient deshalb wenig Beachtung. Nicht blos die Petersburger Sammlungen, sondern auch die einiger russischen Magnaten (Kotschubei, Uwaroff, Sibirski, und Stroganoff) enthalten weit Vollkommneres. Die russischen Grabungen wurden zuerst unter dem Ministerium des Grafen Perofski nach einem System ausgeführt, von dem Director des Kertscher Museums Herrn von Lutzenko eifrig fortgesetzt, und über deren Resultate ein in alle Einzelheiten eingehendes Tagebuch gehalten. Das alles hatte unter Aschiks Direction, der Jahre lang in Odessa lebte und aus der Ferne die Arbeiten nicht genau zu überwachen im Stande war, nur mangelhaft geschehen können, und deshalb mußte es jedenfalls ein offenbarer Gewinn für die Sache sein, daß sich die Regierung von nun an, mit Aufwendung großer Kosten und Beobachtung eines von Sachkundigen entworfenen Systems, der Grabungen eifrigst annahm. Die jetzt ins Leben gerufene, durch wesentliche Erfolge belohnte Thätigkeit hat zu so glücklichen Resultaten geführt, daß die russische Regierung, in Folge der reichen Ausbeute der taurischen Grabungen, auch andere, namentlich im Ekaterinoslawschen Gouvernement gelegene Kurgane in Angriff nahm, und am 2. Februar 1859 eine archäologische Commission unter dem Vorsitze des Grafen Stroganoff (Serge) einsetzte, welche über die jährlich gemachten Funde und Entdeckungen authentische Nachrichten einziehen, und über dieselben in jedem Jahre einen genauen Bericht veröffentlichen sollte. In Folge dieser kaiserlichen Bestimmung sind eine Reihenfolge von Compte rendus, erschienen.

In dem Compte rendu für das Jahr 1859 (Petersburg 1860) giebt der Graf Stroganoff als Präsident der kaiserlichen archäologischen Commission zuerst die Orte an, an welchen man im Laufe des Jahres 1859 zur Entdeckung von Alterthümern Grabungen unternommen habe, und berichtet dann, was die einzelnen ergeben hätten. Die hierhin gehörigen Arbeiten waren an drei verschiedenen Punkten des großen Reiches unternommen wor-

den, und zwar namentlich im Ekaterinoslawschen Gouvernement, in der Umgegend von Kertsch und auf der Halbinsel Taman.

Im Ekaterinoslawschen Gouvernement (beim Flecken Alexandropol, 5 Werst vom Dniepr und 30 vom Flusse Buzuwluk) hatte die Eröffnung des Rasengrabes, eines in einem Umkreise von mehr als drei deutschen Meilen (25 Werst) in der Steppe sichtbaren Kurgans, zur wichtigen Entdeckung der bis dahin vergeblich gesuchten skythischen Königsgräber geführt, welche nach Herodot (lib. IV) im Lande Gerrhos liegen sollten. Die aus mächtigen Steinen aufgeführten Grabkammern waren freilich schon früher geöffnet und ihrer Schätze größtentheils beraubt worden, allein die von den Plünderern zurückgelassenen Gegenstände in Gold und Silber, sowie besonders in Kupfer und Eisen füllen dessenungeachtet doch noch im Museum der kaiserlichen Eremitage sechs Glasschränke, und sind um so interessanter, als einige derselben griechischen Ursprungs, mit denen aus Kertsch, namentlich aus Kul-Oba stammenden große Aehnlichkeit darbieten. Andere gehören in die Klasse der sogenannten Tschudischen Alterthümer, wie solche auch in Westsibirien vorkommen. Fünf vom Akademiker Baer untersuchte, gleichfalls in jenem skythischen Königsgrab gefundene Schädel gehören zwei verschiedenen Völkern an, denn zwei von ihnen sind denen sehr ähnlich, die im mittleren Rußland vorkommen, während die drei anderen, unter welchen ein Königsschädel sich befindet, mit den in Sibirien entdeckten, den tschudischen, vollkommen übereinstimmen. Die im Jahre 1858 in derselben Gegend, namentlich beim Dorfe Mariewka, unternommene Eröffnung eines anderen, weniger großen, aber derselben Klasse angehörigen Kurgans wies auch hier ein skythisches Königsgrab nach in einer von mächtigen Steinen gebildeten Grabkammer mit langen Gängen, sowie mit verschiedenen ganz ähnlichen Gegenständen, wenngleich in geringerer Zahl, da auch dieser Tumulus schon in früherer Zeit und zwar noch gründlicher geplündert worden war, als das Rasengrab. Außerdem eröffnete man noch drei andere Tumuli beim Dorfe Mariewka, welche äußerlich dem zuerst in Angriff genommenen sehr ähnlich waren und ein für sich abgeschlossenes Ganze zu bilden schienen. Man fand in denselben indessen nur menschliche Skelette, sowie einige ganz einfache Thongeschirre, und vermuthet daher, daß in ihnen, neben dem Hauptgrabe des Königs die Gebeine der bei der Bestattung des königlichen Herrn geopferten Diener und Sklaven zu erkennen seien.

Die Grabungen bei Kertsch wurden im Jahre 1859 an sieben verschiedenen Localitäten in nächster Nähe der Stadt fortgesetzt, und durch dieselben 58 verschiedenartige Gräber aufgedeckt, von denen besonders drei, noch unberührt von räuberischen Händen, eine sehr reiche Ausbeute ergaben. In der steinernen Grabkammer des einen Grabhügels stand ein hölzerner zur Hälfte erhaltener Sarg mit geschnitztem Deckel, eine $5\frac{1}{2}$ Werschok hohe Amphora mit Darstellungen*) auf schwarzem Grunde, ein kleiner Metallspiegel, mehrere goldene Ringe und eine Schale, auf deren schwarzem Deckel ein

*) Man sieht auf dem Gefäße einen Jüngling, ein Pferd und eine junge Frau, die ein Trankopfer vollzieht.

welchem sehr kunstvoll ein Löwe eingeschnitten ist. In dem zweiten Grabe, das seiner Construction nach dem ersten ähnlich war, fand man gleichfalls einen hölzernen Sarg und ähnliche Gegenstände, wie in jenem. Noch wichtiger war das dritte Grab auf der Höhe des Berges Juz-Oba, wo in einer geräumigen Gruft mit sogenannten ägyptischem Gewölbe ein schon von Würmern zernagter, mit verschiedenem Schnitzwerk und Zierrathen geschmückter Sarg stand, welcher einen hohen, mit einem Stoffe beschlagenen Deckel hatte. Unter letzterem fand man, neben dem ganz verwesten Leichnam, ein Paar geschmackvolle in Golddrath gearbeitete Ohrringe mit goldenen Gehängen, Mänaden darstellend, von denen die eine einen Panther, die andere eine Hirschkuh oder ein Reh an den Füßen hält; ferner eine goldene Halskette, zwei kleine goldene Ringe (bei einem derselben ist auf der ebenen, mit keinem Edelstein versehenen Fläche eine Rose nebst einer auf ihr sitzenden Cicade eingegraben); dann einen Chalcedon mit antiker goldener Kette, in vortrefflichem Schnitt, die geflügelte Gorgone mit Schlangen in den Händen darstellend; sodann einen Agat mit der Darstellung eines Pferdes, welches beim Wettrennen eben am Ziele ankommt; endlich ein großer vergoldete Bronzespiegel, eine knöcherne Spindel und andere Kleinigkeiten. Neben dem Sarge standen zwei prachtvolle, vollständig erhaltene Thongefäße; das eine eine Amphora; das andere eine Patera; bei beiden auf schwarzem Grunde gelbliche Figuren, an denen einzelne Theile durch Farben und Gold hervorgehoben werden. Die Amphora zeigt auf der Hauptseite einen bärtigen Mann auf einem Throne und zu dessen Seiten Athene, Hermes und andere Figuren; auf der Rückseite eine bacchische Scene. Auf dem Deckel der Patera ist eine Toilettenscene dargestellt. Beide Gefäße können in Bezug auf kunstvolle Zeichnung und reiche Ausführung dem Besten beigezählt werden, was uns aus dem Alterthum an ähnlichen Kunstproducten überkommen ist. — Außerdem ergab die Eröffnung der anderen Gräber, von deren Resultaten das Journal des Directors Lutzenko alle Einzelheiten aufzählt und durch Zeichnungen veranschaulicht, noch eine Menge werthvoller Gegenstände, unter denen folgende namentlich angeführt werden: eine Urne von weißem Marmor mit einem Deckel; eine andere von Bronze, vergoldet, nebst silbernem Deckel und Untersatz, und verbrannte Knochen, Stücke Pech und einen Chalcedon enthaltend, auf welchem Aphrodite mit dem vor ihr stehenden Eros abgebildet ist; eine schöne thönerne Amphora von schwarzer Farbe, mit Cannelirungen und einer Guirlande; ein $2^1/_2$ Arschin hohes Thongefäß; verschiedene Inschriften, theils auf zerbrochenen Mormorplatten, theils auf Gefäßhenkeln; einige Statuetten aus Terra cotta; eine hübsche kleine Lampe in der Form eines Stierkopfes; thönerne und gläserne Gefäße verschiedener Gestalt; eine Menge von Perlen von Halsketten, theils in Gold, theils in verschiedenen Massen, theils in Carneol, Lignit und Ambra; mehrere Amulette; Ringe in Gold, Silber, Bronze und Eisen; Ohrgehänge in Gold, Silber und Bronze; goldene und eherne Fermoirs; endlich Münzen, welche für die genauere Zeitbestimmung der einzelnen Gräber von der höchsten Wichtigkeit sind. Außer-

1831 geöffneten Grabhügel Kul-Oba.

Was endlich die Grabungen auf der Halbinsel Taman anbelangt, so beschränkte man dieselben im Jahre 1859 hauptsächlich auf den Platz Phanagoria's, in dessen Nähe man unter dem Wasser die Reste eines alten Molo's sieht, und wo man früher eine griechische Inschrift aus dem vierten Jahrhundert vor Christi Geburt entdeckt hatte. Hier, wo jedenfalls die alte Stadt einst gestanden, fand man ein Vasenfragment mit schwarzen Figuren auf gelbem Grunde, verschiedene Architecturstücke in Marmor oder in gewöhnlichem Stein und ein paar griechische Inschriften, von denen die eine von den Bürgern der Königin Dynamis, der Enkelin von Mithridates dem Großen gewidmet ist, die andere, aus dem Jahre 152 n. Chr., zur Zeit des Rhoemetalces auf die Restauration eines Tempels der Sonnengöttin Bezug hat. In dem dort, nahe am Wasser, stehenden Hügel entdeckte man Reste einer 4 Arschin dicken Mauer von Ziegelsteinen. Andere Grabungen in dem jetzigen Phanagoria führten, ohne daß bei denselben besondere Alterthümer vorgekommen wären, zur weiteren Entdeckung von Baulichkeiten der alten Stadt, während die in der Umgegend geöffneten Tumuli, die man größtentheils ihrer Schätze schon früher beraubt hatte, eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute lieferten. Dafür zeichnete sich das Gefundene durch besondere Seltenheit aus; so unter anderem ein Paar griechische Thongefäße mit sehr kunstvoll ausgeführten Darstellungen. Auf dem einen, einer Hydria, erblickt man auf schwarzem Grunde Athene, Hermes und einige andere Figuren; auf dem anderen, einer 8 Werschok hohen Amphora, sieht man, gleichfalls auf schwarzem Grunde, einerseits eine junge Frau, die vor der Verfolgung eines jungen Mannes bei ihrem Vater Schutz sucht, und andererseits eine Scene aus der Paläſtra. Zu den Seltenheiten gehört ferner (aus einer schon früher zerstörten Katakombe) ein gut erhaltenes Tuch, in dem man noch die eingewebten farbigen Streifen erkennen kann; und eine Filzmütze, wie sie bei den Skythen (nach der Darstellung auf der Vase von Bernstein aus dem Kul-Oba) als Kopfbedeckung im Gebrauche war. Diese muß sich bei ihnen lange unverändert erhalten haben, da die besagte Katakombe jedenfalls einer späteren Zeit, als das Grab im Kul-Oba angehört. Die noch an andern Orten auf Taman angestellten Grabungen lieferten eine bronzene Hydria in vollendetem Styl, und führten zur Entdeckung von Ohrgehängen, Armbändern, Ringen theils in Gold oder Silber, theils in Bronze, sowie von Münzen und Gefäßen in Thon oder Glas. Ueber sämmtliche in Taman gemachten Funde und über Alles, was bei Eröffnung der einzelnen Kurgane Beachtenswerthes vorkam, giebt ein mit Zeichnungen versehenes, der Commission mitgetheiltes Journal die genaueste Auskunft.

Auf diesen Bericht des Präsidenten der archäologischen Commission für das Jahr 1859, aus welchem soeben das Hauptsächlichste mitgetheilt wurde, folgen, unter dem Titel Suppléments: 1) Nachweisungen über die früheren Grabungen, namentlich des Jahres 1858 von Herrn Linewitsch, und 2) eine

gelehrte und gründliche Erklärung der bei denselben entdeckten Gegenstände vom Akademiker Ludolf Stephani.

Im Jahre 1858 waren nämlich in der Umgegend von Kertsch an sechs verschiedenen Punkten Grabungen unternommen worden, bei denen besonders zwei Tumuli, der Pawlowski Kurgan, beim Vorgebirge gleichen Namens, und der Melek-Tschesmenski Kurgan, am Flüßchen Melek-Tschesmé eine reiche Ausbeute lieferten.

Der Pawlowski Kurgan, am äußersten Ende der Kette von Tumuli gelegen, welche sich in nordwestlicher Richtung vom genannten Cap bis zum asowschen Meere in einem Halbkreise hinziehen, war schon während des Krieges von den Franzosen, wegen seiner unmittelbaren Nähe bei der von ihnen besetzten Pawlow'schen Batterie, zu Kriegszwecken benutzt worden. Beim Ziehen eines Grabens waren sie auf mächtige, theils behauene, theils unbehauene, in vier Lagen auf einander liegende Steine gekommen und hatten nun bis in die Mitte des Hügels einen Stollen gegraben, jedenfalls in der Hoffnung, dort einen glücklichen Fund zu machen. Die von ihnen begonnenen Arbeiten waren nicht weiter fortgesetzt worden, weil der Stollen auf einen Felsen führte. Der Director des Kertscher Museums jedoch nahm dieselben wieder auf, besonders wegen der an der Basis des Hügels bloßgelegten Steine, die schon früher bei dem Zavski-Kurgan als eine Art von Ringmauer beobachtet worden waren. Mit einem von Norden nach Süden gehenden, 4 Faden breiten Durchschnitte wurde der Anfang gemacht. Die ersten Ergebnisse waren wenig befriedigend. Als man ziemlich zum Centrum des ganzen Tumulus vorgedrungen und kaum noch zwei Ellen von der französischen Mine entfernt war, begann plötzlich der Boden an einer Stelle zu weichen, und die auf demselben beschäftigten Arbeiter konnten sich nur mit Mühe vor dem Versinken retten. Man war zur eigentlichen Grabkammer gelangt, in welche drei Steine der durch horizontal liegende Steinplatten gebildeten Decke mit der über derselben liegenden Erde krachend hineinstürzten, während die übrigen Steine der Decke ungefährdet blieben. Die fünf Ellen hohe Grabkammer war aus mächtigen, behauenen Sandsteinen der dortigen Gegend aufgeführt, und barg in ihrer Mitte einen hölzernen, 4 Ellen langen, 2 Ellen breiten Holzsarg, der mit kunstvollem Schnitzwerke in verschiedenen Farben und Gold, mit kleinen Säulen an den 4 Ecken und in der Mitte der beiden Längenseiten, sowie mit anderem Schmucke verziert war. Die Höhe des Ganzen ließ sich nicht genau bestimmen, da der Deckel durch den theilweisen Einsturz der Decke zusammengebrochen war. Dessenungeachtet erkannte man an demselben Reste eines wollenen Stoffes mit kunstvollen Stickereien, mit welchem der Deckel überzogen gewesen zu sein scheint. Die Gebeine der mit dem Gesichte nach Westen liegenden Todten zerfielen bei der geringsten Berührung in Staub, während sich von deren Bekleidung ein mit trefflichen Stickereien (Arabesken und einer Amazone zu Pferde) geschmücktes Gewebe vollständig erhalten hatte. Den Kopf der Todten schmückten ein goldenes Stirnband (Ampyx) und goldene Ohrgehänge, den Hals eine goldene Halskette der feinsten Arbeit, und die Finger drei kleine goldene Ringe, von denen zwei

mit beweglichen Ringkästchen (chatow), und alle drei mit Darstellungen; auf dem einen Ringe sieht man auf blauen Emailgrund, in niedrigem Relief in Gold, einerseits zwei tanzende Skythen, anderseits ein phantastisches Meerungeheuer mit Delphinen und Fischen. Beide Seiten sind durch das sie deckende, durchsichtige weiße Glas vor jeder äußeren Beschädigung bewahrt worden und darum sichtbar. Auf dem zweiten Ringe erblickt man in Carneol, vertieft eingeschnitten, eine sitzende Aphrodite; auf dem dritten endlich einen Vogel. Zur linken Hand von der Todten lag ein mit Gold überzogener Metallspiegel, während sie an den Füßen kleine Stiefel von sehr feinem Leder trug. Von letzteren haben sich die Schäfte und das Oberleder wohl erhalten, die Sohlen nur fragmentarisch. Außerdem fanden sich fünf alabasterne Riechfläschchen, und neben jedem ein Schwamm; am Haupte ein aus Baumzweigen geflochtenes Körbchen und ein hölzernes Kästchen mit Verzierungen in verschiedenen Farben, aber das eine wie das andere von Würmern ganz zernagt. Neben dem Sarkophag entdeckte man mehrere, wahrscheinlich schon bei der Bestattung zerbrochene Alabastra und drei Thongefäße, von denen ich hier nur bemerken will, daß das eine einen tanzenden Skythen vorstellt, das andere ein mit Cannelirungen verzierter schwarzer Gießkrug ist, und das dritte endlich, eine Amphora mit trefflichen Darstellungen, unten näher besprochen werden soll. Endlich kam noch eine höchst seltene Silbermünze von Pantikapaeon zum Vorschein, die auf der einen Seite einen Jünglingskopf de face, und auf der anderen einen Löwenkopf in gleicher Stellung zeigt. Diese Münze, sowie die andern im Grabe gefundenen Gegenstände lassen auf ein sehr hohes Alter schließen, für welches der Anfang des vierten Jahrhunderts, ja vielleicht gar das Ende des fünften Jahrhunderts vor Chr. G. anzunehmen ist.

Die glücklichen Resultate, welche durch Auffindung dieses Grabes erzielt worden waren, veranlaßten die Direction, den Pawlowskischen Kurgan noch genauer zu durchforschen. Bei neuen Grabungen fand man, außer Aschengräbern mit einfachen Thongefäßen, eine Menge im Erdreiche zerstreuter Scherben, sowohl bemalter als ganz gewöhnlicher Amphoren. Unter ersteren, den bemalten, zeichneten sich besonders die Stücke aus, welche zu einem mächtigen Mischgefäße gehörten, und an verschiedenen ganz entgegengesetzten Punkten des Tumulus gefunden wurden. Dies führt zu der Vermuthung, daß jenes Gefäß, vor Beendigung des Grabhügels, auf dessen Spitze absichtlich zerbrochen worden, und mit seinen herabrollenden Scherben in die lockere Erde hineingekommen sei. Unter den einfachen Amphoren waren diejenigen besonders bemerkenswerth, welche am Fuße des Kurgans, ohne Grab, an einem Punkte vereinigt, aufgegraben wurden. Es waren ihrer zehn, mehr oder weniger zerbrochen, und, wie die Henkelinschriften bewiesen, thasischen Ursprungs. Sie waren die gewöhnlichen Weinbehälter, man bediente sich ihrer beim Todtenmahle und vergrub sie wahrscheinlich mit dem Verstorbenen, nachdem man sie geleert hatte.

(Schluß folgt.)

Robespierre.

(Fortsetzung.)

Mirabeau, der so gern die Welt überredet hätte, daß alle die Schicksale, welche er erlebte, von ihm selbst hergerührt hätten, war das Werkzeug höherer Leiter, unter denen sich auch dieser Abbé befand, und Mirabeau starb gerade zu einer Zeit, wo er entbehrlich oder vielmehr für den Fortgang der Umwälzung gefahrdrohend war. Damals wollte man den Franzosen in einer großen Anzahl revolutionärer Flugblätter einbilden, er habe sich vergiftet. Dies haben aber nur die glauben können, die ihn blind verehrten, und ihm auch die Größe, seinen Fall vorausgesehen und demselben einen entschossenen Tod vorgezogen zu haben, zuschreiben wollten. Nach ihm erschien Robespierre, allein nicht lange, nicht so, daß alle Strahlen der Größe sich auf ihm vereinigt hätten. Auch war dies noch nicht die Zeit; sein krasser Republikanismus hätte zu sehr mit der mirabeauschen Feuillanterie im Contrast gestanden; seine gewaltsamen Mittel zu sehr mit der schmeichelnden Sophisterei, die in Mirabeau's Charakter lag. Robespierre durfte nur in langsamem, bedächtigem Hinschreiten, in überdachtem Calculiren den fürchterlichen Punkt erreichen, wo er ein Werkzeug der Vernichtung wurde. Doch wir haben vorgegriffen. Sieyes, der den Gang der Begebenheiten berechnete, der sie sogar im Stillen lenkte, sah den Ausbruch des Phänomens sich immer mehr und mehr nahen, auf welches alles ankam. Ein Mann wie er, der andere so richtig beurtheilte, war ganz frei von der Schwäche, sich fehlerfrei und im Besitz aller Vorzüge zu glauben, und sah es nur zu gut ein, daß es etwas anderes sei, ein Unternehmen entwerfen, seinen Gang im Stillen leiten, und es ausführen. Der Mann, der es ausführen sollte, mußte von Jugend auf dazu gebildet sein, er mußte die Vorzüge, durch welche er die Augen auf sich fesseln sollte, nicht erst erringen, sondern lange geübt haben, er mußte in der ganzen Rolle es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß er überzeugt war, sie nie zu verfehlen, oder damit ich mich richtiger ausdrücke, er mußte gar nicht wissen, daß er eine Rolle spiele, sondern, von einem finstern Enthusiasmus besessen, sich zu alle dem verpflichtet halten, was er dem Volke vorspiegeln sollte, und glauben, daß er eine Vorschrift der Moral verletze, wo er nur einen Fehler gegen die Klugheit beging.

So ein Mensch wird nicht geboren, so einen Herrn der edlern und schuldlosen Naturtriebe, deren Unterjochung gleichfalls die Klugheit will, bringt die Natur selbst nicht hervor. Auch eine gewöhnliche Erziehung vermag es nicht.

Man kann es einem Kopfe wie Sieyes zutrauen, daß er kein Mittel unversucht ließ, um es dahin zu bringen, wohin er steuern wollte, und daß er jedes Mittel auf die zweckmäßigste Art anwandte. Es wäre Verwegen-

heit, ihm hier nachzugrübeln, und in der Entdeckung der Mittel seine Absichten zu finden. Es muß uns daran genügen, zu sehen, daß ihm alles gelang, und daß er, ein diabolischer Künstler, den Charakter gerade so aufstellte, wie er ihn haben wollte.

Robespierre, der nach den Absichten des Bundes, an dessen Spitze dieser merkwürdige Priesterkopf stand, die ganze Revolution leiten sollte, konnte dies auf keine andere Art, als wenn er selbst den Bürgern ein Ideal republikanischer Bürgergröße darstellte.

Robespierre ward in der That so geschickt fabricirt, daß er jede der Tugenden besitzen sollte, ohne welche man sich den Namen eines Bürgers nie anmaßen dürfe. Was die Catonen, Fabius, Grachen, Aristides und Phocione der alten Welt im einzelnen waren, sollte er in sich vereinen.

Ein riesenhaftes Spiel, und doch gelang es.

Nachdem Robespierre seine Studien auf der hohen Schule der Jesuiten verlassen hatte, fing er an, als Advocat in öffentliche Geschäfte zu treten. Eine Geld-Unterstützung, die er sowohl von Arras aus, als auch in den verschiedenen Collegien erhalten hatte, fing an, sparsamer einzulaufen, und er war daher bemüht, sich in eine ausgebreitetere und gewinnreichere Thätigkeit zu setzen, um so mehr, da er nichts so sehr wünschte, als die Lage eines jungen Mädchens, das er durch Sieyes kennen gelernt hatte, durch eigene Unterstützung zu verbessern. Ob er je daran gedacht hat, sich mit ihr zu verbinden und in eine förmliche Ehe zu treten, ist schwer auszumachen; fast zweifle ich daran, wenn nicht etwa seine Ehelosigkeit, in welcher er lebte, eine Folge der Revolution gewesen, die seit ihrem Ausbruche seine einzige Geliebte war, und jedes andere Attachement unmöglich machte.

Jenes Bestreben nach Gewinn aber, zu welchem Robespierre so sehr aufgefordert ward, und die Befriedigung desselben, lag gar nicht in dem Plane seiner Erzieher. Er sollte arm bleiben, er sollte in einer Genügsamkeit fortleben, die nichts entbehrt, sich nach nichts sehnt, und sich an nichts bindet, und sollte in einer Eingeschränktheit gehalten werden, die ihm für die Zukunft Gewinn versprach, aber ihn für die Gegenwart oft mit Verlust drohte. Weit entfernt also, seine Bemühungen zu unterstützen, that man vielmehr alles, sie fruchtlos zu machen. Indessen litt Robespierre doch nie Mangel, dafür sorgte sein Freund, weil dieser nur zu gut wußte, daß Mangel eben so gewiß irre führt, als Ueberfluß.

Er ging nach Arras zurück und lebte äußerst still bei seiner Mutter. Hier erhielt er sehr oft Briefe, historische und politische Aufsätze, auch Documente über einzelne Theile der französischen Staatsverwaltung, deren Inhalt von der größten Wichtigkeit war, und die er gewöhnlich verbrennen mußte.

Bedeutsamer war indeß für die Zukunft sein Studium der Philosophie, dem er sich ganz ergab und welches seinen ersten Schwung durch Rousseaus Contract social erhielt. Auch sandte ihm hier Sieyes seine Abhandlung über den dritten Stand in der Handschrift mehrere Jahre vor der Bekanntmachung derselben zu. Als er späterhin von seinen unbekannten Führern den

Auftrag erhielt, bürgerliche Geschäfte zu übernehmen, und Processe öffentlich zu führen, war er auch hierin folgsam, und er sah nur zu gut ein, was man hierdurch beabsichtigt hatte. Er durfte dem Volke nicht unbekannt sein, welches ihn zu seinem Repräsentanten erwählen sollte. Gelegentlich hatte dieses Advociren für Robespierre noch einen andern Nutzen. Der Mann, welcher in der Zukunft den Staat leiten sollte, der dazu bestimmt war, eine stürmische Volksversammlung am Bande der Beredsamkeit zu leiten, wohin er wollte, mußte eine Uebung in der Kunst haben, auf der sein ganzer Einfluß beruhete. Diese konnte er nur durch die plaidoyers erhalten; denn damals waren die kleinen Gesellschaften noch nicht gestiftet, aus denen nach dem Ausbruche der Revolution mit einem Male die Provincialvolksgesellschaften hervorgingen.

So verstrichen ihm mehrere Jahre, in denen er, ohne durch irgend etwas von seinem einzigen Ziele abgezogen zu werden, nur für die Zeit lebte, wo er mit einem Male hervortreten und handeln sollte. Seine Mutter, der Bischof von Arras, der ihn sehr liebte und einige aus der geringern Classe der Bürger zu Arras bildeten seinen ganzen Umgang. Jedoch genoß er ihn nur selten; er verschloß sich mehr in sich selbst, verfolgte seine Ideale, und lauerte auf jeden Schritt, den die Regierung zu ihrem Untergange that.

Einer der wichtigsten war unbezweifelt die berüchtigte Halsbandgeschichte, welche, so sehr sie der Hof verdeckte, dennoch bekannt ward. Die ganze Begebenheit ist zu berufen, als daß ich sie hier weiter erwähnen sollte, als sie Robespierre angeht. Der Hof hatte sich in ein Labyrinth locken lassen, aus welchem er nur heraustrat, um das Schaffot am Ziele des Weges zu sehen. Die entsetzlichen Intriguen, welche in die Halsbandgeschichte hinein spielten, werden nie enthüllt werden. Die Opfer wurden systematisch vorbereitet.

Der entscheidende Moment kam immer näher. Von allen Seiten ward dahin gearbeitet, eine große Explosion zu bewirken.

Die Revolution und ihre Geschichte ist nicht sowohl eine Sammlung von Begebenheiten, eine Reihe von Vorfällen, als vielmehr eine Sammlung von Begriffen und die Geschichte ihres Fortschreitens. Die Ideen waren immer um einige Schritte vor den handelnden Personen voraus, sie gingen den eisernen zermalmenden Gang diabolischer Kräfte.

Viele, die für die Revolution thätig gewesen sind, wußten nicht, ob sie das durften, was sie wollten; andere nicht, ob sie das sollten, was sie wünschten, und noch andre konnten sich nicht zu den Mitteln entschließen, ohne welche ihre Absichten ewig unerfüllt bleiben mußten. Die angesehensten Mitglieder der ersten Nationalversammlung, die so manches dazu beigetragen hatten, die Constitution zu gründen, denen sie zum Theil eigenthümlich gehörte, wußten nicht, daß gerade in ihr die Keime eines künftigen Bürgerkriegs und einer neuen Revolution lagen. Die, unter deren Leitung sie standen, — und dies war vorzüglich die Superiorität des Abt Sieyes, — wußten es nur zu gut, daß sie den König und das Volk in Rivalität gegen einander gestellt hatten, daß von ihnen dem Volke alle Gewalt über den König gegeben, aber dem Könige doch noch Hoffnung gelassen war, diese Gewalt wieder zu gewinnen, und daß eben deswegen ein neues Reiben der

fremdartigen Theile, und aus diesem Reiben neues Feuer entstehen mußte. Die Collisionen zeigten sich auch nur zu bald bei der ersten Legislatur, und man könnte mit Recht behaupten, daß die Constitution dieser zum Possen gemacht war. Es ist nichts augenscheinlicher, als daß die Constitution nur eine Vorbereitung zur Republik sein sollte. Jetzt, wo die Republik den Cäsarismus erzeugt hat, ist es freilich leicht zu sagen, welche Keime in jener Constitution lagen. Augen, die nicht gar zu blöde waren, sahen es auch damals schon.

Man hat den Ehrentitel des großen Mannes an Mirabeau und La-Fayette verschwendet. Die Nation nannte sie nur deshalb groß, da diese die ersten waren, die mit abenteuerlichem Glücke auftraten, und alle Strahlen der Popularität in sich vereinigten. La Fayette hatte bei weitem nicht Kopf genug, um ein Held der Revolution zu sein; der Zufall warf ihm eine Rolle zu, die er nicht verdiente, weil er ihr nicht gewachsen war, und anstatt, daß er die Rolle hätte spielen sollen, spielte die Rolle mit ihm. Kalt in sich zurückgezogen, sich selbst mißtrauend, immer auf der Lauer stehend, welchen Gang die Dinge nehmen würden, wußte er nie, wie er sich eigentlich nehmen sollte. Nie war ein liberaler Mensch bedauernswerther als er; denn nie war ein Mensch mehr in permanenter Krisis, nie hatte ein Mensch, den der Zufall in eine Lage warf, wo er sich als Herr der Situation hätte zeigen können, weniger Entschlossenheit, es sein zu wollen. Dies hat er in allen Kämpfen mit seinen Rivalen, besonders mit den Lameths, gezeigt. Wäre er indessen, wie Mirabeau, in der Zeit seiner vermeinten Größe so recht gelegen gestorben, auch ihm wäre das Pantheon dekretirt; aber gewiß hätte man ihn aus demselben hervorgezogen, sobald man den eisernen Wandschrank entdeckt hatte. Lafayette hatte nie Muth und die Nation setzte weit mehr Zutrauen auf ihn, als er auf sich selbst setzte; er war ein Mann für die erste Constitution.

Mit Mirabeau ist es derselbe Fall. Nur Menschen, die ganz unvertraut mit dem Gange der Begebenheiten waren, haben diese beiden für Hauptfiguren der Revolution halten können. Der Charakter der Revolution zeigt, daß die, welche durch sie glänzen, nicht ihre ersten Helden sind. So war dies auch schon damals der Fall. Diese beiden verschossen die Pfeile, die andere auf die Bogen legten und deren Richtung andere bestimmten. Sieyes, welcher der erste war, welcher dem Clerus zu einer Vereinigung mit dem dritten Stande rieth, der zuerst seine Privilegien als Mitglied des Clerus aufgab und den „edlen Enthusiasmus" der Aufopferung unter die Mitglieder der constituirenden Versammlung einführte, Sieyes war es, der, so wenig Einfluß er auch in die Begebenheiten und vorzüglich in die Beschlüsse der Versammlung zu haben schien, doch das Ganze leitete.

Indessen sah er nur zu gut ein, daß es ihm sehr schwer, wo nicht unmöglich, sein würde, die Versammlung allein, oder in der Conspiration einiger Vertrauten zu lenken. Die Mitglieder konnten ein gewisses Zutrauen auf ihre Vollmachten äußern, und, auf diese sich stützend, seinen Eingebungen widerstreben. Das Volk, welches so oft mit Petitionen vor der Versamm-

lung erschien, zeigte denen, welche die Revolution beherrschen wollten, selbst den Weg. Durch die Versammlung konnte das Volk nicht beherrscht werden; umgekehrt, durch das Volk die Versammlung.

Zu diesem Zwecke war man bemüht, sich die allgemeine Meinung zu unterwerfen, alle mit einem schwärmerischen Feuer zu beseelen, welches nur des geringsten Hauches bedurfte, um aufzulodern und in beständiger Gluth erhalten zu werden. — So wenig die Stifter des Jacobinerklubs es wollten, so ward doch diese Gesellschaft schnell dazu benutzt. Der Club hat durch die Errichtung subordinirter Gesellschaften in den Provinzen die revolutionären Grundsätze mit einer Schnelligkeit in Umlauf gesetzt, die mit Recht Erstaunen verdient. Die Jacobiner sind es, die das Volk an den Gedanken eines allgemeinen Umsturzes gewöhnten.

Es fehlte aber viel, daß die Gesellschaft gleich anfangs das gewesen wäre, was sie nachher ward. Sie trug bei ihrer Stiftung den Geist derer, welche sie errichteten, es war sogar eine starke Aristokratie in ihr vertreten, die jedoch bald verbannt ward, als man anfing das Gleichheitssystem, welches trotz der Dekrete immer Ideal geblieben wäre, thätig in die Familien, die Stände und den Umgang einzuführen. Dies war die Zeit, wo die Lameths, Lafayette und Mirabeau sich vereinigten, wo Sieyes ihnen zu Zeiten auswich, um sie desto besser benutzen zu können.

Robespierre war durch den Bischof von Arras Mitglied der konstituirenden Versammlung geworden, war nachher in den Jacobinerklub getreten, und ging hier durch eine politische Schule, indem er Sieyes beobachtete, der bald sprach, bald sich zu einem verachtenden Stillschweigen verdammte, der bald seinen ganzen Einfluß zeigte, bald gleichgültig schien und durch Andere wirken ließ. Indem er hier ein Muster sah, ward es ihm leicht, das chamäleonische der Gemütsart anzunehmen, wodurch er jedem ein anderer zu sein scheint, und jeden wieder um desto leichter lenkte. Man sollte schwören er habe alle Individualität abgelegt, und sei nur die Personification seiner Grundsätze geworden.

Zu dem Propheten dieser populären Politik war Robespierre ausersehen. Seine mehr natürliche, als durch die Kunst erworbene Beredsamkeit, die von einem wahnsinnigen Enthusiasmus immer angefeuert ward, unterschied sich sehr bald von den gelehrten und rhetorisch calculirten Vorträgen anderer Mitglieder des Clubs, und gewann den großen Haufen seiner Zuhörer. So sehr man auch von Seiten der Gelehrten diese Art des Vortrags verächtlich beurtheilte, herabsetzte, und sie der geringen Einsicht des Robespierre zuschrieb, so ließ er sich doch nie von jener Bahn abbringen, sodern überzeugt, daß er eben so reden könnte, wenn er wollte, fuhr er fort, nur das zu thun, was ihm zweckmäßig schien, und schloß sich nicht an eine Parthei an, die er zu unterdrücken bestimmt war.

Anhang im Volke, dies war es vorzüglich, wonach er immer mehr und mehr rang. Deswegen stellte er sich ihm immer gleich, und suchte selbst die Lagen auf, in welchen er sich dem Volke gleich zeigen konnte. Er behielt die Wohnung bei seinem Tischler, bei welchem er schon vor seinem zweiten

Aufenthalte in Arras gewohnt hatte, und die er auch als Dictator bewohnte — in der Straße der Cordeliers. Er aß am Tische dieser Leute, und litt es nie, daß man um seinetwillen mehr auftischte, auch bezahlte er sein Mittagessen in dieser Absicht nur sehr gering, um die Leute zu einer Mäßigkeit zu zwingen, die ihm einmal Achtung und Credit verschaffen sollte. Er ging mit diesen Leuten oft auf die Spaziergänge, die der Handwerker besucht, und in ihre Vergnügungsörter, wo er es sich zum Gesetz machte, so viel die Gelegenheit sich darböte, zu belehren.

Indem er aber so um die Gunst des Hauses buhlte, versäumte er nicht, des Volkes Gemüthsart zu studiren, und es ganz kennen zu lernen. Darum horchte er oft stumm auf die Aeußerungen, die den Einzelnen entflohen. Er ist oft verkleidet mit unter dem Gedränge vor den Bäckerthüren gewesen, und hat sich unter die Menge gemischt, die die Fleischscharren belagerte. Dies hat er jedoch unterlassen, seitdem er einmal entdeckt ward. — Ein Fischerweib, welches auf ihn zugedrängt ward, stieß ihn wider Willen und entschuldigte sich, indem sie ihn Volksrepräsentat anredete. Robespierre wollte nicht darauf hören, und ward zur Strafe bald bei seinem Namen gerufen. Er konnte dem Gespräch nicht ausweichen, und wußte sich gegen den Vorwurf, daß er hier nichts zu schaffen habe, nicht besser zu rechtfertigen, als daß er sagte: Was bin ich besser, als ihr? Soll ich mein Brod nicht selbst holen? Soll ich nicht mit eigenen Augen sehen wollen, wie ihr leidet? Ich theile alles mit euch. (Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Brüssel, am 27. Nov. 1866. Dienstag. **An die geehrte Ahn'sche Verlagsbuchhandlung in Köln a. Rh.** — In der „Berliner Revue" vom 2. Nov. d. J. ist meine in Ihrem Verlage erschienene Broschüre „Preußen und Frankreich" besprochen. Darin wird angezweifelt, daß der Verfasser jener Schrift kein Deutscher sei, vielmehr glaubt jene Redaction einen „gewissen Hamburger Schäcker" in selbem wiederzuerkennen.

Wollen Sie gefälligst, indem Sie diese Zeilen beglaubigen, jener geehrten Redaction die Versicherung geben, daß Sie mich persönlich kennen, und somit wissen, daß ich kein geborener Deutscher bin, und selbe ersuchen, diese meine Zeilen als Widerlegung jener Behauptung in nächster Nummer zum Abdruck zu bringen.

Der Verfasser der Broschüre: „Preußen und Frankreich" „Aus der Feder eines Nichtdeutschen."

Dem Wunsche des Verfassers von „Preußen und Frankreich" entsprechen wir recht gern, indem wir der Redaction der „Berliner Revue" die Versicherung geben, daß wirklich ein Nichtdeutscher der Autor obiger Broschüre ist und ersuchen daher eine geehrte Redaction um gefällige Aufnahme dieser Berichtigung. Achtungsvoll

Cöln, den 28. Nov. 1866. Ahn's Verlagshandlung.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Das diplomatische Ereigniß der vergangenen Woche ist die Rede, welche der Herr Ministerpräsident im Hause der Abgeordneten über die nordschleswigsche Frage hielt. Graf Bismarck entwickelte die Gründe, welche die Annahme des dritten Artikels der Nicolsburger Friedenspräliminarien von Seiten Preußens erklärlich machen; der Minister erwähnte ferner die geographischen, militairischen, nationalen Gesichtspunkte, welche bei der Ausführung jenes Artikels in Betracht kommen würden: was aber die Hauptsache ist, — der preußische Staatsmann benutzte den Anlaß, um eine Darstellung der politischen Lage, wie sie aus dem Kriege des Jahres 1866 hervorgegangen, und somit des Verhältnisses der Mächte zu einander zu geben.

Die Rede des Grafen Bismarck lautete: „Die politische Gestaltung, welche Europa im Jahre 1815 erhalten hat, die Beziehungen der Kabinette zu einander von da ab bis zum Jahre 1840, geben das Bild eines großen europäischen Defensivsystems gegen Frankreich. Es war dies die natürliche Rückwirkung der Eroberungskriege des ersten französischen Kaiserreiches. Dieses System gewährte seinen Theilnehmern eine Sicherheit, aber eine abhängige, wenigstens für Preußen. So lange Preußen ihm angehörte, mußte es auch den unglücklichen Zuschnitt, der ihm im Jahre 1815 zu Theil geworden war, ertragen, mit seinem Kommisbrot eben zufrieden sein. Es hatte dafür Schutz und Sicherheit. Die früheren Regierungen haben es nicht für zweckmäßig gehalten, Gelegenheiten, die zur Abwerfung dieses Systems sich boten, zu benutzen. Dieses System ist gefallen ohne Preußens Zuthun. Wäre also durch seinen Fall die Sicherheit in zu hohem Grade beeinträchtigt, so wäre Preußen selbst daran unschuldig; es ist gefallen durch das Jahr 1848, durch die Politik, die seit dem Jahr 1848, oder besser, seit dem Jahre 1850 von Oesterreich gegen Preußen getrieben wurde, und die es sehr schwer machte, das frühere Vertrauen wieder zu erzeugen. Den letzten Stoß hat die heilige Alliance bekommen durch den orientalischen Krieg, durch das Verhalten Oesterreichs gegen Rußland, und der Zerfall dieser Alliance hinterließ einen Zustand, in dem Preußen mit Recht oder Unrecht von dem Auslande und zum großen Theil von seinen eigenen Angehörigen als permanent hilfsbedürftig gegen Frankreich angesehen und diese angebliche Hilfsbedürftigkeit zur Basis der Spekulation auf unsere Nachgiebigkeit und Bescheidenheit gemacht wurde. Die Spekulation ist in dem letzten Jahrzehnte namentlich von Oesterreich und von einem Theile unserer deutschen Bundesgenossen sehr weit getrieben worden. War sie eine

berechtigte? fragt man sich. Die Interessen Preußens tragen an und für sich nichts in sich, was uns nicht den Frieden und ein freundlich nachbarliches Verhältniß wünschenswerth machte; wir haben bei einem Kriege mit Frankreich, selbst bei einem glücklichen, nichts zu gewinnen. Der Kaiser Napoleon, im Widerspruch zu anderen französischen Dynastien, hat in seiner Weisheit erkannt, daß Frieden und gegenseitiges Vertrauen im Interesse beider Nationen liege, daß sie von der Natur nicht berufen seien, sich gegenseitig zu bekämpfen, sondern als gute Nachbarn die Bahn des Fortschritts in Wohlfahrt und Gesittung mit einander zu wandeln. Zu solchen Beziehungen mit Frankreich ist nur ein selbstständiges Preußen befähigt, eine Wahrheit, die vielleicht nicht von allen Unterthanen des Kaisers gleichmäßig erkannt wird. Wir aber haben es amtlich nur mit der französischen Regierung zu thun. Ein solches Nebeneinandergehen bedingt eine wohlwollende gegenseitige Schonung der Interessen beider Völker.

Welches sind nun im großen Ganzen, ohne den zufälligen Stoß vorübergehender Ereignisse in Ansatz zu bringen, die Interessen Frankreichs in Bezug auf Deutschland? Betrachten wir sie ganz ohne deutsches Vorurtheil, suchen wir uns auf den französischen Standpunkt zu setzen. Es ist dies die einzige Art, fremde Interesse mit Gerechtigkeit zu beurtheilen. Es kann Frankreich nicht erwünscht sein, daß in Deutschland eine Uebermacht entsteht, wie sie sich darstellen würde, wenn man sich ganz Deutschland unter österreichischer Leitung geeinigt dächte, ein Reich von 75 Millionen, ein Oesterreich bis an den Rhein; selbst ein Frankreich bis an den Rhein würde kaum ausreichendes Gegengewicht bilden. Es ist für ein Frankreich, welches mit Deutschland in Frieden leben will, ein Vortheil, wenn Oesterreich an diesem Deutschland nicht betheiligt ist, indem die österreichischen Interessen mit den französischen mannigfach collidiren, sei es in Italien, sei es im Orient. Zwischen Frankreich und einem von Oesterreich getrennten Deutschland sind dagegen die Berührungspunkte, die zu feindlichen Beziehungen führen können, viel weniger zahlreich; und daß Frankreich den Wunsch hegt, zum nächsten Nachbarn einen solchen zu haben, mit dem es Aussicht hat, in Frieden zu leben, einen solchen, dem 35 oder 38 Millionen Franzosen im defensiven Kampfe vollständig gewachsen sind, ist ein natürliches Interesse, das kann man ihm nicht verargen. Ich glaube, daß Frankreich, in richtiger Würdigung seiner Interessen, weder zugeben konnte, daß die preußische Macht, noch daß die österreichische Macht verschwände.

Welches sind weiter die Interessen Frankreichs bei einer europäischen Entwickelung, namentlich unter der jetzigen Dynastie? Es ist die Berücksichtigung der Nationalitäten. Diesem System entsprechend hat Frankreich die dänische Frage von jeher aufgefaßt; die französische Regierung hat schon auf der Londoner Conferenz und in der Zeit vor und nachher eine weniger schroffe Stellung gegen die deutschen Ansprüche Dänemark gegenüber eingenommen, soweit diese Ansprüche mit der Idee der Nationalität zusammenfielen. Die vollständige Durchführung des Nationalitätsprinzips ist bekanntlich auf der dänischen Grenze ganz unmöglich, weil die Nationalitäten so gemischt sind,

daß sich nirgends eine Grenze, die sie vollständig von einander sondert, ziehen läßt; aber es war das Prinzip im Großen, welches Frankreich vertreten hat, und welches es Frankreich möglich machte, den deutschen Bestrebungen nicht mit der Schärfe entgegen zu treten, wie es von anderen Mächten geschah. In der Zwischenzeit ist man in vertraulichen Besprechungen mit Dänemark und anderen Mächten häufig auf diese Frage zurückgekommen, wir haben niemals die Initiative dazu ergriffen, weil sie uns keine bequeme war. Ich bin stets der Meinung gewesen, daß eine Bevölkerung, die wirklich in zweifellos und dauernd manifestirtem Willen nicht preußisch oder nicht deutsch sein will, die in zweifellos manifestirtem Willen einem unmittelbar angrenzenden Nachbarstaat angehören will, keine Stärkung der Macht bildet, von welcher sie sich zu trennen bestrebt ist.

Man kann zwingende Gründe haben, dennoch auf ihre Wünsche nicht einzugehen, die Hindernisse können geographischer Natur sein, die es unmöglich machen, solche Wünsche zu berücksichtigen. Es fragt sich, ob und wie weit dies hier zutrifft. Die Frage ist, wie gesagt, eine offene, wir haben jederzeit bei ihrer Erörterung hinzugefügt, daß wir uns niemals dazu herbeilassen können, unsere militairische Sicherheitslinie durch irgend ein Arrangement zu compromittiren, daß wir wohl aber zweifellos und unabhängig manifestirte Wünsche, deren Beharrlichkeit und ehrliche Constatirung klar wäre, an dieser geographischen Stelle unter Umständen berücksichtigen könnten. So ungefähr hat eine Anzahl vertraulicher Besprechungen in der Zwischenzeit gelautet. So lag die Sache, als Frankreich durch die Ereignisse im Juli d. J. in die Lage kam, seine eigenen Wünsche mit einem ungewöhnlich starken Gewicht zu accentuiren. Ich brauche Ihnen die Situation nicht zu schildern, sie ist bekannt genug, und Niemand hat Preußen zumuthen wollen, zwei große europäische Kriege gleichzeitig zu führen, oder in dem Momente, wo es den einen führte und die Früchte desselben noch nicht gesichert hatte, seine Beziehung zu andern großen Mächten zu compromittiren. In dieser Lage der Dinge wurde Frankreich von Oesterreich zum Vermittler der Streitigkeiten berufen, also vollkommen legitim durch einen der streitenden Theile berufen, seine Meinung geltend zu machen. Daß Frankreich die Erfordernisse seiner Politik berücksichtigt, kann ihm Niemand verdenken; darüber, daß es sie mit Mäßigung geltend gemacht hat, ist es, glaube ich, für das Publicum noch zu früh, zu urtheilen, und ich möchte Sie bitten, dies der Appreciation der Regierung zu überlassen. An uns trat die Frage heran, nicht ob wir es den Wünschen der Schleswig-Holsteiner entsprechend hielten, sondern die, ob wir in der europäischen Lage, in der wir uns vor Wien befanden, die Gesammtheit dessen, was uns von Oesterreich unter französischer Vermittelung geboten wurde, annehmen oder ablehnen wollten. Die Materialien zur Entschließung waren nicht eben in wünschenswerther Vollständigkeit gegenwärtig; Detailverhandlungen unmöglich; unsere Communikationen waren unterbrochen, die Telegramme brauchten drei, mitunter sechs Tage, bevor sie aus den europäischen Residenzen in's Hauptquartier gelangten, weil die Linien auf dem Kriegsschauplatz vielfach unterbrochen waren. Es waren also nur die allge-

meine europäische Lage und die augenblickliche Stimmung als Motive zur Entschließung der königlichen Staatsregierung zu nehmen. Wir hatten eine starke Anlehnung an der unerschütterlichen Vertragstreue Italiens, die ich nicht genug rühmen kann und deren Werth ich nicht hoch genug anschlagen kann.

Die italienische Regierung hat der Versuchung, sich durch ein Geschenk Oesterreichs, des gemeinschaftlichen Feindes, von dem Bunde abziehen zu lassen, mit großer Entschiedenheit widerstanden, und wir knüpfen an diese Thatsache gegründete Hoffnungen auf die zukünftigen freundlichen und natürlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien; aber ungeachtet dieser in der Diplomatie und auf dem Schlachtfelde werthvollen Bundesgenossenschaften, entnahmen wir der Gesammtlage die Ueberzeugung, daß wir den Bogen nicht zu straff spannen durften, daß es nicht angemessen sei, durch Verwerfung von Einzelheiten die Gesammtheit des Errungenen wieder in Frage zu stellen, und ihre Sicherstellung vielleicht von weiteren europäischen Complicationen abhängig zu machen. Es ist sehr schwer, von Hause aus zu übersehen und zu ermessen, wie weit eine Discussion angebotener Bedingungen führt, oft von kleinen Ausgangspunkten zu schweren Differenzen; ich habe selbst Seiner Majestät unumwunden dazu gerathen, wie die Vermittelungs-Vorschläge vor uns gelegt wurden, à prendre ou à laisser, einzuschlagen und anzunehmen, und nicht wie ein verwegener Spieler das Ganze nochmals aufs Spiel zu setzen. Diesen Verhältnissen, meine Herren, verdankt diese Klausel in dem Vertrage ihre Entstehung."

Man ersieht aus der Rede des Grafen Bismarck, daß die Erwägung der Lage der europäischen Politik, wie sich dieselbe Ende Juli dieses Jahres darstellte, dem Artikel III. der Nicolsburger Präliminarien eine gewisse Lebensfähigkeit verschaffte. Es sind die politischen Umstände, die den Artikel erzeugten, und es werden wiederum die Umstände sein, welche die Art seiner Ausführung bedingen.

Zunächst ist zu bemerken, daß kein äußerer Anlaß existirte, welcher die nordschleswigsche Abstimmungs-Clausel in die Nicolsburger Präliminarien brachte. Dänemark hatte sich dem Kampfe zwischen Preußen und Oesterreich ferngehalten; die Herzogthümer, wenn auch ihr Besitz eine der Ursachen des Conflictes war, hatten von dem Kriegsbrande nichts gesehen, der Streit hatte sich zu einem großartigen Ringen um die Hegemonie in Deutschland erweitert, und so konnte es nur auf einem Umwege geschehen, wenn die schleswig-holsteinische Sache wieder in den Friedensschluß hineingeschoben wurde. Dieser Umweg war noch dazu ein ganz theoretischer. Aus den abstracten Höhen der Doctrin schwebte der dritte Artikel, der von den Wünschen der Bevölkerungen Nordschleswigs handelte, in die Präliminarien hinein. Die Nationalitätslehre behauptete, daß die Bewohner Nordschleswigs von dänischer Abstammung seien, sie meinte ferner, daß jene Bewohner um ihrer Race willen zu einem dänischen Nationalstaat gehören, und sie war es, die mit Hilfe Napoleons, des Verkündigers der nationalen Rechte, das Experiment der allgemeinen Abstimmung nach dem Herzogthum Schleswig importirte. Franz Joseph hatte ja die Vermittelung des Kaisers der Franzosen

angerufen; Napoleon hatte seit dem Ausbruch der schleswig-holsteinischen Wirren jede Gelegenheit ergriffen, um die wunderbare Heilkraft des Volksvotums auch für diese Sache zu empfehlen, er wäre also, da er nun einmal an der Formulirung der Friedensbedingungen theilnahm, sich selber untreu geworden, wenn er die Erwähnung Nordschleswigs aus dem Vertrage weggelassen hatte. So entstand der Artikel III. der Präliminarien — wie gesagt, viel mehr aus doctrinärem Behagen als aus einer thatsächlichen Nothwendigkeit. Preußen weigerte sich nicht, den Artikel aufzunehmen, da der Inhalt desselben unter Umständen dazu dienen kann, die Beziehungen zwischen Preußen und Dänemark zum Abschluß zu bringen.

Doch eben nur unter Umständen! Zunächst hat die preußische Regierung Vorsorge zu treffen, daß der Artikel III sich nicht seinem Ursprunge gemäß entwickele, d. h. daß er nicht, aus nationaler Theorie herausgewachsen, zum überwuchernden Aufblühen und Saattreiben dieser Theorie diene. Gleiches erzeugt Gleiches. Wird aus nationalen Gründen an den Verhältnissen in Schleswig gerüttelt, wird eine nationale Agitation dort begünstigt, und wird für ihren Cultus ein Abstimmungsaltar errichtet, so greift die Sache weiter, nach Norden, nach Süden, vielleicht auch nach Osten. Nach Norden, insofern durch einen Sieg in Nordschleswig die skandinavische Idee in Dänemark das Uebergewicht gewinnen würde; nach Süden, insofern die Augustenburgische Partei, sobald den Nordschleswigern eine mit staatsrechtlichen Folgen verknüpfte Abstimmung erlaubt wird, für die übrigen Bewohnerschaften Schleswig-Holsteins dasselbe Privilegium verlangen würde; nach Osten, insofern wir zuverlässige Data in Händen haben, wonach die polnische Partei nur auf die Inscenirung des Votums in Schleswig wartet, um zu erklären, daß Preußen nunmehr das Princip der nationalen Befragung anerkannt habe, daß dieses Princip also auch auf die polnische Race und ihre Constituirung sich erstrecken müsse. Nicht als ob es im Entferntesten unsere Absicht sei, darauf hinzudeuten, daß Preußen sich der Erfüllung des Prager Friedens entziehen solle. Unsere Regierung ist wegen ihrer Vertragstreue zu berühmt, als daß eine solche Idee Platz greifen könnte. Wohl aber ist eine Form zu finden, durch welche die Abstimmung in Nordschleswig ihres gefährlichen Beisatzes entkleidet würde.

Diese Form müßte der Art sein, daß sie der nationalen Agitation keinen Vorschub leistete, und allen ferneren Aufregungen ein Ziel setzte. Sobald die nationale Phrase uneingeschränkt das Scepter führt, ist jede Möglichkeit einer vernünftigen Entscheidung ausgeschlossen. Jetzt verläßt man sich nur noch auf die Vehemenz, auf die faustballende Feierlichkeit, womit die heiligsten Rechte der Nationalitäten verkündigt werden; jetzt zersetzt sich die ganze nordschleswigsche und schleswigsche Gesellschaft in Atome, die nach ihrem Belieben und nach dem Wechsel der Aufregungen bald der dänischen, bald der deutschen Seite den Vorzug geben, jetzt wächst auch der Appetit der Nationalitätsstreiter mit der Hitze, in die sie sich für ihre heiligsten Rechte hineintoben. Wer soll da eine Entscheidung fällen, oder wer soll auf Zuhörer rechnen, wenn er ein besonnenes Wort spricht? Wo soll der Maßstag

gefunden werden, nach welchem sich ausmachen ließe, ob die dänische Nationalität bei Hadersleben oder bei Apenrade oder bei Flensburg ihre Grenze erreiche, oder ob die Spuren derselben sich bis zur Schlei erstrecken? Diese nationale Streiterei ist nichts weiter als ein blindes Hin- und Herschieben, auf welches keine Ruhe, kein Resultat, kein endgültiges oder befriedigendes Anordnen der polischen Elemente folgen kann.

Doch beunruhigt uns das keineswegs. Der Minister, der es verstanden hat, das allgemeine Stimmrecht in Deutschland selber den Zwecken der Ordnung und Rechtfindung dienstbar zu machen, wird auch das Mittel kennen, um den „Wünschen der Bevölkerungen" ein positives Resultat zu geben.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

10.

Das Schloß der Gräfin Lilienstern war festlich erleuchtet. Vor der Mittelfront rollten glänzende Equipagen die Appareille herauf. Gäste nach Gästen erschienen. In den vorderen Hallen flimmerte es von Damenschmuck und prunkender Uniform. Man unterredete sich, man promenirte, und in Spannung schien Alles, in Erwartung dessen, was der nächste Augenblick bringe. Graf Michael von Eichen, in Oberstenuniform, trat herein; die Gäste wendeten sich ihm zu. Der glänzende, schöne Mann grüßte mit Offenheit, und sprach verbindlich und gewinnend: Versammelt sind ich Sie, der Pfarrer harrt in der bereiten Schloßkapelle, meine Braut wird sofort erscheinen. In ihrem und meinem Namen haben Sie den schönen Gruß des Willkommens, die herzliche Versicherung, daß wir die Gunst, mit welcher Sie bereit sind, unsern Bund in dieser ernsten Stunde zu bezeugen, mit aller Liebe erwiedern. Kräftigen wird Ihre Zeugenschaft unsere Andacht, und sei der Unaussprechliche nahe, dem wir segenflehend uns nahen.

Die Seitenthüren öffneten sich und die junge Gräfin, von Damen gefolgt, nahte im bräutlichen Schmuck, hold wie der junge Tag und ein unvergänglich Bild dem Liebenden. Michael eilte ihr entgegen, indeß ein Gemurmel der Freude und Bewunderung durch die Reihen der Gäste lief. Er sprach zu der Niederschauenden und wie es schien in sich Erbangenden geheim und vertraut: Du hast den heut'gen Tag nur dir gelebt und selbst mir nicht gestattet, dich zu begrüßen. Ist es dem Freunde vergönnt, nun zu fragen, ob du wie er recht heiter bist, innerst beglückt, dankbar froh und frei?

Die schöne Mathilde erwiederte leis' in einem Tone, der fast schwer und sehnsuchtsvoll klang: Heiter wie du erscheinst bin ich nicht. Dein klarer

Geist, dein festes Herz, dein ganzes und ungetrübtes Selbstgefühl entbehrt nichts, kennt das ängstliche Gefühl nicht, von einem Scheinglück wohl nur befangen zu sein, das wolkengleich zerrinnen müßte vor der Sonne der Wahrheit.

Was sprichst du, unterbrach er sie. Süße Träumerin, dies sind nicht Gegenstände meiner Frage. Befangen von seinem Gesichtskreis ist jedes Geschöpf, wandelt in seiner Wolke und irrt. Es ist nicht anders — Menschengeschick, Lauf der Welt. Wer denkt daran.

Wer denkt nicht daran, sagte sie wie in sich hinein.

Mathilde, wie? stutzt' er fragend.

Nur zagend glaub' ich an den Rausch dieser Stunden, lispelte sie scheu, ich muß mit Furcht mich meinem Schicksal überlassen. Höchst glücklich fiel dein Loos. O ich bin ein characterloses Wesen.

Mit einer feurigen Wendung sprach nun der Graf: Hinweg doch — die Einsamkeit hat dich mir krank gemacht. Ei weil du schwach bist, drum lieb' ich dich so sehr, und deine Schwermuth selbst, ich liebe sie. In meinen Armen hoffe zu genesen.

Die junge Gräfin hatte aufgeblickt, ihm in den Augen ward sie auf's Neue von seiner Liebe ergriffen, so sprach sie, flüsterte die geflügelten Worte: Ich will nicht Raum den bangen Zweifeln geben, ewig währen soll der wundersame, bange Traum.

Wie er sie aufblühen sah' im vollsten Liebreiz sprach er glühend, schmachtend: Flammt im Morgenroth die süße Lilie, prangt die Geliebte schaamgeschmückt!

Er faßte ihre Hand und Beide durchzückte die allwältigende Gluth.

Weg, Frevler, sprach sie fremd lächelnd, ziemt uns im Angesichte des Altars die Raserei.

Michael entgegnete besonnen und ernst: Geheiligt seist du mir, du bist's!

Zu den entfernt stehenden Gästen wendete sich der Graf nun herum und forderte sie laut, ja feierlich auf, zu folgen. Alle schlossen sich dem Brautpaare an, der Zug bewegte sich in die Kapelle des Schlosses. Die Vorhalle ward leer, Orgelklang erschallte herüber, dann wurde es still. Die Vermählung geschahe.

Der innere Zwiespalt von Mathildens Character war weder durch die formale Christlichkeit aller Welt, noch durch eine bloße Leidenschaftsliebe zu versöhnen. Aus Extrem in Extrem warf sie ein mächtiges, sie tragisch verschuldendes Seelenleben. Die Sühne des tiefgehenden, unseligen Geschöpfs konnte nur im Geist und Sinn der biblischen Frauen geschehen. —

Graf Leo trat stürmisch aufgeregt in die leere Vorhalle herein. Nun verweilte er wie sich besinnend und warf die Blicke fragend herum, daß Niemand ihm begegnete, wo es doch sonst an Dienern nicht gefehlt. Er besorgte, in der Zimmerreihe sich geirrt zu haben, allein es waren die Räume, die er durcheilt, als er im liebevollen Wahn ihr zugeflogen. Ihn ergriff die Erinnerung, wie anders ihm damals gewesen. Er raffte sich zusammen. „Vergiß den Zweck deines Kommens nicht, besonnen ergreife und behandle

den Moment", sprach er. Er verweilte eine Zeit, er harrte umsonst, alles blieb still. Indem begann von dem einen Schloßflügel her eine lebhafte Musik. Leo, zum Fenster eilend, sahe nun drüben Saal an Saal, erglänzend und von Gästen voll. Ein großer Ball begann.

Dorthin demnach warf sich das Leben, sprach er in sonderbarem Ton. Ein wilder Geist durchrauscht die nächtigen Hallen. Was bedeuten diese lustigen Klänge? Verlöbniß vielleicht, Hochzeit wohl sogar. Inbrünstige Liebe, sinnlose Lust, baares Spiel des Todes — trotz alles geistigen Scheins ist es diese Vereinigung doch nur, die den dunkeln Sturm solcher Herzen beschwichtigt. — Erinnern soll sie, erschüttern mein plötzliches Erscheinen — Hinweg!

11.

In dem leuchtenden, vollen Saal wogten noch — obschon die Nacht weit fortgerückt war — die Tänze auf und ab. Die junge Gräfin bewegte sich in den Reihen, wie es schien, mit voller Freude, doch gab sich in ihren Blicken und Mienen eine Unruhe und Spannung kund, und ihre Hingebung an die schöne, festliche Stunde war doch durch eine gewisse Absichtlichkeit getrübt.

Mehrere Gäste, unter ihnen auch Fürst Liewen, waren schon im Begriff die Gesellschaft zu verlassen. Der Oberst trat ihnen lebhaft entgegen und sprach in animirter, höfischer Weise: Noch sind die Kerzen nicht heruntergebrannt, und des Festes Freudentöne schallen laut. Schauen Sie hin, mein Fürst, die Braut selbst noch durchfliegt den Reigen — o Sie entziehen sich zu früh, zu früh der Freud' und Festlichkeit.

Doch der Aufbruch ward allgemeiner. „Muß es doch sein!" sprach Michael und geleitete die Gäste, rief vorzuleuchten, und kehrte erst nach einiger Zeit zurück. Eben trat Mathilde aus. Er ergriff ihre Hand und sprach geheim zu ihr: daß du mir nicht entfliegst.

Sie sprach in holdem Leichtsinn: Dafür sorgt der Liebste schon.

Wie glüht die Hand, die schlanke Hand, die zärtliche, versetzt' er.

Geh, geh, sagte sie heftig.

Komm, komm vielmehr, entgegnet' er. — Die Gäste rüsten zum Aufbruch, das Fest naht seinem Schluße, und die Ruhe, die du lieblich suchend und fliehend im Tanze nicht ereilen konntest, findet Mathilde an der Brust der Liebe.

Liebster Mann, sagte sie aufathmend, hingegeben, du darfst mir das verheißen, kein Geheimniß trennt die Liebenden.

Verstumme nicht, sprach Michael, von ihrem Anblick hingerissen. Das dunkle Auge blitzt, der Busen wallt, die Lippen öffnen sich — Daß ich im dauernden Gefühle dieser Huld, in deinem ewigen Anschauen verglühen dürfte — So verkünde doch, Priesterin, den süßen Schmerz, der lieblich dir um Mund und Augen zückt!

Ich bin die Echo deiner Worte nun, sprach sie, wie dich die Magie meines Weh's ergriffen. Du einzig bist mein Glück, du Einz'ger Alles mir. In dir empfind' ich meiner Liebe Geist — Entzücken, wonnevolles Graus —

so sonnenhaft blickt sein Auge, weich lächelnd rührt sein Wesen sanft das Herz — O mein Liebster, liebst auch du mich so?

Was bötest du, das du nicht empfingst, was gäbst du hin, das du nicht wiedernähmst, versetzt' er. Deiner seelenvollen Schönheit, der Himmelsgluth — ich wähne sie zu schauen — ihr bringt quillend erwühlt mein Leben zu — Der Lebensgrenze will es mich überreißen — Lieb' ist Wahnsinn, ist Tod.

Willkommen Wahnsinn, Tod, ist Liebe das? flüsterte sie erathmend. Die Lieb' in unvergänglicher Gestalt, was hat sie hienieden, das dieser Flamme sich vergliche, der unaussprechlich herrlichen, seligen, darin wir zitternd, liebend, der Gottheit willig uns aufopfern — —

Das Wort erstarb der Liebenden auf den erblaßten Lippen, sie stand erstarrt. Leo, stürmisch und ernst hereingetreten, in unwillkührlicher Bewegung drohend den Arm wider sie erhoben, blickte in Erschütterung herüber. Alles war ein Moment. Musik und Tanz gingen fort.

In ihrem Anschauen erschrocken rief Michael: Was ist das? Was verändert dich mit eins? Was saugt aus Wang' und Lippen dir dein Blut? Du starrst herum — wen fürchtest du, wen suchst du? — Sprichst du nicht?! Ha, ist das Wahnsinn — Ich kenne dich nicht mehr — Mathilde, erwache!

Weh, sprach sie verändert, ich ertrage seinen Anblick nicht.

Wessen? rief er — Sieh mich an!

Dich! fuhr sie mit einem schneidenden Ausruf empor; und stotterte nahe am Wahnwitz: Hinweg — In Einsamkeit, in mein Gemach, zu Bett'.

Sie hatte ihm die Hand entrissen und eilte im Fluge aus dem Saal. Nun sahe Michael den Leo. Er stutzte zurück: Du hier? — Was soll's, was willst du — Was schaffst du hier?

Die Brüder standen einander gegenüber. Doch schallte die Musik fort, der Tanz ward nicht unterbrochen. Michael verlor seine Haltung nicht, Herr seiner Lage sprach er wider den schweigenden Leo: Hat Rachgier dein Christenherz entflammt, kommst du im Blute des Bruders dich zu sühnen? Jagt Eifersucht den einsamen Weisen zu den Glücklichen, rasest du, die Geliebte aufzuopfern? Erschienst du wohl in Schadenfreude, den Bund zu stören, der sich auf Kosten deines Glücks erbaut? — Was es sei, was dich auch hergeführt, es ist höchst edel. So weide dich an der Zerrüttung. Gelähmt, verwirrt hast du meine Braut, mich selbst gestört und betäubt — beim Teufel, kreuze nicht den Weg deines Bruders; in mir schleicht etwas herum — das fürchte, Mensch.

Gelassen und fest, wie in einem ungeheuern Frost erwiederte Leo: Von allem nichts, was du ausdrücklich nennst, veranlaßt mein Kommen. Du bist nicht die Ursache ihres Abfalls, ich mache hinfort keinen Anspruch auf sie, fern ist meine Seele von Schadenfreude. Den wahren Grund, um deßwillen ich erschienen, scheinst du zu ahnen. —

Wenn ich richtig geahnt und wenn das geliebte, phantastische Wesen sich nicht zurückfände — wer hätte sie mir geraubt? fuhr Michael wüthend heraus. Du bist der Einzige von allen Lebenden, den ich fürchte, weil du

mich zu fürchten hast — Geh — dränge dich nicht ein, wo warme Menschen sind, in deiner geisterhaften Einsamkeit verzehre dich — Geh — daß nie wir hier uns wiederfinden — — Fort zu Mathilden!

Er wendete ihm sich ab und sahe in dem Moment den allgemeinen Aufbruch der Gäste. Er begriff seine Stellung, eilte in den Saal, trank und rief wie im geselligen, jovialen, fröhlichen Ton: Schweigt Musik? Und die schöne Stunden sind schon entflogen?! Dann allen Freunden, Dank — Mit meinem besten Wunsche, daß auch Sie von unserm Feste fröhlich scheiden — gute Nacht, gute Nacht!

Mit den Gästen verließ auch er den Saal.

Leo verweilte noch; auf seine Lebensgeister wüthete eine so heftige Schwermuth, von der er fühlte, daß sie ihn tödten könnte. Jäh raffte er sich auf, von diesem Orte wegzueilen; in demselben Augenblick packte er mit einem Ausruf die Fensterbrüstung und blickte starr hinaus. Im gegenüberliegenden Schloßflügel in ihrem Boudoir sah er Mathilde wie sie heftig auf- und abging, nachsinnend wieder still stand, zerrüttet, tief entstellt.

Es treibt mich ihr zu, rief Leo aus, ich will dem Antriebe folgen, ob ich helfen kann.

So verließ auch er die leere, gespenstige Halle der hingerauschten Freude und Festlichkeit.

12.

Unstätt und ruhelos in ihrem Zimmer, das nur eine Ampel matt erhellte, umhergetrieben, erschien Mathilde in Entsetzen ein Raub und Spiel furchtbarer Phantasieen. Mit zückender Lippe sprach sie abgebrochen und kaum im Zusammenhange: Schein und Gespenst das ganze Leben — Das ist der Bund der Lust und der Seelen — Wie Feuerflammen verzehrend leuchten sie fort, die Augen dieses Jünglings, schrecklich, ganz entgeisternd — Zorn, Angst, und in mir keinen Widerhalt — Zeit, Zeit, gewänne ich Zeit, der Ausgang wäre gütig — Erhabenes Leben würde mich halten, neu und ewig immerdar — Allein die Angst der Stunde ist so groß — Er kommt sogleich — Wie wir uns überzugen, so wird er kommen — Er hat ein Recht auf mich — Sein angetrautes Weib — Weh, weh, — Horch, sein Gang — Er ist es selbst.

Sie flüchtete von dem eintretenden Michael weg in den Schatten des Zimmers und blieb dort. Der Graf war im vollkommensten Verständniß ihrer Seelenlage und erkannte deutlich sein Verhältniß zu ihr. Er sprach sofort: Du empfängst mich mit einem Schreckensruf — ich hab's erwartet, und doch erzürnt es mich. Mathilde, fest entschieden in mir bin ich gekommen, die wesenlose Verwirrung deiner selbst und unseres Bundes einmal für stets zu zerstreuen und ich verlange im voraus, daß du aus dem großen, leidenschaftlichen Irrthum, in den du abermals verfielst, dich zur Ruhe sammelst, mich zu vernehmen. Du verkennst dich und durch dies dein Selbstverkennen drohst du dich zu zerstören. Du sollst in deinen Anlagen, in deinem Charakter dich vollenden, und welche ist deine Weise? Sie ist die meine. Das Geist

meiner Natur ist auch das deine, und du sollst nach meiner, vielmehr nach unserer Ordnung leben.

Erbebend, aus sich heraus sprach sie: Höre mich.

Nein, entgegnet' er, hören sollst du mich. Ich darf befehlen, und fürwahr, ich bin sehr gesonnen, von meinem guten Recht Gebrauch zu machen, wenn du fortfährst, dich zu untergraben. Aus tiefsten Seelengrunde wünsche ich, dich dir zu erklären, dich mir zu erhalten. Ich werde dich nicht lassen und wenn das Aeußerste drohte, du bist mein. Lerne dich selbst verstehen. Vernimm mich still. Mein Bruder, der solches mächtigen Geistes und so kräftigen Charakters ist, daß Männer kaum wider den Einfluß seiner auch in practischen Kreisen bis in das Aeußerste consequent durchgeführten Lebensauffassung sich behaupten können, beherrscht dich auf die wundersamste Weise. Getrieben von ursprünglicher Anlage, mit einer Nothwendigkeit, die staunenswürdig ist, weil sie mit seiner Freiheit in eins ist, findet er nur in jener Denkart Frieden und Versöhnung, die im tiefsten und geheimsten Sinne christlich heißt: er ist Christ im kühnsten Sinne des großen Wortes und Christ zu sein ist ihm gleichsam Natur. Doch diese seine geistige, ganz geniale Stellung, die selbst die Lebensordnung derer überragt, die insbesondere zwar Christen sind und doch im Ganzen wie wir und alle Welt ihr Dasein einrichten: dieß sein markvolles Christenthum erlaubt ihm die hergekommene Sitte und Einschränkung nicht, die christlich zwar gefärbt ist, doch aus der Natur ihren Ursprung zieht und ihre Gestalt; sein Christenthum, das nach geistig vollebendiger Bethätigung ringt, entbehrt des Ortes in der heutigen Welt, ja hat tief gesehen überhaupt eine Stätte nicht in der Welt wie sie ist. Nur in einer unsichtbaren Gemeinde, im Wort der Liebe, der Hoffnung wächst ihm Nahrung zu. Er aber, einem innern, tiefen Zuge folgend, der doch in der Anwendung sich als chimärisch kund giebt, will seinen Genius heute, jetzt in Allem praktisch haben, ihn gleichsam leben, wirklich, gegenwärtig, er will nicht bei der Predigt stehen bleiben, vielmehr mit der Poesie und Illusion unserer Zustände überhaupt und wiefern sie christlich heißen, Ernst machen — als ob dies ginge, es sei denn, Alles würde verändert, Himmel und Erde. Der Realismus des specifischen Christen ist durchaus verklärter Natur, über alle für ihn blindsinnliche, stockirrthümliche Zeit hinaus, er kann nicht Fuß fassen auf der Erde, er kommt im Fluge nur fort, erfüllt von höchstem Lieben. Keineswegs ist diese Liebe selbst in diesen höchsten Höhen, zu denen Leo sich ernst und ehrlich bekennt, eine unmögliche, aber sie hat nichts unmittelbar gemein mit den vorherrschend gesetzlichen Einrichtungen von uns andern Erdenkindern. Mein Bruder fehlte nicht darin, daß er dich gewählt, aber er irrte, daß er überhaupt gewählt. „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? Die den Willen Gottes thun." Wer will es fassen! Leo aber sollte es fassen. — Siehe dagegen uns an. Wir auch fragen wohl dem Geistes- und Glaubensleben nach, aber während wir die Hand an den Pflug legen, blicken wir zurück. Es ist nicht anders. Uns wie den Millionen ist der Lebensgenuß viel, wo nicht alles. Sind wir nicht mächtiger von Weltgefühlen, von Wünschen nach

einem besondern Wohlsein durchdrungen, als von dem Glück freier Liebe? Wenn du auch strebst, die schöne Lust religiös zu verklären, opfert nicht ihr dein innerstes Herz? Hast du wesentlich zu schaffen mit dem Reich der Freiheit, wiefern es Sterbliche zu Göttern willst? Der Glaube im eminenten Sinn ist nicht Jedermanns Ding, und auch wir haben wohl recht, wiefern wir das Streben nach dem Höchsten nie ausschließen, doch aber der eben im Schwange gehenden, geschichtlichen Entwickelung seiner Idee zugehören, ja im Hinblick auf die Nothwendigkeit dieser Entwickelung haben wir allein recht.

Will Leo etwas anderes?! sagte sie schnell.

Du bist vielmehr der Unsern eine, fuhr er ruhig bestimmt fort, als daß du Jenem dich gesellen solltest, der in der wunderbarsten Weise, wie Menschen leben, Reiz und Kraft genug findet, eben so zu leben wie er lebt. Ja, um es gerade heraus zu sagen, ich erkenne dich und du gehörst uns ganz. Der Geist möge arbeiten und Formen der Vollendung ersinnen, aber die Welt ist nicht zu verändern, das Leben selbst ist Lust und wird es bleiben. Auf die Gefahr selbst, daß der Tod, gewaltsam oder nicht, der Lohn ist eines selbstischen Entzückens, beuten doch wir die Lebenden im Vorsprung des Todes mit Nothwendigkeit die reizende Natur aus. Wenn die Hand der Liebe dich berührt, erzittert nicht in Wonne dein junges Herz? Durchwogt mich nicht ein zwingend völliges Glück, wenn ich an deinem Munde, von deinem Blick mich weide? Ist unser Gott diese Gegenwart nicht? Wornach fragst du? Haben wir uns nicht?

Er nahte ihr entflammt. Mathilde heftig, abwehrend, sprach mit bebender Stimme: du irrst in mir, aber ich kenne dich! Schwärmt mein Kopf? Es hetzt mich aus den Sinnen — Hinweg!

Ha Liebste, rief er, du strahlst in Jugendglanz, dieser wesenlose Zorn selbst verherrlicht dich, groß, schön erscheinst du mir, nach dir entzündet ist mein ganzes Herz — Was ficht dich an, weigerst du die Umarmung des Gatten?

Wilder, Roher, Herzloser! rief sie außer sich.

Michael stutzte; er verweilte und sprach entrüstet: Verblende dich nicht so! Wenn unsere religiösen Ansichten nicht übereinstimmten, obschon ich daran selbst gegründet zweifeln muß, so fanden wir uns doch in allen Sympathien, die einer herzlichen, edelen Liebe eig'nen. Wie daß nun sollte der lautre Bund entweiht werden durch frech zerreißende Gedanken! Was die Geliebte kaum versagt, weigerte die Gattin?

Die Buhlerin, sprach Mathilde in düsterer Gluth, ich habe nichts mit dir.

Grillen, Hirngespinnste, rief er. Was Worte hier, wo Leben glüht und flammt. An meiner Brust genese, Weib!

Mathilde raffte, nahe am Wahnsinn, ein daliegendes Messer von ihrem Toilettentisch auf. „Ich bin bewehrt, rief sie. Durch ein ungültiges, frevelhaftes Gelübde gewannst du mich, hellodernd in den Flammen der Natur gab ich mein Ja; ich darf dem Manne, der meiner Seele fremd geworden

um Entsetzen fremd — mich nicht überlassen. Bei dem heiligen Gott, wofern du wagst, meinen Leib nach Mannes Weise anzutasten, stoß' ich dies Messer in dein toll inbrünstiges Herz.

Noch tobe fort, rief er in poetisch sinnlicher Trunkenheit, doch in ganzer Zuversicht, daß ihr Herz ihm gehöre, daß nur eine fanatische Schwärmerei des Augenblicks sie verdunkle, daß sie der Natur werde wieder zu gewinnen sein. In übermüthigem, gutmüthigem, ja herzigem Humor rief er: Noch tobe fort, daß ich, so schön du bist, an deinem Bild mich letze. Du beherrschest mein Leben. Verschlungen hält der Anblick mein ganzes Gemüth. Nicht weiß ich deutlich, was du auch gesagt. Drohst du den Tod dem, der dich umarmt? Willkommen Tod, von meiner Liebsten Hand. Siehe zu, ob du's vermagst. Der Liebe feurig Spiel. Gebricht mir auch die Huld der Nebelkappe, doch theilst du wohl Brunhildens Schicksal.

Der Unglückliche umarmte die zum Wahnsinn Ueberspannte gewaltsam, im Nu taumelte er getroffen zurück. Mathilde stand erstarrt, marmorbleich, das Messer fiel ihr klirrend aus der Hand.

Michael, blutend, in Entsetzen rief: Was thatest du — ich bin auf den Tod verwundet.

Sich zusammenraffend bäumte er empor und rief wieder: Unsel'ge Rasende, was thatest du!

Ueberland nach China.

Alexander Michie schildert in seinem Werke: The Siberian overland route from Peking to Petersburg, through the Stepps of Mongolia, Tartary, die Ueberlandreise durch Sibiren nach China.

Die weiten Regionen, welche Michie bis zur sibirischen Grenze zu durchreisen hatte, waren bis vor wenigen Jahren den Europäern verschlossen, nur Rußland hatte das Recht, zu genau bestimmten Fristen und auf vorgezeichnetem Wege eine Gesandtschaftskarawane nach Peking zu schicken. Rußlands Einfluß war in China immer ein weit größerer, als der der Westmächte und auf seiner ganzen weiten Reise traf Michie überall auf Spuren dieses Einflusses. Rußlands Gesandtschaft in Peking ist die älteste. Während Engländer und Franzosen Millionen auf einen Krieg mit China verwandten und das Blut ihrer Söhne in den Straßen Pekings floß, schoben die Russen einfach durch diplomatische Verhandlungen ihre Grenzen weiter vor und gewannen große Provinzen des chinesischen Reiches.

Es ist natürlich, daß bei einer viermonatlichen Reise durch die beiden größten Reiche der Welt sich Michie vergleichende Betrachtungen über die beiderseitigen Verhältnisse derselben aufdringen mußten.

Beide Reiche waren im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen unterjocht und beide warfen später dieses Joch wieder ab. Seit jener Zeit haben Russen und Chinesen immer in Wechselbeziehung gestanden. Rußland dehnte seine Besitzungen nach Osten, China nach Westen aus und nun läuft die Grenze zwischen beiden auf hunderte von Meilen quer durch Innerasien hin.

Das siegreiche Vordringen Rußlands in Asien, und die Unterwerfung zahlreicher eingeborener Stämme in Sibirien, ward zuerst unterbrochen, als es auf die in ihrer Art civilisirten und militärisch gut organisirten Chinesen traf. Damals war China noch im Stande, Rußland Bedingungen aufzuerlegen, wie es 1689 durch den Vertrag von Nertschinsk auch geschah, ohne daß Rußland jedoch seine weitführenden Pläne aufgab. Mit der ihm eigenthümlichen Geduld und Ausdauer rückte es allmählich vorwärts; Waffengewalt und diplomatische Kunstgriffe — Alles ward angewandt und Schritt vor Schritt drang es vor bis endlich im Jahre 1860 General Ignatiew durch seinen kühnen Handstreich das Werk krönte. Rußland war es, das aus dem Siege der Engländer und Franzosen in Peking den größten Gewinn zog, denn zu derselben Zeit verleibte Ignatiew ohne Widerstand die ganzen Küstenprovinzen der Mandschurei von der Mündung des Amur bis nach Korea dem Zarenreiche ein.

Als China zuerst mit Rußland in Grenzstreitigkeiten gerieth, war aller Vortheil auf Seiten des ersteren. China war ein mächtiges Land, das nur die kriegerischen Mandschus aufzurufen hatte, um über ein imponirendes Heer zu gebieten. Geld war im Ueberflusse vorhanden, weit mehr als in Rußland; seine Bevölkerung war fleißig, producirend und somit eine unermeßliche Steuerquelle. China handelte vertheidigend, der Kriegsschauplatz lag seinem heimischen Heerde nahe, seine Regierung war stark und intelligent. Rußland dagegen war damals noch weit zurück, seine Regierung der von China nicht gewachsen und das Operationsfeld weit von Moskau entfernt.

Peter der Große flößte dem Czarenreiche neues Leben ein. Außer den vielen Verbesserungen im Innern, lag ihm auch die äußere Machtstellung seines Landes am Herzen und die Interessen im fernen Osten desselben vernachlässigte er keineswegs. Aber er sowohl als seine Nachfolger fanden in den Mandschukaisern ebenbürtige Gegner und von den Tagen Kanghis, welcher 1688 die Russen aus den Amurländern vertrieb, bis auf die neuere Zeit herab, konnte Rußland weiter nichts erlangen, als daß es Handelsgesandtschaften nach Peking schicken durfte. Seine Ambassaden erschienen dort in gedemüthigter Stellung, wie Bittende oder Tributpflichtige.

Aber Rußland ruhte nicht, es arbeitete an seiner inneren Ausbildung fort, machte sich fremde Erfahrungen zu Nutze und wurde eine große Militärmacht. Peter, Katharina II. und Nikolaus strebten nach Erweiterung der Grenzen. Während so Rußland Fortschritte machte, stand China im besten Falle still. Durch den ersten englischen Krieg im Jahre 1839 ward der Keim des Verfalles, welchen der verweichlichende Luxus der Mandschudynastie später in dieses Reich gelegt hatte, schnell über ganz China ausgebreitet.

Die verkommenen Mandschukaiser hatten die Tugenden ihrer Väter ganz vergessen und waren in Sinnlichkeit untergegangen. Eine weit verbreitete Corruption war die Folge dieser Entsittlichung des Hofes; Ungerechtigkeit und Bedrückung lasteten auf dem chinesischen Volke. Räuberbanden verwüsteten die schönsten Provinzen des Reiches, das ganze Gebäude erzitterte in seinen Grundfesten und es fehlte nur noch der Mann, welcher die Zügel aus der Hand der unfähigen Lenker nahm. Trotzdem war die Verblendung in Peking größer denn je, man schaute mit Verachtung auf die westlichen Barbaren herab und glaubte an die eigene Unüberwindlichkeit, bis die Einnahme Pekings 1860 alle Einbildungen zerstörte. Die Zeit für Rußlands Ernte war gekommen. In den Streitigkeiten mit den Westmächten hatte Rußland auf Seiten China's gestanden und als Lohn für diese Freundschaft nahm es die Amurländer. China war nicht in der Lage zu widerstehen. Der Vertrag ward abgeschlossen und Rußland triumphirte.

Die Wichtigkeit dieser Erwerbung für Rußland ist nicht genug zu schätzen. Bis zu jener Zeit besaß Rußland keinen Hafen am stillen Weltmeere, der nicht wenigstens sechs Monate durch Eis geschlossen war. Die neu gewonnenen Küsten boten dagegen, namentlich in ihrem südlichen Theile, ausgezeichnete Häfen dar, welche mehrere Monate länger als Nikolajewsk an der Mündung des Amur offen waren.

Die gegenwärtige hülflose Lage China's hat hauptsächlich ihren Grund in dem Verfall des Militärwesens während eines langen Friedens. Die Chinesen selbst sind keine Freunde des Kampfes und Krieges, sie sind zu fleißig und zu erwerbsüchtig, um Menschen, Zeit oder Geld in Fehden zu verwüsten. Daher sind sie auch der Gnade und Ungnade fremder Armeen oder einheimischer Räuberbanden unterworfen. Das Ansehen und die Macht ihrer Regierung waren unter diesen Umständen dahin.

Rußlands Uebergewicht dagegen stieg mit dem Aufschwunge seiner militärischen Organisation. Seine fortwährenden Kämpfe in Europa wiesen es auf die Ausbildung seiner Armee hin, und auch die Eroberungskriege in Asien verlangten Truppen in großer Anzahl. Es vereinigte sich Alles, um Rußland zu einer großen Militärmacht zu erheben. Die absolute Herrschaft des Zaren war im Verein mit ehrgeizigen Plänen einem solchen Ergebnisse ungemein günstig. Man hatte in Rußland die von einem starken Willen gelenkten Tartarenhorden gesehen, welche Asien und halb Europa unterjocht hatten. Warum sollte man von dem großen Rußland aus nicht den umgekehrten Zug nach Asien machen? Aber woher auch die Idee zur Eroberung Asiens gekommen sein mag, die Geschichte Rußlands in den letzten zwei Jahrhunderten zeigt, wie consequent sie stets verfolgt wurde und wie sehr sie die Politik der Zaren von Peter bis Nikolaus beherrschte.

In einer Beziehung jedoch, so sagt Michie, gleichen sich Rußland und China sehr, nämlich in der Bestechlichkeit ihrer Beamten, die freilich in Rußland gegenwärtig von allen Schichten der Gesellschaft auf das unerbittlichste bekämpft wird. Die Thatsache selbst ist bis zu einem gewissen Grade von

den Regierungen anerkannt worden und gilt als fast untilgbar. In China ist dadurch eine der Hauptursachen, durch welche dieses Reich zerfällt, herbeigeführt worden. In Rußland dagegen ist die Regierung stärker als dieses Uebel. Es mag dadurch dem Lande viel Schaden zugefügt worden sein, aber der Wille des Zaren gilt doch im entferntesten Winkel des großen Landes. Ungerechtigkeiten der Beamten, Willkürlichkeiten mögen vorkommen, aber nirgends verweigert man einem Ukase aus St. Petersburg den schuldigen Gehorsam. Alles ist in Rußland dem Ruhme des Zaren und der Militärmacht des Landes unterthan und Alles wird diesen beiden geopfert.

Es darf nicht abgeleugnet werden, daß die kriegerische und aggressive Politik Rußlands viel Gutes geschaffen hat. Der verborgene Reichthum wüster Gegenden ist ans Tageslicht gefördert; Handelsstraßen sind durch dichte Wälder angelegt worden, in denen bisher nur wilde Thiere und deren Jäger hausten. Der Pflug geht über alte Schlachtfelder und blühende Ortschaften erheben sich da, wo früher Wüste und Oede war. Das sind Segnungen der russischen Kriegspolitik, während China mit seinem „Frieden um jeden Preis" täglich mehr zerfällt.

Was bisher angeführt wurde, sind nur zufällige oder äußere Umstände, welche den Charakter der beiden Reiche modificirten oder auf deren Geschick ändernd einwirkten. Die wesentlichen Gründe von Rußlands Aufschwung und Chinas Verfall liegen viel tiefer. Rußland ist jugendkräftig, sein nationales Leben im Aufblühen begriffen, die Barbarei ist abgeschüttelt. China dagegen hat schon seit Langem seinen Reifepunkt erreicht; seine Industrie, Kunst, Alles was seine Civilisation ausmacht, hat den Gipfel erklommen, ein weiteres Fortschreiten erscheint nicht möglich. Der Zenith seines Ruhmes liegt hinter ihm. Man irrt sich aber, wenn man annimmt, China müsse darum seinem gänzlichen Verfalle entgegeneilen. Die Masse des Volkes ist keineswegs entartet; sie ist so frisch und kräftig, wie sie nur immer gewesen. Nur die Regierung ist alt und schwach geworden, und ein Wechsel der Dynastie kann China den Glanz wieder verleihen, welcher einem so großen Reiche zukommt. Die unverwüstliche Zähigkeit der chinesischen Institutionen hat das Land durch viele Revolutionen unverändert bewahrt. Die eigenartige Civilisation des Volkes, sein Ernst in der Ausübung friedfertiger Gewerbe haben es befähigt, seine nationale Existenz unter mehr Dynastiewechseln aufrecht zu erhalten, als bei irgend einer andern Nation der Welt.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

Erstes Kapitel.

I.

Das Ideal des communistischen Staates ist in England entworfen worden, zu einer Zeit, wo Heinrich der VIII. durch seinen Kampf gegen das communistisch organisirte katholische Priesterthum und durch seine Reform des Grundbesitzes England zum Eigenthumsstaate machte. Thomas Morus veröffentlichte 1516 seine Schrift „de nova insula Utopia“ in welcher er das unbedingte Gegentheil dessen, was England damals war und was es geworden ist, schilderte. Der berühmte Kanzler entwarf einen gesellschaftlichen Bau, der auf der Grundlage der Gleichartigkeit ruhen sollte; auch war er der erste Verkündiger des allgemeinen Stimmrechts, welches für den echten Engländer noch heute eine Ketzerei ist. Man kennt heutzutage die „Utopia“ meist nur von Hörensagen; gleich wohl enthält sie, wenn auch nicht für England, doch für die continentalen Einheits- und Nationalstaaten viel Prophetisches. Unsere Leser werden zu manchem Vergleiche angeregt werden, indem wir ihnen hiermit den hauptsächlichen Inhalt der Utopia vorführen. Der Verfasser erzählt:

Der unüberwindliche König von England, Heinrich der Achte, ein Fürst von seltenem und überlegenem Geiste hatte vor nicht langer Zeit einen Zwist von gewisser Bedeutung mit dem durchlauchtigen Carl, Prinzen von Castilien. Ich wurde damals mit der Mission, diese Angelegenheiten zu ordnen und möglichst ins Reine zu bringen, als Gesandter nach Flandern geschickt.

Man hatte mir den unvergleichlichen Cuthbert Tunstall beigegeben, welchem der König unter dem Beifall Aller die Siegel des Erzbisthums von Canterbury anvertraut hatte. Ich werde hier nichts zu seinem Lobe sagen, nicht etwa aus Furcht, daß man meine Freundschaft der Schmeichelei beschuldigen möchte, sondern weil seine Kentnisse und seine Tüchtigkeit über mein Lob erhaben sind; sein Ruf ist so glänzend, daß Jemand, der seine Verdienste rühmen wollte, einem Sprüchwort gemäß mit der Laterne gegen die Sonne leuchten würde.

In Brügge, der für die Conferenz bestimmten Stadt, trafen wir die Gesandten des Prinzen Carl, alle sehr ausgezeichnete Männer. Der Gouverneur von Brügge war der Chef und das Haupt dieser Gesandtschaft, während Georg von Thamasia, der Prevot von Mont-Cassel, den Mund und die Seele derselben bildete. Dieser Mann, der seine Beredsamkeit weniger der Kunst als der Natur verdankt, galt für einen der größten Rechtsgelehrten in Staatsangelegenheiten; seine persönlichen Fähigkeiten, verbunden mit einer langjährigen Geschäftspraxis, machten ihm zu einem äußerst gewandten Diplomaten.

Der Congreß hatte bereits zwei Sitzungen gehalten, konnte sich aber über mehrere Punkte nicht vereinigen. Die Gesandten von Spanien nahmen

darauf Abschied von uns, um sich nach Brüssel zu begeben und dort den Willen des Prinzen zu erfahren. Ich meinerseits benutzte diese Muße dadurch, daß ich nach Antwerpen reiste.

Während meines Aufenthalts in dieser Stadt empfing ich häufig Gesellschaft; keine von allen Bekanntschaften aber war mir angenehmer, als diejenige Peter Gilles', eines sehr biederen Antwerpeners. Dieser junge Mann, der unter seinen Mitbürgern einer ehrenvollen Stellung genießt, verdient seiner Kenntnisse und seiner Moralität halber eine der erhabensten, denn seine Bildung steht in Nichts der Vortrefflichkeit seines Charakters nach. Seine Seele ist Allen offen; für seine Freunde aber bewährt er so viel Wohlwollen, Liebe, Treue und Hingebung, daß man ihn, ohne sich an der Wahrheit zu versündigen, das vollkommenste Muster der Freundschaft nennen könnte. Bescheiden und ohne Falsch, einfach und klug, weiß er mit Geist zu reden, und seine Scherze werden nie beleidigend. Genug, die Vertraulichkeit, die sich bald zwischen uns entspann, hatte etwas so Angenehmes und Bezauberndes, daß sie in mir den Schmerz der Erinnerung an mein Vaterland, mein Haus, meine Gattin und meine Kinder milderte, und die Besorgnisse, welche eine Abwesenheit von mehr als vier Monaten erwecken mußte, sogar zu beschwichtigen vermochte.

Eines Tages besuchte ich die Notre-Dame. Diese Kirche wird nicht allein von den Einwohnern sehr verehrt, sondern bildet auch eines unserer schönsten Meisterwerke der Architektur. Nach beendigtem Gottesdienste wollte ich soeben in mein Hotel zurückkehren, als ich plötzlich vor Peter Gilles stand, der mit einem schon ältlichen Fremden plauderte. Der sonnengebräunte Teint des Unbekannten, sein langer Bart, sein Rock, der nachlässig bis zur Hälfte zurückfiel, seine Miene und seine Haltung ließen in ihm einen Schiffspatron vermuthen.

Kaum hatte Peter mich bemerkt, als er mir entgegenkam, mich grüßte und seinen Begleiter, der eben eine Erwiderung auf den Lippen hatte, ein wenig entfernte.

— Diesen Herrn hier, sagte er, stand ich soeben im Begriffe zu Ihnen zu führen.

— Schon um Ihretwillen, mein Freund, würde er mir herzlich willkommen gewesen sein ...

— Und gewiß auch, wenn Sie ihn kennten, um seiner selbst willen. Von Niemandem würden Sie über Menschen und unbekannte Länder so genaue und interessante Details erfahren können, als eben von ihm. Und ich weiß ja, daß dergleichen Neuigkeiten für Sie einen ungemeinen Reiz haben.

— Ich habe also nicht sehr fehlgeschossen; ich hielt ihn sogleich für einen Schiffspatron.

— Sie irren sehr! sagte Peter: er ist freilich zur See gewesen, aber nicht als Palinur. Er spielte vielmehr die Rolle eines Ulysses oder gar eines Plato. Hören Sie seine Geschichte:

„Raphael Hythlodée (der erste dieser Namen ist derjenige seiner Fa-

mille) versteht sehr gut das Lateinische und hat das Griechische ganz in seiner Gewalt. Das Studium der Philosophie, der er sich ausschließlich gewidmet, hat ihn veranlaßt, sich die Sprache von Athen vorzugsweise vor derjenigen Roms zu eigen zu machen. Daher wird er Ihnen über die geringfügigsten Gegenstände nur Stellen aus dem Cicero oder Seneca citiren. Sein Vaterland ist Portugal. Noch sehr jung trat er sein elterliches Erbtheil seinen Brüdern ab, und da er der Lust, die Welt zu durchmessen, nicht widerstehen konnte, schloß er sich der Person und dem Glücksstern des Amerigo Vespuzzi an. Während der drei letzten von den vier Reisen, deren Beschreibung man heutiges Tages überall liest, hat er diesen großen Seefahrer keinen Augenblick verlassen. Aber er kehrte nicht mit diesem nach Europa zurück. Seinen dringenden Bitten nachgebend, erlaubte Amerigo ihm, einer von jenen „Vierundzwanzig" zu sein, die im Innern Neucastiliens zurückblieben. Seinem Wunsche gemäß wurde er also an diesem Gestade gelassen; denn den Tod in fremdem Lande fürchtet unser Held nicht; er macht sich wenig aus der Ehre, in einem gehörigen Sarge zu verwesen, und oft genug hört man von ihm den Sinnspruch: „Dem Leichnam ohne Begräbniß dient der Himmel statt des Leichentuchs; den Weg zu Gott findet man überall." Dieser abenteuerliche Character wäre ihm vielleicht verderblich geworden, hätte die Vorsehung ihn nicht beschützt. Wie dem auch sei, nach der Abfahrt des Vespuzzi durchwanderte er mit fünf Castilianern eine Menge Länder, gelangte, wie durch ein Wunder, zu Schiffe nach Taprobana und von dort nach Calcutta, wo er portugiesische Schiffe fand, deren eines ihn gegen alles Erwarten in sein Vaterland zurückbrachte."

Als Peter mit seiner Erzählung zu Ende war, dankte ich ihm für seine Gefälligkeit und seinen verbindlichen Eifer, mich der Unterhaltung eines so außergewöhnlichen Menschen genießen zu lassen; darauf näherte ich mich Raphael und führte ihn, nach den bei der ersten Anknüpfung einer Bekanntschaft üblichen Complimenten, mit Peter Gilles nach meiner Wohnung. Dort setzten wir uns in den Garten auf eine Rasenbank und die Conversation begann.

Zuerst erzählte mir Raphael, wie er und seine Gefährten, nach der Abfahrt des Vespuzzi, durch ihre Freundlichkeit und mancherlei gute Dienste sich die Freundschaft der Eingeborenen gewonnen und wie sie mit diesen friedlich und im besten Einverständniß gelebt hätten. Er erzählte sogar von einem Fürsten, dessen Land und Name mir jedoch entfallen sind, der sie auf das Bereitwilligste in seine Protection genommen. Dieser Freigebige lieferte ihnen Barken, Fahrzeuge und alles Uebrige, was die Fortsetzung ihrer Reise erheischte. Ein treuer Führer bekam Auftrag, sie zu begleiten und mit den ausgezeichnetsten Empfehlungen anderen Fürsten vorzustellen.

Nach einem mehrtägigem Marsche fanden sie Flecken, wohlverwaltete Städte, zahlreiche Völkerschaften, mächtige Staaten.

Unter dem Aequator, fügte Raphael hinzu, und innerhalb der beiderseitigen Wendekreise sahen sie unermeßliche Einöden, die ein Feuerhimmel unaufhörlich versengte. Alles füllte sie hier mit Schrecken und Entsetzen.

Das ungeheure Land hatte keine andere Bewohner, als wilde Bestien, häßliches Gewürm, oder Menschen, die noch schrecklicher waren, als jene Thiere. Je weiter man sich vom Aequator entfernte, einen um so sanftern Character nahm die Natur allmälig an; die Hitze war weniger brennend, die Erde schmückte sich mit einem lachenden Grün, die Thiere waren nicht mehr so wild. Noch weiterhin traf man auf Völkerschaften, Städte und Flecken, wo ein lebhafter Land- und Seehandel getrieben wurde nicht allein in das Innere und mit den Grenzländern, sondern auch mit sehr entfernten Nationen.

Diese Entdeckungen entflammten den Eifer Raphaels und seiner Gefährten. Was aber mehr als dies Alles ihre Reiselust vergrößerte, war der Umstand, daß sie ohne Schwierigkeit Zutritt zu dem ersten segelfertigen Schiffe erhielten, möchte nun die Bestimmung desselben auch sein welche sie wolle.

Die ersten Fahrzeuge, die sie bemerkten, waren flach, die Segel derselben von Weiden oder Schilfblättern geflochten, und einige von Fellen. Später sahen sie Fahrzeuge mit spitzen Schnäbeln und Segeln von Hanf; diejenigen aber, die sie zuletzt fanden, waren in Allem den unsrigen ähnlich und wurden von geschickten Matrosen geführt, die den Himmel und das Meer kannten, obgleich sie vom Compaß noch keine Idee hatten.

Diese guten Leute waren von Bewunderung und dem lebhaftesten Dank hingerissen, als unsere Castilianer ihnen eine Magnetnadel zeigten. Bis dahin hatten sie sich nur mit Besorgniß ins Meer gewagt. Heute trotzen sie, den Compaß in der Hand, den Stürmen und dem Winter mit mehr Vertrauen als Sicherheit; denn wenn sie nicht behutsamer zu Werke gehen, kann diese schöne Erfindung, die ihnen die größten Vortheile sichern zu müssen schien, durch ihre Unvorsichtigkeit ihnen leicht eine Quelle von Unglücksfällen werden.

Ich würde gar zu lang sein, wollt' ich hier Alles berichten, was Raphael auf seinen Reisen gesehen hat. Außerdem ist dies nicht der Zweck dieses Werkes. Vielleicht werde ich seine Erzählung in einem besondern Buche ergänzen, wo ich vorzüglich auf die Sitten, Gebräuche und zweckmäßigen Einrichtungen derjenigen civilisirten Völker näher eingehen werde, die er besucht hat.

Wir drängten ihn in Betreff dieses gewichtigen Stoffes mit tausend Fragen, und er fand ein Vergnügen darin, unserer Wißbegierde zu genügen. Nach jenen fabelhaften Ungeheuern, die das Verdienst der Neuheit bereits verloren haben, fragten wir ihn nicht. Ein wenig seltener ist eine vernünftig und durchgreifend zweckmäßig organisirte Gesellschaft.

Um aufrichtig zu sein, so bemerkte Raphael unter diesen neuen Völkern mitunter Einrichtungen, die nicht viel besser als die unsrigen waren; auf der andern Seite aber fand er auch eine nicht geringe Anzahl von Gesetzen, die leicht der Art sein möchten, die Städte, Nation und Staaten des alten Europa zu erleuchten und zu regeneriren.

All' diese Dinge, ich wiederhole es, werden mir den Stoff für ein anderes Werk abgeben. In dem gegenwärtigen werde ich nur das berichten,

was Raphael uns von den Sitten und Einrichtungen des utopischen Volks erzählte. Vorher erlaube ich mir jedoch, den Leser von der Art und Weise zu unterrichten, in welcher die Conversation auf diesem Terrain gepflogen wurde.

Raphael ließ in seine Erzählung gewichtige Reflexionen einfließen. Während er jede Regierungsform prüfte, analysirte er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn das Zweckmäßige und Uebereinstimmende in der einen, und das Schlechte und Falsche in der andern. Hörte man diesen Competenten so die Einrichtungen und Sitten der verschiedenen Völker gegeneinander abwägen, so hätte man vermuthen sollen, er habe sein ganzes Leben lang in Ländern verweilt, die er gleichwohl nur berührt hatte.

Peter konnte seine Bewunderung nicht zurückhalten.

— In der That, sagte er, es befremdet mich ungemein, lieber Raphael, daß Sie nicht bei irgend einem Fürsten Dienst suchten. Sie würden einem solchen, ich bin davon überzeugt, eben so willkommen als nützlich sein. Seine Mußestunden würden Sie durch Ihre universalen Kenntnisse als Geograph und Anthropolog sehr angenehm ausfüllen, und eine Menge von bewährenden Beispielen, die Sie ihm citiren könnten, würden ihm eine solide Belehrung und unschätzbare Rathschläge sichern. Zugleich könnten Sie dadurch sich und den Ihrigen die glänzendsten Aussichten eröffnen.

— Um das Schicksal der Meinigen, erwiderte Hythlodée, beunruhige ich mich wenig. Ich glaube ihnen gegenüber meinen Pflichten leidlich genügt zu haben. Andere pflegen sich erst dann, wenn sie bereits mit einem Fuße im Grabe und mit dem andern nachzufolgen im Begriff stehen, ihrer Güter zu entäußern, und selbst dann noch lassen sie nur äußerst ungern fahren, was die ohnmächtige Hand nicht mehr festzuhalten vermag. Ich dagegen habe in der Blüthe und vollen Kraft der Jugend Alles meinen Verwandten und Freunden geschenkt. Sie werden sich, denk' ich, über meinen Egoismus nicht beklagen; sie werden nicht verlangen, daß ich, um ihre Taschen mit Gold zu füllen, mich einem Könige zum Sclaven anbieten solle.

— Verstehen wir uns recht, sagte Peter: meine Meinung ist nicht, daß Sie einem Fürsten als Knecht, sondern daß Sie ihm als Minister dienen sollten.

— Die Fürsten, mein Freund, kennen zwischen beiden wenig oder gar keinen Unterschied. Die lateinischen Worte servire und inservire unterscheiden sie blos nach der Sylbenzahl.

Nennen Sie die Sache, wie es Ihnen gefällt, erwiderte Peter: ich wenigstens sehe darin für Sie das beste Mittel, sowohl dem Staat und den Individuen nützlich zu sein, als sich selbst eine glückliche Stellung zu sichern.

Eine glückliche, sagen Sie! und wie könnte das, was meinen Gefühlen, meiner Denkweise, meinem Charakter widerstrebt, zu meinem Glücke beitragen? Wie ich jetzt lebe, bin ich frei, ich mache was ich will, und ich zweifle, daß viele von denen, die sich in den Purpur kleiden, von sich dasselbe sagen können. Der Ehrgeizigen, die nach der Gunst des Thrones streben, giebt es die Hülle und die Fülle; die Könige werden mich und zwei oder drei Andere,

die mit mir gleicher Meinung sind, unter jenen Höflingen nicht sehr vermissen.

Ich nahm jetzt das Wort:

— Augenscheinlich, Raphael, jagen Sie weder dem Glücke noch großem Einfluß nach, und was mich betrifft, so hege ich deshalb nicht weniger Bewunderung und Achtung für Sie, als wenn Sie an der Spitze eines Reiches ständen. Dennoch scheint es mir eines so edlen und denkenden Geistes, wie des Ihrigen, vollkommen würdig, all' seine Talente der Leitung öffentlicher Angelegenheiten zuzuwenden, und sollten Sie deshalb Ihr persönliches Wohlbefinden außer Augen setzen müssen. Das beste Mittel dazu aber ist unstreitig, in den Rath irgend eines Fürsten zu treten; denn ich bin überzeugt, daß Sie den Mund nie öffnen werden, außer der Ehre und Wahrheit zum Frommen. Sie wissen es, der Fürst ist die Quelle, aus welcher das Gute und das Böse sich wie ein Strom unter das Volk ergießt; und Sie besitzen so viele Kenntnisse und Talente, daß Sie, wenn Ihnen die Geschäftsroutine abgehen sollte, selbst dann noch einen vortrefflichen Minister unter dem unwissendsten König abgeben würden.

— Sie verfallen in einen zweifachen Irrthum, mein theurer Morus! erwiederte Raphael. Sie täuschen sich sowohl in Beziehung auf den Sachbestand als auf die Person. Ich besitze bei weitem nicht die Fähigkeit, die Sie mir zuschreiben; doch gesetzt auch, ich besäße sie in hundertfachem Maße, so würde dennoch die Aufopferung meiner Ruhe der Oeffentlichkeit von keinem Nutzen sein. Den Fürsten liegt zuvörderst nur der Krieg am Herzen (und gerade die Taktik ist eine Wissenschaft, die ich nicht kenne und auch niemals kennen lernen mag). Die segensreichen Künste des Friedens vernachlässigen sie. Handelt es sich um die Erweiterung ihrer Grenzen, so ist ihnen jedes Mittel recht; weder Geweihtes noch Weltliches, weder Verbrechen noch Blut macht ihre Entschlüsse wankend. Viel weniger machen sie sich daraus, die ihrer Herrschaft unterworfenen Staaten auch wohl zu regieren. — Was nun die Räthe der Könige betrifft, so möchte ihr Charakter folgender sein. Die Einen schweigen und zwar mit Grund. Es thäte Noth, daß sie selbst berathen würden. Andere sind fähig und wissen es; diese aber sind beständig der Meinung Desjenigen, der am meisten in Gunst steht; mit Entzücken applaudiren sie selbst den schalsten Aussprüchen, die er vorzubringen beliebt. Diese verächtlichen Schmarotzer kennen nur ein einziges Ziel: dasjenige, durch niedrige und verbrecherische Schmeichelei die Protection des ersten Günstlings zu gewinnen. Die Uebrigen sind Sklaven ihrer Eigenliebe; sie hören nur auf eigene Meinung. Dies kann nicht befremden. Die Natur besiehlt Jedem, die Kinder seines Geistes für schön zu halten. So liebkos't der Rabe seine Brut und der Affe seine Jungen. — Was geschieht nun im Innern dieser Ministerien, in welchen Neid, Eitelkeit und Eigennutz vorherrschen? Sucht Jemand eine vernünftige Meinung auf die Geschichte oder Gebräuche anderer Länder zu stützen? Alle Uebrigen würden sich darüber empören; ihre Eigenliebe würde sich beleidigt finden, wie wenn man ihnen alle Weisheit absprechen und sie für blödsinnig verschreien

wollte. Sie grübeln so lange nach, bis sie irgend einen Gegengrund aufgefunden haben, und führt ihr Gedächtniß oder ihre Logik sie auf einen Irrweg, so flüchten sie sich hinter den Gemeinspruch: „Unsere Väter dachten und handelten so; wollte Gott, wir ständen unseren weisen Vätern nicht nach!" Und dann setzen sie sich und brüsten sich, als hätten sie einen Orakelspruch verkündigt. Nach ihnen sollte man fürchten, der Untergang der Gesellschaft könne nicht ausbleiben, wenn sich Jemand fände, der klüger wäre als seine Voreltern. Gleichwohl lassen uns die guten Einrichtungen, die wir von ihnen ererbt, ziemlich kalt, und sobald eine zweckmäßige Neuerung aufkommen will, klammern wir uns, um dem Fortschritt in den Weg zu treten, an das Alte. Fast überall habe ich dergleichen eigensinnige, abgeschmackte und hochmüthige Staatsbeamte gefunden.

Südrussische Alterthümer.

(Schluß.)

Der zweite Punkt der im Jahre 1858 unternommenen Grabungen war das Thal beim Dorfe Glinistche, in welchem man in letzter Zeit leichte Erdsenkungen wahrgenommen, und 1857 im Lehmboden, in einer Tiefe von 2½ Faden, eine elliptisch geformte Katakombe entdeckt hatte, in welcher eine Frau bestattet war. Am Haupte derselben lagen die Scherben eines Glasgefäßes; auf dem Schädel ein rundes Goldblatt, auf welchem die Rückseite einer Münze des Rhescuporis vom Jahre 264 nach Chr. G. abgedruckt war; an der Stelle der Ohren ein Paar Ohrgehänge von gedrehtem Golde, und an der linken Hand ein goldener Ring, in welchen eine bläuliche Masse mit einer schlecht geschnittenen Figur eingelassen war. Dieser glückliche Fund veranlaßte die Kertscher Direction, im ganzen Terrain bei Glinistche 1858 neue Grabungen anzustellen. Dieselben sind, abgesehen von den dabei gefundenen Alterthümern, insofern von besonderer Wichtigkeit gewesen, als man durch sie die Construction der Katakomben genau kennen gelernt hat. Sie haben in der Regel eine elliptische Form, finden sich durchschnittlich etwa 2 Faden unter der Erdoberfläche und sind meistens für drei Todte bestimmt, welche an drei Seiten auf Erhöhungen oder in Särgen vereinzelt liegen, während auf der vierten Seite der Eingang zur Katakombe durch eine senkrecht stehende Steinplatte verlegt ist; ein brunnenartiger, später wieder verschütteter Schacht mit einem Absatze und mehreren Stufen führt zum Eingange. An sechs im Jahre 1858 geöffneten Katakomben waren Spuren früherer Plünderung unverkennbar, und die Ausbeute daher sehr unbedeutend; die siebente war freilich unversehrt geblieben, enthielt aber bloß einen ein-

[illegible] hölzernen Sarg mit dem [illegible] des [illegible], und [illegible] Hände, ein rundes Goldblättchen von der Größe eines Daumens.

Der dritte der im Jahre 1858 in Angriff genommenen Localitäten [illegible] sich kaum eine halbe deutsche Meile (3 Werst), nördlich von Kertsch an dem Wege nach dem Dorfe Bulganak. Hier zog ein mächtiger Tumulus, dessen Umfang bei einer Höhe von 17 Ellen, 92 Faden betragen mochte, die Aufmerksamkeit auf sich und schien um so glücklichere Resultate zu versprechen, als man an seiner Basis, wie beim Pawlowski Kurgan, eine Ringmauer aus großen behauenen, in zwei Schichten auf einander ruhenden Steinen entdeckte. Nachdem die Bohrversuche zur Auffindung des Grabes vergeblich gewesen, trug man die Spitze einen Faden tief ab, und gelangte dann durch einen 4 Faden breiten Graben in das Centrum des Hügels, wo sich in der Erde eine Oeffnung zeigte; durch diese kam man zwar zu einer steinernen Grabkammer mit einer kleinen Vorhalle, fand aber in beiden nichts als Schutt, da das Grab bereits früher ausgeraubt worden war.

In einem bei dem Vorgebirge Kamysch-Burun geöffneten kleinen Tumulus entdeckte man ein mit behauenen Steinen bekleidetes und oben verdecktes Grab, in der Form eines viereckigen Kastens und in demselben ein nach Morgen gewendetes Scelett einer Frau, das bei der ersten Berührung in Staub zerfiel. Bei dem Kopfe der Todten lag eine große Haarnadel, auf ihren Zähnen eine ganz oxidirte Kupfermünze und zu den Seiten vier kleine Thongefäße (Aribällen) mit einfacher Verzierung von Palmetten.

Der aus großen Steinen, Schutt und Erde aufgeworfene Tumulus auf dem Juz-Oba, zunächst der alten Quarantaine, entsprach den auf ihn gesetzten Hoffnungen insofern durchaus nicht, als die mühevollen und kostspieligen Grabungen nur zu dem Resultate führten, daß die in seinem Innern befindliche steinerne Grabkammer bereits vollständig geleert und zusammengestürzt war.

Um so belohnender war endlich in der sechsten Localität die Eröffnung des Melek-Tschesmenski Kurgan, etwas nördlich von Kertsch, am Flüßchen Melek-Tschesme. In demselben stieß man nach langem vergeblichen Suchen auf eine Steinmauer, durch welche man, nach vorsichtiger Heraushebung von ein Paar Steinen, in einen langen Gang sogenannter ägyptischer Construction kam, der zu einem pyramidenförmigen Grabgewölbe führte. Letzteres lieferte zwar auch eine sehr spärliche Ausbeute an Alterthümern, da Andere, wie ein in der Decke fehlender Stein bewies, das Grab schon früher geöffnet und vollständig geplündert hatten, ist aber in architectonischer Beziehung von hohem Interesse.

Das bisher Mitgetheilte ist das Wesentlichste im Berichte des Herrn Linewitsch. Auf denselben folgt, als zweites Supplement, eine von L. Stephani mit großer Gelehrsamkeit und vollständiger Sachkenntniß gegebene Erklärung der wichtigsten Gegenstände, welche durch die Grabungen bei Kertsch im Jahre 1858 entdeckt und namentlich im Pawlowski Kurgan gefunden wurden. Unter denselben befindenen sich Thongefäße, bei welchen die bildlichen Darstellungen vom höchsten Interesse sind. Die erste Stelle nimmt hier jedenfalls die [illegible]

oben erwähnte $8^5/_8$ Werschok (über 10 Zoll) hohe Vase ein, welche auf den entgegengesetzten Seiten ein Doppelgemälde zeigt. In den vorherrschend rothen, auf schwarzem Grunde stehenden Figuren sind einzelne Theile mit Gold und und verschiedenen Farben übermalt, von denen sich das Gold überall vortrefflich, letztere aber nicht ganz vollständig erhalten haben. Vergoldet erscheinen in beiden Gemälden außer den Kränzen, den Stirnbändern, den Ohrgehängen, den Halsketten, dem Modius, den Fackeln, dem Tympanon und den Sternchen auch noch der Petasus des Hermes, der Waffenschmuck (Helm, Schild, Lanze, Aegide) der Pallas, der Thron und der Scepter des Zeus, die Flügel der Nike und des Eros, die Keule und der Stab des Herakles, der Wagen des Triptolemos und der Thyrsos des Dionysos. Weiß sieht man in dem ersten Bilde die Incarnation der Pallas, der Echo, der Hecate, der Nike und des Jacchos; und im zweiten die der Aphrodite, der Kore, des Eros, des Plutos und des Triptolemos, sowie der Pilaster, auf welchem Kore lehnt. Farbig sind endlich in dem ersten Gemälde dargestellt: die Felsen der Grotte, die Gewänder der Pallas und Nike, die Mitte des Tympanons; und in dem andern die Gewänder des Triptolemos und der Kore. Die leicht aufgetragenen Farben haben dem Einflusse der Zeit weniger gut widerstanden, als das Gold, welches in seiner ursprünglichen Frische auf dem aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Chr. G. stammenden Gefäße sich erhalten hat. Die Darstellung des für beide Seiten gewählten und im engsten Zusammenhange stehenden Gegenstandes hat, nach Staphani's sinnreicher Deutung, jedenfalls Bezug auf den mystischen Dienst der Eleusinischen Gottheiten, und kann als neuer Beweis dafür dienen daß die attischen Mythen und die attische Kunst im Anfange des vierten oder am Ende des fünften Jahrhunderts vor Chr. G. bis nach Pantikapäon ihre Verbreitung gefunden hatten. Der Cult der Demeter mußte aber bei dem reichen Fruchtsegen der ganzen taurischen Halbinsel vor allen anderen dort erblühen, und wird durch Inschriften und andere Zeugnisse, wie für alle ionischen Colonien überhaupt, so namentlich für Pantikapäon zweifellos bestätigt. Hiernach darf es Niemanden befremden, daß auch die eleusinischen Mysterien dort Verständniß und Aufnahme fanden, denn in diesem Culte, bei welchem alle Götter und Heroen mehr oder weniger betheiligt sind, bilden Demeter und Kore den Mittelpunkt, nnd zwar nicht blos als die Repräsentanten der vegetabilischen Kraft der Erde, sondern auch insofern, als sie, durch ihr eigenes Geschick auf die Hauptmomente des menschlichen Daseins, auf Leben und Tod, hindeutend, n den Herzen der Gläubigen die trostreiche Hoffnung auf Fortbestand nach dem Tode wecken und wach erhalten sollten. So steigt in dem ersten Gemälde unserer Vase die jugendliche Kore aus der Tiefe in eine mit goldenen Sternchen geschmückte Grotte empor; in ihren Armen trägt sie das neugeborene, in dem Bilde leider nur unvollkommen erhaltene Jacchoskind, welches Hermes ihr abzunehmen sich anschickt, während Athene in vollem Waffenschmucke herbeieilt. Links oben erblicken wir, mit einer brennenden Fackel in jeder Hand, die zur Linken sitzende Hekate, neben welcher, etwas tiefer, eine jugendliche Frau — Eleusis als Localgottheit — in ruhiger Haltung

[illegible]

[illegible] Frühlings — ein Bild des menschlichen, [illegible] Daseins — sinnvoll versinnlicht werden [illegible] Gemälde die Wiederkehr des aus den [illegible] Wurzeln und Knospenreichthums; in dem [illegible] — die in die Erde versenkte, zur Erhaltung des Menschen nothwendige [illegible] des Pflanzenreichs dargestellt wird. Zur Scene hat der Künstler die bei Eleusis gelegene Grotte Erineos gewählt. Hier führen (in dem ersten Bilde) Zeus und Demeter den Vorsitz, und haben den Befehl ertheilt, daß Echo mit den feierlichen Tönen des Tympanon, die über die ganze Erde sich in die Unterwelt dringen, Persephone und ihren Sohn aus ihrem Winterschlaf wecke, damit sie zur Erde hinaufsteigen, die der Blumen

und des Lebens noch beraubt ist. Der bis in die Tiefe dringende Schall des Instrumentes hat seine magische Kraft schon an Hekate erwiesen, die als treue Dienerin der unterirdischen Königin mit Fackeln vorausgeeilt ist, um ihrer Herrin die dunkeln Pfade aus der Unterwelt zu erleuchten. In verjüngter Schönheit steigt dann die mächtige Königin des Hades, mit dem neugeborenen Jacchos auf den Armen, aus der Unterwelt in die Grotte empor, die vom himmlischen Lichte erglänzt. Hoch erfreut über die Rückkehr der von ihr beschützten Gottheiten, eilt Pallas in vollem Waffenschmucke herbei, um sie gegen jedes Unrecht zu vertheidigen, während Hermes sich anschickt, das Jacchoskind zu empfangen, und es zur sorglichen Pflege der Demeter zu überbringen. Zeus sendet Nike aus, um die sehnlich erwarteten Gäste mit Glückwunsch und Kranz zu bewillkommnen. Im Hintergrunde endlich erscheint Eleusis als aufmerksame Zuschauerin des vor ihren Augen sich gestaltenden Götterbildes. In dem zweiten Bilde hat Zeus die Hauptrolle der Demeter eingeräumt, welche ihre geliebte Tochter Kore und ihre treue Dienerin Hekate zu ihren Seiten hat. Vor ihr steht der kleine Gott des Reichthums, in goldenem Schimmer glänzend, denn Demeter gab ihm das Dasein, da sie den Menschen den Ackerbau lehrte. Sie hat dem Triptolemos schon die nöthigen Befehle ertheilt, um nach allen Richtungen die Erde zu durchziehen und überall die Segnungen des Feldbaus zu verbreiten. In Folge dessen hat sich der jugendliche Heros mit seinem beflügelten Wagen bereits in die Lüfte erhoben, und eilt davon, begleitet von der letzten Segnung der Demeter. Die sich hier entwickelnde Begebenheit hat noch andere Götter herbeigezogen, welche, ihrer Natur nach, an derselben den innigsten Antheil nehmen. So hat sich Aphrodite eingefunden, die Freundin der Kore, als die schöne Göttin des Frühlings und seiner jungen Blumen, und zwar in Begleitung von Eros und Peitho; so der jugendliche Gott des Weines Dionysos; so endlich Herakles, der in die eleusinischen Mysterien zuerst eingeweihete Heros, der Wiesen und Heerden in seinem besonderen Schutze hat. Wahrlich, sinnreicher und geistvoll sind in keinem Vasengemälde des Alterthums die eleusinischen Mysterien dargestellt, als auf dem bei Kertsch gefundenen, hier näher beschriebenen Thongefäße!

Robespierre.

(Fortsetzung.)

Man würde aber irren, wenn man glauben wollte, daß Robespierre alle Mittel, um Volksgunst zu werben, aus sich selbst, seiner Kenntniß des französischen Volkes und der Geschichte geschöpft habe. Er blieb noch immer ein

Schüler von Sieyes, bei dem er oft ganze Nächte zubrachte. — Mit Orleans hingegen hat er niemals vertrauten Umgang gehabt; er hat zwar manchmal bei dem Herzoge gegessen, allein man konnte es nur zu deutlich sehen, daß er an ihm kein Behagen fand, während Orleans alles vergeblich versuchte, ihn zu seiner Partei überzuziehen.

Wenn man von einer Partei Orleans redet, so muß man jederzeit eine Erklärung hinzufügen. In den ersten Tagen der Revolution war die Partei des Herzogs die Partei der Nation, die seine Büste zugleich mit Neckers umhertrug, und ihn daher zu der Würde eines ihrer Lieblinge erhob. Späterhin änderte sich das; das Volk glaubte seine Empörung bemäntelt, — denn es hatte anfangs ein sehr königliches Gewissen — wenn ein Prinz daran Antheil nähme, und es für diesen alles zu thun glauben dürfte; nachher aber, als Orleans in Folge der October-Ereignisse des Jahres 1789 nach England entwichen war, modificirte sich die Lage der Dinge, obwohl er bald zurückkehrte außerordentlich. Fremde hatten auf ihn gewirkt. Pitt hatte ihn, wie es jetzt actenmäßig feststeht, in Sold genommen, hatte seinem Ehrgeize geschmeichelt, ihm Unterstützungen versprochen und ihm das Wort gegeben, daß wenn er durch die Revolte die ältere Linie der Bourbons vernichtet hätte, auf den Trümmern derselben sein Thron erbaut werden sollte. England wollte sich einen constitutionellen Vasallen heranbilden. Egalité trieb aber die Sache mit der ihm ganz eignen Unüberlegtheit, die mit einem Sprunge am Ziele sein will. Er war es, der überall die Motion wegen des Arrestes gegen „Louis Capet“ am heftigsten unterstützte, der — mit Abscheu gedenke ich dieser Scene — sich, als der König vor dem Convente verhört ward, ihm ganz nahe setzte, und ihn während der ganzen Zeit des Verhörs durch die Lorgnette beobachtete, der gegen seinen Verwandten das Todesurtheil aussprach, und zuerst darauf antrug, daß man über den Bericht von seiner Hinrichtung zur Tagesordnung übergehen sollte. Bei den Franzosen, die den Takt nie ganz verloren, mußte die Grausamkeit eines Prinzen Abscheu erregen, und um desto natürlicher war die Verachtung des Volkes bei seiner eigenen Hinrichtung.

Doch ich greife dem Gange der Begebenheiten vor. Orleans war nichts als eine Maschine der Jacobinerhäupter, die auch diesen Unbesonnenen so zu nutzen wußten, daß er immer glaubte, er benutzte sie. Als er Robespierre gewinnen wollte, wußte dieser schon, daß der Prinz zu einem Schlachtopfer bestimmt war, und daß er durch sein Betragen seine Hinrichtung rechtfertigen müsse; denn nur so lange gab man ihm Frist zum Leben, weil er einmal Liebling des Volks gewesen war, und von dieser Würde sich erst selbst herabstürzen mußte.

Robespierre war einstmals zu Tische bei Orleans und hatte die Unvorsichtigkeit, eine porzellanene Büste Heinrichs des Vierten vom Tische herabzuwerfen, so daß sie zerbrach. Als er im Begriffe war, sich zu entschuldigen, fing Orleans ihm mit Verbindlichkeit das Wort auf, und sagte: „Robespierre ist gewohnt, Tyrannenköpfe zu zerbrechen. Dieser hatte kein besseres Schicksal verdient. —“ Robespierre lachte, und sagte: „Nur der Tyrannen-

kopf verdient dies Schicksal, der es duldet. Sie können es alle verhindern, wenn sie nur klug sind. Aber die wenigsten sind's, denn das Zutrauen auf ihre Würde steckt zu tief in ihrem Blute. — " Zu diesem Blute gehörte auch Orleans, er ahnte aber den tiefen Sinn von Robespierre's Rede nicht.

Bis gegen den zehnten August 1792, wo der König gefangen ward, beobachtete Robespierre immer eine gewisse Zurückgezogenheit, indem er nie offenbar nach dem Einflusse strebte, und nur zuweilen auftrat, um entweder Andersgesinnte niederzuschlagen, oder sich und seine Grundsätze nicht vergessen zu lassen. Gewaltsam hat er überhaupt nie nach Einflusse gestrebt, sondern vielmehr die Zeit und ihr Forteilen benutzt.

Je weniger er aber thätig schien, um desto mehr war er es. Gleichwohl war diese Zeit mehr dem Studium und der Vorbereitung gewidmet. Er lernte die Menschen und den Staat kennen, und legte sich nicht ohne Erfolg mit Cambon auf die Finanzwissenschaft, und nebenher auf die Kriegskunst. Dabei lebte er in einem Zirkel wenig bekannter Menschen, die er alle zu gewinnen suchte, trieb sich an öffentlichen, oft niedrigen Orten umher, um die öffentliche Meinung kennen zu lernen, und hatte gerade unter der niedrigsten Klasse seine Vertrauten, von denen er die Geheimnisse der höhern erfuhr. Gerade wie ehemals der Hof.

Man sagt, er habe einmal mit Marie Antoinette, die weitsichtiger war, als vielleicht irgend eine andere Regentin, und in ihm den Mann von Einfluß voraussah, eine Unterredung gehabt, durch welche diese ihn für den Hof gewinnen wollte. Es soll damals gewesen sein, als man den König zwang, ein Jakobinisches Ministerium zu wählen, und Marie Antoinette soll ihn gebeten haben, selbst eine Ministerstelle anzunehmen. Robespierre soll ihr geantwortet haben: „Ich mag nicht reich werden, und bedarf keiner Ministerstelle. Ich stehe im Solde der Nation, der ich eine ewige Verpflichtung schuldig bin, und mein Vaterland ist in einer Lage, wo ich ihm nützlicher sein kann, als auf dem mir angewiesenen Posten. Wäre die Despotie noch, so hätte ich ihn angenommen, um sie zu stürzen; denn nur den Ministern und dem folgsamen Monarchen verdankt die Nation die Freiheit."

Mit Barnave und Bailly hat er nie in Freundschaft gelebt. Er entfernte sich absichtlich von ihnen, und ich glaube, daß er mit keinem von beiden je ein Wort geredet hat. Vorzüglich war ihm Barnave seit der Rückkehr des Königs von Varennes unausstehlich. „Die Königin hat ihn gewonnen — sagte er von ihm, — sie ist ein Weib, das mit einem einzigen Wink jeden gewinnt, der nicht recht standhaft ist." — Dies scheint mir zu beweisen, daß er selbst von ihr einmal gewonnen werden sollte. Aber wie wollte man ihn gewinnen? Er hatte keine schwache Seite.

Weit vertrauter lebte er mit Pethion und Santerre. Diese Menschen waren ihm brauchbarer, ob sie gleich nicht ganz zu ihm paßten; denn Pethion, der mit den Girondisten am föderalistischen System hing, war schon aus diesem Grunde sein Mann gar nicht. Santerre glich ihm mehr, obgleich seine Rusticität weiter ging, als Robespierre sie treiben wollte. Indessen gefiel

sie ihm, weil Santerre auf diese Art Anhang unter den Sansculotten gewann. —

Mit dem 10. August 1792 verhält es sich wie mit dem 20. Juni, wo Ludwig XVI. ein echter Märtyrer, durch die vorgehaltene Pike gezwungen ward, aus der Flasche des Sansculotten zu trinken. Robespierre war durch seine Leute thätig, und wirkte durch Maschinen überall; er selbst aber hatte schon drei Tage vorher in einem Keller gesteckt, aus dem er nur hervorging, um am Abend des 10. August in der Nationalversammlung zu erscheinen. Diese Art von Feigheit war ihm eigen, und doch ging sie Hand in Hand mit einer gewissen politischen Standhaftigkeit und Gefaßtheit, die ihn alles unternehmen ließ, was er irgend vorher berechnen und überlegen konnte. Sie bestand in der Ausdauer bei einem geprüften Entschluß und in dem langsamen Verfolgen eines reiflich überdachten Planes.

Mit der Gefangennehmung des Königs und der Abschaffung der Krone war die Bühne des Robespierre eröffnet, die er denn auch sogleich betrat.

Da es manchen scheinen könnte, als wäre Marat mit ihm in Gewinnst und Verlust zu gleichen Theilen gegangen, so ist es interessant zu erörtern, was Robespierre von ihm dachte. Marat war bestimmt, Robespierre den Weg zu bahnen, und durch übertriebene Maßregeln, die er vorschlug, den strengen nothwendigen, die Robespierre anwenden wollte, ihr schauderhaftes Ansehen zu nehmen. Hierzu machte ihn sein Fanatismus sehr geschickt. Er war der Herostat der Revolution, nur daß er nicht im Stande gewesen wäre, zu thun, was er von andern forderte. Er wäre nicht vermögend gewesen, einen Menschen zu verwunden, und doch wollte er hunderttausende von Köpfen fallen sehen, doch rechtfertigte er die Grausamkeiten des Augusts und Septembers. Er folgte seinem Talente, ohne doch deswegen seinen Neigungen folgen zu können; sein Talent war extrem und daher blutdürstig, während seine Neigungen die eines schwachen, ängstlichen Kindes waren; denn persönlich war er ohne allen Muth, wie der Keller beweist, aus welchem er hervordonnerte, und den man, sonderbar genug, auf seinem Grabmahle verewigt hat. Robespierre trieb ihn immer an, auf der Bahn fortzugehen, die er betreten hatte, sagte ihm oft, daß seine Vorschläge allein die Nation retten könnten, und daß er nur die Zeit erwarte, sie auszuführen. Die Nation, behauptete er immer, ist für einen Enthusiasmus, wie Marats, noch nicht reif genug, das heißt, die Nation thut noch nicht mit kaltem Blute was Marat in der Hitze fordert, und die Nation darf nur mit kaltem Blute handeln. — — Oft behauptete Robespierre, daß Marat sich durch seine Schwärmerei in das Grab bringen werde, daß der allerkleinste Theil der Nation aufgelegt sei, ihm Gehör zu geben, und daß er der Feinde mehr habe, als er verdiene. Er lebt zu früh, sagte er, und wird darum nicht lange leben.

In diesen Aeußerungen findet man sogleich seine Absichten. Robespierre hätte gewiß Marat gestürzt, wenn dieser die Fähigkeit gehabt hätte, öffentlich aufzutreten und persönlich zu wirken. Marat wäre in diesem Falle unter die Guillotine gekommen.

Dumouriez gehöret zu denen, die Robespierre am widerwärtigsten waren; und so oft auch seine Siege, die dem Vaterlande so viel werth sein mußten, und welche auch Robespierre so sehr schätzte, ihn erfreuten, so hörte man eben doch so oft klagen: „Wenn nur Dumouriez sie nicht erfochten hätte." Seine nachherigen diplomatischen Mannöver in den Niederlanden waren ihm früh genug bekannt, auch seine Unterhandlungen mit Proly; und als er endlich die Commissarien dem Feind zuschickte, sagte Robespierre nur: „das habe ich längst erwartet. Gebt Acht, er wird die holländischen Patrioten auch verkaufen." Eine Liste von diesen besaß Robespierre aus Dumouriez Händen. Bekanntlich verkaufte Dumouriez eine vidimirte Abschrift des Originals, welches er für eine ungeheuere Summe nach Holland zurückgeschickt hatte, nachher an die Kaiserlichen. So viel Mühe sich daher auch Dumouriez während der Zeit seines militärischen Glanzes gab, um in Robespierre's Freundschaft aufgenommen zu werden, so wenig gelang es ihm. Er hatte wahrlich nicht die Absicht, den damals befehdeten und angeklagten König zu retten; denn man weiß zu gut, welche Gesinnungen er gegen Robespierre äußerte. Aber er wollte es den Mächten, in deren Gunst er sich nach dem Verluste seines Vaterlandes einzuschmeicheln suchte, glauben machen. Dumouriez wollte nichts anders, als sich den Einfluß sichern, den ihm das Glück durch seine Siege zugespielt hatte, und der ihm zu wanken schien. Robespierre und Marat erschütterten sein Ansehen, und er war klug genug, das Uebel an der Wurzel anzufassen, aber freilich fruchtlos.

Mit Dumouriez Abfall, auf dessen Treue die Girondisten so sehr gefußt hatten, war auch der Untergang dieser Partei gewiß. Dumouriez hatte wirklich unter dem Volke einen Anhang über allen Glauben. Dieser breitete sich von der Armee aus, und umfaßte die unteren Klassen des Volks vorzüglich. Nur eine Ungeschicklichkeit, wie die seine, war im Stande, ihn zu stürzen. Denn so viel auch Robespierre und Marat, die den Gang der Dinge von ferne schon sahen, davon entdeckten, so richteten sie doch wenig aus, da das Volk so sehr für Dumouriez eingenommen war, daß es seinen besten Absichten nur einen bösen Schein, aber bei alledem gute patriotische Zwecke zutraute.

Brissot und Carra waren Robespierre ihres gemeinen Characters wegen längst verhaßt. Sie benutzten die Revolution wie Gauner und Banditen, aus deren Mitte sie aufgestanden waren. Sie glaubten, die Revolution sei für sie da; ihre Zwecke waren nicht den Zwecken des Volkes untergeordnet; sie wollten bei allen Unternehmungen nur sich selbst Dienste leisten, und suchten vor allen Dingen erst ihren Vortheil aufs reine zu bringen. Solche Menschen waren nicht für Robespierre, der sich immer für einen Sklaven des Nationalwohls, und diese Sklaverei für seinen Stolz hielt. So sehr daher auch Brissot ihm nachlief, so sehr er sich bemühte, ihn in die Zirkel seines ihm angemessenen Umgangs zu ziehen, so wenig gelang es ihm. Robespierre folgte ihm überall, ohne sich deswegen im geringsten fester an ihn zu schließen; er beobachtete ihn, und lernte ihn hier vorzüglich, als den so sehr gefährlichen Menschen kennen. — So sehr verächtlich auch Robes-

pierre jene beiden Menschen behandelte, so ließen sich doch beide von ihm nicht zurückstoßen. Einmal sagte er zu Brissot: „Du mußt Carra erdrosseln, damit wir den Kerl los werden, für den die Guillotine zu gut ist.“ Brissot verstand ihn nicht, und glaubte, hier sei nur Carra verächtlich bezeichnet. Mehrern von Robespierre's Freunden, und fast kann man sagen jedem, der ihn aufsuchte, ward sein bestes Zimmer (denn er bewohnte nur zwei) geöffnet. Nur Brissot und Carra wurden, sobald nicht schon jemand da war, nicht eingelassen. Als Brissot ihm hierüber einst Vorwürfe machte, und über diese Mißhandlung sich beschwerte, lachte Robespierre ihn aus, und sagte, er werde das ja wohl noch aus England her gewohnt sein. Mißtrauen könne nie voreilig sein; er würde es selbst wissen, daß mancher sich bei mehrerem Mißtrauen gegen ihn sehr wohlbefunden haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstr. 21.